Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

P Germ 147.1

Bound
JAN 1898

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

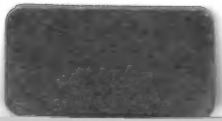
MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817),

9 Jul. — 18 Dec. 1897



MENAMEC Binder

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiundzwanzigster Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1897.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Digitized by Google

P Germ 147.1

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXII

(Juli bis September 1897).

Seite

Friedrich Nippold: Aus dem Bunsenschen Familienarchiv I. II. III. 1. 170. 257.

Emil Kaiser: Gebannt I. II. 19. 135

Graf Paul Greppi: Der Wiener Hof im Jahre 1791 bis 1792 . . 32

Alfred Hegar, Prof. an der Universität in Freiburg i. B.: Gewohnheit 51

Dr. v. Schulte in Bonn: Aus meinen Tagebüchern III. 64

Dr. Anton Schlossar: Erzherzog Johann von Oesterreich über Griechenland 77

Heinrich Gelzer: Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius I. II. 87. 234

Rudolf v. Gottschall: Aus meiner Jugend I. II. III. . . . 97. 214. 340

Heinrich v. Poschinger: Neue Bismarkbriefe 129

Gustav Karpeles: Neues aus dem Leben Heinrich Heines 149

Houston Stewart Chamberlain: Bayreuth und die Kritik 186

Fritz Lemmermayer: Aus Schmerlings Leben I. II. 194. 318

Professor Cesare Lombroso: Atavismus und Entwicklung 207

Leone Fortis: Adelaide Ristori I. II. 223. 333

Nataly v. Eschstruth: Josef Viktor v. Scheffel über Visionen und Vorahnungen 270

v. Helldorf-Bedra: Die heutigen Konservativen in England und Deutschland 285

Eugen Lindner: Eine Lohengrin-Erinnerung 308

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. L. Büchner: Menschliche Pygmäen der Steinzeit 312
M. v. Brandt: Russische Pläne und englische Beklemmungen 328

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Karl Bleibtreu: 1815 116
P. v. Ebart: Aus dem Leben eines deutschen Kleinstaates vor hundert Jahren 243

Kulturgeschichte.

Major a. D. J. Friedheim: Zur Entwicklung des Reisens . 247

Philosophie.

Dr. Fr. Rubinstein: Das wahre Gesicht des Uebermenschen . 371

Kleine Revuen.

M. zur Megede: Litterarische Revue 113
Litterarische Berichte 124. 254. 375
Naturwissenschaftliche Revue 360
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 378

Digitized by Google

Zweiundzwanzigster Jahrgang — Juli 1897 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Aus dem Bunsenschen Familienarchiv		1
Emil Kaiser	Gebannt. Novelle	19
Graf Paul Greppi	Der Wiener Hof im Jahre 1791 bis 1792	32
Alfred Legar, Professor an der Universität in Freiburg in Baden:	Gewohnheit	51
Dr. v. Schulte in Bonn	Aus meinen Tagebüchern. III.	64
Dr. Anton Schlossar	Erzherzog Johann von Oesterreich über Griechenland. Ungedruckte Briefe an den österreichischen Gesandten in Athen A. v. Prokesch von 1837 an	77
Heinrich Gelzer	Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius (Fortsetzung)	87
Rudolf von Gottschall	Aus meiner Jugend. Erinnerungen	97
M. zur Megede	Litterarische Revue	113
Berichte aus allen Wissenschaften		116
Geschichte: Karl Bleibtreu: 1815.		
Litterarische Berichte		375

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau. Von Hans Delbrück. — Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie Herbert Spencers. Von J. M. Bösch. — Vom Rhein zur Adria. Reisestudien und Skizzen von Max Chop. — Reden von Heinrich v. Treitschke im Deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. — Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn 1738 bis 1766. Eine biographische Skizze von F. X. Malcher. — An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente von Bernhard Stern. — Englische sichtbare Sprache. Von Alex. Melville Bell. — Die patentrechtliche Licenz. Eine Studie von Dr. Leo Munk. — Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. Von D. Bernhard Rogge, königl. Hofprediger in Potsdam.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		127

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Für die Reise-Saison empfohlen.

Aus den Umgebungen Wiens.

Schilderungen und Bilder von

Eduard Zetsche.

Mit neunzig Voll- und Textbildern.

Inhalt: Einleitung. — Schönbrunn-Laxenburg. — Der Wienerwald. — An der Donau. — Im Kahlengebirge. — Von allerlei Schlössern und Burgen. — In die Voralpen. — Im Piestingthal. — „Hohe Wand" und „Neue Welt". — In der „Buckligen Welt". — In den Bergen des Semmerings. — Der Schneeberg. — Auf der Raxalpe. — Im Oetschergebiet. — Im Gebiete des Dürrensteins.

Fein in Leinwand gebunden. Preis 5 Mark.

Solch ein prächtiges, anziehend geschriebenes und liebevoll ausgeführtes Bild der Umgebungen Wiens in Wort und Zeichnung fehlte bisher, trotz aller Prachtwerke über die Kaiserstadt.

Seemanns litterarischer Jahresbericht.

Berlin in farbigen Naturaufnahmen

von **Otto Troitzsch.**

Zwanzig Farbenlichtdrucke mit dreisprachigem Text.

Bildgrösse $12^1/_2 \times 17^1/_2$ cm, Kartongrösse 20×25 cm.

Inhalt: Reichshaus. — Siegessäule auf dem Königsplatz. — Brandenburger Thor. — Unter den Linden: Kaffee Bauer und Kaffee Kranzler. — Palais Kaiser Wilhelms I. — Denkmal Friedrichs des Grossen. — Königliche Universität. — Königliches Opernhaus. — Schlossbrücke und Ruhmeshalle. — Museum und Denkmal Friedrich Wilhelms III. — Nationalgalerie und Denkmal Friedrich Wilhelms IV. — Börse. — Königliches Schloss und Begasbrunnen. — Rathaus. — Königliches Schauspielhaus. — Potsdamer Bahnhof. — Belle-Alliancebrücke am Halleschen Thor. — Victoriapark und Kriegerdenkmal. — Mausoleum (Aeusseres). — Mausoleum (Inneres).

In eleganter Leinwandmappe mit Gold- und Farbendruck. Preis 5 Mark.

Von den mannigfachen Naturaufnahmen, die in letzter Zeit erschienen sind, dürften die vorliegenden wohl eine der ersten Stellen einnehmen. Sie sind von einem fast zauberischen Farbenschmelze, von einer wahrhaft künstlerischen Gesamtentwicklung und von einer Sauberkeit in der Einzelausführung, die Bewunderung erregen muss. **Deutsche Tageszeitung, Berlin.**

... Das eine aber ist sicher, dass wir noch nie so künstlerisch vollendete farbige Ansichten von Berlin gesehen haben, als in diesem Album, und dass wir kein anderes dem Fremden, der ein Andenken an Berlin mit in die Heimat nehmen will, wärmer empfehlen können als dieses.

Post, Berlin.

Nilfahrt.

Von

C. von Gonzenbach.

Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella.

In höchst eleganter Ausstattung und prächtigem Original-Einband. Preis 20 Mark.

Es lässt für den, der selbst eine Nilfahrt unternehmen will, sich kaum eine gründlichere Vorbereitung denken, als wenn er sich in diese anziehend geschriebenen Tagebuchblätter vertieft und dazu die an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder sich ansieht. Dass die Verlagshandlung durch splendiden Druck, hübsche Ausführung der Illustrationen und geschmackvollen Einband das Ihrige gethan hat, um das Buch zu einer überall willkommenen Festgabe zu machen, das wird man nicht anders erwarten dürfen. **Schwäbischer Merkur.**

Cicerone

durch das

alte und neue Aegypten.

Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes

von

Georg Ebers.

Mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten.

Zwei Bände. Preis geheftet 12 Mark; in einem feinen Leinwandband 13 Mark.

Dass künftighin gebildete Menschen deutscher Zunge ohne dieses Werk nach Aegypten reisen möchten, können wir uns nicht vorstellen; sie würden auf den denkbar besten Reisebegleiter verzichten, während mit diesem Buche jedem erst das volle Verständnis des wunderbaren Nillandes sich aufschliesst.

Sonntagsblatt des „Bund".

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Aus dem Bunsenschen Familienarchiv.[1]

Die im November- und Dezember-Heft 1895 und im Februar-Heft 1896 der „Deutschen Revue" unter den Titeln: „Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851" und „Briefwechsel zwischen Berlin, Koblenz und London vom Jahre 1851" veröffentlichten Dokumente waren von dem Herausgeber G. v. Bunsen nur als Einleitung weiterer Veröffentlichungen gedacht worden. Die Erkrankung und der Tod des vielbetrauerten Staatsmannes und Philanthropen sind der Ausführung dieser Absicht bisher hemmend in den Weg getreten. Das heutige Heft beginnt nun mit einer Fortsetzung der noch von dem Heimgegangenen persönlich gesichteten und geordneten Auszüge aus einem umfassenden „fürstlichen und politischen Briefwechsel".

Um keine weitere Verzögerung eintreten zu lassen, sehen wir für diesmal von der in weiten Kreisen gewünschten biographischen Charakteristik des Herausgebers selber ab, um statt dessen seine eigne Arbeit für ihn reden zu lassen. Es sind vielumfassende Studien aus einer Reihe von Jahren, welche sowohl den bisher veröffentlichten wie den noch folgenden Einzelaufsätzen zu Grunde liegen. Die gesamte einschlägige Litteratur in Memoiren wie in Geschichtswerken war von G. v. Bunsen sorgsam verglichen und excerpiert worden. Seit der Rankeschen Ausgabe der einen Seite des Briefwechsels zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und dem Vater des nunmehr Entschlafenen ist dem letzteren wohl keine einschlägige Veröffentlichung von einiger Bedeutung entgangen. Es war zunächst das Sohnesinteresse an der geschichtlichen Stellung seines großen

[1] Gleichzeitig mit der Drucklegung der in den nachfolgenden Heften zur Veröffentlichung kommenden Dokumente ist aus dem gleichen Archiv noch eine andre Sammlung zur Presse (Verlag von Jansa, Leipzig) gegangen. Dieselbe enthält die vertrauten Briefe sowohl der römischen Kardinäle und Nuntien wie der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe, welche mit Bunsen im Briefwechsel standen. Bisher sind von diesen für die zwei ersten Jahrzehnte seit der Restauration des Papsttums und der Rückwirkung derselben auf Deutschland hochbedeutsamen Aktenstücken nur die Briefe des Kölner Erzbischofs Graf Spiegel veröffentlicht worden. Die philologisch-kritische Herausgabe ist von Prof. Reusch in Bonn übernommen worden, welcher zugleich die sämtlichen Dokumente mit den zum geschichtlichen Verständnis notwendigen Anmerkungen versehen hat.

Digitized by Google

Vaters, welches ihn Werke wie die Radowitzschen Gesammelten Schriften, die Gerlachschen, Natzmerschen und Roonschen Denkwürdigkeiten, die Bernhardischen Tagebücher, die Selbstbiographie des Herzogs von Coburg, die Werke von Pauli, Sybel, Oncken und so weiter ebenso genau verfolgen ließ wie die tendenziösen Angriffe auf das Andenken Bunsens bei Janssen, Reumont und andern. Aber weder die in den erstgenannten Werken gebotenen Ergänzungen zur Biographie Bunsens, noch die zum Selbstgericht über ihre Urheber gewordenen Schmähungen ließen eine neue Klarstellung der persönlichen Wirksamkeit eines Mannes, dessen Leben klar vor aller Augen liegt, als nötig erscheinen.

Anders stellte sich die Sache seit dem Erscheinen der letzten Bände von Treitschkes Deutscher Geschichte. Die Persönlichkeit Bunsens ist darin mit offenkundigem Uebelwollen behandelt. Als eines der Glieder des engeren Freundeskreises Friedrich Wilhelms IV. erscheint er Treitschke als mit verantwortlich für die Mißerfolge, vor denen er vergeblich gewarnt hatte. Der zahlreichen persönlich verletzenden Ausfälle gegen seinen Vater ungeachtet hat G. v. Bunsen die hervorragende Bedeutung des Treitschkeschen Werkes ebenso freudig anerkannt, als er den Charakter seines Verfassers hoch schätzte. Aber die im weiteren Verlaufe des Werkes stetig zunehmende Menge von thatsächlichen Irrtümern und einseitigen Urteilen ließ ihm die Richtigstellung nicht weniger bedeutsamer Epochen unsrer Geschichte je länger je wünschenswerter erscheinen.

Die zu diesem Behufe angelegten Auszüge aus dem Treitschkeschen Werke und seine eignen Bemerkungen dazu hatte G. v. Bunsen Herrn v. Treitschke selber vorzulegen beabsichtigt. Denn es schien ihm kaum anders möglich, als daß die Wucht der — Treitschke entweder völlig unbekannten oder wenigstens von ihm übersehenen — Thatsachen sich diesem nicht selber aufdrängen müsse. Ueberdies hatte ja der begeisterte Vorkämpfer unsrer nationalen Einheit in der Darstellung der Vorgeschichte derselben sich selber im Lichte gestanden, wenn er gerade solche Männer, deren Wirksamkeit demselben Ziele vorarbeitete, völlig verkannte. Gerade wenn man seinen patriotischen Zorn über die den preußischen Staatsgedanken so lange Zeit völlig lahmlegende „Eunuchenpolitik“ ihm durchaus nachempfindet, wird man mit doppeltem Eifer den Wegen nachgehen müssen, auf welchen dieser Staatsgedanke zu neuem Leben erweckt und dadurch zugleich zur festen Grundlage des geeinigten deutschen Reiches gemacht wurde. Bei den Vorarbeiten dazu aber ist der Mann mit in erster Reihe beteiligt gewesen, welcher in der Zeit des tiefsten Niederganges Preußens und Deutschlands (in der Widmung seines „Hippolytus“ an den Jugendfreund Richard Rothe) der festen Glaubensüberzeugung Ausdruck verleihen konnte:

> Wissend auch, daß unserm Volke ward ein göttlich hohes Pfand,
> Daß der Geist des Herren wehet noch im großen Vaterland,
> Daß er heilen will, was siechet, einen, was zerrissen ward,
> Und verklären sich aufs neue in der freien deutschen Art.

Das persönliche Interesse des Sohnes trat jedoch im Laufe der Jahre gegen andre noch um vieles bedeutsamere Aufgaben zurück, deren würdige Erfüllung

dann freilich nicht ohne mannigfache Verzögerung möglich war. Auf der einen Seite war es nämlich der große Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen, auf der andern Seite der Prinz-Gemahl von England, deren Persönlichkeiten unwillkürlich in den Vordergrund traten.

Das enge Vertrauensverhältnis Bunsens zu Kaiser Wilhelm I. ist von den Anfängen ihrer persönlichen Beziehungen in den Jahren 1822 und 1844 an durch die Revolutions- und Reaktionszeit hindurch ein stets innigeres geworden. Man kann geradezu sagen, daß es innerlich noch fester begründet war als die lebhaften Gefühlsregungen Friedrich Wilhelms IV. Nur um so mehr aber mußten die ins Auge gefaßten neuen geschichtlichen Beiträge sich obenan die Aufgabe stellen, den Begründer des neuen Deutschen Reiches in seinem persönlichen Entwicklungsgange Schritt für Schritt zu verfolgen.

Einen wichtigen Einzelbeitrag hiefür bot bereits die durch G. v. Bunsen ermöglichte Veröffentlichung der Denkschrift des Prinzen von Preußen vom 19. Mai 1850 durch Sybel (Historische Zeitschrift 1893, S. 90—93). Man braucht nur den Wortlaut dieser Denkschrift mit der Mitteilung der Roonschen Denkwürdigkeiten (I, S. 240 ff.) über die Haltung des Prinzen von Preußen im November 1850 zu vergleichen, um seine Stellung zu der damaligen — sich selber so nennenden — „Camarilla" klar vor Augen zu haben. Der enge Zusammenhang dieser Dokumente mit den — aus dem einschlägigen fürstlichen Briefwechsel in der „Deutschen Revue" beleuchteten — Ereignissen des Jahres 1851 bedarf für keinen Geschichtskundigen einer weiteren Beleuchtung. Die genaue Sammlung der schon heute zur Verfügung stehenden Dokumente über den Entwicklungsgang des Prinzen bis zur Uebernahme der Regentschaft zeigt aber überhaupt in überraschender Weise, wie früh der spätere Kaiser über die Ziele wie über die Mittel seiner nachmaligen Politik im klaren gewesen ist. Jeder neue Einblick fügt neue Belege hinzu über die Richtigkeit seiner Anschauungsweise und die Festigkeit seines Willens. Das ihn in seiner Berufserfüllung unabläßig leitende Pflichtgefühl, welches ihn nachmals befähigt hat, die richtigen Gehilfen zu finden und allen Angriffen gegenüber zu stützen, hat schon seine Lehr- und Wanderjahre hochbedeutsam für die ganze Zukunft gemacht.

Als ein ebenso echt deutscher Fürst und zugleich dem zukünftigen ersten Kaiser aufs engste verbunden erweist sich Prinz Albert. Schon die bisherigen Veröffentlichungen der „Deutschen Revue" werden ihn auch dem deutschen Publikum gerade in dieser Beziehung näher gerückt haben. Ebenso wie der Prinz von Preußen hat auch Prinz Albert gerade mit Bunsen im vertrautesten Briefwechsel gestanden. Aber eine vorzeitige Veröffentlichung der einen Hälfte dieses Briefwechsels würde ein ebenso einseitiges Bild zu Tage gefördert haben wie seinerzeit die Rankesche Ausgabe der Briefe Friedrich Wilhelms IV. Um statt dessen ein vollständiges objektives Bild zu ermöglichen, hat Georg v. Bunsen alle einschlägigen, sowohl deutschen als englischen Quellen heranzuziehen gesucht. Die Dokumente seines Hausarchivs sind unter anderm durch eine Reihe wichtiger unbekannter Quellen ergänzt worden, die sich in englischen Archiven

befinden und deren Benutzung ihm durch hohe persönliche Fürsprache ermöglicht war.

Aber je reicher das Material wurde, desto höher wuchs die Verantwortlichkeit für die richtige Verwertung. Jede Zeile der Einleitungen und Anmerkungen zu den geplanten Einzelveröffentlichungen erheischte die sorgsamste Erwägung. Dies die Ursache, daß dem treuen, gewissenhaften Arbeiter die Freude an der vollendeten Arbeit nicht mehr selber zu teil werden sollte.

Um so unzweideutiger ergab sich für die nunmehrigen Herausgeber die Pflicht, die ihnen genau bekannten Absichten von G. v. Bunsen so zur Ausführung zu bringen, wie sie diesem selber vor der Seele gestanden hatten. Wie die früheren, so sollen daher auch die jetzigen „Ausschnitte" aus unsrer Vergangenheit so viel als möglich in abgerundeten Einzelbildern erscheinen. Dabei sollen jedesmal die Dokumente für sich selbst sprechen und nur von den notwendigsten Erläuterungen begleitet werden.

I. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1844.[1])

1. Briefe des Prinzen an Bunsen vor Antritt der Reise.

Homburg den 25./7. 44.

Empfangen Sie meinen besten Dank für die so schleunige Besorgung meiner Dienstangelegenheit. Die Antwort ist mir natürlich sehr erfreulich gewesen; doch kann ich aber nicht daran denken, vor der Niederkunft[2]) und vor Ablauf der ersten drei Wochen einzutreffen, wohl verstanden, daß alles glücklich gehet. Freilich verliehre ich dadurch die letzten Reste der Saison und den Glanz Londons; indessen da mein Besuch der Königin diesmal allein gilt, so muß ich auf alles verzichten und dies auf ein 2. mal aufsparen. Ich würde also, wenn wir gute Nachrichten erhalten, mich so einrichten, daß ich gegen Ablauf der 3. Woche in London einträfe, was also rélatif vor oder nach dem 12. August sein würde.

Doch Sie wissen, daß mir der König im Fall der Nicht-Annahme in Windsor die Regierungsgeschäfte vom 1. an auf 14 Tage übertragen wollte. Ich muß also abwarten, wie er die Antwort des Prinzen Albert ansiehet. Ich habe bereits vorgestern durch den Télégraphen angefragt, aber noch keine Antwort. Da ich Herrn Thile aber nicht länger aufhalten darf, für dessen Sendung ich

---

[1]) Die Reise des Prinzen von Preußen durch England im Juli und August 1844 ist in Bunsens Leben II, S. 268—269 von dessen Witwe in Kürze geschildert. Dem Umstande, daß sie selber damals nicht in London anwesend sein konnte, verdanken die jene Reise schildernden Briefe Bunsens vom 24. Juli (a. a. O. S. 269), 7. und 30. August (S. 272), 5. und 9. September (S. 274) ihren Ursprung. Denselben ist zugleich das seither auch von Ranke (S. 122) veröffentlichte Schreiben des Königs vom 20. August 1844 (S. 272) beigefügt. Die heutigen Ergänzungen bringen an erster Stelle zwei vor Antritt der Reise geschriebene Briefe des Prinzen, sodann mehrere während der Reise geschriebene briefliche Mitteilungen Bunsens an Stockmar und endlich den eingehenden Bericht über die Reise an den König.

[2]) Der Königin Victoria.

Ihnen sehr dankbar bin, so habe ich den Stand der Dinge dem Prinzen Albert mitgetheilt, mir eine fernere Mittheilung an denselben und an Sie vorbehaltend.

Da mein Aufenthalt nur 16—18 Tage dauern kann, indem ich den 1. September jedenfalls London verlassen muß, so muß ich mich auf London beschränken, wenn nicht die Dampfschnelligkeit mich zu Excursionen verleitet.

Hoffentlich auf Wiedersehen in Ihrem Hôtel!

Ihr

Prinz von Preußen.

*

Homburg, den 26./7. 44.

Soeben erhalte ich Ihr 2. Schreiben vom 23. d. M. Ich sehe aus demselben, daß ich bereits früher erwartet werde, als es mir Ihr erstes Schreiben als rätlich erscheinen ließ und unsere Berliner Unterredungen zuließen. Darum habe ich Ihnen auch gestern geschrieben, daß ich erst in der 3. Woche nach der Einladung eintreffen würde, und schrieb so auch an Prinz Albert. Wenn ich nun aber sehe, daß man mich jedenfalls vor der 3. Woche erwartet, so bin ich natürlich nur zu bereit, früher zu reisen, wenn Sie gewiß sind, daß es keinen nachtheiligen Eindruck macht, wenn ich schon andere Besuche mache, ehe ich die Königin sehe. Auf alle Fälle glaube ich aber doch die Entbindungs-Nachricht abwarten zu müssen, wenn Sie mir nicht umgehend schreiben, daß ich auch dieses nicht abzuwarten brauche. Freilich kann ich nun doch nicht darauf rechnen, in Southampton zu sein, was ich sehr betraure, und auch der Hochzeit in Trentham nicht beiwohnen, weil dies alles schon in den nächsten Tagen ist. — Uebrigens bin ich sehr geschmeichelt, daß man schon freundlich für mich sorgt, auch ohne mich zu kennen, und muß nur wünschen, daß man mich nicht après coup fallen läßt, namentlich da ich nicht englisch spreche.

Mein Plan würde nun noch dahin gehen, sogleich nach erhaltener Nachricht der Entbindung abzureisen, in Carlton House-Terrace einzukehren und von dort aus die weiteren Operationspläne zu treffen. Sollte sich die Niederkunft ungewöhnlich verzögern, so erwarte ich also, umgehender Post, ob Sie mir gewissenhaft rathen können, schon vor derselben sogar einzutreffen.

Ich habe heute auch per télégraph die Genehmigung des Königs zur Reise erhalten, indem Prinz Wilhelm die Geschäfte übernehmen wird. So sehe ich mich also dem Ziel schon nahe gerückt, was mich ganz heiß macht! Wenn nur nichts dazwischen kommt!

Ihr

Prinz von Preußen.

2. Briefe Bunsens an Stockmar während der Reise.

Carlton Terrace, Freitag, 9. August.

Verehrter Freund!

Fortunatus Wünschhütlein existirt also noch, und zwar in Windsor Schloß! Kaum eingekehrt, gehe ich aus, esse und finde beim Zuhausekommen Ihren gütigen

Brief: kaum am Morgen aufgestanden, meldet sich Lord Hardington, in Folge der von Sir Robert Peel ihm bereits zugekommenen Befehle Ihrer Majestät, und so geht es den ganzen Tag, so daß ich gegen Abend dem Prinzen eine lange Liste von gnädigen Anordnungen und Anerbietungen zugeschickt habe. Ich eile, Ihnen meinen innigsten Dank für Ihre gütige, wahrhaft freundschaftliche Vermittlung abzustatten, indem ich diese selbst wieder in Anspruch nehme, um meine unterthänige Dankbarkeit dem Prinzen und Ihrer Majestät zu Füßen legen zu können.

Der Dampfer „Prinzeß Alice" wird von Sonntag Nachmittag zu des Prinzen Verfügung in Ostende sein.

Ich denke, Montag früh wird einer vom Gefolge dem Prinzen voraneilen.

Capt. Meynell ist mir von der Zeit des königl. Aufenthaltes wohl bekannt und mir immer so erschienen, wie Sie ihn schildern.

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit dieser Zeilen: es ist Posttag, und tausend Geschäfte stürmen auf mich ein.

Mit wahrer Verehrung

Bunsen.

*

Carlton House Terrace, Sonnabend früh 17. August 1844.

Verehrter Freund!

Der Prinz trägt mir auf, Sie ergebenst zu bitten, Ihrer Majestät der Königin den schönsten Dank zu melden für die überaus gnädige Einladung nach Windsor, zum 31. dieses bis einschließlich zum 3. September. Der Prinz hat den König in Folge des Unterbleibens des Aufrufs der Landwehr zu den Uebungen in Ostpreußen um Verlängerung Seines Urlaubs bis zum 18. September (dem Vorabende des Beginnes der Uebungen der Garden, der vom Prinzen selbst befehligten Heeresabteilung) gebeten, was wegen der Nothwendigkeit der Reise über den Haag die Abreise am 8. oder früh am 9. bedingt.

Diese Verlängerung (welche natürlich erfolgt) hat der Prinz ganz besonders deswegen gewünscht, weil er alsdann hoffen durfte, Ihrer Majestät nach vollendeter Herstellung aufwarten zu können. Der gnädige Befehl der Königin kommt diesem Wunsche so schön entgegen, daß der Prinz doppelt dankbar dafür ist.

Dem gnädigsten Befehle gemäß werde ich mit dem Gefolge des Prinzen aufzuwarten die Ehre haben. Dies besteht aus Graf Königsmark, Adjutant, Graf Pückler, Hofmarschall, Freiherr v. Schleinitz (ehemaliger Geschäftsträger in London), Kammerherr Seiner Königlichen Hoheit.

Capt'n Meynell habe ich von Ihrem Schreiben und dieser Antwort sogleich Kenntniß gegeben.

Mit wahrer Freundschaft

Der Ihrige

Bunsen.

Apethorpe, Mittwoch 27. August 1844.

Mein verehrter Freund!

Hier sind wir, vom hohen Norden Großbritanniens im äußersten Osten, um morgen nach dem entferntesten Westen zu fliegen. Wir werden in Badminton 48 Stunden bleiben und Sonnabend in Slough eintreffen, mit dem Zuge, welcher um 5 Uhr 25 Minuten dort ankommt.

Seit meinem letzten Schreiben ist der, vom König dem Prinzen noch nachgesandte, Baron v. Berg zu uns gestoßen, um den Prinzen zu begleiten. Er war als Attaché bei der Krönung mit Fürst Puttbus und kennt England sehr gut. Für ihn also möchte ich mir, im Namen des Prinzen, durch Ihre freundschaftliche Vermittlung die Erlaubniß Ihrer Majestät erbitten, daß er den Prinzen nach Windsor begleiten dürfe. Den 26. haben unsere innigsten Wünsche begrüßt. — Wir haben viel gesehen, und, für den Zweck, alles gut und sehr glücklich. Der Zweck war, dem Prinzen eine Anschauung von dem zu geben, was Englands Größe ausmacht, was sie gegründet hat und erhält. In diesem Sinne hat er, nach Woolwich, Portsmouth gesehen, und (eines der beiden geistigen Zeughäuser) Oxford; von Städten Edinburgh, Glasgow, Liverpool; von Sitzen: Runchom (mit dem Erzbischof) und Drayton mit Peel; außerdem noch Stowe, Chatsworth, Warwick, Hamilton, Belvoir und Apethorpe, den väterlichen Sitz des Gesandten der Königin in Berlin; von den Naturschönheiten zwei der Seen von Westmoreland. Wir beschließen den Zug mit Badminton, um dann dahin zurückzukehren, wo der Prinz angefangen — nach Windsor. Die Heeresübungen in Preußen sind abbestellt: der Prinz schifft sich also Sonnabend Abend den 8. ein, um einen Tag wenigstens für den Haag zu gewinnen; wenn irgend möglich, wird er jedoch nach Ostende gehen, um den König Leopold, der ihm sehr freundlich ein Stelldichein angeboten, persönlich zu begrüßen. Am 16. beginnen seine Garden ihre Uebungen vor dem Könige. — Die wenigen Tage in London werden gerade hinreichen, um das Nothwendigste dort zu sehen.

Der Eindruck des Gesehenen auf den Prinzen ist ganz der, welchen ich gewünscht und gehofft: in einem Grade, der selbst meine Hoffnungen übertrifft und meine Wünsche reichlich erfüllt. Gott sei dafür gedankt! Mündlich mehr! Unterdessen herzlich

Ihr

Bunsen.

*

Wl., Dienstag 3 Uhr 1844.

Mein verehrter Freund!

Ich finde, daß sämmtliche Herren von des Prinzen Gefolge, die auf der ersten Liste standen, eingeladen sind, was ihnen große Freude macht und dem Prinzen nicht weniger. Herr v. Berg aber, den ich erst später anmelden konnte, weil er später vom König nachgesendet wurde, ist nicht eingeladen.

Sollte dieß nicht absichtlich sein, sondern von jenem zufälligen Umstande herrühren, so möchte ich wohl wünschen (in des Prinzen Seele), daß H. v. B.

auch mit einer Einladung beehrt würde. Er ist der Intelligenteste und Gebildetste in der Adjutantensphäre, die sich um den Prinz bewegt, und sehr anglophil.

Ich selbst erwartete gar keine Einladung und erfreue mich also derselben um so mehr; sie kommt mir eben von London zu.

Herzlich der Ihrige

Bunsen.

*

C. T., Sonnabend 2 Uhr 1844.

Soeben erhalte ich Ihre lieben Zeilen. Von Sir James ist noch nichts eingegangen, es wird aber gewiß erfolgen; ich brauche die Papiere jetzt gar nicht.

Ihr Lesciap. von 1842 kopirt erfolgt anbei.

Ich gehe, meine Kinder zu umarmen, und bin Montag früh, von 11 Uhr präcis an, Ihres zugesagten Besuches gewärtig, je früher desto besser.

In treuer Freundschaft

Bunsen.

*

Der Prinz wird um 4 Uhr in Greenwich sein, und um 7½ sich einschiffen. Er wünscht noch ganz besonders, daß durch Ihre gütige Vermittlung Ihrer Majestät und dem Prinzen Albert ausgesprochen werde, wie sehr er sich durch die ihm gewordene Auszeichnung, Ihre Majestät die Königin zur Kapelle haben führen zu dürfen, geehrt und geschmeichelt fühlt. Ich bin überzeugt, daß es den König nicht weniger rühren wird, daß gestern Seine Gesundheit ausgebracht worden.

Eine lange Unterredung mit dem Prinzen diesen Morgen hat alle meine Hoffnungen und Wünsche hinsichtlich des Eindruckes von England auf Sein Gemüth im höchsten Grade erfüllt. Gott gebe Seinen Segen dazu!

3. Bericht Bunsens an den König nach der Reise.

London, den 9. September 1844.

Eurer Königlichen Majestät

beeile ich mich über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England einen geheimen, rückhaltslosen Bericht zu erstatten.

Eure Majestät werden geruhen Sich zu erinnern, daß ich von Anfang an den Gedanken dieser Reise mit freudiger Zuversicht begrüßte, trotz der mannigfachen Bedenken, welche die Umstände der Ausführung entgegensetzten. Ich gab mich der Hoffnung hin, daß eine Anschauung der englischen Zustände manche Vorurtheile beseitigen, das edle, ritterliche, fürstliche Herz des Prinzen öffnen und seinen politischen und kirchlichen Gesichtskreis erweitern werde. Ich wagte auch zu hoffen, daß dieser Aufenthalt Gelegenheit geben würde, in dem Herzen des Prinzen die frühere gnädige Zuneigung gegen mich so weit wenigstens herzustellen, daß er spätere Vorurtheile und ungünstige Meinungen fahren ließe. Durch alles dieses wagte ich zu hoffen, daß ein näheres Verständnis mit Eurer

Majestät gefördert werden dürfte, zum Heile des Landes und zum Besten der Monarchie.

Eurer Majestät gnädigstes Schreiben von Erdmannsdorf machte mir die größte Offenheit gegen den Prinzen von Neuem zur Pflicht.

Es erfüllt mich mit der größten Dankbarkeit gegen Gott, daß jene Hoffnungen und Eurer Majestät Wünsche hinsichtlich des Prinzen in einem Grade erfüllt worden sind, welcher alle meine Erwartungen übertrifft.

Erlauben mir Eure Majestät, daß ich meinen gedrängten, aber rückhaltslosen Bericht in drei Abschnitte theile, indem ich Eurer Majestät zuerst einiges Charakteristische über die Reise vortrage, dann meine Gespräche mit dem Prinzen über Staat und Kirche nach ihrem wesentlichen Inhalt mittheile und endlich des Prinzen persönliche Aeußerungen über mich und meine Stellung Allerhöchstdenselben ehrfurchtsvoll melde.

Die Grund-Idee, von welcher ich bei der Reise des Prinzen ausging, war die, daß ich vorzugsweise dasjenige in Vorschlag brächte, was diesem Fürsten die Größe, Macht und Herrlichkeit Englands zeigte und ihm so viel als möglich die Quellen derselben anschaulich machte: also die Denkmäler und die Ursachen der Größe Englands.

Der Prinz genehmigte dieses, und der Eindruck war über alle Erwartung. Ich kann Eurer Majestät nicht genug sagen, wie treffend die Bemerkungen, wie verständig und auf den Kern der Sache eingehend alle Fragen und Erkundigungen des edlen Fürsten waren. Die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Städte fand er mit der größten Ehrfurcht vor der Monarchie, mit der feinsten Achtung vor allem Aristokratischen und mit geregelter Gesetzlichkeit verbunden; er bemerkte, wie der Geist der Gemeinschaft in den rein bürgerlichen und gewerblichen Angelegenheiten ganz frei die großen Denkmäler der Städte geschaffen; wie aber die monarchisch aristokratische Natur des germanischen Königthums das republikanische Element an seinen richtigen Platz gesteckt und in der Regierung des Reiches zwar billig berücksichtigt, aber doch untergeordnet. Glasgow, das aus nichts die dritte Stadt des Reiches geworden und jetzt an den beiden Meeren seinen Hafen hat, traf ihn besonders in dieser Beziehung. Die Stadt hat den Hügel hinter der alten verlassenen Kathedrale als Denkmal-Kirchhof benützt und mit den Grab- und Ehrendenkmälern ihrer großen Mitbürger prachtvoll geschmückt. Es war am 24. August, daß wir die herrlichen Inschriften auf dem Postamente der Säule lasen, welches das 16′ hohe vortreffliche eherne Standbild von John Knox trägt, worin es heißt:

On the 24. of August 1559 J. K. presented the confession of faith to the Scottish Parliament, which declared Popery to be no more the religion of the country. Eine andere Stelle der Inschrift sagte, die Stadt habe dieses Denkmal auf der Spitze des Hügels dem Manne errichtet „who never feared man", in der festen Ueberzeugung, daß Schottland seine ganze Größe „der gesegneten Reformation" verdanke. Weiter zurück nach dem Abhange stand in bescheidener Größe das Denkmal von Watts, dem Erfinder der Dampfmaschinen:

der Mann, ohne welchen der Prinz nicht in 14 Tagen beide Reiche durchfliegen konnte, neben dem Heros, ohne dessen Geist der Prinz an diesem Flecke nichts Merkwürdiges gesehen haben würde, als eine mittelalterliche Kirche!

Der Fürst erfreute sich allenthalben in diesen großen Städten der Zeichen der größten Achtung und Liebe. Als er in Liverpool ganz spät in der Nacht angekommen, am nächsten Morgen mit dem Mayor in dessen Staatswagen die Stadt durchfuhr, läuteten alle Glocken: die ungeheuere Volksmenge drängte sich, ohne je beschwerlich zu fallen, auf seinen Schritten: die vielen hunderte von Schiffen (17000 liegen im Laufe des Jahres hier) flaggten wie an hohen Festtagen mitten unter der preußischen Flagge, die auf jedem Schiffe aufgezogen wurde, das er betrat; die Kaufmannschaft, in der großen Börsenhalle vereinigt, schwang ehrerbietig ihre Hüte und brachte ihm ein donnerndes Lebehoch, und bei der Rückfahrt um 11 Uhr wehten von 100 Fenstern die Tücher der vornehmsten Frauen, und Segenswünsche erschollen von den Umstehenden. Der Prinz sagte und befahl mir englisch zu wiederholen: „er wisse wohl, daß er diese liebevolle Aufnahme der Liebe verdanke, welche die Einwohner gegen den König, seinen Bruder, hegten, und der Achtung und Zuneigung, deren sich der preußische Name in dem Lande seiner Waffenbrüder erfreue: er danke aber nicht weniger herzlich, daß sie ihm so viel Ehre und Liebe erwiesen, ohne ihn zu kennen."

Was würde der Prinz aber erst von dieser Liebe und Achtung gesehen haben, wenn die Reise nicht ein Durchflug im eigentlichen Sinne gewesen wäre, wobei es meistentheils gar nicht einmal möglich war, den Behörden auch nur bei der Ankunft wissen zu lassen, daß der Prinz von Preußen in ihren Mauern weilte! Wie oft, wo man es nur zufällig beim Pferdewechsel erfuhr, strömte das Volk nach der Kirche, um ein festliches Geläut anzustimmen.

Diese herzliche Liebe des englischen und schottischen Volks zu dem ersten evangelischen Fürstenhause und zu den Waffenbrüdern von Waterloo zeigte sich auch thätlich bei allen bürgerlichen Körperschaften. Ohne Verabredung unter einander verweigerten die Direktionen aller Eisenbahnen im Lande, irgend einen Pfennig anzunehmen für einen Extrazug (special train), den wir fast allenthalben nötig hatten, um das Unmögliche zu leisten, was uns aufgelegt war. „Es ist uns eine Ehre, einen preußischen Prinzen ganz allein zu der ihm beliebigen Stunde und der ihm gefälligen Frist (z. B. 50 Millien die Stunde) auf unserer Bahn fortzusenden: aber er darf nicht mehr bezahlen, als wenn er auf einem gewöhnlichen Zuge führe." Der oberste Ingenieur führte immer persönlich den Zug. In Liverpool gab sogar die Direktion jenen Betrag zurück, und Eurer Majestät Konsul wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sie bat, das Geld einer mildthätigen Anstalt zu schenken.

So viel von den Städten und Bürgern. Der Prinz sah und fühlte, daß die Monarchie des neunzehnten Jahrhunderts nicht groß sein könne, als mit großen, freien, reichen Städten; daß hier die Baronieen der Gegenwart sind, und daß das Geheimniß wahrer germanischer Staatsweisheit darin bestehen muß, die Einsicht, Thatkraft und Reichthümer, welche sich hier erzeugen, dergestalt

mit dem Landbesitze in Verbindung zu setzen, daß alle gemeinschaftlich dem Landadel, der landsässigen Ritterschaft, durch Assimilation des Lebens, durch gemeinsames politisches Recht und durch Heirath und Erbschaft zufließen und in ihren höchsten Potenzen allmählich die Pairie in Gut und Blut verjüngen helfen.

Die Stellung des hohen Adels im Lande wurde dem Fürsten recht anschaulich beim Besuche der großen, zum Teil königlichen Landsitze desselben. Er sah den Reichthum und das Ansehen von Jahrhunderten jung und frisch in den gothischen Mauern von Belvoir, Lowther und Warwick, wie in den klassischen Räumen von Stowe und Chatsworth und Hamilton grünen und blühen. Er sah auch hier die unsichtbaren Fäden, welche das Mittelalter und die neue Zeit, alten und neuen Adel, Geschlecht und Ruhm, Ruhm und Reichthum verbinden. Er sah, wie die Schlösser die Mittelpunkte politischen Einflusses sind, der Stolz des Landes, Gegenstand der Liebe und Verehrung der freien Mitbürger. Auch hier (wie er selbst bemerkte) vermittelt die Monarchie die beiden Elemente, das aristokratische und demokratische, und erhält sie, indem sie ihnen gesetzliche Schranken anweist und beide über die Genußsucht und den Egoismus zur Liebe des gemeinsamen, geliebten Vaterlandes erhebt. „Wie viel glücklicher (sagte er) leben diese englischen Großen als die kleinen deutschen Fürsten."

Auch von dem Leben der zweiten Aristokratie Englands, der gentry, sahen wir manches. Lord West-Moreland führte ihn zu einer alten, unbetitelten, landsässigen Familie, Mr. Tryon, die mit ihm und andern adeligen Häusern vielfach verwandt war. Ich hatte die Freude, ihm Leigh-Court und Kings Weston, die Landsitze der Familie Miles (Bürger von Bristol, der Vater und die Söhne Parlamentsmitglieder für Stadt und Grafschaft), und das daran stoßende Blaise Castle, Eigentum des kunstliebenden Mr. Harford, einst Quäkers und Kaufmanns, dann Anglikaners, Parlamentsmitgliedes und Uebersetzers des Agamemnon von Aeschylos, zu zeigen. Der Herzog von Beaufort begleitete den Prinzen und fand sich dort ebenso zu Hause wie die andern Gäste, nur daß er mit aller einem Pair und Herzoge gebührenden Ehrerbietigkeit ausgezeichnet wurde.

Endlich sah der Prinz mehrere der großen Männer, welche Englands Schicksal im Dienste der Krone lenken: Wellington, Peel und Aberdeen. Der Held von England that für den Prinzen, was er *nie* gethan: er führte ihn selbst allenthalben, wo es nur ihm nützlich sein konnte. Es fiel nicht schwer, ihn bei diesen Gelegenheiten dahin zu bringen, sich über fast alle wichtigen Punkte der Politik auszusprechen. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, diese Aussprüche nächstens zusammengestellt Eurer Majestät vorlegen zu dürfen. Mit Peel und Aberdeen berührte der Prinz auch die Verfassungsfrage und das Verhältniß zu Eurer Majestät als Staatsminister und General. „Was die Verfassung betreffe, so sehe er wohl ein, daß man vorwärts gehen müsse, allein er sei der Ansicht, daß er Eurer Majestät und dem Lande am besten diene, wenn er gegen alle nicht offenbar *nothwendigen* Veränderungen sei, wegen der Gefahren, welche damit verbunden sein könnten. Allmähliger Uebergang in ein anderes

Regierungssystem schiene ihm das Weiseste. Hier und in der Verwaltung des Heeres treten nun bisweilen Verschiedenheiten der Ansicht zwischen ihm und Eurer Majestät ein; er halte es aber nicht für Recht, deßhalb, wie sein Schwager und Freund, Prinz Friedrich der Niederlande, gethan, sich aus dem Dienste zurückzuziehen, so lange sein Gewissen es ihm nicht gebiete. Eure Majestät haben aber keinen aufrichtigeren Bewunderer Ihrer großen und seltenen Eigenschaften, und er wisse, daß er der erste sein müsse im Gehorchen." So ungefähr theilte mir der Prinz und theilten mir jene Männer den Inhalt des vertraulichen Zwiegesprächs mit. Diese Mittheilungen gaben mir Gelegenheit, jenen beiden zuverlässigen und ergebenen Staatsmännern manches Erläuternde zu sagen: sie führten mich zu den Unterredungen mit dem Prinzen, welche der Gegenstand des zweiten Theiles meines unterthänigen Berichts sein werden. Nur das muß ich hier noch bemerken, daß jene Männer nicht weniger als Wellington sich der Gesinnung und des Geistes erfreuten, welche aus den Worten des Prinzen mit seiner einfachen, natürlichen Beredsamkeit hervorleuchteten. Ich selbst habe den Prinzen nie so offen, weitherzig, lebendig und wahrhaft beredt gesehen, als namentlich in den letzten 14 Tagen seines hiesigen Aufenthaltes. Ich erkannte alle die schönen und liebenswürdigen Züge wieder, die ich 1822 in Rom bewundern und lieben gelernt hatte,[1]) gereift durch 20jährige Erfahrung, wenn auch in Berlin vielleicht nicht so hervortretend.

*

Als die Mittheilungen, Eindrücke und Bemerkungen über englisches Leben und englische Verwaltung und Verfassung die Gespräche im Reisewagen (wobei nur Capt. Meynell gegenwärtig war, der sich dabei ausruhte) auf die große Frage der Gegenwart lenkten und der Prinz mich um meine Ansichten fragte, begann ich damit, daß ich mich glücklich schätzen werde, ihm dieselben ohne allen Rückhalt auch in denjenigen Theilen vorzutragen, welche nur Eurer Majestät bekannt seien. Ich hatte dazu Eurer Majestät volle Ermächtigung.

Die Methode, welche ich bei dem so eingeleiteten Vortrage befolgte, war folgende:

Ich bat zuvörderst den Prinzen, die Frage vorerst ganz beseitigen zu dürfen,

---

[1]) Es darf hier wohl an den (in Bunsens Leben I. S. 197 mitgeteilten) Brief Bunsens vom 7. Dezember 1822 an seine Schwester Christiane erinnert werden, in welchem über den Prinzen Wilhelm bemerkt wird: „P. W. ist aber ganz besonders noch ein sehr ernster und männlicher Charakter, den man nicht sehen kann, ohne ihm von Herzen ergeben zu sein und ihn aufrichtig sehr hoch zu achten." Kurz vorher waren die beiden den König begleitenden Prinzen (Wilhelm und Karl) als „sehr aufgeweckte und geistreiche junge Herren" bezeichnet, „dabei ein Muster von Artigkeit und zugleich würdigem Benehmen". Der spätere Kaiser hat sich noch in hohem Alter gern des damaligen Verkehrs mit B. erinnert und bezeichnende Anekdoten darüber erzählt. Den damaligen Kronprinzen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) hat Bunsen erst fünf Jahre später kennen gelernt. Es ist Prinz Wilhelm gewesen, welcher das spätere Freundschaftsverhältnis beider durch seine Mitteilungen über seine eignen Erlebnisse zuerst angebahnt hat.

ob im gegenwärtigen Augenblick irgend etwas in der Entwicklung der ständischen Institutionen geschehen solle oder nicht. Meine Aufgabe solle nur die sein, zu zeigen, daß, *ehe* irgend ein Schritt, wie unbedeutend er auch scheine, vorwärts geschehe, gewisse *Vorfragen* müßten in *Berathung* genommen werden. Diese Vorfragen betreffen Punkte der höchsten Wichtigkeit, deren Uebersehen die Ursache des größten Theiles der Uebelstände sei, welche die Einführung der neuen Verfassungen hervorgerufen: Punkte, die auch eine Stunde *nach* der Herbeirufung allgemeiner Stände zur Kenntnißnahme des Staatshaushalts und Berathung über denselben nicht mehr in Freiheit und im Sinne der Monarchie hergestellt werden könnten. Es scheine mir besser, daß der König und sein Staatsministerium über die Natur und Bedeutung dieser Punkte einige Jahre früher als einen Augenblick zu spät ins Klare kämen.

Diese Vorfragen betreffen das Verhältniß

des Fürstengutes zu dem Staatsvermögen,
der Stände zu den beiden Kirchen,
des Adels zum Bürgerstande,
der Ritterschaft zum Herrenstande,
der Krone zu den Beamten,

und endlich eine gute, praktische Geschäftsordnung und eine Erörterung des Verhältnisses der Provinzialstände zu allgemeinen reichsständischen Wahlen.

Der Prinz folgte meinem Vortrage nicht allein mit der größten Aufmerksamkeit, sondern auch mit der größten Einsicht. Die englischen Zustände und Eindrücke gaben allenthalben den erwünschtesten Anhaltspunkt, wobei ich nur wiederholte, daß mir nichts ferner liege, als der Gedanke an ein Uebertragen englischer Formen auf Preußen, daß ich vielmehr überzeugt sei, solche Nachahmung würde thöricht und schädlich sein, daß aber im *Geiste* der englischen Einrichtungen und Zustände die fruchtbarsten Winke zu finden seien, in ihrem Gegensatze gegen das moderne Repräsentativ-System der romanischen Staaten und der katholischen Völker.

Der Prinz gab mir seine Zufriedenheit über diese Ansicht und seine Zustimmung über fast alle leitenden Punkte jener Erörterungen mit einem solchen Ausdrucke von Verständniß und mit solchem Eingehen in die Hauptsache zu erkennen, daß ich ebenso erfreut als überrascht war.

Diese Gespräche führten den Prinzen aber bald zu tiefer eindringenden Fragen. Er verlangte zu wissen, welche Form von Verfassung aus der Beantwortung jener Vorfragen hervorgehen dürfte? Und ob ich auch darüber mit mir ins Reine gekommen sei und Eurer Majestät etwas vorgetragen habe?

Ich erwiderte dem Prinzen:

„Allerdings habe ich mir auch diese letzte Frage suchen müssen zu beantworten; auch habe ich Eurer Majestät auf Befehl (wie alles Vorhergehende) meine unmaßgeblichen Gedanken darüber in den letzten Tagen vorgelegt; und ich fühle mich vollkommen ermächtigt, Seiner Königlichen Hoheit die Blätter vorzulegen, auf welchen diese Gedanken angedeutet seien."

Der Prinz erinnerte mich hieran, sobald wir nach London zurückkamen, und ich hatte das Glück, am Tage der Abreise selbst Ihm einen zusammenhängenden Vortrag darüber zu halten.

Meine Methode war dabei folgende:

Ich wiederholte zuvörderst die obige Verwahrung, indem ich ausdrücklich bevorwortete: es handle sich hier gar nicht um die Frage, ob jetzt irgend etwas in der Fortbildung der ständischen Einrichtungen geschehen solle oder dürfe. Dann aber fügte ich die zweite Bevorwortung hinzu:

Der Prinz möge mich nicht für so thöricht und anmaßend halten, daß ich glaubte, eine Verfassung für Preußen improvisiren zu können; mir habe nur obgelegen, anschaulich zu machen, wie ich mir die Sache nach den durch die Vorfragen gefundenen Hauptpunkten im Wesentlichen denke; was ich anstrebe aber, sei nur, daß auch diese Form erörtert und in Berathung gezogen werde.

Der Prinz nahm diese Erklärung mit derselben Güte und mit demselben bereitwilligen und einsichtsvollen Eingehen auf. Ich legte ihm nun folgende drei Papiere vor:

A. Die Uebersicht der in den einzelnen Denkschriften erörterten Hauptpunkte, mit der Andeutung, wie die Stände die wesentlichen Bestandtheile des Staatsrathes und ein ganz neues Widerstands-Element in sich schließen.
B. Die Zusammenstellung der Elemente zweier ständischen Häuser.
C. Das Programm oder die zehn Punkte, welche meiner unmaßgeblichen Ansicht nach jeder Berathung in der ständischen Kommission zum Grunde gelegt werden müßten.

Der Prinz wünschte diese drei Papiere, nachdem ich sie ihm erläuternd vorgelegt, für seinen eigenen Gebrauch zu besitzen; ich glaubte auch hier keinen Anstand nehmen zu dürfen, seinem Wunsche zu willfahren, nachdem ich ihm wiederholt, daß diese Papiere nur für Eurer Majestät persönliche Kenntnißnahme bestimmt seien.[1]) — Die merkwürdigen Worte, welche der Prinz nach ausführlicher Durchsprechung der sämmtlichen Papiere mir sagte, waren ungefähr folgende:

„Ich bin noch immer nicht ganz überzeugt, daß im gegenwärtigen Augenblicke irgend etwas Neues durchaus nothwendig sei. — Allein ich stimme Ihnen ganz bei, daß es wichtig und nothwendig ist, daß jene Vorfragen in Erwägung gezogen und berathen werden, damit die Regierung über alles klar werde, was beim Vorwärtsgehen zur Sprache kommen muß. Endlich glaube ich auch, daß,

---

[1]) „Die drei Papiere" bilden zusammen einen vollständigen Verfassungsentwurf. Wie aus dem Text erhellt, war derselbe bis dahin nur dem Könige vorgelegt, wurde nun aber auch dem Prinzen mitgeteilt. Ueber den Inhalt vgl. Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen S. 117—120, speziell die Anm. 2 S. 118/9 mit den grundsätzlichen Forderungen. Ranke selbst urteilt darüber: „Es ist wohl der Mühe wert, die Vorschläge, die B. damals machte, in Erinnerung zu rufen." Auf das Ergebnis beziehungsweise Nichtergebnis müssen wir später zurückkommen.

wenn man etwas thun will und muß, es viel besser ist, etwas Ganzes und Großes zu thun, als sich einzelne Konzessionen abdrängen zu lassen, und daß eine Gestaltung der Verfassung, wie sie hier angedeutet, wünschenswerth sei."

Eurer Majestät darf ich nicht sagen, mit welcher Rührung ich dem Prinzen meine Freude und Dankbarkeit über diese Worte ausdrückte, und mit welchen Gefühlen ich sie heute Eurer Majestät melde.

*

Es bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Unterredungen hinzuzufügen, welche während der Reise und in London hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten stattgefunden. Der Prinz ergriff auch hier die Initiative. Er sei, wie Eure Majestät, von der Wichtigkeit der Religion und dem Segen wahrer Religiosität überzeugt; er sehe auch, was beide in England bedeuten, allein er fürchte, das gegenwärtige System, Pietisten vorzuziehen, führe zur Heuchelei und mache außerdem die Mehrheit der Nation aufsässig. „Thatsachen," fügte er hinzu, „wisse er allerdings nicht gegen Eichhorn aufzuführen, allein die öffentliche Stimme behaupte, es werde nach jenem Systeme verfahren, und namentlich behaupten dies die vorzüglichsten Beamten jenes Ministeriums selbst."

Es erschien mir unter den Umständen und in der Kürze der Zeit am angemessensten, die Lage der Sache nach meiner Ueberzeugung folgendermaßen auszusprechen.

Es finden sich in der evangelischen Bevölkerung und namentlich auch in der evangelischen Pfarrgeistlichkeit und in den Lehrern, welchen die religiöse Erziehung des Volkes, der höheren Stände und der Theologen anvertraut sei, drei Schichten:

die deistische, besonders stark in den Pfarrern und Lehrern über 45 Jahre,
die pantheistische, in dem jüngeren Geschlecht,
die positiv-christliche.

Der hochselige König habe wohl eingesehen, daß die ersten seichte und gehaltlose Lehrer und Pfarrer abgäben; die zweiten aber eine zerstörende und verwirrende, sehr oft auch entsittlichende Wirkung ausübten. Er habe gewußt und erfahren, daß jene Männer ebenso wenig den Gemeinden und der Jugend Trost und Stärkung geben könnten als der Regierung Sicherheit und Kraft. Die Ansicht sei politisch ebenso wahr, als sie es für den Christen sein müsse. Daher die Liturgie als Festhalten des positiven Elements. Dies sei als Grundgedanke der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten festzuhalten. Aber es sei nicht zu läugnen, daß Herr von Altenstein, unter dem Einflusse der Anhänger des Hegelschen Systems einerseits und seichter Rationalisten andererseits, in der Besetzung von Pfarrstellen, und noch mehr in der von Lehrstellen und theologischen Professuren, dieser Grundidee des Königs geradezu entgegen gehandelt. Das sei denjenigen, welche die Literatur der Theologie und Pädagogik zu verfolgen den Beruf haben, lange schon klar gewesen; nun sei es in den letzten Jahren durch

die Schriften von Feuerbach und die Hallischen Jahrbücher offenkundig und allen schreckhaft vorgetreten.

Es habe also die erste Sorge Eurer Majestät sein müssen, diesem Unheil zu wehren. Solcher Same müsse auch politisch zerstörende Früchte tragen. Man müsse christliche Lehrer und Pfarrer anstellen und befördern. Natürlich habe man hier zuerst die falschen Brüder auszuscheiden; denn die Schlechtigkeit nehme alle Masken an.

Gerade deswegen wünschten Eure Majestät die Candidaten so zu stellen, daß sie praktisch, in Leben und Wirken, durch Armen- und Krankenpflege, Schulhalten und Thätigkeit als Hülfsprediger, mit einem Worte durch ein aufopferndes Streben sich bewähren könnten und müßten, eine selbstständige Stelle zu erhalten.

Aehnlich werde es in England gehalten. Der Plan Eurer Majestät sei aber viel freier, geistiger und umfassender.

Unter den ächt befundenen christlichen Lehrern und Pfarrern nun gebe es natürlich viele Schattirungen. Es gebe darunter Männer, welche vielleicht nicht buchstäblich orthodoxe Anhänger der christlichen Bekenntnisse seien, obwohl in den Hauptlehren fest, andere, welche den süßlichen Ton, das kopfhängerische Aeußere hätten, welches man als pietistisch bezeichne. Man müsse da von beiden Seiten duldsam und weitherzig sein; den Einen erbaue mehr die eine Weise, den Andern die andere. Ein Staatsmann und ein König müßten innerhalb des allgemein evangelisch Christlichen ja keine Partei nehmen. Niemand sei gewiß weniger Kopfhänger oder Eiferer als Eure Majestät.

Nach diesem Grundsatze handle, bewußt und redlich, Minister Eichhorn, ganz Eurer Majestät Absichten gemäß. Mißgriffe würden allenthalben vorfallen, man müsse jedoch dabei die Thatsachen genau untersuchen. Die Anschuldigungen von Männern wie Neander, Ladenberg, Schulze beweisen nichts, sie zeigen nur, daß jene Männer unzufrieden seien, weil nicht in ihrem Geiste, oder nach ihren Vorurteilen gehandelt werde. Es sei ein Unglück, daß der Minister statt ihrer nicht befreundete Räthe habe, niemand fühle dieß mehr als der Minister, allein es sei nicht seine Schuld, wenn er mit untergeordneten Beamten arbeiten müsse, sondern die Schuld der namenlosen Verwirrung des letzten Ministeriums.

Die Gefahr der Heuchler sei allerdings in Epochen wie die gegenwärtige immer groß; allein gerade deshalb wünschten Eure Majestät den Gemeinden eine Stimme und Recht zu Beschwerden zu geben, damit jeder nach seinem Leben und Wirken beurtheilt werde. Eine Pfaffenregierung sei das letzte, was Eurer Majestät je in den Sinn kommen könne. Ich glaube nicht, daß im Grunde die Ansichten Seiner Königlichen Hoheit verschieden seien von denen Eurer Majestät; wer das Christenthum für wahr halte und Religiosität als die Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse betrachte, müsse in der gegenwärtigen Zeit dem Unglauben entgegentreten. Es handle sich nicht um Spitzfindigkeiten, Grübeleien, geheimnißvolle Philosopheme, sondern um das Bestehen des Christenthumes überhaupt, und namentlich der evangelischen Kirche in ihrem Kampfe

gegen Aberglauben und Unglauben. Auch hinsichtlich der bischöflichen Verfassung müsse ein Staatsmann die Sache vom Standpunkte der Regierung und der Zucht auffassen. Gefahren gebe es bei jeder Institution; die des Aberglaubens einiger Anglikaner über die Verschiedenheit der bischöflichen Succession, von der des übrigen geistlichen Amtes, finde ihr Gegengewicht schon in der Unmöglichkeit, eine so abergläubische und unevangelische Ansicht in Deutschland auch nur zu vertheidigen. Hinsichtlich der Liturgie wollten Eure Majestät hauptsächlich größere Theilnahme der Gemeinde, und das habe ja dem Prinzen in England besonders gefallen.

Der Prinz hörte alle diese Herzensergießungen aufmerksam und gnädig an; das Gespräch wurde unterbrochen, aber mir ist die Ueberzeugung geblieben, daß vom praktischen Standpunkte sich ein Verständniß erreichen läßt.

Es sind Schemen und Schatten und Lästerungen, nicht Wirklichkeiten, die demselben entgegenstehen. Eure Majestät werden nicht übersehen, daß des Prinzen eigene Worte das bestätigen, was Allerhöchstderselben ich oft zu sagen mir erlaubt habe: daß die Opposition gegen Ihren geistlichen Minister ebensowohl aus seinem eigenen Ministerium ausgeht, als die gegen Eurer Majestät Regierungsgang im Innern überhaupt von dem Trio W. A. R., und namentlich von dem ersten W. ausgeht. Verzeihen Eure Majestät dem treuen Diener diese Bemerkung; sie drängt sich mir immer stärker und stärker auf, je mehr ich mir die in Berlin angeschauten Zustände klar zu machen suche. Die Feinde jenes Ministers und die Gegner der Regierungsweise Eurer Majestät haben gerade Kenntniß und Macht genug, um beide zu verrathen und den öffentlichen Geist zu vergiften, dabei diejenigen, welche Eurer Majestät mit Hingebung oder wenigstens mit Treue und Einsicht dienen, zu entmutigen und einzuschüchtern.

Nochmals Vergebung für meine Kühnheit! Ich habe es jetzt mit Händen gegriffen, daß es diese Menschen sind, welche zwischen Eurer Majestät und dem Prinzen von Preußen stehen, vielleicht nicht aus reiner Bosheit, aber gewiß dann aus falscher Stellung und zu Eurer Majestät Schaden.

*

So ungern ich von mir selbst rede, bin ich es doch Eurer Majestät schuldig, einige Worte über des Prinzen Ansicht von meiner persönlichen Stellung zu sagen. Irre ich nicht ganz, so hat der Prinz gesehen, daß ich hier gern bin, und er hat mir selbst wiederholt Seine Zufriedenheit über meine Stellung in der Gesellschaft und bei Hofe sowohl, als im Lande überhaupt, und endlich nicht minder über meine häusliche Einrichtung ausgedrückt. Ich darf Eurer Majestät nicht sagen, wie glücklich und dankbar ich bin, daß es mir zu Theil geworden, den Prinzen von Preußen mit seinem ganzen Gefolge und der gesammten Dienerschaft, während seines Aufenthaltes in London zu beherbergen und zu bewirthen. Die Vorzüglichkeit der amtlichen Wohnung, welche Eurer Majestät Gnade mir gewährt, hat hierbei eine glänzende Probe bestanden; denn ich bin im Stande

gewesen, während der Prinz mit Gefolge und Dienerschaft, nebst mir, einem Sohne und dem Legationssekretär das Haus bewohnte, ein Festmahl von 34 Gedecken und darauf eine Abendgesellschaft und Ball von 300 Personen zu geben ohne alle Unbequemlichkeit und Gedränge. Was meine persönliche Stellung betrifft, so war es der Prinz, welcher bemerkte, es scheine ihm passend, daß Eure Majestät mich, wie meine Kollegen an den übrigen großen Höfen, zum Wirklichen Geh. Raths-Range erhöben.[1]) Dieß allerdings, möchte ich glauben, wäre für den Gesandten Eurer Majestät, der in London die einzige Ausnahme bildet, passend; es ist nichts demüthigender, als sich gesellschaftlich Titel geben lassen zu müssen, die für wesentlich zur Stelle gehörig gehalten werden und einem doch nicht zukommen. Ich habe dies dem Prinzen auf jene Aeußerung mit gewohnter Offenheit gesagt und deßhalb es für meine Pflicht gehalten, Eurer Majestät von diesem Beweise der persönlichen Zuneigung des Prinzen Meldung zu thun. Uebrigens will ich nichts hinzufügen, als daß mein Creditiv älter ist, als das einiger Kollegen.

Was nun eine Wirksamkeit in Berlin betrifft, so glaube ich, daß der Prinz jetzt so wenig wünscht, mich in derselben zu sehen, als ich es wünsche: nemlich sofern es sich von einer festen amtlichen Stellung dort handeln sollte. Aber ich bin gewiß, der Prinz würde mich bei einer Berathung in einer ständischen Kommission über jene große Frage gern als ein Mitglied sehen. Er schien etwas der Art zu erwarten, wenn die Zeit für eine solche Berathung kommen sollte.

Seiner Ansicht nach (wenigstens so wie er sich hier aussprach) dürfte dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen sein. Jedenfalls scheint es mir, er sei der Meinung, man müsse erst den Ausgang der nächsten Landtage erwarten.

Soweit meine Meldung. Wenn Eure Majestät meine eigene Ansicht zu wissen verlangen, so glaube ich auch, daß eine Berathung erst dann fruchtbar werden wird, wenn der Prinz sich überzeugt hat, daß etwas geschehen muß. Dieses Etwas erwartet der Prinz von Eurer Majestät zu erfahren, um sich damit vertraut zu machen. Alsdann erst, wenn der Prinz erst von jener Ueberzeugung durchdrungen ist, läßt sich hoffen, daß er nicht erschrecken werde auch vor andern Namen als der meinige, der ihm noch vor 2 Monaten so schrecklich klang. Ich meine H. v. Schön, falls Eure Majestät, was ich doch vermuthe, diesen Staatsmann zur Berathung hinziehen wollten, nicht über das was, sondern über das wie. Es fällt mir hierbei eine Bemerkung Peels ein: I hope when

---

[1]) Diese Mitteilung über einen zuerst von dem Prinzen geäußerten Gedanken nimmt sich doch in Wirklichkeit etwas anders aus, als die Notiz in dem von Ranke herausgegebenen Briefwechsel S. 122 (bei Anlaß des im folgenden Jahre 1845 stattgehabten Besuchs der Königin Viktoria in Stolzenfels): „Bunsen hat der damaligen Zusammenkunft beigewohnt. Bei dieser Gelegenheit ist er auf seinen Wunsch zum wirkl. Geheimrath ernannt worden." Ueber die Reise des Prinzen von Preußen im Jahre 1844 hat Ranke nur den kurzen Brief des Königs mitteilen können: „Tausend Liebes und Herzliches an Wilhelm. Sprechen Sie doch recht viel mit ihm. Politik, Kirche, Kunst — Jerusalem in Sonderheit. Ich habe ihn gebeten, auch seinerseits sich recht mit Ihnen auszusprechen. Es ist so gut und nothwendig."

the king enters into deliberation, he will not be afraid of any intelligence. Necker slighted' Mirabeau: different as the circumstances are, such cases always occur. If you leave notable intelligences out of your counsels, you are sure to have them against you: partakers of deliberation, they will be for you. — Eine ſeiner Fragen war: „Would the institution of States Imperial weaken or strengthen Prussia's influence and power in Germany?“ Als ich meine Ueberzeugung ausſprach, Preußen werde erſt dadurch feſten Grund und Boden bei den deutſchen Völkerſchaften gewinnen, ſo rief er aus: „Than I wish for States Imperial: for Germany must be strong and she cannot be strong without Prussia.“ „No more (antwortete ich) than Prussia without Germany.“ Eure Majeſtät können auf Peel rechnen: die Stärke des Germanic body iſt ſeine einzige europäiſch-politiſche Idee. Des Prinzen Erſcheinung hat ihm, wie ſeinen Kollegen, einen vortrefflichen Eindruck zurückgelaſſen.

Soweit mein Bericht über des Prinzen merkwürdige Anweſenheit, der ich in tiefſter Ehrfurcht erſterbe ꝛc. gez. Bunſen.

(Fortſetzung folgt.)

Gebannt.

Novelle

von

Emil Kaiſer.

I.

Es war ſchwül im Walde und unheimlich ſtill. — Kein Zweig bewegte ſich. Die Vögel in den Büſchen hatten ihr Zwitſchern eingeſtellt. Kein Specht klopfte an den Stämmen, und auch das melodiſche Rufen des Kuckucks, das ich ſo gerne höre, wollte ſich nirgends vernehmen laſſen.

Ich ſummte ein Lied vor mich hin, aber bald verſtummte ich auch; mir ward unheimlich zu Sinn in dieſer Stille. Die Stämme wollten mir auf den Leib rücken, die Ranken mich greifen und feſthalten, in den tiefen Schatten unter ihnen lauerte allerlei Unholdes. — Ich beſchleunigte meinen Schritt, dem Walde zu entrinnen.

Endlich ward es lichter zwiſchen den Bäumen, noch ein paar Minuten, und ich hatte den Waldſaum erreicht. Vor mir ſenkte ſich das Gelände. Der Blick überflog eine braune Heide von mäßiger Ausdehnung. Und nun erkannte ich auch, woher das bedrückte Schweigen ſtammte, das über der Natur lag: ein Gewitter war im Anzug. Im Oſten ſtand eine düſtere Wolkenwand. Sie hatte ſchon die Hälfte des Himmels erſtiegen; ein falbgelber Schein flog zuweilen

über den eintönig dunkelgrauen Grund hin. Es konnte nicht mehr lang währen, so mußte das Unwetter sich entladen. Schon wurde dumpfes Grollen des Donners dem Ohre vernehmbar.

Ich sah mich nach einem Obdach um. In einiger Entfernung lag ein Gehöft, rechts vom Wege, der sich als gelber Streifen durch die Heide zog. Rüstig schritt ich aus, um das schützende Haus zu erreichen, ehe die Wut des Wetters hereinbreche. Es war ein kleiner Bauernhof, dem ich mich näherte. Eine langgestreckte Scheune und ein ebensolches Wohnhaus bildeten die ganzen Gebäulichkeiten. Ueber der niedrigen, aus flachen Steinen aufgeführten Wand des Hauses erhob sich das hohe, moosgrüne Dach, auf dessen First ein verlassenes Storchennest hing.

Der Wind machte sich nun schon auf und trieb mir den Staub des Weges ins Gesicht. Aengstlich duckten sich die Ginsterstauden zu Boden. Ich war froh, in das offene Thor des Gehöftes einbiegen zu können. — Ein großer, struppiger Köter kam aus seiner Hütte neben der Hausthüre hervor und verkündete die Ankunft des Fremden durch ein heiseres, anhaltendes Kläffen. Vom Garten neben dem Hause her schlurrten Tritte heran, ein Mann erschien an der Hausecke und steuerte auf mich zu.

„Was wollt Ihr hier?“ schrie er mich barsch an, noch ehe er ganz bis zu mir herangekommen war.

Es war eine breitschulterige, untersetzte Gestalt mit langen Armen, so daß die Hände fast bis zu den Knieen herabschlenkerten. Rotes, strähniges Haar lag mit Fett angeklebt auf der vorspringenden Stirn. Unter ihr heraus sahen mich ein Paar böser Augen schielend an. Ein massives, schlecht rasiertes Kinn, das sich fast weiter vorschob als die Nase, gab dem Gesichte etwas von dem grimmigen Aussehen eines Bullenbeißers. Einladend war der Eindruck just nicht, den ich von dem Menschen empfing.

Doch schon fielen die ersten, großen Tropfen klatschend auf den gestampften Boden des Hofes.

„Ihr erlaubt mir wohl, daß ich in Eurem Hause den Regen abwarte,“ sagte ich bittend, da der Mann nun einige Schritte von mir entfernt Halt machte und mich mit mißtrauischen Blicken musterte.

„Nä,“ antwortete er, „das thue ich nicht.“

Ein boshaftes Grinsen verzerrte sein Gesicht, so stierte er mich noch einen Augenblick an, dann kehrte er mir den Rücken, um langsam wieder zum Hause zurückzugehen.

Ich folgte ihm.

„Ihr werdet mir doch bei dem Wetter für eine Stunde ein Obdach nicht versagen?“ stellte ich ihm vor. „Es ist kein andres Haus in der Nähe, und es muß ja jeden Augenblick vom Himmel herabgießen.“

„Das geht mich nichts an,“ meinte er wieder mit seinem widerlichen Grinsen.

„Dann laßt mich doch wenigstens in die Scheune.“

Hierauf schüttelte er nur stumm den roten Kopf. Ich hatte mittlerweile

den Anzug des Mannes gemustert, er war grob wie sein Besitzer, und ich glaubte zu erkennen, daß ich in diesem nicht den Eigentümer des Hofes vor mir habe. Auch ärgerte mich die Unfreundlichkeit des Knechtes nicht wenig; denn gerade in jener Gegend ist sonst Gastfreundlichkeit die gemeinste Tugend.

Ich ging also, ohne weitere Bitten an den Unwirschen zu verschwenden, mit ihm bis zur Hausthüre und machte Miene, als er diese öffnete, einzutreten. Aber er faßte mich mit der Linken am Arm und deutete mit der erhobenen, ausgestreckten Rechten nach dem Hofthor.

„Wir brauchen hier keine Landstreicher."

Das war mir doch zu stark. Ich schüttelte die Hand von meinem Arm, was mir wohl nicht so leicht gelungen wäre, wenn er sie nicht auf einmal freiwillig herabgenommen hätte, und während ich ihm mit einem „Flegel" auf seine unhöfliche Abweisung antworten wollte, bemerkte ich, daß auch das Grinsen aus seinen Zügen schwand, und daß er jetzt mit bitterbösem Aerger im Gesicht nach dem Hofthor hinstarrte. Der Richtung seiner Blicke folgend, sah ich von dort her einen Herrn in langem, schwarzem Rock eilig auf uns zukommen. Er grüßte höflich.

Ohne ein Wort zu sagen, stieß der Rothaarige die Thüre auf.

Der freundlichen Aufforderung des fremden Herrn nachkommend, betrat ich die große Diele des Hauses. Ich sah dabei nicht den stechenden Blick des ergrimmten Knechtes, da ich ihm den Rücken zuwendete, aber ich fühlte ihn deutlich.

Es war ein weiter, dämmeriger Raum, der uns aufnahm. Fast die ganze vordere Hälfte des Hauses füllte er aus, nur zur Linken befanden sich einige Thüren, die zu kleinen Kammern führen mochten. Die hintere Wand, zum Teil nur aus Brettern gebildet, trennte den Stall von der Wohnung, wie der Viehgeruch und ein zuweilen von dorther hörbar werdendes tiefes, dröhnendes Kuhgebrumm verrieten. An derselben Wand, zur Seite über dem gemauerten Herde führte ein mächtiger Rauchfang in die Höhe.

Vorne an der Giebelwand des Hauses, vor einem der beiden Fenster, die dem weiten Raume allein Licht spendeten, wenn die Thüre geschlossen war, stand ein Eichentisch, umgeben von einer Bank und einigen Holzstühlen. — Dort nahmen wir Platz, der Herr im schwarzen Anzug und ich, während der Knecht mürrisch zur Seite stand.

Zwischen ihm und meinem Gegenüber entspann sich nun folgendes Zwiegespräch:

„Ist Frau Hübeke nicht zu Hause?"

„Nä, Herr Pastor."

„Wo ist sie denn?"

„Nach Ellernkotten."

„Hat sie dort Geschäfte?"

„Nä, zur Verwandtschaft. Und da kann ich keine Fremden hier aufnehmen."

„Ihr werdet mich ja wohl nicht hinauswerfen wollen, Lüttjejan?"

„Sie nicht, Herr Pastor, aber der da hat hier nichts verloren," dabei wies der Grobian auf mich.

„Sie müssen sich das nicht anfechten lassen," wandte sich der Pfarrer nun zu mir, „Lüttjejan ist ein roher Patron, und da er nur Knecht hier auf dem Hofe ist, haben wir wenig danach zu fragen, wie er über unsre Anwesenheit denkt."

Ich stellte mich zunächst dem geistlichen Herrn vor; sein offenes Gesicht gefiel mir. Die Züge waren nicht fein, er mochte aus einer Bauernfamilie dieser Gegend entsprossen sein, aber die breite Stirne verriet Klugheit, und der Blick seines großen, hellblauen Auges tauchte tief in die Augen dessen, mit dem er sprach. Gewiß verstand dieser Mann, Gedanken zu lesen.

Draußen brauste jetzt der entfesselte Sturm und peitschte die Regenflut klatschend gegen die Scheiben, nah und näher erdröhnte das Donnerrollen. Mir war behaglich, daß ich geborgen im Trocknen saß; ich erzählte dem Pfarrer, wie der Knecht mir den Einlaß verweigert habe, und sprach ihm meine Freude über seine rechtzeitige Dazwischenkunft aus.

Unwillkürlich verfolgten dabei unser beider Augen die Bewegungen des Tölpels, der in den hintern Teil der Diele gegangen war und sich dort am Herde zu schaffen machte. Er hatte Reisig in die Feuerstelle gelegt, nun suchte er ein paar Buchenkloben hervor, hieb mit der Axt in jeden drei Kreuzkerben, und dann hörten wir, wie er mit Stahl und Stein Funken schlug.

„Was treibt Ihr da, Lüttjejan?" rief ihm der Pfarrer zu.

Er ließ sich in seinem Thun nicht stören, ein nur halbverständliches Gemurmel kam als Antwort zurück. Es klang wie Verse, was der Knecht vor sich hinbetete:

„Hör mich, Sankt Coloman,
Ich zünde dir ein Feuer an;
Vor Wetter und vor Blitzen
Woll Dach und Fach beschützen."

Der Pfarrer sprang ungeduldig vom Stuhle auf und trat dem Hantierenden näher. Jetzt prasselte unter dessen Händen das Reisig in Flammen auf.

„Die Frau wird dir schlechten Dank wissen, wenn du ihr das Brandholz unnützerweise verschwendest," sagte der Geistliche streng.

„Besser ein Scheit Holz verbrennt als das Haus," entgegnete mürrisch der andre.

„Also wieder abergläubische Künste, kannst du das denn gar nicht lassen? Wenn du dich vor dem Wetter fürchtest, so sprich ein Gebet."

„Es ist kein natürlich Wetter, die Wickersche hat's gemacht —"

„Und ich sage dir, es giebt keine Hexen," rief der Pfarrer jetzt in hellem Zorn. „Es ist nichts als deine Schlechtigkeit, deine Unchristlichkeit, die dich das Gewitter fürchten läßt, das unser Herrgott geschickt hat."

„Das Wetter ist von Sonnenaufgang heraufgezogen, daher kommt kein natürlich Gewitter," beharrte der Gescholtene.

Der Pfarrer war jetzt an seine Seite getreten.

„Und ich dulde solchen heidnischen Hokuspokus nicht," rief er und riß die Scheite, die Lüttjejan kreuzweise über das brennende Reisig gelegt hatte, aus der Glut. „Wir stehen in des Herrn Hand, beim Gewitter wie bei Sonnenschein. Wenn er unser Stündlein schickt, so ergeben wir uns demütig in seinen Willen. Durch solche aberwitzige Spielereien können wir es doch nicht abwenden."

Der Knecht sah die kaum angeglommenen Scheite zu Boden fallen und kraute sich unwirsch in den Haaren.

„Heidensachen sind das nicht," murrte er, „denn ich habe drei Kreuze hineingehauen. Sie müssen ja wissen, was Sie thun, Herr Pastor. Ich aber will mir nicht den Donnerkeil auf den Hals ziehen."

Damit ging er nach dem Stalle hinaus; krachend fiel die Thüre hinter ihm zu.

Der Pfarrer kam noch immer erregt zu mir an den Tisch zurück. Ich fand, daß er eine an sich unschuldige Sache mit allzu großem Eifer bekämpft habe, und ich hielt auch mit meiner Meinung ihm gegenüber nicht zurück. Er sah mich mit seinen klaren Augen ruhig an und begann dann:

„Ich kann mir wohl denken, daß Sie mich für einen Fanatiker halten, der alles, was nicht in seinem Katechismus steht, in schroffster Weise bekämpft. Aber sehen Sie, ich bin durch praktische Gründe in die entschiedene Gegnerschaft gegen den Aberglauben hineingedrängt worden."

Ich begriff nicht sofort, was er damit sagen wollte.

„Ich finde es erklärlich, ja sogar berechtigt, wenn das Volk an seinen alten Gebräuchen festhält. Und ich dächte, daß gerade die Geistlichen dieses zähe Festhalten am Ueberkommenen, das unser Landvolk auszeichnet, nicht leicht zu hoch anschlagen können, denn für die Kirche steckt doch eben hierin ein starker Rückhalt. Auf diesem Boden wird nicht leicht das Unkraut freisinniger Neuerungen aufgehen." So ungefähr antwortete ich auf die Erklärung des Pfarrers.

Er nickte und lächelte gutmütig.

„Das ist recht brav gesprochen für einen Mann, der sich bemüht, die Eigentümlichkeiten des Volkes nicht nur zu kennen, sondern auch verstehen zu lernen. Für einen, der sich von ferne darüber freut, daß dort in den Niederungen, zu denen die Sonnenstrahlen der Wissenschaft noch nicht gedrungen sind, noch allerlei nachtschattenartiges Gewächs wuchert, aus dessen verkümmerten Formen man auf die mächtige Ueppigkeit der ehemaligen Sumpfvegetation schließen kann. Sie vergessen nur das eine dabei, daß auch diese Ueberreste noch Gift bergen."

Ich bestritt das, wenigstens wollte ich nicht zugeben, daß dieses Gift noch jetzt großen Schaden anrichten könne.

„Es ist immerhin noch stark genug, einen Menschen zu töten."

Der traurige Ausdruck, mit dem der Pfarrer diese Worte sagte, erschreckte mich.

„Das habe ich nicht erwartet," mußte ich gestehen. „Ich entnehme aus Ihrer Antwort, daß Ihnen selbst ein Fall bekannt ist, wo der herrschende Aber-

glaube noch in unsrer Zeit ein Menschenopfer gefordert hat, dann allerdings würde ich Ihren Zorn verstehen."

„Ich denke an ein solches Ereignis, ja, und wenn es Sie interessiert, will ich es Ihnen erzählen. Zwar gebe ich zu, daß in der Regel ein einziger Fall nicht viel beweist, aber, wenn man ihn aus allernächster Nähe beobachtet, wenn man ihn miterlebt, sozusagen, da bekommt er eine ganz eigentümliche Kraft. Und wenn er auch am Ende dem Verstand nichts Neues offenbart, so hat er doch unmerklich das Gefühl bezwungen, und unser Denken kann am Ende nicht mehr an den Folgerungen vorbei, die das Gemüt ihm aufdrängt."

Ich bat den alten Herrn, mir seine Geschichte zu erzählen, und er ließ sich ohne Umstände dazu herbei.

„Das Wetter und das halbdunkle Zimmer seien ja ohnehin zum Erzählen ganz wie geschaffen," meinte er scherzend, indem er mir eine Zigarre anbot.

II.

Bequem in den Stuhl zurückgelehnt, soweit dessen steile Holzlehne das gestattete, blies der geistliche Herr einige kräftige Rauchwolken zu dem Dachgebälk empor und begann dann mit dem Tonfalle eines Mannes, der geübt im Reden ist:

„Ich erzähle Ihnen die Geschichte so, wie sie jetzt fertig in meinem Gedächtnis haftet. Wollte ich sie vortragen, wie sie sich mir selbst allmählich enthüllte, so müßte ich weit ausholen, müßte manches Unwesentliche berühren, um Ihnen klar zu machen, auf welche Art ich Wesentliches erfahren habe, und am Ende würden Sie doch den Faden der Erzählung nicht aufzufinden vermögen. Manches schließt man ja aus einer Gebärde, einer Handbewegung, sogar aus einem Schweigen, doch kann man nicht diese selbst wiedergeben, sondern nur die Wirkung, die sie auf uns hervorgebracht, die Vermutungen, zu denen sie uns angeregt haben.

„Ich will Ihnen das Suchen ersparen. Was ich in langen Zeiträumen bruchstückweise erfuhr, reihe ich folgerichtig aneinander. Ich berichte vielleicht etwas, was ich nur vermuten kann, als Geschehenes. Sie werden nicht bei jeder Einzelheit fragen dürfen: ‚Woher wissen Sie das oder dies?' Sie empfangen eben ein abgerundetes Bild, begnügen Sie sich mit der Sicherheit, daß es in den Hauptzügen der Wahrheit entspricht.

„Ueber den Ort meiner Geschichte brauche ich keine Worte zu verlieren, wir haben ihn vor Augen. Hier in diesem Hause spielte sich das Drama ab.

„Auch eine der wichtigsten Figuren kennen Sie bereits. Der Knecht Lüttjejan spielt eine Rolle in der Geschichte. Er stammt aus Friesland, ist aber weit herumgekommen in deutschen Landen, bis nach Böhmen hinunter. Er hat Augen und Ohren offen gehalten auf seiner Wanderschaft, aber, was er aufgelesen hat an Sitten und Bräuchen, das war nicht immer das Beste, was das Land zu bieten hatte. — Vor nunmehr sieben oder acht Jahren geriet er in unsre Gegend, und die Besitzerin dieses Hofes, die Witwe Hübeke, der kurz zuvor ihr Mann gestorben war, dingte ihn als Knecht.

„Sie war ohne männlichen Schutz und Beistand mit ihrem damals etwa vierzehnjährigen Töchterchen Christine allein hier auf dem Heidehof verblieben, da erschien ihr der starke Mann für den Dienst geeignet, wenn sie auch von vornherein etwas Unheimliches an ihm verspürt haben will.

„Die Witwe ist eine entschlossene, ein wenig rauhe Frau. Es ist schade, daß sie nicht hier ist, so hätten Sie sich selbst ein Urteil über sie bilden können. Doch sie ist nicht die einzige ihrer Art. Wenn Sie sich längere Zeit in unsrer Gegend aufhalten, werden Ihnen häufiger Frauen auffallen, die Aehnlichkeit mit der Hübeke haben. Große, flachbrustige Gestalten, mit spitzem Kopf und breiten Kinnladen. Etwas Hartes spricht sich in ihren fast männlichen Zügen aus, und ein schwerfälliger Ernst beherrscht sie. Eigentlich lachen sieht man diese Frauen nie, dadurch sieht sich der Fremde leicht veranlaßt, sie für dumm zu halten, aber er muß nur einmal geschäftlich mit ihnen zu thun haben, da wird er bald von diesem Glauben bekehrt werden. Das Hervorstechendste an ihnen ist der Trieb zur Arbeit. Von Arbeit zeugen diese breiten Schultern, gewohnt, die Tracht mit den schweren Eimern zu heben, von Arbeit zeugen die schwieligen Hände und der feste, gleichmäßige Schritt. Man ist versucht von Arbeitsteufeln zu reden, wenn man ihr unausgesetztes Wirken und Wühlen schildern will. Eine andre Erholung als den Schlaf kennen sie nicht, und selbst von dieser gönnen sie sich nur so viel, als die Natur gebieterisch fordert.

„Von solchem Schlage war die Frau, die hier haust, und noch heute ist sie so.

„Neben dieser Mutter nun wuchs ein Töchterchen heran, so zart und sinnig, daß es einen wie ein Fremdling anmutete, hier auf dem düstern Heidehof. Christine hieß das Mädchen. — Selbst in der Kinderlehre fiel mir ihr etwas blasses Gesichtchen mit der wunderbar klaren Haut, mit seelenvollen Augen immer wieder auf, zwischen all den runden, rotwangigen Mädchenköpfen.

„Auf keines der andern Kinder machten die Wundergeschichten der Bibel einen solchen Eindruck wie auf Christine, immer starrten mich jene mit blöder Verständnislosigkeit an, wenn es gut ging, erweckte ich einmal plumpe Neugier; aber dieses Kind vom Heidehof saß da mit leuchtenden Augen, jedes Wort las es mir vom Munde ab, und allmählich stieg heiße Glut in ihre Wangen. Und wenn ich dann schloß, hob ein tiefer Seufzer ihre zarte Brust, und nur ganz allmählich kehrten ihre Gedanken aus der herrlichen Umgebung des Heilandes in die Wirklichkeit zurück.

„Auch die Wahrheiten des Evangeliums faßte sie tiefer auf, als ich es von meinen Konfirmanden gewohnt bin. Um so mehr erstaunte ich, als eines Tages, bald nach der Einsegnung, die Mutter in meinem Studierzimmer erschien und mir erzählte, daß Christine sich weigere, am Karfreitag zum Tisch des Herrn zu kommen. Sie bat mich, nicht ihr die Schuld beizumessen.

„‚Ich habe dem Mädchen zugeredet, so gut ich konnte, Herr Pastor. Es ist ja eine Schande für mich und mein Haus. Ich habe ihr vorgestellt, wie sich die Leute aufhalten werden über uns. Denn daß sie selbst nicht will, das glaubt

ihr ja keiner. Der Herr Pastor hat sie zurückgewiesen, wird es heißen, die muß was Schönes auf dem Kerbholz haben. So ein junges Ding und schon so verdorben. Die Leute denken ja immer gleich das Schlechteste. Aber das war alles in den Wind gesprochen, sie hat immer nur gesagt, sie dürfe nicht gehen.'

„Ich suchte die Mutter zu beruhigen, aber sie war ganz außer sich.

„‚Und wenn ich eine schwache, nachgiebige Frau wäre, das brauch' ich mir gewiß nicht vorzuwerfen. Sie hat immer gehorchen müssen, und sie soll auch jetzt gehorchen. Einen Tag lang hab' ich sie schon eingesperrt ins Dunkle, und nichts zu essen und zu trinken hat sie gekriegt, aber immer nur Thränen und dieselbe Antwort. Daß ich das an meinem Kinde erleben muß!'

„Jetzt erschrak ich wirklich. Ich stellte mir vor, was für üble Folgen diese verkehrte Behandlung für ein so zartfühlendes Geschöpf wie Christine haben konnte, und ich machte der Mutter Vorwürfe.

„Sie wurde ganz blaß.

„‚Ich dachte nur das Beste gethan zu haben,' verteidigte sie sich.

„‚Wo ist denn das Kind jetzt? Ich will mit ihm sprechen, sobald als möglich.'

„Christine wartete draußen auf dem Flur, und als ich sie nun hereinrief, da wurde mir erst ganz klar, was die Aermste in den letzten Tagen erduldet hatte. Bleich, bebend, Thränen in den Augen, stand sie vor mir, und ihr Blick hob sich so scheu zu meinem Gesichte empor, als fürchte das Kind, dort ein vernichtendes Urteil eingegraben zu finden.

„Zunächst schickte ich die Mutter fort, und dann begann ich auf das Mädchen einzureden. Auch ich erhielt erst nur Thränen und ein stets wiederholtes ‚Ich kann nicht' zur Antwort. Da erzählte ich ihr denn, daß ich selbst zum ersten Male mit Zittern und Zagen zum Abendmahle gegangen sei, daß ich mich auch für unwürdig gehalten hätte, bis mir dann die Ueberlegung aufgegangen wäre, nur für Sünder sei ja eben dieses Mahl gestiftet worden, die Gerechten bedürften der Vergebung nicht. Auf diese Weise gelang es mir, das Vertrauen des jungen Menschenkindes allmählich zu gewinnen, aber ich bemerkte mit Erschrecken, daß außer dem, was ich dem Mädchen über das Abendmahl beigebracht hatte, noch eine andre Lehre sie ergriffen, eine rein sinnliche, unevangelische Auffassung. Nach und nach erfuhr ich auch, daß diese mit den Aeußerungen des Knechtes Lüttjejan sich in die Seele des Kindes eingeschlichen und dort festgenistet hatte.

„So hatte der Unbesonnene dem Kinde geraten, es solle das Brot bei der Feier nicht hinunterschlucken, sondern heimlich aus dem Munde nehmen, wenn es dieses Brot bei sich trage, so könne es Geister sehen und jeden Zauber ausrichten. Die lebhafte Phantasie Christinens hatte dergleichen Vorstellungen begierig eingesogen, und so war für sie aus der christlichen Feier eine unheimliche, zauberhafte Opferhandlung geworden. Die Lehren des abergläubischen Mannes hatten sich mit denen des Katechismus zu einem unlösbaren Knäuel verwirrt; der Faden, an dem sie sich aus dem Labyrinth des Irrtums und der Sünde empor-

tasten sollte, war ihr verloren gegangen. Und endlich hatte das drohende Wort: ‚Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht' ihre Gewissensbedrängnis auf einen solchen Grad gesteigert, daß sie sich entschlossen hatte, der Feier fern zu bleiben.

„Nur mit großer Mühe, mit Aufbietung aller meiner Ueberredungskunst gelang es mir, diesen Entschluß zu erschüttern und ihre Furcht zu beschwichtigen. Zur großen Genugthuung ihrer Mutter und mir selbst zu herzlicher Freude trat am Karfreitag Christine zum Tisch des Herrn. Ich glaube noch heute nicht, daß Brot und Wein von unwürdigen Lippen empfangen worden sind."

Der Pfarrer schwieg einen Augenblick und schaute durch das Fenster in den niederstürzenden Regen hinaus, als sammle er seine Erinnerungen. Ich glaubte, daß ihn jede Unterbrechung nur stören würde, und so wartete ich schweigend ab, bis er nach einer Weile wieder anhob:

„Es ist für mich immer wieder ein besonders feierlicher Augenblick, wenn ich den Segen über die Neukonfirmierten spreche und sie damit entlasse aus der Kindheit ins Leben. Alle diese jungen Menschenpflanzen tragen schon deutliche Anzeichen ihrer künftigen Entwicklung an sich, aber wie manche unberechenbare Einflüsse wirken noch auf diese Entwicklung ein, fördern die wilden Schößlinge und lassen gute, fruchtverheißende Sprossen kümmern und verdorren.

„Mit Christine zugleich hatte ich einen jungen Burschen hier aus der Heide eingesegnet, Julius Wesendrup. Das Häuschen seines Vaters, eines Imkers, liegt einige hundert Schritt von hier am Walde. Der Vater ist nicht wohlhabend, aber es lebt noch ein älterer, kinderloser Bruder von ihm, und der Sohn hat Aussicht, einst dessen Bauernhof zu erben.

„Durch sein freimütiges Wesen hatte Julius Wesendrup mich schon für sich eingenommen, als ich bemerkte, daß zwischen ihm und Christine Hübeke eine stille Zuneigung bestand. Sie mochte sich beim Spielen auf der Heide zwischen den Nachbarskindern angesponnen haben. Ich sah eines Tages, wie er sich den andern Burschen gegenüber der wegen ihrer Zierlichkeit oft gehänselten Christine annahm. Es setzte damals für einige der Bösewichter tüchtige Püffe und Kopfnüsse; denn Julius war ein schlanker, kräftiger Knabe, und wenn ich ihn auch deshalb ins Gebet nehmen mußte, so freute mich seine Ritterlichkeit und sein Mut doch innerlich. Aber eben seine Kraft und sein Mut waren es, die ihn später auf gefährliches Gebiet lockten.

„Er fing an zu wildern; man hält das hier im Volk für kein Verbrechen, nur muß man sich freilich nicht erwischen lassen. Aber — Julius Wesendrup wurde erwischt. Er kam vor Gericht und wurde in Anbetracht seiner Unbescholtenheit zu nur zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Damals mochte der Bursch etwa zwanzig Jahre alt sein, er diente als Knecht bei einem Bauern. Ich ließ ihn zu mir bitten, aber er kam nicht, er mochte sich wohl schämen. Einige Tage darauf gelang es mir jedoch, ihn unterwegs zu treffen, und ich nahm die Gelegenheit wahr, ihm ernstliche Vorstellungen zu machen. Ich erklärte ihm, daß das Wildern am Ende ein Diebstahl sei wie irgend ein andrer, und ich bat ihn, sich

in Zukunft nicht so unbesonnen seinen Leidenschaften hinzugeben. Er solle froh sein, daß er diesmal so gnädig davongekommen sei.

„Der Bursche sah mich ganz verblüfft an.

„‚Ich habe Gefängnis gekriegt, Herr Pastor,' sagte er.

„‚Das weiß ich wohl, aber nur zehn Tage.'

„‚Aber doch Gefängnis. — Und das ist eine Schande, eine Schande. Die Familie wird ja schimpfiert durch mich. Und, Herr Pastor, ich gehe nicht ins Gefängnis. Ich gehe nicht hinein, so wahr ich hier stehe.'

„Ich suchte ihn zu beruhigen und beteuerte, daß das so schlimm nicht sei, wenn er sich nur später als ordentlicher Mensch erweise.

„‚Dienen mußt du nun auch bald', sagte ich, ‚und wenn du dann nach drei Jahren zurückkommst, so ist die ganze leidige Geschichte längst vergessen.'

„Ich hatte gut reden. Wer weiß, woher er seine Ansichten über das jetzige Gefängniswesen aufgesammelt hatte.

„‚Wer einmal im Gefängnis war, ist ein verlorener Mensch, und ich gehe nicht hinein, mögen sie machen, was sie wollen. Wenn ich auswandern muß, Herr Pastor. Ja, ehe sie mich ins Gefängnis bringen, eher thu' ich mir ein Leid an.'

„Ich gab die Hoffnung noch nicht auf, dem Aufgebrachten die Uebertriebenheit seiner Befürchtungen klar zu machen. Ich ging ein Stück Weges mit ihm und sprach auf ihn ein. Aber ich merkte doch, daß es mir nicht gelingen würde, ihn zu überzeugen. Gefängnis und Zuchthaus waren ihm ganz gleichbedeutend, und er blieb dabei, daß ihn keine Gewalt ins Gefängnis bringen solle.

„Wir sind ein hartköpfiges Geschlecht hier, und ich selbst bin einer von denen, die stolz sind auf diese Hartköpfigkeit. Aber sie schlägt uns nicht immer zum Segen aus.

III.

„Hier auf dem Heidehof vergingen die Jahre den Bewohnern in angestrengter Arbeit. Auch Christine mußte bei allem mit zugreifen, wie ihre Mutter selbst es that. Und die stete körperliche Anstrengung in der frischen Luft bekam ihr gut. Ihr Gesicht nahm eine lebhaftere Farbe an, ihre Formen entwickelten sich, sie wurde nicht knochig und stark, aber sie gewann eine gefällige Rundheit, wenn auch ihr Wuchs weit hinter dem der Mutter zurückblieb.

„Ich bin nie ein Schönheitkundiger gewesen, ich bin dafür nicht begabt und habe auch eigentlich nie recht Gelegenheit gehabt, meine Kenntnisse in dieser Hinsicht zu erweitern, doch glaube ich, das Christine derzeit für eine Schönheit gelten konnte. Ich hatte das Gefühl, daß ich wohl ein Künstler sein möchte, um ihr Bild festhalten zu können, wie sie damals erschien. ‚Erika' hätte ich das Bild genannt.

„Uebrigens galt sie allgemein für ebenso spröde als hübsch. Mit jungen Leuten gab sie sich nicht ab, nur das Verhältnis mit Julius Wesendrup dauerte fort, wie ich allerdings erst später erfuhr. Doch war die Mutter, Frau Hübeke,

gegen den jungen Mann eingenommen; er hatte ja nichts. Die Erbschaft, die er von seinem Onkel zu erwarten hatte, lag noch im weiten Felde.

„Aber es waren auch noch andre da, die ihre Hände nach der lockenden Frucht ausstreckten, — begierige, schmutzige Hände."

Der Erzähler beugte sich vor, und seine Blicke suchten den Boden. Die Stimme wurde leiser, er hastete über die nächsten Sätze weg. Es war ihm offenbar peinlich, bei diesen Dingen verweilen zu müssen.

„Der Knecht Lüttjejan verfolgte eine Zeitlang das Mädchen mit seinen Liebeswerbungen. Sie wies den häßlichen Menschen empört zurück, aber er ist eine brutale, sinnliche Natur, man sieht es seinem Gesichte an; das tägliche Zusammensein mit dem schönen Mädchen steigerte seine Leidenschaft bis zur Sinnlosigkeit. Es mußte zu einer Katastrophe kommen, — und es kam dazu.

„Es hieß damals, Lüttjejan sei aus der Scheunenluke heruntergestürzt, er habe sich innerlich schwer verletzt, aber gleichzeitig tauchte das Gerücht auf, daß dieser Sturz kein zufälliger gewesen sei. Christine, hieß es, hätte sich seiner erwehren müssen und habe ihn dabei vom Boden hinuntergestoßen.

„Ich suchte sogleich die Frauen hier auf. — Das Gerücht ward mir von der Mutter bestätigt, und als ich nach der Tochter fragte, war sie in der Kammer bei Lüttjejan, den sie pflegte. Ich besuchte den Kranken, er war unzugänglich wie immer, dann hatte ich eine Unterredung mit Christine.

„Sie war wieder blaß, und etwas Gedrücktes, Scheues lag in ihrem Wesen, wie damals, als sie nach der Konfirmation bei mir war.

„Ich hielt ihr vor, wie sonderbar es sei, daß sie den Menschen nun pflege. Das überließe sie doch am Ende besser einer andern.

„‚Es ist ja aber keine andre hier', sagte sie. ‚Der Mutter Wesen schickt sich nicht zur Krankenpflege, sie ist zu laut.' Und dann brach sie plötzlich in Thränen aus und rief: ‚Bin ich nicht auch schuld daran, daß er so daliegt, muß ich da nicht sorgen, daß ich seine Schmerzen lindre? Wenn er nun gar gestorben wäre, Herr Pastor. — Ich wäre seine Mörderin. Ah das, das wäre erst furchtbar. Alles Glück wäre fort aus meinem Leben. Mir und andern zum Verhängnis, zum Fluch müßte ich herumschleichen. Nein, nein, lassen Sie mich, Gott hat mich vor einem Morde bewahrt, jetzt will ich den da geduldig pflegen, bis er wieder gesund ist, so schwer es mir auch wird. Ich muß, ich muß, es soll meine Buße sein.'

„Konnte ich ihr widersprechen? Durfte ich sie zurückhalten?"

Allmählich klang die Stimme des Pfarrers wieder lauter und ruhiger. Er sah mich an, während er weiter sprach, wie um zu beobachten, ob ich das folgende auch verstehe.

„Ich kann die Worte des Mädchens nicht ganz genau wiedergeben, es sprach sich ein christlicher Sinn darin aus, gewiß, aber es war doch nicht das ‚Vergebet euern Feinden', das sie als Pflegerin an das Krankenbett Lüttjejans fesselte. Es war Buße, es war Opferwerk, womit sie irgend eine überirdische Gewalt, vielleicht Gott, versöhnen wollte, — oder auch, womit sie sich von höllischen Mächten frei zu machen gedachte.

„Ich beschränkte mich darauf, das Christliche in ihrer Handlungsweise anzuerkennen, und suchte dann Frau Hübeke auf, um von ihr das Versprechen zu erbitten, daß der Verwundete sofort nach seiner Wiederherstellung aus dem Dienst entlassen werden sollte.

„‚Die Gefahr für Eure Tochter ist eine doppelte', erklärte ich, ‚das eine wißt Ihr jetzt so gut wie ich, und es wäre unnötig, ein Wort darüber zu verlieren, aber der Einfluß, den der Mensch durch seine unsinnigen Reden auf das Gemüt Eurer Tochter gewinnt, ist gleichfalls schädlich für sie. Sie grübelt und träumt gern, und da sie hier nichts hat, worüber sie grübeln kann, als diese abergläubischen Reden, so verstrickt sie sich dahinein, und das kann nie und nimmer zum Guten führen.'

„Frau Hübeke sah mich groß an.

„‚Aber seine Reden sind nicht gottlos, Herr Pastor,' meinte sie. ‚Ich würde ja so was nie in meinem Hause dulden. Er spricht oft ganz fromm, und er kann wirklich mehr als Brot essen.'

„‚Ich sage Euch, seine Reden sind unnützes Zeug', schnitt ich ihr streng das Wort ab. ‚Sie thun Euch und Eurer Tochter mehr Schaden, als Ihr selbst nur ahnt. Und was seine Künste angeht, so solltet Ihr Euch hüten, die auf die Probe zu stellen. Wir wollen allewege auf Gott vertrauen, nicht auf Menschenwitz.'

„Sie war wohl verschüchtert durch meine Strenge, sie wagte nichts weiter über das Thema zu sagen. Daß Lüttjejan fort sollte, damit war sie einverstanden.

„Aber er blieb doch.

„Als ich nach einiger Zeit wiederkam, fand ich den gefährlichen Menschen fast wieder hergestellt, und als ich Frau Hübeke bedeutete, daß nun der Zeitpunkt gekommen sei, ihm aufzukündigen, da erklärte sie mir:

„‚Es geht nicht, Herr Pastor, ich habe zu große Furcht vor ihm.'

„‚Was kann er Euch denn Schlimmeres anthun, als Eure Tochter unglücklich machen?' begehrte ich auf.

„‚Das wird er nicht. Er hat mir gelobt mit sieben heiligen Eiden, daß er der Christine nicht wieder zu nahe treten will. Und das hält er, das hält er ganz gewiß, Herr Pastor.'

„Ich schüttelte unwillig den Kopf, aber sie fuhr geschwätzig fort:

„‚Ein Mensch wie der, der so manches weiß von heimlichen Sachen, das ist ein gefährlicher Feind. Und er will nun einmal nicht fort vom Heidehof. Sie hätten nur mal seine Augen sehen sollen, Herr Pastor, als er mir sagte: „Es giebt ein Unglück für Euch, wenn Ihr mich fortschickt." Gezittert hab ich vor ihm, und ich bin wahrhaftig keine ängstliche Frau.'

„Sie hatte wohl Ursache, die Rachsucht des Knechtes zu fürchten, das konnte ich mir nicht verhehlen. Wenn auch seine Zauberkünste unwirksam blieben, auch ich traute ihm zu, daß er der Frau das Haus über dem Kopf anzünden möchte. Aber mir ahnte noch größere Gefahr, wenn er nicht vom Hofe entfernt würde.

„‚Es ist ja eine Schande, daß er hier bleiben soll', sagte ich. ‚Ihr werdet es bereuen, ganz gewiß. Und Ihr könnt ihn doch unmöglich um Euch leiden, wenn Ihr Euch so vor ihm fürchtet. Wenn Ihr ihm alles Schlechte zutraut, wie mögt Ihr Euch auf seinen Eid verlassen wollen?'

„‚Doch diesen Eid wird er halten, er hat sich selbst verwünscht, wenn er ihn je brechen sollte. Und daß ich Haus und Hof ihm in die Hand gebe, wenn er rachebrütend hier fort muß, nein, das können Sie nicht von mir verlangen, Herr Pastor. Er hat mir Glück gebracht, so lange er hier war. All die Jahre bin ich vorwärts gekommen, und das soll nun alles verfallen und verkommen?'

„Damit streifte die Frau, ohne es selbst zu ahnen, einen zweiten Grund, der ihr mein Verlangen unbillig erscheinen ließ. Es war die Habsucht.

„Frau Hübeke gehört zu den Leuten, die Goethe treffend mit den Worten kennzeichnet: ‚Nur viel herein und nichts heraus'. Doch auch das ist eigentlich weniger ein individueller Zug von ihr, als vielmehr eine Eigenschaft des Volkscharakters. Nicht als ob sie eigentlich geizig wäre; was der Hof aufbringt, Fleisch, Milch oder Brot, davon spendet sie wohl den Armen, aber Geld, das sie einmal eingenommen, das läßt sie sich nicht wieder herauspressen. Bei den Leuten hier ist das Geld nicht ein Mittel, um sich Annehmlichkeiten zu verschaffen, nein, der Besitz des Geldes selbst das ist es, was sie reizt. Geld ist Schatz, der einzige Schatz, den das Volk hier kennt.

„Bei mancher Familie finden Sie noch in der Lade Silber- und Goldstücke, die schon die Ureltern zusammengescharrt haben, Stücke, die längst außer Kurs sind. Aber für diese Leute ist der Wert des Edelmetalls einfach unveränderlich.

„Auch Frau Hübeke hat ihre Geldtruhe dort in der Kammer unter dem Bette stehen, und sie hat, seit sie allein im Besitz des Hofes ist, den Vorrat an blanken Thalern um manches Stück vermehrt, hauptsächlich durch den Fleiß und die Geschicklichkeit ihres Knechtes. So hat er ihr geraten, eine Torfgrube zu verpachten, die sich auf ihrem Grunde findet und nun ein hübsches bares Verdienst abwirft. In dieser Beziehung ersetzte ihr Lüttjejan wirklich den Mann vollkommen. Dabei hatte er bis zu jenem Zeitpunkte um einen geringen Lohn gedient, und als sie ihm nun von Kündigung sprach, wollte er sogar noch auf einen Teil desselben verzichten, obgleich die Löhne im allgemeinen gestiegen waren, — da konnte die geldgierige Frau nicht widerstehen."

(Schluß folgt.)

Der Wiener Hof im Jahre 1791 bis 1792.

Nach Schilderungen des Grafen **Paul Greppi.**

Paul Greppi war der Sohn des in Mailand ansässigen Grafen Antoine Greppi, der sich durch seine Talente auf dem Gebiete der Finanzen einen beträchtlichen Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse des österreichischen Italiens verschafft hatte. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte Paul Greppi mit Hilfe seines Vaters die Stelle eines Generalkonsuls des Deutschen Reichs in Cadix erhalten. Bevor er sich auf einen Posten begab, der wegen der Handelsbeziehungen des Deutschen Reichs zu den spanischen Kolonien in Südamerika besonders wichtig war, hatte er sich vorgenommen, Oesterreich, Frankreich, England und Holland zu besuchen, um sich eingehende Kenntnisse über die ökonomische Bewegung in den Hauptzentren Europas zu verschaffen und freundschaftliche Beziehungen mit den wichtigsten politischen Persönlichkeiten anzuknüpfen. Nachdem Familienverhältnisse ihn veranlaßt hatten, seine Thätigkeit als Generalkonsul in Cadix einzustellen, besuchte er auf seiner Rückreise nach Italien die Städte Madrid, Paris und Wien. Bei seiner Durchreise in Paris im Sommer 1791 fand er Frankreich vom Wirbelsturme der Revolution ergriffen und langte erst in der ersten Hälfte des August des gleichen Jahres in Wien an. Sein Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt gab ihm Anlaß, alte Bekanntschaften zu erneuern, u. a. die mit dem Großkanzler des Reichs, dem Fürsten Kaunitz. Paul Greppi unterhielt mit seinem Vater einen äußerst lebhaften Briefwechsel, in welchem er mit voller Ungebundenheit seine Eindrücke und seine Bemerkungen über die bemerkenswerten Persönlichkeiten wiedergab, mit denen er in Berührung kam. Die nachfolgenden Blätter beziehen sich auf seinen Aufenthalt in Wien.

In den Eindrücken des Grafen Paul Greppi, welcher in diplomatischer Mission vom 11. April 1791 bis September 1792 in Wien war, mußte sich ein jäher Wechsel vollziehen, sobald er den Boden der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates betreten hatte. Er hatte Paris im Wirbelstrom der Revolution hinter sich gelassen. Er war Zeuge der Rückkehr Ludwigs XVI. nach seinem Fluchtversuch von Varennes gewesen, wie er von einer zügellosen Volksmasse zurückgeführt wurde, mehr gleich einem Verbrecher, den man wieder in sein altes Gefängnis bringt, als einem Herrscher, den man zum Palaste seiner Vorfahren zurückgeleitet. In seinen Ohren mußte noch das wüste Geheul einer wildgewordenen Menge wiederhallen, die alles verunglimpfte, was noch einige Monate zuvor der Gegenstand ihrer Verehrung gewesen war. Fortan hatte er in seinem Geiste nur noch Raum für ein Gefühl tiefen Mitleids, das ihm von dem Anblicke der bereits in Stücke gerissenen Monarchie eingeflößt wurde. Gleichwohl konnte er nicht umhin, die gewaltige Entfaltung nationaler Energie zu bewundern, die heute zu einem Verbrechen vorschritt, morgen aber zum Ruhme. Es war ihm verstattet, zu gewahren, wie

die Menschheit einem Zeitabschnitt entgegenging, in welchem das Gute und das Böse einen riesenhaften Kampf mit einander ausfochten. Wien, die friedliche Hauptstadt einer alten Monarchie, in welcher der Glaube an das Königtum von Gottes Gnaden sich unversehrt erhalten hatte, mußte ihm wie eine günstige Zufluchtsstätte erscheinen, um diese große Bewegung, der bald nichts mehr widerstehen sollte, zu verfolgen und zu studieren.

Gleich nach seiner Ankunft in Wien[1]) machte er dem alten Fürsten Kaunitz seine Aufwartung, in dessen Hause er einer der ständigsten Gäste wurde. Eine alte Freundschaft verband den Fürsten mit dem Vater Paul Greppis, dem Grafen Antoine Greppi, dessen bedeutende Talente für das Finanzwesen er schätzte und dessen Ratschläge über die die Monarchie näher angehenden wirtschaftlichen Fragen er einholte.

Paul Greppi fand sich bei dem Besuche eines so wichtigen Salons, wie der des Großkanzlers es war, in Berührung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten des Kaiserstaates gebracht und vermochte sich deshalb eine genaue Vorstellung von der politischen Lage des Reiches zu bilden. Die Konferenzen, die in Pillnitz abgehalten wurden, waren gerade von Kaiser Leopold eröffnet worden, dem sein Sohn und Thronerbe, Erzherzog Franz, Marschall Lascy und Baron Spielmann zur Seite standen. Der König von Preußen hatte Bischofswerder, den Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen und den Obersten Stein mitgebracht. Man faßte dort Beschlüsse, die zu nichts weniger als zu dem gewünschten Ziele führten. Berücksichtigt man den schüchternen und friedfertigen Charakter Leopolds und die Klugheit Lascys, so war nichts gegeben, was eine kühne Politik hätte ermutigen können. Man beschränkte sich auf eine banale Erklärung, in welcher die Unterzeichner das Interesse betonten, das die Reichsfürsten an der traurigen Lage nähmen, in welcher Ludwig XVI. sich befinde, und gab die weitere Erklärung ab, daß es notwendig sei, sich gegenseitig zu verpflichten, dem unglücklichen Monarchen die Mittel zu gewähren, die Grundlagen seiner so tief erschütterten Souveränität wiederherzustellen. Diese Erklärung führte nicht dazu, den revolutionären französischen Geist niederzuwerfen, im Gegenteil, sie reizte ihn nur. Uebrigens beschäftigte man sich auf dem Pillnitzer Kongreß nicht nur mit den Angelegenheiten Frankreichs, sondern man beratschlagte auch über die Polens, und deshalb begreift man, daß die Monarchen weit mehr mit ihren Sondergelüsten beschäftigt waren als mit den Gefahren, welchen der französische Umsturz sie aussetzte. Mit Bezug auf die Pillnitzer Zusammenkunft schrieb Paul Greppi seinem Vater am 5. September: „Die Angelegenheiten Frankreichs sind in Wahrheit die Frage gewesen, welche die Aufmerksamkeit der Souveräne zumeist in Anspruch genommen hat, doch wurden andere Beschlüsse gefaßt, die bestimmt sind, die Welt in Erstaunen zu setzen."

Und doch hatte man, selbst noch einige Zeit vor den Pillnitzer Konferenzen, etwas wie einen Stillstand in dem Fortgange der revolutionären Bewegung zu

[1]) 11. April 1791.

erblicken geglaubt. Die Beschlußfassungen der Nationalversammlung wurden wiederum der königlichen Sanktion unterworfen. Da Fürst Kaunitz, um den versöhnlichen Geist Oesterreichs zu bestätigen, in einer Zirkulardepesche, welche zur Kenntnis der europäischen Höfe gebracht wurde, seine Zustimmung zu den in Pillnitz gefaßten Beschlüssen erklärt hatte, so beglückwünschte er sich zu dem Geiste der Mäßigung, der in der Nationalversammlung kundgegeben wurde. Der Marquis von Noailles machte Paul Greppi, mit dem er schon früher in London zusammengetroffen war, Mitteilung von seiner Hoffnung, daß er nun bald offiziell als Botschafter Frankreichs anerkannt werden könne, und in der That kündigte Paul Greppi in einem Briefe an seinen Vater vom 17. Oktober diesem an, daß tags zuvor der französische Botschafter dem Kaiser sein von Ludwig XVI. als konstitutionellem König unterzeichnetes Beglaubigungsschreiben überreicht habe.

Es handelte sich gleichwohl nur um eine vorübergehende Ruhe. Die französischen Emigranten, die sich in ziemlich großer Anzahl nach Wien geflüchtet hatten, belagerten mit ihrem Geschrei den Hof und betonten bei dem Fürstkanzler unaufhörlich die Notwendigkeit, die Contrerevolution zu begünstigen, indem sie sich stellten, als wüßten sie nichts davon, daß der französische Botschafter sein Beglaubigungsschreiben abgegeben hatte und dadurch, wenigstens dem Anscheine nach, die Beziehungen zwischen dem Hofe von Wien und dem von Paris wieder regelmäßige geworden waren.

Kaiser Leopold widerstand dem Drängen der Emigranten, und weil er nochmals Zeugnis von seinem versöhnlichen Geiste ablegen wollte, faßte er zwei diplomatische Rundschreiben über die französischen Angelegenheiten ab; das eine derselben war an die Vertreter Oesterreichs im Auslande gerichtet und hatte den Zweck, ihnen anzuzeigen, daß infolge der Annahme der konstitutionellen Form durch Ludwig XVI. die in Pillnitz gefaßten Beschlüsse einstweilen suspendiert blieben, daß es aber geboten sei, sich in der Lage zu halten, die Rechte des Königs zu verteidigen, falls er neuerdings angegriffen werde. In dem andern Aktenstücke, von dem man glaubte, es sei ganz von dem Kaiser abgefaßt worden, und das für die fremden Fürsten bestimmt war, wiederholte man dieselben Anschauungen, indes ließ man durchblicken, es werde sich empfehlen, eine allzu direkte Einwirkung Preußens und Schwedens auf die französischen Angelegenheiten zu verhindern. Das zweite dieser Aktenstücke sollte möglichst geheim bleiben, doch glaubte man in demselben den Wunsch zu entdecken, das Ansehen der Königin Marie Antoinette wieder zu heben und den Eifer derjenigen zu beleben, die in Frankreich geneigt sein möchten, die Geister zur Ruhe zurückzuführen. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, man wolle der königlichen Familie ein Asyl in Flandern sichern, aber auf einem Essen bei Fürst Kaunitz, bei dem auch Paul Greppi zugegen war, beeilte sich der Großkanzler, es zu dementieren. Wahr sei, daß König Ludwig an den Wiener Hof die Bitte gerichtet habe, er möge seine guten Dienste verwenden, um den Kurfürst von Trier zu veranlassen, den Emigranten seinen Schutz zu entziehen, da die herausfordernde Haltung derselben die Aufwiegler in Frankreich immer mehr erbittere.

In den drei letzten Tagen des Jahres 1791 riefen die Nachrichten aus Frankreich nochmals die Besorgnis des Wiener Hofes wach. Die Jakobiner und die Feuillanten lieferten sich eine erbitterte Schlacht. Diese letzteren, welche den aufgeklärtesten und anständigsten Teil der Nationalversammlung bildeten, setzten alles daran, die neue Konstitution aufrecht zu erhalten und zu verteidigen, während die Jakobiner sich bemühten, die Monarchie zu stürzen. Beunruhigende Nachrichten langten auch aus Flandern an, wo alles zu einem Aufstand vorbereitet war, was Oesterreich nötigte, mehrere Regimenter dorthin zu schicken.

Während dieser Vorgänge war ein neuer französischer Gesandter, Fürst von Polignac, in Wien angekommen. Diese Persönlichkeit stellte sich, wie es scheint, als mit einer besondern Mission vom Tuilerienhofe betraut dar. Er hatte die Instruktion, darauf zu bestehen, vom Kaiser Leopold eine energische Haltung gegen den Fortschritt der Revolution zu erlangen. Der Kaiser schien jedoch wenig geneigt, sich in ein Abenteuer zu stürzen, bevor er Gewißheit über die Mitwirkung der hauptsächlichsten Souveräne Europas habe, und Greppi bemerkte in dieser Hinsicht richtig, daß ein Krieg nicht endigt, wie man ihn beginnt: wenn man will. Die kaiserlichen Minister hätten ein entschiedenes Vorgehen von seiten des Souveräns gewünscht. „Aber wer kann garantieren," schrieb Paul Greppi, „daß man mit einer einzigen Schlacht dahin gelangt, ein so ausgedehntes Königreich zu unterwerfen? Man muß den revolutionären Geist nach und nach unterdrücken und es der Zeit überlassen, ihm seine explosive Gewalt zu benehmen oder vielmehr ihn in ein Regierungssystem überzuführen, wie es den Umständen und der Natur der Zeiten entspricht."[1])

Die Bedenken des Wiener Hofes waren den Jakobinern unbekannt, die im Begriffe standen, sich zum Schiedsrichter über Frankreich aufzuwerfen. Die von Ludwig XVI. der Nationalversammlung gemachte Mitteilung bezüglich des Entschlusses, dem Reiche den Krieg zu erklären, falls am 15. Januar 1792 die Ansammlungen der Emigranten an den Grenzen Deutschlands noch nicht zerstreut sein sollten, hatte unter den Jakobinern eine große Gärung veranlaßt. Sie glaubten, es sei das nur ein Vorwand von seiten des Königs, um Truppen zusammenzuziehen und sich dann derselben energisch gegen die Revolution zu bedienen. In Wien wollte die Hofpartei, man solle das französische Gebiet von allen Seiten angreifen. Paul Greppi bemerkte: „Im gegenwärtigen Augenblick Frankreich angreifen wollen, wäre dasselbe, als wenn man alle Parteien vereinigen und sie zur Verteidigung ihres Bodens drängen wollte, um die Heldenthaten der Römer zu erneuern."[2])

So sprach alles für die Ansicht, daß gegenwärtig der Krieg im Begriffe stehe, auszubrechen. Marschall von Lascy war zum Kommandanten des Expeditionscorps ausersehen, mit dem man zunächst die Kurfürsten von Mainz und Trier decken wollte, die ersten, die dem Angriff der Franzosen ausgesetzt sein würden.

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 5. Januar 1792.

[2]) Brief an seinen Vater: Wien, 12. Januar 1792.

Der Moment schien günstig, um diesen Krieg zu beginnen. Fürst Gallizin, der russische Gesandte in Wien, hatte soeben durch einen Kurier die Nachricht von dem zu Jassy erfolgten Abschlusse des Friedens zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte erhalten. Dieses Ereignis beschwichtigte Europa bezüglich des Orients. Gleichwohl sah Oesterreich nur einen Teil seiner Sorgen behoben. Nachdem Katharina II. nichts mehr von seiten der Türkei zu fürchten hatte, würde sie ihre Aufmerksamkeit auf Polen konzentrieren, weil sie sich durch die Verfassung, die man dort angenommen, verletzt fühlte und außerdem alte Streitpunkte zu erledigen hatte. Die Frage blieb in der Schwebe, bis es zu einer Annahme oder Ablehnung der polnischen Königskrone durch Sachsen kommen werde.

Während man sich in Oesterreich auf den Krieg vorbereitete, langte in Wien Barbeau de Marbois an, der von dem König von Frankreich beauftragt war, den im Elsaß begüterten deutschen Fürsten ein Arrangement vorzuschlagen. Die gewaltsamen von den französischen Behörden zum Nachteil dieser Fürsten vorgenommenen Besitzergreifungen bildeten den gesetzmäßigen Punkt, auf den das Reich die Kriegserklärung gegen Frankreich basieren konnte.

Ueber Barbeau de Marbois äußerte sich Paul Greppi folgendermaßen: „Er ist ein Mann von großem Geiste mit gemäßigter Gesinnung. Er ist sehr erfahren in der Behandlung der Geschäfte, zumal derjenigen, die in Verbindung mit den Reichsinteressen stehen. Ich habe ihn in Madrid kennen gelernt nach seiner Rückkehr von der Insel San Domingo, wo er sich in der Eigenschaft eines Generalresidenten aufgehalten hatte. Er glaubt, angesichts des beklagenswerten Zustandes, in welchem sich in Frankreich die Finanzen befinden, sei eine Contrerevolution in dem von den Aristokraten gewünschten Sinne, das heißt, begründet auf eine Ordnung der Dinge, die im stande sei, das Land vor den Schrecken der Anarchie zu bewahren, unvermeidlich.“ [1])

Ein trauriges Ereignis sollte die politische Lage verändern. Kaiser Leopold war plötzlich lebensgefährlich erkrankt, und Paul Greppi erzählt in folgender Weise seine letzten Augenblicke: „Kaiser Leopold war gegen zweieinhalb Uhr in einen tiefen Schlaf verfallen, was der Hoffnung Raum gegeben hatte, daß alle Gefahr beseitigt sei. Während dessen war die Kaiserin eingetreten und gewahrte, daß der Schlaf nur ein Schlummer war, dem heftige Brechanfälle folgten. Sie wollte ihn in ihre Arme nehmen, in die er bewußtlos zurückfiel. Da rief sie nach Hilfe. Sofort rieb man ihm die Schläfen mit Branntwein ein, aber man gewahrte, daß er bereits den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Man schreibt seinen Tod einer brandigen Entzündung zu, die das Herz ergriffen habe.“ [2])

Man wollte anfänglich einen so plötzlichen Tod durch die Wirkungen eines Giftes erklären. Die dem Hofe nahestehenden Personen widersprachen diesen

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 16. Februar 1792.

[2]) Brief an seinen Vater: Wien, 1. März 1792.

Gerüchten nicht sofort. Die Leichenschau sollte indes die Zweifel beseitigen. Der Kaiser wurde von denjenigen, die ihm näher gestanden, beweint. Der Kaiserin bemächtigte sich ein Schmerzgefühl, das keine Erleichterung durch Thränen finden konnte.

Alle Blicke richteten sich auf denjenigen, der in so schwierigen Augenblicken den Thron bestiegen hatte. Erzherzog Franz war am 12. Februar 1768 in Florenz geboren. Während seiner ersten Jahre hatte sich sein Vater, der Großherzog von Toskana, mit seiner Erziehung befaßt. Da Joseph II. gestorben war, ohne direkte Nachkommen zu hinterlassen, ging die österreichische Krone auf die toskanische Linie über. Infolge dessen war der Thronerbe, Großherzog Leopold, im Jahre 1783 mit seinem Sohn, dem Erzherzog Franz, nach Wien übergesiedelt, und, nachdem er später den Thron bestiegen, weihte er den letztern in die Staatsgeschäfte und namentlich diejenigen ein, welche die auswärtige Politik betrafen. Er war ihm behilflich bei der Wahl einer Gattin, und die erste war eine Prinzessin von Württemberg, eine Schwester derjenigen, welche den Großfürsten Paul, den russischen Thronerben, geheiratet hatte. Wie wir gesehen haben, begleitete der junge Erzherzog seinen Vater nach den Konferenzen von Pillnitz. Man sagt, bei dieser Gelegenheit habe der König von Preußen die Hand seines Sohnes, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., ergreifend, sie in diejenige des Erzherzogs Franz gelegt und zu beiden gesagt: „Ihr habt gesehen, wie eure Väter sich lieben; bleibt auch ihr, wenn wir nicht mehr sein werden, gute Freunde.“ Die Ereignisse sollten diese Wünsche nicht ganz in Erfüllung gehen lassen. Der unvorhergesehene Tod seines Vaters verursachte dem Thronerben eine derartige Angst, daß er sich weigerte, die Krone anzunehmen. Um ihn zu bestimmen, bedurfte es der Vermittlung seines Beichtvaters von Hohenwart. Dieser sagte ihm, die Krone komme von Gott; das müsse sein Gemüt beruhigen, und er riet ihm, sich von seinen Ministern leiten zu lassen. Franz II. behielt in seinem Kabinett dieselben Männer, die er sich als Erzherzog zur Seite gewußt hatte. Die hauptsächlichsten derselben waren Graf Colloredo und Baron Schloißnig. An die Spitze der Kanzlei stellte er Knecht, der sein Geheimsekretär gewesen war. Baron Schloißnig erfreute sich des Rufes eines guten Historikers und eines gelehrten Juristen, und man hatte ihm anfangs die wissenschaftliche Unterweisung des Thronerben anvertraut. Er scheint sich indes nicht ganz auf der Höhe seiner Mission gezeigt zu haben. Kaiser Joseph, der das wahrnahm, mußte vermittelnd eingreifen und hierin einen Wechsel veranlassen.

Nunmehr, da der einstige Schüler Souverän geworden war, gelang es dem Grafen Colloredo und dem Baron Schloißnig, einen derartigen Einfluß auf ihn zu gewinnen, daß sie von beiden Kaisern ins Kabinett berufen wurden.

Noch bevor er auf den Thron gelangte, hatte Franz II. mehrfach Gelegenheit gehabt, seiner Abneigung gegen die von der französischen Revolution begünstigten Lehren offenen Ausdruck zu geben. Diese Abneigung wurde ihm nicht sowohl von der schmerzvollen und erniedrigenden Lage, in welcher sich der König und die Königin von Frankreich, seine nahen Verwandten, befanden, als von

dem Angriffe eingeflößt, den die neuen sozialen Lehren gegen die monarchischen Einrichtungen und Prärogative richteten, auf die er sehr eifersüchtig war. Von den ersten Tagen seiner Herrschaft an hatte er Gelegenheit, seine Ansichten auf noch positivere Weise kundzugeben. Der Marquis von Noailles hatte sich in der ersten Hälfte des März dem Fürsten Kaunitz vorgestellt, um ihm Kenntnis von einem Aktenstück von der größten Wichtigkeit zu geben. Dieses Aktenstück enthielt, obwohl im Tone anscheinender Mäßigung gehalten, die von seiten Frankreichs an Oesterreich gerichtete Aufforderung, abzurüsten. Man begann mit der Erklärung, daß es der Würde Frankreichs nicht entspreche, in eine Diskussion über Gegenstände einzutreten, die lediglich die innere Lage des Königreichs beträfen, und man nehme Vermerk von der durch Kaiser Leopold abgegebenen Erklärung, jeder Begünstigung der Schleichwege der Emigranten entgegentreten zu wollen. Infolge dessen könne die Antwort des Wiener Hofes Anlaß zum Austausch feierlicher und freundschaftlicher Vorbesprechungen zwischen den beiden Höfen geben. Indes sei die Zeit gekommen, aus allen diesen Unbestimmtheiten herauszutreten, und darum verlange der König vom Kaiser, daß er den Zusammenkünften der Souveräne, die einen für die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohlichen Charakter hätten, ein Ziel setze, ihm zum Ausgleich dafür die friedfertigsten Versicherungen darbietend. Der König erwarte nunmehr eine freimütige und kategorische Antwort mit der Verpflichtung von seiten des Kaisers, aller Kriegsrüstung in seinen Staaten eine Ende zu machen und die Streitkräfte in Flandern und im Breisgau wieder auf den Fuß zu bringen, auf dem sie sich vor dem 1. April 1791 befunden hätten. Ihrerseits mache die französische Regierung sich verbindlich, die Rüstungen in den Grenzdepartements aufhören zu lassen. „Dieser Entschluß ist der einzige, der der Würde der beiden großen Mächte und ihren beiderseitigen Interessen entspricht. Darin wird der König die Gesinnung erkennen, die er das Recht hat, von seinem Schwager und dem alten Verbündeten Frankreichs zu beanspruchen. Schließlich ist der Botschafter beauftragt, zu erklären, daß nach einer so loyalen und förmlichen Einladung der König in einer unvollständigen oder ausweichenden Antwort nur den Willen erkennen könne, eine Situation zu verlängern, aus der Frankreich ernstlich entschlossen ist, herauszutreten.“ [1])

Als diese Mitteilung in der Staatskonferenz zur Vorlesung gekommen war, wurde sie für agressiv und für die Würde des Thrones beleidigend erachtet. Das, was verlangt wurde, konnte nicht zugestanden werden. Angesichts der drohenden Lage Flanderns war es unmöglich, abzurüsten. Doch wollte man die Antwort so formulieren, daß man einem unmittelbaren Bruch zuvorkomme. Paul Greppi war der Ansicht, das französische Aktenstück sei in der Absicht abgefaßt worden, den Jakobinern einen Vorwand zu benehmen, Ludwig XVI. zu beschuldigen, er konspiriere mit seinen österreichischen Verwandten, um mit ihrer Hilfe wieder zur absoluten Gewalt zu gelangen.

---

[1]) Ein Exemplar des Aktenstücks, das wir im Auszuge gegeben haben, befindet sich in den Papieren Paul Greppis.

Da Barbeau de Marbois eingesehen hatte, daß seine Bemühungen zu irgend einem Ergebnisse nicht gelangen würden, entschloß er sich, abzureisen. Bevor er sich auf den Weg machte, hatte er eine lange Unterredung mit Paul Greppi. Er dankte dem letztern für alles, was dieser für ihn gethan habe, da er durch seine Vermittlung Zugang zu Persönlichkeiten gefunden habe, denen er sich sonst nicht habe nahen können. In der That hatte Greppi ihn unter anderm dem päpstlichen Nuntius Caprara vorgestellt, der einen sehr günstigen Eindruck von der Haltung und der Sprache des französischen Gesandten gewonnen hatte. In ihrer Unterhaltung beschäftigten sie sich mit Finanzfragen und namentlich mit dem Mittel, zu dem man hätte greifen sollen, um den Umlauf der Assignate im Handels- und Privatverkehr zu unterdrücken und ihn nur für die Erwerbung von Nationalgütern bestehen zu lassen. Sie mußten indes gestehen, daß man einen großen Mut hätte an den Tag legen müssen, um einen derartigen Antrag bei der Nationalversammlung einzubringen.

Trotz aller Anstrengungen sollte die Situation sich von Tag zu Tag mehr komplizieren. Der Marquis von Noailles hielt sich täglich darauf gefaßt, abberufen zu werden. Zunächst die Entlassung und darauf die Verhaftung de Lessarts, des Ministers des Auswärtigen, ließen ihn das vorhersehen. Die Gewaltthätigkeit der Jakobiner trat immer offener hervor. Aus Furcht vor einem Eklat beschloß der Wiener Hof die Entsendung mehrerer Regimenter nach Flandern.

Dem als außerordentlichen Gesandten Preußens nach Wien geschickten Bischofswerder gelang es, Franz II. von der Notwendigkeit zu überzeugen, das Bündnis zwischen Preußen und Oesterreich unverletzt aufrecht zu erhalten, indem er ihm die Zusicherung einer günstigen Stimmabgabe seines Verbündeten auf dem bevorstehenden Wahltage zu Frankfurt gab, wo der neue Kaiser gewählt werden sollte. Von allen Seiten drang man in Deutschland auf diese Wahl im Hinblick auf die kritischen Zustände des Augenblicks und der daraus sich ergebenden Notwendigkeit, Frankreich gegenüber zu einem kräftigen Entschluß zu kommen.

Um die politische Lage Oesterreichs auch nach der Thronbesteigung Franz' II. richtig zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick auf die Umstände zu werfen, in welchen sich das Land im Augenblicke des Todes Leopolds befand. Die Herrschaft des letztern war nur von sehr kurzer Dauer gewesen, und es war ihr nicht beschieden, eine Spur hinter sich zurückzulassen. Kaum war dieser Souverän ins Grab gestiegen, als sein Name der Vergessenheit anheimfiel. Es hatte ihm an der Zeit, vielleicht auch an der angeborenen Fähigkeit gebrochen, dahin zu gelangen, die Energie, die Würde und die Aufrichtigkeit zu entfalten, die zur Erlangung der allgemeinen Achtung und des allgemeinen Zutrauens unentbehrlich sind. Frühzeitig hatte man sich daran gewöhnt, ihn, sei es aus Schwäche, sei es aus Leichtsinn, mit Versprechen um sich werfen zu sehen, die er sich sofort zu vergessen beeilte, was nicht darnach angethan war, eine sehr hohe Meinung von seinem Charakter zu verbreiten. Bei seiner Ankunft in Wien hatte er sich mit Höflingen von einem zweifelhaften Ruf, wie mit einem Lerchen-

feld, einem Hoffmann, einem Lattanze und andern des gleichen Schlags angefreundet. Mit ihnen verbrachte er vergnügte Tage, ihre Gesellschaft derjenigen andrer vorziehend, die ihrem Range und ihrem Charakter nach weit würdiger gewesen wären, den Platz an der Seite eines Prinzen einzunehmen. Mißtrauisch und dabei doch der Schlauheit ermangelnd, jener Schlauheit, die an Verstellung grenzt, bot er eine Vereinigung von Leichtfertigkeit und Schwäche dar, die nicht mit der großen Rolle zusammenstimmte, für die er berufen war. Er schenkte keinem seiner Minister sein Vertrauen und schien auch für sie nicht die Achtung und Rücksicht zu empfinden, die ihnen zukamen. Sogar Fürst Kaunitz entging seinen Spötteleien nicht. Er zählte ihn zu den alten Schwätzern und gab sich nicht die Mühe, ihm das zu verbergen. Als Souverän befolgte er eine ungleiche und unbestimmte Politik. In den Provinzen war die Unzufriedenheit mit ihm ziemlich ausgesprochen. Die Versprechungen, die er ihnen im Augenblick der Thronbesteigung gemacht hatte, wurden nur unvollkommen gehalten. Die Adelspartei wußte seine Schwäche zu benützen, um wieder in den Besitz der Vorrechte zu gelangen, deren Joseph II. sie beraubt hatte. Auch sein häusliches Leben vermag dem strengen Urteil der Geschichte nicht zu entgehen. Er ließ sich zu Ausschweifungen hinreißen, die ihn vor der Zeit ins Grab brachten. Gleichwohl ließen ihm selbst Verkleinerer Gerechtigkeit rücksichtlich verschiedener Punkte angedeihen, und wir führen in dieser Hinsicht die Stelle aus einem Aktenstücke seiner Zeit an, das wir vor Augen haben. „Er ist der erste Souverän, der bei seiner Thronbesteigung philosophische und philanthropische Grundsätze an den Tag gelegt hat. Er besaß viele Kenntnisse auf verschiedenen Wissensgebieten und die Gabe, Kombinationen leicht zu verstehen. Sein Gedächnis war bemerkenswert, und er hatte den entschiedenen Willen, sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, Mißbräuche abzustellen und zu dem Glücke seiner Unterthanen beizutragen, aber der Mangel an Charakter und die Gewohnheit, die er angenommen hatte, sich mit den geringfügigen Einzelheiten einer kleinen Regierung wie der Toskanas zu beschäftigen, hatten ihn verhindert, den Abstand zu ermessen, der zwischen einem Herzogtum und einem Kaiserstaat vorhanden ist. Unter so kritischen Umständen, wie diejenigen waren, unter denen man sich befand, hätte er notwendig scheitern müssen, sobald er dieselben Mittel und dieselben Maßnahmen hätte anwenden wollen, die für die Verwaltung eines Herzogtums genügten, die sich aber auf ein ausgedehntes Reich nicht übertragen ließen. Vielleicht hätte er, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, der Notwendigkeit nachgegeben, sein System zu wechseln. So sagte er ernsthaft, vorerst habe er sein Noviziat zurückgelegt. In einem schon ziemlich vorgerückten Alter wäre es gleichwohl recht schwierig gewesen, Fehler abzulegen, die so eingewurzelt waren. Bei seinem Hange zu sinnlichen Vergnügungen wäre übrigens für ihn eine Erlahmung seiner geistigen Fähigkeiten zu fürchten gewesen, und dann wäre der Liebe zur Arbeit die Sorglosigkeit und die Abstumpfung gefolgt."

Was seinen Nachfolger anlangt, so giebt Paul Greppi folgendes Urteil über ihn ab: „Franz II. zeigte zu Anfang seiner Regierung einen hellen Blick,

indem er lieber als den Pfaden seines Vaters denen seines Großoheims folgte. Das Volk will in seinen Zügen eine Aehnlichkeit mit Joseph II. erkennen, dessen patriarchalisches Regiment man immer mehr schätzt, und hat eine besondere Vorliebe für ihn gefaßt. Der Adel ist ihm gleichfalls zugethan, weil man bei ihm noch mehr Mäßigung erkennt als bei Joseph II. und einen rascheren und festeren Geist als bei Leopold. Sein Charakter ist gut, und er überstürzt nichts, da er ein phlegmatisches Temperament besitzt, ohne deswegen zaghaft oder unentschieden zu sein. Er ist erst vierundzwanzig Jahre alt, und wer vermag vorherzusehen, welche Veränderungen die Leidenschaften hervorbringen werden? Ich bin überzeugt davon, daß die Schwäche seiner Konstitution ebenso wie das Verhalten seines Vaters ihm gegenüber dazu beigetragen hat, ihm etwas Unempfindliches zu verleihen. Sein Temperament kann sich festigen, und ein König und Kaiser ist in der Lage, bei der gegenwärtigen Krise eine Energie entfalten zu müssen, deren man ihn bisher für nicht fähig gehalten hat. Nur dann könnte ich in genauerer Weise ein Urteil über ihn abgeben. Einstweilen beschränke ich mich auf die Rolle eines gewissenhaften Beobachters." [1])

Franz II. war von einem Wuchse, wie er sich für einen Kaiser sehr wohl schickte. Sein Gesicht war oval, aber die imposant geformte Nase milderte die Regelmäßigkeit desselben. Alles in allem hatten sein jugendliches Alter und sein Blick etwas Freimütiges an sich, doch nahm mit den Jahren dieser Blick den Ausdruck der Härte an. Wenn er plauderte, umspielte seinen Mund ein gewisser Reiz, später sank die Unterlippe immer tiefer herab. Im ganzen machten seine Haltung und seine Gesichtszüge den Eindruck des Strengen.

Die Kriegsfrage fuhr fort, die Gemüter in Spannung zu halten. Die Ansichten waren in dieser Hinsicht geteilt. Die Finanzlage in Oesterreich mahnte zu größter Vorsicht. Paul Greppi legte sich selbst die Frage vor, wie es daselbst zum Kriege drängende Leute geben könne. Falls er ausbrechen sollte, sah er voraus, daß er sehr lange dauern und daß man, um ihn aushalten zu können, seine Zuflucht zu neuen Steuern werde nehmen müssen, welche die Völker nicht zu ertragen im stande seien. Zwischen den Höfen von Berlin und Wien erhielt das Einvernehmen sich auf fester Grundlage, und man hoffte, auch Rußland in dieses Einverständnis ziehen zu können, um mit seiner Hilfe zu verhindern, daß Polen, von seiner neuen Verfassung Vorteil ziehend, bestimmt werde, eine für die drei Teilungsmächte beunruhigende Haltung anzunehmen. Paul Greppi maß seinerseits der Dauer dieses Einvernehmens keinen allzu großen Glauben bei, da sie ihren Bestand lediglich den immer größer werdenden Drohungen Frankreichs verdankte.

General Dumouriez hatte nach dem Falle de Lessarts das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Sein erster Schritt bezweckte, von seiten Oesterreichs eine kategorische Antwort darüber zu verlangen, was es zu thun beabsichtige. Man beschloß endlich in Wien, eine Antwort zu geben.

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 5. April 1792.

Das Wiener Kabinett machte, indem es alle seine vorher abgegebenen Erklärungen bestätigte, die Rechte der Reichsfürsten geltend, die Besitzungen in Elsaß und Lothringen hatten, und brachte zum ersten Male Reklamationen gegen die Verletzungen der Verträge vor, welche dem Papste die Souveränität über Avignon übertrugen.

Obwohl allein durch die Macht der Verhältnisse der Krieg unvermeidlich geworden war, wollte sich doch Franz II. so lange wie möglich in der Defensive halten, seine Klugheit durch das Verlangen rechtfertigend, sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten. Fürst Kaunitz hatte sich sogar die Bemerkung erlaubt, man mache aus der Partei der Jakobiner zu viel Wesens, wenn man sich über dieselbe von Furcht erfüllt zeige. Wenn man etwas nicht will, kommt jeder Vorwand gelegen, die Ablehnung zu rechtfertigen. Die bevorstehende Ankunft eines neuen französischen Gesandten war angezeigt worden. Es sollte dies de Maulde sein, der in der Eigenschaft eines außerordentlichen Botschafters kommen sollte, um die definitive Antwort Oesterreichs einzuholen. Diese Mission kam nicht zu stande, denn als die österreichische Depesche vom 7. April in Paris anlangte, in der man erklärte, daß man bei den Abmachungen von Pillnitz beharren wolle, gelangte man daselbst zur Ueberzeugung, daß jede weitere Unterhandlung unnütz sein werde.

Das, was man hatte vermeiden wollen, mußte sich nunmehr unerbittlich vollziehen. Am 20. April erklärte Frankreich Oesterreich den Krieg. Hierüber schrieb Paul Greppi seinem Vater:

„Diese Kriegserklärung ist eine logische Folge der Haltung, welche von den Mächten in Pillnitz angenommen worden ist. Man hätte nicht den Jakobinern eine allzu große Bedeutung beilegen sollen, im Gegenteil, man hätte suchen müssen, die Gunst der gemäßigten Partei zu gewinnen. Es kam daher dazu, daß man diese Partei verstimmte, indem man die neue Verfassung bekämpfte. So reichen sich gegenwärtig sämtliche Parteien die Hand, um die Intervention des Auslands zurückzudrängen. Der Krieg wird sich nicht auf Frankreich beschränken, sondern sich in ganz Europa verbreiten. Franz II. hat sich eine zutreffende Vorstellung von der Lage und dem ganzen Unheil gebildet, die daraus folgen werden. Er hat sich in dieser Weise zu einer Person geäußert, die sich ihm vorgestellt hatte, um ihm Ratschläge von großem Nutzen für die österreichische Monarchie zu unterbreiten.“ [1])

Gelegentlich eines Besuchs beim Fürsten Kaunitz konnte Paul Greppi sich davon überzeugen, daß Oesterreich sich anschickte, den Krieg mit Energie zu betreiben. Aus dem eignen Munde des Großkanzlers erfuhr er, daß ein Armeecorps von zwanzigtausend Mann nach der Grenze marschieren solle zur Verstärkung eines dort schon entfalteten von sechzigtausend Mann. Ueber ein derartiges Heer verfügend, konnte man vertrauensvoll den Feldzug eröffnen, dessen Plan bereits zwischen dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen und dem Fürsten

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 3. Mai 1792.

von Braunschweig vereinbart war. Paul Greppi ließ sich als gewissenhafter Beobachter nicht von dem gleichen Enthusiasmus hinreißen, wie diejenigen, die ihn umgaben. Er fürchtete den Hereinbruch der revolutionären Grundsätze und Strebungen und verbarg seine Gedanken unter folgenden Ausdrücken: „Wenn eine Meinung sich im menschlichen Gehirn festgesetzt hat, so wurzelt sie sich da nur noch fester ein, sobald man Gewalt gegen sie anwendet.“ Er maß den Abmachungen von Pillnitz keinen unbeschränkten Glauben bei, indem er sich erinnerte, daß Preußen alle seine Mittel angewandt hatte, um die Ungarn zum Aufstand zu bringen, nachdem es im Verein mit England und Holland die Rebellion der Flamländer begünstigt hatte. Von dieser Verbindung gedeckt, konnte Rußland nach Belieben in Polen schalten.

„Preußen kann sich, wenn es nicht von der Furcht einer innern Erschütterung abgehalten wird, stets um Danzig und Thorn vergrößern. Wir aber haben nur zu verlieren, weil die Idee, Lothringen zurückzugewinnen und Frankreich so viel wie möglich zu zerstückeln, nichts weiter als eine Chimäre ist. England und Spanien würden es übrigens nicht zugeben. Ich weiß aus guter Quelle, daß der König (Franz II.) sehr bedauert, daß er die Note vom 7. April hat abgehen lassen. Wenn man den Faden der Kabinettsintriguen richtig verfolgt, kommt man leicht dahin, den Zweck dieser ganzen Machination zu entdecken. Mein lieber Vater, Sie werden sehr erstaunt sein, zu erfahren, daß es in Wien drei bis vier Personen, die aus verschiedenen Zwecken miteinander verbunden sind, gelungen ist, den Minister von seinem ersten Plan abzulenken, dem, sich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten.“ [1])

Es war nicht genug, ein imposantes Heer organisiert zu haben, man mußte auch an die Mittel der Unterhaltung denken, und die Finanzen des Reichs befanden sich in einem Zustande vollständiger Erschöpfung. Graf Strassoldo der in diesem Zweige der Verwaltung durchaus kompetent war, wollte den Rat Paul Greppis über die Mittel, dem Staatsschatz zu Hilfe zu kommen, einholen. Er berichtete ihm zunächst über eine lange Konferenz, die zwischen Franz II., ihm und dem Fürsten Rosenberg über die Angelegenheiten Frankreichs und über die Mittel, sich Geld zu verschaffen, ohne das Volk zu bedrücken und ohne den finanziellen Kredit durch allzu schwere Belastungen zu schwächen, abgehalten worden war. Die Unterredung des Grafen Strassoldo mit Paul Greppi dauerte länger als drei Stunden, da sie auf eine Menge von Details eingegangen waren.

„Das Folgende ist der wichtigste Teil des Vortrags, den mir Graf Strassoldo gehalten hat. Franz II. hatte dem erwähnten Grafen ein Projekt mitgeteilt, im Auslande eine Anleihe von sechs bis acht Millionen Gulden zu eröffnen, ohne die beiden Minister, Graf Chotek und Bibra etwas wissen zu lassen, mit denen er unzufrieden war, indem er den letzteren mit dem lächerlichen Namen des Vorhängeschlosses zum Schatze belegte und die Aversion nicht verhehlte, die der erstere ihm einflößte. Augenblicklich, scheint es, hat Strassoldo von

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 3. Mai 1792.

Franz II. die Erlaubnis erhalten, mit mir zu konferieren, nachdem er dem jungen König mitgeteilt hat, welches seine Ansichten und Absichten seien. Ich habe ihn mit der größten Aufmerksamkeit angehört und mir die Gelegenheit zu nutze gemacht, eine richtige Vorstellung von dem Charakter der vorhergehenden Regierungen Josephs und Leopolds zu gewinnen. Das diente mir dazu, mir zugleich ein Urteil über die gegenwärtige Regierung zu bilden. Ich habe mir eine Antwort vorbehalten, weil ich mir die erforderliche Zeit nehmen wollte, das Projekt reiflich zu studieren. Während der beiden Tage, welche dieser Unterredung folgten, habe ich nicht nur über den Vorschlag an sich nachgedacht, sondern auch über seine Konsequenzen. Gestern habe ich dem Grafen Strassoldo einen Bericht zugestellt, welcher meine unparteiischen, mich zu einer Ablehnung bestimmenden Bemerkungen enthielt. Wir unterhielten uns vier Stunden lang darüber. Es gelang mir, ihn davon zu überzeugen, daß es für den Kaiser vorteilhafter sei, eine Anleihe in Genua oder in Holland aufzunehmen und seine Minister aufzufordern, sich zu verständigen und diejenigen um Rat anzugehen, die sich in der Lage befänden, sie über die Mittel der Ausführung aufzuklären. Graf von Strassoldo vertraute mir sodann an, Franz II. habe eine Verhandlung mit einem kirchlichen Würdenträger eingeleitet behufs Erlangung einer Anleihe von drei und einer halben Million Gulden. Das Geschäft solle in der Schweiz abgewickelt werden unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Graf Chotek und Bibra mit in die Kombination einträten. Ich hielt mich für verpflichtet, dem Grafen Strassoldo zu bemerken, daß, da dieser Kirchenmann weder Staatsbeamter noch gar ein österreichischer Unterthan sei, die Folgen nicht die gleichen sein könnten, als wenn es sich um ihn oder mich handelte. Graf Strassoldo erbot sich, mir eine Besprechung mit dem jungen König zu vermitteln, allein ich antwortete ablehnend, da ich meinen Fuß nicht auf ein Gebiet setzen wollte, auf dem ich mir die Eifersucht der Minister zuziehen würde, und ich bat den Grafen Strassoldo, das zur Kenntnis seiner Majestät zu bringen, ihm gleichwohl den Wunsch zu erkennen gebend, ihm innerhalb der Grenzen desjenigen dienen zu können, zu dem mir meine Klugheit riete. Auch folgendes vertraute mir Graf Strassoldo noch an: ‚Glauben Sie,' sagte er zu mir, ‚daß der verstorbene Monarch beinahe in einem Augenblicke verschieden ist, in dem er selbst im Begriffe stand, eine Revolution in Ungarn hervorzurufen, was zu ähnlichen Folgen hätte führen können, wie sie sich in Frankreich vollziehen? Die Beweise für das, was ich behaupte, sind vorhanden. Der Nachfolger konnte die Gefahr nur dadurch beseitigen, daß er Befehl gab, sich auf dem nächsten Reichstag nur mit den die Krönung betreffenden Angelegenheiten zu beschäftigen. Leopold hatte, von den Intriguen Hoffmanns gedrängt, nicht nur seinen Plan gefaßt, der darin bestand, in die ungarische Verfassung radikale Reformen einzuführen, sondern er hatte ihn (Hoffmann) auch nach Ungarn geschickt mit der geheimen Instruktion, sich desselben zu bedienen, um unter den Bürgern und Bauern eine große Partei zu bilden.

„Leopold hatte seine Instruktionen im Einverständnis mit Hoffmann entworfen, und sie waren insgeheim in einer in den Privatgärten des Belvedere

eingerichteten Druckerei gedruckt worden. In diesem Aktenstücke riet man den Bürgern und Bauern, die Aufhebung einer großen Anzahl von Mißbräuchen und der Adelsklasse allzu günstigen Gesetzen zu verlangen, da sie selbst sich für befähigt halten müßten, die Stellen im Kirchen- wie im Zivil- und Militärdienst einzunehmen. Es war eine Eidesformel beigefügt, in welcher folgende Redewendung bemerkenswert ist: ‚Leopold ist für alle und alle für einen', das heißt für ihn selbst. Hoffmann hatte bei seiner Reise nach Ungarn bereits begonnen, ein Formular zu verteilen, das die oben bezeichneten Forderungen und den Text des Eides enthielt. Hoffmann wurde abberufen und soll eine andere Bestimmung erhalten, obwohl man ihn als einen gefährlichen Kopf kennt. Man wird zu andern Mitteln greifen, um die Bürger und Bauern zu befriedigen, ohne sie in Konflikt mit der Adelsklasse zu bringen."[1])

Da die Krönung Franz' II. von Ungarn in Pest stattfinden sollte, wollte Paul Greppi diese Gelegenheit nicht versäumen, ein Land zu besuchen, das ihm noch unbekannt war und studiert zu werden verdiente. Er langte in Pest am 31. Mai mit seinem Freunde, dem Marquis Ghisilieri, an. Sie wurden von dem ungarischen Adel mit der größten Zuvorkommenheit empfangen. Der offizielle Teil der Festlichkeiten wurde wegen des kurz zuvor erfolgten Todes der Kaiserin-Witwe unterdrückt, doch ließ man den Volkslustbarkeiten freien Lauf. Da Paul Greppi einigen vorbereitenden Sitzungen des ungarischen Reichstags angewohnt hatte, gab er in der folgenden Weise die dabei empfangenen Eindrücke wieder:

„Das Hauptschauspiel wird darin bestehen, sich eine hochherzige Nation versammeln zu sehen, um über das Zeremonial zu beraten, mit welchem sie die Krönung eines jungen Königs beehren will, auf den sie mit der Hoffnung den Blick richtet, daß er im Einvernehmen mit ihr und in guten Treuen an der Reform derjenigen Punkte der Verfassung arbeiten werde, die bisher die Verwirklichung der auf die Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt gerichteten Pläne hintangehalten haben."[2])

Der feierliche Einzug des Königs und der Königin hatte am 4. Juni gegen drei Uhr nachmittags statt. Die Antwort, welche der neue König auf die Adressen der beiden Kammern erteilte, machte einen günstigen Eindruck. Die aufrichtigste Begeisterung aller brach hervor, als man Kenntnis von der neuen durch den König oktroyierten Verfassung erhielt. In dieser Verfassung erkannte er aus freien Stücken das Recht der Nation an, die in alten Urkunden vorkommenden Worte: ‚praeter successionem hereditariam' zu interpretieren. Joseph II. hatte sich stets geweigert, dieses Recht anzuerkennen, und Leopold oktroyierte es nur unter der Form einer Gunstbezeugung mittels Privatakt es. Das Volk drängte sich in Menge vor das Königsschloß, um dem König seinen Dank zu bezeugen. Die Scene gestaltete sich zu einer äußerst bewegten und etikettewidrigen, indem man dem König die Hände küssen wollte.

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 10. Mai 1792.

[2]) Brief an seinen Vater: Pest, 2. Juni 1792.

Am 6. Juni fand die Krönung statt. Die Zeremonie verlief in der majestätischsten Weise, und die Menge wurde davon stark bewegt. Der Krönung des Königs folgte die der Königin nach fast dem gleichen Programm. Die Stände bewilligten, nachdem sie sich verständigt, unter einhelligem Beifall über die gewöhnlichen Subsidien hinaus fünfzigtausend Zechinen für den König und fünfundzwanzigtausend für die Königin, ebenso die erforderlichen Fonds, um die Kosten des Kriegs gegen Frankreich zu erleichtern. Diese Subsidien bestanden in vier Millionen Gulden bar, in fünftausend Mann und außerdem in einem großen Getreidevorrat. Die nötigen Steuern, um diesen Bedürfnissen zu begegnen, sollten ausschließlich dem Adel und der Geistlichkeit zur Last fallen.

Die Feste und Lustbarkeiten, an denen Paul Greppi teilnahm, hinderten ihn nicht daran, aufmerksam die ganz spezielle Lage Ungarns zu beobachten.

„Ich fahre fort, mich nach allem zu erkundigen und mich über alles zu belehren, was dieses Königreich und seinen Nationalcharakter betrifft. Gleichzeitig freut es mich, mich von den höchstgestellten Persönlichkeiten mit Achtung und Liebenswürdigkeit ‚aufgenommen' zu sehen."[1])

Nachdem die Krönungsfestlichkeiten beendet waren, kam Paul Greppi am 22. Juni nach Wien zurück. Als der Hof kaum wieder nach Wien zurückgelangt war, schickte er sich an, nach Frankfurt zu gehen, wo Franz zum Kaiser geweiht werden sollte. Die Abreise nach Frankfurt fand am 5. Juli statt.

Um der starken Sommerhitze zu entgehen, ließ Paul Greppi sich in einer reizenden Villa in der Umgegend von Baden bei Wien nieder. Er hielt dort offenes Haus und folgte selbst den häufigen Einladungen seiner Nachbarn. So traf er bei einem Essen bei dem Baron Gontard mit dem Marschall Pellegrini,[2]) dem Baron Thugut und andern Mitgliedern des diplomatischen Corps zusammen, und etwas später vereinigte er an seinem Tische die Gräfin Potocka, ihre Tochter, den neapolitanischen Botschafter und andere Persönlichkeiten.

Die Muße des Landlebens, bei welchem er in weitem Umfange die Pflichten der Gastlichkeit ausübte, hinderten Paul Greppi nicht daran, aufmerksam den Ereignissen des Tages zu folgen, und sein Briefwechsel beweist das vollständig. Der tapfere Widerstand, den die Polen dem kriegerischen Druck Rußlands leisteten, entlockte ihm folgende Gedanken:

„Wenn sie auch als Opfer der Ungerechtigkeit des Despotismus, des Verrats und des Wortbruchs fallen, werden die Polen der Nachwelt doch ein neues Zeugnis des Gefühls für eine wohlgeordnete Freiheit hinterlassen, ebenso wie des Hasses und der Verachtung, welche die Willkürherrschaft und die Politik der Höfe einflößen müssen."[3])

Gleichzeitig beklagte er die von den verbündeten Armeen erlittenen Niederlagen. In Flandern nahm der Krieg eine schlechte Wendung. Bergen

---

[1]) Brief an den Vater: Pest, 8. Juni 1792.

[2]) Graf Karl Pellegrini, Leiter des Festungswesens und des Geniecorps.

[3]) Brief an den Vater: Wien, 5. Juli 1792.

war in die Hände der Republikaner gefallen. Den Blick um sich werfend, sah er die Gefahren der Situation sich mehren. Es gab auch noch eine Persönlichkeit, welche über die neue Richtung seufzte, welche neue Leute der auswärtigen Politik in Oesterreich gegeben hatten. Diese Persönlichkeit war Fürst Kaunitz. Er beklagte sich zunächst darüber, daß er im Stich gelassen sei und seine Ratschläge zurückgewiesen worden seien. Es begann sich das Gerücht zu verbreiten, er sei entschlossen, die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich niederzulegen unter dem Vorwande, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht mehr gestatte, sich damit zu befassen. Der wirkliche Grund seiner Unzufriedenheit bestand aber darin, daß der Kaiser im Augenblicke seiner Abreise nach Frankfurt es vermieden hatte, sich mit ihm zu besprechen, während er mit Baron Spielmann Rat gepflogen hatte. Paul Greppi hoffte, einigen schmeichelhaften Worten des Kaisers würde es gelingen, ihn zu beruhigen. Wirklich brachte der Kaiser es fertig, ihn einigermaßen zu beschwichtigen, aber der Aerger gewann bei ihm sofort wieder die Oberhand, als er erfuhr, daß andere Personen zu Rate gezogen worden waren, die es nicht verdienten. Die Unzufriedenheit nahm so große Dimensionen an, daß Franz es für gut fand, sich persönlich zu dem Kanzler zu begeben, um ihn zu beruhigen. Der Besuch dauerte sehr lange. An dem gleichen Tage war Paul Greppi bei dem Kanzler zum Essen eingeladen, und er konnte in seinen Zügen lesen, daß er einen wichtigen Entschluß gefaßt hatte. Eine Person, die sich in hohem Grade des Vertrauens des Fürsten Kaunitz erfreute, teilte ihm mit, daß dieser, nachdem er mit großer Erregtheit zu dem Kaiser gesprochen, die Entlassung von seinen sämtlichen Aemtern gegeben habe. Der Kaiser beschloß, ihm nicht sofort einen Nachfolger zu geben. Der Fürst sollte seine Ehrenämter behalten, im Kanzlerpalast wohnen bleiben und das Recht haben, bei allen wichtigen Fragen seinen Rat zu geben. Kaum wurde diese Nachricht in der Stadt bekannt, als die fremden Diplomaten nach der Staatskanzlei eilten, um sich zu informieren. Paul Greppi erklärte das Ereignis in folgender Weise:

„Es muß zugegeben werden, daß Kaunitz sich stets in einem dem Kriege abgeneigten Sinne aussprach. Gelegentlich einer Besprechung, die vor zwei Tagen bei ihm stattfand, tadelte er ganz offen die Erklärung des Herzogs von Braunschweig [1]) und die von den Emigranten angenommene Haltung. Der Wiener Hof, sagte er, wird es nur zu bereuen haben, daß er wie im Kriege gegen die Türken Leute und Geld geopfert hat. Wir werden Massen von begeisterten Leuten ausziehen sehen, die sich wie die Verzweifelten schlagen werden, aber wenn wir auch in regulären Schlachten die Ueberlegenheit behaupten werden, welche die Disciplin verleiht, werden wir doch gleichzeitig unsere Armee sich durch

[1]) Als Mallet du Pan Franz II. zu Koblenz traf, wo er sich gelegentlich der Krönung in Gesellschaft der hauptsächlichsten Führer der Koalition aufhielt, drang er auf die Abfassung eines an das französische Volk gerichteten Kollektivmanifestes. Dieses Manifest wurde in der Absicht abgefaßt, Schrecken einzuflößen, und diente lediglich dazu, die revolutionären Leidenschaften in Frankreich nur noch mehr zu entfachen. Es trägt das Datum des 25. Juli 1792 und die Unterschrift des Herzogs von Braunschweig.

die Desertionen, die Ermüdungen und die Krankheiten bei den häufigen Scharmützeln vermindern sehen, bei denen die persönliche Tüchtigkeit viel weniger in Betracht kommt als die Taktik. Ich habe von einem großen General, der vielleicht dazu bestimmt ist, in Frankreich frische Truppen anzuführen, die Behauptung gehört, daß, wenn wir uns darauf versteifen, in das Innere Frankreichs vorzudringen, um auf Paris zu marschieren, das gleichbedeutend damit sein wird, unsere Armee zur Niedermetzlung und vollständigen Vernichtung zu verurteilen." [1])

Den Kaiser verdroß es sehr, daß er den Fürsten Kaunitz nicht von seinem Entschlusse hatte abbringen können. Er richtete einen äußerst zuvorkommenden Brief an ihn, um ihn zu bestimmen, wenigstens an der Spitze des Ministeriums zu bleiben, indem er ihn von denjenigen Funktionen entbinden wolle, die sich mit seinem hohen Alter nicht vertrügen. Georg Ernst Kaunitz, der Sohn des Fürsten, wurde dazu ersehen, diese Botschaft zu überbringen. Infolge eines so schmeichelhaften Schrittes mußte der Kanzler sich in das fügen, was man von ihm verlangte. Fürst Kaunitz behielt sich die Oberleitung der auswärtigen Angelegenheiten vor, aber die Unterzeichnung der Depeschen wurde dem Grafen Cobenzl übertragen, der ebenso mit den Mitteilungen an die Vertreter des Auslandes betraut wurde, wobei er den einfachen Titel eines Ministers beibehielt. Der Hof und die ganze Stadt freuten sich über diese Lösung.

Trotz der glimpflichen Form, unter welcher der Rücktritt des Fürstkanzlers sich vollzog, war derselbe doch ein definitiver. Seine Klagen und Angriffe namentlich gegen die Personen, die sich in größerer Nähe des Souveräns befanden, hörten nicht auf. Graf Colloredo war die Person, die er am meisten auf das Korn genommen hatte. Er warf ihm vor, es fehle ihm an Charakter und er befinde sich nicht auf der Höhe der Verhältnisse. Paul Greppi war zum großen Teile derselben Ansicht wie der Fürst.

„Colloredo ist ein anständiger Mann, aber schwach und zaghaft und über alle Maßen fromm. Sein Ehrgeiz besteht darin, der einzige zu sein, der sich des Vertrauens des Souveräns erfreut. Die Kaiserin [2]) beansprucht, mit ihrem Manne den Oberbefehl und die Leitung der Geschäfte zu teilen. Der Botschafter von Neapel, Marquis del Golto, thut, den geheimen Instruktionen der Königin Karoline von Neapel gehorchend, die ebenso ehrgeizig wie schlau ist, sein Möglichstes, um die junge Königin in den Vordergrund treten und sie Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewinnen zu lassen. Infolge dessen suchen gar viele Personen durch seine Vermittlung die Gunst der Herrscherin zu gewinnen." [3])

Oesterreich sollte sich bald in einer äußerst peinlichen Lage befinden. Der Zustand seiner Finanzen verschlechterte sich immer mehr und bis zu einem der-

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 26. August 1792.

[2]) Nach dem Tode der Erzherzogin Elisabeth von Württemberg, der ersten Frau Franz' II., der am 18. Februar 1790 erfolgt war, verheiratete dieser sich am 19. September des gleichen Jahres zum zweiten Male mit Maria Theresia, Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sizilien, und der Erzherzogin Karoline von Oesterreich.

[3]) Brief an seinen Vater: Wien, 30. August 1792.

artigen Grade, daß man gewünscht hätte, man könnte einen Vorwand finden, um den Krieg zu unterbrechen. Rußland hatte es geschickt verstanden, Preußen und Oesterreich in ein Unternehmen zu verstricken, das ihm, weil dasselbe alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, gestattete, sich, ohne daß es etwas zu befürchten hatte, Polens zu bemächtigen. Frankreich entfaltete eine Energie, die man zu spät bekämpfen wollte. Die Plätze Landau, Straßburg und Metz boten den Anstrengungen der Belagerer einen kräftigen Widerstand dar, und das Gros der verbündeten Armee konnte kaum seinen Marsch fortsetzen, die Festungen hinter sich zurücklassend. Ein weiterer Gedanke erfüllte Paul Greppi mit Sorge, derjenige, die österreichischen und preußischen Truppen könnten sich von der Disciplinlosigkeit und den schlechten politischen Grundsätzen anstecken lassen, die in den in Besitz genommenen Ländern herrschten.

Nach dem schrecklichen Tage des 10. August vollzog sich die Entfesselung aller der Leidenschaften, die seit langem schon in den Herzen der Jakobiner gärten, ohne Widerstand zu finden, und drohte auf die benachbarten Länder überzugreifen. Es war daher für Oesterreich so dringend wie möglich, Mittel ins Auge zu fassen, um den Notständen, vor allem der militärischen Situation zu begegnen. In einer Sitzung der Staatskonferenz überlegte man, ob man nicht den Staatsrat Spielmann und den Regierungssekretär Collenbach nach Berlin schicken solle, um zu prüfen, ob es nicht geboten sei, den militärischen Operationen eine neue Richtung zu geben. Man wollte den Vorschlag machen, alle Anstrengungen zu vereinen, um sich um jeden Preis zum Herrn einiger der festen Plätze, wie Metz, Straßburg, Landau zu machen, bevor man die Armee weiter vorwärts dränge, weil man sich sonst dem Vorstoße der fürchterlichen Volksmassen aussetzen werde, gegen welche die Taktik und die Disciplin wertlos seien. Spielmann reiste thatsächlich am 12. September nach Luxemburg ab, dem Sitze der diplomatischen Konferenzen, nachdem man lange mit dem Kaiser beraten hatte. Er hatte die Instruktion, die Reichsfürsten darum anzugehen, neue Hilfsgelder herzugeben, um den Krieg fortzusetzen, und die Häupter der Koalition zur Annahme einer Regierungsform zu bestimmen, die man Frankreich auferlegen könne. Paul Greppi bemerkte in dieser Hinsicht:

„Der erste Zweck dieser Mission ist wohl leichter zu erreichen als der zweite, denn dieser hängt von dem Willen Frankreichs ab, das ein derartiges Arrangement verwerfen kann. Frankreich wird, unter welcher Regierung es auch sei, wenn es nicht zerstückelt wird und es ihm gelingt, sich die Gesetze zu erhalten, welche die neue Verfassung ihm zugesichert hat und deren größte Wohlthaten der Landbevölkerung zu gute kommen werden, nur sechs Jahre bedürfen, um sich von den Verlusten und den Ordnungswidrigkeiten zu erholen, welche die Revolution über es verhängt hat. Eine Nation, welche in den Bodenerzeugnissen das Doppelte dessen findet, was sie gebraucht, die im stande ist, leicht und bequem ihren Ueberfluß an ihre Nachbarn abzusetzen, die in sich so viele Kenntnisse, Erfindungen und Manufakturen vereinigt, die eine große, thätige, arbeitsame und wohlhabende Bevölkerung ernährt, braucht nicht zu befürchten, daß sie, wenn

sie ihre Einheit verliert, in Barbarei und Elend versinkt. Die Einheit will sie sich, wie es scheint, erhalten, denn trotz alles dessen, was man hinsichtlich ihrer Spaltung versucht hat, sei es durch den Anreiz zum Auswandern, sei es durch alle Arten des Fanatismus, ist man noch nicht dahin gelangt, einen wirklichen Bürgerkrieg hervorzurufen. Was kommen und was für sie verhängnisvoll werden kann, wird der Umstand sein, daß die fremden Mächte ein Interesse daran haben können, bei ihr für lange Zeit den Parteigeist zu erhalten in der Absicht, sie zu schwächen, um sie zu beherrschen, so wie Philipp II. es zur Zeit der Liga machen zu können glaubte, und wie andere recht traurige Beispiele es zeigen. Nichts verblendet und verwirrt auch die reinsten Gemüter so sehr wie die politischen Leidenschaften. Sie lassen die Größe und das Glück eines Staates stets nur in dem Verfalle und der Unterdrückung seiner Nachbarn erblicken, während die wahre Politik nur auf das Wohlergehen aller basiert werden kann, so, wie es der berühmte Mably auf eine so weise und philosophische Art in seinen Werken gezeigt hat." [1])

Es nahte sich der Augenblick, in welchem sich Paul Greppi nach Italien begeben mußte, um mit seinem Vater zusammenzutreffen, dessen leidender Zustand seine Anwesenheit erforderte. In die letzten Tage seines Wiener Aufenthalts fiel eine bemerkenswerte Begegnung. Zu einem Essen beim Fürsten Paar eingeladen, hatte er zum Tischnachbarn den Baron Thugut, allein trotz seiner Anstrengungen konnte er nicht dahin gelangen, ihm auch nur ein einziges Wort zu entlocken. Es hatte geheißen, dieser Diplomat würde Spielmann auf seiner Mission nach Luxemburg begleiten, um dort seine Stelle an der Seite des Grafen Mercy d'Argenteau einzunehmen, dem hauptsächlichsten der österreichischen Unterhändler. Aber diese Abreise fand später statt. Paul Greppi giebt den empfangenen Eindruck folgendermaßen wieder:

„Es ist ein harter und kalter Arbeitskopf, gerade wie man ihn zur Führung einer Unterhandlung braucht. Aber um zu einem Resultat zu kommen, müssen erst die verbündeten Armeen einen Erfolg erringen, denn es ist nicht anzunehmen, daß sich Frankreich, bevor es unterworfen ist, dazu versteht, seine Gesandten zum Kongreß zu senden." [2])

Bevor Paul Greppi Wien verließ, hatte er eine Abschiedsaudienz beim Kaiser und bei der Kaiserin und begab sich nach Schönbrunn, um dieselbe Pflicht bei den Erzherzögen zu erfüllen. Fürst Kaunitz gab ihm ein Abschiedsessen und überhäufte ihn bei dieser Gelegenheit mit den Beweisen einer rührenden Freundschaft.

---

[1]) Brief an seinen Vater: Wien, 13. September 1792.
[2]) Brief an seinen Vater: Wien, 11. September 1792.

Gewohnheit.

Von

Alfred Hegar,

Professor an der Universität in Freiburg in Baden.

Die Männer, welche gegen Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich eine Umwälzung der politischen und sozialen Zustände anstrebten, schrieben als Losungsworte neben Freiheit und Brüderlichkeit auch Gleichheit auf ihre Fahne. Das Verlangen nach gleichen Rechten für alle, was den bis dahin herrschenden Anschauungen widersprach, war anfangs wohl lediglich eine Reaktion gegen die Mißachtung und Bedrückung, welche die niederen von den höheren Ständen zu erleiden hatten. Man suchte die Forderung aber auch wissenschaftlich zu begründen, indem man die Unterschiede der Menschen unter sich ganz oder vorzugsweise von ihren äußeren Lebensverhältnissen, dem sogenannten Milieu, ableitete, und den ursprünglichen Anlagen, also dem, was der Mensch schon bei seiner Entstehung besitzt, keine oder nur eine untergeordnete Bedeutung zuschrieb. Selbst die Verschiedenheiten zwischen Mensch und Tier wurden derartigen Erklärungsversuchen unterworfen, und Lamettrie, der berühmte Verfasser des Buches „L'homme machine", ein Schützling Friedrichs des Großen, behauptete, daß man im stande sei, durch passende Lehrmethode einen Affen zum Sprechen und zum Verständnis der Sprache zu bringen. Helvetius, ein andrer Schriftsteller jener Zeit, ließ eine ursprüngliche Gleichheit zwar nicht für den Körper, wohl aber für den Geist zu. Alle im allgemeinen wohlorganisierte Menschen böten hierin keine Unterschiede, welche sich erst im Verlaufe des Lebens unter dem Einfluß der Erziehung ausbildeten. Sein zweibändiges Werk „De l'esprit" ist zu einem guten Teil mit Beweisen für diese These ausgefüllt. Den ihm, dem Materialisten, gegenüber wohlberechtigten Einwand, daß das, was für den Leib gelte, auch für die Seele anzunehmen sei, fertigt er kurz ab. Das sei bloß ein Schluß per analogiam; man könne gerade so gut behaupten, daß der Mond bewohnt sei, weil er aus gleichen Stoffen bestehe, wie die Erde.

Die Lehre von der ursprünglich gleichen Beschaffenheit der Menschen bot eine vortreffliche Handhabe zur Agitation. Die Redlichkeit, Intelligenz, der Fleiß und die Charakterstärke des einen und die Unehrlichkeit, die Beschränktheit, Faulheit und unstäte Sinnesart des andern sind Folgen der Erziehung, der Umgebung, des Beispiels und der ganzen Lebenslage. Verschafft man einem jeden die nämlichen günstigen Existenzbedingungen, so werden sich alle in gleicher Weise gut entwickeln. Der Staat und die Gesellschaft mit ihren verkehrten Einrichtungen sind schuld, daß dies bis jetzt nicht geschehen ist, und eine Reform ist nötig, damit in Zukunft die aus den gleichen ursprünglichen Anlagen aller hervorgehende gleiche Berechtigung aller einen praktischen Ausdruck gewinne. Damit sind die Uebel aus der Welt geschafft.

Diese Anschauungen haben einen tiefeingreifenden Einfluß auf die politischen und sozialen Gestaltungen ausgeübt und bis heute an Verbreitung und Herrschaft nichts eingebüßt. Alle unsre Bemühungen zur Hebung der körperlichen und geistigen Wohlfahrt laufen darauf hinaus, schädliche Naturgewalten zu bekämpfen und die sozialen Einrichtungen so günstig als möglich für einen jeden herzustellen. Erst neuerdings erheben sich Stimmen gegen diese einseitigen Bestrebungen, welche unmöglich zu einem vollen Resultat führen können, auch wenn der ihnen zu Grund liegende Satz von der überwiegenden oder ausschließlichen Bedeutung des Milieus richtig wäre. Nur der gerade lebenden Generation vermöchte man auf diese Weise zu helfen. Damit wäre der Erfolg zu Ende, und die Nachkommen müßten immer wieder von vorn anfangen, da durch bessere äußere Verhältnisse erworbene bessere Eigenschaften auf die folgende Generation nicht übergehen, ein solcher Uebergang wenigstens sehr zweifelhaft ist und keinenfalls so ohne weiteres und in einem solchen Umfang stattfindet, wie man dies früher angenommen hat.

Dies soll uns indes hier nicht beschäftigen. Wir wollen, soweit es in unsern Kräften steht, erörtern, nach welchem Mechanismus und in welcher Ausdehnung die Faktoren der Außenwelt Veränderungen unsers Organismus hervorbringen. Alle Teile unsers Körpers können Angriffspunkte der äußeren Einwirkungen werden und dadurch direkte Abweichungen in dem bisherigen Gang ihrer Funktionen und in ihrem Bau erleiden. Häufig werden zuerst das Großhirn und unser Seelenleben berührt und dann erst in zweiter Linie die übrigen Körperabschnitte, wie denn unter andern äußere Einflüsse, sich in Motive umsetzend, unsern Willen und damit unsre Handlungen bestimmen. Der Mensch kann sich nun den Einflüssen der Außenwelt anpassen, wobei der Bau und die Thätigkeiten seines Körpers Veränderungen eingehen, welche von Vorteil, wenigstens nicht von Nachteil sind; oder er kann sich nicht anpassen, das heißt, jene Veränderungen sind von Schaden, gefährden oder vernichten das Leben. Ob das eine oder andre eintrete, hängt nicht bloß von der Stärke, Dauer und Wiederholung der Einwirkungen ab, sondern auch sehr wesentlich von der Konstitution der betroffenen Individuen, welche hierin den größten Unterschied zeigen. So werden, um nur ein sehr auffallendes Beispiel zu erwähnen, einzelne Personen von gewissen, für andre sehr harmlosen Speisen auf das ärgste mitgenommen. Sie können keine Erdbeeren oder sogar keine Eier in irgend welcher Zubereitung genießen. Man spricht dann von Idiosynkrasien oder bezeichnet die Wirkung jener Gegenstände als nicht adäquat für die betreffende Person, welcher hier alle Fähigkeit zur Anpassung abgeht. Vielen Einflüssen kann sich der Mensch zwar nicht vollständig, doch bis zu einem gewissen Grad anpassen, was besonders von den Genußmitteln, wie dem Alkohol, dem Tabak gilt. Welche Verschiedenheiten darin zwischen den Individuen bestehen, ist jedermann bekannt.

Wir sind im allgemeinen sehr intensiven Angriffen äußerer Potenzen nicht gewachsen, auch wenn man von sehr groben mechanischen und chemischen Schädlichkeiten absieht. Als das Projekt einer Bahn auf die Jungfrau diskutiert

wurde, hat man die Gefahr hervorgehoben, welche die rasche Beförderung in eine Region des sehr niedrigen Atmosphärendrucks für die Reisenden mit sich bringe. Die Luftschiffer, welche eine gewisse Höhe übersteigen, sind sehr schlimmen Zufällen ausgesetzt, welche die Atmung und den Kreislauf des Blutes, also körperliche Verrichtungen, zunächst beeinträchtigen. Man kennt aber auch die übeln Erscheinungen, welche bei überraschenden, für den Empfänger sehr bedeutungsvollen Nachrichten zuweilen eintreten. Hier haben wir ein unser Gemüt, unsre Nervencentren zunächst berührendes Moment von großer Stärke. Elastische Naturen werden die Folgen überwinden, während andre unterliegen oder dauernde Veränderungen, selten von vorteilhafter Art, erleiden. Manche haben durch eine forcierte Bergtour ihre volle Gesundheit für immer eingebüßt. Von dem Erneuerer des Trappistenordens erzählt man sich, daß er als lebenslustiger, junger Mann bei dem mit erschütternden Umständen verknüpften Anblick seiner plötzlich verstorbenen Geliebten in seiner ganzen Denkweise und Gemütsstimmung umgewandelt worden sei und so die strengste aller Religionsgemeinschaften reformiert und ihr einen neuen Aufschwung gegeben habe. Derartige Folgen werden selbstverständlich noch häufiger sein, wenn wir nicht einmaligen und bald vorübergehenden, sondern wiederholten oder stetigen Eindrücken von großer Intensität ausgesetzt sind. Nur wenige Nordländer vermögen auf die Dauer unter dem Aequator zu existieren.

Die häufigsten und im Durchschnitt wohl auch bedeutsamsten Einwirkungen gehen von unsern Nebenmenschen aus, und die Mitglieder ganzer Berufsklassen beschäftigen sich damit, unsre körperliche und seelische Beschaffenheit in günstiger Art umzustimmen. Dazu hat man sich in früheren Jahrhunderten sehr drastischer Mittel bedient. Wenn man alte medizinische Vorschriften und Kurmethoden nachliest, erstaunt man über das, was der Mensch auszuhalten vermag. Uebrigens sind eiskalte Uebergießungen und Barfußlaufen auf nasser Wiese auch nicht als milde Behandlungsweisen anzusehen. Die Justiz, welche bei Verhängung von Bußen nebenbei auch den Zweck verfolgt, die Uebertreter des Gesetzes zu bessern und andre abzuschrecken, griff zu sehr derben und grausamen Prozeduren. Zur Veredlung und Heranbildung des Volkes wurde öffentlich ausgepeitscht, gefoltert und verbrannt. Auch noch in neuerer Zeit hat man mit der moralischen Tortur einer streng durchgeführten Zellenhaft einen ähnlichen Weg eingeschlagen. Bei den oft furchtbaren Strafen unsrer Vorfahren muß man indes erwägen, daß die Menschen alter Zeiten weniger weich waren, und daß es schon etwas dick kommen mußte, um den gehörigen Eindruck auf sie zu machen. — Auch die Lehrer nahmen zur Herbeiführung eines guten Betragens, Erhöhung der Aufmerksamkeit und zur Schärfung des Verstandes die Empfindungsnerven stark in Anspruch. Unschuldig, wenn auch dem Wesen nach gleich, war das Verfahren eines bekannten Heidelberger Professors, von dem man sich erzählt, daß er seinen Zuhörern die Jurisprudenz eingeschrieen habe. — Heutzutage kommt man von Gewaltmitteln immer mehr zurück und greift bei der Erziehung vorzugsweise zu psychischen Motiven, wobei freilich leicht vergessen werden kann, daß auch

diese sehr eingreifender Art und von Nachteil sein können, besonders da, wo man dem Ehrgefühl zu viel zumutet.

Am sichersten und am häufigsten werden die Umstimmungen unsrer körperlichen und geistigen Thätigkeiten durch stetige oder oft wiederholte Einflüsse geringer Stärke, durch die uns oft unbewußten und unmerklichen Einwirkungen des Alltagslebens, der Umgebung und des Beispiels erzeugt. Unsre Gesundheit bröckelt bei mäßigen, aber fortdauernden oder häufig eintretenden Schädlichkeiten allmählich ab, und unsre Gemütsstimmung wird durch kleine, aber nie aufhörende Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten dauernd herabgedrückt. Die Aussicht gut zu geraten, ist für einen jungen Mann groß, wenn er unter braven Leuten aufwächst, und gering, wenn er die Gesellschaft von Spitzbuben teilt. Liest jemand Jahre hindurch nur eine Zeitung von bestimmter Tendenz, so wird er schließlich die Ansichten des Herausgebers teilen. Gutta lapidem cavat. Die ganze Reklame beruht darauf, daß den Menschen so lange etwas vorgesagt wird, bis sie es glauben. Mancher, welcher zuerst lachte, hat am Ende doch ein Jägerhemd auf dem Leib, ein Lotterielos von Gottes Segen bei Cohn in der Tasche und Kneipps Malzkaffee im Magen.

Sehr häufig wird ein durch äußere Faktoren verursachter Wechsel unsrer Zustände und Thätigkeiten zuerst von Empfindungen der Unlust, der Abneigung, der Angst, selbst von körperlicher Indisposition begleitet, welche später durch Gefühle des Behagens, selbst des leidenschaftlichen Verlangens ersetzt werden. Die erste Zigarre hat nur wenigen süße Augenblicke bereitet. Dem Seemann, welcher sich nur auf dem schwankenden Boden seines Schiffes wohl fühlt, war entsetzlich übel, als er zum erstenmal von den Wogen des Meeres geschaukelt wurde. Irgend ein Gedanke kann uns zuerst sehr wenig gefallen, selbst Abscheu erregen, bis er uns bei öfterer Wiederkehr ganz annehmbar erscheint. Aus der Rechtspflege wird uns mitgeteilt, daß Verbrecher bei dem ersten Auftauchen des Gedankens an einen Mord von Schrecken und Entsetzen ergriffen wurden, während zuletzt die Vorstellung der That von einer Art wollüstigen Kitzels begleitet war.

Vielfach beobachten wir, daß Einwirkungen auf unsern Organismus bei öfterer Wiederholung das frühere Resultat nicht mehr hervorbringen und zu dem Ende gesteigert werden müssen, was vor allem bei den Genußmitteln, wie dem Alkohol, sehr auffällig ist. Der Morphinist beginnt mit sehr kleinen Dosen und muß sie nach und nach erhöhen, um sich die ersehnten angenehmen Empfindungen zu verschaffen, bis er zuletzt so viel täglich verbraucht, daß man damit zehn nicht in der Weise vorbereitete Personen umbringen könnte. Reize, welche einem sinnlichen Menschen die begehrte Erregung herbeiführen sollen, müssen um so mehr gesteigert werden, je mehr er davon schon gekostet hat. Man warnt davor, jungen Leuten mit zuviel Ermahnungen und Zurechtweisungen zu kommen, weil sie sonst keinen Eindruck mehr machen. Eine Person, welche von zahlreichen Schicksalsschlägen heimgesucht worden ist, kann schließlich in einen Zustand geraten, in welchem sie von einem neuen Unglück wenig mehr berührt wird.

Wir bezeichnen dies als Abstumpfung, welche wir von einem andern Endresultat wiederholter Einwirkungen, der vermehrten Widerstandskraft, unterscheiden, indem wir bei dieser einen gesunden, gekräftigten, bei der Abstumpfung einen heruntergekommenen Organismus annehmen. Die vermehrte Widerstandskraft läßt sich besonders dann erzielen, wenn die Stärke der Einwirkungen sehr allmählich und methodisch gesteigert wird. Will sich jemand abhärten, so hält er sich viel in freier Luft auf, kleidet sich nach und nach leichter, nimmt kühle Bäder und setzt deren Temperatur langsam herab. Wenn seine Konstitution es überhaupt gestattet, wird er es auch zu sehr kalten Uebergießungen bringen können. Diese, von vornherein gebraucht, führen sehr leicht eine plötzliche, starke und nachteilige Veränderung des Organismus herbei, während bei einer stufenweise steigenden Anwendung der Kälte auch nur allmählich eine Umwandlung des Körpers vor sich geht, welche dann günstiger Natur ist. Die Differenzen zwischen der Intensität der letzten und vorletzten Einwirkungen sind dann nie sehr große, und ebenso auch die Differenzen der aus jenen Einwirkungen resultierenden Umwandlungen. Wir passen uns leichter an. Man hinterbringt einem Menschen eine erschütternde Trauerkunde nicht plötzlich, sondern teilt ihm stets ungünstiger lautende Nachrichten über den Gesundheitszustand seines Angehörigen mit, bis man glaubt, daß er die Todesbotschaft zu ertragen vermöge. Man setzt voraus, daß sein Zentralnervensystem trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit so umgestimmt werde, daß es keinen großen Schaden mehr erleide.

Wenn wir nicht als passiv, ertragend, sondern als aktiv, handelnd erscheinen, sprechen wir nicht von Abstumpfung und vermehrter Widerstandskraft, sondern von herabgesetzter und gesteigerter Leistungsfähigkeit. Wenn eine Person sich körperlichen Arbeiten oder Uebungen in einem über ihre Kraft hinausgehenden Maße unterzieht oder dabei nicht mit der gehörigen Methode vorgeht, so wird seine Leistungsfähigkeit vorübergehend oder auf die Dauer herabgesetzt. Dasselbe beobachten wir bei geistigen Anstrengungen, und es hat sich schon mancher dumm geochst. Eine größere Leistungsfähigkeit tritt dann ein, wenn wir mäßige Anforderungen wiederholt stellen und sie nur sehr allmählich vergrößern. Bei jedem Sport gilt als Regel, mit leichteren Bewegungen zu beginnen, sie häufig auszuführen, und erst, wenn sie richtig und genau vollzogen worden sind, zu schwierigeren Uebungen vorzuschreiten. Bei den Terrainkuren werden die Kranken angehalten, sehr vorsichtig nach und nach bedeutendere Anhöhen zu ersteigen. Wer Mathematik lernen will, fängt mit den vier Spezies und nicht mit den Gleichungen an, und erst wenn er einfachere Aufgaben gut zu lösen weiß, geht er zu schwierigeren über.

Je öfter eine den Fähigkeiten und Kräften eines Menschen angemessene Thätigkeit eingeleitet und in bestimmter Richtung durchgeführt worden ist, um so leichter kommt sie wieder zu stande und um so eher verläuft sie auch gerade so wie früher. Die Anlässe, welche zuerst zu ihrem Eintritt notwendig waren, werden immer geringfügiger, so daß sie unsrer Beobachtung verschwinden und

bei komplizierten Verrichtungen erfolgen deren getrennte Akte nacheinander ohne besondere Antriebe. Ein Kind wird angehalten, nach dem Essen seine Serviette hübsch zusammenzulegen, und manche Ermahnung ist nötig, damit dies regelmäßig geschehe. Später bedarf es keiner Aufforderung mehr, und wir sehen zuweilen, daß Erwachsene dies ganz mechanisch thun, auch da, wo es keinen Zweck hat, an der Wirtstafel oder bei einem Festessen, wo das Tuch sofort zur alten Wäsche geworfen wird. Sie machen es, wie sie es stets gemacht haben, ohne sich dabei etwas zu denken, selbst ohne daß sie darum wissen. Bei zusammengesetzten Verrichtungen, bei einer weiblichen Handarbeit, wie dem Stricken, ist die Einleitung und Durchführung der einzelnen Bewegungen schwierig zu lernen. Dem Mädchen wird es vorgemacht, die Finger werden ihm geführt; es bedarf der Ermahnung und Belehrung und muß denken und aufmerksam sein. Zuletzt wird Kaffee dabei getrunken, gesprochen oder selbst gelesen, während der Strumpf mechanisch hergestellt wird.

Bei rein psychischen Vorgängen verhält es sich nicht anders. Einem Kind soll die Vorstellung eines Naturgegenstandes, sagen wir eines Elefanten, beigebracht werden. Zu dem Ende wird ihm dieser bei Gelegenheit in einer Tierbude, oder ausgestopft, oder in einer Abbildung gezeigt, wozu eine mündliche oder gedruckte Schilderung kommt. Dies muß, je nach dem Fassungsvermögen, mehr oder weniger oft geschehen, bis das Bild des Dickhäuters leicht und rasch wieder erscheint. Die früher dazu notwendigen Hilfsmittel werden überflüssig. Die Wortbezeichnung genügt, und auch sie kann wegfallen, da die Vorstellung des Tieres weiterhin schon bei Erwähnung eines mit ihm in Beziehung stehenden Dinges, wie des Elfenbeins, Afrikas, eines Jahrmarkts auftaucht; sie kommt zuweilen scheinbar ganz ohne Anlaß, selbst im Traum. Bei der politischen und sozialen Agitation handelt es sich darum, in den Gehirnen der großen Masse bestimmte Ideen festzulegen. Diese werden in der Presse und öffentlichen Reden immer und immer wieder vorgebracht, zeitweise etwas anders appretiert, um die Kost schmackhafter zu machen. Ein geschickter Redner hat dann nur einige Schlagworte nötig, um in Tausenden von Köpfen die nämlichen Gedankengänge sich abspielen zu lassen, so wie der Druck auf die Feder der Spieluhr eine bestimmte Melodie ertönen läßt.

Beobachtungen am Krankenbett, welche den Anlaß zu den gegenwärtigen Betrachtungen gegeben haben, lassen uns derartige Vorkommnisse sehr häufig auffinden, in deren Aufführung ich mich jedoch aus nahe liegenden Gründen sehr beschränken muß. Ein Kind leidet an einer Bindehautentzündung des Auges und blinzelt daher. Das Uebel wird gehoben, aber das Blinzeln dauert fort, und es bedarf zahlreicher Ermahnungen von seiten der Angehörigen und vieler Ueberwindung von seiten des Kindes, bis die Störung beseitigt ist. Auch bei schweren Krampfformen, besonders hysterischer Natur, läßt sich ähnliches wahrnehmen. Sie treten zuerst unter Einwirkung einer intensiven Schädlichkeit, wie nach schwerer Gemütsbewegung, auf, und erscheinen später bei den geringfügigsten Anlässen. Eine Person, welche öfters von andern hypnotisiert worden

ist, gerät immer leichter in den sonderbaren Zustand und kann sich schließlich selbst hineinbringen.

Höchst merkwürdig ist nun folgendes Verhältnis. Sind gewisse Thätigkeiten oder Handlungen in unmittelbarer Folge eines inneren oder äußeren Anstoßes oder unter Mitwirkung unsers Willens öfters in bestimmten Terminen ausgeführt worden, so treten sie später bei Wegfall jeder Ursache in jenen bestimmten Zeiträumen, anscheinend von selbst, wieder ein. Jedes Anzeichen des vorher deutlich ausgeprägten absichtlichen Handelns verschwindet, und dieses kommt dem Handelnden häufig nicht mehr zum Bewußtsein. Man nimmt sich vor, seine Uhr morgens nach Verlassen des Bettes aufzuziehen. Ist dies oft geschehen, so wird es weiterhin so gedankenlos und so ohne Ueberlegung vollzogen, daß man eine etwa gestellte Frage, ob man es gethan habe, sehr bald darauf nicht mehr mit Sicherheit zu beantworten vermöchte. Ist es nicht geschehen, so bleibt höchstens eine dumpfe Empfindung, als ob nicht alles in Ordnung sei. Sehr bekannt ist der typisch erscheinende Drang nach Befriedigung gewisser Bedürfnisse, und wenn auch die Erzählung Tristram Shandys in dem berühmten Roman Sternes nicht ganz wahrscheinlich klingt, so steht es doch außer Zweifel, daß der Trieb zum Essen sich sehr pünktlich zeigt, sobald die festgesetzten Stunden der Mahlzeit häufig eingehalten worden waren. Eine recht geübte Wärterin vermag ein gesundes kleines Kind oft so zu ziehen, daß es sein Verlangen nach der Milchflasche fast auf die Minute genau durch unruhiges Benehmen und Schreien kundgiebt. Bei Mittagessen oder Abendgesellschaften kann man die Wahrnehmung machen, daß ein Teilnehmer, welcher vielleicht vorher ganz munter und vergnügt war, ohne besonderen Grund in sich gekehrt und ruhig wird, abfällt, wie man sich ausdrückt. Man wird schwerlich in der Vermutung irren, daß die Stunde gekommen sei, in welcher er sonst sich zum Schlaf niedergelegt habe. Der Biertrinker muß genau um 6 oder 8 Uhr des Abends an seinem Stammtisch sein, auch wenn ihm das Getränk nicht schmeckt und ihn die langweilige Unterhaltung nicht fesselt. Bei Tieren lassen sich ähnliche Beobachtungen anstellen. Vor der Fütterung entsteht in der Menagerie eine allgemeine Bewegung, welche durchaus nicht etwa nur in einem eigentlichen Hunger ihre Ursache hat, wie man sich leicht überzeugen kann, da manche Tiere die dargereichte Nahrung unberührt liegen lassen. Auch in großen Fremdenpensionen kann man sehen, daß sich vor Beginn der Tafel eine eigentümliche Unruhe der Gäste bemächtigt, obgleich auch hier ein richtiger Appetit nicht selten fehlt. Ich besaß einen Hund, welcher gewöhnlich angebunden war und den ich längere Zeit hindurch sehr regelmäßig um 4 Uhr nachmittags zum Spaziergang mitnahm. Schon vorher wurde er ungeduldig und zerrte an der Kette, auch wenn er mich nicht sah und auf keine Vorbereitung zur Promenade schließen konnte. War ich verhindert und fiel diese aus, so drückte er sein Unbehagen durch Toben und Reißen an der Kette aus. Es war als ob das Tier eine Uhr im Leib gehabt hätte. Noch sonderbarer aber ist, daß ein solcher Vierfüßler, dessen Natur doch auf freies Umherschweifen angelegt erscheint, sich in dem Zeitpunkt, in welchem dies vorher

häufig geschah, gern an die Kette legen läßt und selbst ein Verlangen danach kundgiebt.

Wir sehen also, daß bei häufigem Eintritt bestimmter Zustände und Thätigkeiten die anfänglichen Gefühle der Unlust und Störungen des Befindens den Empfindungen des Behagens und der Befriedigung Platz machen, und daß die zur Herbeiführung jener Zustände und Thätigkeiten notwendigen Antriebe nachher entweder immer stärker werden müssen, oder der Erfolg auf immer geringere Anlässe, zuletzt selbst scheinbar ohne alle Ursache und nicht selten typisch in genau eingehaltenen Terminen eintritt. Die Durchführung einfacher und komplizierter Verrichtungen, welche früher Aufmerksamkeit, körperliche und geistige Anstrengung erfordert hatte, geht nun unwillkürlich, ohne Mitwirkung höherer Gehirnfunktionen, maschinenmäßig, vor sich.

Wir sprechen in allen diesen Fällen von Gewohnheit, wobei freilich Dinge, welche wie Abstumpfung und vermehrte Widerstandskraft auf verschiedenartiger Grundlage beruhen, zusammengefaßt werden. Sind die geschilderten Enderfolge bei Annahme neuer Thätigkeiten noch nicht eingetreten, so reden wir von „angewöhnen", während das Aufgeben einer Thätigkeit als „abgewöhnen" bezeichnet wird. Beides ist eigentlich immer beisammen. Wir können uns nichts angewöhnen, ohne etwas aufzugeben, und nichts abgewöhnen, ohne etwas andres an dessen Stelle zu setzen, und wenn es auch nur als eine negative Größe erscheine, wie etwa die Entziehung des Alkohols bei einem Säufer. Man bedient sich des einen oder andern Worts, je nachdem man mehr die Folgen ins Auge faßt, welche die Annahme einer neuen, oder mehr die Folgen, welche das Aufgeben einer alten Gewohnheit nach sich zieht. Wenn ich von jemand sage, er gewöhne sich an den Vegetarianismus, so denke ich an den Einfluß, welchen die ausschließliche Pflanzenkost auf ihn ausüben wird; wenn ich sage, er gewöhne sich das Fleischessen ab, so denke ich an die Folgen, welche die Entziehung tierischer Nahrung mit sich bringen wird.

Um darüber zu entscheiden, was und inwieweit wir uns etwas angewöhnen können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Gewöhnung nur eine Art der Erwerbung, der Aneignung ist. Dies Wort darf freilich nicht in seiner landläufigen Bedeutung genommen werden, mit welcher ein absichtliches, bewußtes Handeln des Erwerbenden verknüpft wird. Wir eignen uns vieles, Gutes und Böses an, ohne eine Ahnung davon zu haben. Im biologischen Sinn ist die Eigenschaft erworben, welche ein Wesen bei seiner Entstehung noch nicht besaß, welche, wenn auch auf Grund der ursprünglichen Anlage, doch durch die äußeren Verhältnisse ihre besondere Form erhielt, und die daher bei einem andern Milieu auch in andrer Form hätte erscheinen können.

Wir bemerken an unserm Organismus eine Anzahl durch besondere Werkzeuge vermittelter Grundfunktionen. Ein jeder nimmt Nahrung zu sich, setzt Stoff an und giebt ihn wieder ab, atmet, hat einen Blutkreislauf, schläft, bewegt sich, erhält durch seine Sinne Eindrücke von der Außenwelt, fühlt und denkt. Diese Hauptthätigkeiten sind bei uns allen dem Wesen nach die nämlichen, un-

veräußerliches, von Generation zu Generation übergehendes Eigentum der Gattung. Niemand besitzt davon noch weitere, oder kann sich noch weitere aneignen, oder ihrer entäußern, da sie zum Fortbestand seines Wesens nötig sind. Friedrich der Große wollte den Schlaf entbehren lernen, was ihm geradeso mißlang, wie dem Bauer der Versuch, seinem Pferde das Fressen abzugewöhnen. Sind die Grundfunktionen nun auch ihrem Kern nach gleich, so bestehen doch bei den einzelnen Personen die größten Verschiedenheiten in der Art und dem Umfang, in welchem sie ausgeführt werden. Ein jeder ißt, trinkt, bewegt sich, empfindet und denkt auf seine Weise. Die Summe sämtlicher Lebensäußerungen, die Lebensführung, erhält so bei einem jeden ein eignes Gepräge, abweichend von dem eines jeden andern. Sind nun diese Verschiedenheiten, wie die französischen Litteraten des vorigen Jahrhunderts annahmen, Folgen der äußeren Verhältnisse, und sind die Menschen zur Zeit ihrer Entstehung vollständig gleich, oder müssen wir schon hier im ersten Ursprung Unterschiede annehmen, welche nach dem vulgären Ausdruck im Blut, in der Rasse liegen? Ich muß mich fast entschuldigen, wenn ich das als eine offene Frage hinstelle, da die Sache längst entschieden ist und jeder sich eine richtige Ansicht bilden kann, wenn er seine Mitmenschen oder, wenn ihm dies zu kompliziert erscheint, die Tiere beobachtet. Ein Dachshund wird kein Hühnerhund, auch bei ganz gleicher Fütterung und Dressur. Wer zum Schneider geboren ist, taugt nicht zum Schmied, sagt ein alter Volksspruch. Wer keine Anlagen zu einem kräftigen Bau der Knochen und Muskeln besitzt, wird bei aller Uebung kein Athlet werden. Gewisse Familien zeichnen sich durch Langlebigkeit aus, und man hat beobachtet, daß deren Mitglieder nicht selten, trotz ungünstigen und selbst verkehrten Verhaltens, ein hohes Alter erreichten, während umgekehrt Angehörige kurzlebiger Familien trotz größter Vorsicht über bestimmte Jahre nicht hinauskommen. Man weiß, daß gewisse Talente, wie zur Musik, Mathematik, schon von Anfang an deutlich ausgeprägt sein müssen, wenn bei Uebung und Unterricht etwas Ordentliches herausspringen soll. Vielfach besprochen ist neuerdings das Vorhandensein von Individuen, welche sich von früher Kindheit an alles moralischen Sinnes bar zeigen und trotz sorgfältigster Erziehung so bleiben.

Der Einfluß der Erziehung und Gewöhnung kann sich nur innerhalb der durch die ursprünglichen Anlagen festgestellten Grenzen geltend machen, aber innerhalb dieses so beschränkten Bezirks ist er sehr groß. Der Sportsmann weiß, daß er zuletzt, auch bei Innehaltung der besten Methode, an einem Punkt anlangt, wo alle Uebung nicht mehr weiter fördert. Allein ein schwächlicher Knabe wird gewiß ein andrer werden, wenn er zu einem Förster, als wenn er zu einem Schneider in die Lehre kommt. Manchem steht der Verstand still, wenn er es in der Mathematik weiter als bis zu den Gleichungen bringen soll, und ich habe einen jungen Mann gekannt, welchem schon die Dezimalbrüche ein Grauen einflößten. Deswegen wird niemand zweifeln, daß ein guter Unterricht auch einen nur mäßig befähigten Menschen noch zur Ausübung eines nicht gerade hohe Geistesgaben voraussetzenden Berufs heranbilden kann. Nur bei wenigen

ist das ethische Gefühl so mächtig, daß sie ihren eignen Nutzen und Vorteil dem ihrer Nebenmenschen unterordnen oder gar sich selbst für diese opfern. Aber eine gute Erziehung und Umgebung vermag eine Person, bei welcher die Veranlagung viel zu wünschen übrig läßt, doch meist so weit zu bringen, daß sie nicht mit dem Strafgesetz in Berührung kommt.

Die Entscheidung, ob in einem gegebenen Fall etwas in der ursprünglichen Anlage begründet oder ob es erworben, speziell durch Gewohnheit erworben sei, ist oft recht schwer zu beantworten. Wir nehmen ersteres an, wenn Körperbildungen oder Lebensäußerungen der Nachkommen auch schon bei den Vorfahren bemerkt worden sind. Das ist im allgemeinen berechtigt, besonders wenn uns eine lange Reihe der Geschlechter bekannt ist. Doch ist selbst hier Vorsicht geboten, da die äußeren Verhältnisse für eine Familie oft durch große Zeiträume hindurch die nämlichen sein können und so bei allen Angehörigen dieselben Eigentümlichkeiten herzustellen vermögen. Klima, Wohnort, Umgebung, Beschäftigung, Existenzmittel, Beispiel, Sitte und Tradition sind mächtige Faktoren. Hat man doch behauptet, daß Gatten nach langjähriger Ehe zuweilen einander ähnlich werden, auch wenn sie nicht blutsverwandt sind. Das ist nicht so wunderbar, als es uns zuerst wohl erscheint, da gleiche Einflüsse geraume Zeit hindurch beide Teile getroffen und gleiche Zustände und Thätigkeiten hervorgerufen haben, auch der eine vom andern vieles in seinem Verhalten, Fühlen und Denken angenommen hat. Gleiche Funktionen werden aber allmählich eine gewisse Aehnlichkeit in einzelnen Körperbildungen bewirken. So erzeugen bestimmte Gemütsbewegungen einen bestimmten Gesichtsausdruck, welcher bei häufiger Wiederholung stereotyp werden kann. — Bei vielen Völkern bestehen Gebräuche, nach welchen dieser oder jener Körperteil seit Jahrhunderten eine ungewöhnliche Form erhält, wie der Turmschädel mancher Indianerstämme, der verkrüppelte Fuß der Chinesin, der mißgestaltete Brustkorb der Europäerin. In der Medizin ist man mit dem voreiligen Schluß, daß Krankheiten und Gebrechen erblich seien, weil sie schon bei den Vorfahren sich gezeigt haben, vielfach auf Irrwege geraten. Die nämliche Schädlichkeit kann Eltern und Kinder treffen und bei beiden die gleichen Anomalien erzeugen, ohne daß zwischen diesen selbst irgend ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Ein derartiges Verhältnis finden wir bei dem in unserm badischen Oberland leider so häufig auftretenden Kretinismus und der Kropfbildung. — Auf der andern Seite kann man indes nicht sagen, daß eine Eigenschaft erworben sei, weil sie bei den uns bekannten Verwandten nicht bemerkt worden ist, da es Rückschläge giebt, welche auf eine aller direkten Beobachtung unzugängliche Ahnenreihe zurückführen.

In je früherem Lebensalter eine Eigenschaft auftritt, um so wahrscheinlicher ist ihre Entstehung aus einer ursprünglichen Anlage. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß das individuelle Wesen schon längere Zeit vor seiner Geburt existiert und daher auch vieles schon vor ihr erwerben kann, ja ohne Zweifel vieles erwirbt, da äußere Einwirkungen um so größere Resultate haben, je jünger ein Geschöpf ist. Umgekehrt ist das Auftreten einer Eigenschaft in späteren

Jahren kein sicherer Beweis dafür, daß sie erworben sei. Wissen wir doch, daß die sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere sich erst in vorgerückter Lebensperiode entwickeln, obgleich sie zweifellos auf einer ersten Anlage beruhen.

Manche Gepflogenheiten, wie das Rauchen, das Trinken alkoholhaltiger Flüssigkeiten, das Einspritzen von Morphium, scheinen uns so wenig in der Natur des Menschen zu liegen, daß wir sie ohne weiteres als Gewohnheiten bezeichnen. Sicherlich werden auch bei der Annahme dieser übeln Gebräuche äußere Umstände die Hauptrolle spielen: Verleitung, Beispiel, besonders auch die Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten des Lebens und die dadurch erzeugten Unlustgefühle und das Streben, sich, wenn auch auf Kosten der Gesundheit, für eine kurze Zeit in eine angenehme Stimmung zu versetzen. Und doch spricht die Thatsache, daß fast alle Völker derartige Genußmittel benutzen, für einen dem Menschengeschlecht allgemein zukommenden, ursprünglichen Hang, sich dem Gebrauch jener die Nerven zuerst anregenden, dann betäubenden Substanzen hinzugeben. Bei manchen Individuen ist eine so starke Leidenschaft für den Alkohol schon angeboren, daß sie später kaum einer Anregung bedürfen und rettungslos, wie ihre Vorfahren, dem Mißbrauch des Getränkes zum Opfer fallen.

Wenn wir sehen, daß ein Hund, welcher doch von einem umherschweifenden Raubtier stammt, sich gern an die Kette legen läßt, so erklären wir dies sofort als Macht der Gewohnheit, welche den sonst unverkennbar an dem Tier hervortretenden Trieb zu ungebundener, freier Bewegung gezügelt habe. Allein wir sollten doch bedenken, daß der Hund schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit dem Menschen eine Neigung zum Gehorsam, zur Fügsamkeit und Anhänglichkeit gezeigt haben muß, weil ihn dieser sonst nicht zu seinem Gefährten erkoren hätte.

Man ersieht aus alledem, daß die ganze Fragestellung, ob etwas auf ursprünglicher Anlage oder auf Gewohnheit beruhe, nicht richtig ist. Wo keine Begabung vorhanden ist, können äußere Verhältnisse nichts hervorbringen, und diese sind wieder nötig, um einer Anlage zur Entwicklung zu verhelfen. Die Frage lautet daher richtiger, wie viel auf Rechnung des einen oder andern zu setzen sei. Die Entscheidung darüber wird durch die Stärke und Häufigkeit der äußeren Einwirkungen, sowie durch die Größe der Anstrengungen und die Zahl der Uebungen bestimmt, welche zur Herbeiführung eines Zustands oder zur Erlangung einer Fertigkeit nötig waren. Es gewährt ein großes Interesse, einmal von diesem Gesichtspunkt aus einige Eigenschaften des Genus homo ins Auge zu fassen, welche als dessen hervorragendste, charakteristische Attribute angesehen werden. Die Fähigkeit zu sprechen und der aufrechte Gang beruhen zum Teil auf einer durch Erblichkeit vermittelten Anordnung bestimmter Körperteile. Aber welche Schwierigkeiten müssen überwunden werden, bis sich das Lallen des Kindes in eine fließende Sprache umgewandelt hat, und käme es wohl zu dieser, wenn nicht Unterricht und Beispiel wären? Ein Fohlen trabt schon nach einigen Wochen neben der Stute her. Der kleine Mensch kriecht zuerst mit Armen und Beinen auf der Erde, muß angeleitet und geführt werden, unzählige verunglückte

Versuche machen, bis er nach mehreren Jahren die ihm als Menschen zukommende Art der Fortbewegung genügend erlernt hat. Die Gesamtentwicklung des jungen Menschen steht freilich gegenüber dem eines Fohlens zurück, und dieser Mangel muß nach der Geburt erst ausgeglichen werden. Allein dadurch wird doch der große Unterschied in der Bewegungsfertigkeit beider Geschöpfe nicht erklärt. Auch das Endergebnis, nach welchem der Mensch mit seinen zwei Füßen viel unsicherer steht, als das Tier auf seinen vier Extremitäten, und wobei er den Rumpf fast immer in labilem Gleichgewicht durch beständige Muskelaktion auf dem Schenkelkopfe balancieren muß, entspricht nicht der Annahme, daß schon von vornherein für den aufrechten Gang sehr ausgiebig gesorgt sei. Gewisse Einrichtungen sind wohl im Keim vorgesehen, welche aber bei weitem nicht ausreichen und erst durch zahlreiche Uebungen ihre Entwicklung und Vervollkommnung erlangen, so daß wohl ein Zweifel erlaubt ist, ob man auf die erste Anlage oder auf die Uebungen das größte Gewicht zu legen habe. Auch kann es fraglich sein, ob ein Kind ohne Beispiel und Anleitung ausschließlich oder vorzugsweise in aufrechter Haltung seine Fortbewegung vollzöge. Von ihr und von der Sprache gilt der heutzutage so viel citierte Goethesche Spruch: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen".

Die Veränderungen, welche während der Angewöhnung im Bau größerer und kleinerer Abschnitte unsers Organismus vor sich gehen, sind uns nur sehr unvollkommen bekannt. Bei der aufrechten Stellung, welche wir nach dem oben Erwähnten teilweise als Gewohnheit betrachten müssen, biegen sich die Lendenwirbel allmählich mehr nach vorn, das Kreuzbein sinkt zwischen die Hüftbeine herab und dreht sich mit seinem oberen Abschnitt nach vorn unten, mit seinem unteren Teil nach oben und hinten. Gewöhnt sich jemand eine nachlässige Körperhaltung an, so kann es zu dauernden ungewöhnlichen Krümmungen der Wirbelsäule, Verkürzungen, Verlängerungen und regelwidrigem Verlauf der Bänder kommen. Beim Turnen werden, je nach den Uebungen, bald diese, bald jene Muskeln blutreicher und umfänglicher. Bei der Gymnastik des Herzens gewinnt dessen Fleisch an Dicke und Stärke. Bei anhaltender geistiger Arbeit nehmen die Hirnwindungen zu, und die zwischen ihnen befindlichen Furchen vertiefen sich. Allein das sind grobe Buchstaben, und wir sind besonders dann übel beraten, wenn wir sagen sollen, was bei der Angewöhnung in den Nerven vor sich geht. Bei der Abstumpfung sprechen wir von schlechterer, bei vermehrter Widerstandskraft von besserer Ernährung, womit aber nicht viel gesagt ist. Man weiß nicht, warum der Morphinist sich eine Dosis des Giftes ungestraft einspritzen kann, welches einen andern tötet, und niemand kann den Unterschied angeben in den Nerven einer neurasthenischen Frau, welche beim Oeffnen einer Schrankthüre über Zugluft klagt, und denen eines Mannes, welcher sich das Eis aufhacken läßt, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Der Vorgang in den Empfindungsnerven oder im Gehirn, bei welchem der ursprüngliche Widerwillen gegen ein bitteres Getränk sich nach und nach in Verlangen und Behagen, oder das anfängliche Entsetzen bei einem auftauchenden Gedanken in Wohlgefallen und Ver-

gnügen verwandelt, ist uns vollständig dunkel. Den leichteren Eintritt bestimmter mehr körperlicher oder mehr seelischer Lebensäußerungen bei öfterer Wiederholung suchen wir unserm Verständnis durch das viel benutzte Bild von dem ausgefahrenen Geleise näher zu bringen. Wie ein Fuhrwerk auf einer vernachlässigten Straße in die durch den Gebrauch entstandenen Einschnitte und Furchen gerät und nicht mehr leicht herauszukommen vermag, so verfolgt auch der Bewegungsstrom im Nervensystem die häufig benutzten Bahnen und verläßt sie nur schwer. Man kann auch an die Weichenstellung der Eisenbahnen denken, welche die Züge nur in bestimmte Geleise einlenken läßt. Wenn Personen während der Unterhaltung stets auf das nämliche Thema zurückkommen, die eine auf das Wetter, die andre auf das Theater, die dritte aufs Essen und Trinken, so sind nun einmal ihre Weichen im Gehirn gerade darauf eingestellt. Bei den typischen Thätigkeiten, welche in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, wird man an einen Mechanismus in unsern Nervencentren denken, welcher mit einer Weckuhr Aehnlichkeit hat. Die bei Annahme einer Gewohnheit eintretenden Veränderungen in unserm Körperbau setzen einen Organismus voraus, welcher sich noch anpassen kann und also noch fähig ist, Umwandlungen einzugehen, ohne geschädigt oder vernichtet zu werden. Diese Fähigkeit ist in höherem Grade nur bei jugendlichen Personen vorhanden und nimmt mit den Jahren rasch ab. Bei dem Greise sind Abweichungen in der Nahrungsaufnahme, der Körperbewegung, der Beschäftigung, überhaupt in der ganzen Lebensführung meist mit Gefahr verbunden. Gewisse Grenzen, welche sich stets enger ziehen, dürfen nicht überschritten und die einmal festgestellten Regeln müssen streng eingehalten werden. Sowie die körperlichen Funktionen an ein bestimmtes Maß und an eine genaue Ordnung gebunden sind, so bewegen sich auch Gedanken und Gesichte innerhalb eines umschriebenen Gebiets und auf den herkömmlichen Bahnen. Neues wird nur schwer oder gar nicht angenommen oder haftet nicht. Die Elasticität der lebenden Substanz ist verloren, und sowie die Gewebe starr oder nach einem alten medizinischen Ausdruck rigid sind, so haben auch die körperlichen und geistigen Funktionen ein starres Gepränge.

„Nascitur non fit“ sagt ein alter lateinischer Spruch. Die Beschaffenheit des Menschen hängt *nur* von den Anlagen ab, welche er mit zur Welt bringt. Dieser Satz wird aber durch einen andern eingeschränkt und verbessert: „Consuetudo est altera natura.“ Der Mensch wird zu dem, was er ist, durch die Anlagen, welche er bei seiner Entstehung empfängt — prima natura, erste Natur —, und durch die Einwirkungen der Außenwelt, welche besonders dadurch Veränderungen und Ummodelungen hervorbringen, daß sie die Lebenserscheinungen in häufiger Wiederholung auf gleiche Art und Weise verlaufen lassen — consuetudo — altera natura, zweite Natur.

Aus meinen Tagebüchern.

Von

Dr. v. Schulte in Bonn.

III.

Römisches: Kirchliches, Politisches. Jesuiten.

Wie in den Mitteilungen im Hefte vom März d. J. werde ich nachstehend ganz objektiv meist wörtlich aus meinem Tagebuche vom Jahre 1854 berichten. Für die Kenntnis der Zustände im vorletzten Dezennium der Kirchenstaatsherrlichkeit und der italienischen vor 1866 dürften diese Notizen nicht ohne Interesse sein.

Reisepaß. Es war in jener Zeit dem Reisenden ein Vergnügen geboten, das heute unbekannt ist, nämlich alle Augenblicke den Paß vorzuzeigen und auf ihm ein Visum zu erhalten. Ich reiste durch Oesterreich, der Paß wurde zuerst visiert in Bodenbach, Prag, auf der Fahrt nach Wien unterwegs in Brünn, vor Wien abgenommen, dort wieder auf der Polizei abgeholt, für Triest visiert, vor Laibach abgenommen und visiert zurückgegeben, vor Triest abgenommen. Auf der Polizei geholt, wurde er bei der Lösung des Fahrscheins für die Dampfschiffahrt nach Ancona abgegeben, in Ancona zurückgegeben, nachdem er von der Polizei und dem österreichischen Militärkommando visiert war, in Foligno vor dem Thore visiert, vor Rom abgegeben gegen einen Schein. Auf diesen löste man für 60 Bajocchi (3 Mark) eine Aufenthaltskarte. Als ich den Paß vor der Abreise abholen wollte, konnte man ihn im Bureau nicht finden. Ich hatte, da mir die Unordnung von Bekannten, die in Rom gewesen, mitgeteilt war, am Tage nach der Ankunft genau acht gegeben, in welches Gefach er nach Ausstellung der Aufenthaltskarte gelegt worden war — diese Karte lautete nicht auf meinen Familien-, sondern vor diesem stehenden Taufnamen „Federico" —, und sagte dem Beamten, ob ich ihn nicht suchen dürfte, da ich mich in Kanzleien auskenne. Mit Vergnügen ging er darauf ein, ich ging erst zu drei verschiedenen Fächern, dann zum richtigen, sagte „ecco" und wurde nun von ihm bewundert. Jetzt zur preußischen Gesandtschaft behufs des Visum, kein Mensch außer einem Diener dort. „Die Herren sind auf dem Lande, wahrscheinlich ist morgen einer hier;" morgen dasselbe, am zweitfolgenden Tage erwische ich glücklicherweise den Kanzleivorstand und von ihm das Visum.

Reise. Man hatte mir von der Unsicherheit gar manches erzählt, ich nahm daher in Ancona den Platz, welchen der Kondukteur des Corriere (Postwagen) zu vergeben hatte, fuhr so rasch und wiederholt unter Deckung eines berittenen Gendarmen am 19. April 1854 nachmittags fünf Uhr von Ancona ab und kam am 21. morgens vier Uhr in Rom an; die Nacht vom 19. auf den 20. wurde in Macerata zugebracht. Der Kondukteur führte mich in ein Haus, zwei Treppen hoch in ein wüstes Zimmer, dessen Thüre so gut zu schließen

war, daß ich den Tisch davor stellte, um sofort aufzuwachen, wenn's nötig sei; ich schlief gut, wurde um vier Uhr geweckt, in einer halben Stunde ging's weiter. Ich bezahlte das Nachtquartier dem Kondukteur. Man hatte stets Vorspann nötig, weil die herrliche Straße über Berg und Thal geht. In Foligno gab's nur Ochsen für den Wagen, da der Prinz Friedrich Wilhelm (spätere Kaiser Friedrich) auf der Rückreise von Rom alle Pferde in Anspruch genommen hatte. Uebrigens waren ziemlich alle uns begegnenden Fuhrwerke mit Ochsen bespannt.

Auf der Rückreise hatte ich nicht gerade angenehme, aber sonderbare Aufenthalte. Ich nahm einen Platz in der Diligence, der nicht die Hälfte des beim Corriere kostete, hatte dabei das Vergnügen, mit der Dienerschaft eines Conte di Spada bis Macerata zu fahren, einer bis zum Ekelwerden langweiligen und erbärmlichen Gesellschaft. Morgens sechs Uhr ging's von der Post in Rom fort, vor der Porta del Popolo hielten wir über eine halbe Stunde still, um auf eine Nonne zu warten, die ihren Paß vergessen hatte. Dieser schlechte Anfang hatte noch schlechtere Fortsetzung. Die Pferde krochen förmlich. Nach einem durch schlechte Suppe berüchtigten Essen in C. Castellana ging's nun meist mit Ochsen voran, einmal zehn Ochsen und vier Pferde, ein andresmal jener acht und dieser sechs. War dieses Vorankommen eine Geduldprobe, so riß die Geduld in Spoleto. Der Postillon fuhr in eine ansteigende Straße — unten war keinerlei Warnungstafel —, in deren Mitte auf beiden Seiten an Häusern gebaut wurde, so daß sie ganz voll Schutt war und die Gerüste den Weg versperrten. Es war Sonntag, alles Volk lief zusammen; endlich nach einundeinhalbstündlichem Wegräumen des Schuttes und Absägen der Gerüste ging's weiter. Morgens fünf Uhr kamen wir in Macerata an. Es war unmöglich, rechtzeitig mit der Diligence in Ancona anzukommen und mit dem Schiffe nach Triest zu fahren. Um nicht acht Tage zu verlieren, blieb nichts übrig, als das Fahrgeld im Stiche zu lassen und einen Vetturino zu nehmen, der mich auf dem geradesten Weg dahin bringen sollte. Ich ließ meinen Koffer ausladen und saß auf ihm vor einem Kaffeehause, das sich bald aufthat. Mit italienischer Findigkeit erschien bald ein Fuhrwerksbesitzer, ich accordierte ein Fuhrwerk mit zwei guten Pferden; nach fünf Minuten kam er mit einer Schindmähre und gab vor, das zweite Pferd spanne er unten ein, da es nicht nötig sei, mit zweien herauf zu fahren. Auf diesen Schwindel ließ ich mich nicht ein; als ich dann mich nach dem Polizeibureau erkundigte — ich hatte einen Lasciarpassare, der mir eventuell sofortige Hilfe sicherte — stand ich rasch allein. Indessen bald kam wieder einer mit zwei guten Pferden, ich setzte nun rasch mit Bleistift einen Vertrag auf, wonach er sich verpflichtete, mich bis elf Uhr nach Ancona zu bringen, sollte das ohne seine Schuld nicht gehen, würde er doch das Fahrgeld bekommen. Er unterschrieb, los ging's stets im schärfsten Trab. Als wir eine Stunde gefahren, kommt eine lange Prozession, die nach Loretto wollte; ich rede ihm zu, rasch zu fahren, um vor derselben die Straße zu überschreiten. E proibito, e impossibile: wir mußten über zwanzig Minuten warten; er bezweifelte schon, daß wir rechtzeitig ankommen würden. Aber nun ging's los, wie ich selten die Pferde habe

laufen sehen, den Berg von Osimo herunter in einem Tempo, daß ich die Augen schloß. Punkt elf Uhr kamen wir in Ancona an. Am Thore mußte der Paß abgegeben werden, ich gab dem Soldaten einen Gulden, damit er sofort den Paß auf der Kommandantur visieren lasse und mir in den Gasthof bringe, zu dem ich fuhr und einen Imbiß nahm. Eine Stunde war vergangen, der Paß kam nicht, ich rannte zur Kommandantur, er war noch gar nicht da; der Offizier sandte sofort zum Thor, ließ ihn holen und visieren. Nun in Eile zurück, das Fahrbillet lösen. Ich hatte nicht genug österreichisches Geld, fremdes wollte man nicht nehmen; ein kleiner Wechsler befreite mich aus der Verlegenheit. Ich fuhr im Kahn mit dem Gepäck zum Schiffe, es war im Begriff abzufahren, man rief von oben: „Zu spät!" Ich ließ den Koffer auf die noch nicht aufgezogene Treppe setzen, sprang auf diese und kam glücklich aufs Deck. In der Kajüte zählte ich mein Geld und entdeckte, daß ich beim Wechseln um etwa zehn Franken betrogen war, da es mir unmöglich gewesen war, genau zu zählen. Das unnötig gezahlte Fahrgeld, der Vetturino und die Prellerei hatten mir fast fünfundsiebzig Franken gekostet, alles Folge der herrlichen Einrichtungen.

Volksbettelei. Das erste, was beim Betreten des Landes im Hafen von Ancona sich darbot, war eine Schar herumlungernder Bettler und Straßenbengel, die sich zum Führen anboten, Vetturini u. s. w. So war's in allen Orten, am stärksten in Rom. Blieb man stehen, um irgend ein Gebäude zu betrachten, sofort waren mindestens zwei da, um als Ciceroni zu dienen, verfolgten einen oft eine Viertelstunde lang. Hörte man sie an und gab ihnen etwas, so knurrten sie wegen des geringen Betrages. Der Bettler präsentierte sich mit den Worten: „Signore, un infelice povere, ho tanto fame", ein andrer hatte eine kranke Frau, kranke Mutter, einen kranken Mann, zahlreiche Familie u. s. w.; wiederholt bettelten mich ziemlich gut gekleidete Frauen in Hut und Schleier an. Ein interessanter Bettler, Antonio, ohne Füße, unter deren Stümpfen Bretter, hatte die große Treppe von der Piazza di Spagna auf dem Monte Pincio förmlich in Pacht, er schlängelte sich auf den Händen, die auf Bretter sich stützten, rasch herauf und herunter den Fremden begleitend, bis er etwas bekam; eine besondere Sorgfalt widmete er den Engländern. Ich wohnte auf der Piazza di Spagna und unterhielt mich oft mit ihm. Ich hatte ihn einmal zwei Tage nicht gesehen. Als ich ihn wegen des Grundes fragte, erzählte er: „Ich habe einem reichen Engländer vorgeschwindelt, daß das Haus, in dem ich wohne, abgebrannt sei und ich alle meine Habe verloren habe, erhielt von ihm eine reiche Gabe, aber ein Polizeimann hatte es gehört; ich bin für diese Lüge vierundzwanzig Stunden eingesperrt worden." Nach der Höhe des Trinkgeldes betitelte er den Geber mit Signore, Monsignore, Eccellenza, Emminenza. Derselbe verheiratete eine Tochter während meines Aufenthalts mit 12000 Scudi Mitgift, wie ich von meinem Hauswirte, einem Beamten, hörte. Der Römer gab dem Bettler nichts, fertigte ihn mit den Worten „C'è niente" ab; sobald er den Römer erkannte, ging der Bettler ab.

Redete man auf der Straße einen gut gekleideten Herrn an, so wurde man

mit größter Freundlichkeit behandelt, erhielt die gewünschte Auskunft; es ist mir oft begegnet, daß mich der Angesprochene durch mehrere Straßen begleitet und zurechtgewiesen hat, freilich auch mehrere Male, daß er zuletzt um ein Trinkgeld bat.

Ich hatte ein Zimmer mit einer Art Alkoven, in dem das Bett stand, bei einem Beamten, dessen Vater päpstlicher Leiblakai gewesen war, infolge dieser erhabenen Würde Conte. Im Jahre 1848 hatte das Ehepaar Zwillinge bekommen, die Romulo und Remo benamst waren. Als ich mietete und meine Personalien für die Polizei aufschrieb, veranlaßte der „Prussiano" die Frau, ihrer siebzehnjährigen Tochter zu sagen: „Povero eretico!" Dieses Töchterlein sagte mir mit reizender Naivität: „Wenn der Herr ein Bedürfnis hat, muß er es im Nachtstuhl neben dem Bette verrichten, derselbe werde dann am Morgen ausgetragen." Aborte waren in den Häusern trotz des Kloakensystems Seltenheiten. Wiederholt am Abend, wenn ich nach Hause kam, trat die ganze Familie ins Zimmer und unterhielt mich, bis ich sie fortschickte, die beiden Herren mit den Mützen auf dem Kopfe. Als nach einigen Tagen ein päpstlicher Lakai mir ein Schreiben brachte, das die Einladung zu einer Audienz enthielt, war die Frau bei meiner Rückkehr in großer Aufregung und sehr verwundert, daß ich kein Ketzer war und daß dort im Norden Katholiken wohnten; ob die denn gerade solche seien wie in Rom? An Sonntagen ging die ganze Familie ins Wirtshaus speisen.

Der Römer lebt eigentlich auf der Straße, dem Korso und in Kaffeehäusern, die stets gefüllt sind. In den Seitenstraßen, namentlich in Trastevere, sah man das Familienleben auf der Straße: Säugen der Kinder, Absuchen des Ungeziefers vom Kopfe u. s. w., in aller Natürlichkeit. Diese bot sich am offensten in der Befriedigung der Bedürfnisse, wobei sich niemand Zwang anthat; ich habe einmal um zehn Uhr vormittags in den Kolonnaden vor St. Peter einen Mann ein großes abmachen sehen. Bei Albano begegnete mir und meinem Führer von fünfzig Jahren eine junge, schwangere Frau mit drei Schwestern, jungen Mädchen; der Führer sagte: „Ich wünsche Ihnen eine gute Geburt!" und erwiderte, als ich verwundert fragte: „Ist das eine Bekannte?" — „Nein, aber es wäre unhöflich gewesen, ihr nicht Glück zu wünschen." Die Frau hatte sehr freundlich geantwortet: „Ich danke vielmals und hoffe das auch." Die Landarbeiterinnen waren in der heißen Sonne nur in Unterkleidern und Hemd.

„Ueber die Religiösität des Volkes zu urteilen" — so steht's im Tagebuche — „ist nicht leicht. Die zahllosen Kirchen können nicht voll sein. Man sieht aber den ganzen Tag, wenn man solche besucht, Besucher, darunter wirklich andächtige, freilich manche, die sich einen Moment knieen, segnen, fortgehen, bemerkt aber auch weibliche Personen, die sich offenbar mit Männern dort ein Stelldichein geben. Die Geistlichkeit zeichnet sich nicht durch besondere Andacht aus; ich sah, wie in den Hauptkirchen bei Pontifikalämtern selbst Kardinäle und Bischöfe miteinander schwatzten, von ihren Tabaksdosen Gebrauch machten. Auf den Norddeutschen macht es den Eindruck des reinen Mechanismus, wenn

in demselben Augenblicke an sechs und mehr Altären ein Priester zum Messelesen antritt, jeder in der rituellen Lesung Meister, fast im selben Momente mit dem betreffenden Abschnitte fertig wird, und an sechs Altären gleichzeitig die Glöcklein erklingen. Die Musik in den Hauptkirchen war oft geradezu theatralisch, erinnerte an Bälle, der Gesang in einzelnen herrlich. Man sagte mir seitens verschiedener Geistlichen, daß sehr viele Frauen wöchentlich zur Beichte und zum Abendmahle gingen, zahllose Männer nie. Freitag und Samstag waren vollkommene Abstinenztage, der Genuß von Fleischsuppen und anderm Fette als Oel und Butter — diese war in Rom eine Ausnahme — untersagt. Gehalten wurde die Abstinenz nicht, wie ich besonders von P. Schrader hörte und mich in den Trattorien stets selbst überzeugen konnte.

„Es kommt in Rom und überhaupt in Italien häufig vor, daß Brautpaare, deren Eheschließung Hindernisse entgegentreten, den Pfarrer überrumpeln und vor den mitgebrachten Zeugen ihren Ehekonsens erklären. Die römischen Pfarrer, sobald sie dies merken, lassen den Küster in Alba und Stola ihn anhören; ist's geschehen, so giebt er sich zu erkennen und lacht das Paar aus."

Es fiel mir auf, daß in Rom die Männer vielfach schön waren, die Frauen selten, auf dem Lande sah es anders aus; Frauen in der schönen, malerischen Tracht, mit den schwarzen feurigen Augen, den gleichmäßigen Gesichtszügen. Ich habe nie eine solche Anzahl schöner Mädchen und Frauen gesehen wie am 1. Mai im Albanergebirge, namentlich in Genzano.

Handel und Wandel. Die Ueberforderung ist kolossal, ich habe bald ein Drittel und weniger geboten, einmal eine geschnitzte Brosche (Kamee) um sechs Scudi bekommen, für die zuerst achtzehn gefordert waren, nachdem ich mehrere Tage gehandelt hatte. Abgesehen von der Buchhandlung Spitthövers, einem Münsterländer, konnte man auch in den Buchhandlungen mit Erfolg unterbieten. Wollte man verbotene Bücher kaufen, so wurde die Licenz von der Indexkongregation verlangt — ich hatte mir diese sofort verschafft und habe sie aufbewahrt, sie ist ganz allgemein auf Lebenszeit —, indessen braucht man, wie ich wiederholt bemerkt habe, nur zu sagen, man sei Protestant, und das Buch wurde gegeben. Das Leben war beispiellos billig, nur gutgelegene Zimmer waren teuer, ich zahlte für meines im dritten Stock nach dem Platze monatlich zehn Scudi. Mittags habe ich selbst beim besten Appetit nach oft fünf- bis achtstündigem Gehen fast nie fünfzig Bajocchi (zwei Mark), einschließlich Wein, gebraucht.

Omnibus gab's damals nicht, Droschken nur an einigen Plätzen; man vereinbarte den Preis, wurde aber stets, wenn auch das Trinkgeld und draußen das Straßengeld einbegriffen waren, um ein Trinkgeld angegangen.

Mit diesem war alles zu erreichen. Es waren noch an einzelnen Stellen, namentlich in den Thermen, Reste des alten Mosaikbodens. Der dort angestellte Wächter sagte, daß es verboten sei, davon zu nehmen, ging dann aber seitwärts und drehte uns den Rücken zu.

Der Ackerbau befand sich auf einer unsäglichen Stufe, ebenso der Weinbau.

Auf dem Lande bekam man den Wein noch in Ziegenhäuten, sonst in Flaschen, die mit Oel verschlossen waren; Butter gehörte zu den Seltenheiten. Bestellte man Kaffee mit Milch, so hieß es café ombra di latte.

Staatliches. Die Ordnung auf der Polizei, von der ich oben erzählt habe, wurde noch übertroffen von der auf der Post. Meine Briefe waren poste restante geschickt. Dreimal an verschiedenen Tagen fragte ich vergebens, obwohl ich meine Visitenkarte abgab, damit der Name klar sei. Bei der vierten Nachfrage erhielt ich dieselbe Antwort, bat den Beamten, ob ich nicht selbst nachsehen dürfe. Er zog eine große Schublade in einem großen Tische auf, in der Hunderte von Briefen lagen; ich fand vier für mich, von denen der älteste vierzehn Tage alt war, eine ganze Anzahl von Briefen an Bekannte, die ich auf meine Bemerkung, ich wolle sie den befreundeten Adressaten übergeben, mitnehmen durfte. Alles gemütlich. Ebenso gemütlich war der Verkehr bei den geistlichen Behörden. Ein Deutscher wünschte ein abhanden gekommenes Breve neu ausgestellt zu erhalten. Wir fingen — das Gesuch war schon wochenlang eingebracht — bei der untersten Behörde an, erhielten das Konzept, brachten es zur folgenden und so fort weiter zur Secretaria brevium und kamen — es hatte jedesmal nur des Trinkgelds von zwei Scudi bedurft — in einem Vormittag zum Ziele. Die Zollbehörde konnte man ohne weiteres bestechen. Als ich meinen Koffer öffnete und der Wahrheit gemäß sagte, daß ich nichts Steuerbares habe, machte der Beamte das Kreidezeichen darauf, wobei er die linke Hand so hielt, daß man das Geld hinein legen konnte; ich habe nichts gegeben, von Bekannten aber gehört, daß sie es gethan und auf der Dogana bei Sendungen oft mit Hilfe von fünf Paoli das Vierfache und mehr erspart hätten. Die Sicherheit in der Stadt war dank der zahlreichen Polizei gut, auf dem Lande aber sehr schlecht; von Anfällen hörte man täglich. Die Zensur wurde stramm geübt, die Zeitungen — von deutschen fast nur die „Augsburger Allgemeine Zeitung" — hatten oft einen eintägigen Aufenthalt auf der Polizei.

Reinlichkeit auf den Straßen und Plätzen war unbekannt. Wo an Mauern eine Aufschrift andeutete, daß dort der Kehricht abzulagern sei, befand sich nie welcher, aber sicher überall in der Nähe.

Die Finanzverhältnisse waren entsetzlich. Man sah nur Kupfergeld, es war streng verboten, gegen Silber Kupfer zu verwechseln; jeder Kellner gab einem aber Adressen. Auf fünf Scudi Silber erhielt man fünfundzwanzig Bajocchi Agio, auf Gold beim Wechseln einige dreißig Prozent; wechselte man fünf Scudi Papier, so erhielt man eine Rolle von Fünf-Bajocchistücken (1 Scudo = 100 Bajocchi), die man unter dem Arm tragen mußte. In der Zeit der Republik war Papiergeld (cambii di monete) ausgegeben, dies trug die Schuld an der schlechten Geldwirtschaft. Aber man hatte daran festgehalten, es hieß allgemein, der Bruder des Kardinalstaatssekretärs trage die Hauptschuld an den schlechten Finanzzuständen, durch die Vermittlung des letzteren sei auch eine riesige Defraudation unterdrückt; Antonelli war allgemein verhaßt und ließ sich fast nie öffentlich sehen. Ich habe laut über diese Dinge schimpfen hören, wobei es aber oft hieß:

der Papst sei ein vortrefflicher Herr, der von allen diesen Dingen nichts wisse, alle Schuld trügen die Minister. Nur einen, den verstorbenen Handelsminister Jacobini, lobte man allgemein. Von verschiedenen Seiten wurde erzählt, daß mehrere Minister, namentlich der Finanzen, sich auf Kosten des Staats bereichert hätten. Mehr als einmal hörte ich von Laien, die Geistlichen hätten noch besser verwaltet. Früher hatte man seine Gelder in luoghi dei monti angelegt; deren Zinsen hatte Pius VI. auf $2^1/_2$ Prozent herabgesetzt, Pius VII. wieder auf 5 Prozent erhöht, das Kapital aber von 100 auf 25 reduziert. Die einzige Sicherheit hatten die Anlagen in Häusern geliefert. Grundbesitz auf dem Lande zu erwerben, war fast unmöglich, weil die Güter sich in den Händen verhältnismäßig weniger Adeligen und der Kirche befanden, die nicht verkauften. Von einem vernünftigen Steuersystem war keine Rede. Die Haupteinnahme bildete das Tabaksmonopol, durch dessen Pachtung die Torlonia es zum Prinzipe und kolossalem Reichtum, der Staat freilich auch zu einer festen und sicheren Einnahme, gebracht hatten. Dazu kamen die Zolleinnahmen und Steuern, für die kirchliche Seite die verschiedenen Abgaben: Taxen, Palliengelder, Dispensgelder. Peterspfennige gab man damals noch nicht.

Die Ausgaben des geistlichen Staates waren riesige und in gar keinem Verhältnisse zur Größe des Staats und zur Bevölkerung. Hatte auch die Kirche einen riesigen Besitz an Häusern, Aeckern u. s. w., so trug er nach allem, was man hörte, bei der Unmöglichkeit, hohe Pachtgelder zu erzielen, nicht genug ein, weshalb stete Anlehen nötig wurden, die freilich — gerade wie in Oesterreich und dem Königreich beider Sizilien — bis 1848 als ausgezeichnete Kapitalsanlage galten. Aber die Unmasse der zu besoldenden Personen ließ es zu keiner ordentlichen Wirtschaft kommen. Der Papst als unumschränkter Herr konnte ausgeben, so viel er wollte. Jeder suchte durch irgend ein Bauwerk seinen Nachruhm zu begründen, so Pius IX. durch den 1853 vollendeten Viadukt zwischen Arricia und dem gegenüber liegenden Berge, der sechsunddreißig Bogen und in der größten Tiefe drei übereinander hat, oder jeder Bogenreihe mit durchgehenden Gängen. Ein Bedürfnis war nicht da, der Nutzen gering.

Die Zahl der Beamten war eine übergroße; sie ist aus dem Diario pontificio (jetzt „Gerarchia“) zu ersehen: Kardinäle als Vorstände oder Inhaber geistlicher Stellen, zahllose Prälaten, eine Legion von Unterbeamten. Wenn man sah, was und wie gearbeitet wurde, so konnte man nicht im Zweifel darüber sein, daß ein Drittel bequem die Arbeit hätte thun können.

Geistlichkeit. In Rom begegnete man in jeder Tagesstunde mindestens alle zehn Schritte einem Priester und einem Mönche, die meisten traf man auf dem Korso spazierend an. Selten habe ich gesehen, daß ein Geistlicher gegrüßt wurde, auch nicht auf dem Lande; auch die Kardinäle, die man in ihren großen Karossen mit dem auffälligen Aufputz der Pferde und den aufstehenden Bedienten täglich fahren sah, wurden fast nie, selbst nicht von den entgegenkommenden Geistlichen gegrüßt. Einer großen Menge sah man es an, daß sie nicht aus Beruf, sondern der Pfründe oder Stellung wegen den Stand gewählt hatten;

es waren meist nichtssagende, gutmütige Gesichter. Wo ich mit solchen in Trattorien gesprochen, habe ich durchweg eine unsäglich geringe Bildung angetroffen, auch von verschiedenen Prälaten und besonders von Jesuiten bestätigen gehört, daß die Masse der Geistlichen über das Verständnis des Missale, Brevier und das Rituale kaum hinauskämen, von einer wissenschaftlichen theologischen Bildung keine Spur besäßen. Zahllose Geistliche, Prälaten und niedere Beamten sind nicht Priester, haben auch nicht einmal die Subdiakonatsweihe, sondern nur die niederen oder gar nur die Tonsur, sie sind nur unverheiratet. In hoher Achtung steht diese Gesellschaft nicht, man konnte oft von den Liebesaffairen derselben erzählen hören, wobei Antonelli, der auch nur Subdiakon war, und einer der ersten Hofbeamten die Hauptrolle spielten. Nicht minder wurde von verschiedenen hohen Geistlichen gar vieles bezüglich ihrer Liebe erzählt, auch Aeußerungen des Papstes kolportiert, welche verrieten, daß ihm nicht unbekannt war, was einzelne trieben. Von den geistlichen Hausfreunden hörte man auch nichts Erbauliches. Die Erzähler waren durchweg Priester. Von den Mönchen fielen einzelne durch Eleganz auf, andre durch Schmutz. Was ich von Geistlichen über das Klosterleben erfuhr, war im allgemeinen nicht sehr erbauend; auf dem Lande habe ich mich über die joviale Art amüsiert, wie die Patres an Sonntagen mit den Frauen und Mädchen lachten und schäkerten.

Papst, päpstlicher Hof, Pius IX. Der Witz der Römer und die wenig tiefe Verehrung vor den Päpsten zeigt sich sofort nach dem Tode des Papstes. Gleich nach dem Tode Gregors XVI. erzählte man: Er kommt vor die Himmelsthür, steckt seine Schlüssel ein, sie passen nicht; nach langem Probieren erscheint Petrus, dem er sagt: „Du hast mir doch die Schlüssel des Himmels hinterlassen, und ich kann nicht öffnen." Petrus besieht die Schlüssel und sagt lächelnd: „Du hast ja da die Kellerschlüssel." Uebrigens soll die hierin liegende Bosheit, als habe Gregor den Wein sehr geliebt, jedes Grundes entbehren.

Rektor Rolffs schilderte den Inhalt des Programms Pius' IX. von 1847, das er im Original, worin der Papst selbst einige Worte verändert, gesehen hatte; es sagte: „Er werde sich von nun an um die weltliche Leitung seines Staates nicht mehr sorgen, sondern mit den Kardinälen und Bischöfen einzig und allein bedacht sein, für das geistige Wohl der Katholiken zu wirken; die weltliche Regierung wolle er denen überlassen, denen sie gebühre, den Laien. Der in den Wolken werde seinen Segen zu dem Werke nicht versagen." Das Programm war entworfen von Mamiani. Bei der Anstellung der weltlichen Minister forderte man von den Amnestierten den Eid der Treue. Sie leisteten ihn, nur Mamiani erklärte: er sei zu sehr Ehrenmann, als daß man dies von ihm verlangen könne, es verstehe sich von selbst. Trotzdem war er einige Wochen nachher Premierminister.

Die Schweizer würden 1848 nach dem allgemeinen Urteile die Revolution in Rom verhindert haben. Pius aber gab bei dem Andrängen des Volkes auf den Vatikan selbst den Befehl, nicht zu schießen, und willigte in die geforderte Entwaffnung. Nur mit Gewalt wurde Pius durch den Grafen Spaur und

den spanischen Gesandten zur Flucht bewogen, er war seines Lebens nicht sicher; der Professor Palmer wurde erschossen, weil man ihn für den Papst hielt.

Pius hat die Nobelgarde befragt, ob er sich auf sie verlassen könne und ob sie ihn verteidigen würden, aber zur Antwort erhalten: sie hätten meist Frauen und Kinder. In der That verhielt sich der römische Adel denn auch passiv. Im Jahre 1854 waren sechzig Nobelgardisten zumeist Söhne aus nicht bemittelten adeligen Familien. Die Mehrzahl der Stellen ist fundiert mit monatlich zwanzig Scudi, wozu der Papst zehn Scudi thut und für das Pferd bezahlt. Es war ein köstliches militärisches Schauspiel. Nur der Posten war im päpstlichen Vorzimmer in Ordnung, er machte beim Wechsel der Stunde den Offizier aufmerksam, dieser zog dann mit aller Gemütlichkeit die Handschuhe an, setzte den Helm auf, löste den Posten ab und setzte sein altes Geplauder fort. — Schweizer in der bunten malerischen Tracht waren hundertunddreißig, teils im Vatikan, teils im Quirinal, lauter große und schöne Leute. Der päpstliche General Kanzler war ein gemütlicher Mann; ich habe mich, als ich das erste Mal Audienz beim Papst hatte und ziemlich drei Stunden antichambrieren mußte, mit ihm gut unterhalten.

Zur Audienz beim Papste ging's durch sechs Zimmer, in den drei letzten befand sich die guardia nobile als Wache, in dem eigentlichen Anticamera befanden sich einige Monsignori und zwei Camerieri in cappa e spada in dem kleidsamen spanischen Kostüme mit Spitzenkragen und Sammetmäntelchen. Der Eindruck der Anticamera ist schlecht, die Herren lachen laut miteinander, schäkern, kurz, benehmen sich, wie es sich nicht zu geziemen scheint in einem Raume, von dem wenige Schritte entfernt der Statthalter Christi sich befindet. Das Zimmer des Heiligen Vaters ist mittlerer Größe, ziemlich einfach. Er selbst saß etwa drei Schritte von der Thüre entfernt, rechts vor einem Tische, nur wenig über dem Boden erhöht. Der einführende Kammerherr (bei mir der Maestro di camera Borromeo) öffnet die Doppelthür und bleibt einen Augenblick stehen. Im Zimmer angelangt, kniete ich (nach der erhaltenen Anweisung) sofort auf das rechte Knie nieder, einen Schritt weiter zum zweiten Male und vor dem Heiligen Vater zum dritten Male. Er reichte mir die rechte Hand zum Kusse und sagte sofort: „Surge mi fili"; fragte dann, ob ich italienisch spräche, oder was mir am liebsten sei. Ich sagte, ich spräche italienisch nicht so fertig, um Seine Heiligkeit damit zu quälen, bäte daher, lateinisch oder französisch reden zu dürfen; er fing dann sofort an, französisch zu reden. Das Gespräch drehte sich beide Male um einen bestimmten Gegenstand. Abgesehen von diesem sagte er hinsichtlich meines Berufes, meine Lage sei sehr schön, ich könne der Kirche großen Nutzen bringen, wenn ich den Theologen und besonders den Juristen recht gute kirchliche Ansichten beibrächte; er bitte mich inständigst, im Interesse der Kirche zu wirken, auch in Rom die kirchlichen Dinge zu studieren, vielleicht auch gute Bücher, die man nicht überall bekomme, mitzunehmen. Zum Schlusse fragte er mich, ob ich noch eine besondere Bitte hätte. Diese bestand in der Bitte — ich hatte dies zwei alten deutschen Damen und einem Herrn versprochen —,

die drei ihm vorgehaltenen Kruzifixe zu segnen und Ablässe zu bewilligen. Er bewilligte einen vollkommenen auf das Gebet im Hause nach jeder Kommunion, segnete die Kreuze, erteilte mir unter Einschluß meiner Angehörigen in denselben seinen apostolischen Segen, reichte mir die Hand zum Kusse und schellte. Ich zog mich auf dieselbe Weise zurück; die Thür wurde vom Kammerherrn geöffnet.

Der Heilige Vater — ich gebe auch hier wörtlich mein Tagebuch, um den Eindruck nicht abzuschwächen, wieder — ist etwa 5' 8" groß, ziemlich stark, ohne korpulent zu sein, hat ein dickes Gesicht, sehr ausdrucksvolle und liebenswürdige Züge. Er ist so freundlich und liebevoll, daß man vergißt, vor welch erhabener Person man steht, und nur denkt, man stehe vor einem Vater. Seine Anrede war stets: mon cher, mon très cher fils. Er trug eine weiße Soutane, weißes Käppchen auf dem Kopfe, beim Weggehen erhob er sich ein klein wenig von seinem Sitze. Es war ein ganz eignes Gefühl, vor dem Haupte der Kirche zu stehen, mit ihm zu reden und seine Hand zu küssen. — Der Eindruck, welchen Pius bezüglich seines Geistes machte, war ein sehr unbedeutender, dagegen hatte er einen guten Mutterwitz, der sich in manchen von ihm erzählten guten Bemerkungen kundgab. Ich habe nicht behalten, wie oft er sich seiner Dose bediente, es geschah aber öfter.

„Oesterreich scheint Pius IX. noch nicht in sein Herz geschlossen zu haben. Im Jahre 1848 sandte er einen Abgesandten an den Kaiser mit der Aufforderung, die Lombardei zu räumen; der Monsignore brachte die Sache zuerst bei der frommen Kaiserin, die selbst Piemontesin und Schwester Karl Alberts war, vor, wurde aber von dieser mit den Worten abgefertigt: ‚Was, Sie wollen mich zur Hochverräterin machen, entfernen Sie sich!' Am 24. April (1854) wurde in der Kirche S. Maria dell' Anima zur Vermählung des Kaisers Franz Josef feierlicher Gottesdienst gehalten. Gleichzeitig fanden in der sixtinischen Kapelle die Exequien für die verstorbene Königin von Portugal statt, wobei 16 Kardinäle anwesend waren; der Papst war wegen Unwohlseins nicht erschienen. Da man wochenlang vorher den Tag der Vermählung wußte, lag Absicht vor. Die Oesterreicher äußerten sich äußerst ungehalten, ebenso verschiedene Deutsche."

Die Franzosen in Rom. Pius IX. war, dank der Armee des republikanischen Frankreichs, von der Republik in Rom und dem Asyl in Gaeta erlöst worden; es war natürlich, daß er Frankreich liebte, die Franzosen bevorzugte.

Im Frühjahr 1854 lagen in Rom etwa 6000 Mann, welche ziemlich dieselben Lokalitäten inne hatten, welche die 30 000 zur Zeit der Eroberung Roms besetzt hatten; in vielen Klöstern, auch in einem Teile von Al Gesù, Collegium Germanicum lagen solche. Der Papst hatte sich mehreren auswärtigen Mächten gegenüber verpflichtet, wie mir Antonelli sagte, reguläres Militär zu halten, er selbst hatte nur etwa 1600 Mann Schweizer, die ganz nach französischem Muster equipiert waren. Mit Frankreich war eine förmliche Kapitulation eingegangen worden. Die Franzosen waren die eigentlichen Herren

in Rom. Im Jahre 1852 räumten sie auf des Papstes besonderen Wunsch, der fast als Befehl lautete, die innegehabten Wohnungen von Sant Uffizio, neben dem Vatikan, wofür ihnen ein Kloster angewiesen wurde. Als jene eben anders eingerichtet waren, erschien eine französische Ordonnanz mit dem Befehle, binnen drei Tagen sie zu räumen. So geschah's. Auf Schritt und Tritt sah man Franzosen. Passaglia sagte mir, daß die Mehrzahl der Kardinäle gegen die Franzosenherrschaft in Rom sei, aber beim Papste nicht durchdringe.

Kirchliche Zustände im Königreiche beider Sizilien. „Der Kardinal d'Andrea, dessen Vater Minister in Neapel war, bei dem ich durch Bonix eingeführt wurde, erzählte diesem von der Knechtschaft, unter welcher die Kirche dort stehe, und führte folgende Fälle an: Ein Mönch, ebenso eine Nonne strengten vor dem königlichen Gerichte eine Klage wegen Nichtigkeit des Ordensgelübdes an; das Gericht sprach sie aus, beide heirateten darauf. Ein Pfarrer war durch das geistliche Gericht durch Urteil deponiert, er appellierte an das königliche Gericht, dies kassiert das geistliche Erkenntnis, setzt den Pfarrer wieder ein, er fungiert ruhig weiter. Auf alle Beschwerden der betreffenden Ordinarien (Bischöfe) beim Papste erfolgte des Königs Antwort, er wolle, daß seine Behörden über dergleichen Sachen erkennen. Das war der Inhaber der monarchia Sicula. Als der Papst sich in Gaeta befand, gab er sich die größte Mühe, die Wiederherstellung der kanonischen Grundsätze beim König zu erwirken, richtete aber nichts aus. Und doch geht der König fast täglich zum Abendmahl, wirft sich beinahe auf die Erde, wenn der Papst vorbeikommt. Handelt es sich aber um ein Recht, das er für sich in Anspruch nimmt, die Kirche aber als das ihrige, so disputiert er wie ein Schulknabe und behauptet, daß dies Recht ihm von Gottes Gnaden zustehe."

Jesuiten. Nach den Mitteilungen von Passaglia und andern Jesuiten war in Rom von 1846 an, als die liberale Partei mächtig wurde, die Stimmung gegen die Jesuiten ganz allgemein eine fürchterliche. Sie hörten oft am Abend unter ihren Fenstern rufen: Fort mit den Jesuiten; man sagte ihnen sehr oft, daß dies auch der Wille des Papstes sei. Jetzt sei die Stimmung geteilt, eine große Zahl sei ihnen, auch unter den Kardinälen, geneigt, andre, insbesondere die liberale Partei, gegen sie. Die Gründe seien: der Orden setze sich an die Stelle der Kirche, lasse keinen andern aufkommen, halte mit dem Weltklerus keinen Frieden. Mit großer Heftigkeit sprach Passaglia gegen die Päpste, welche sich durchweg nicht gut gegen sie benommen hätten; nur 11 Kardinäle habe der Orden gehabt, darunter zwei nur auf Verlangen des Königs von Spanien aus altspanischen Familien und zwei Neffen von Päpsten; die große Eingenommenheit Benedikts XIV. gegen den Orden sei Folge von dessen ungeheuerm Schwanken in theologischen Dingen, welches aus allen seinen Werken und ganz besonders daraus hervorleuchte, daß er sich bunt durcheinander auf alle möglichen Autoren stütze, bald auf reprobierte, bald auf nichtreprobierte (die Thatsache ist richtig, hat aber andre Gründe). „Pius IX. war vor 1848 ein Feind der Jesuiten. Am auffälligsten bekundet dies eine Thatsache. Vor 1848 ließen die meisten

deutschen Bischöfe wichtige Anträge und dergleichen stets durch den Jesuitengeneral P. Rothan an den Papst gelangen, — den Jesuitengeneral nannten die Römer Papa nero, im Gegensatz zum Papa bianco (von der Tracht). Dies wollte Graf Reisach auch unter Pius IX. thun, bekam aber keine Antwort; er erkundigte sich dann bei P. Rothan und erhielt die Antwort: es sei nicht mehr wie früher, er möge sich direkt an den Papst wenden und werde leicht erreichen, was er auf dem alten Wege nur mit großen Schwierigkeiten oder gar nicht erreichen würde. Auch heute raten alle der hiesigen Verhältnisse Kundigen ab, dem heiligen Vater eine Sache so vorzutragen, daß er die Beteiligung der Jesuiten merken kann."

Passaglia, Schrader, Lacroix und andre Jesuiten äußerten mir gegenüber, „daß sie die günstige Stellung des Ordens in Deutschland nicht für eine dauernde hielten; der Enthusiasmus sei zu groß, wenn dann einige ruhige Jahre kämen, der eine oder andre Bischof ihnen minder freundlich gesinnt sei oder die Bischöfe überhaupt nicht energisch genug aufträten, würden die Regierungen unzweifelhaft gegen sie arbeiten, es ständen ihnen neue Verfolgungen bevor."

Da in Bayern bis dahin keine waren, erkundigte ich mich nach den damals noch nicht bekannten Gründen. P. Schrader sagte mir: „In Bayern ist nichts zu machen. Es sei seinerzeit an Minister Abel geschrieben, ob nicht wenigstens ein Ort ausfindig zu machen sei, damit nur einige Väter in einem Hause beisammen wohnen könnten. Abel habe geantwortet: er wolle mit Freuden die Jesuiten auf seinen Schultern nach Bayern tragen, sei aber der festen Ueberzeugung, daß nichts zu machen sei, weil der König nichts von ihnen wissen wolle."

Passaglia teilte mir mit, daß der Papst anfange, gegen sie günstiger gesinnt zu sein, dies sei ihrem Eintreten für die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis zu verdanken, er hoffe zuversichtlich, daß nach der nicht mehr zu bezweifelnden Dogmatisierung er ihr Freund sein werde. Der Papst müsse doch einsehen, daß der Orden seine beste Stütze sei, da er für die volle Herrschaft des Papstes in der Kirche mit allen Waffen kämpfe.

Alle deutschen Geistlichen, die ich in Rom gesprochen habe, waren Gegner der Jesuiten, obwohl nicht alle dies offen bekundeten, wie denn zum Beispiel Hohenlohe und Flir sich vorsichtig äußerten. Theiner hatte es durch sein Werk über Clemens XIV. mit ihnen verdorben; bis 1844 stand er auf bestem Fuße mit denselben, war fast täglich bei ihnen und hatte unbedingten Zutritt zu deren Bibliothek und Archiven. Sein Buch, meinten Passaglia und Schrader, schade nur seinem Rufe, nicht der Gesellschaft Jesu. Ein Hauptgrund der deutschen Abneigung war folgender: Der Kardinalvikar hatte das Dekret erlassen, wodurch die Union der Anima mit Campo santo stattfinden sollte; der P. Stoeger, Jesuit und damals Rektor der Anima, widersetzte sich, behauptend, die Anima sei eine österreichische Stiftung. Es wurde auf Wunsch der Bruderschaft vom Campo santo das Dekret nicht ausgeführt bis zur definitiven Entscheidung über den Charakter der Anima. Dieser wurde schließlich als deutscher hergestellt, infolge Entschließung des Kaisers von Oesterreich; das Protektorat ist diesem

geblieben. Im Jahre 1854 besaß der Campo santo zehn Häuser, hatte aber auch einiges Vermögen in Staatspapieren, ein Einkommen von etwa 2000 Scudi, die Anima besaß über 30 Häuser, mit etwa 12 bis 15000 Scudi Einkünften, hatte aber durch unvorteilhafte Bauten viele Auslagen gehabt. Es gab noch eine dritte deutsche Kirche in Rom, die den deutschen Bäckern gehörte, welche ziemlich die Bäcker-Innung bildeten. Als diese Innung dem Erlöschen nahe war, hat man über die Kirche anders verfügt, einige deutsche Bäcker fingen einen Prozeß an, der seit langer Zeit schwebte und wohl eingeschlafen ist.

Ich besuchte Vorlesungen von Passaglia, Schrader und andern Jesuiten im Kollegium Romanum, auch solche in der päpstlichen Universität. Die der Jesuiten zeichneten sich vorteilhaft aus durch größere Beherrschung des Stoffes und ganz besonders der Sprache. Passaglia sprach lateinisch ebenso fertig als italienisch, nicht bloß in der Vorlesung, sondern auch im Gespräche, in welchem er häufig aus dem Italienischen ins Lateinische fiel. Einer öffentlichen Disputation im Kollegium Romanum wohnte ich bei. Sie fand statt sub praeside, der Kandidat war ein durch und durch fertiger Lateiner, wurde von den Opponenten, insbesondere Passaglia, scharf ins Zeug genommen; sie machte auf mich nicht den Eindruck des Einstudierten. Das Latein war durchweg gut, ich habe es bei Disputationen in Deutschland nicht besser gehört, außer seitens Kellers und Rudorffs bei meiner eignen in Berlin.

Mein Urteil über die Jesuiten habe ich also zusammengefaßt: „Der Umgang mit den Jesuiten macht es begreiflich, daß ihre Schüler und Bekannten von ihnen entzückt sind. Ihre Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit trifft man sonst beinahe nirgends. Sie übertreiben freilich, da sie einen ins Gesicht loben, aber sie bieten auch Reales. Als ich den ersten Besuch machte, wurde dem Pförtner gesagt, ich finde stets Einlaß und dürfe die Bibliothek auch ohne Aufsicht benutzen, was ich auch ebenso wie Bonix, dem ich dort bei der Arbeit vorgestellt wurde, gethan habe. Sie machten unter allen Ordensleuten den würdigsten Eindruck, hatten unbedingt die tüchtigsten Männer, halten ihre Statuten am besten, verfolgen mit vollster Selbstverleugnung, mit Herrschaft über persönliche Leidenschaft die bestimmten Ziele: die Kirche und den Papst herrschen zu machen. Dadurch besitzen sie einen ungeheuern Einfluß, sind den übrigen Orden nicht genehm und stoßen an. Ihre Kirchen waren sowohl bei der Hauptmesse, wie bei den Maiandachten so gefüllt, wie ich, abgesehen von einer großen Feier in St. Peter, nie eine Kirche gesehen habe. Ihr Gottesdienst war hinsichtlich der Würde und Ordnung der beste."

Meine Anschauungen haben seit dem Jahre 1860, vor allem seit 1867, eine entgegengesetzte Wendung genommen. Je mehr ich zur klaren Erkenntnis der Ziele der Gesellschaft Jesu gelangte, was namentlich durch Mitteilungen des P. Schrader in Wien, wo er Professor der Theologie wurde (von da ging er nach Poitiers, wo er gestorben ist), der Fall war, desto mehr erkannte ich, daß die Gesellschaft Jesu dem Zwecke zusteuerte: die katholische Gesellschaft der Kirche zu unterwerfen, um über sie in der von ihr regierten Kirche zu herrschen.

Ueber die Geſchichte dieſer meiner Entwicklung habe ich in verſchiedenen Schriften: „Der Altkatholizismus“ (Gießen 1887, Seite 64 u. a.), „Die Macht der römiſchen Päpſte u. ſ. w.“ (1871, Einleitung) Auskunft gegeben; das Genauere muß ich meinen Lebenserinnerungen vorbehalten, an deren Ausarbeitung ich begriffen bin.

Kurz nach der Thronbeſteigung Pius' IX. im Jahre 1846 war die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu faſt beſchloſſene Sache. Der ſpätere General P. Becks, welcher als procurator provinciale damals in Rom lebte, erfuhr es von einem der ihnen gewogenſten Kardinäle, welcher beifügte: ſo ſehr er dies bedauere, müſſe er doch ſagen, es ſei nötig, ein Opfer zu bringen und die Geſellſchaft aufzuheben. Nun machte P. Becks ohne Wiſſen des Generals eine Ergebenheitsadreſſe an den Papſt, die nur von den Prokuratoren im Namen der Provinz unterſchrieben war. Hierdurch wurde die Abſicht des Papſtes verhindert. Das Jahr 1848 kam und ließ keine Zeit. — Dieſe Mitteilung machten mir 1854 Paſſaglia und Schrader in Rom; auf Grund der Mitteilung von P. Becks ſelbſt wiederholte ſie genau, wie ſie hier gegeben wird, mir am 8. April 1860 P. Schmudde auf dem Hradſchi in Prag — er hielt in der Schloßkapelle auf Wunſch der Kaiſerin Vorträge — mit dem Beifügen, der General habe ihnen jüngſt geſchrieben, daß zwar äußerlich in Rom in betreff ihrer alles ruhig ſei, er aber täglich ihrer Ausweiſung aus Rom entgegenſehe. — Seit 1866 kam der von den Jeſuiten gelegte Samen zur vollen Frucht.

Mit Abſicht bin ich über Dinge hinweggegangen, worüber jetzt eine Reihe von Büchern Auskunft giebt. Eins ſei noch bemerkt. Ich habe Rom erſt wieder beſucht, nachdem es Hauptſtadt des Königreichs Italien geworden war. Das heutige Rom iſt nach jeder Richtung ein andres geworden. Der begeiſterte Altertümler mag manches vermiſſen, manches bedauern; wem das Wohl des Volkes das höchſte Ziel der Staatsleiſtung iſt, der muß das moderne Rom und das Königreich Italien als einen Beweis großen Fortſchritts anerkennen.

Erzherzog Johann von Oeſterreich über Griechenland.

Ungedruckte Briefe an den öſterreichiſchen Geſandten in Athen A. v. Prokeſch von 1837 an.

Mitgeteilt von

Dr. Anton Schloſſar.

II.

Im Herbſte des Jahres 1844 boten die verhältnismäßig ruhigen Zuſtände in Griechenland dem öſterreichiſchen Geſandten zu Athen Gelegenheit, ſeine öſterreichiſche Heimat aufzuſuchen und auch in ſeinem engeren Heimatlande Steiermark vorzuſprechen, in welches von Wien aus nunmehr die neue, infolge der

eifrigen Thätigkeit des Erzherzogs Johann zu stande gekommene Eisenbahn führte. Es mögen übrigens auch politische Motive Anton v. Prokesch bewogen haben, die österreichische Residenz zu besuchen, namentlich die Notwendigkeit, mit dem Fürsten Metternich persönlich und ausführlich den Stand der griechischen Frage und die Haltung Oesterreichs in derselben zu besprechen.

Von Wien aus richtete v. Prokesch noch ein kürzeres Schreiben am 10. Oktober 1844 an den Erzherzog, welcher infolge seiner Stellung als Radmeister, das heißt Inhaber eines Radgewerkes und der damit verbundenen Geschäfte zu Vordernberg in dem berühmten Eisenbergbaugebiete der Steiermark weilte. Einige Stellen aus diesem Schreiben seien hier angeführt:

„Meine Anwesenheit (in Wien) war, wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen für das jedes Interesses und jeden Schutzes würdige Königspaar. Fürst Metternich wird alle Höfe von der Nothwendigkeit, den griechischen Thron zu stützen, zu durchdringen suchen und ihnen die Mittel an die Hand geben, wie das zu thun. Folgt man ihm, so werden wir diesen Thron halten, und in dem Maße, als er sich befestigt, fallen die Fractionen von selbst. — Ich eile nach Athen, denn die Verhältnisse sind dort drohend, unsere letzten Nachrichten nicht gut. Ich wage Eure Kaiserliche Hoheit dringend zu bitten, mir das Schreiben an Seine Majestät den König nach Triest zukommen zu lassen, wo ich es abwarten werde. — Ich habe hier überall für die Nothwendigkeit, die Verbindung mit Aegypten so schnell und so gut als möglich aufzufassen, gesprochen."

Die kurze Antwort des Erzherzogs Johann folgte rasch mit der Beilage des Schreibens an König Otto, sie lautet:

Graz, 12. October 1844.

Als ich heute nach Bruck von Vordernberg kam, wurde mir Ihr Brief übergeben. Auf der Eisenbahn gelangte ich nach Graz und schrieb sogleich an den König. Diesen Brief lege ich hier bei.

Ich habe ihm herzlich und ernst, kurz geschrieben, Muth eingesprochen im österreichischen Sinne und ihn an Sie gewiesen als jenen, für dessen Gesinnung ich gut stehe. Vielleicht läßt Sie der König den Brief lesen. Die Königin und ihn habe ich gelobt und die Hoffnung einer besseren Zukunft gezeigt, ohne zu täuschen, vielmehr dahin gewiesen, daß er noch manchen Sturm zu bestehen haben dürfte, welchen er auch bestehen könne, da er mit vorwurffreier Stirne vor sein Volk treten kann. —

Was Sie rücksichtlich Aegyptens gesprochen, ist sehr richtig, den Augenblick nur nicht versäumt. Reisen Sie glücklich mit Ihren Lieben nach jenem Lande mit dem schönen Himmel und dem blauen Meere, wo so Vieles werden könnte, wenn —!

Schreiben Sie mir wie bisher, ich nehme einen herzlichen Antheil an König, Königin und Volk — aber auch als Alpenbewohner an Allem, was Sie betrifft, denn Sie gehören unsern Alpen an.

Ihr

Johann.

Ein ausführliches Schreiben des Geſandten aus Athen vom 21. Dezember 1844 teilt in genauer Weiſe die Sachlage und die ſcheinbare Beſſerung der Zuſtände in Griechenland mit, nicht ohne der fortwährenden Oppoſition Englands und des übeln Einfluſſes dieſer Macht zu gedenken. Daraufhin nachfolgender Brief des Prinzen:

Wien, am 6. Februar 1845.

Ihren Brief habe ich richtig erhalten. Ich leſe fleißig die Zeitungen, wodurch ich jenes, was vorgehet, erfahre. Mein Wunſch ſtellet ſich, daß Griechenlands Ruhe ungetrübet bleibe, und das Königsanſehen immer mehr Raum gewinne. Dieſes wird und muß geſchehen, wenn jede fremde Einmiſchung unterbleibt — es ſollte wahrlich das Ziel aller Mächte ſein, dem Könige das Regieren zu erleichtern, allein dem iſt nicht ſo — und das iſt die ſchlechte Seite der neueren Politik, ein Verfahren nicht allein gegen Griechenland, ſondern allgemein beobachtet, welches reichliche böſe Früchte tragen muß, durch den ſchlechten Samen, welcher ausgeſtreut, wuchert, und zuletzt die Völker dahin bringt, wovor jeder fried- und ordnungsliebende ſchaudert. England iſt in ſeiner Politik immer gleich — auf was beruhet dieß? Das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen — das iſt gewiß, daß ich lieber mit Hirten, vorzüglich mit Kriegern etwas zu thun haben will als mit Kaufleuten — Fürſt Metternich hat Recht, wenn er ſtatt die drei die fünf Mächte möchte auftreten laſſen, allein ich zweifle, ob er zwei davon dazu bewegen wird — und ſelbſt dann, ob es auf eine offene Weiſe ohne Rückhalt geſchehen wird. Ich rechne in Griechenland nur auf ein ſich immer enger ſchließendes Band zwiſchen König und Volk; erſterer kann nicht genug dafür thun. Möge es ihm und der edlen Königin recht gut gehen.

Seit dem neuen Jahr bin ich hier in Wien, den Carneval habe ich zu Hauſe zugebracht, denn mich hat eine Art Grippe heimgeſucht. Ich bleibe jetzt hier — es giebt gar ſo manches zu beſprechen — denn es ſteigen Gewitter von allen Seiten drohend auf; im Oſten Ungarn, im Weſten die Schweiz — im Norden Preußen — im Süden Rom mit ſeinem Eigenſinn — ich bedarf Ihnen nicht mehr zu ſagen. Fürſt Metternich hat vielleicht jetzt mehr zu denken als jemals — wie die ſich bildenden Stürme zu beſchwichtigen ſind — ich wünſche ihm den beſten Erfolg und wahrlich bin bereit, ihm treu beizuſtehen — aber! mir ſcheint es ſtehet oben geſchrieben, daß die Welt in einen Zuſtande veränderter Natur treten ſoll, dies ſollte man erwägen und thätig handeln! Sowie die Zeit, welche nun iſt, um Räume zu durchſchneiden durch die Eiſenbahnen anders als früher geſtaltet iſt — in eben dem Verhältnis ſtehet es mit anderen Dingen — dieſes bedenke man! Unſere Bahnen rücken vor, vor anfangs Juni werden wir bis Straß fahren — eigentlich Spielfeld — anfangs October bis Cilli — und nördlich im Auguſt bis Prag. Welch ein Zeitgewinn für Geſchäftsleute und welche Lebensverlängerung durch die Zeiterſparung vorzüglich für ältere Leute. Was übrigens die Eiſenbahnen bringen werden und müſſen, bedarf ich nicht zu ſagen — Sie haben darüber gewiß viel nachgedacht — die Räume

schwinden, der Verkehr ist nicht zu hemmen und schnell — vorzüglich jener zwischen den Menschen, um ihre Ideen auszutauschen — wozu führet dieß? — ob zum Guten, ob zum Schlimmen, dieß lieget meines Erachtens in den Händen der Regierungen.

Hoffentlich werden Sie, Frau und Kinder wohl sein, ich beneide Sie um den Frühling, in welchem Sie sich bereits befinden — welchen ich erst in 2½ Monaten erwarten darf — könnten wir nur wie die Schwalben sein. Meine Frau dankt für Ihre Erinnerung und empfiehlt sich Ihnen

Ihr

Johann.

Das folgende Schreiben Erzherzog Johanns enthält als Beilage die Abschrift eines Briefes Kalergis an den Fürsten, welches, in französischer Sprache abgefaßt, besonders auch die Gesinnungen in schöner Weise kennzeichnet, die in Griechenland dem Erzherzog entgegengebracht wurden. General Demetrios Kalergi war allerdings Leiter der Revolution vom 15. September 1843, welche die Konstitution bezweckte, später aber treuergebener Diener des Königs, im Juni 1844 sogar als königlicher Generaladjutant Bezwinger eines Aufstandes in Athen durch Waffengewalt. In späterer Zeit, 1854, fungierte Kalergi als Kriegsminister. Das bemerkenswerte Schreiben Kalergis ist hier nach dem des Erzherzogs ebenfalls mitgeteilt.

Wien, am 21. April 1845.

Bevor ich mein Winterquartier verlasse, um wieder die Berge zu betreten, schreibe ich an Sie. Vier volle Monate habe ich in Wien zugebracht und dieß ist wahrlich genug, nach einem äußerst unangenehmen Winter beginnt zwar spät aber doch freundlich der Frühling, und die grünenden Sträucher, die ersten Blumen mahnen mich, meine Wanderungen wieder zu beginnen. Die Überschwemmungen in Böhmen und Mähren werden Ihnen bekannt sein, die guten Oesterreicher ließen es nicht an schneller Unterstützung fehlen; unsere Mur wollte auch nicht zurückstehen und wäre beinahe über ihre Ufer zu Graz getreten, da lief es aber zum Glück mit unbedeutenden Beschädigungen gut ab und nun beginnen wieder die Bahnarbeiten, und wir dürften in diesem Herbste nach Cilli fahren und im folgenden nach Laibach, gehet es so rasch fort, so sind wir bald zu Triest; schade, daß die Bahn nicht bis Athen fortgeführt werden kann.

Ich erhielt von Kalergi ein Schreiben, sehr gut abgefaßt, ich glaube das klügste zu thun, wenn ich Sie ersuche, in meinem Namen mündlich (da ich denselben in Athen vermuthe) zu antworten und ihm begreiflich zu machen, daß ich Anstand finde in meiner Stellung selbst zu antworten, daß ich aber wünsche, daß er wisse, daß ich sein Schreiben erhalten und mit Interesse gelesen habe, ebenso aus demselben mit Vergnügen seine Ergebenheitsbezeugungen für die Person des Königs vernommen hätte, von deren Aufrichtigkeit ich umsomehr überzeugt wäre, als mir die Fassung des Schreibens den Stempel der Wahrheit

der Geſinnungen zu tragen ſcheine. Das was ich da ſage, iſt nur etwas ſehr allgemeines, damit Sie aber am beſten beurteilen können, was ihm zu ſagen wäre, lege ich hier die Abſchrift des Briefes bei, Ihnen überlaſſend, das angemeſſene zu thun. Eine Sache kann ich jedoch nicht unbemerkt laſſen und dieſe iſt, wie komme ich nach ſo langer Zeit zu einem Schreiben von dieſem Manne? — ich kenne ihn zu gut, um nicht überzeugt zu ſein, daß derſelbe nicht irgend etwas damit verbindet, dieß werden Sie bald heraus haben.

Die Ereigniſſe in der Schweiz ſind Ihnen bekannt, die braven Urkantone haben ſich wieder bewährt, das iſt ein noch nicht angeſtochener Kern, allein die Sache iſt nicht zu Ende — da, ſo wie in allen den Wirren, Sekten entſtehen, Trennungen, in Deutſchland lieget nur eine Sache zu Grunde, das iſt gewiß — nämlich der Radikalismus — die Regierungen ſollten thätig ſein und ihre Gegner an Thätigkeit übertreffen, dabei gerecht und wahr in allem ſein. Die dermalige Zeit entwickelt viel Unkraut — die kräftigen Gärtner, wo ſind dieſe?

Ich begebe mich nun mit meinem Hausweſen nach Vordernberg, trete dann meine Wanderung nach Tirol an und von da über Verona, Venedig nach Trieſt, dießmal nehme ich Frau und Kind mit — dieſe müſſen Tirol kennen lernen. Ich werde anfangs Juni in Trieſt eintreffen.

Den Majeſtäten bitte ich mich in Erinnerung zu bringen, ich hege ſtets die aufrichtigſten Wünſche für ihr Wohl und ihre Zufriedenheit.

Nach meiner Rückkehr oder vielleicht aus Trieſt ſchreibe ich.

Ihr

Johann.

Schreiben Demetrios Kalergis an Erzherzog Johann:

Monseigneur!

Le souvenir de votre noble caractère, l'intérêt bienveillant qu'en tous tems, mais plus particulièrement lors de votre trop court séjour en Grèce, il y a quelques années, vous avez daigné témoigner à ma patrie; enfin ma gratitude personnelle pour les bontés dont j'ai eu l'honneur d'être comblé par votre Altesse Impériale, m'enhardissent à lui réitérer, après un si long laps de tems, mes hommages les plus respectueux.

J'aime à me flatter que cette démarche, tout audacieuse qu'elle puisse paraître, aura quelque droit à votre haute indulgence, car elle m'est dictée par le sentiment vrai, profond qui n'a cessé de m'animer envers l'Auguste Prince que je m'estimerai toujours heureux et fier d'avoir momentanément servi.

A l'époque de son voyage en Grèce, V. A. I. avait pu se convaincre que la marche de l'administration qui régissait le pays n'était pas conforme à ses vrais intérêts, à ses besoins réels et qu'elle présageait un avenir plein d'épreuves. La longue expérience qui distingue V. A. I., sa sagesse consommée ne pouvaient lui laisser des doutes à cet égard, et, plus d'une

fois, elle les a exprimés au jeune Roi avec une conviction d'âme, une émotion de coeur, qui pénétrèrent vivement l'esprit de S. M.

Malheureusement le souverain n'avait point encore acquis une expérience suffisante des hommes et des choses de sa nouvelle patrie; trop de gens autour de lui étaient intéressés à ne pas l'éclairer, à le prévenir même contre ses sujets, pour que ses excellentes intentions, mal dirigées, ne fussent paralysées. Je n'entrerai pas dans le détail des funestes résultats dûs aux conseillers qui circonvenaient le trône, et élevèrent entre lui et le peuple une barrière que la force seule pût abattre. La révolution du 15 septembre, quelque modérée qu'elle se soit montrée, a peut-être été, j'en conviens, un acte plus ou moins empreint d'une certaine violence, au point de vue des principes monarchiques; mais l'entraînement des circonstances l'avait rendue inévitable et en y coopérant, j'étais autant mû par ma fidélité à la personne du Roi, que par le dévouement à mon pays; — je crois avoir fait preuve également de l'un et de l'autre par la modération de ma conduite à l'instant de la crise connue dès lors. A seize mois de distance de ce grand événement, la loyauté m'oblige à reconnaître que l'état intérieur de la Grèce ne répond pas entièrement à ce qu'on devait légitimement attendre d'un gouvernement national, surtout après la magnanimité du Roi et sa franchise à se rallier aux voeux du peuple.

Plus d'un doute m'a gagné, sinon sur l'inaptitude de la Grèce à des institutions représentatives, du moins sur la précipitation de la marche adoptée; il eût mieux valu, selon moi, procéder avec une sage lenteur, faire la part du tems, afin d'éviter les nouvelles secousses qui réagissent encore aujourd'hui. Toutefois je ne désespère pas de l'avenir de la Grèce, car la loyauté du Roi, l'amour que lui porte le peuple, la modération de celui-ci, la protection des grandes puissances, me semblent des garanties suffisantes de la consolidation progressive de nos nouvelles institutions. La confiance dont S. M. a daigné récompenser une fidélité irrécusable, en me nommant général et son aide de camp, ne sera jamais trompée. Ma ligne de conduite aura toujours pour base un dévouement inébranlable au Roi, une sincérité de langage et d'action conforme à la haute position que j'occupe. Je ne sacrifierai jamais ma franchise à l'adulation; je ne cesserai de m'animer du noble exemple de V. A. I. dont je saisis chaque occasion de rappeler à S. M. les paroles et les prévisions qu'Elle-même reconnaît avoir été confirmées par les événements subséquents. Le prix élevé que je mets à l'estime de V. A. I. m'a enhardi à lui soumettre cette espèce de profession de foi et j'ose espérer que, si les apparences avaient pu susciter dans son esprit contre moi des préventions défavorables, elles s'effaceront à la lecture de cette lettre écrite sans arrière-pensée.

Je désirerais vivement et je serais heureux que mes moyens me permissent un jour d'aller déposer aux pieds de V. A. I. l'hommage de l'ineffable vénération que je porte à sa personne; mes voeux les plus chers seraient alors comblés.

Dans l'espérance de leur réalisation, j'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect

de Votre Altesse Impériale

le très humble et obéissant serviteur

Kalergi.

Athènes, le 14/26 janvier 1845.

Ein Schreiben von Prokeſch, welches die Antwort auf des Erzherzogs Brief und auch bezüglich Kalergis einige Details enthält, möge, da es zugleich klar die Lage ſchildert, hier vollinhaltlich folgen:

Athen, 21. Juni 1845.

Eure kaiſerliche Hoheit!

Die Majeſtäten waren ſolange auf Reiſen und auch ich ſolange von Athen abweſend, daß ich erſt ſpät mich des Auftrages rückſichtlich Kalergis entledigen konnte. Dieſer unzufriedene, unruhige, leidenſchaftliche und höchſt eingebildete Mann hat ſich in letzter Zeit ſo ungeſchickt benommen, daß es dem Könige nicht lange mehr möglich ſein wird, ihn bei ſich zu behalten. Ich habe Kalergi mehr als einmal zu Herzen geredet und ihm geſagt: „Es gibt für Sie nur eine und die neue Ordnung; endet der 3. September mit der Anarchie, ſo ſind Sie ein Thor oder ein Schurke; endet er mit der Begründung einer neuen, gedeihlichen Ordnung, ſo haben Sie in Ihrem Vaterlande einen bleibenden Namen erworben. Damit aber die Ordnung ſich begründe, müſſen Sie nun mit dem Könige und mit der Regierung ſein, nicht Privatintereſſen höher ſetzen als die allgemeinen, nicht fragen, wie der Miniſter heißt, ſondern ob er das Vertrauen des Königs hat und ob die Majorität in den Kammern.“ Er ſagt zu allem ja und handelt wie ein Narr. So iſt er dermalen in voller Oppoſition, weil er Kolettis [1]) haßt.

Ich habe das Gefühl, das Richtige iſt, mit ihm über den Brief gar nicht zu ſprechen. Er verdient Eurer kaiſerlichen Hoheit Rückſicht nicht. Die Majeſtäten ſind auch dieſer Anſicht.

Die Beſtrebungen der Oppoſition, deren Centrum die engl. Miſſion iſt, ſo gewaltſam, ſchonungslos und gut unterſtützt ſie auch waren, ſind bis jetzt nicht durchgedrungen. Weder das Anſehen des Königes iſt gebrochen, noch die Kammer geſpalten, noch die Ruhe des Landes nach außen und innen kompromittirt, noch das Miniſterium geſtürzt. Die engliſchen Blätter behandeln mich als den Freund von Räubern und Mördern, geben mir Schuld, ich arbeite an dem Sturze der Conſtitution und erfinden täglich beſchimpfende Anekdoten; die griech. Oppoſitionsblätter thun desgleichen. Ich muß ihnen dieſe Freude ſchon laſſen.

Die Pforte, durch Lyons und Stratf. Canning eingewickelt, war nahe daran, den europäiſchen Frieden auf's Spiel zu ſetzen. Die Mäßigung der griech.

[1]) Kolettis war damals bis zu ſeinem 1847 erfolgten Tode griech. Miniſterpräſident.

Regierung kam der guten Sache zu Hülfe, und die letzten Erklärungen Lord Aberdeens im Parlamente schlugen die Intrigue tot.

Die Kammer benimmt sich anständig. Die Civilliste für 10 Jahre, zu 1 Million jährlich, ist ohne jeden Anstand durchgegangen. Eine Reihe von Gesetzen ist angenommen, darunter auch das Sanitätsgesetz. Ich glaube, bei dieser Gelegenheit dem Lloyd (der nichts davon weiß) einen großen Dienst geleistet zu haben. Es war nämlich die Ansicht ziemlich allgemein geworden, das wahre Interesse von Griechenland verlange freie Pratika mit der Türkei und Quarantaine in Europa. Ich glaube es selbst, denn der Handel mit Europa ist ganz negativ, und es wäre ein Gewinn für Griechenland, den Verkehr nach dieser Richtung zu erschweren. Dagegen ist der Verkehr mit der Türkei produktiv und gäbe tausenden von Familien sicheres Brod. Aber dieser Gegenstand ist einer von denen, wo mein guter Wille für Griechenland dem öster. Interesse weichen muß. Es gelang mir, das Ministerium gegen die bereits ausgesprochene Meinung der Kommission der Kammer auftreten zu machen und die Sache in unserem Sinne durchzuführen.

Ich habe das schöne Gebirgsland Akarnanien durchreiset — ein grünes, herrliches, aber menschenleeres Land. Auch war ich zehn Tage in Corfu gewesen und habe die Insel von einem Ende zum anderen durchfahren. Die Majestäten besuchten Nord Euböa und die nordöstliche Grenze, bestiegen den Oeta und Parnaß, fanden überall Ruhe und die herzlichste Aufnahme und sind ganz glücklich über diese Reise.

Der Himmel erhalte Eure kaiserliche Hoheit sammt Frau und Kind in Gesundheit und Kraft! In gänzlicher Ergebenheit

Eurer kaiserlichen Hoheit
ganz gehorsamster Diener
v. Prokesch.

Die Antwort des Erzherzogs auf dieses Schreiben nachfolgend:

Vordernberg, 3. Sept. 1845.

Heute einen kurzen Brief; es geschieht diesmal nur, damit Sie wissen, wo ich bin und wie es mir geht. Meine Zeit war sehr zersplittert, ich mußte eine Reise nach Tirol machen, um Frau und Kind das Land zu zeigen, ging dann nach Venedig und Triest, wo ich Ihre Frau fand. Möge dieser Aufenthalt, so wie jener in Wien auf ihre Gesundheit gut gewirkt haben, was ich auch glaube. Sie selbst möchte ich einmal erlöset sehen, allein da man erkennt, was Sie leisten und der Ersatz sehr schwer ist, besonders in der dermaligen Zeit, so fürchte ich, daß noch einige Zeit vergehen dürfte, bevor dieses geschieht. Ich lese aufmerksam, was in Griechenland vorgeht — und frage, wird sich Kolettis in die Länge halten, wird er die geistliche Maßregel behaupten, wird er die Parteien zähmen können, wird er aber vor Allem den fremden Diplomaten stets recht sein und sicher vor ihren Einmischungen? Dies vermögen Sie allein zu beurtheilen; ich kenne Kolettis nicht persönlich. Kalergi habe ich richtig beurtheilt und danke für

die Art, wie Sie es rücksichtlich der Antwort eingeleitet haben. — Der Mann wird nie etwas Großes leisten, denn es fehlt ihm an jener Erhabenheit des Charakters, die man doch auch bei rohen Leuten finden kann. Wenn nur die Heimat dem Könige eine Nachkommenschaft verleihen möchte. Baierns Kronprinz ist mit solcher beglückt worden, Luitpold desgleichen, meines Neffen Albert Frau desgleichen, also ist der Wahn, als würde keine bei den Sprossen des Königs Ludwig statthaben, gebrochen. — —

Für Griechenland ist die Sache von großer Wichtigkeit und die Geburt eines Nachfolgers die größte Consolidierung des Staates. Am Rhein waren große Festlichkeiten. Wir leben in einer Zeit, wo sich die Welt zu großer Umstaltung vorbereitet. Ist dies die Zeit zu Unterhaltungen? Ich dächte, man sollte ernster leben. Ich sah den König von Preußen bei seiner Rückkehr in Ischl, wo er übernachtete, dann nach Berlin zurückkehrend. Fürst Metternich ist noch nicht zurück, die anderen hohen Geschäftsführer in verschiedenen Weltgegenden — es ist die Zeit der Herren in wichtigen Geschäften, wo das Zusammenwirken unerläßlich ist; indeß geht die Welt vorwärts. In Deutschland ist es scheinbar ruhig, hier und da sprüht ein Funke verhaltenen Brandes. —

In der Schweiz stehen die Parteien gegen einander, es bedarf nur eines Anlasses, um auszubrechen. Die Menschheit leidet an einer fieberhaften Krankheit — der 30jährige Friede ist ihr zu viel.

Ihr alter

Johann.

Den Abschluß dieser Briefe des Erzherzogs, soweit sie Griechenland und die Weltlage betreffen, bildet das folgende Schreiben aus dem Jahre 1846 und das schöne kurze Billet von 1847:

Wien, 24. Feb. 1846.

Seit Ihrem letzten Brief vom 24. Dez. aus Athen habe ich nicht einmal die Feder angegriffen, um an Sie zu schreiben, und ich weiß nicht, warum ich nicht dazu kam. Den Herbst brachte ich in Stainz zu — mein Sohn hatte den Scharlach, und dieses hielt mich dort fest — ein Glück, daß diese Krankheit ihn dort befiel, wo eine milde Luft, große Zimmer und Ruhe auf die baldige Genesung einwirken mußten. Seitdem ist er weit gesünder, und ich habe einige Tage vor dem neuen Jahre meinen Aufenthalt in Wien aufgeschlagen, wo Frau und Kind bis zu Ende April bleiben werden. Ein milder, ungewöhnlicher Winter, beständige Stürme haben in dem windigen Wien jedermann angegriffen, ich selbst mußte durch 14 Tage meinen Tribut zahlen. Ich wünsche herzlich, Sie einmal erlöset zu sehen, durch eine Reihe von Jahren haben Sie soviele Opfer gebracht und wahrlich wenig angenehme Stunden verlebt, hätten sie als Unterstützung Credit mit Millionen, ein paar Linienschiffe zur Disposition und in der Nähe einige tausend Mann guter Truppen an Sie angewiesen, könnte Ihre Stellung angenehmer sein, so aber bestehen alle Ihre Hülfstruppen und Alliirten in Ihrer Klugheit, Verstand, Redlichkeit, alles sehr schön, allein in unserer Zeit

und bei den dortigen Verhältnissen ist Sprechen und Schreiben doch zu wenig, umsomehr als drei andere da stehen, welchen andere Mittel zu Gebote stehen. Ihnen bleibet also blos das Bewußtsein, redlich das Ihrige und doch viel gethan zu haben, und die Anerkennung aller Wohldenkenden und Ihrer Vorgesetzten. Mich würde es sehr freuen, Sie wiederzusehen — umsomehr als ich Sie dann bei den Ihrigen wüßte. Auch wir leben in keiner erfreulichen Zeit — die Gewitter steigen von allen Seiten auf und brechen theilweise aus; in der ganzen Welt herrschet eine gewaltige Aufregung. Was Preußen thut ist Ihnen bekannt, möchte der edle, sonst so gut denkende Herrscher jenes Staates bedenken, alle seine Schritte überlegen und nicht sich und anderen große Verlegenheiten bereiten. In Polen gähret es und ist an manchen Orten, selbst in unserem Galizien, zum Ausbruch gekommen; immer die nämliche Quelle, aber es muß sich jetzt zeigen, ob, wenn man die Schwindelei der einen Partei bändiget, man auch mit der rohen Gewalt des lange gedrückten Volkes eben so leicht wird fertig werden, sonst gibt es einen Bauernkrieg. In der Schweiz bereitet sich ein zweiter Theil der Freischärler Geschichte vor, ich sehe diese als viel ernster an und nur durch die einstimmige Sprache der Mächte und sollte es Noth thun durch einen Blokadestand ohne einzurücken, zu beschwören. Was wird uns dieses Jahr bringen? Ruhe gewiß nicht — im Gegentheil die Zeit rufet die Männer, welche noch etwas leisten können, zu erhöhter, rastloser Thätigkeit. Werden alle diesem Rufe folgen und alle halben Maßregeln von sich weisen? Dieß wird die Folge zeigen.

Ich habe für dieses Jahr gar keine Projekte, obgleich ich, wüßte ich Ruhe, — gar vieles sehen und aufsuchen möchte.

Wenn die Majestäten mein gedenken, so ersuche ich Sie, ihnen über alles, was sie betrifft, meine herzlichste Theilnahme auszudrücken.

Leben Sie recht wohl, alter Freund, und möge dieses Jahr Sie zu uns führen.

Ihr

Johann.

*

Wien, 25. März 1847.

Wäre ich nicht alt, hätte ich nicht Weib und Kind — so würde mich im Momente einer Krisis nichts abhalten, dem König zur Seite zu stehen. Es ist nichts schändlicher, als mit Regierungen, mit Völkern, mit Recht zu spielen. Diese Mißachtung ist jenes, was mein Gemüth nicht zu ertragen vermag. Glückliche Reise. Lassen Sie öfters von sich hören. Dem König und Königin meine herzliche Theilnahme, könnte ich nur ihnen etwas nützlich sein.

Ihr Freund

Johann.

Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius.

Von

Heinrich Gelzer.

(Fortsetzung.)

Endlich betrat auch E. Curtius kleinasiatischen Boden, und damit erst begann die von ihm in Aussicht genommene wissenschaftliche Arbeit. Die folgenden Briefe zeigen, wie energisch er in Sardes, Ephesos und Pergamon thätig war. Am fröhlichsten war er, wenn er zu Pferd durch die barbarische Wildnis reiten konnte. Wenn wir andern nach mehrstündigem Ritt ermüdet uns auf Matratzen oder Stühle warfen, setzte er sich bei schlechter Beleuchtung an den Tisch und kritzelte Notizen oft sehr ausführlicher Art in sein Tagebuch, um die frischen Eindrücke festzuhalten.

Doch wir lassen ihn am besten selbst sprechen:

Smyrna, 15. September.

— — Wir waren an Bord eines sehr schönen türkischen Schiffes sehr gut logiert und hatten das herrlichste Wetter. Der erste Platz ist immer nur schwach besetzt, und man hat viel Raum. Das Verdeck ist mit Menschen aller Nationen überladen. Ein Teil desselben wird mit Vorhängen abgesondert, wo die Frauen ihre Lagerstätte aufschlagen. Auf dem übrigen Terrain hausen die Männer, bunt durcheinander auf Teppichen gelagert, halten dort ihre Mahlzeiten, machen ihre Toiletten, singen, spielen, und mittendazwischen hat ein frommer Muselman seinen in bestimmte Falten eingeteilten Gebetsteppich ausgebreitet und macht dort seine tiefen Kniebeugungen gen Mekka. Noch einmal weidete ich meine Augen an der Stadt, welche, so wie man aus ihren schmutzigen Gassen heraus ist, ein Gesamtbild von überwältigender Schönheit bietet mit ihren Kuppeln und Cypressenhainen, ihren Meerbuchten und Meerstraßen, ihrem Wald von Schiffen, zwischen denen unzählige Gondeln, alle mit bunten Menschen gefüllt, kreuzen. Jede Abfahrt erfolgt unter unermeßlichem Toben und Schreien; man glaubt immer, daß ein Dutzend Menschenleben zu Grunde gehen; es handelt sich aber nur um zu kurz bemessene Trinkgelder, und am Ende gleitet das Schiff still und ruhig hinaus in die dunkelblaue See, welche mit göttlicher Herrlichkeit nach wie vor das Land und seine verkommenen Bewohner umfaßt. Das Marmarameer, das ich zum drittenmal befuhr, war spiegelglatt. Wir sahen den mysischen Olymp mit seinem vulkantragenden Gipfel und die hohe Marmorinsel Prokonnesos und schliefen friedlich in unsern Betten, bis die Sonne über dem Idagebirge aufging. Wir lenkten nun in den Kanal von Mytilene, sahen die Stadt des Arion, dessen Delphine unser Schiff begleiteten, so lange es ihre Lungen gestatteten, legten vor dem Hafen von Mytilene an und fuhren um drei Uhr in den tiefen Golf von Smyrna ein. Nun begann wieder ein Höllenlärm. Die Barkenführer kletterten einer über den andern weg, um sich die zu prellenden Fremden abzujagen; wir

wären beinahe in ihre Hände gefallen — da zeigte sich eine Gondel mit der deutschen Trikolore und nahm uns in ihrem Schoße auf. Im Wirtshause bei einem Schweizer, Peter Müller, fanden wir auch unsre drei Gefährten, welche eben von der Niobe heimkehrten; wir besuchten dann abends noch den Konsul, der sich kürzlich mit einer Wienerin verheiratet hat, Dr. Lührsen aus Hamburg, welcher ein reizendes Haus hat, und ruhten dann von unsrer Reise aus, so gut es die Mücken erlaubten. Donnerstag früh besuchten wir die Sammlung des Konsuls Gonzenbach.

Um zwölf Uhr holte uns der Konsul in seinem Wagen ab, und wir hatten Audienz beim Pascha. Die Wache trat ins Gewehr, als wir eintraten, der Konsul stellte uns, das heißt Regely, Adler und mich, vor; ich hielt eine kurze französische Anrede, welche sich um die Begriffe hommage — haute protection — recherches scientifiques bewegte — der mitgenommene Dragoman erwies sich als überflüssig; denn Said Pascha, ein Mann von kaum fünfzig Jahren, einst ein gewöhnlicher Schreiber, der schon mehrmals Minister gewesen ist und jetzt im Vorschlag zur Großvezierwürde stand, sprach (besser als wir) französisch und unterhielt sich lebhaft über den Eindruck, welchen Pompeji auf ihn gemacht habe. Es wurden uns Pfeifen und Mokka gereicht und alle Erleichterungen versprochen. Nach Tisch (hier wird um ein Uhr gegessen) machten wir — von Herrn Gonzenbach geleitet — einen Spaziergang auf den Festungsberg oberhalb Smyrna, den Pagos, wo Alexander schlummernd die Weisung erhielt, das neue Smyrna zu gründen; wir untersuchten die alten Ringmauern, das Stadium u. s. w.; bald aber war alles vergessen über der unglaublichen Schönheit eines Sonnenuntergangs, welcher den Golf, die Berge und Inseln verklärte.

Um halb acht Uhr war Diner beim Konsul, sehr fein und behaglich. Den Abend kam noch, vom Pascha gesendet, der vortragende Rat desselben, Aristarchi, der Neffe des Gesandten in Berlin, und brachte uns ein Empfehlungsschreiben. Er blieb den Abend und schickte nach Hause, um ein Kästchen holen zu lassen, in welchem sich geschnittene Steine von auserlesener Schönheit fanden. Auch der Konsul hatte eine Reihe von kleinen Antiquitäten, und so kamen wir erst gegen zwölf Uhr nach Hause.

Heute (Freitag) nahmen wir eine Barke und fuhren über den Golf nach der gegenüberliegenden Seite, wo das alte Smyrna gelegen hat. Hier münden zwei Bäche, welche beide auf den Ruhm Anspruch machen, der Meles zu sein, der des Homeros Vater genannt wurde. Wir fuhren in den einen hinein und zwischen seinen Schilfrohren aufwärts bis nahe zu seinem Ursprunge, wo er aus dem Fuße des Berges auftaucht und einen großen Mühlteich bildet. Hier sind neuerdings Skulpturen gefunden, die wir besahen; dann gingen wir zu Fuß nach dem andern Flusse und rasteten bei der sogenannten Karawanenbrücke, über welche ohne Unterlaß lange Züge von Kamelen wandeln, jeder von einem kleinen Esel geführt. Denn das Kamel geht nie von selbst vorwärts. Den Hintergrund dieses bunten Treibens bilden die dichten Cypressengruppen des anliegenden Kirchhofs. Aber das hiesige geschäftige Leben bildet nur noch einen

schwachen Abglanz der Handelsblüte vor dreißig Jahren, ehe die Dampferlinien Beirut zum Emporium Syriens und des Ostens erhoben und den größten Teil des Handels der Smyrnioten lahm legten.

Damals lagerten ebenso viele Tausende, als jetzt Hunderte von Kamelen an der Brücke; die Konsuln der Großmächte wie der Kleinstaaten, meist aus den levantinischen oder griechischen Großkaufleuten genommen, bildeten eine vielbeneidete Macht. „Du mögest Konsul werden," war der Wunsch, welchen man bei der Taufe den neugeborenen Söhnchen der griechischen Handelsherren zurief. „Konsul" war für diese Leute der Inbegriff irdischer Glückseligkeit. Doch von diesem alten Glanze der Handelsmetropole ist Smyrna längst hinabgestiegen ...

Für das Museum hoffe ich gute Geschäfte zu machen. Der Wunsch, sich in Berlin beliebt zu machen, ist bei den Leuten sehr lebhaft; mir sind ganz ansehnliche Sachen als Geschenk angeboten. Ich suche die Besitzer von Kunstgegenständen, welche durch Olfersche Schroffheit abgestoßen worden waren, wieder heranzuziehen. Smyrna ist doch ein Hauptplatz für die Altertümer der kleinasiatischen Länder.

Die Leute sind unendlich viel gefälliger und zutraulicher als in Konstantinopel ...

19. September.

... Sonnabend mittag fuhren wir zusammen per Eisenbahn nach Ephesos. Ein Engländer, Mr. Siney, hält dort ein refreshment room mit accomodation for the night, ein höchst origineller Kerl. Nachher beritten wir das große Ruinenfeld und sahen vor Sonnenuntergang noch die Stätte, wo Mr. Wood nach mehr als sechsjährigem Graben endlich die erste Säule des Artemistempels an ihrer Stelle gefunden hat; ja wir sahen auch die ersten Skulpturen des Tempels, die Mr. Wood selbst noch nicht gesehen hatte, der erst in diesen Tagen zurückgekehrt ist, um seine Ausgrabungen fortzusetzen.

Am Sonntag sammelten wir uns auf dem Berge, wo die Sage von den sieben Schläfern zu Hause ist. Der Major stellte seine Instrumente auf, um die neu gefundenen Altertümer zu fixieren. Dann zerstreuten wir uns nach den verschiedenen Seiten, um die alle Erwartung übersteigende Fülle von Altertümern auszubeuten. Den Nachmittag wollten wir nach Smyrna zurück; da kam erst die Kunde von den neu gefundenen Reliefs zu unsern Ohren. Adler, Stark und ich blieben also noch eine Nacht, stiegen am andern Morgen noch auf die Höhe des heiligen Lukas und machten uns nun dort die ganze Geschichte der Stadt Ephesos möglichst klar und fuhren um elf Uhr nach Smyrna zurück.

Heute um zwei Uhr sind wir nun auf der andern Eisenbahn, die in das Hermosthal hinüberführt. Die Eisenbahnen sind beide vorzüglich dazu gebaut, um die Fruchternten des westlichen Asiens nach Smyrna zu bringen, namentlich Feigen und Baumwolle. Wir fuhren ganz um den Meerbusen von Smyrna herum, bogen um den Fuß des Gebirges Sipylos und erreichten an der Nordseite desselben das schön gelegene Magnesia, das heutige Manissa. Senkrecht

über demselben erhebt sich der Sipylos mit seinen ausgezackten Felsgipfeln, wie etwa der Jura sie hat. Weiterhin sehen wir rechts am Felsen die geebnete Felsnische, in welcher die Dir wohlbekannte Mutter Niobe thront, über deren eigentliche Haltung auch etwas Bestimmteres ermittelt werden konnte.

Der Sipylos bildet die Grenze zwischen Aeolien und Lydien, zwischen Griechenland und Barbarenland. Die Ebene wird breiter und breiter. Man begreift, daß die lydische Waffenmacht vorzugsweise eine Reitermacht war. Die Ebene ist baumreich und sehr wasserreich. An den Fontänen sieht man, daß hier seit Jahrtausenden derselbe Weg in das Binnenland führt. Darauf deuten auch die zahlreichen Hügelgräber am Wege, denen man zum Teil noch die alte kreisförmige Ummauerung ansieht.

Wir waren an den Chef der Eisenbahnstation empfohlen, einen Dalmatier Fiorewitsch, der uns in den Kaffeegarten von Kassaba führte, uns in glänzender Weise bewirtete und keinerlei Entschädigung annehmen wollte. Er schwärmt so sehr für Deutschland, daß er selbst dem österreichischen Admiral, der neulich hier war, ein Fähnchen mit unsern Farben auf die Torte steckte.

In Kassaba ist die Bahn fürs erste zu Ende. Heute Mittwoch früh nach sechs Uhr stiegen wir zu Pferde. Zwei bewaffnete Schutzmänner (Kawassen) sprengten voran, dann der Tatarenwagen mit dem Gepäck, dann unsre Gesellschaft, ein Dragoman und Diener und endlich ein Bursche für die Pferde.

So zogen wir das Hermosthal weiter hinauf und kamen um halb zwölf Uhr an den Paß der berühmten Felsburg von Sardes, wo jetzt ein so elendes Dorf Namens Sard liegt, daß es unmöglich schien, dort zu bleiben. Wir ritten also noch ein Stück weiter nach Tschiflik, wo ein Kaufmannshaus in Smyrna ein Haus hat, in welchem ein Kommissionär[1]) wohnt, der für die Baumwollenernten in der Umgegend sorgt. Hier sind wir freundlich aufgenommen und haben eine saubere Stube. Aber das Unglück ist, daß der Ort so weit von den Ruinen liegt, daß damit viel Zeit verloren geht. Wir müssen sehen, was wir zu stande bringen. Der Major hat wenigstens den ernsten Willen, und wir andern sind bereit, ihn zu unterstützen. Gestern und heute haben wir Regengüsse gehabt; aber es wird immer wieder heiter und ist heute nicht heiß.

Sonnabend.

Ich wollte unterwegs weiter schreiben, aber wir hatten die zwei Tage eine abscheuliche Existenz und waren immerfort in Bewegung. Unser Quartier war äußerlich erträglich, aber wir hatten von Ungeziefer und anderm zu leiden. Freitag ritten wir in aller Frühe zu den Ruinen, besuchten die Trümmer des

---

[1]) Ganz so verhielt sich die Sache eigentlich nicht. Vielmehr war das Tschiflik Mittelpunkt eines großen Vakfgutes, welches der bekannte Konstantinopeler Banquier B. von der Verwaltung der geistlichen Güter gepachtet hatte. B. hatte für die österreichische Schule in Pera 10000 £ gespendet und war dafür von der Apostolischen Majestät baronisiert worden. Der „Kommissionär" war ein mauvais sujet von einem Bruder oder Neffen des Barons, der durch dieses Strafasyl auf dem Lande dem ehrbaren Leben zurückgewonnen werden sollte. Der arme Mensch litt übrigens entsetzlich am Sumpffieber.

Kybeletempels in dem platanenreichen Paktolosthale und erklommen dann im Schweiß unsers Angesichtes die Burg. Wir hatten lydische Hitze. Man merkt, daß man von der See entfernt ist. Ein schneidenderer Gegensatz von einst und jetzt ist nicht zu denken. Denn hier ist auch der Berg selbst, welcher einst die Wohnstätte der größten menschlichen Herrlichkeit war, von Erdbeben zerrissen und von Regengüssen abgespült, und der Rest bröckelt alle Tage weiter nach. Dagegen das einzige, was sich erhalten hat, sind die zahllosen Hügelgräber, und wie das Wahrzeichen des Landes ragt in der Mitte der ganzen Ebene das Riesengrab des Königs Alyattes, ein großartiges memento mori. Der Major machte eben die ersten genauen Bestimmungen, da die ganze Stadtlage noch niemals aufgenommen worden ist. Wir kamen erst gegen zwei Uhr herunter, wo neben dem Khan unser Diener unter einer großen Esche ein Mahl bereitet hatte, das aus einem gebratenen Huhn, Früchten und dergleichen bestand. Neugierige Türken umlagerten uns. Nach dem Essen besuchten wir noch einige Ruinenplätze und ritten im Mondschein durch die versumpfte Ebene nach unserm von Morästen umringten Quartier zurück. Die ganze Ebene ist reich an Quellen, und überall sieht man die Ueberreste der alten Berieselungskanäle; aber sie sind zerfallen, das Wasser stockt und verpestet die Luft. Die gesegnetste Ebene der Welt ist größtenteils wüst, und nur wo ein fließendes Wasser ist, da sproßt eine üppige Vegetation; schon von ferne erkennt man diese Oasen, wo die Reisenden rasten. Man glaubt in Afrika zu sein.

Freitag war in aller Frühe unsre Karawane schon beritten. Der Major stellte diesmal seine Instrumente unten auf und trug die wichtigsten Punkte ein; Hirschfeld ist unschätzbar in seiner geschickten Dienstfertigkeit. Adler und ich maßen und zeichneten zusammen. Stark und Gelzer beteiligten sich in sehr wirksamer Weise, und so gelang es denn in der kurzen Zeit von 1½ Tagen, die wichtigsten Punkte des alten Sardes festzustellen. Der Major ist sehr liebenswürdig, und die ganze Gesellschaft ist vortrefflich komponiert. Nachdem wir bis Mittag gearbeitet hatten, frühstückten wir wieder an unserm alten Platze und stiegen dann zu Pferde.

Nach sechsstündigem scharfem Ritt kamen wir todmüde in Kassaba an. Hier empfing uns unser alter Gastfreund. Wir wurden wieder — auf Kosten der Eisenbahngesellschaft — glänzend bewirtet und schliefen in den schönsten Betten. Von solchen Kontrasten des Luxus und der völligsten Barbarei hat man keinen Begriff! Heute (Sonnabend) früh um sechs Uhr ging der Zug ab, und wir fuhren aus der heißen lydischen Ebene, in der es seit dem Frühjahr noch nicht geregnet hat, in die Küstenlandschaft zurück. Am hiesigen Bahnhof hatte der schwedische Konsul Spiegelthal schon für einen Wagen gesorgt, und wir sind jetzt wieder im Hotel Müller einquartiert.

Stark geht heute nach Athen ... Das Schlimmste aber ist, daß die Athener Quarantäne, elftägige gegen Konstantinopel, dreitägige gegen Smyrna eingerichtet haben. Dummheit der neuen Hellenen! Das Kanonenboot ist von neuem signalisiert ...

Smyrna bleibt nur noch für das erste unser Hauptquartier. Wir haben noch eine Landexpedition vor — Pergamon — und eine See-Expedition — Erythrai — Assos. —

Smyrna, 26. September 1871.

... Vorgestern erlebte ich den ersten echten Sonntag auf unsrer Reise. Um halb neun Uhr gingen wir, das heißt Adler und ich, zur Kirche, einer Kapelle, die den Holländern gehört. Wir waren beinahe die einzigen Männer, die dem Gottesdienste beiwohnten, den unser Freund Reineck hielt ...

Nachher gingen wir in das Diakonissenheim, und dieser Besuch war der erbaulichste Teil der Sonntagsfeier. Die Direktorin Minna Grasse zeigte uns alles; es ist ein großes Quadrat von Wohnungen und Hofräumen mit Garten, alles sauber gehalten, zweckmäßig angelegt, in bestem Stande, luftig, wo vierhundert Kinder unterrichtet werden und zweihundert Pensionäre wohnen. Mit sechzehn Thalern kam die Vorsteherin hier an, Friedrich Wilhelm IV. schenkte zehntausend Thaler zum Ankauf des Grundstücks. Jetzt erhält sich die ganze Anstalt vollständig, wird von allen Seiten anerkannt, leistet sehr viel und steht nur nominell unter Kaiserswerth. Aus dem Reinertrag der Anstalt wird noch ein Waisenhaus erhalten, wo ungefähr zwanzig Kinder aller Nationen, darunter zwei getaufte türkische Geschwister (die besten von allen), als eine kleine evangelische Gemeinde erzogen werden. Nach Tisch holten Reinecks uns ab, wir bestiegen Esel und machten einen herrlichen Ritt rechts von der Karawanenbrücke, das Melesthal hinauf zu den großen Wasserleitungen, welche in zwei- und dreifacher Bogenstellung das tief eingeschnittene Thal überschreiten. Wir aßen bei Reinecks mit drei Schwestern zu Abend.

Gestern, am Montag, fuhren wir früh um halb sieben Uhr mit einer Barke über den Golf nach Alt-Smyrna, wo auf jetzt öden Trümmerhügeln sehr merkwürdige Ueberreste einer alten Niederlassung vorhanden sind. Da wir sahen, daß die bisherigen Darstellungen ganz ungenügend sind, so beschlossen wir eine neue Aufnahme zu machen. Zu diesem Zwecke blieben dann der Major und Hirschfeld hier. Wir rekognoscierten das ganze Terrain bis zwei Uhr, ohne Schatten, über steile Höhen, die mit stechendem Dorngestrüpp bedeckt waren und mit Steingerölle, auf und nieder, bis wir endlich die Küste wieder erreichten und heimfuhren, wo das Mittagessen unser wartete. Um vier Uhr waren Adler und ich zum Kaffee bei Schwester Minna; dann wurde bei Gonzenbach um Altertümer vergeblich gehandelt. Um sieben Uhr holte ich Reineck zu Xanthopulos, welcher uns ein sehr üppiges Abendessen vorsetzte, zu welchem auch der Redakteur der hiesigen Zeitung Samiotakis und ein Gymnasiallehrer Protodikos, zwei recht liebenswürdige Männer, eingeladen waren. Frau Xanthopulos ist aus Trapezunt; er hat zwei Knaben, Timotheos und Homeros, und ein kleines Mädchen. Die gebildeten Griechen sind alle für die deutsche Sache begeistert, besonders deshalb, weil sie die Franzosen als Katholiken und Vertreter der römischen Kirche in der Levante hassen.

Heute wurde uns ein schöner Marmorkopf zum Kauf in das Haus gebracht,

der Kopf einer vornehmen Römerin aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., ein wohlerhaltener und interessanter Porträtkopf, von dem ich mir eine Photographie ausbat. Dann nahm ich mit Reineck hinter seinem Hause ein Seebad. Er ist von außerordentlicher Dienstfertigkeit und Freundlichkeit. — —

Endlich soll hier Curtius' Bericht über unsern Ausflug nach Pergamon gebracht werden:

6. Oktober 1871.

Eben sind wir aus Ephesos heimgekehrt, denn da der Delphin immer vergeblich erwartet wurde und also andre Pläne vereitelt wurden, so beschlossen wir, Ephesos gründlicher vorzunehmen. Am Abend des 26. gingen Adler, Gelzer und ich mit einem kleinen Dampfer nach Dikeliköi in der Bucht von Mytilene; der Major, der mit Hirschfeld wunderbar sympathisiert, blieb hier zur Vollendung einer Aufnahme zurück. Am Mittwoch holte uns der Architekt Humann mit seinen Pferden ab, und wir kamen spät abends durch die langen Straßen, unsre Pferde bergauf hinter uns herziehend, vor seinem Hause an, wo uns eine echt deutsche Lampe über einem gastlichen Abendtische entgegenleuchtete. Sein Gehilfe Huck, ein Mechaniker, ist verheiratet, und die Frau hält Haus. Der Sohn geht in eine türkische und in eine griechische Schule. Humann baut Landstraßen und ist ein sehr geachteter Mann. Der Gouverneur ritt uns entgegen zur Bewillkommnung.

Wir erklommen am Donnerstag die steile Burg der pergamenischen Könige, die so überreich an Marmorwerken ist, daß lange Zeit vier bis fünf Oefen fortwährend in Arbeit waren, um die Statuenreste in Kalk zu verwandeln. Wir holten verschiedene Skulpturen aus der Mauer heraus; denn Humann ist wie ein Pascha, der immer über ein Dutzend Menschen und Pferde kommandiert. In Pergamon ist die reinste Bergluft und keine Spur von Mücken. Wir waren wie im Himmel und alle Wunden heilten. Die Stadt ist überfüllt mit Altertümern, fast kein Haus ohne Antiken. Unterirdische Bogengänge, viel stattlicher als die Cloaca maxima von Rom, ziehen sich unter der Stadt hin. Das Ueberraschendste aber war, daß wir Ueberreste uralter Ansiedlungen, deren Felsspuren ich in Athen besonders nachgewiesen habe, an verschiedenen Stellen auffanden. Adlers Adlerauge kommt mir immer trefflich zu statten und macht mir die Reise unendlich ergiebig. Am Freitag untersuchten wir die Unterstadt. Vor der Stadt liegt ein ungeheurer Tumulus, ein Grabhügel, dessen Umfang 486 Fuß beträgt. Zu demselben führt ein gemauerter Gang. Wahrscheinlich gab es deren vier. Humann hat den einen aufgraben lassen und wollte, wir sollten bleiben, bis das Zentrum, das eigentliche Grab, gefunden sei. Der Bau ist wahrscheinlich ein Bau der Attaliden, ein stolzer Königsbau, in dem Stile, den wir hier erst recht kennen gelernt haben. Mir sind mancherlei Altertümer für das Museum geschenkt, andre für Gegengeschenke versprochen. Die Griechen sind alle für unsern Kaiser enthusiasmiert. Sonnabend vormittag schlossen wir unsre pergamenischen Studien, aßen noch einmal an dem reichbesetzten Tisch der Frau Huck und stiegen auf die trefflichen Pferde von Humann, der uns selbst begleitete, sein bewaffneter

Kawaß voran. Wir ritten durch die untere Kaikosebene nach einem türkischen Dorfe am Meerbusen von Elaia und rückten daselbst noch am Abend in die Wohnung eines türkischen Bauern, um eine daselbst befindliche griechische Inschrift abzuklatschen. Es zeigte sich aber am andern Morgen, daß der Abdruck mißlungen war, weil der Stein ganz abgetreten ist. Also beschlossen Gelzer und ich zu bleiben, und den ganzen Sonntag, von halb sieben Uhr morgens bis halb fünf Uhr abends, lagen wir beide auf dem Bauche, über der im Hofe eingemauerten Platte. Ich merkte, daß meine Nerven sich gestärkt hatten; sonst hätte ich das nicht ausgehalten. Um sechs Uhr aßen wir bei einem Griechen, schliefen dann bis zwölf Uhr; um ein Uhr waren wir zu Pferde, wir ritten in einem Zuge bis neun Uhr, zum Teil in scharfem Trab, um eine Station der Kassaba-Eisenbahn zu erreichen. Wir mußten durch den Hermos waten. Mein Pferd trat in ein Loch — ich wurde bis über die Kniee naß — aber diese Sonne trocknet in fünf Minuten. Wir kamen um halb zehn Uhr auf den Bahnhof gesprengt und waren um elf Uhr in Smyrna. Vom Delphin keine Spur. Auf ihn war die letzte Woche berechnet.

Am Dienstag ließ der Konsul Spiegelthal uns zu Ehren zwei Gräber in Alt-Smyrna öffnen, wo Regely und Hirschfeld schöne Arbeiten ausgeführt und sehr hübsche Entdeckungen gemacht haben. Um acht Uhr aßen wir beim Konsul Lührsen, dessen Mutter und Bruder angekommen sind. Um unsre Zeit möglichst auszubeuten, beschlossen wir eine zweitägige Tour nach Ephesos, weil ein zuverlässiger Situationsplan noch fehlt. Humann begleitete uns, und so gelang es, in dem unermeßlichen Ruinenfelde etwas zu stande zu bringen, was zu Hause um so mehr willkommen sein wird, da wir zum ersten Male die Stelle des Artemistempels eintragen können. Mr. Wood hat neuerdings auch die mit Skulpturen umgebenen Tempelsäulen aufgefunden. Wir haben gestern den ganzen Tag und heute fünf Stunden tüchtig gearbeitet, und der Schweiß der Edlen ist nicht vergeblich geflossen. Wir haben die Nächte auf dem Fußboden brüderlich zusammengelegen. Die Verpflegung ist bei einem Engländer sehr gut, wir aßen des Abends in einer freien Halle. Heute mittag sind wir nun wieder hier, haben unsre Briefe gelesen und rüsten zur Abfahrt. Wenn der Delphin bis morgen mittag nicht kommt, so gehn wir mit dem Lloyddampfer um vier Uhr nach Syra; treffen wir den Delphin dort, so fahren wir noch ein paar Tage mit ihm, sonst machen wir in Syra vier bis fünf Tage Quarantäne und kommen Freitag, so Gott will, in Athen an. Heute ist noch Abschiedsfest beim Konsul. Adler trennt sich von uns und wandert allein nach Syrien. Wir sind Stubenburschen und haben uns sehr gut vertragen; ich verdanke ihm sehr viel Unterstützung und Belehrung. Von morgen an bin ich auf der Heimreise. Auf Athen rechne ich höchstens vierzehn Tage ...

Hiermit schließe ich die Auszüge aus Curtius' Reisebriefen, da seine späteren Berichte vom Athener Aufenthalte und der Heimkehr weniger allgemeines Interesse bieten.

Seit unsrer gemeinsamen Ferienreise blieb ich mit dem großen Forscher aufs engste verbunden und verdanke unserm gemeinsamen Gedankenaustausch die größte Anregung. Selten verging ein Jahr, wo wir nicht während der Sommerferien gewöhnlich auf schweizerischem Boden uns trafen und in herrlicher Wald- und Gebirgsnatur unvergeßliche Stunden zusammen verlebten, oder wo ich nicht während der Frühjahrsferien nach der Matthäikirchstraße für Tage oder Wochen pilgerte. Das letzte Mal wurde mir dieses seltene Glück im August 1895 zu teil, wo mein Lehrer und ich gemeinsam mit unsern Familien eine köstliche Woche in Friedrichroda verlebten. Das tückische Leiden, mit dem seine starke Seele und sein durch turnerische Askese gestählter Leib so kraftvoll gerungen haben, war damals dem menschlichen Auge noch verborgen. In voller Geistesfrische schrieb er an seiner Geschichte von Olympia. Damit er, der mit geschwächter Sehkraft arbeitete, den Eindruck im Zusammenhang erhalte, pflegte ich ihm täglich seine zuweilen nur schwer zu entziffernden Blätter vorzulesen. Unaufhörlich beschäftigten ihn auch damals, wie das Jahr zuvor während der Augenoperation, die Probleme der älteren griechischen Geschichte. Nach der glücklich vollendeten Staaroperation, März 1894, war ich der erste, der in der Klinik ihn sprechen durfte. Nach zwei Minuten begann er: „Diese Charitinnen von Orchomenos sind offenbar chthonische Gottheiten; an ihr Priestertum müssen sich die Incunabeln des minyeischen Königtums knüpfen.“ Ich erlaubte mir zu bemerken, daß der Arzt jede wissenschaftliche Unterhaltung wegen der damit verbundenen geistigen Aufregung aufs strengste verboten habe. „Ach, das ist ja dummes Zeug. Ein solches Gespräch über historische Probleme, die mein Innerstes erfüllen, erfrischt mich und ist mir Lebensbedürfnis“; und fröhlich ging es weiter nach Mykene und Tiryns, so daß ich aus Angst, ihm zu schaden, mich schleunigst empfahl. Für seine unverwüstliche Geistesfrische ist das bezeichnend.

Fast immer bewegten sich unsre Gespräche auf dem Gebiete der älteren griechischen Geschichte. Ein langjähriger Schmerz war es für ihn, daß ich dieses Arbeitsreich verlassen und mich in Byzanz heimisch gemacht hatte. Er ließ es nicht gelten, wenn ich behauptete, daß in Byzanz und den angrenzenden Gebieten noch so viel jungfräulicher Boden vorhanden sei, der des methodisch arbeitenden Pfluges nur harre, oder wenn ich sagte, auf griechischem Boden habe die Jahrzehnte andauernde historische Forschungsarbeit einen gewissen Abschluß erzielt; höchstens seien noch Resultate auf wirtschaftlichem Gebiete zu gewinnen, wofür mir die nationalökonomischen Kenntnisse abgingen. Er vertrat immer den Satz, daß das Gebiet der älteren griechischen Geschichte noch überreich an den wichtigsten Problemen sei, an die man nur heranzutreten brauche. Später hat er sich wesentlich freundlicher gegenüber meinen byzantinischen Studien gestellt. So schrieb er mir am 5. Mai 1892: „... Ebenso folge ich mit großem Interesse Ihren Arbeiten mit Krumbacher, der mich in Berlin besucht hat. Da kommen Entwicklungsstufen zum Vorschein, welche für allgemeine Griechengeschichte hoffentlich reiche Ausbeute gewähren.“ Ohne ironische Seitenhiebe ging es bei dem klassischen Gräcisten natürlich nicht ab; so sprach er in einem außerordentlich

humorvollen Briefe die Befürchtung aus, meine byzantinischen Kühe würden entsprechend der dürren Weide, auf der sie grasten, nur spärliche und magere Milch geben.

Immer betonte er mir gegenüber, daß der Satz, wonach die beglaubigte Geschichte erst mit dem Auftreten gleichzeitiger authentischer Denkmäler beginne, doch erheblicher Einschränkungen bedürfe. Er hielt die Tradition für wertvoller, als jetzt gemeinhin geurteilt wird, und vermochte nicht, wie er einmal sagte, es als Quintessenz aller historischen Weisheit und Abschluß der kritischen Forschung anzusehen, wenn so ziemlich alle Ueberlieferungen vor dem Jahre 500 v. Chr. leichten Herzens als unnützer Ballast über Bord geworfen oder für Annalistenerfindungen und Horographenphantasien erklärt werden.

Gleich nach dem Erscheinen von de Rougés berühmtem und epochemachendem Aufsatze „Mémoire sur les attaques dirigées contre l'Egypte par les peuples de la Méditerranée" verwertete Curtius mit großer Freude die von jenem geistvollen Forscher gewonnenen Resultate für die älteste griechische Geschichte, und jetzt ist man so ziemlich darüber einig, daß wir es thatsächlich mit Angriffen griechischer und italischer Völker auf das Reich der XIX. und XX. Dynastie zu thun haben, obschon man mit vieler Beharrlichkeit diese laut den Urkunden ausdrücklich „von den Inseln des Mittelmeeres" hereinbrechenden Fremdlinge zu Libyern hat machen wollen. Curtius war sich wohl bewußt, daß er mit seinen Ausführungen im ersten Bande der Geschichte über das trojanische Reich von Ilion und das achäische von Mykene wenig Anklang gefunden hatte. Man sprach von „seiner naiven Gläubigkeit", weil er die Angaben Homers, die doch höchstens für die Epoche nach der griechischen Völkerwanderung maßgebend sein können, mit bedeutend jüngeren Traditionselementen verbunden und dann zur Rekonstruktion der vorgeschichtlichen Urzeit verwandt habe, während hier das entsagungsvolle Bekenntnis des Nichtwissens am Platze gewesen wäre. Und nun kommen die Ausgrabungen von Schliemann und Flinders Petrie und bestätigen Homers Aussagen über weit hinter dem Dichter zurückliegende Epochen; sie erweisen die Güte der griechischen Tradition in ungeahnter Weise, und die Versuche, die mykenäischen Funde dem neunten oder achten Jahrhundert zuzuweisen, sind jetzt aufgegeben. Mit besonderer Freude konnte er sich über die eminente Bedeutung dieser neuen Funde aussprechen. (Schluß folgt.)

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen

von

Rudolf von Gottschall. [1])

I.

Es war im Jahre 1843 — meine Beteiligung an den politischen Bestrebungen in Königsberg und an einem studentischen Krawall hatten mir seitens der Universität das Consilium abeundi zugezogen: ich verließ Ostpreußen, um in meiner Vaterstadt Breslau mein Heil zu versuchen.

Drei Tage und vier Nächte fuhr man damals von Königsberg nach Breslau in der gelben Postkutsche — so viel Zeit, seinen Nachbarn kennen zu lernen oder überhaupt mit irgend einem Sterblichen in andauernden allernächsten Verkehr zu treten, gewährt die Gegenwart nicht mehr. Man hatte dort vollkommen Zeit, sich zu verlieben und auch wieder, seine Illusion zu verlieren, eine Zeit, die sich sonst auf mehrere Wochen und Monate zu verteilen pflegt. Wenn sich aber auch im Treibhause des Postkutschkastens nicht die zarte Blume der Liebe entfaltete, so wurde man sich doch gegenseitig durchsichtig wie Glas; aus Langweile erging man sich in unerschöpflichen Herzensergüssen und autobiographischen Mitteilungen, und was am ersten Tag noch verborgen blieb, das enthüllte der zweite und dritte unfehlbar, und wenn man nach einer Reisestrapaze, die heutzutage nur einem von Moskau nach Madrid Durchreisenden beschieden ist, zusammengeschüttelt, an allen Gliedern wund aus dem Marterkasten endlich herausstieg, um nicht wieder einzusteigen, da kannte man alle seine Mitreisenden auswendig, ein Pensum, das man freilich ebenso rasch wieder vergaß, wie man es gelernt hatte.

Ich selbst war gespannt darauf, die Bekanntschaft meiner Geburtsstadt zu machen, und blickte, nachdem wir die Trebnitzer Berge durchpassiert, sehnsüchtig nach den Türmen der Oberhauptstadt aus. Endlich zeichneten sie sich am Horizont ab: der hohe schlanke Turm der Elisabethkirche, die Schwestertürme von St. Magdalena, blutigen Angedenkens, wie die alte Glockengießermähr verkündet, die Türme der katholischen Oderinseln, wo der Dom, die Kreuzkirche, die Sandkirche standen, und alles, was noch sonst in der türmereichen, paritätischen Stadt den Himmel sucht. Bald rasselte die Post über das Pflaster derselben, das, von Macadamschen und sonstigen neuen Entdeckungen unberührt, noch seine ganze holperige Unschuld bewahrt hatte. Ich stieg auf dem Bürgerwerder ab, wo mir im Hause des Packhofinspektors Otto zunächst die Stätte

[1]) Anmerkung der Redaktion. Rudolf v. Gottschall hatte die Güte, uns aus seinen noch nicht erschienenen Lebenserinnerungen einige interessante Abschnitte zur Veröffentlichung in der „Deutschen Revue“ zu überlassen.

bereitet war. Es war ein alter Freund meiner Mutter, die ihn einmal in finanziellen Verlegenheiten mit Opfern unterstützt hatte — und er war sehr glücklich, jetzt die Schuld des Dankes abtragen zu können. Hier im Kreise einer zahlreichen Familie fühlte ich mich bald heimisch, soweit ein solches Heim für einen ins Weite strebenden Dichter, der seine „Zensurflüchtlinge“ nach der Schweiz geschickt und den preußischen Staat an Haupt und Gliedern reformieren wollte, überhaupt möglich war. Dem Familienglück blieben indes die Sonntage gewidmet — da kam Schlag zwölf Uhr ein regelmäßiger Gast und Hausfreund, ein würdiger Materialwarenhändler, zu Tische, und mit ihm wurden dann nachmittags Spaziergänge unternommen nach Morgenau und seinen Weidendämmen, nach dem Scheitenicher Park, über die Viehweide nach Pöpelwitz oder nach den Oswitzer Bergpartien — mit Kind und Kegel, im guten Rock und der besten Weste, und dort saß man mit und ohne Musik am Kaffeetisch, schlürfte den köstlichen Mokka; irgend ein alter Baum rauschte uns zu Häupten, die Kinder schrieen, die Hunde bellten, und ringsum, soweit man sehen konnte, saßen ebenso sonntägliche Bürger im guten Rock und der besten Weste beim Kaffeetisch, mit Frau und Kind — und vorüber huschten lauter Sommervögel, gelbe, blaue, grüne Schönheiten, eingesegnet und noch nicht eingesegnet, aus der Schuhbrücke, aus der Altbüßerstraße, und wenn man so recht behaglich den Streußelkuchen in den Kaffee tunkte, da machte man auch gelegentlich eine geistreiche Bemerkung, worüber sich die Mägdlein der Familie Otto sehr erfreuten, über welche aber gewiß die Spätzlein auf den Bäumen ihr Haupt geschüttelt hätten; denn dergleichen gehörte nicht hierher, wo ehrbare und gutgesinnte Bürgersleute beim Nachmittagskaffee die Vormittagspredigt durch erbauliche Betrachtungen ergänzten und höchstens einmal ein Seitenblick auf das Kleid der Nachbarin von den Frauen und auf die Vermögensverhältnisse des Nachbars von den Männern geworfen wurde.

Das begab sich am Sonntag — die Wochentage aber gehörten dem jungen Studenten, der sich den Burschenschaftern, den Raczeks, angeschlossen hatte. Er war ihnen kein Fremdling mehr, seine Gedichte waren allbekannt, und einzelne wurden gelegentlich nach beliebigen Melodien im Chor gesungen. Das stolze Gefühl, berühmt zu sein, habe ich später nie so genossen wie in jenen Tagen. Der Ruhm hängt ja nicht von dem Wert der Leistungen ab; ja, er nimmt oft zu im Quadrat der Entfernungen von solchem Werte. Davon habe ich mich in meinem langen Leben hinlänglich überzeugen können. Das nimmt ihm nichts von seinem erhebenden Gefühl. Ich besinne mich noch, wie ein kleiner Vorfall mir dies in hohem Maße verschaffte. Ich war zum Besuch in Schweidnitz und wohnte in der Vorstadt beim Justizrat Aschenborn. Damals war Schweidnitz noch eine Festung; die Festungsthore waren abends geschlossen und wurden nur von dem wachthabenden Unteroffizier geöffnet. Er fragte uns nach unsern Namen, und als ich den meinigen nannte, rief er sofort aus: „Ah! der Dichter der Lieder der Gegenwart“ und öffnete mir dienstfertig, als wenn ich ein Regimentskommandeur wäre. Diese Huldigung imponierte mir ungemein, obschon

die Erklärung nahe lag, daß wir es mit einem Einjährig-Freiwilligen zu thun hatten.

Wenn ich mich auch den Burschenschaftern anschloß, so konnte ich doch der Verbindung der Raczeks nicht beitreten, weil ich noch kein immatrikulierter Student war. Wer das Consilium abeundi erhalten, durfte an die Universität, die ihm dasselbe erteilt hatte, erst nach drei Jahren zurückkehren, an jeder andern aber erst nach einem halben Jahre wieder aufgenommen werden, wenn er die Genehmigung dazu erhalten. Mein Freund und Gönner, Schulrat Lucas, hatte sich an einen Ministerialrat in Berlin gewendet und ihn ersucht, sich meiner anzunehmen, da er sich einen tüchtigen Erfolg meiner Studien verspreche. In der That blieb diese Verwendung nicht ohne Wirkung, denn im Laufe des Novembers traf der langersehnte Ferman des Kultusministeriums ein: „In der Erwartung, daß Sie die Verirrungen, welche Ihre Wegweisung von Königsberg zur Folge hatten, aufrichtig bereuen und sich von jetzt ab einer gesetzlichen und regelmäßigen Aufführung befleißigen werden, habe ich den königlichen Universitäts-Kurator, Herrn Polizeipräsidenten Heinecke, beauftragt, Sie zur Immatrikulation zuzulassen." Das war nun soweit in Ordnung, doch es bedurfte zu dieser Immatrikulation verschiedener Papiere, die mir das Königsberger Universitätssekretariat besorgen mußte. Trotz wiederholter Gesuche blieben sie viele Wochen lang aus — und dies war der Grund, daß meinem Breslauer Aufenthalt ein sehr frühes Ziel gesetzt wurde; sonst hätte mich die kleine studentische Katastrophe, von der ich später berichten werde, nicht so rasch von meiner Vaterstadt fortgespült. Ich hörte inzwischen fleißig die Collegia, besonders Kirchenrecht bei Professor Gitzler, deutsches Privatrecht bei Wilda. Gitzler war liebenswürdig gegen mich, und ich besuchte ihn oft in seiner Wohnung. Wenn meine Beziehungen zu den Burschenschaftern bei meiner halbstudentischen Zwitterstellung im ganzen nur lockere bleiben konnten, so daß ich mich auf gelegentlichen Besuch ihres Fechtbodens, ihrer Stammkneipe, der Nova, und auf die Teilnahme an diesem oder jenem Kommers beschränken mußte, so trugen dazu auch noch zahlreiche andre Beziehungen bei, die ich angeknüpft hatte; ich wurde ja auch von vielen Seiten geradezu aufgesucht.

Da waren es junge Philosophen, frühere Freunde des eben verstorbenen Dichters Sallet und Jünger des berühmten Botanikers Nees von Esenbeck, die mich zu sich einluden und zur Beteiligung an einer Denkschrift für Sallet aufforderten. In der That beteiligte ich mich mit einem Einleitungs- und Widmungsgedicht. Sallet war jung gestorben; er war früher Offizier, aber wegen freigeistiger Anwandlungen in Konflikte geraten und aus dem Dienst geschieden. Seine gedankenschweren Gedichte hatten eine andächtige Gemeinde, sein Laienevangelium ein großes Publikum gefunden; es predigte Charakterfestigkeit und Gesinnungstüchtigkeit, besonders den Machthabern im Staat und der Kirche gegenüber, und unterschied sich durch seine biblische Einkleidung von der sonst üblichen politischen Lyrik. Es waren geistige Kerntruppen, keine Tirailleurs, und seine Anhänger gehörten zum Teil einer ernsten philosophischen Richtung an, die sich

mit metaphysischen Fragen beschäftigte und sie im unpopulären Stil der Schellingschen und Alt-Hegelschen Schule behandelte. Dazu gehörte Dr. Möcke, nachher langjähriger Redakteur der „Schles. Zeitung", und Dr. Otto Lindner, der später die Berliner „Vossische Zeitung" redigierte. Doch ebenso wie dem toten Sallet huldigten sie dem lebenden Nees von Esenbeck, der draußen im Botanischen Garten wie ein hindostanischer Weiser unter seinen Lotosblumen lebte, ein älterer kleiner Herr mit langem grauen Kinnbarte, ein Gelehrter von Ruf, mit Orden geschmückt, aber ein Freidenker, ein Anhänger der freikirchlichen Bewegung und auch sonst im Widerspruch mit den herrschenden Meinungen und Sitten. In seiner Jugend hatte er Goethe besucht, und das Lob, das ihm der Dichtergreis gespendet, ein gedrucktes Lob, gab nicht bloß dem Botaniker, dem Verfasser des großen Werkes über die Pilze, in Fachkreisen einen gewissen Nimbus, sondern auch in der allgemeinen Meinung, so sehr sich dieselbe in andrer Hinsicht gegen ihn empörte. Und zwar gerade, weil er in Goethes Fußstapfen trat; denn er lebte mit seiner gemütlichen Vulpius und einem kleinen Kindersegen ohne jeden andern wie ein gesellschaftlicher Einsiedler auf der Dominsel. Er war im Grunde ein Schellingianer, und in einem philosophischen Kränzchen, das bei ihm sich versammelte, lasen Möcke und Lindner ihre in streng spekulativem Stil gehaltenen Arbeiten vor. Das war nicht mein Geschmack; desto schöner waren die Spaziergänge durch den botanischen Garten, der reich war an seltenen Pflanzen und Blumen, und die Plaudereien in der Gartenlaube bei der Maibowle; da las ich auch oft meine Gedichte vor; ich war ein Liebling des alten Nees, wie später der Dichter des „Narciß", Emil Brachvogel, dessen Talent der Weise aus Hindostan anerkannte, lange vorher, ehe der Erfolg des „Narciß" es bestätigt hatte. Diese Breslauer Opposition ging aus tieferen geistigen Wurzeln hervor als die Königsberger, aber sie war nicht so praktisch, nicht so auf das Nächste gerichtet, nicht so auf ein bestimmtes politisches Credo vereibet, und es spielten allerlei mannigfach schillernde Elemente mit herein, wie denn Nees selbst in seinen letzten Lebensjahren sich zum Mystizismus und Spiritismus neigte. In diesen Kreisen wurde Walesrode, als er nach Breslau kam, gastlich aufgenommen und ihm zu Ehren ein kleines Souper im „Weißen Adler" veranstaltet. Walesrode war ja auch eine Berühmtheit, und die Blicke der Schlesier waren damals vorzugsweise nach Ostpreußen gerichtet. Bei diesem Souper wurden kräftige Tendenzreden gehalten, und Dr. Stein, der später den berühmten oder berüchtigten Steinschen Antrag in der Nationalversammlung einbrachte, toastete sogar auf my poor self. In dauernder Erinnerung aber ist mir das kleine Walesrodefest geblieben, weil ich dort die Bekanntschaft einer Persönlichkeit machte, die auf mein Leben in jeder Hinsicht von Einfluß ward. Es war dies der jugendliche Graf Eduard von Reichenbach, der ebenfalls bei diesem Fest erschien, und dessen hohe Gestalt, imponierender Vollbart und Feueraugen auf mich großen Eindruck machten. Er war jeder Zoll ein Jenenser Burschenschafter, stets bereit, den Stier bei den Hörnern zu fassen, wie er zugleich als politischer Radikaler und tüchtiger Landwirt sich ausdrückte. Ihn

umschwebte die Glorie einer überstandenen Festungshaft; die Frische und Energie seines Wesens übten einen hinreißenden Einfluß aus.

Meinen englischen Lehrer aus Mainz, Hauptmann von Greiffenberg, fand ich hier wieder; er bewohnte ein Mansardenstübchen auf dem Bürgerwerder. Er freute sich sehr, mich wiederzusehen, und braute einige Gläser Punsch, die wir fröhlich austranken, indem wir wie in alten schönen Zeiten dabei englisch sprachen. Die zartblauen Manuskripte seiner Dramen standen nach wie vor in Reih und Glied auf dem Repositorium. Keines hatte den Sprung hinaus in die Welt gewagt; es blieben selbstgenügsame Dichterblüten eines im Stillen lebenden und strebenden Talents. Darunter standen in Reih und Glied die Lexika der neuen Sprachen, welche der Hauptmann beherrschte und aus denen er jetzt mit gewohntem Fleiß ein neunsprachiges großes Militärlexikon zusammenarbeitete. Was daraus geworden, weiß ich nicht; es hat wohl das Los der Manuskripte geteilt und ist ungedruckt geblieben, weil sich kein Verleger daran gewagt hat. Im übrigen war Greiffenberg ein Ultraliberaler geworden — ein Beweis für die Ansteckung, welche in den herrschenden Zeitideen liegt. Dabei blieb er nach wie vor derselbe originelle Kauz und förderte manche drollige Münchhauseniade zu Tag. Am ergötzlichsten war die Geschichte von seinem Majorat; er behauptete, er habe es an seinen Pächter verschenkt; dieser aber empfände bereits tiefe Reue darüber, daß er es angenommen. Greiffenberg führte mich in eine Familie ein, deren Namen später viel in Berlin und auch in allen Reisebüchern genannt wurde. Es war die Familie Kroll – wer kennt nicht den Krollschen Wintergarten in Berlin? Damals plante der Vater bereits die Uebersiedlung nach Berlin. Es war ein unternehmender Spekulant, besaß in Breslau den jenseits der Oder gelegenen Wintergarten und eine große Flußbadeanstalt am Bürgerwerder. Ich selbst empfand so wenig Sympathie für ihn wie er für mich; denn ich war doch ein Habenichts ersten Ranges, und es war ihm sehr unbequem, daß ich mich in seiner Familie einbürgerte, mir in hohem Maße die Gunst der Hausfrau erwarb und daß auch eines seiner Töchterlein mir ihre Neigung zuwendete, ein hübsches, zartes, durchaus ernstes Mädchen, dem ich in der Gunst des Herrn ein treuer Verehrer war; wir machten aus unsrer Verliebtheit so wenig ein Hehl, daß selbst der Vater, der hohe Ziele im Auge hatte und auf solche Nebensachen nur einen gelegentlichen Seitenblick warf, darauf aufmerksam wurde. Glücklicherweise war er schon meistens in Berlin. Doch auch mein Freund Greiffenberg hatte auf das liebe Mädchen ein Auge geworfen, und fast wäre unsre Freundschaft darüber in die Brüche gegangen. Es kam mehrfach zu Erklärungen, doch zu keinem Bruch, wir verständigten uns wieder in freundlichster Weise. Wir waren beide ja keine Partien — er besaß nur seine neun Sprachen und hatte ja sein Majorat verschenkt; ich selbst besaß gar nichts, nichts als das Eine, was in diesem Fall gewiß die Hauptsache war — die Zuneigung des anmutigen Mädchens; daraus machte sie gar kein Hehl. Leider schlug die Scheidestunde bald, denn die Uebersiedelung der Familie nach Berlin, wo der Vater soeben sein glänzendes Etablissement erbaut hatte, stand bevor. Stunden-

lang unterhielt ich mich mit ihr; wir schrieben zuletzt mit dem Schlüssel auf den Tisch; wir schrieben unsichtbare englische Worte. Und da teilte sie mir mit, daß einer ihrer Bekannten geäußert habe, „der Abschied von Breslau werde ihr sehr leicht werden, da sie sich doch für niemand interessiert habe und von vielem erlöst werde." Da sagte ich ihr ins Ohr „zum Beispiel von mir" — und die Schlüsselantwort lautete: „Von Ihnen nie!" Das sind solche schöne Unvergeßlichkeiten einer platonischen Liebe. Zwei Jahre darauf war sie indes verheiratet, sie war von mir erlöst, doch wahrscheinlich auch durch einen Machtspruch des Vaters!

Ich hatte inzwischen das Asyl im Packhof aufgegeben, wo ich fleißig an dem Drama „Robespierre" gearbeitet, Vischers Aesthetik, die sich mir in Fleisch und Blut verwandelte, und das große Werk Bilguers über das Schachspiel durchstudiert hatte, indem ich damals den Ehrgeiz besaß, es gerade im Schach zur Meisterschaft zu bringen, was mir indes so wenig gelungen ist, wie sonst irgendwo die Meisterschaft zu erringen. Ueberall mußte ich mich mit den mittleren Regionen begnügen. Nach langem Suchen fand ich ein Quartier im Hof der Universitätsbibliothek auf der neuen Sandstraße; ich wohnte dort bei der Obergerichtsoberbotenmeisterin Matern. Um die Bescheidenheit, die damaligen Preis- und Lebensverhältnisse, besonders aber meine eignen Kassenverhältnisse zu schildern, durch die ich dem Ideal eines armen Poeten sehr nahe kam, will ich einige Posten aus meinem Budget anführen, gewissenhafte Aufzeichnungen, die ich wie vieles andre Thatsächliche den mir zur Verfügung stehenden Briefen an meinen Vater entnehme. Mein Logis kostete mich monatlich $2\frac{1}{2}$ Thaler, also 7 Mark 50 Pfennige nach heutigem Geld; es war eine geräumige Klosterzelle, zu der ein langer Korridor führte, etwas finster und so gut wie gar nicht möbliert. Auch hatte ich damals die Einsicht gewonnen, daß Möbel gar nicht nötig sind. Zwei Polsterstühle, hundert Jahre alt, die zu ihrer Zeit eine Farbe haben mochten, ein Waschtisch dito und ein Nipptisch mit Gläsern und Tassen: das war alles, was vorhanden war. Ich habe das Ameublement herrlich vervollkommnet; ich kaufte nämlich einen hölzernen Stehpult, nicht von Mahagoni, für 20 Sgr. und eine blaue wanzenlose Bettstelle für 25 Sgr. und lebte nun ganz à la Diogenes. Meine Sachen lagen im Koffer, meine Bücher, wo sie hinfielen; meine Kleider hingen am Rechen an der Thüre. Mein Reisig stand haushoch hinter dem Ofen, das Schock à 13 Silbergroschen — damit heizte ich 20 Tage. Ich aß in der Nova, der Studentenkneipe an der grünen Baumbrücke, 30 Mal für 3 Thaler 10 Sgr.; also für 10 Mark heutigen Geldes, sodaß auf das tägliche Couvert 30 Pfennige kamen. Um nicht zu bettelhaft zu erscheinen, mußte man sich allerdings einiges dazu geben lassen. Abends aß ich zu Hause ein Butterbrot. Wenn ich aber erhöhten Lebensgenuß ersehnte, so ging ich in die Nova und aß Butterbrot mit Käse und Bier, was die enorme, heutzutage fast unglaubliche Summe von zusammen 1 Sgr. 9 Pfennige betrug. Gewiß, wenn die Anwartschaft auf Nachruhm aus der Dürftigkeit der Lebensverhältnisse hervorgeht, in denen die Schöpfer künstlerischer Werke leben, so hatte

ich für meinen „Robespierre“, der im Prunklogis der verwitweten Oberlandesgerichtsoberbotenmeisterin geschaffen wurde, die schönsten Aussichten auf Unsterblichkeit.

Eine kleine Abwechslung in dieser Zeit der Studien und Arbeiten bot mir eine Reise in den Weihnachtsferien zum Grafen Eduard von Reichenbach, der bei dem Walesrodeschen Souper mein Herz gewonnen hatte; ich folgte seiner Einladung nach Waltdorf in der Nähe von Neisse, wo sich sein säulengetragenes Schlößlein als ein Tempel edler Gastlichkeit in einer anmutigen Gegend mit dem Blick auf die blauen Sudeten erhob. Nicht weit davon lag das Gut, das einer Verwandten meiner Mutter, der Tante Drescher, gehörte, deren Sohn in Neuseeland verweilte; seine Rückkehr wurde bald erwartet. Diese Besitzung, Wiersbel, war ein großes Forstgut von mehr als 4000 Morgen Waldbestand und prächtigen Waldpartien, welche den Pinsel des Landschaftsmalers herausfordern durften; da gab es große, von Wildenten umflatterte Teiche, umstanden von riesigen Eichen, welche auf weithin sich erstreckenden Dämmen Wacht hielten. Eine schönere, tiefere Waldeinsamkeit konnte man sich gar nicht denken; man begegnete oft stundenlang keinem sterblichem Wesen; dann kamen einmal ein paar Holzschläger mit ihrer Axt, oder eine Reisigträgerin schleppte ihr Bündel. In dem größten, östlich nach unwirtbaren Odergegenden sich hinziehenden Teil des Forstes gab es keine Chausseen, keine Landstraßen; man wanderte dahin wie ein Hinterwäldler durch seinen Urwald. Die gute alte Dame war ganz entzückt, sich auf einmal mit einem so lebhaften Gesellschafter in ihrer Einsamkeit unterhalten zu können. Sie liebte als echte Schlesierin die Poesie; ich trug ihr meine Gedichte vor, und sie konnte dieselben, sowie — meine Augen nicht genug rühmen. Auch erzählte ich ihr alle meine harmlosen Liebesabenteuer aus Königsberg und Breslau, was sie außerordentlich amüsierte.

In Waltdorf, wo ich die zweite Hälfte meiner Ferien zubrachte, herrschte desto regeres Leben. Das Haus des Grafen wimmelte von ehemaligen Staatsgefangenen, fortgejagten Professoren und Studenten, abgesetzten Kaplänen — es war ein Heim aller Entgleisten in vormärzlicher Zeit. Ich traf dort den Professor Hoffmann von Fallersleben, den Dichter der „Unpolitischen Lieder“, die ihm seine Breslauer Professur gekostet hatten. Er war eben von einer Reise durch Deutschland zurückgekehrt, die für ihn eine Art von Triumphzug gewesen war: überall Ständchen vor seinen Balkonen und Hochs an den Table d'hotes, wo er seine kleinen, mit bösen Stacheln bewaffneten Liederchen vortrug. Er war ein starker, großer, jovialer Mann, grob und derb bis zur Unanständigkeit. Immer ging er in seinem alten Flausch, schwadronierte und räsonnierte nach Herzenslust. Bisweilen ließ er die Kindlein des Dorfes zu sich kommen, fragte ihnen ihre Kinderlieder ab und trug ihnen die seinigen vor. Da war der stachelichte Politiker ein sehr sanfter Kinderfreund. Daß er ein zartbesaitetes Gemüt besaß, bewiesen ja auch seine früheren Lieder, die ihm keinen Namen verschafft hatten, in denen aber der gelehrte Germanist oft den alten deutschen Volksliederton glücklich getroffen. Auch unter den „Unpolitischen Liedern“ fanden

sich einige, die nicht bloß geflügelte Epigramme mit den gegen Zensur, Polizei, Beamtentum und Adel gerichteten Spitzen waren, sondern begeisterte patriotische Ergüsse, wenn auch in knapper Form. Wenn wir abends bei der Punschbowle saßen, sang er ununterschieden bald die einen, die bitterbösen, bald die andern vaterländisch schwunghaften vor, welche indes damals nicht weniger von der Zensur gerichtet wurden. Unter den letzteren befand sich ein schlichtes Lied mit dem Refrain:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!"

Viele Jahrzehnte sind seitdem verflossen; der Name Hoffmann v. Fallersslebens gehörte bereits der Litteraturgeschichte an; da ist dieses Lied, das er damals kurz vorher auf Helgoland gedichtet und das allerdings viele Komponisten gefunden hatte, in wunderbarer Weise wieder aufgetaucht und ein bei jeder patriotischen Gelegenheit gesungenes, allgemeines deutsches Volkslied geworden.

Auch einer Jagd in Waltdorf wohnte ich bei; es waren einige Gutsbesitzer der Umgegend, viele Neisser und Breslauer Bürger zugegen. Mehr Lorbeeren als auf der Jagd erntete ich bei der Jagdmahlzeit, wo Hoffmann v. Fallersleben und ich tüchtig deklamieren mußten.

Charakteristisch für die damaligen Zustände ist es, daß wir am Schlusse der Mahlzeit à la Piccolomini eine lebensgefährliche Adresse an die badische Kammer zum Vorschein brachten und zur Unterschrift vorlegten, in welcher nichts Geringeres verlangt wurde als ihr kräftiges Einstehen für Preßfreiheit; wir waren dabei nicht ohne Bedenken, daß diese Adresse von der Neisser Polizei aufgefangen werden und dem Grafen Reichenbach Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Wie harmlos erscheint heutzutage eine derartige Petition, welcher alle Ultrakonservativen ihre Unterschrift geben würden! Von der badischen Kammer aber, die eine Leuchte des Liberalismus in den Rheinlanden war, erwarteten wir auch eine für Preußen bahnbrechende Initiative. Nicht auf Nord und Süd, nicht auf die Bedeutung eines kleineren Staates und seine Stimmenzahl im Bundesrate kam es an, sondern nur auf das Gewicht, das in die Wagschale der öffentlichen Meinung fiel — und da spielten die badischen Kammern in vormärzlicher Zeit eine Hauptrolle; denn sie hatten rednerische Talente, und es saßen darin thatkräftige Männer, welche für die Ideen der Zeit begeistert waren.

Eine andre Adresse hatte ich mit dem Führer der Raczeks, Max von Wittenburg, entworfen und bei den Studenten zirkulieren lassen; wir strebten danach, dem Studententum eine bessere moderne Gestaltung zu geben, alles Mittelalterliche auszuscheiden, eine Entwicklung, die nicht von oben dekretiert, sondern nur von innen heraus gestaltet werden konnte; statt des vielfach rohen Wesens sollten wissenschaftlicher Geist und Sittlichkeit bei den Universitäten einziehen, vor allem aber das Recht der freien Kritik den Studenten gewahrt werden, damit nicht die Universitäten auf den Standpunkt von Elementarschulen herabgedrückt würden. Dazu verlangten wir vor allem Aufhebung des eximierten akademischen Gerichtsstandes in einer durchaus anständig gehaltenen und ge-

mäßigten Petition. Dies Verlangen ist erst nach vielen Jahrzehnten bewilligt worden. Unsre Petition machte die Runde durch alle deutschen Zeitungen und wurde von ihnen mit Lob überhäuft. Alle diese studentischen Vorgänge bildeten einen wichtigen Stoff der Tagesberichterstattung: sie wurden geradezu als politische Ereignisse betrachtet.

Ehe ich von Waltdorf Abschied nahm, las ich noch mein Trauerspiel „Robespierre" dem Grafen und der Gräfin, einer sehr hübschen, mir sehr gewogenen Frau, dem Breslauer Maler Resch und dem Exprofessor Hoffmann v. Fallersleben vor. Dieser meinte, das Stück erinnere sehr an Schillers Jugendwerke und wer ein Drama wie diesen „Robespierre" schreiben könne, der möge getrost die lumpige Jurisprudenz an den Nagel hängen.

*

Mein Schauspiel „Robespierre" ist nie zur Aufführung gekommen. Ich stand damals dem Theater gänzlich fern — doch der Breslauer Schauspieler Heckscher interessierte sich lebhaft für Stück und Titelrolle. Er war ein tüchtiger Darsteller, von großem Einfluß bei der Leitung der Bühne, und das Drama wäre unzweifelhaft gegeben worden, wenn es die Zensur passiert hätte. Später, 1845, erschien es im Buchhandel, in Neisse in Kommission bei Ferdinand Burckhardt. Mein eigentlicher Verleger war Graf Reichenbach, dem ich es auch gewidmet hatte; er trug die Druckkosten und zahlte das Honorar.

Weit über meine früheren dramatischen Dichtwerke erhob sich der „Robespierre". Die Modernen, welche eine große „Revolution" der Litteratur verkünden, namentlich Bleibtreu, der ja ähnliche Geschichts- und Revolutionsdramen gedichtet, würden, wenn er im Jahre 1890 erschienen wäre, ihn unfehlbar ihrer Richtung beizählen: er ist nicht etwa in Jamben, er ist in Prosa geschrieben, in einer unleugbar markigen Prosa, die sich nur an einigen Stellen, besonders in zwei Monologen Robespierres, zu dichterischem Schwung erhebt, sonst sehr kernig, kraftgenial, bisweilen derb bis zum Cynismus ist. Die Charakterköpfe der Revolutionsmänner, der terroristische St. Just, der gesinnungslose, leichtfertige Barrère, der düstere, schwarzgallige Billaud, der rohe, oft betrunkene Henriot sind mit einer frisch zugreifenden Rücksichtslosigkeit charakterisiert, welche wenig salonfähig ist, so wenig, wie die Keckheiten der neuen „Robespierre"-Dichtung von Eugenie delle Grazie. Der tugendsamen häuslichen Idylle von Robespierre ist die Orgie von Passy gegenübergestellt, wo Barrère und seine liederlichen Genossen der Freigeisterei der Leidenschaft huldigen, und hier in einzelnen Zügen würde man die grelle Farbengebung der Zolaschen Schule wiederzuerkennen glauben.

Von fast allen späteren Robespierre-Dramen unterscheidet sich das meinige dadurch, daß es erst nach dem großen Konflikte mit Danton, der bei jenen den dramatischen Mittelpunkt bildet, anhebt und das Streben Robespierres nach der Diktatur, seine inneren Kämpfe und die Kämpfe mit den widerstrebenden Parteien

zum Inhalt hat. Die Einheitlichkeit der Handlung ist dadurch vollkommen gewahrt. Die großen Haupt- und Staatsaktionen werden unbedenklich auf die Bühne gebracht, so das Fest des höchsten Wesens am Schlusse des ersten Aktes, die stürmische Sitzung vom 9. Thermidor am Schlusse des vierten; die Erstürmung des Stadthauses im letzten Akt, und in diesen Hauptscenen ist zum Teil der Wortlaut des „Moniteur" gewahrt; es ist dramatisierte Geschichtschronik, und wenn Griepenkerl später in der Vorrede zu seinem „Robespierre" sagte, „die Bretter sollen erdonnern unter dem Kothurn der Wirklichkeit", so mochte dies auch auf mein Drama passen: wir beide konnten uns mit der Anlehnung der Shakespeareschen Historien an die Holinshedsche Chronik decken; doch ich selbst bin später kein kritischer Vorkämpfer der Weltgeschichte in puris naturalibus gewesen.

Viel in meinem „Robespierre" gehörte indes der freien Dichtung an: so die Ausmalung und dramatische Verwertung der geschichtlich überlieferten Liebe des geschmeidigen, eleganten, doch deshalb nicht minder mörderischen Republikaners Tallien zu der schönen Gräfin Sophie Cabarrüs, die einen Haupthebel der Verschwörung gegen den Diktator bildet. Daß Cécile Renauld einen Mordversuch auf Robespierre machte, ist ebenfalls historische Thatsache; ich habe ihr in dem Drama die Bedeutung einer zweiten Charlotte Corday gegeben. Dem Kultus, welchen Cathérine Theot und ihre Sekte mit Robespierre trieb und der ebenfalls von seinen Gegnern zu seinem Sturze benutzt wurde, habe ich einige Scenen gewidmet, in denen das Theosophische vielfach in das Burleske aufgelöst wird; auch diese Scenen haben einen kraftgenialen Zug. Leonore ist eine etwas konventionelle Geliebte von Robespierre, stolz auf ihn und besorgt um ihn; daß es wohl möglich war, diese Gestalt zu vertiefen, habe ich aus einem neuen Drama von Welcker ersehen, worin die Geliebte des Helden innerlich gebrochen wird, als sie sein Streben nach der Diktatur erkennt, das sie für einen Frevel hält und an welches sie deshalb nicht glauben wollte. Dem Aufbau des Ganzen fehlt es nicht an Steigerung; nur der dritte Akt geht aus ohne einen markanten Einschnitt der dramatischen Handlung. — Nächst Robespierre ist wohl Barrère die hervortretendste Persönlichkeit, der Prophet der Anarchie, wie ihn Tallien nennt. Jener sagt von sich selbst: „Ich liebe die Unordnung und Verwirrung wie ein Taschendieb, wie ein Beutelschneider. Ehe ich mir eine so zierliche Schleife binde am Halstuch wie Max Robespierre, schnüre ich mir lieber die Kehle zu. Wir sind alle so verzweifelt ordentliche Leute, daß es eine wahre Wonne ist, wenn das Leben einmal unser wohlassortiertes Lager von Tugenden und Begriffen in Brand steckt! Sieh, in den Schulen lehrte man uns viel vom Staat und seiner Notwendigkeit. Das ärgerte mich schon immer, und jetzt freue ich mich, daß unser notwendiger Staat so zerfetzt und zerflittert ist, daß seine Fäden herumfliegen wie Altweibersommer. Göttliche Freiheit, von wenigen ganz begriffen, du Nymphe, deren geheimste Reize noch keinen Sterblichen beglückten! Wir schießen uns tot um deinetwillen; doch all unser Thun ist immer noch ein schülerhaftes Exerzitium, und die große Lehrerin Geschichte streicht uns mit Blut unsre dummen Fehler an." — Und Robespierre selbst faßt am Schluß, als der Maire

Fleuriot ausruft: „Unsern Leib dem Staub, unsre Namen den Gestirnen!“ die Tragödie seines Lebens in die Worte zusammen: „O, sie haben andre Dinge zu thun, als an uns zu denken. Und doch — sie müssen es, ja, sie müssen es! Mein Leben läßt sich nicht ausstreichen aus der Geschichte. Nun, so nehmt es hin, ihr künftigen Geschlechter, flucht oder segnet! Mögen eure Ideen in dem Schoße des Friedens keimen, Völker beglückend zum Himmel wachsen — auch meine Idee war schön, doch sie war die blutige Tochter einer traurigen Vergangenheit, ihr Leben ein fiebernder Pulsschlag und Schrecken und Zwietracht ihre Begleiter!“

Wie man auch über die Schwächen dieses dem jetzigen Geschlecht gänzlich unbekannten Dramas denken mag — wer die Chronik unsrer Robespierre-Dramen und dramaturgische Parallelen über dieselben schreiben wollte, dürfte es keineswegs übergehen, da es in der Reihe derselben eine selbständige Stellung einnimmt.

*

Außer dem Drama „Robespierre“ verfaßte ich mehrere Gedichte, von denen eines, in welchem ich thörichterweise wie Hoffmann v. Fallersleben das Beamtentum, damals in der That den Träger der preußischen Staatsmacht und Intelligenz, angriff, in die Hände der Polizei fiel. Ich gab mit Wittenburg eine handschriftliche Zeitschrift heraus, zu welcher auch ein junger Student, Ferdinand Lassalle, philosophische Artikel beisteuerte — und in dieser Zeitschrift befand sich das Gedicht, das wesentlich dazu beitrug, meinen Aufenthalt in Breslau abzukürzen.

Wenn man von Sallet absieht, so stand die schlesische Lyrik, insoweit sie nicht ein ganz provinzielles Gepräge trug, damals nicht gerade im Zustand der Blüte. Es war zwar ein neuer Lyriker aufgetaucht; aber er hatte nicht den Beifall der Studenten gefunden, die sich über seine Gedichte lustig machten. Der Poet war seines Zeichens Privatdozent auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur; er las auch über die neueste politische Lyrik und keineswegs als nergelnder Reaktionär. Auch mich soll er in seinen Vorlesungen, denen ich nicht beiwohnte, erwähnt haben. In seiner Richtung und Gesinnung lag also nichts, was unsern Widerspruch herausfordern konnte. Doch dieser ziemlich hoch aufgeschossene Dozent verkehrte vorzugsweise in kaufmännischen Kreisen; er war ein maître de plaisir bei den Festen der Börse — und dadurch wurde er bei uns Studenten mißliebig; wir wollten nicht, daß ein akademischer Lehrer bei den „Schwungs“ und „Ladenschwengeln“ eine Rolle spiele. Im übrigen gehörte auch der Breslauer Kaufmannsstand in seiner Mehrheit der politischen Opposition an — aus ihm ging ja der spätere Märzminister Milde hervor. Unser Vorurteil konnte durch die Gedichte des jungen Germanisten nicht widerlegt werden; sie waren zum Teil platte Gelegenheitsgedichte für die Feste im Zwinger und an der Börse; es fehlte ihnen die lyrische Ader, und manches Hübsche, Genrebildliche entging unsrer mangelhaften ästhetischen Einsicht. Wir waren nur für den feurigen Schwung der politischen Lyrik begeistert; ja, eine ans Bedenkliche

streifende poetische Novellette forderte unsern Spott heraus. Bei uns machte diese Gedichtsammlung, die im ganzen spurlos vorüberging, Fiasko; sie führte den Titel: „In Breslau", und der Dichter war kein Geringerer als Gustav Freytag, dem damals niemand seinen späteren Ruhm vorausgesagt hätte. Niemand wußte, daß er damals im Kaufmannshause Molinari in der Albrechtsstraße jene Studien machte, die er kaum ein Jahrzehnt später in seinem Roman „Soll und Haben" zur Erbauung für die ganze Welt verwerten sollte.

Unter den Breslauer Professoren befand sich ein sehr redegewandter Lehrer der Philosophie, Braniß, der aber einer Richtung angehörte, welche zwischen den Alt-Hegelianern und Neu-Schellingianern in der Mitte stand. Er hatte ein Werk über „die Philosophie seit Kant" zu veröffentlichen begonnen, war aber in dem erschienenen ersten Bande nur bis zu Kant vorgedrungen. Weiter kam er nicht: das Werk blieb ein seinen Titel verhöhnender Torso. Da er als Originaldenker auch ein neues Prinzip zu Tage fördern wollte, womit Gott und die Welt in ihrem wahrsten Wesen begriffen werden sollten, so proklamierte er als solches „das absolute Thun", womit er allen denjenigen Studenten vor den Kopf stieß, deren Prinzip das absolute Nichtsthun war. Die andern aber brachte er durch seine Polemik gegen die neueste Philosophie, gegen Preßfreiheit, gegen das ganze Zeitungswesen auf; am schärfsten ging er mit Ludwig Feuerbach ins Gericht, der unter uns zahlreiche Anhänger zählte. Er war scharf und schneidig, um so mehr, als seinem Kathedervortrag nicht widersprochen werden durfte. Doch die Studentenschaft ließ sich dies nicht ruhig gefallen; ihr Unwille äußerte sich in den lebhaftesten Symptomen, im Fußscharren, Trampeln, Hohngelächter. Die Zeitungen nahmen von diesen Vorgängen Notiz und verteidigten sich nicht allzuhöflich gegen die Anklagen des Professors.

Da trat ein litterarischer Famulus, Hermann Grieben, später ein tüchtiger Redakteur der „Kölnischen Zeitung", in der „Breslauer Zeitung" auf, tadelte das Benehmen der Studenten und beschuldigte diejenigen, welche jene Aeußerungen des Professors der Oeffentlichkeit hinterbracht hatten, großer Gesinnungslosigkeit. Max v. Wittenburg griff darauf den Professor Braniß in der „Breslauer Zeitung" an, und zwar in einer sehr scharfen Kritik, in welcher er den Vorträgen desselben Wort für Wort folgte, alle Widersprüche und Verkehrtheiten nachwies und ihn anklagte, daß er die wahren wissenschaftlichen Bestrebungen auf den Universitäten verdächtige; das alles war in anständigem Ton gehalten: Wittenburg war eine ernste und energische Natur. — Gegen Grieben aber ging er anders vor; er lud ihn vor eine allgemeine Studentenversammlung, damit er hier seine Prinzipien rechtfertige und die Ausdrücke, welche die Studenten beleidigten, widerrufe. Und zahlreich erschienen die Studenten, 300—400. Grieben verteidigte sich mit stockender Rede; er sprach von der Pietät, die man dem Lehrer schulde, von der Roheit des Studentenpöbels.

Wittenburg schlug ihn mit ruhiger Klarheit. Er hatte mich gebeten, ihm zu sekundieren. Ich hätte dies zwar unterlassen können, aber meine Freundschaft für Wittenburg, mein Interesse an der Prinzipienfrage, mein Bestreben, für

künftige Volksvertretungen mein Rednertalent auszubilden, bestimmten mich, bei dieser studentischen Weltgeschichte nicht teilnahmlos zu bleiben. Ich sprach mit einem stürmischen Redefluß, mit dem mir gerade zur Verfügung stehenden Witz und erntete den lebhaftesten Beifall. Und noch ein andrer Student benutzte diese Gelegenheit, sein rednerisches Licht leuchten zu lassen; mit dünner Stimme, aber scharf, fein, mit unwidersprechlicher Logik ging er dem Inkulpaten zu Leibe; es war der spätere Volksredner Ferdinand Lassalle.

Der hinkende Bote kam nach. Schon vor der Versammlung war Wittenburg zum Rektor gerufen worden, der ihn wegen seines Zeitungsartikels zur Rede stellte und hinzufügte, er habe etwas von einer Versammlung munkeln hören, das müsse Wittenburg hintertreiben. In der That eröffnete dieser die Versammlung mit der Mitteilung, der Rektor habe ihn gebeten, sie aufzuheben; er stelle es den Studenten anheim, ob sie gehen oder bleiben wollten. Und alle blieben! Nun nahm Wittenburg keine Rücksicht mehr auf das mahnende Gewissen, das in Gestalt des Pedells an der Thüre stand. „Herr v. Wittenburg — im Namen Seiner Magnifizenz! — Was haben Sie Seiner Magnifizenz versprochen?“ Doch diese unheimlichen Unkentöne wurden von dem Leiter der Versammlung wie von allen andern überhört. Diese nahm ihren Fortgang, und Grieben wurde in Acht und Bann gethan.

Natürlich geriet Wittenburg sogleich in Untersuchung und wurde wegen vermessener und scharfer Kritik der Vorlesung eines Professors und wegen Bruchs eines dem Rektor gegebenen Versprechens mit dem Consilium abeundi bestraft. Dies wurde mit aller Strenge exekutiert; ein Pedell begleitete den Verbannten auf den Bahnhof, gleichzeitig aber auch ein Musikcorps, das sein Freund, der Studiosus Zipfel, zu diesem Zweck engagiert hatte.

Zipfel war ein merkwürdiger Sohn jener philosophischen Zeit; er hatte einen Zipfel der Metaphysik erwischt, doch ihm fehlten alle positiven Anhaltspunkte und er schwebte auf seinem Faustmantel haltlos in den Wolken. Er war der Dichter eines Stückes: „Der Sieg der Idee!“, welches an altindische Dramen, wie „Der Mondaufgang der Erkenntnis“ erinnern mochte; denn es spielten darin lauter Begriffe und Ideen mit. Die Tendenz ging nach seiner eignen tiefsinnigen Angabe darauf hinaus, daß die Idee siegt und die Geschichte hinten herunterfällt. Seine Verdienste als philosophischer Dichter konnten ihn indes nicht davor schützen, daß er wegen seiner freundschaftlichen musikalischen Begleitung ebenfalls das Consilium abeundi erhielt.

Ich selbst befand mich durch die Heimtücke des Zufalls in einer eigentümlichen Lage; ich hatte die Erlaubnis zur Immatrikulation, war aber noch nicht immatrikuliert worden, weil meine Papiere durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Königsberger Universitätssekretäre so lange dort liegen geblieben waren, bis mir dieser Verzug zum Schaden gereichte. Jetzt gerade waren sie angekommen. — Als ich mich nun auf dem Sekretariat damit meldete, um mich immatrikulieren zu lassen, wurde mir der Bescheid, das ginge zunächst nicht an; ich hätte mich als Nichtstudent in studentische Angelegenheiten gemischt und müßte erst darüber

vernommen werden. Auf diese Vernehmung wartete ich wochenlang und schrieb dann einen energischen Brief an den Herrn Universitätskurator und Polizeipräsidenten Heinecke, um mich nach den Gründen zu erkundigen, warum meine Immatrikulation so lange verzögert werde. Gleich am nächsten Tage wurde ich zum Polizeipräsidenten citiert, und es entwickelte sich ein Gespräch, das ich damals aufgezeichnet habe und das ich hier mitteilen will, weil es auf die in jener Zeit herrschenden patriarchalischen Verhältnisse ein charakteristisches Licht wirft.

Heinecke: „Bitte, lieber Herr Gottschall, nehmen Sie Platz!“ (Es geschieht auf dem Sofa.) „Sie fragen mich wegen Ihrer Immatrikulation? Ich sah mich genötigt, noch einmal Ihretwegen an das Ministerium zu schreiben. Sie wissen ja, daß Sie bloß unter der Bedingung immatrikuliert werden, wenn Sie Ihre früheren Tendenzen nicht weiter verfolgen. Und doch traten Sie wieder in einer verbotenen Versammlung als Sprecher auf und verbreiteten Gedichte unter den Studenten, wie die ‚Nationalkokarde‘, worin Sie uns Beamte mit einer numerierten Herde Schafe vergleichen. Die Sache, der Sie Ihre Talente widmen, ist schlecht und verwerflich.“

Ich (den Polizeipräsidenten sehr verliebt ansehend und mich mit großer Ruhe auf dem Sofa schaukelnd): „Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat, das kommt ganz auf Ansichten an!“

Heinecke (gerührt durch meine Liebenswürdigkeit, meine einschmeichelnden Augen, meine schönen Locken, meinen Frack und mein schwerseidenes Halstuch à fünf Thaler, ein Geschenk von zarter Hand aus Berlin): „Um Sie ist mir nicht bange; Sie werden in diesem Liberalismus nicht stecken bleiben; das sehe ich Ihnen an, dazu sehen Sie mir viel zu geistreich aus! Aber um die andern ist mir bange, denen Sie diese Ideen einflößen und die sich nie mehr daraus retten können. Für diese muß ich Sorge tragen. Sie und Wittenburg — nun, man hat tausend Beispiele, daß diejenigen, welche auf der Universität gefährliche Bahnen verfolgten, nachher gute Staatsbürger geworden sind. Nach zehn Jahren wollen wir uns wieder sprechen. Doch solche Gedichte, wie diese ‚Nationalkokarde‘ oder —“

Ich: „Ich halte dies Gedicht für sehr unbedeutend!“

Heinecke: „Da sind Sie zu bescheiden; es ist sehr verwerflich! Ihren ‚Robespierre‘ habe ich gelesen, viel Talent, bedeutendes Talent; doch es war mir unmöglich, ihn die Bühnenzensur passieren zu lassen. Er hätte eine zu große Aufregung hervorgerufen; die eine Partei hätte Beifall geklatscht, die andre gewünscht, daß der Vorhang falle. Diesen Tumult kann ich als Polizeipräsident nicht herbeiführen.“

Ich: „Herr Geheimrat — ich habe die Charaktere historisch treu gehalten und muß voraussetzen, daß das Publikum Bildung genug besitzt, ein Drama bloß vom künstlerischen Standpunkte aus zu betrachten.“

Heinecke: „Unser Publikum ist noch nicht so weit; ich muß es nehmen, wie es ist. Und was findet nicht alles seinen Beifall! Haben Sie den zweiten Band von Herweghs Gedichten gelesen?“

Ich (naiv): „Der ist ja verboten?“

Heinecke: „Alles bewirft er darin mit Schmutz. Einen solchen Mann kann man sich doch nicht zum Vorbilde nehmen."

Ich: „Man muß überhaupt keine Vorbilder haben!"

Heinecke: „Mein lieber Herr Gottschall, es sollte mir sehr leid thun, wenn wir Sie verlieren würden!"

Dieser Schmerz wurde indes dem Geheimrat nicht erspart; es dauerte freilich noch geraume Zeit, bis mir die Hiobskunde zu teil wurde. Ich hatte in meiner Einsiedelei im Nebengebäude der Universität inzwischen einen Stubengenossen gefunden, einen charakterfesten jungen Mann Namens Anders. Der Oberbibliothekar, Herr Elvenich, ein Philosoph, hatte inzwischen dagegen protestiert, daß zwei Studenten in diesem Nebengebäude wohnten; er behauptete, das Prinzip der königlichen Bauten lasse das nicht zu. Wir hatten indes diesem Protest noch keine Folge gegeben, als das Schicksal in Gestalt eines Ministerialreskriptes eingriff. Ich saß eben in juristische Studien vertieft, mit der Ausarbeitung eines lateinischen Pandektenheftes beschäftigt, als der Pedell bei mir eintrat, mir ein Schreiben Heineckes überreichte, wonach durch ein Ministerialreskript vom 13. Februar meine Immatrikulation für unzulässig erklärt worden sei, auch könne man mir den Besuch der Vorlesungen und den Aufenthalt in Breslau nicht länger gestatten. Sogleich richtete ich ein Schreiben an den Polizeipräsidenten, worin ich ersuchte, mir die Gesetze mitzuteilen, gegen die ich mich vergangen hätte; ohne Verhör und Urteil dürfe doch kein preußischer Unterthan aus seiner Vaterstadt hinausgemaßregelt werden; ich hatte mehrere numerirte Punkte angeführt, über die ich Auskunft erbat. Nach einiger Zeit, während welcher ich ganz unbehelligt blieb, kam eine eingehende, sehr höfliche Antwort von Heinecke, in welcher Punkt für Punkt berücksichtigt wurde; der Refrain war freilich: ich sei im Irrtum, wenn ich glaubte, man müßte ein bestimmtes Strafgesetz übertreten haben, um aus einer Stadt verwiesen zu werden. Die Regierungen hätten das Recht unbedingt, um für das Wohl der Universitäten zu sorgen.

Als meine Ausweisung bekannt wurde, erregte sie großes Aufsehen; das Publikum war überhaupt in gereizter Stimmung und nahm für uns Partei. Wittenburg ging trotz des Verbots bisweilen in Breslau um — einmal suchten sich vier Polizisten seiner zu bemächtigen, als er auf den Bahnhof zurückfahren wollte, um den Bannbrüchigen in die Mater dolorosa, ein sehr anrüchiges Polizeigefängnis, zu schleppen. Da befreiten ihn vierzig Studenten von seiner Bedrängnis; er stieg in den Waggon unter lauten Hochrufen, an denen sich das ganze Publikum beteiligte. Ich selbst sollte bald der Gegenstand noch lebhafterer Ovationen werden. Die Studentenschaft erkannte mir die Ehre eines feierlichen Geleites zu. Mein Stubenbursche Anders mochte wohl die erste Anregung dazu gegeben haben. Nicht bloß die Burschenschafter beteiligten sich an dem Komitat, auch die Landsmannschaften. In der Deputation derselben befand sich der bereits vor längeren Jahren als Berliner Rechtsanwalt verstorbene Hiersemenzel, damals ein strebsamer Musenjünger, dem die Lyrik mit aller Stille und Verschwiegenheit ihre Weiheküsse erteilte.

Es war für ihn der Anfang einer Sturm- und Drangperiode, die an allerlei lustigen Abenteuern reich war; denn der blaß und schüchtern aussehende Jüngling konnte mit seinen damaligen und späteren Erlebnissen eine ganze Chronik füllen. Auch einige Breslauer Bürger hatten sich zu dem Komitat eingefunden, um ihre dem Kultusministerium feindliche Gesinnung an den Tag zu legen.

Vor dem Thore des grauen Bibliothekgebäudes auf dem Sande, wo meine klösterliche Wohnung war, wurde es auf einmal in unheimlicher Weise lebendig, vier- und sechsspännige Postwagen fuhren vor, die Posthörner schmetterten, Reiter sprengten mit blanken Hiebern in den Hof, Studentenmützen von den verschiedensten Farben wogten durcheinander. Ich stieg in einen schönen Wagen mit sechs Pferden — Extrapost, zwei Postillone hoch zu Roß, zu beiden Seiten galoppierten Studenten in vollem Wichs. Mir gegenüber saß mein Stubengenosse und der eine Deputierte der Bürger. Ein langer Wagenzug entführte mich der Vaterstadt; vor dem Gebäude des Polizeipräsidiums und Regierungskuratoriums hielt der Zug; die Postillone bließen das wehmütige Lied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus!" und weiter ging's nach dem oberschlesischen Bahnhofe, wo mir von Anders ein Hoch ausgebracht wurde, in welches das zahlreich versammelte Publikum einstimmte. Unter dem Gesange politischer Lieder ging's nun nach Ohlau, wohin mich viele Kommilitonen begleiteten!

Damals stand die öffentliche Meinung ganz auf meiner Seite. Ein so gemäßigtes Blatt wie die „Schlesische Zeitung" widmete mir am 4. März 1844 eine Art von Nachruf, in welchem sie sine ira et studio meine Antecedenzien, die verzögerte Immatrikulation und meine Beteiligung an einer verbotenen Versammlung erzählte und dann fortfuhr: „Gottschall ist durch mehrere Gedichte, besonders durch seine in Königsberg erschienenen „Lieder der Gegenwart" in weiteren Kreisen bekannt; in Breslau hatte er seine Mußestunden zur Abfassung eines Dramas „Robespierre" verwendet, das sein ausgezeichnetes Dichtertalent auf eine herrliche Weise bekundet. Leider stellten sich der Aufführung desselben — Herr Heckscher hatte es zu seinem Benefize gewählt — unübersteigliche Hindernisse entgegen! Wie wir hören, wird es der Dichter durch den Druck veröffentlichen. Herr Gottschall hatte sich in Breslau durch seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgange sowie durch sein Talent, das ihm eine reiche Zukunft prophezeit, nicht bloß unter den Studierenden, sondern auch unter den gebildeten Bürgern viele Freunde erworben, die ihm an dem heutigen Tage, an welchem er aus ihrer Mitte schied, ihre Teilnahme noch besonders bezeugten."

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Revue.

Von

M. zur Megede.

Nicolai (Henrik Scharling): „Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo.“ — Rudolf Golm: „Ein falsches Liebeslied.“ — Theodor Fontane: „Die Poggenpuhls.“ — Margarete von Oertzen: „Das Recht ans Leben.“ — Maria Janitschek: „Ninive.“ — Richard Wendriner: „Föhn.“ — Friedrich Spielhagen: „Mesmerismus.“ — Ohsit: „Ilse.“ — Johannes Schlaf: „Frühlingslieder.“ — Robert Leinz: „Im Schmiedefeuer.“

In dieser Zeit der Sonne und des Vogelgezwitschers, des Sprossens und Blühens ist es selbst für den Kritiker nicht leicht, einem Buche gerecht zu werden, in dem die schwere Luft, der Pessimismus und die Hoffnungslosigkeit vom Ende des Jahrhunderts wehen und weben.

Wie anders dagegen, wenn seine Augen über die Seiten eines Werkes gleiten, das, seinem winterlichen Titel zum Trotze, frisch und lieblich, duftend und erquickend anmutet wie ein Gruß aus dem Frühling des Lebens — ein Gruß der Jugend! Die neue sechste Auflage von Nicolais (Henrik Scharling) „Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo“ beweist, daß auch das große Publikum diesen Reiz empfunden hat und zu würdigen versteht. Denn um ein „reizendes“ Buch im höheren Sinne des Wortes handelt es sich hier, um eine Idylle, die im grünen Dänemark spielt und deren Held ein achtzehnjähriger Student ist, dem zwei schöne, kluge, liebenswerte Töchter seines Gastfreundes es angethan haben. Zwei! — Aber welche soll nun die Auserwählte sein?! Welcher darf er Hoffnungen für die Zukunft erregen?! Der Zwiespalt, in dem sich Herz und Gewissen des verliebten Jünglings verstricken, sein Schwanken, seine kleinen Abenteuer und verfänglich-unverfänglichen Situationen sind so natürlich, so köstlich wie Emmy und Andrea Margaret, wie der Herr Pastor und die Frau Pastorin, wie Nicolais Brüder: „Corpus juris“ und „der Alte“, die, schon längst mit den beiden Pfarrfräulein einig, sie ihm zuletzt als ihre Bräute vorstellen. „Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo“ (Dresden, Gerhard Kühtmann) gehört zu jenen seltenen Erscheinungen in der neueren Litteratur, die erfreuen und beleben zugleich und die deshalb, zumal der Jugend, gar nicht genug empfohlen werden können — einer Jugend, die es so traurig selten nur noch versteht, „trunken zu sein, ohne Wein“!

„Ein falsches Liebeslied“ von Rudolf Golm (Dresden, Pierson) hat ebenfalls die Neigung eines Mannes zu einem Schwesternpaar als Gegenstand. Nur, daß diese Neigung von beiden erwidert wird und der Liebende und Geliebte ein vollkommen Moderner ist: blasiert, nervös, egoistisch, raffiniert, ein Mann, dessen Hauptreiz in seinem zur Schau getragenen Uebermenschentum, seinem schwarzen Hidalgo-Bart und seiner Million besteht und der für die fin de siècle-Roheit seiner Gefühle das beste Zeugnis ablegt, wenn er bei seiner „Umverlobung“ zu sagen wagt: „Leonie muß eben ihre paar Gefühle in den Eiskasten stellen, und Blanche holt eben ihre Gefühle aus dem Eiskasten heraus, und alles ist in bester Ordnung.“ Was im „Pfarrhause von Nöddebo“ natürlich, rein, erfrischend, wohlthuend wirkt, die Hauptgestalten, die Nebenpersonen, das ganze Milieu, das wirkt in „Ein falsches Liebeslied“ peinlich, häßlich, beklemmend und beängstigend. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Rudolf Golm die Welt und die Menschen zeichnet, wie sie nicht sind. Nein, im Gegenteil, er beobachtet scharf und schreibt manchmal sogar geistreich, aber sein „Falsches Liebeslied“ wird dadurch nicht weniger mißtönend. Keine einzige Person vermag darin unsre Sympathie zu erwecken, nicht einmal die arme Blanche mit ihrer jungen, strahlenden Körperlichkeit, in der noch ein paar helle Funken des echten Weibes glimmen. Ihr tragisches Schicksal beginnt ja auch erst mit dem Anfang ihrer Ehe, das heißt am Ende des Buches, wo der Gatte abermals zu den hypergeistreichen Ueberspanntheiten und der Treibhausschönheit der älteren Schwester zurückschwankt!

Mit aristokratischer Künstlerhand und gewohnter Meisterschaft hat Theodor Fontane seine „Poggenpuhls“ (Berlin, F. Fontane) zu greifbarster Wirklichkeit ausgestaltet. Eine abgewirtschaftete Adels- und Offiziersfamilie, zu gut, um zu sinken, zu schwach, um an die Oberfläche

eines Lebens zu gelangen, dessen Wellen längst über sie hinweggestiegen sind. „Die Poggenpuhls" vegetieren nur noch, sie kennen weder Haß noch Liebe, weder Fall noch Aufschwung, weder Kampf noch Sieg. Ihren Originalen ist jeder Großstädter und besonders jeder Berliner hundertmal auf seinem Wege durch die Gesellschaft begegnet. Sie sind nicht lächerlich, aber auch nicht verächtlich. Die meisten sehen über sie hinweg und gönnen ihnen weder die wehmütige Teilnahme noch die mitleidige Bewunderung, die sie so ganz verdienen. Töchter und Söhne der Poggenpuhls sitzen noch an der Tafel des Lebens, aber sie sitzen untenan und nehmen ohne Schamröte die Almosen bescheidener Genüsse von Verwandten und Freunden, von Christen und Juden! Es sind weder Faulenzer noch Speichellecker, sondern fleißige, anständige Menschen, gute Kinder, liebevolle Geschwister, die Theodor Fontane mit dem feinen, zarten Humor, der ihm so wohl ansteht, beleuchtet. Alle ihre kleinen, ungefährlichen, komischen Schwächen weiß er herauszufinden, aber während er sie uns preisgiebt, meinen wir im Auge des Dichters einen feuchten Glanz zu erblicken und ein leichtes Zittern in der Stimme zu hören, die in vollendeter Form die graueste aller grauen Geschichten erzählt — die Geschichte einer schicksalslosen Familie.

In „Das Recht ans Leben" stellt Margarete von Oertzen (Minden i. W., Bruns Verlag) den strengen Pflichtmenschen, der keiner bestimmten Epoche anzugehören braucht, neben den Genüßling unsrer Tage, der vom Dasein jede Annehmlichkeit fordert und jedes Leid beiseite schiebt, einen Genüßling, dessen Geist flach werden muß wie sein Herz arm und öde. Der Lieutenant von Grenzky hat seiner sterbenden Stiefmutter gelobt, daß er wie ein Vater für ihre beiden Knaben sorgen will. Und er hielt seinen Schwur auf Kosten seiner Liebe und auf Kosten seiner glänzend begonnenen Carriere. Aber die Knaben danken ihm seine Opfer nicht und ertragen seine Vormundschaft mit offenbarstem Widerwillen. Der ältere, bereits ein Jüngling, ist noch dazu in die Gesellschaft eines Studenten geraten, der sein Hirn mit verfrühter und unedler Lebensweisheit erfüllt. Die Brüder trennen sich; um die Knaben in einer Berliner Pension zu unterhalten, hat Grenzky seinen Abschied genommen und ist Gutsinspektor bei einem alten, ebenso liebenswürdigen wie originellen Ehepaare geworden. Fern vom Treiben der Welt, beginnt er sich in seinem engen Kreise glücklich und heimisch zu fühlen, da zwingt ihn ein beginnendes Lungenleiden des älteren Stiefbruders zu einer Reise nach Meran. In Meran aber wohnt seine Jugendliebe als Frau eines fanatischen Geistlichen, der in der Abtötung des Fleisches und den Thaten einer etwas überspannten Menschenliebe väterliche Schuld zu sühnen und eignen Frieden zu gewinnen sucht. Natürlich ist die Frau, die ihren Mann niemals geliebt hat, sondern nur aus Sehnsucht nach Arbeit, nach einem Berufe seine Gattin geworden ist, nicht glücklich. Zwischen den beiden, die sich ehemals ohne Geständnis trennen mußten, schlägt die fast erstickte Liebesflamme von neuem auf. Grenzky meint auch persönlich ein Anrecht ans Leben zu besitzen, und seine Leidenschaft findet im Herzen der geliebten und tief bemitleideten Frau den natürlichsten Bundesgenossen. Nur noch eine Stunde, ein Schritt — und die beiden haben die Grenze überschritten, von der es für sie keine Rückkehr mehr giebt. Aber die Stunde verrinnt, und der Schritt wird niemals gethan. Die Pflicht steht diesen beiden am letzten Ende doch so hoch, daß sie ihr schweigend das Recht ans Leben zum Opfer bringen! Margarete von Oertzen erweist sich in dieser Geschichte als eine Schriftstellerin ersten Ranges. Ihre Gestalten strahlen von Lebenswahrheit und Frische, die Situationen sind ohne jeden Zwang, die Dialoge fließend und der Stil glatt, kraftvoll, ohne jedes Zuviel oder Zuwenig. Ein edler Geist, ein warmes Herz und eine geläuterte Lebensauffassung spricht aus jedem Worte. Mit ganzem Interesse und ganzer Sympathie folgt man dem Gange der Erzählung — bis Meran. Hier aber tritt die Ebbe ein. Johannes Gunter, der Geistliche, ist eine widerliche Persönlichkeit sans phrase, ein Halbverrückter, der seine Frau bis aufs Blut peinigt. Wie kann sie bei ihm bleiben, wie kann Grenzky sie aus Pflichtgefühl dem Elend eines Lebens überlassen, in dem sie physisch und moralisch am Ende doch untergehen muß? Der Leser kann über diesen Sieg des Guten keine Freude empfinden, er kann ihn gar nicht einmal verstehen. Mit unzufriedenen Gefühlen wird er deshalb in den meisten Fällen ein Buch aus der Hand legen, das trotz alledem und alledem auch in seinem zweiten Teile noch ganz Hervorragendes bietet, in erster Linie die Charakteristik des Stiefbruders Robert und sein halb kindisches, halb frivoles Liebesspiel mit der kleinen, blassen Schwindsüchtigen, an deren Sarge ihm, zu spät, die Augen aufzugehen scheinen.

„Ninive" nennt Maria Janitschek ihren neuesten, sehr wahren aber auch sehr bitteren Roman (Leipzig, Max Spohr). „Ninive" ist in ihren scharfen, klugen und ehrlichen Augen die „Weltstadt" oder der „große Kanal, in dem alle Schmutzkloaken des Reiches zusammenfließen. Sie ist der Schlupfwinkel aller dunkeln Existenzen, die ungestört ihre Maulwurfs-

arbeit verrichten wollen. ‚Ninive' ist der Zufluchtsort der impotenten Halbkünstler. Hier suchen sie durch Extravaganzen, durch Geschrei und Verbrüderung mit Tagesgrößen ihre unbekannten Namen dem Volk ins Gedächtnis zu prägen." „Ninive" sind alle „nüchternen, staubheißen Millionenstädte, welche der geistige und physische Ruin der Nationen sind!" In ein solches „Ninive" nun führt die Verfasserin ein junges, unerfahrenes, kaum halbgebildetes, aber reines und kluges Mädchen. Sie führt sie in die sogenannten „geistreichen" Zirkel, das heißt unter Litteraten, Journalisten, Redakteure, Kritiker und deren Gesellschaftskreise. In wenigen Monaten läßt sie Johanna Grün ihre schweren, schwülen, entnüchternden, aber auch heilenden Erfahrungen machen. Daß das naive und enthusiastische Kleinstadtkind dabei „sich selbst" behält, daß es sich mit reinen Füßen aus einem Morast zu retten vermag, in dem so viele andre versinken, ist ein Zufall, ein Glück, das einzige nicht ganz Realistische in diesem sehr beachtenswerten realistischen Roman.

Für einen Band mit fünf Novellen hat Richard Wendriner den durchaus passenden Gesamttitel „Föhn" (Breslau, L. Frankenstein) erwählt. Denn austrocknend und vernichtend ist der glutheiße, staubige Hauch unsrer Zeit über die Herzen, Seelen und Schicksale seiner sämtlichen Helden hingefahren. Erfreulich ist es nicht, was er uns mit scharfer Beobachtung und sicherer Feder mitteilt, aber als wahre Geschichten haben die Föhn-Novellen ein volles Anrecht auf das Interesse und die teilnehmende Sympathie des ernsthaften Lesers.

Wenn die Liebe bei Richard Wendriner naturgemäß nur eine Nebenrolle spielt und im Gewand des Alltags und mit vorsichtig gestutzten Flügeln auftritt, so singt uns Friedrich Spielhagen in „Mesmerismus" ihr Hoheslied, verlockt uns mit ihm zu den dunkeln Tiefen des Uebersinnlichen hinabzusteigen. Die verzweifelnde Sehnsucht eines Mannes „bannt" die Geliebte, auf die er kein Erdenrecht besitzt, daß sie sich ihm in der Stunde ihres Todes zeigen muß, und folgt ihr dann freiwillig in das unbekannte Land des Jenseits. „Mesmerismus" hat alle Vorzüge der Spielhagenschen Muse: Wärme, Innigkeit, Vornehmheit, sprachliche Schönheit und edle Naturtreue. Die zweite Novelle des Bandes: „Alles fließt", sticht scharf dagegen ab. Ihr etwas banaler Humor will dem Meister nicht zu Gesichte stehen und vermag nur hie und da ein gezwungenes Lächeln hervorzurufen.

Mit echt französischer Grazie, in die sich aber doch zuweilen ein wenig Koketterie hineinmengt, ist die liebliche und rührende Geschichte „Ilse" (Berlin, F. Fontane) von Ohsit, alias Baronne Madeleine Deslandes, auf das Papier geworfen. Eine kleine Bambergerin lernt unter Sonnenblumen vor ihrem schwarzen Häuschen am Wasser einen Prinzen und Lebemann kennen, der von Bayreuth herübergekommen ist, um die alte Stadt zu besuchen. Ihre süße Schönheit und zarte Unschuld erfüllen seine blasierten Augen und sein beinahe ausgebranntes Herz mit einem mehr poetischen als sinnlichen Entzücken. Aber die rasch auflodernde Flamme sinkt bald wieder zusammen, der Prinz reist ab, und Ilse wartet bang und sehnsuchtsvoll auf seine Wiederkehr. Sie wartet vergebens; er kommt erst, halb zufällig, halb widerstrebend, als ein schneller, unerwarteter Tod ihrem kleinen Blumenleben ein Ende gemacht hat, und vermag nur noch an ihrem Grabe zu trauern und zu beten. Der weiche, träumerische Ton des Originals ist durch die Uebersetzung des Freiherrn Georg v. Ompteda aufs vollkommenste wiedergegeben.

Johannes Schlaf singt Frühlingslieder in die Lenzpracht hinaus, Frühlingslieder in Prosa! Ohne Zweifel sind sie sehr schön, sehr tief empfunden und sehr neu! Nur daß mir persönlich das rechte Verständnis dafür abgeht. Es ist eben zu anstrengend, die stille, leise atmende, unmerklich schaffende Natur auf beinahe hundert Seiten mit durch die Lupe besehen zu helfen und Bilder und Empfindungen mit einem wahrhaft schwindelerregenden Schwall geistreicher Worte und frappierender Wendungen malen zu hören. Zur rechten Wertschätzung litterarischer Gaben wie Schlafs „Frühling" (Leipzig, Verlag Kreisende Ringe, Max Spohr), wird selbst das gebildete Publikum erst noch einen besonderen Geschmackskursus durchmachen müssen!

Auf dem festen Boden einer allgemein verständlichen Wirklichkeit und Kunst steht dagegen Robert Leinz mit seinem Gedichtbande „Im Schmiedefeuer" (Mannheim, Brockhoff & Schwalbe). Ernst, ehrlich, mutig, warm und in knapper, eigenartiger, poesievoller Form giebt er der Menge seine inneren und äußeren Erfahrungen, sein Ringen und Streben, Thun und Denken preis. Man wird vielleicht nicht immer mit ihm übereinstimmen, aber man wird ihn überall verstehen und zu würdigen wissen!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

1815.

Es wirkt wie ein innerer Zusammenhang tiefbedeutsamer Symbolik, daß im April 1815, wo Napoleon zum letztenmal in den Tuilerien thronte, der Gründer des Deutschen Reiches schon in der Wiege lag. 1815 bildet gleichsam ein Vorspiel für 1870. Wie Belgiens Grenze den Kriegsmeister, Napoleon den Großen, vor Blücher flüchten sah, so sah sie Napoleon den Kleinen vor Moltke die Waffen strecken. So ergänzt „Sedan" den Todestag des ersten Empire bei Waterloo.

Wellington trug den Löwenanteil des Ruhmes davon, weil England eine Weltmacht und Preußen damals ein kaum wieder auferstandener Mittelstaat. In Wahrheit brachte Blücher nicht nur den Sieg, sondern auch die Rettung. Ihren Dank statteten Wellington und England beim Friedensschluß ab, wo Deutschland neuerdings um alle Früchte seiner Befreiung betrogen wurde.

Ueber Napoleon waltete diesmal ein Unstern, vom ersten Tage ab. Am 16. befand er sich in der irrigen Voraussetzung, Ney habe spätestens am Morgen, wenn nicht schon am 15. abends, Quatrebras in Besitz genommen. 5 Uhr abends des 15. hat Ney die Ordre richtig empfangen, und alle Nergeleien des grimmen französischen Napoleonhassers Charras waschen den Marschall nicht rein. Warum hielt Ney das Corps Erlon noch am 16. so weit zurück? Gerade wenn er fürchtete, in Wellingtons ganze Macht hineinzustoßen — seine treffliche Reiterei hätte ihn aber bald durch Auskundung belehren können, wie geringe Streitkräfte bei Quatrebras standen — oder von Blücher rückwärts auf der Straße Sombref-Marbais-Quatrebras gepackt zu werden — als ob nicht Napoleon selbst Blücher in jedem Fall gefesselt hätte —, mußte Ney erst recht seine ganze Macht konzentriert halten. Um 2 Uhr mittags des 16. sandte Napoleon nochmals Ordre, kräftig zu agieren und südöstlich gegen die Preußen einzuschwenken, um ½4 Uhr nochmals: „Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen," endlich noch einen Bleistiftzettel durch einen General: Sei Ney zu stark gegen Wellington engagiert, solle er wenigstens Corps Erlon auf Sombref schicken. Spätestens um 5 hätte Ney diese rechtzeitig gegebene Ordre erhalten können, es geschah dies aber erst um 6 Uhr, als bereits Ney in heftigstem Kampfe stand. Das hätte aber nichts geschadet, denn die kaiserlichen Boten stießen unterwegs auf das von Ney — zu spät — gerufene Corps Erlon und übermittelten ihm den Wunsch des Kaisers. Infolge dessen tauchte dasselbe wirklich bei St. Amand auf, wohin es sich halb verirrt hatte, und erregte dort um ½6 Uhr eine Panik bei dem Corps Vandamme, weil man eine englische Unterstützungskolonne vermutete. Napoleon hatte schon die Garde in Bewegung gesetzt, um bei Ligny durchzubrechen, da er hoffte, einen Teil Neys im Rücken der Preußen bei Sombref erscheinen zu sehen. Eine volle Stunde verstrich, ehe man den Ursprung des Corps enträtselte; unglaublich genug, daß Erlon dem Kaiser keine Meldung entgegenschickte. Statt aber nun, wie es die Sachlage gebot, sofort die preußische Flanke zu entwickeln, verschwand Erlon plötzlich, nachdem sich gerade tröstlich aufgeklärt, was diese 20000 Streiter hier zu suchen hatten. Ney hatte in seiner Bedrängnis Erlon gemessenen Befehl gesandt, zu ihm nach Quatrebras umzukehren, wo er natürlich erst nach 9 Uhr ankommen konnte, als schon alles vorüber war. Ney durfte nicht Erlon zurückrufen, Erlon durfte dem Marschall nicht gehorchen, sondern seinem obersten Kriegsherrn. Die widersinnige Annahme von Charras, Napoleon habe den Abmarsch Erlons nach Quatrebras bewilligt, bedarf keiner Widerlegung. Auch hat Erlons Divisionär Durutte bezeugt, daß Napoleon nochmals, gerade als Erlon sich anschickte, den verhängnisvollen Spaziergang zwischen Ney und Napoleon

anzutreten, ihn dringend ersuchte, bei St. Amand einzugreifen. Erlon verdiente also ein Kriegsgericht.

Daß Napoleon, in Unruhe über das neben und hinter Vandamme auftauchende Corps, den Zentrumsangriff zwei Stunden verzögerte, hat ihm außerdem noch geschadet, da so das Gemetzel in den Dörfern zu lange und nutzlos Kräfte verzehrte gegen die preußische Uebermacht, und da wegen der späten Entscheidungsstunde keine Verfolgung mehr eintreten konnte, was zugleich über die Richtung des preußischen Rückzugs in der Nacht so verhängnisvoll enttäuschte. Andrerseits scheint er das Corps Lobau noch nicht zur Hand gehabt zu haben, dessen Eintreffen er vielleicht abwarten wollte, und es ist fraglich, ob ein Durchbruch, den die Dämmerung begünstigte, bei hellem Tage überhaupt geglückt wäre. Nicht nur Clausewitz und Charras, sondern sogar der napoleonfreundliche Jomini und neuerdings Graf York („Napoleon als Feldherr" II. 391) entschuldigen zwar Ney, daß er am 15. Quatrebras nicht nahm; selbst wenn wir dies zugeben, bleibt doch sein Zögern bis Nachmittag am 16. unverantwortlich und noch mehr seine heillose Unthätigkeit am 17. Wieder erst nachmittags merkte er, daß Wellington schon vormittags den Rückzug von Quatrebras nach Waterloo antrat, statt ihm an der Klinge zu bleiben und ihn hierdurch so lange aufzuhalten, bis möglichenfalls der Kaiser von Sombref her nordwestlich in Wellingtons Flanke marschierte. Um 9 Uhr vormittags kannte Ney bereits den günstigen Ausgang der Schlacht von Ligny, und erst um 10 Uhr traf Wellington auf die gleiche Nachricht hin seine Anstalten. Hingegen trägt Napoleon die Schuld, daß er das noch unberührte Corps Lobau und Milhaud (13000 Mann) zu spät am 17. in Marsch setzte, um Wellington noch flankierend einzuholen. Wenn er selbst mit 18000 Garden rechtzeitig folgte und Ney mit jetzt vereinten 45000 Mann Wellington sofort drängte, so rettete Letzteren nichts vor einer zermalmenden Niederlage, die er am 17. nachmittags auf den Weg nach Brüssel mitnehmen mußte. Er hätte sich dann nicht mehr *vor* Brüssel setzen können. Der excentrische Marsch Blüchers über Wavre aber wäre in seinem Vereinigungszweck illusorisch geworden, hätte sogar die Existenz des preußischen Heeres in Frage gestellt, das zwischen zwei Feuer geriet, falls Napoleon dann östlich schwenkte und Grouchy über Wavre nachstieß. Diesen Marschall sandte Napoleon am 17. mittags viel zu spät hinter den Preußen her, die er nach Namur flüchtend wähnte. Bis zum Abend legte Grouchy nur eine Meile zurück, erst um 11 Uhr vormittags des 18. ereilte er die preußische Nachhut bei Wavre. Daß er so die Spur der Preußen verlor und irreführende Rapporte sandte, fällt ihm zur Last, nicht aber, daß er nicht nach St. Lambert hinter Bülow hermarschierte, als es schon zu spät war und er erst 8 Uhr abends dort hätte anlangen können. Was auch Napoleon auf St. Helena zurechtdichtete, läßt sich gleichwohl feststellen, daß er um 4 Uhr nachmittags wissen mußte, heut sei nicht mehr auf Grouchy zu rechnen. Unentschuldbar aber bleibt, daß Grouchy nicht — gemäß Napoleons ausdrücklicher Weisung, sich immer rechts der Brüsseler Chaussee zu halten — durch Entsendungen seine Verbindung mit dem Hauptheer unterhielt und so Blücher ermöglichte, sich zwischen Napoleon und Grouchy einzuschieben. Da nun Napoleon seine rechte Flanke durch Grouchy gedeckt glaubte, trifft ihn der Vorwurf nur halb, daß er die Hohlwege bei St. Lambert in seiner Rückenflanke gegenüber Belle Alliance, wo er am 17. abends eintraf, nicht beobachtet habe, unbesorgt um das gänzlich unwahrscheinliche dortige Eintreffen Bülows. Bei dem Blücherschen Heer befanden sich nicht weniger als 62000 Landwehrleute zu Fuß und zu Pferd, genau die Hälfte des Ganzen, das auf 124000 Streiter angegeben wird, von Damitz und Wagener allerdings nur auf 116000. Hiernach erklärt sich auch die verschiedene Stärke-Angabe für den 16. Juni, wo Blücher nach letzteren Quellen nur 82000 Mann gehabt haben würde, mit 216 Geschützen. Napoleon hätte, da er die 5000 Mann Girard von Ney an sich zog, 75000 Streiter zählen müssen; die Angaben für die einzelnen Corps schwanken freilich; so zum Beispiel soll Milhaud nur 2900 Pferde gehabt haben, doch sogar General Thoumas, der genaue Quellenforscher in Sachen Napoleonischer Reiterei („Les grands cavaliers du premier Empire") bestätigt die höhere Ziffer 3600. Da aber mindestens

7000 Mann Lobaus nicht zum Schlagen kamen, so stimmt die heut gültige Angabe von 68 000 Mann mit 210 Geschützen. Nach Gourgnaud betrug die Garde freilich fast 21 000 Mann, während wir sie, abzüglich der 1500 leichten Gardereiter, nur auf 17 000 annehmen.

Die Schlachtenwicklung bei Waterloo ist nicht besonders kunstreich. Auf seiten Wellingtons dreht sich alles um die Besorgnis für den rechten Flügel, wo er umgangen zu werden fürchtet und 25 000 Mann nach Hal und Braine abzweigt. Französischerseits wird beiläufig bemerkt, 2000 Reiter (Piré?) hätten auch wirklich nach dieser Richtung am 17. demonstriert, um den Feind in seinem Wahn zu bestärken; eine umständliche Maßregel, zu der es gewiß an Zeit gebrach. Dagegen ließ Napoleon absichtlich 3 Divisionen Reilles zuerst den starken rechten Flügel Wellingtons angreifen, um diesen dort zu fesseln. Eine Division davon und eine Erlons hielten nach der Mitte zu, während 3 Divisionen Erlons den Hauptangriff auf den schwächeren linken Flügel ausführten, wo die Verbündeten endgültig voneinander abgedrängt werden konnten. Da dieser Versuch scheiterte, das Zentrum aber schwach und ohne Reserven war, wurde nunmehr von 4 Uhr ab alle Kraft dorthin gerichtet. Es wird Ney hierbei zur Last gelegt, daß er die Reiterattacken zugleich nach dem rechten Flügel hin zersplittert und sich an unberührten feindlichen Massen abgemüht habe. Ist dem so, müssen Umstände des Geländes, die zu einer breiteren Front zwangen, dies verschuldet haben.

Bei Ligny fand derselbe Vorgang statt, nur planvoll und daher mit besserem Erfolg: Napoleon demonstriert gleich anfangs gegen Thielmann, offenbar um Blücher glauben zu machen, er wolle ihn von Bülow und der Rückzugslinie nach Namur abschneiden, wirft aber dann seinen stärksten Flügel auf St. Amand, um dort die Verbindung der Verbündeten zu zerschneiden. Er erwartete dort ein Eingreifen Neys, sowie Blücher umgekehrt eine Hilfe Wellingtons; beide Hoffnungen erwiesen sich als trüglich. So entschloß sich denn Napoleon, auf die strategische Entscheidung durch Trennung der Verbündeten zu verzichten und den taktischen Vorteil eines Zentrumstoßes dafür einzutauschen, da er Blüchers Mitte entblößt sieht. Es gelingt; die mit Zentrumsdurchbruch stets verbundene Verwirrung tritt auch ein; die Preußen bewahren jedoch ihre Ruhe, so daß die Krisis nicht zum Aeußersten führt.

Die Schlacht bei Ligny war für die Preußen noch blutiger als am 18. die Erstürmung von Planchenoit, die allein den 28 000 Mann Bülows 6346 Mann, wovon 4829 auf die Landwehr entfielen, gekostet hat. Denn die am 16. meistbetroffenen Brigaden Steinmetz, Krafft, Jahow in einer Gesamtstärke von etwa 21 000 Mann verloren jede durchschnittlich 2400 Mann, also aufs Ganze gerechnet 34 Prozent. Diesen Verlust hat 1870 nur unsre 38. Brigade bei Mars la Tour übertroffen, selbst die Verluste der Gardebrigaden am 18. August bleiben dahinter zurück. Der Regimentsverlust entsprach sich gleichfalls 1815 und 1870. (Vergleiche „Geschichte des 1. Westfälischen Landwehrregiments" von F. Harkort.) Andre Körper wie Brigade Tippelskirch verloren bei Ligny 1900 Mann, so viel wie französischerseits Division Gérard, die am meisten litt.

Ueber die Truppenverteilung am 16. Juni herrscht immer noch Unklarheit. Napoleon, der es doch wissen mußte, führt zum Beispiel in den Memoiren von St. Helena ausdrücklich die leichte Gardekavallerie unter der Verlustliste von Quatrebras an, während in keiner Schlachtrelation ein Wort davon steht, daß sie überhaupt zur Verwendung kam. Vielmehr will eine deutsche Quelle (Vetter II 395) die drei Garde-Kavallerieregimenter Lefèbvres sogar im Rücken der preußischen rechten Flanke bei St. Amand erscheinen lassen. Offenbar ist dies aber eine Verwechslung mit der Kavalleriedivision Erlons, die thatsächlich nebst Division Durutte von Erlon hier belassen wurde, während das Gros desselben zu Ney marschierte. Erlon hätte demnach sowohl Napoleon als Ney Rechnung getragen. — Es scheint ferner, daß das Corps Lobau fast völlig intakt blieb, da es laut Kauslers Schlachtenatlas Seite 672 erst um 7 Uhr abends bei Fleurus anlangte. Es bleibt ungewiß, was Grolmann-Damitz I 156 damit meint, daß dies Corps „nicht mit zu den Reserven Napoleons gerechnet werden kann". Sporschill meint VIII 163, daß „ein mäßiger Teil" Lobaus gegen Thielmann verwendet worden sei, Seite 155 dagegen sagt er bezüglich „einigen Fußvolks", das

der Reiterei Grouchys beigegeben war: „Von welchem Corps ist nirgends angegeben.“ Dies ist ein Irrtum, den französische neueste Darstellungen lichten: Division Hulot vom Corps Gérard focht dort, so daß Gérard bei Ligny nur zwei Divisionen zur Verfügung hatte. Grouchy und Gérard zusammen verfügten nur über 19500 Mann, da Grouchy die 1500 Pferde der Reiterdivision Subervie zu Vandamme hinübersenden mußte, weil dort 48 preußische Escadrons sich sammelten. Rechts und im Zentrum fesselten also rund 20000 Franzosen volle 40000 Preußen: das Corps Thielmann, 24000, und die kleinere Hälfte der Corps Pirch und Ziethen, etwa 16000 Mann. Der abendliche Versuch, 8000 Mann Thielmanns nach Sombref hinüberzuziehen, kam zu spät, um den schon vollzogenen Durchbruch bei Ligny aufzuhalten. Dorthin hatte Blücher 15 Bataillone Ziethens, aber nur 9 Pirchs geworfen, während Pirchs 27 andre Bataillone die bei St. Amand stehenden Brandenburger Ziethens verstärkten. So drängten sich an dieser Stelle etwa 45000 Preußen zusammen gegen 32000 Franzosen (Vandamme 18000, Gérard 5000, Junge Garde 5000, Chasseurbrigade der Alten Garde 2500, Reiterdivision Subervie 1500), während Ligny selbst nur von 16000 Preußen gehalten wurde. Da letztere erst nach und nach eingesetzt wurden, begreift sich, daß Gérard mit kaum 10000 Mann anfangs Vorteile errang, ohne sie jedoch erweitern zu können, daß aber dann 10000 Mann alte Garde, 3500 Kürassiere Milhauds und wahrscheinlich noch Division Teste vom schwachen Corps Lobau als Reserven ein volles Uebergewicht am Entscheidungspunkte erzielten. *Dies Stärkeverhältnis liefert den Maßstab für Napoleons geistvolle Führung.*

Es steht fest (Siborne, Beamisch, Chesney, Charras, Müffling, Grolmann-Damitz stimmen hierin überein, auch Clausewitz VIII 63 bis 67, vergl. auch Varnhagens Blücherbiographie Seite 428 und die bündige Darstellung in Scherrs Blücherbuch III 375), daß Blücher die Schlacht von Ligny nur annahm, weil Wellington kräftigste Beihilfe versprach. Auch der Stabschef des Ziethenschen Corps, Oberst v. Reiche, bezeugt dies in seinen Memoiren II 184 als Ohrenzeuge. „Um 4 Uhr werde ich hier sein,“ beteuerte Wellington beim Abreiten von der Windmühlenhöhe von Boy. Das war nun wirklich von dem britischen Feldherrn ein starkes Stück! Denn um diese Zeit hat er bei Quatrebras nur 20000 Mann sammeln können und erst am Morgen des 17. soll er dort angeblich zwischen Nivelles und Quatrebras 70000 Mann von Brüssel herangeschafft haben, wovon aber sicher nur 40000 bei letzterem Orte konzentriert standen. Wenn er überhaupt am 15. versichert hatte, er könne sich binnen 22 Stunden sammeln, so macht solch arge Verrechnung seinem Ueberblick wenig Ehre.

Es heißt also die kollegiale Großmut Blüchers überschätzen, wenn man ihm unterschiebt, er habe den Schlag Napoleons aufgefangen, um Wellington Zeit zum Sammeln zu gewähren. Weit entfernt davon, hat er vielmehr nur auf Wellingtons Beihilfe gerechnet. Beide verbündete Feldherren glaubten die feindliche Gesamtmacht, irrtümlich auf „130000“ geschätzt, bei Fleurus vereint. Das nimmt wunder, da Wellington noch am 15. den Sambreübergang bei Charleroi für ein Scheinmanöver hielt und den Hauptstoß über Mons-Nivelles erwartete. Am vorigen Tage war schon Division Gérard vom linken Flügel Neys über Gosselies vorgebrochen, hatte sich dann freilich in Verfolgung der Brigade Steinmetz bis St. Amand rechts gewendet. Die Masse des Corps Reille lagerte aber bereits auf der Brüsseler Chaussee und die Vorhut Neys plänkelte bei Frasnes. Nun hatte Wellington allerdings, am Vormittag des 16. rekognoscierend, vor Quatrebras keine feindlichen Massen bemerkt und wurde an der Annahme irre, daß die Franzosen auch gegen Brüssel mit Macht vordringen würden. Es ist daher — so seltsam wiegen im Kriege sich oft Vorteil und Nachteil auf — die sträfliche Trägheit Neys dem Kaiser zu statten gekommen, da Wellington sonst seine Zusage an Blücher nicht gemacht und letzterer dann wahrscheinlich die Schlacht nicht angenommen hätte. Auf das Eintreffen Bülows konnte er nicht zählen, da aus widersprechenden Angaben von Clausewitz und Grolmann gefolgert werden darf, daß Bülow erst am 15. den Vormarschbefehl erhielt. Da nun die Vereinigung von 86000 Preußen bei

Sombref nicht mehr gehindert werden konnte, woran auch Napoleons Aufbrechen am frühen Morgen des 16. nichts änderte, da Pirch schon um 10 und Thielmann um 12 Uhr bei Ziethen anlangten, so blieb es für Napoleon noch der günstigste Fall, daß es zur Schlacht kam. Denn ein Rückzug Blüchers zu Wellington hätte die Vereinigung beider Feldherren beschleunigt. Doch sagt Veitzke mit Recht, daß Blücher „dann auf die Brüsseler Chaussee geworfen" wäre, wobei dann Ney oder mindestens Erlon ihre Flanke gefährden mußten. Bog Blücher aber einfach nach Namur aus, um sich mit Bülow zu vereinen, so wurde jede Verbindung mit Wellington aufgehoben. Freilich blieb dann Napoleons Rückzugslinie über die Sambre dauernd durch die preußische Flankenstellung gefährdet, er konnte aber Wellington rasch zertrümmern und dann über Mastrich die preußische Rückzugslinie seinerseits bedrohen. Ueberhaupt hatte man sich preußischerseits schon darauf gefaßt gemacht, daß Napoleon, ohne sich um Wellington zu kümmern, eine östliche Angriffsrichtung auf Namur wählen werde, das Corps Ziethen bei Charleroi links liegen lassend. Dann hätte man sich notgedrungen von Wellington entfernt, um die Verbindung mit der Heimat zu wahren, indem man sich am rechten Maasufer sammelte. Nach Grolmann-Damitz hatte man diese Eventualität bereits fest in Aussicht genommen. Napoleon, der dann natürlich seine Gesamtmacht zusammenhielt, wäre mit 120000 Mann auf 85000 Preußen Pirch-Thielmann-Bülow gefallen, da man zur Deckung des Etappenknotenpunkts Lüttich eine Schlacht wagen mußte, und warf er Blücher ostwärts zurück, konnte dann Corps Ziethen an der Sambre abgeschnitten werden. Wenn Wellington aber erst am 18. vor Brüssel teilweise vereint stand, so hätte er gewiß nicht vor dem 20. angriffsweise verfahren können. Bis dahin aber konnte das preußische Heer über den Rhein geworfen sein und Napoleon nun nordwestlich auf Brüssel in die Flanke Wellingtons stoßen, um ihn nach Antwerpen zu drängen. Warum unterließ der Imperator diese Operation? Offenbar in der Befürchtung, Blücher werde nicht standhalten, sondern nördlich zu Wellington ausbiegen, was zwar an sich aus Verpflegungsgründen bedenklich, für Napoleon aber wegen seiner numerischen Schwäche vor allen Dingen zu verhüten war. Hegte er wirklich solche Besorgnis, so stimmt dies nicht zu seiner sonstigen Geringschätzung der preußischen Strategen, und er hätte ihnen dann auch den Marsch auf Wavre später zutrauen dürfen. Doch was Gneisenau zu diesem gewagten Entschlusse bewog, wird wohl nebenbei auf zwei Umstände zurückzuführen sein, die noch niemand berührte. Erstens nämlich: daß Bülow seine Ankunft bei Gembloux (Linie Sombref-Wavre) meldete, ein Rückzug östlich nach Namur aber Bülow in schlimme Lage bringen konnte, bis er wieder die Chaussee Namur-Sombref erreichte. Zweitens, später: daß Wellington über seinen „Sieg" bei Quatrebras entstellende Angaben machte, als ob er dort einen französischen Hauptteil geschlagen habe. Hätte Gneisenau gewußt, daß sein Kollege sich nur mit schwerer Mühe gegen nur 20000 Franzosen behauptet und auch jetzt noch nicht seine Kräfte vereint habe, würde er sich wohl bedacht haben, sich auf ein solches Abenteuer einzulassen. Denn ein geschlagenes und teilweise zerrüttetes Heer (man denke an die 8000 Flüchtlinge auf der Lütticher Chaussee), so ungebrochen sich auch der moralische Faktor der altpreußischen Truppen erwies, wird am wenigsten daran denken, seine natürliche Basis für Proviant- und Munitionsnachschub preiszugeben, statt sich gerade dort wiederherzustellen — eine Maßregel, die in gesamter Kriegsgeschichte einzig dasteht. Hätten Napoleon und Grouchy ähnliche Energie entfaltet, so sah der 18. und 19. Juni beider verbündeten Heere Untergang. Doch — „es mußte nun so sein", sagt Dieterich von Bern im Nibelungenlied.

Am 7. Juli zog Blücher in Paris ein, tags darauf Ludwig XVIII.

Am 20. November wurde der zweite Pariser Friede geschlossen. Man hätte Frankreich alles dem Deutschen Reich seit 200 Jahren geraubte Gebiet, etwa 1000 Quadratmeilen, abnehmen können, zum wenigsten die 615 Quatratmeilen des alten Elsaß-Lothringen. Aber Deutschland durfte um keinen Preis einen Machtzuwachs erhalten, und so unterblieb dann jede Annexion. Talleyrands Machenschaften siegten ob, Metternich, Wellington und

der Zar empfanden plötzlich das innigste Mitleid mit Frankreich. Preußen, das den schweren Kampf fast allein durchfocht, erhielt sogar nur ein Fünftel der Kriegskontribution (150 Millionen Franken). Am 6. September stiftete der Zar auf der Heerschau zu Vertus sogar die „Heilige Allianz", die Krönung des Reaktionsgebäudes.

Am 15. Juli betrat Napoleon den Bellerophon, am 16. Oktober St. Helena. Lord Byron aber sang im „Childe Harold", was Unzählige dachten: „Fiel der Leu nur, damit die Wölfe freie Birsch haben?"

Wellington hatte, nach Chesney, 94000 Mann, wobei 14500 Reiter, 116 Geschütze. Daß er bei Waterloo nur 68000, wovon 24000 Briten von 31253, versammeln konnte, macht ihm gewiß keine Ehre. Napoleon hatte bei Waterloo 49000 Gewehre, 15700 Säbel, 245 Geschütze. Neuerdings ist (Horsburgh, „Waterloo", London 1895) bezweifelt worden, daß der Angriff erst um 1 Uhr erfolgte. Die Angaben schwanken zwischen 10, $10\frac{1}{2}$, 11, 12. 1 Uhr! Bezüglich der Wegnahme von La Haye zwischen 2, $3\frac{1}{2}$, 5, 6 Uhr! Da Duhesme 4000, Morand und Friant je 4500 zählten (Gardereiterei und Artillerie dazu 6000), so sind 8 Bataillone Friants nach Verlust bei Ligny nur = 3000 Mann zu schätzen. Maitland und 52er warfen die Garde, sogar die Osnabrücker Landwehr soll sich dabei beteiligt haben. Wellington sah sich bemüßigt, obschon er in Spanien mehrfach die deutsche Legion ungerecht in seinen „Depeschen" überging, nach Waterloo in erster Linie die deutschen Führer Alten und Ompteda zu nennen. Siehe „Christian v. Ompteda" von L. v. Ompteda, 1892, worin Napoleon fälschlich auf 75000, Wellington auf 55088 Streiter berechnet wird.

Ueber das Verhalten Erlons hat neuerdings Dr. Hage („Militärische Rundschau" 1896) eine neue Untersuchung angestellt, die Napoleon völlig entlastet, dagegen Ney und Erlon noch mehr belastet. Auch Chesney und Ropes neigen dieser Meinung zu, Horsburgh nennt das Benehmen Erlons „a system of delay, for it can be characterized by no milder term". Erlon verfaßte seinen abschwächenden Bericht über diese Affaire 1829, dagegen hat Oberst Baudus, Soults Adjutant, 1841 scharf opponiert. „Sie haben Frankreich ruiniert," sagte Napoleon am 17. mittags zu Erlon und schrieb morgens an Ney einen geharnischten Brief: somit ist sicher, daß Ney die von ihm abgeleugneten genauen Befehle erhielt, auf die auch der Kaiser ausdrücklich Bezug nimmt. Hingegen befindet sich in Dr. Hages sonst überzeugender Beweisführung ein wunder Punkt. Er vermag nämlich die offenbare Ueberraschung Napoleons über Erlons Erscheinen und sein nicht direktes Heranrufen Erlons, sobald er von dessen Nähe unterrichtet, nur halb zu erklären: daß Napoleon ja Erlon nicht bei St. Amand, sondern bei Bry erwartet und sodann einen nochmaligen Befehl an Erlon für überflüssig erachtet habe.

Letzteres leuchtet ja ein, denn von einem französischen General, zumal von der Erfahrung Erlons, durfte doch bestimmt erwartet werden, daß er sofort ins Gefecht eingriff. Hatte doch über Bernadotte schon kriegsgerichtliche Untersuchung geschwebt, als er am 14. Oktober 1806 in durchaus ähnlicher Lage bei Dornburg zwischen Napoleon und Davout thatlos stehen blieb, offenbar aus üblem Willen. Was einem Marschall beinah den Hals brach, das durfte erst recht kein bloßer Corpsgeneral zweiten Ranges wagen. Allein Napoleon hat Erlon auch nicht bei Bry erwartet, sondern nur eine Kolonne von 10000 Mann, die er ausdrücklich von Ney verlangt hatte. Dies war unbedingt das richtigste, denn 20000 hätten in der Abendkrisis kaum mehr vermocht als 10000: letztere genügten vollkommen, um Blücher durch einen Rückenstoß den Genickfang zu geben, während 20000 sich gar nicht mehr hätten entwickeln können.

Die Hälfte Erlons hier, die andre Hälfte bei Quatrebras, das war die Lösung des Problems. Hätte Ney sich also begnügt, die Hälfte Erlons zu sich zu rufen, so konnte noch alles gut gehen. Daß er aber 1. die vom Kaiser verlangten 10000 auf Bry nicht senden konnte, weil sein Versäumnis am 16. früh und der langsame Marsch Erlons diese

Möglichkeit aufhoben, 2. aber nun Erlon ohne Not zu sich befahl, nachdem derselbe schon beim Schlachtfeld des Kaisers stand, und Erlon diesem wahnsinnigen Befehl gehorchte, bloß weil Napoleon ihm nicht noch expreß den selbständigen Befehl zum Eingreifen sandte, — davon wird kein Charras je die beiden reinwaschen können.

Verwickelter liegt der Fall Grouchy. Zur Beurteilung des Blücherchen Wagnisses muß besonders betont werden, daß er Grouchy nur für 11000 Mann stark hielt. Hätte er geahnt, daß Grouchy die dreifache Stärke besaß, so scheint noch sehr zweifelhaft, ob er je den Abmarsch von Wavre nach St. Lambert gewagt hätte.

Wir haben nun drei historische Ausweise über Grouchys Maßregeln: die „Fragments historiques" von Grouchy selbst 1829, seine Biographie vom Divisionsgeneral Grouchy 1864 und die „Dernières observations" von Gérard. Was sich aus den Rapporten und Ordres ergiebt, ist das Folgende:

Erst um 3 Uhr nachmittags am 17. begann Gérard den Marsch, Vandamme war voraufgegangen und langte um 7 Uhr abends in Gembloux an, Gérard um 10 Uhr. Da letzterer langsamer marschierte, so müssen wir Vandammes Aufbruch nur zwei Stunden früher ansetzen, auf 1 Uhr.[1]) Exelmans und Pajol waren immerhin morgens voraufgegangen, auch hat Grouchy noch in der Nacht Streifvedetten ausgesendet. Um 3½ Uhr nachmittags kam der bekannte Rapport von Pajol, Blücher ziehe auf Namur, zugleich aber von Exelmans, sie zögen auf Gembloux. Die Legende meint nun, Napoleon sei auf Pajols Rapport hereingefallen, das ist aber keineswegs der Fall gewesen. Denn um 3½ Uhr erhielt Grouchy schon die Ordre, datiert „3 Uhr Ligny", *direkt auf Gembloux vorzugehen*. Also parallel zu Napoleon. Es wird ihm darin vorgeschrieben, seine Armee dicht beisammen zu halten. Denn es sei „wichtig, *was* Wellington und Blücher jetzt beabsichtigen."

Also hielt Napoleon, entgegen der gewöhnlichen Annahme, Blücher *nicht* für abgethan, und der stets erhobene Vorwurf des Leichtsinns fällt zu Boden. *Dies entscheidende Dokument ist aber erst 1842 in Pascallets unparteilicher Biographie Grouchys abgedruckt worden, während Grouchy selbst es 27 Jahre unterschlug!* Das ist doch mindestens sehr bedenklich und sonderbar. Dagegen trifft ihn der Vorwurf wenig, er sei am 17. zu spät aufgebrochen, vielmehr that er, was möglich war, da er angeblich erst mittags den morgens in tödlicher Apathie schlummernden Kaiser sprechen konnte. Gewiß wäre von seiten des letzteren mehr Energie am Platze gewesen à la General Bonaparte, gleichwohl hat man den Fehler dieser Zögerung sehr übertrieben. Denn gingen die Preußen auf Namur, so war die Versäumnis der Nacht und einiger Morgenstunden gering und ohne Bedeutung; weit wichtiger wäre Benutzung dieser Zeit zum sofortigen Aufbruch gegen Wellington gewesen. Napoleon muß aber, obschon kein Rapport darüber aufbewahrt blieb, seinerseits schon Nachricht über Abrücken großer preußischer Massen auf Gembloux gehabt haben; denn ehe noch Grouchy sich zwischen Pajols und Exelmans' Rapporten entscheiden konnte, dirigierte ihn Napoleon auf die richtige Fährte nach Gembloux.

Dort angekommen, entfaltete der Marschall eine fieberhafte Thätigkeit, schrieb bis in die Nacht sieben Briefe und erließ Ordre, 5 Uhr morgens am verhängnisvollen 18. aufzubrechen, für Vandamme und Reiterei, um 8 Uhr sollte Gérard folgen. Die Truppen waren aber äußerst erschöpft von beschwerlichem Marsch in Regenwetter; daß Vandamme von St. Amand bis Gembloux sechs Marschstunden brauchte, Gérard von Ligny sieben, hängt mit der Beschaffenheit der Wege zusammen, und immerhin wird man bedenken müssen, daß beide Corps am 16. unter furchtbaren Verlusten bis zum äußersten gekämpft hatten. Die taktische Ordnung infolge des großen Offizierverlusts war wieder herzustellen, Ausruhen nötig; vor 11 Uhr konnten sie sich schwerlich in Marsch setzen. Daß sie weitere 2—4 Stunden verloren, hätten Napoleon und Grouchy durch größere Rührigkeit vermeiden können. Da aber ein so feurig rastloser General wie Gérard sich gerade am meisten verspätete, so müssen

[1]) Nach Grouchys Angabe hätte Vandamme sich schon um 11 Uhr in Marsch setzen sollen.

noch andre Umstände mitgewirkt haben. Nur die Reiterei, die am 16. sehr wenig stritt und litt, hätte an der Klinge bleiben müssen. Auch am 18. früh erfolgte der Aufbruch der ermüdeten Infanterie zwei Stunden zu spät, freilich nur post festum aus geurteilt. Wäre Blücher über Wavre auf Brüssel gegangen, so hätten diese zwei Stunden wenig ausgemacht. Der Gedanke aber, daß Blücher geradewegs zwischen Napoleon und Grouchy sich eindrängen werde, scheint dem Marschall nie gekommen zu sein. Er schrieb am 17. abends und 18. früh an den Kaiser in dem Sinne: Blücher habe sich in zwei Kolonnen geteilt, eine auf Wavre, eine auf Namur. Wenn die Hauptmasse auf Wavre gehe, „folge ich ihr, damit sie nicht Brüssel erreicht, und um sie von Wellington zu trennen.“ Dies ist die allgemein als echt angenommene Version, und Gérard erklärte 1830 auf seine Ehre, das Certifikat stimme genau auf dem Original dieses Rapports, „das uns vom Kaiser übergeben wurde und das in unsern Händen ist.“ Gérard steht über jeden Zweifel erhaben, aber das Certifikat ist von Gourgeaud ausgefertigt, und es giebt Leute, die diesen sonst tadellosen Ehrenmann einer kleinen Fälschung in seines angebeteten Kaisers Interesse nicht unfähig halten. Ein Beweis für Gourgeauds bewußte Unglaubwürdigkeit ist nie erbracht worden, und seine Schriften machen einen moralisch unantastbaren Eindruck, mag man auch ihren fanatischen Napoleonkultus belächeln. Dagegen hat Grouchys Version, er habe nur geschrieben: „so werde ich sie angreifen, sobald ich auf sie stoße,“ von vornherein etwas Gemachtes an sich. Sie klingt zu blaß, zu nichts verpflichtend; so pflegte man an den Kaiser nicht zu rapportieren. Grouchy will mit dieser allgemeinen Redensart, die jeder beliebige Offizier der Avantgarde zu brauchen pflegt, sich decken: er habe nur versprochen, was er nachher wirklich that, nämlich eine Selbstverständlichkeit, die er gar nicht in Worte zu fassen brauchte und deren nichtssagenden Ausdruck Napoleon sicher übel vermerkt hätte. Was soll man aber vollends von Grouchys Wahrhaftigkeit denken, sobald wir wissen, daß er die oben citierte kaiserliche Ordre, die ihm befahl, immer seitwärts in Verbindung mit dem Hauptheer zu bleiben, ganz verschwiegen hat, so daß Pascallet sie erst nach des Marschalls Tod entdeckte?

Am 18. um 11 Uhr vormittags schrieb er an Napoleon: Blücher gehe auf Brüssel, sich dort mit Wellington zu vereinen. Gleich nachher hörte er die Kanonade von Waterloo. Daß er dort nicht vor 6 Uhr abends hätte anlangen können, ist sicher. Auch erklärte es Balthus, Kommandant der Artillerie Gérards, für unmöglich, Geschütze durch jenes durchschnittene Gelände der Dyle rechtzeitig heranzubringen. Daß es möglich war, bewiesen ja die Preußen! Und wenn Grouchy auch schwerlich in die Schlacht Napoleons eingreifen konnte, so hätte er doch jedenfalls durch heftiges Drängen die Corps Ziethen und Pirch auf sich abziehen können. Bülow allein aber hätte Plancenoit nie erobert, und Ziethens Ankunft bei Papelotte verursachte erst die Niederlage Erlons. Wenn nun aber Grouchy statt dessen in falscher Richtung gegen Thielmann vorging, dem er doppelt überlegen war, und nicht einmal diesem eine gründliche Niederlage beibrachte, so darf man allerdings nicht vergessen, daß er Blücher sich dreifach überlegen wußte und Vorsicht nötig schien. Nach den Verlusten des 16. (mindestens 20000 Mann inklusive der Versprengten) war Blücher allerdings so geschwächt, daß Ziethen und Pirch schwerlich mehr als 45000 zählten, dazu Bülow 28000 und Thielmann 16000 rund 90000 Mann. Geriet Grouchy mit Pirch und Thielmann zusammen, so mochten dies ungefähr gleiche Kräfte sein, und er hätte Ziethen mindestens so weit abziehen können, daß dieser seine hintersten Brigaden gegen ihn zurücksandte. Es ist sogar mit Sicherheit anzunehmen, daß Grouchy durch bloßes Vorgehen in Blüchers Rücken seinem Herrn einen unschätzbaren Dienst geleistet hätte. Denn im Kriege begreift man die Verhältnisse nicht wie in der Studierstube, und gerade *weil* Gneisenau den Heerteil Grouchys um zwei Drittel zu niedrig schätzte, hätte das Auftreten einer so viel beträchtlicheren Macht ihn stutzig gemacht und verwirrt, da er über die Dispositionen Napoleons doch gar nichts wußte. Nun hat aber Napoleon selbst sich einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht. Zwar die zwei Adjutanten, die er am 18. *nachmittags* an Grouchy geschickt haben will und die sich später nie gemeldet haben, über deren Schriftbefehle keinerlei Certifikat

vorliegt, darf man wohl als Mythe bezeichnen. Dagegen hat er in seinem Brief an Grouchy vom 18., um 10 Uhr vormittags diesem zum erstenmal mitgeteilt, daß Wellington in Schlachtstellung vor ihm sei, statt dies am 17. abends oder doch in der Nacht zu berichten. Dann hätte Grouchy schwerlich geträumt, daß Blücher über Wavre nach Brüssel gehen wolle, sondern das Selbstverständliche erkannt, daß schon am 18. bei Waterloo eine Vereinung stattfinden solle. Noch unverantwortlicher aber scheint es, daß Napoleon erst jetzt in der letzten Stunde Grouchy aufmerksam machte: laut Gerüchten und Rapporten habe sich ja am 17. eine starke Kolonne über Géry und Gentimmes (auf St. Lambert) gewendet. Hätte Grouchy diesen Wink am 17. abends empfangen, oder mindestens am 18. früh, so mußte er ahnen, woran er war. Freilich, so wenig man Napoleon von dieser Unterlassungssünde freisprechen mag, bleibt doch bestehen, daß der Oberfeldherr von seinem Unterführer bei solch alter Kriegserfahrung erwarten darf, er werde solcher Winke nicht bedürfen und ihm den Feind vom Halse halten.

Karl Bleibtreu.

Litterarische Berichte.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau. Von Hans Delbrück. Zwei Bände. Zweite nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umgearbeitete Auflage. Berlin, Hermann Walther.

Nachdem der Biograph Steins, G. H. Pertz, welcher unter Benutzung der Familienpapiere das Leben Gneisenaus in einem bis zum Schluß des Jahres 1813 reichenden dreibändigen Werk dargestellt hatte, im Jahre 1876 gestorben war, ohne eine Fortsetzung zu hinterlassen, wurde die Vollendung desselben dem jetzigen Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", Dr. Hans Delbrück, anvertraut, welchem wir die beiden letzten im Jahre 1880 erschienenen Bände verdanken. Im Jahre 1882 wurde von Delbrück eine kleinere Ausgabe des umfangreichen Gesamtwerks veranstaltet, von welcher nunmehr die zweite, den Ergebnissen der neueren Forschungen entsprechende Auflage vorliegt. Dem ersten der beiden Bände ist ein treffliches Bild Gneisenaus, gestochen von Sagert, sowie ein Plan von Kolberg beigegeben, im Text des Werkes selbst ist eine Anzahl von Situationsplänen über die hauptsächlichsten Kämpfe aus den Befreiungskriegen eingefügt. Auf dem Hintergrund der allgemeinen Weltverhältnisse, in welche das Leben und Wirken Gneisenaus, des eigentlichen Ueberwinders Napoleons, verflochten war, hebt sich dessen markige Gestalt in großen Zügen ab und es ist ein wirklicher Genuß, in diese von berechtigtem patriotischem Stolz getragene Schilderung der Ereignisse aus Deutschlands und Preußens trübster und wieder so glanzvoller Zeit sich zu vertiefen. Wie schon bei Pertz, so ist auch hier die Jugendgeschichte Gneisenaus leider ziemlich kurz behandelt, und wie dort erhalten wir über die wichtige und bedeutungsvolle Reise desselben nach England im Jahr 1809—1810 und seine Verhandlungen mit Canning und dem Prinzen von Wales behufs gemeinsamen Vorgehens gegen Napoleon nur wenige in allgemeinen Umrissen gehaltene Andeutungen. Um so eingehender sind andre Partien des Werkes berücksichtigt, so die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs, der Frühjahrsfeldzug von 1813 mit den Schlachten bei Lützen und bei Bautzen, der Herbstfeldzug mit der Schlacht an der Katzbach und die Feldzüge von 1814 und 1815. König Friedrich Wilhelm III., Kaiser Alexander, Blücher, Wellington, York, Stein und andre Heerführer und Staatsmänner aus jener Periode treten uns in dem Delbrückschen Buche mehrfach in etwas andrer als der gewohnten Beleuchtung entgegen und man ist überrascht durch die reiche Fülle historischen Materials, welches uns von dem Verfasser in gedrängter und dabei außerordentlich klarer und übersichtlicher Darstellung hier geboten wird.

—g—

Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie Herbert Spencers. Von J. M. Bösch. Zürich-Oberstraß, E. Speidel. Mk. 3.50.

Der Verfasser hat die Ausführungen seiner Schrift an Herbert Spencers letztes Werk „Prinzipien der Ethik" und zwar speziell an

dessen IV. Teil „Gerechtigkeit" angeknüpft. Spencer nun hat seine Sozialtheorie auf die natürliche Grundlage des Individualismus aufgebaut und ist daher folgerichtig zur Verteidigung der sogenannten Manchesterdoktrin gelangt. Wenn aber Bösch behauptet, daß dem großen englischen Sozialphilosophen diese Verteidigung nicht gelingen konnte, so ist dies eine Folge seiner durchaus philosophischen Forschungsart und der völligen Außerachtlassung des exakten Forschungsweges, den Spencer nicht ganz ignorierte, obgleich auch er ihn nicht systematisch verfolgt, sondern mehr in genialer Eingebung gefunden hat. Nicht die Idee des Individualismus und mit ihr die Freiheit des sozialen Entwicklungsprozesses sind hinfällig, weil sie im realen Leben nicht zur menschlichen Glückseligkeit geführt haben, sondern es tragen die Schuld an dieser Erscheinung die unnatürlichen Schranken, welche die soziale Ordnung jeder naturgemäßen Entwicklung in Recht und Sitte, in konventioneller Form und menschlicher Lebensführung gesetzt hat. Dem Individualismus und der freien wirtschaftlichen Bewegung steht der Kollektivismus mit seinem Zwange entgegen. Je mehr nun künstlicher Zwang die gesellschaftliche Ordnung durchdringt, desto weiter ab wird die Menschheit von ihrer natürlichen Entwicklung abgeführt. Das ideelle Recht liegt in dem Schutze der natürlichen sozialen Ausgestaltung der Formen, unter welchen die Menschen beisammen leben können, und die Gerechtigkeit ist der Inbegriff der Verhinderung aller künstlichen und daher unberechtigten Eingriffe in diese Entwicklung. In diesem Sinne soll und muß die Gerechtigkeit ein höchstes Prinzip sein, welches seine Anerkennung nicht in dem römischem Satze „fiat justitia, pereat mundus", sondern vielmehr in der rechtsphilosophischen Variation „fiat justitia, *ne* pereat mundus" finden soll. Trotz des einseitigen Standpunktes, den Bösch einnimmt, läßt sich jedoch das Verdienst und der Wert seiner Schrift durchaus nicht leugnen. Vor allem vermittelt er die reichen Gedanken Herbert Spencers in scharfen Umrissen dem deutschen Publikum weit besser, als es die Uebersetzung Vetters thut, er erspart dem Leser das Studium des Spencerischen Werkes und giebt vielfach Anregung zu selbstständigen Erwägungen. Dann aber bringt er in mannigfaltiger Beziehung sozialphilosophische Erkenntnisresultate der älteren und neueren Zeit damit in einen organischen Zusammenhang, so daß das Buch nur mit dem Gefühle der Dankbarkeit für die fleißige Arbeit aus der Hand gelegt werden kann. Dem Verfasser unbekannt geblieben sind die sozialwissenschaftlichen Werke der exakten Schule und überdies die Werke von Stammler und Felix.

Schröder-Teschen.

Vom Rhein zur Adria. Reisestudien und Skizzen von Max Chop. Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung.

Der Verfasser, der seinem Hauptberufe nach Kunstschriftsteller und ein fleißiger und begeisterter Dolmetscher Richard Wagners ist, hat zu seiner Erholung eine Reise nach Italien mit seiner Frau unternommen und in einer Reihe von Feuilletons beschrieben. Und ein Buch für Erholungsstunden ist daraus geworden, das jedem, der eines solchen bedarf, nur angelegentlichst empfohlen werden kann. Lebendige Anschaulichkeit, fließender Stil, köstlicher Humor und warme Begeisterung vereinigen sich, um die Lektüre zu einem wahren Genuß zu machen. K. F.

Reden von Heinrich v. Treitschke im Deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel.

Nicht ohne das Gefühl einer gewissen wehmütigen Freude werden die Verehrer des großen Publizisten und warmherzigen Patrioten diese Sammlung einer Anzahl parlamentarischer Reden begrüßen, welche derselbe als Vertreter eines oberrheinischen Wahlkreises in den Jahren 1871 bis 1884 im Deutschen Reichstag gehalten hat. Wenn wir diese siebenundzwanzig, nach Form und Inhalt gleich wertvollen oratorischen Leistungen jetzt wieder ins Gedächtnis uns zurückrufen, von Treitschkes maiden speech über den Mangel von Grundrechten in der deutschen Reichsverfassung (1. April 1871) bis zu seinem letzten Auftreten im Parlament am 9. Mai 1884, wo er vom scharf markierten konservativen Standpunkt aus für die abermalige Verlängerung des Sozialistengesetzes eintrat, können wir dem Herausgeber nur beipflichten, wenn er meint, ob es nicht auch dem jüngeren parlamentarischen Nachwuchs von heute noch von einigem Nutzen sein dürfte, sich gelegentlich mit den nicht gerade zahlreichen Mustern deutscher politischer Beredsamkeit ein wenig zu beschäftigen und sich nach ihnen zu bilden. Zur Gewinnung eines vollständigen geistigen Bildes über Heinrich v. Treitschke, dessen politische Wirksamkeit in der deutschen Geschichte der letzten vier Jahrzehnte eine so hervorragende Bedeutung erlangt hat, ist die Kenntnis seiner Thätigkeit als Parlamentarier unerläßlich. —g—

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn 1738 bis 1766. Eine biographische Skizze von F. X. Malcher. Wien, Wilhelm Braumüller.

Die für Oesterreich und speziell für Wien durch seine großen gemeinnützigen Werke, die albertinische Wasserleitung, den Albrechts-

brunnen, dieses Kunstwerk, in welchem die Donau und deren Nebenflüsse versinnbildlicht sind, und endlich die große Bücher- und Kunstsammlung „Albertina“, sehr interessant gewordene Gestalt Albrechts von Sachsen-Teschen ist in dem Buche recht schön dargestellt, doch vermißt der Leser die Erklärung, wie dieser sächsische Prinz zu dem Titel eines Herzogs von Teschen gekommen ist. Das Herzogtum Teschen war nämlich nach dem Tode Kaiser Franz' I. auf seinen ältesten Sohn Joseph II. übergegangen. Maria Theresia aber brachte es käuflich an sich und übertrug es den 31. Mai 1766 auf ihre Tochter, die Erzherzogin Maria Christina, deren Gemahl Prinz Albrecht von Sachsen und ihre männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt. Albrecht hat aber sein Lehn und das Schloß Teschen niemals besucht. Schroeder-Teschen.

An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente von Bernhard Stern. Berlin, Siegfried Cronbach.

Der Verfasser hat den ihm in der Septembernummer von 1894 der „Deutschen Revue“ gegebenen Rat, mit seiner Person mehr in den Hintergrund zu treten, befolgt, verfällt aber dafür in einen andern Fehler: statt das, was er gesehen und gehört, in möglichst einfacher, schlichter Weise wiederzugeben und möglichst durch sich selbst auf den Leser wirken zu lassen, sucht er es auch in der Form dichterisch zu verklären, erreicht dadurch aber nur Unklarheiten und Unbestimmtheiten, so daß das Büchlein weder als Beitrag zur Landeskunde noch als Unterhaltung von sonderlichem Wert ist. Es ist schade um die aufgewandte, sicher nicht geringe Mühe.

K. F.

Englische sichtbare Sprache. Von Alex. Melville Bell. Washington, Volta-Bureau.

Mr. Bell, durch mannigfache Schriften über die englischen Laute und ihre Aussprache bekannt, hat in der vorliegenden kleinen Arbeit den Versuch gemacht, Deutschen, die Englisch lernen, eine genaue Anweisung für die Bildung der einzelnen Konsonanten und Vokale zu geben. Um seinen Zweck sofort praktisch zu erreichen, erfindet er ein neues Alphabet, welches jeden Buchstaben nicht nur durch ein, sondern je nach seiner verschiedenen Aussprache durch mehrere Zeichen ersetzt, und diese Zeichen wiederum nach dem Mund, „Mundhöhlen“ und Rachenteilen, welche bei ihrer Aussprache besonders in Betracht kommen, bildet. Für Taubstumme wird eine so exakte graphische Wiedergabe des Tones unzweifelhaft nützlich sein, und das Volta-Bureau, dessen Thätigkeit speziell diesem leidenden Teile der Menschheit gewidmet ist, darf deutschen Taubstummen, die etwa englisch lernen wollen, seine neue Publikation getrost empfehlen. Deutsche Nichttaubstumme werden, da die meisten englischen Laute den entsprechenden deutschen identisch oder ähnlich gebildet werden, es bequemer finden, die wenigen starken Abweichungen aus dem Munde eines Lehrers zu lernen, als sich ein neues Alphabet anzueignen, das sie in der englischen Lektüre doch nicht verwenden können. Letzteres macht auch für die paar Vokale den Vorteil wett, den das Bellsche Alphabet dem gebräuchlichen englischen gegenüber für die Erkenntnis der jedesmaligen Aussprache desselben Zeichens haben könnte.

Die patentrechtliche Licenz. Eine Studie von Dr. Leo Munk. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Der Schutz des Erfinderrechtes ist nicht nur einer der interessantesten Teile des wirtschaftlichen Rechtes, sondern auch ein Gebiet, auf welchem widersprechende Anschauungen herrschen, wiewohl über das Recht des Erfinders an und für sich kein Zweifel besteht und dasselbe sowohl in der Wissenschaft als auch durch die positiven Gesetzgebungen allgemein anerkannt erscheint. Sehr ausführlich nun behandelt Munk das Patentrecht und seine gesetzlichen Formulierungen und bringt in einzelnen Teilen auch ein gesichtetes rechtsvergleichendes Material bei. Das Buch hat neben seinem eminent wissenschaftlichen unzweifelhaft auch einen großen praktischen Wert und ist daher ebenso Juristen als allen jenen zu empfehlen, welche an dem Patentrechte ein materielles Interesse haben.

Schroeder-Teschen.

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. Von D. Bernhard Rogge, königl. Hofprediger in Potsdam. Erster Band: Von 1831 bis 1862. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

Mit der liebenswürdig-schalkhaften Bescheidenheit, welche ihn stets charakterisierte, bemerkt der als Dichter der „Palmblätter“ überall wo Deutsche wohnen bekannte schwäbische Prälat Gerok in der Vorrede zu Erinnerungen aus seiner Jugendzeit: „Große Geister können ruhig abwarten, daß ihr Leben von andern geschrieben wird; kleine Persönlichkeiten müssen diese Mühe selbst übernehmen“. Und so ist es wohl auch der Ausfluß einer etwas zu weit gehenden Anspruchslosigkeit, wenn ein Mann wie Bernhard Rogge zur Entschuldigung und Rechtfertigung seines Unterfangens anführen zu sollen glaubt, da er noch viel weniger als Gerok darauf rechnen dürfe, daß die Nachwelt jemals von ihm Kenntnis nehmen werde, so halte er sich für berechtigt, bei seinen Lebzeiten dafür zu sorgen, daß seinen Kindern,

Geschwistern und Freunden die für sie jedenfalls nicht ganz wertlosen Erinnerungen aus seinem Leben nicht spurlos verloren gehen. Wie schon der bis jetzt vorliegende erste Band erkennen läßt, werden es weit größere Kreise als diejenigen der nächsten Verwandten und Freunde sein, für welche das Buch des Potsdamer Hofpredigers eine willkommene Gabe bilden wird. Schon die Schilderungen des ersten Kapitels: „Im Vaterhaus" sind von allgemeinerem Interesse. Sie führen uns in dem Landpfarrer von Groß-Tinz den Typus eines vom Rationalismus zum Pietismus und von diesem zu einem stark ausgeprägten konfessionellen Luthertum übergegangenen preußischen Geistlichen der dreißiger und vierziger Jahre und mit ihm ein Lebens-, Amts- und Familienbild vor, wie es ergreifender kaum geschildert werden kann; hier ist es auch, wo wir anläßlich eines der Königsmanöver, welches Friedrich Wilhelm III. im September 1837 bei Liegnitz abhielt, den Premierlieutenant v. Roon, nachmaligen Kriegsminister und Schwager Rogges, erstmals kennen lernen. „In Schulpforta" zeigt uns den Schauplatz mehr als sechsjährigen Arbeitens und Lernens in der berühmten alten Fürstenschule, worauf wir den angehenden Philologen nach Halle und von da nach etwas tragischem Abschluß der dortigen Studien nach Bonn begleiten, wo er sich endgültig für die Theologie entschied. Im Amt treffen wir den Verfasser sodann in Koblenz und Mallendar, in Stolberg bei Aachen und wieder in Koblenz, wo er als Divisionspfarrer wirkte bis zu seiner im Jahr 1862 erfolgten Berufung als Hof- und Garnisonsprediger in Potsdam. Eine große Reihe teils origineller, teils bedeutender Persönlichkeiten aus allen Kreisen zieht in diesem ersten Bande der Erinnerungen an uns vorüber; hoffen wir, daß der geist- und gemütvolle Erzähler uns recht bald über die vier letzten Jahrzehnte seines reichen Lebens und Wirkens weitere Mitteilungen machen möge!

—g—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Böhtlingk, Arthur, Doktor Martin Luther und Ignaz von Loyola. Eine geschichtliche Parallele. Heidelberg, J. Hörning. 80 Pf.

Bois-Reymond, Emil du, Hermann von Helmholtz. Gedächtnisrede. Leipzig, Veit & Comp. M. 2.—

Crüwell, Dr. G. A., Die Beziehungen König Gustafs III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich. Berlin, Alexander Duncker. M. 3.—

Dergen, Max, Rat- und Hilfsbüchlein für Verschleimte, Husten- und Lungenkranke. Köstritz. Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—

Döll, Dr. Emil, Das Schicksal aller Utopien oder sozialen Charlatanerien und das verstandesgemäss Reformatorische. Leipzig, C. G. Naumann. 75 Pf.

Emin Dr. Mehemed, Efendi, Kultur u. Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen. Würzburg, Stahelsche k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. M. 3.60.

Golm, Rudolf, Ein falsches Liebeslied. Novelle. Zweites Tausend. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Gossler, Gustav von, Wilhelm der Grosse in seinen Beziehungen zur Kunst. Rede bei der Jahrhundertfeier der Königlichen Akademie der Künste am 20. März 1897 gehalten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.75.

Kley, Dr. W., Die Berufskrankheiten und ihre Stellung in der staatlichen Arbeiterversicherung in nationalökonomischer Beleuchtung. Mit 3 graphischen Tafeln und 25 Tabellen. Kassel, L. Döll. M. 3.—

Langmann, Philipp, Bartel Turaser. Drama in drei Akten. Leipzig, Robert Friese Sort.-Cto.

Pfungst, Arturo, Poesie Scelte. Tradotte da Luigi di San Giusto, con prefazione di Cesare Lombroso. Torino, Carlo Clausen.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Achtes Heft. Kempten, J. Kösel. M. 1.—

Rupele, Georg, Die Felsensprengungen unter Wasser in der Donaustrecke „Stenka — Eisernes Thor" mit einer Schlussbetrachtung über die Felsensprengungen im Rhein zwischen Bingen und St. Goar. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 3.—

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Elfte Serie. Heft 243: Dr. J. Schmidt, Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Heft 245: Dr. M. M. Rabenlechner, Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Heft 246: Dr. K. Joël, Die Frauen in der Philosophie. Heft 247: Dr. J. Tschiedel, Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Heft 249: J. G. Oswald, Friedrich Theodor Vischer als Dichter. Heft 251: Dr. E. Fromm, Lieder und Geschichten der Suaheli. Heft 253: Dr. E. Siecke, Ueber die Bedeutung der Grimmschen Märchen. Heft 257: L. Bloch, Der

Kult und die Mysterien von Eleusis. Heft 263: F. Linz, Friedrich der Große und Voltaire. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. à 50 Pf.

Schneider, Hugo, Durch Wissen zum Glauben. Eine Laien-Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke. M. 4.50.

Seydel, A., Die humanitären Bestrebungen der Gegenwart, ihr Segen und ihre Gefahren. Vortrag. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 60 Pf.

Sombart, Prof. Werner, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. (Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, Band IV.) Bern, Steiger & Cie. 60 Pf.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. 1896/97. Nr. 9—12. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Cie. à 10 Pf.

Tezner, Dr. Friedrich, Politische Bildung u. Patriotismus. Eine unterrichtspolitische Studie. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Univers.-Buchhandlung. M. 1.20.

Treitschke, H. von, Historische und politische Aufsätze. Vierter Band: Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, S. Hirzel. M. 8.—

Verus, S. E., Vergleichende Uebersicht (vollständige Synopsis) der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut. Leipzig, P. van Dyk. M. 2.40.

Zeitschrift, deutsche, für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Erster Jahrgang. Monatsblätter Nr. 11, 12 und Vierteljahresheft 4. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Den neuesten großen Roman „Quitt!" von Johannes Richard zur Megede (Autor von „Unter Zigeunern" und „Kismet", Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht „Ueber Land und Meer". Ebendort erscheint ein fesselnder Roman von Ida Boy-Ed: „Die Flucht", während in der „Deutschen Romanbibliothek" die Veröffentlichung der humoristischen Erzählung „Carmoisin" beginnt, deren ungenannter Autor, ohne Frage mit den militärischen Verhältnissen genau vertraut, ergötzlich das kleinstädtische Garnisonleben schildert. Daneben läuft noch eine stimmungsvolle Novelle „Der Eisvogel" von Hugo Klein. In „Aus fremden Zungen" erscheinen von Thomas Hardy: „Juda, der Unberühmte", von Erna Juel-Hansen: „Die Geschichte eines jungen Mädchens" (aus dem Dänischen), von Juhani Aho: „Friedlos" (aus dem Finnischen), von Luise Zika: „Die weiße Blüte" (aus dem Böhmischen). Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage sind erschienen:

Unter Zigeunern.
Roman
von

Kismet.
Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska.
Von

Johannes Richard zur Megede.

Preis jedes Werkes geheftet Mk. 3.—; elegant in Leinwand gebunden Mk. 4.—

Georg Ebers schreibt dem Autor u. a.: „Das erste Buch, das ich in den Weihnachtsferien (auch ich mache mir solche) zur Hand nahm, war Ihr „Kismet", und ich verdanke ihm die angenehme Berechtigung, dem jüngeren Kollegen ein ungewöhnlich glückliches Erzählungstalent zuzusprechen. Die Bedenken, die „Unter Zigeunern" in mir erwecken, werde ich Ihnen nicht vorenthalten, im ganzen aber kann ich sagen, daß Ihr Bestes, besonders durch die Ihrer Darstellungsweise eigne kecke Frische, von besonderem Reiz ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Allen Verehrern des verewigten Dichters J. G. Fischer empfohlen:

Merlin.

Ein Lieder-Cyklus mit einem Anhang

von

J. G. Fischer.

Preis geh. ℳ 3. —; eleg. geb. ℳ 5. —

Ueber diese treffliche Gedichtsammlung schrieben s. Z.:

Blätter für litterarische Unterhaltung, Leipzig: Die Eigenart Fischerscher Dichtart ist bekannt. Seine Gedichte haben gediegen Lebenssaft, aber knorrigen Stamm. Sie sind gedankenreich und suchen aus der Tiefe zu schöpfen; eine pantheistische Naturandacht ist ihr Grundzug, und sie bieten viel Schönes, wo es sich um geistige Beseelung der Natur handelt.

New Yorker Staatszeitung: Eine volltönige, tiefsinnige Gedankenwelt mit philosophischer Signatur ist in den Liedern vorherrschend. Fischers Schöpfung „Merlin" ist unbedingt eine Bereicherung unserer poetischen Litteratur.

Hannoverscher Courier: Nur wenige zeitgenössische Poeten vermögen so tiefe Töne anzuschlagen, nur wenige wissen sich mit solcher Innigkeit dem Naturgenusse hinzugeben wie er. Bei der vorliegenden Sammlung hat der Dichter die Merlinsage frei dazu benutzt, seiner Natur- und Lebensanschauung, seinem Weltbegriff Ausdruck zu geben, und wir finden daher in den meisten Gedichten die höchsten Fragen behandelt, aber nicht etwa träumerisch oder sentimental, auch nicht pessimistisch, sondern mit der starken Ruhe eines ernsten Denkers. Darum atmet in diesen Gedichten auch eine frische Gesundheit, waltet eine imponierende Kraft, eine freie, freundliche Weltanschauung, die uns erquickt. Wer sich daher erst einmal in diese Poesie versenkt hat, der wird immer gern wieder zu ihr zurückkehren und dem Bande einen Ehrenplatz unter seinen Lieblingsbüchern einräumen.

Eduard Mörike
als Gelegenheitsdichter.

Aus seinem alltäglichen Leben.

Von

Rudolf Krauß.

Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten und Zeichnungen Mörikes.

Preis geheftet ℳ 3. —; in Original-Einband ℳ 4. —

Eine Charakteristik des Dichters, die den Menschen lieb macht und zu vielen Stellen und Wendungen des Ganges seiner Phantasie den Schlüssel bietet. Allen Freunden der Mörikeschen Muse ist das Büchlein bestens zu empfehlen.

Litterar. Centralblatt.

Ein Werk von Theobald Kerner.

Das Kernerhaus
und seine Gäste.

Von

Theobald Kerner.

Mit dem Bildnis Justinus Kerners und Faksimile, sowie vielen Porträts und Illustrationen.

Zweite Auflage.

Preis geheftet ℳ 4. —; in Original-Einband ℳ 5. —

Das Buch wird denen vor allem willkommen sein, deren Sinn noch empfänglich ist für schlichte und sensationslose Darstellung der Geistesrichtung, der Lebensanschauungen und Gewohnheiten eines Mannes wie Justinus Kerner.

Schlesische Zeitung.

Alles lebt in diesem Buche, alles ist anschaulich und greifbar, es steht kein einziges totes Wort darin. Es ist ein ermutigendes Zeichen, daß heute noch solche Bücher in Deutschland geschrieben werden können und auf Leser rechnen dürfen.

Monatsschrift „Die Gesellschaft".

Dieses Werk zählt zu den köstlichsten Schätzen unsrer Litteraturgeschichte. Es ist ein immerblühender Gedächtniskranz, den aus den lachenden Erinnerungen seiner Jugendzeit Theobald Kerner seinem unvergeßlichen Vater Justinus windet.

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Es ist eines der erquickendsten und fröhlichsten litterargeschichtlichen Bilderbücher, welches Theobald Kerner da veröffentlicht hat, und wenn man einige Seiten davon gelesen hat, fühlt man sich ganz umsponnen von dem heimlichen Zauber, den das Kernerhaus und seine Bewohner einst auf alle Gäste ausübten.

Tägliche Rundschau.

Württembergische Künstler
in Lebensbildern

von

Dr. August Winterlin.

Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt.

Preis geheftet ℳ 5. —; in Original-Einband ℳ 6. —

Der Verfasser versteht es, durch lebenswarme Schilderung den einzelnen Abschnitten ein, man möchte sagen, novellistisches Gepräge zu verleihen. Für das Studium der württemb. Kunst wird Winterlins Buch, das eine ganze Reihe von Künstlern zum erstenmale behandelt, unentbehrlich sein.

Frankfurter Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Theil unlösliches Fabrikat.** Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt d dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über ndung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

hein.

Dr. Carbach & Cie.

Briefmarken billigst! Katalog gegen 20 Pf. in Marken. Markenhaus, Bethel bei Bielefeld.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage erscheint:

Litterarisches Schatzkästlein.

Bis jetzt liegen davon vor:

Band I:

Neuer Glaube.

Von

Christian Wagner.

Band II:

Bürgerlicher Tod.

Novelle von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Band III:

Ebenbürtig.

Erzählung aus der Gegenwart von

Margareta v. Poschinger.

Band IV:

Onkel Johns Prinzipien.

Eine Geschichte aus dem englischen Leben von

Johanna Teilmann.

Band V:

Wie Künstler lieben.

Novelle von

Margareta v. Poschinger.

Band VI:

Gedichte eines Arbeiters.

Von

Ludwig Palmer.

Mit Porträt des Dichters.

Preis jedes Bändchens elegant in Leinwand gebunden 1 Mark.

Das „Litterarische Schatzkästlein" bringt in geschmackvoll ausgestatteten, zierlichen Bändchen auserlesene Einzelschöpfungen beliebter deutscher Dichter und Denker in zwangloser Folge. Sie sollen Lieblinge aller werden, die sich aus der Unruhe und dem Lärm des Tageslebens in den anregenden Verkehr mit den hervorragenden Geistern der deutschen Gegenwart flüchten wollen.

Die Bändchen verdienen überall willkommen geheißen zu werden als traute Genossen in Stunden der Muße, als freundliche Begleiter auf Spaziergängen und Reisen, als Quelle anregender Unterhaltung im Familienkreis und sanften Trostes auf dem Krankenlager.

Zu beziehen durch alle Buchhand

Van Houten's Cacao

Verlangt man diese weltberühmte Marke, so ist man sicher, einen wirklich guten Cacao zu erhalten. Van Houten's Cacao ist leicht löslich, leicht verdaulich und sehr nahrhaft.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in

Zweiundzwanzigster Jahrgang **August 1897** Preis viertelj. 6 Mark

AUG 13 1897

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger . .	Neue Bismarckbriefe	129
Emil Kaiser	Gebannt. Novelle (Schluß)	135
Gustav Karpeles	Neues aus dem Leben Heinrich Heines. Nebst ungedruckten Briefen desselben	149
Aus dem Bunsenschen Familienarchiv. II.	. . . . .	170
Houston Stewart Chamberlain	Bayreuth und die Kritik	186
Fritz Lemmermayer . . .	Aus Schmerlings Leben. Erinnerungen mit Benützung hinterlassener Papiere desselben	194
Professor Cesare Lombroso .	Atavismus und Entwicklung	207
Rudolf von Gottschall . .	Aus meiner Jugend. Erinnerungen (Fortsetzung)	214
Leone Fortis	Adelaide Ristori	223
Heinrich Gelzer	Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius (Schluß) . .	234
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . .	243

Geschichte: P. von Ebart: Aus dem Leben eines deutschen Kleinstaates vor hundert Jahren. Aus den Aufzeichnungen meines Urgroßvaters.

Kulturgeschichte: Major a. D. J. Friedheim: Zur Entwicklung des Reisens.

Litterarische Berichte	. . . . .	254

Australische Reise. Von R. v. Lendenfeld. — Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Von M. Lazarus. — Der Ring des Nibelungen. Von Richard Wagner. — Geschichte des russischen Heeres vom Ursprung desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nicolai I. Pawlowitsch. Von F. v. Stein, königl. preuß. Premierlieutenant a. D. und kaiserl. russ. Hofrat a. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	. . . . .	255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Subskriptions-Einladung.

Wieder sind wir in der Lage, von unsern

Illustrierten Klassiker-Pracht-Ausgaben

die Herausgabe **neuer Auflagen** ankündigen zu können. Es beginnt soeben zu erscheinen:

Goethes Werke.

Herausgegeben von **Prof. Dr. Heinrich Düntzer.**
Mit 1058 Holzschnitt-Illustrationen,
14 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler u. einer Heliogravüre nach der Goethebüste von Alexander Trippel.
Fünfte Auflage.
Vollständig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Das Prachtwerk fordert in seinem Bilderschmuck die unbedingte Anerkennung heraus. Die Illustrationen und Initialen sind ebenso feinsinnig erdacht wie künstlerisch ausgeführt und mustergültig im Holzschnitt wiedergegeben. **Hamburger Nachrichten.**

Schillers Werke.

Herausgegeben von **Prof. Dr. J. G. Fischer.**
Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen,
11 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler u. einer Heliogravüre nach Danneckers Schillerbüste.
Sechste Auflage.
Vollständig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Eine Pracht-Ausgabe, denn die typographische Ausstattung ist vorzüglich Der Druck ist klar, die Initialen, Titel und Schlußvignetten geschmackvoll und gedankenreich, die Illustrationen gelungen nach Plan und Ausführung.

Neue Preußische (†) Zeitung, Berlin.

Shakespeares sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, H. Delius, F. A. Gelbke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz und A. Wilbrandt.**
Mit 830 Holzschnitt-Illustrationen von Sir John Gilbert.
Nebst Shakespeares Porträt und Lebensabriß.
Achte Auflage.
Vollständig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

Dieses durch seine glänzende Ausstattung in die Reihe der ersten Prachtwerke des deutschen Buchhandels tretende Werk hat trotzdem einen ungemein niedern Ankaufspreis und so ist es jedermann ermöglicht, sich die durch nichts übertroffene Pracht-Ausgabe Shakespeares anzuschaffen. **Münchener Neueste Nachrichten.**

Hauffs Werke.

Herausgegeben von Dr. **Cäsar Flaischlen.**
Mit 322 Holzschnitt-Illustrationen
erster deutscher Künstler.
Nebst Hauffs Porträt und Lebensabriß.
Zweite Auflage.
Vollständig in 40 Lieferungen à 50 Pfennig.

Nicht an Bücherfreunde allein, nicht an den Besitzenden vorzugsweise: an jeden Deutschen, an jedes deutsche Haus und Heim wendet sich dieser Hauff. Die Illustrationen sind von vollendeter Schönheit, wie denn die Ausstattung überhaupt musterhaft ist.

Deutscher Hausschatz, Regensburg.

Bei Veranstaltung unsrer illustrierten Klassiker-Pracht-Ausgaben war es unser Bestreben, sie der deutschen Nation in einem würdigen Gewande darzubieten. Dieses Ziel haben wir denn auch nach den zahlreichen Urteilen der Presse mit schönstem Erfolge erreicht — unsre Ausgaben sind überall da, wo sie der Hausbibliothek einverleibt wurden, deren Kernpunkt und schönste Zierde geworden, sie gelten überall als die bevorzugtesten Geschenkwerke, und es melden sich jahraus jahrein ununterbrochen so zahlreiche neue Abonnenten, daß wir jetzt in der Lage sind, obige neue Auflagen veröffentlichen zu können.

Goethe, Schiller, Hauff und Shakespeare — wer besitzt nicht die Werke dieser Dichterfürsten — wer möchte sie nicht besitzen! Sie sind ja eine Quelle unvergänglichen edelsten Genusses und keinem Wandel der Zeit, keiner Mode unterworfen, ewig gleich herrlich, in lichter Klarheit strahlend wie die Sterne am Firmament. — Wenn Bücher ein Familienschatz genannt werden dürfen, so müssen vor allem die Werke dieser Heroen des Geistes so bezeichnet werden.

Was unsre Ausgaben vor allen andern auszeichnet, das ist die Vornehmheit ihrer Ausstattung und die Textrevision durch die kenntnisreichsten Spezialforscher. Der Druck auf prächtigem Papier ist vortrefflich, klar und gut lesbar. Die Bilder sind nicht willkürliche Verzierungen zu den Worten der Dichter, sondern sie geben sozusagen sichtbare Erläuterungen zu dem, was die Dichter dargestellt — ja, sie sind sogar kulturgeschichtliche Erklärungen ersten Ranges, da sie die Tracht und ganze Lebensweise der Zeiten, die die Werke veranschaulichen, dem Leser vor Augen führen; man bedarf dadurch keines Kommentars mehr bei den schwierigen Stellen der Dichter, indem sie bis zu einem gewissen Grade die plastische Darstellung auf dem Theater ersetzen und dem Leser Personen aller Stände, Scenen, Kostüme, Landschaften und das Innere der Behausungen vorführen.

Unsre illustrierten Pracht-Ausgaben überragen in dieser Hinsicht jede andre der Dichter, selbst wer schon eine nichtillustrierte Ausgabe ihrer Werke besitzt, wird in unsern illustrierten Ausgaben eine Erweiterung, Vervollkommnung und zugleich eine Auge und Geist erfreuende und bereichernde neue Form erblicken, die ihm die geliebten Werke um vieles näher bringen und ihn tiefer in den Geist der Dichter schauen lassen.

Von jedem Werke gelangt alle 8—14 Tage eine elegant broschierte Lieferung von 3—4 Bogen zur Ausgabe. Die Lieferungen können aber auch in beliebigen andern Zwischenräumen bezogen und es kann jederzeit in die Subskription eingetreten werden, wodurch es jedermann ermöglicht wird, unsre Pracht-Ausgaben ganz nach seiner Bequemlichkeit nach und nach zu erwerben. — Wer dem lieferungsweisen Bezuge abhold ist, kann unsre illustrierten Klassiker-Ausgaben jederzeit auch vollständig **in eleganten Original-Prachteinbänden gebunden** beziehen, und zwar

Goethes Werke in 5 Bänden zu 60 Mark,
Schillers Werke in 4 Bänden zu 48 Mark,
Hauffs Werke in 2 Bänden zu 25 Mark,
Shakespeares Werke in 4 Bänden zu 40 Mark.

Die ersten Lieferungen sind in allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes vorrätig und werden von diesen, sowie von jedem mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** auf Wunsch gern zur Ansicht ins Haus geliefert. — Jedermann, in dessen Familie noch das Edle und Schöne ge
sollte sich die ersten Lieferungen zur Durchsicht kommen lassen, um sich von der Gediegenheit und Schönhei
in seiner Art dastehenden Hausschatzes zu überzeugen!

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verl**

13

Neue Bismarckbriefe.[1]

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Der Zauber, den die Privatbriefe des Fürsten Bismarck ausatmen, zeigt sich am besten in den fortgesetzten neuen Ausgaben derselben. Die Herausgeber schöpfen indessen, seitdem ich die drei letzten Bände „Neue Bismarckbriefe" veröffentlicht habe,[2] immer aus demselben zwar unverwüstlichen, aber doch alten Vorrate, und sie bieten nur durch die abwechselnde Gruppierung der Auswahl etwas Neues.[3] Die dem Versiegen nahe Urquelle wieder etwas zu beleben, scheint mir darum eine dankenswerte Aufgabe zu sein. Nicht ohne Mühe ist es mir gelungen, eine, wenn auch nur kleine Anzahl von Privatschreiben des Fürsten Bismarck, welche förmlich in Vergessenheit geraten sind, ausfindig zu machen. Die kleine Sammlung wird hiermit vorgelegt, ohne einen weiteren Anspruch zu erheben als den, zur Charakteristik des hohen Briefschreibers in seinem Verkehr mit Privatpersonen ein paar Bausteine zu liefern.

An den Bürgermeister Baehr in Belgard.

Berlin, den 24. Oktober 1863.

Mit verbindlichstem Dank habe ich die Zuschrift erhalten, welche der Magistrat und die Stadtverordneten gemeinschaftlich mit andern Unterzeichnern unterm 6. d. M. an mich gerichtet haben. Auch vor Empfang derselben war ich nicht zweifelhaft darüber, daß die Unsitte, während des Aufenthalts der Züge die im Wagen sitzenden Reisenden durch unhöfliche Bemerkungen zu belästigen, von allen achtbaren Einwohnern Belgards mit Entschiedenheit verurteilt würde. Nur um zur Abstellung des Mißbrauchs mitzuwirken, welcher mit dem freien Zutritt Nichtreisender zum Bahnhof getrieben wird, habe ich die Aufmerksamkeit der Behörde auf das Vorgefallene gelenkt; wenn ich aber für dasselbe einer Genugthuung bedürfte, so würde ich sie in vollem Maße in der Erklärung der Herren

---

[1] Die obigen Privatbriefe des Altreichskanzlers sind einer größeren Sammlung entnommen, die demnächst im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinen wird.

[2] Bismarckbriefe, Neue Folge, Bd. I, II und III. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

[3] Während der Drucklegung dieses Heftes kommt die Mitteilung vom Erscheinen einer stark vermehrten (6.) Auflage der von Hesekiel 1875 besorgten Sammlung von Bismarckbriefen, herausgegeben von Horst Kohl.

Unterzeichner des Schreibens vom 6. d. M. finden, und würden Eure Wohlgeboren mich verbinden, wenn Sie denselben meinen aufrichtigen Dank aussprechen wollten.

von Bismarck.

*

An Frau Ministerialrätin v. Reichert in Berlin.[1])

Berlin, den 5. Mai 1865.

Mit aufrichtiger Teilnahme habe ich die Nachricht erhalten, daß Ihr Herr Gemahl seinen Leiden erlegen ist. Gestatten Sie mir, daß ich der Anerkennung, deren er sich in seiner amtlichen Wirksamkeit nicht minder als in seinen persönlichen Beziehungen bei uns erfreute, zugleich mit dem warmen Anteil Ausdruck gebe, den ich an Ihrem gerechten Schmerze nehme. Die Trauer um seinen Hingang wird besonders von allen denen aufrichtig geteilt werden, welchen Ihr Herr Gemahl in schwierigen und wichtigen Geschäften in jüngster Zeit so thätig und treu zur Seite gestanden hat.

von Bismarck.

*

An den Kaufmann Bädke in Berlin.

Berlin, den 5. Mai 1866.

Eurer Wohlgeboren und den übrigen Herren Unterzeichnern der unter dem 25. v. M. an mich gerichteten Adresse sage ich für die mir darin ausgesprochenen Gesinnungen der Teilnahme und des Vertrauens meinen verbindlichen Dank.

Es ist kein Irrtum, wenn Sie von der Voraussetzung ausgehen, daß ich ein warmes Herz und volles Vertrauen zum preußischen Volke habe, und ich gebe mich mit Ihnen der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht fern ist, wo das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit die Gegensätze des Parteitreibens überwinden wird.

von Bismarck.

*

An den Geheimen Regierungsrat Seabell in Berlin.

Berlin, den 18. Juni 1866.

Wie mir mitgeteilt wird, haben Ew. Hochwohlgeboren sich um die Bildung des hiesigen Hilfsvereins für die im Felde stehende Armee ganz besonders bemüht und verdient gemacht, und kann ich nicht unterlassen, Ihnen hierfür meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Es ist mir besonders erfreulich, daß die Parteigegensätze den gemeinsamen Aufgaben des preußischen Patriotismus den Vorrang einzuräumen beginnen.

von Bismarck.

*

[1]) Der Gemahl der Adressatin war bayrischer Bevollmächtigter bei der Berliner Zollkonferenz.

An Fräulein Emma Grabisch zu Ullersdorf bei Naumburg in Schlesien.

Pardubitz, den 7. Juli 1866.

In Ihrer Zuschrift vom 24. v. M. sprechen Sie den Wunsch aus, Ihnen zu gestatten, in die Reihen der Vaterlandsverteidiger eintreten zu dürfen. Dieser Wunsch ist zur Allerhöchsten Kenntnis von mir gebracht und als Zeugnis einer patriotischen Gesinnung wohlgefällig aufgenommen, jedoch nach Lage der Verhältnisse abgelehnt worden.

Indem ich Sie hiervon benachrichtige, zweifle ich nicht, daß, da der Krieg Frauen und Jungfrauen ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet, auch Ihr Patriotismus die rechte Stelle für seine Wirksamkeit finden wird.

von Bismarck.

*

An Hermann Deutsch in Elbing.

Berlin, den 11. August 1866.

Eurer Wohlgeboren sage ich für Ihre offene und darum vertrauensvolle Zuschrift [1]) vom 17. v. M. meinen Dank.

Ich glaube zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß den Siegen nach außen die Versöhnung nach innen auf dem Fuße folgen wird.

von Bismarck.

*

An den Rittergutsbesitzer, Rittmeister a. D. v. Arnstädt in Groß-Kreutz.

Berlin, den 9. März 1867.

Verehrter Freund!

Mit aufrichtiger Freude habe ich Ihr freundliches Schreiben vom 23. v. M. empfangen, da mir dasselbe nach längerer Zeit wieder einmal erwünschte Kunde von Ihrem Wohlergehen brachte.

Mit welchem warmen Herzen Sie stets für das Wohl des Vaterlandes gewirkt, ist mir persönlich am besten bekannt, und entspreche ich deshalb um so bereitwilliger Ihren Wünschen, auch dem, welchen Sie mir diesmal speziell ausgesprochen haben.

Es ist nicht begründet, daß ich die Meinung habe: der Graf Poninski zu Potsdam habe es im Jahr 1848 als Landrat an der gehörigen Energie bei Bekämpfung der Revolution fehlen lassen. Ich habe daher auch niemals etwas Aehnliches geäußert.

Im Gegenteil habe ich mich, so oft sich eine Gelegenheit bot, für eine entsprechende Beförderung des Grafen Poninski ausgesprochen, doch ist mir

---

[1]) Adressat hatte dem Grafen von Bismarck einen „Offenen Brief" übersandt, den derselbe im „Neuen Elbinger Anzeiger" hatte abdrucken lassen. Die Energie Bismarcks nach außen fände, nach Ausbruch des Krieges, den ungeteilten Beifall, nur sei jeder aufrichtige Freund des Vaterlandes auch fest überzeugt, daß auch im Innern der Friede hergestellt werden müsse, wenn der Krieg einen dauernden und segensreichen Frieden für Preußen und Deutschland herbeiführen soll.

allerdings fast jedesmal der Einwand gemacht worden, daß derselbe einer gesteigerten Aufgabe nach seinem Gesundheitszustande nicht gewachsen sein werde.

von Bismarck.

*

An den Gymnasiallehrer Herrn Dr. ph. Rudolf Schulze in Altenburg.

Berlin, den 9. Mai 1867.

Eure Wohlgeboren haben mir durch die mittels gefälliger Zuschrift vom 23. v. M. übersandte Schrift um so mehr eine große Freude bereitet, als ich daraus ersehe, mit welcher Sorgfalt und warmen Hingebung Sie meine bisherige öffentliche Wirksamkeit begleitet haben.

Wenn mein eignes Bewußtsein mir sagt, daß Sie mich in mehr als einem Punkte günstiger beurteilen, als ich es verdiene, so acceptiere ich darin eine historische Gerechtigkeit, die den früher vorherrschenden Abweichungen des öffentlichen Urteils, nach der entgegengesetzten Seite hin, in Ihrer wohlwollenden Auffassung ein Gegengewicht verleiht. Für diese Herstellung des Gleichgewichts sage ich Eurer Wohlgeboren meinen herzlichen Dank und bedaure lebhaft, daß es mir bei meiner Abwesenheit zur Zeit nicht möglich ist, Sie während Ihrer hiesigen Anwesenheit bei mir zu sehen; ich hoffe jedoch, daß sich hierzu demnächst eine anderweite Gelegenheit bieten wird.

von Bismarck.

*

An den Königlichen Geheimen Regierungsrat Herrn Dr. Hahn in Berlin.

Berlin, den 8. März 1868.

Mit lebhaftem Interesse habe ich von der Schrift „Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik", welche Eure Hochwohlgeboren mir übergeben haben, Kenntnis genommen. Indem ich Ihnen für die mir bewiesene Aufmerksamkeit meinen verbindlichen Dank ausspreche, knüpfe ich daran die Hoffnung, daß Ihre Schrift zu einem lebendigen und eingehenden Verständnis der letztjährigen Ereignisse beitragen und dadurch die Königliche Regierung bei der Erfüllung der ihr noch obliegenden Aufgaben fördern und unterstützen werde.

von Bismarck.

*

An den Geheimen Regierungsrat Zitelmann in Berlin.

Berlin, den 8. Dezember 1868.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich für die Sammlung von Porträts brandenburgisch-preußischer Minister, welche Sie mit dem Bericht vom 14. v. M. mir überreicht haben. Es wird mir angenehm sein, wenn es Ihnen gelingt, die Sammlung zu vervollständigen, und durch die in jenem Bericht bezeichneten historischen Arbeiten die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Zentralbehörden zu ergänzen.

Daß die Sammlung der Ministerporträts im Sitzungssaale des Königlichen Staatsministeriums ausgelegt werde, will ich hierdurch genehmigen.

von Bismarck.

*

An den Pfarrer und Rektor Krabbes in Bochum.

Berlin, den 29. Januar 1869.

Indem ich Eurer Hochwürden für die in der Zuschrift vom 24. d. M. mir ausgedrückten freundlichen und teilnehmenden Gesinnungen meinen aufrichtigen Dank hierdurch ausspreche, bedauere ich, daß es mir nicht verstattet gewesen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Sobald Sie wieder nach Berlin kommen, bitte ich Sie, mir Ihre Anwesenheit brieflich mitzuteilen, und werde ich mich freuen, Sie dann bei mir sehen zu können. Wenn der Portier Eure Hochwürden ohne eine schriftliche Einladung meinerseits nicht hat melden wollen, so erlaube ich mir in dieser Beziehung zu bemerken, daß ich bei meiner von den verschiedensten Seiten in Anspruch genommenen Zeit zu einer genauen Tageseinteilung genötigt bin und daher diejenigen Herren, welche mich mit ihrem Besuch beehren wollen, ohne eine vorgängige schriftliche Mitteilung zu meinem Bedauern nicht empfangen kann.

von Bismarck.

*

An den Königlichen Geheimen Archivrat Dr. Riedel in Berlin.

Berlin, den 24. März 1869.

Eure Hochwohlgeboren haben die Aufmerksamkeit gehabt, mir mittels Zuschrift vom 8. d. M. ein vollständiges Exemplar des Codex diplomaticus Brandenburgensis zu übersenden.

Mit lebhaftem und eingehendem Interesse habe ich von dem Abschluß dieses Werkes Kenntnis genommen, das nicht allein für die Vorfahren unsers erlauchten Herrscherhauses eine Reihe wichtiger Urkunden enthält, sondern auch die erste vollständig durchgeführte Sammlung der mittelalterlichen Geschichtsquellen des Stammlandes der preußischen Monarchie bildet.

Wenn Eure Hochwohlgeboren der Abfassung dieses vaterländischen Werkes die ausdauernde Arbeit eines dreißigjährigen Zeitraumes gewidmet haben, so haben Sie die Genugthuung, dem Studium der brandenburgischen Geschichte eine vollständige und zuverlässige Grundlage gegeben und demselben einen reichhaltigen Quellenschatz eröffnet zu haben.

Je mehr ich überzeugt bin, daß eine gedeihliche Wirksamkeit für das öffentliche Wohl sich wesentlich an die lebendige Erkenntnis des geschichtlichen Entwicklungsganges unsers Vaterlandes knüpft, desto lebhafter weiß ich die Verdienste zu würdigen, welche Sie sich um die Förderung und Vertiefung des vaterländischen Geschichtsstudiums erworben haben.

Graf von Bismarck.

*

An den ord. Professor an der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität
Herrn Dr. Curtius in Berlin.

Berlin, den 12. April 1869.

Eure Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, mir die von Ihnen verfaßte „Geschichte der Griechen“ zu übersenden. Indem ich von derselben mit eingehendem Interesse Kenntnis genommen habe, sage ich Ihnen für diesen Beweis teilnehmender Gesinnung meinen verbindlichsten Dank.

Wenn Sie in Ihrer Schrift in ebenso anschaulichen als geistreichen Zügen den Entwicklungsgang eines Volkes schildern, das bei einer seltenen Fülle geistiger Gaben durch Uneinigkeit der Fremdherrschaft und inneren Zerrüttung anheimfällt, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Ihre Darstellung dazu beitragen wird, die Treue gegen das deutsche Vaterland zu stärken und die Notwendigkeit nationalen Zusammenhaltens auch in weiteren Kreisen zum lebendigen Bewußtsein zu bringen.

von Bismarck.

*

An den Oberpräsidenten z. D. v. Kleist-Retzow auf Kieckow, Kreis Belgard.

Berlin, den 3. März 1870.

Deinen Wunsch, die pommerschen Seitenbahnen ohne Beteiligung der Provinz, also mit stärkerer Subvention des Staates, ins Leben zu rufen,[1]) würde ich teilen, wenn die Realisation desselben Aussicht auf Erfolg hätte. Ich besorge aber, daß die Appellation an die Staatssubvention in der Finanzverwaltung und im Landtage keinen Anklang finden wird, solange nicht nachgewiesen ist, daß der überwiegende Betrag der Kosten für die Seitenbahn von den Nächstbeteiligten aufgebracht wird, wie das auch beim Chausseebau geschieht. Das Interesse der ganzen Provinz ist dadurch wachzurufen, daß man in Aussicht nimmt, allmählich alle Kreise, alle Städte mittels Lokalbahnen an das Eisenbahnnetz anzuschließen.

Ueber das Detail der Linie läßt sich streiten. Ich gehe heute nicht näher darauf ein.

von Bismarck.

*

An den Professor der Rechte Dr. v. Holtzendorff in Berlin.

Berlin, den 11. März 1870.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das Schreiben vom 6. d. M. zu erwidern, daß, wenn auch meine eigne Ueberzeugung in betreff der Todesstrafe feststeht, ich nichtsdestoweniger gern von der Auffassung und Begründung eines mit der Sache so eingehend beschäftigten Fachmannes Kenntnis nehmen würde.

---

[1]) v. Kleist hatte diesen Wunsch in einem an den Grafen Bismarck gerichteten Privatschreiben vom 22. Februar 1870 zum Ausdruck gebracht.

Leider aber iſt meine Zeit derart in Anſpruch genommen, daß ich auf eine nähere Erörterung wenigſtens für jetzt verzichten und mich auf den Ausdruck meines verbindlichen Dankes für Eurer Hochwohlgeboren Erbieten beſchränken muß.

von Bismarck.

Gebannt.

Novelle

von

Emil Kaiſer.

(Schluß.)

Der Pfarrer ſetzte die Cigarre, die längſt erkaltet war, wieder in Brand und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Nach dem, was ich Ihnen ſoeben geſagt habe, werden Sie verſtehen, was es für dieſe Frau hieß, als ſie eines Morgens entdeckte, daß ein Dieb über ihre Schatztruhe gekommen ſei.

„Der Deckel des Eichenkaſtens ſtand offen, augenſcheinlich hatte der Dieb das durch keinerlei beſondere Vorrichtung geſchützte Schloß mit irgend einem fremden Schlüſſel geöffnet, aber es wieder zu ſchließen war ihm nicht gelungen, wenn er das überhaupt verſucht hatte. Da hatte er denn die Truhe, in der im ganzen etwa zehn Thaler fehlten, offen wieder unter das Bett geſchoben.

„Frau Hübeke war am Abend zuvor einige Stunden von Hauſe abweſend geweſen, Chriſtine, die auf dem Hofe geblieben war, hatte nichts gehört, und auch Lüttjejan behauptete, nichts Auffallendes bemerkt zu haben. Indes ließ ſich feſtſtellen, daß der Dieb durch das Fenſter in die Kammer geſtiegen ſein mußte; vor demſelben auf dem Raſenfleck fanden ſich Spuren eines kleinen nackten Fußes, faſt wie ein Kinderfuß. Und ein Kind mußte es eigentlich auch geweſen ſein, das das Verbrechen vollführt hatte; denn die Fenſter an dieſer Seite des Hauſes ſind nur klein, und einem ausgewachſenen Menſchen von gewöhnlicher Größe möchte es ſchwer werden, ſich durch den engen Rahmen hindurch zu zwängen.

„Noch vor Mittag war Frau Hübeke bei mir und klagte mir ihren Verluſt. Ich glaubte wirklich, daß es ſich um ihr ganzes Vermögen handle, ſo ſtellte ſich die Frau an. Als ich erfuhr, welch geringe Summe ihr thatſächlich abhanden gekommen war, konnte ich mich nicht enthalten, ihr über ihre Erregtheit Vorwürfe zu machen.

„‚Diesmal iſt es ſo viel, das nächſte Mal wird es mehr ſein, Herr Paſtor,‘ klagte das Weib. ‚Und alles iſt ſauer verdientes Geld. Ach, es iſt eine Schmach, einer Wittwe die Erſparniſſe zu rauben.‘

„‚Thun Sie Ihr Geld auf die Sparkasse, wie ich Ihnen schon geraten habe,‘ versetzte ich ungerührt.

„Aber davon wollte sie nichts wissen.

„‚Ein Buch bekomm' ich dafür, was hab' ich daran? Und wenn mir dann das auch gestohlen wird? — Es ist keine Ehrlichkeit und Rechtlichkeit mehr auf der Welt. Ich verstehe nicht, wie unser Herrgott eine solche Schandthat zulassen kann.‘

„Ich verwies ihr allen Ernstes diesen letzten überschwenglichen Ausbruch ihrer Gefühle.

„‚Um ein paar Thaler eifert man nicht mit unserm Herrgott. Wissen Sie das wohl, Frau Hübeke?‘ Und dann suchte ich sie auf andre Gedanken zu bringen. Haben Sie keinen Verdacht, wer den Diebstahl begangen haben könnte?‘

„‚Einen Verdacht hab' ich wohl,‘ rief sie eifrig. ‚Julius Wesendrup, dem kann man so was schon zutrauen, er ist ja schon mit Gefängnis bestraft. Aber was hilft der Verdacht, ich habe ja keine Beweise gegen ihn. Ich weiß wohl, er war in letzter Zeit abends um mein Haus herum, die Christine hat mit ihm gesprochen, doch sie beteuert ja hoch und heilig, daß er's nicht gewesen sei, und sie mag's am Ende auch selbst glauben. Ich aber traue dem nicht über den Weg. Selbst in die Kammer eingestiegen ist er ja wohl nicht, angestiftet hat er die Geschichte aber, das ist so sicher wie etwas!‘

„Es war dies kaum einige Tage nach dem Gespräch, das ich selbst mit Julius Wesendrup geführt hatte. Der Eindruck der Verstörtheit und Verwilderung, den er dabei auf mich gemacht, wirkte noch in mir nach, und ich konnte mich dem Verdacht gegen ihn nicht ganz verschließen, dennoch hielt ich es für meine Pflicht, der Frau das Uebereilte ihrer Anklage begreiflich zu machen, da die Anzeichen seiner Schuld doch sehr geringe waren. Zugleich holte ich sie vorsichtig darüber aus, wie sie von Lüttjejans Ehrlichkeit denke. Zu meiner Verwunderung schien sie auf den rothaarigen Knecht nicht den Schatten eines Verdachtes zu werfen, und es kam mir vor, als müsse sie dafür ihre besondern Gründe haben.

„‚Gute Frau,‘ sagte ich am Ende, ‚Ihr seid doch hergekommen, um über die Sache meinen Rat zu hören, und ich will Euch den auch nach bestem Wissen und Gewissen erteilen. Es ist wenig, was Euch gestohlen ist‘ — die Frau bestritt das, aber ich hörte nicht darauf und wiederholte: ‚es ist eigentlich für Euch kaum der Rede wert. Fürchtet Ihr wirklich, daß der Dieb wiederkommen könnte, so legt Euer Geld irgendwo sicher an, die Zinsen bringen Euch dann Euren Verlust in kürzester Zeit wieder ein. Im übrigen aber laßt die Sache auf sich beruhen. Findet Ihr einen sichern Beweis gegen den jungen Wesendrup, so teilt mir das mit, ich werde dann dem Burschen einmal tüchtig ins Gewissen reden und dafür sorgen, daß Ihr wieder zu dem Eurigen kommt.‘

„Frau Hübeke war mit diesem Vorschlag durchaus nicht einverstanden. Ihre Augenbrauen zogen sich unzufrieden in die Höhe, und die Unterlippe schob

sich immer weiter vor. Dabei beteuerte sie in einem fort, daß sie so reich nicht sei, und daß zehn Thaler für sie viel Geld wären.

„Mir wollte die Geduld allmählich ausgehen.

„‚Dann erstatten Sie bei der Polizei Anzeige,' sagte ich.

„Der Polizei Anzeige machen — nein, das ging nicht, unter keinen Umständen. Die sollte ihre Nase nicht auch noch in den Geldkasten stecken. Es ging keinen etwas an, wie viel sie, die Witwe Hübeke, hatte. Und finden thäte die Polizei schließlich den Dieb doch nicht. Nein, da gab es viel einfachere und wirksamere Mittel, den Spitzbuben zu entdecken, und wenn ich ihr nur gefällig sein wollte, so ließe sich die Sache wohl machen.

„Ich merkte, daß die Frau etwas Bestimmtes im Sinne habe, und da mir selbst daran gelegen war, den Dieb kennen zu lernen, um ihn vielleicht vor einer allzu harten Strafe bewahren zu können, so erklärte ich der Bittenden, daß ich ihr gern behilflich sein werde; dennoch dauerte es noch geraume Weile, bis sie endlich mit ihrem Anschlag herausrückte. Und dann noch war ich nicht sofort im stande, aus dem Wust von Redensarten, den sie vorbrachte, den eigentlichen Sinn herauszufinden. Als ich indes endlich dahinterkam, welches Ansinnen mir gestellt würde, da war ich aufs heftigste empört. — Man verlangte nichts Geringeres von mir, als daß ich unter gewissen Förmlichkeiten die Kirchenglocke läuten lasse, das zwinge den Dieb, das Gestohlene zurückzubringen.

„Ich geriet über diese Zumutung des unverständigen Weibes so außer mir, daß ich ihr mit strengen Worten die Thüre wies.

„‚Ich bin da, um für Euer Seelenheil zu sorgen,' rief ich ihr zu, ‚nicht um durch gottlosen Hokuspokus Euern Aberglauben zu unterstützen. Daß Ihr, von Eurem Geiz verblendet, das Vertrauen in Gottes Gerechtigkeit und Güte verloren habt, das ist schlimmer für Euch als der Verlust der erbärmlichen paar Thaler. Ihr seid auf einer gefährlichen Bahn, Frau, geht in Euch und kehret um, solange es noch Zeit ist. Ich will beten, daß der Herr Eure Blindheit von Euch nehme, das ist alles, was ich für Euch thun kann; aber mit Eurem verruchten Unsinn will ich nicht wieder behelligt sein, nie wieder.'

„Damit entließ ich die Frau, und ich glaubte recht gehandelt zu haben, ich hatte ja nicht nur meinen persönlichen Stolz, ich hatte ja die Würde meines Amtes zu wahren gehabt. Aber kein Mensch handelt im Zorne klug und gerecht. Jetzt muß ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich als Eiferer auftrat, wo ich hätte in ruhiger, fester Weise belehren sollen, daß ich im kränkenden Gefühl verletzter Würde einem Hause den Rücken kehrte, von dem ich durch selbstverleugnende, treue Wachsamkeit ein furchtbares Unheil hätte abwenden können."

IV.

Die Rede des Erzählenden wurde jetzt bewegt und düster. Sein Körper verharrte regungslos auf dem Stuhle, aber in seinen Augen flammte es auf, und in seiner Stimme zitterte und grollte es, daß mir der Klang derselben mächtig ans Herz griff und mich zu atemloser Teilnahme hinriß.

„Hier an diesem Tisch haben sie den Abend zusammen gesessen," erzählte der Pfarrer, „die Bäuerin und der Knecht. — Trüb flackerte die Flamme der alten Oellampe zwischen ihnen, trüb ist ihr Geisteslicht und trüb die Rede, die von ihren Lippen fließt.

„Und bei ihnen sitzt das junge Mädchen, schweigend, in stummer Qual. Jedes Wort trifft sie wie ein Dolchstoß in das zitternde Herz, und die Angst schnürt ihr fast die Kehle zu und legt sich drückend wie ein Alp auf ihre zarte Brust. — Und das rauhe Weib und der rachehungrige Unhold beachten nicht die Schwäche, die die Aermste überkommt, sie sehen nicht, wie sie auf dem Stuhle hängt, bleich und kraftlos, einer Ohnmacht nahe.

„‚Wenn der Pastor nicht will,' sagt der Knecht, ‚so geht es auch ohne ihn. Es giebt noch Mittel genug, den Verbrecher zu bestrafen, wir brauchen die Kirche nicht dazu.'

„Die Frau, von ihrer Habgier zu wütendem Haß gegen den Dieb verleitet, faßt ihn am Arme.

„‚Du mußt helfen, Lüttjejan, ich weiß, du kannst es. Ich bin die Frau, und ich befehle Dir, es zu thun.'

„‚Das Gestohlene jetzt noch wiederschaffen kann ich nicht.'

„‚Aber den Dieb strafen, das kannst du, und das sollst du auch. Du mußt ihn bannen, den Schurken. Ich will das Unrecht nicht ruhig dulden, das er mir zugefügt hat, mag der Pastor auch sagen, was er will. Gestraft soll er werden, hart gestraft, das hab' ich mir gelobt.'

„‚Man kann ihn töten,' sagt der Knecht, und seine stechenden Blicke fahren nach der zusammenschauernden Jungfrau hinüber.

„Eine bange Stille entsteht.

„‚Was muß man da thun?' fragt endlich die Bäuerin.

„‚Wir haben die Fußspur im Rasen,' erklärt der Unmensch, ‚die wird ausgegraben und in ein Säckchen gefüllt. Das hängt man in den Schornstein, und wie die Wärme und der Rauch das Rasenstück allmählich trocknet und dörrt, so schwindet auch der Mensch, der auf dem Rasen gestanden, er verdorrt langsam und stirbt hin. Und zerfällt Erde und Gras zu Staub, so thut der Gebannte seinen letzten Seufzer.'

„‚Das ist es, was ihm geschehen soll, das ist es. Du kannst es machen, Lüttjejan, und du sollst es machen, so will ich es haben!' ruft die Frau entschlossen, sich vom Stuhle erhebend.

„‚Mutter!' klingt es klagend, flehend durch den weiten Raum.

„Aber die Mutter hat noch immer kein Auge für die Leiden ihrer Tochter, sie hat kein Ohr für den Aufschrei der tödlichen Angst. Ganz hingerissen von dem Gedanken, daß der in ihre Hände gegeben, der ihr ein so kränkendes Unrecht zugefügt, fordert sie den Knecht auf, sogleich mit den Vorbereitungen zu beginnen.

„‚Es muß um Mitternacht geschehen,' raunt der geheimnisvoll. ‚Und vor allem: niemand darf darum wissen, niemand von uns auch nur untereinander

darüber sprechen, so lange der Beutel im Rauchfang hängt, sonst kommen wir drei elend um, statt des Diebes.' Zur Verstärkung seiner Warnung erzählt er noch eine Geschichte, wie einmal dies Gebot des Schweigens nicht beachtet worden und darauf das Haus mit allen Bewohnern verbrannt sei.

„Dann sitzen sie wieder und starren in die trübrote Flamme des Oellichtes, und unheimlich flackert es in ihren Augen.

„Allmählich gewinnt Christine nun Leben.

„‚Mutter, es ist nicht recht, um einer solchen Sache willen einen Menschen zu töten.'

„Die Frau schüttelt wild entschlossen den Kopf.

„‚Davon verstehst du nichts. Und es ist recht, sonst gäbe der Himmel nicht zu, daß es so geschieht. Wir vergreifen uns ja nicht an dem Schandmenschen, wir überlassen die Strafe ja dem Arme der ewigen Gerechtigkeit. Was willst du noch weiter?'

„Aber die Tochter läßt sich dadurch nicht beruhigen. Sie erhebt sich.

„‚Ein sündhafter Frevel ist es!' ruft sie aus. ‚Was sind für Euch die zehn Thaler, Mutter? Der, der sie nun hat, dem ist damit vielleicht aus harter Not geholfen. Laßt Euer Herz erweichen, geht nicht so streng mit ihm ins Gericht!'

„‚Du denkst also doch an einen, den du kennst, daß du so für ihn eintrittst?' — Die Mutter schaut ihr Kind durchdringend an. — ‚Aber ich habe kein Mitleid mit einem Verbrecher, mag er sein, wer er will.'

„Da schluchzt Christine auf. ‚Daß diese Worte Euch nie gereuen mögen!'

„Einen Augenblick muß sie sich fassen, dann hebt sie wieder an. Die Verzweiflung verleiht ihr Beredsamkeit:

„‚Mutter, wollt Ihr Gott die Strafe überlassen, so überlaßt sie ihm auch allein, und er wird den Frevler sicher treffen und furchtbar treffen, o, das fühl' ich jetzt. Aber Mutter, ladet das nicht auf Euch. Ihr werdet keine ruhige Stunde mehr haben, wenn der Verbrecher stirbt. — Ihr werdet Euch sagen müssen: Ich habe ihn getötet. Und das ist grauenhaft, grauenhaft. Es wird an Euch zehren, wie das Herdfeuer an dem Rasen zehrt und an dem Leibe des Diebes.'

„Doch immer noch bleibt die harte Frau ungerührt, und als der Redefluß der Tochter nicht stocken will, als ihre Bitten immer flehender, ihre Beschwörungen immer eindringlicher werden, da ruft sie ihr ein rauhes ‚Schweige!' zu. ‚Schweig, bis du gefragt wirst!'

„Bange Stunden vergehen.

„Endlich steht Lüttjejan auf und sagt finster: ‚Jetzt ist es Zeit.'

„Er holt Spaten und Laterne, und sie gehen alle durch den Stall hinaus. Die Mutter aufrecht und wuchtigen Schrittes, die Tochter bebend, ihrer selbst kaum mächtig, mit wankenden Knieen.

„Als sie den dunkeln Garten betreten, trägt der Nachtwind von ferne über die stille Heide Glockenklänge heran, die den Anbruch der zwölften Stunde verkündigen.

„Lüttjejan umsticht das Rasenstück, darauf die Spur des kleinen Fußes deutlich erkennbar ist, und hebt es aus dem Grunde, Christine muß mit der Laterne zu der Arbeit leuchten. Dann gehen sie schweigend, wie sie gekommen sind, wieder ins Haus zurück."

Die Stimme des Pfarrers klang durch das Geräusch des draußen noch immer niederströmenden Regens gedämpft an mein Ohr. Auch mir hatte sich die Erregung des Erzählenden nach und nach mitgeteilt. Ich hatte mich von ihm abgewendet und starrte hinein in die dämmerige Tiefe der weiten Halle. Nur wenn ein Blitz am Himmel aufflammte, waren die einzelnen Gegenstände an der Hinterwand deutlich zu unterscheiden, dann tauchten sie wieder in verschwommenes Dunkel zurück.

Und jetzt hörte ich nicht mehr die Worte des Pfarrers, jetzt sah ich dort am Herde unter dem ungeheuren Rauchfang die nächtliche Scene sich abspielen.

Ich sah die plumpe Gestalt des rothaarigen Knechts dort wartend stehen, das Rasenstück in den Händen, ich sah daneben die zarte Christine mit dem lieblichen, leichenblassen Kindergesicht, bebend an die Wand gelehnt, die großen Augen thränenlos ins Leere gerichtet, die Hände über die Brust gelegt, die Finger in übermenschlicher Angst ineinander verkrampft.

Jetzt trat aus dem Dunkel die Mutter herzu, anscheinend ruhig, aber zwischen ihren Augenbrauen lag eine tiefe Falte, die von ihrer innerlichen Erregung, von ihrer zornigen Entschlossenheit deutlich Zeugnis ablegte. Sie brachte einen leinenen Beutel.

Vorsichtig that der Knecht das Rasenstück hinein, dann verschnürte er ihn und band die Schnur mit künstlichen Knoten. Als das geschehen war, stieg er auf den Herd und suchte im Rauchfang nach einem Nagel. Jetzt hatte er ihn gefunden, und auf dem Herde stehend, hob er nun den Bannspruch an:

„Ich lege dir Dieb den Rasen auf die Glut
Wegen deiner Sünd' und Uebermut,
Ich leg' ihn dir auf Lungen, Leber und Herz,
Daß dich ankommt ein großer Schmerz;
Es soll dir Brand und Stechen machen,
Es sollen dir alle Adern krachen,
Es soll dich anstoßen eine solche Not,
Daß du erleidest den bittern Tod.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Dreimal sprach er den Spruch, schauerlich dumpf klangen die Laute unter dem weiten Rauchfang hervor, und dreimal wiederholte die Mutter das Amen.

Beim drittenmal erdröhnte ein dumpfer Fall neben dem Herde, und als Lüttjejan herabsteigend mit der Laterne dorthinleuchtete, lag der Körper Christinens ausgestreckt auf dem Estrich.

V.

„Seit jener Mitternachtsstunde ist Ruhe und Frieden vom Heidehof entwichen", begann der Erzähler nach einer Weile wieder. „Finster wie das Angesicht des

boshaften Knechtes ist das Geschick, das er mit seinem verruchten, gottlosen Treiben über dies Haus heraufbeschworen hat.

„Anfangs war Frau Hübeke über die Schwäche ihrer Tochter mehr erzürnt als erschrocken. Sie schalt, daß man sich um einen elenden Dieb, sei er auch, wer er sei, so anstellen möge, ja sie stieß eine Beschuldigung hervor, daß die pflichtvergessene Tochter es mit dem Schurken halte, der die Mutter bestohlen habe, aber als Christine aus der tiefen Ohnmacht gar nicht wieder zu sich kommen wollte, da schlich sich doch leise die Furcht in das rauhe Herz. — Konnte die furchtbare Aufregung nicht dem zarten Kinde wirklich Schaden gethan haben?

„Es war, als erfasse die Frau mit einem Male eine Ahnung von dem Schweren, das ihr bevorstehe.

„‚Sie ist tot!‘ jammerte sie außer sich. ‚Sie ist tot!‘

„Dem war nicht so. Das Mädchen kam langsam wieder zur Besinnung. Es sollte ihr nicht erspart bleiben, den Kelch des Leidens bis zur Neige ausschlürfen zu müssen.

„Das arme Geschöpf blieb bleich, wie es an jenem Abend gewesen, und eine merkbar zunehmende Schwäche und Hinfälligkeit bemächtigte sich ihrer. Sie konnte bald der Arbeit nicht mehr gerecht werden, die die Mutter von ihr verlangte, matt und kraftlos schlich sie umher. Aber auch als endlich Frau Hübeke selbst einsah, daß die Tochter aufs sorgfältigste gepflegt werden müsse, ließ sich diese doch nicht bewegen, sich ins Bett zu legen. Eine unbezwingliche Unruhe trieb die Hinfällige im Hause und seiner nächsten Umgebung umher, und nur am Herdfeuer vermochte sie längere Zeit sich aufzuhalten.

„Da saß sie dann und starrte traurig in die flackernden Flammen und sah der Rauchsäule nach, die in das Dunkel des Rauchfangs emporstieg.

„Stundenlang konnte sie das treiben, bis ein Fieberschauer durch ihren Körper flog und sie wieder hierhin und dorthin schlich, als suche sie ein Versteck, sich darin vor einem drohenden Schrecknis zu bergen.

„Einmal, als sie sich allein glaubte, war sie auf den Herd hinaufgestiegen, heimlich, ganz heimlich. Schon stand sie auf den Steinen und suchte mit spähenden Blicken den Schwalk und die Finsternis zu durchdringen, die den Rauchfang erfüllten, aber noch hatte sie das verhängnisvolle Beutelchen nicht entdeckt, da trat Lüttjejan unvermutet ins Zimmer und rief spöttisch:

„‚Jungfer Christine, was sucht Ihr im Rauchfang, es ist noch nicht Zeit, die Würste herunterzunehmen.‘

„Frau Hübeke, die hinter dem Knechte hereingekommen war, hatte eine Frage auf der Zunge, indes besann sie sich, daß unverbrüchliches Schweigen über die ganze Sache mit der ausgegrabenen Fußspur geboten sei. Sie führte ihre zitternde Tochter, die bei der Anrede Lüttjejans fast vom Herde hinabgestürzt wäre, in die Kammer und suchte sie zu beruhigen.

„Doch noch immer wollte die Kranke nicht im Bette bleiben, wenn auch die Füße ihr den Dienst versagten und häufige Ohnmachtsanwandlungen ihr den kalten Schweiß auf die Stirne trieben.

„Frau Hübeke selbst litt fast nicht weniger als Christine. Die Krankheit derselben würde unter allen Umständen das Herz der Mutter beschwert haben, — denn die Frau mag sonst sein, wie sie will, ihre Tochter liebte sie zärtlich, — aber daß das Leiden just an jenem Abend begonnen hatte, das machte es doppelt unheimlich und verkehrte jeden Gedanken daran in eine qualvolle Frage.

„Frau Hübeke wagte nicht, mit Christine über die Ursache ihrer Hinfälligkeit zu sprechen, aber sie selbst grübelte in der Stille fort und fort darüber nach. War es denkbar, daß das Mitleid mit dem Gespielen dem Mädchen so sehr zu Herzen ging? Sollte es sich nicht trösten, als man hörte, daß Julius Wesendrup wohlauf sei wie immer? — Oder war etwas andres im Spiele?

Nur Christine konnte hierauf Antwort geben, doch die unglückliche Frau mochte sich selbst nicht klarmachen, welcher Verdacht sich in ihrem Herzen regte, dem blassen, schwachen Kinde gegenüber konnte sie unmöglich diesem Verdachte Ausdruck verleihen.

„Und dann diese unselige Pflicht zu schweigen. Als eine täglich wachsende Last legte sich die auf die Seele der starken Frau und beugte allmählich auch sie darnieder.

„Grauenvoll waren die Tage, aber grauenvoller waren die Nächte, die Frau Hübeke am Bette ihrer Tochter durchwachte.

„Mit zunehmender Dunkelheit wuchs auch die treibende Angst der Kranken, aber schon war sie zu schwach, um noch im Hause umherzuirren. Ruhelos warf sie sich auf ihrem Bette herum, sie fröstelte, daß die Zähne hörbar aufeinander klappten, sie zog sich die Decke über das Gesicht empor, als müsse sie die Augen vor gräßlichen Bildern verschließen, sie barg sich ächzend an der Brust der Mutter und krallte ihre dünnen, durchsichtigen Finger in deren Arm. Dann wieder lag sie lang ausgestreckt starr da, Schweißperlen auf der weißen Stirn, und nur die Lippen bewegten sich flüsternd. Unzusammenhängende Worte verrieten ihre entsetzliche Qual.

„‚Wie es brennt hier in mir, ach, das Feuer, das Feuer. — Mutter, ich kann nicht mehr — hilf mir, Mutter, — so hilf mir doch — mach ein Ende! O Mutter, das Feuer, das Feuer.‘

„Legte sich die Wut des Anfalls ein wenig, so rückte sie den Kopf nahe an die Kniee der Mutter heran, sah ihr mit halberloschenem Blick ins Gesicht und hauchte:

„‚Ich kann es nicht sagen, ich kann es nicht sagen.‘

„Frau Hübeke entschloß sich, den Arzt über das Leiden ihrer Tochter zu befragen, aber was sie geahnt hatte, das bestätigte sich leider voll und ganz, er wußte sich den Zustand des Mädchens nicht zu erklären, und er war ehrlich genug, es einzugestehen. Die Tropfen, die er dennoch verordnete, hatten nur den Erfolg, der Kranken gegen Morgen einige Stunden der Ruhe zu verschaffen.

„Immer schneller nahmen die Kräfte des armen Mädchens ab. Die abendlichen Anfälle verloren ihre maßlose Heftigkeit, aber wenn das ermattete Geschöpf

mit dem glanzlosen Blick, zuweilen nur von leisem Frösteln durchschauert, vor der Mutter dalag, so wollte dieser fast das Herz brechen. Und eine mahnende Stimme rief immer lauter in ihr: ‚Der Zauber hat das verschuldet, der Zauber mit der Fußspur.‘

„Mochte nun Christine selbst schuldig sein, oder war nur ein Versehen bei dem Aussprechen des Bannes begangen worden. Vielleicht hatte das kundgegebene Mitleid mit dem Verbrecher genügt, die furchtbare Wirkung auf Christine abzulenken. Gewiß blieb, daß das Leiden der Bedauernswürdigen nur mit dem Tode endigen könne, wenn nicht der Bann aufgehoben würde. — Wie aber konnte er das, da man nicht einmal davon sprechen durfte?

„Eine erklärliche Scheu hatte die verzweifelte Mutter bisher abgehalten, wieder zu der Kunst ihres Knechtes ihre Zuflucht zu nehmen. Die unerwartete, schreckliche Wirkung seines letzten Zaubers hatte den Glauben der unvernünftigen Frau an seine übernatürliche Wissenschaft nicht etwa erschüttert, sondern nur gefestigt, an dem Mißerfolg legte sie ihm keine Schuld bei, nur die Furcht vor ihm war jetzt bis zum Grauen gesteigert.

„Aber sie konnte das nicht täglich ansehen, dies Hinschwinden des Liebsten, was sie auf Erden hatte. Sie mußte sich entschließen, nun zur Rettung des geliebten Kindes die unheimlichen Gewalten anzurufen, die sie zur Bestrafung des gehaßten Diebes vorschnell aufgeboten hatte.

„Es blieb kein andrer Ausweg, und so faßte sie sich endlich ein Herz und sprach mit Lüttjejan, der, ohne sich um Christinens Krankheit zu kümmern, stets schweigsam seine Arbeit verrichtet hatte.

„‚Du bist ein Erfahrener, Lüttjejan,‘ sagte sie, ‚du hast so manche Kenntnis von dem, was übernatürlich ist, kannst du mir nicht ein Mittel sagen, das meiner Tochter helfen könnte?‘

„Der Knecht zuckte die Achseln.

„‚Vielleicht giebt es solch ein Mittel, — vielleicht weiß ich es auch,‘ sagte er.

„Die geängstete Mutter beschwor ihn, ihr das Mittel anzuvertrauen, oder es ohne weiteres anzuwenden, wenn er nicht darüber reden dürfe. Sie zog ihn nach dem Herde hin; denn sie hielt es für selbstverständlich, daß die Entfernung des unheimlichen Beutels aus dem Rauchfang das erste sei, was er vornehmen werde. Mit stummer Gebärde deutete sie nach dem Schornstein empor. Aber Lüttjejan schüttelte heftig verneinend den Kopf.

„‚Ihr glaubt doch das nicht von Eurer Tochter?‘ fragte er lauernd.

„Die Frau erschrak. Was sollte sie darauf erwidern? — Dem Knecht gegenüber einen Verdacht laut werden lassen, den sie sich selbst noch nicht eingestanden hatte, einen schmählichen Verdacht gegen ihr eigen Fleisch und Blut?

„‚Was glaubst du denn, was ihr helfen könnte?‘ stieß sie endlich hervor.

„‚Erst muß man wissen, ob ihr überhaupt noch zu helfen ist,‘ erwiderte er mit abscheulicher Gelassenheit. Und wieder in seinen geheimnisvollen Ton verfallend, fügte er hinzu: ‚Die weiße Katze war gestern im Garten und hat durchs Fenster in die Kammer der Jungfer hineingeschaut, das ist eine üble Vor-

bedeutung. Und habt Ihr nicht selbst gehört, wie schauerlich der Hund geheult hat, die ganze lange Nacht?'

„‚Vielleicht eben, weil eine Katze ums Haus war,' wandte Frau Hübecke schüchtern ein.

„‚Wenn Ihr das glaubt, mir kann es ja recht sein,' versetzte Lüttjejan beleidigt. Ich weiß, wie der Hund heult, wenn er den Leichenzug sieht, hab's oft genug gehört.'

„Die Frau suchte ihn zu begütigen.

„‚Gewiß, du kennst dich ja darin besser aus als ich, aber es wird mir schwer zu glauben, daß es so steht. — ‚Ist denn nun gar keine Hoffnung mehr für mein Kind?'

„‚Das will ich nicht sagen, aber man kann es erfahren. Ich hab's aus dem Süden mitgebracht, aus Böhmen, einen Vers, der hat sich immer als zuverlässig erwiesen. Wenn Ihr es verlangt, Frau, so will ich ihn erproben, aber das sag' ich Euch, macht mir keine Vorwürfe, wenn wir das Gegenteil von dem erfahren, was ihr hofft.'

„‚Es wird doch der Kranken nicht schaden?' erkundigte die Frau sich besorgt.

„‚Wie sollte es das? Es sind ja nur ein paar Worte. — Wir gehen miteinander in die Kammer, und ich sage:

Sünder, willst du büßen,[1])
So rühre dich mit den Füßen;
Willst du zu Gott dich wenden,
So rühre dich mit den Händen.

Da könnt Ihr ja dann selbst sehen, ob Eure Tochter zuerst die Füße bewegt und wieder gesund werden kann.'

„‚Und wenn sie die Hände regt?' rief die Frau erblassend.

„‚Dann kann ihr kein Engel vom Himmel mehr helfen,' ergänzte Lüttjejan kaltblütig.

„Eine Bangigkeit überfiel die Bäuerin. Sie kehrte dem Knecht den Rücken und ging davon.

„Wohl wünschte sie, Sicherheit zu gewinnen, aber es graute ihr doch auch wieder davor. Sie empfand jetzt, daß es sündhaft sei, Gott so zu versuchen, und doch redete ihr auch wieder die Hoffnung zu, das bedenkliche Spiel zu wagen. Wenn Christine den Spruch Lüttjejans verstand, so war ja die Entscheidung über ihr Geschick ihrem eignen Willen anheimgegeben.

„Einen ganzen Tag lang ging Frau Hübeke unschlüssig umher, dann aber am nächsten Tage um die Mittagsstunde suchte sie den Knecht wieder auf.

„‚Komm mit,' sagte sie.

„Er folgte ihr mit gleichmütiger Miene. — Vor der Thür der Kammer hielt das Weib noch einmal zögernd den Schritt an, der frevelhafte Mut wollte

---

[1]) Büßen, besser werden.

sie verlassen, dann aber tastete ihre Hand nach dem Drücker, sie stieß die Thür auf, und beide traten ein.

„Lüttjejan begann eintönig seinen Spruch herzusagen, aber noch ehe er ihn zu Ende gesprochen, streckte Christine, Entsetzen in den fahlen Zügen, die Hände abwehrend gegen ihn aus, und mit einem auch der Kranken vernehmlichen ‚Es ist zu spät, sie ist verloren,' stolperte der Beschwörer hinaus.

„Die Mutter fiel aufschreiend am Bette der Tochter auf die Kniee.

„‚Laß den Menschen nicht mehr zu mir,' jammerte diese. ‚Halt ihn ferne, laß mich ruhig sterben!'"

— Der Erzähler wurde hier unterbrochen.

Der Mensch selbst, an den wir beide, er und ich, mit Abscheu dachten, trat vom Stalle herein und kam breitspurig auf uns zu.

„Das Wetter ist vorbei, der Regen hat aufgehört," verkündete er. Auf seinem Gesicht stand die deutlichste Aufforderung, uns nun zu packen.

Wir wendeten uns erstaunt nach dem Fenster um.

Lüttjejan hatte recht. Das Unwetter hatte sich gelegt, es war wieder hell geworden am Himmel, aber wir hatten es beide, hingenommen von der Erzählung, nicht bemerkt.

Der Pfarrer stand auf.

„Wir wollen gehen" — meinte er und sah mich fragend an.

„Ja, nur hinaus," stimmte ich aufatmend bei, „hier ist Stickluft im Hause."

Als wir durch den Thorweg auf die Straße hinaustraten, kehrte ich mich noch einmal um. — Lüttjejan stand unter der Hausthüre und starrte uns finster nach. Ich war überzeugt, daß er drei Kreuze hinter uns her gemacht hatte.

VI.

Das Kirchdorf, in dem der Pfarrer wohnte, lag auf meinem Wege, ich würde aber auch einen Umweg nicht gescheut haben, um das Ende seiner Erzählung zu hören; denn mir war, als ob ich sie wirklich alle gesehen hätte dort auf der Diele im einsamen Heidehof, nicht nur den elenden Lüttjejan, auch die abergläubische Bäuerin und die arme, bleiche Christine. Und das Geschick von Menschen, die uns einmal persönlich begegnet sind, erregt immer unser erhöhtes Interesse.

Der Pfarrer selbst, von seinem Stoff ergriffen, ließ sich nicht erst bitten, seinen Bericht fortzusetzen. Er war offenbar froh, einen verständnisvollen Zuhörer gefunden zu haben, und während wir langsam nebeneinander über die duftende Heide wandelten, hob er wieder an:

„Jetzt, da alle Hoffnung auf eine körperliche Genesung der Tochter geschwunden war, erfaßte die Mutter die Angst um das Seelenheil ihres Kindes. Sie ließ mich rufen.

„Es ist ja die Auffassung vieler Leute, daß die Gesunden des Pfarrers nicht bedürfen, sondern die Kranken. Wie schwer es uns werden muß, für einen

Sterbenden die rechten Trostesworte zu finden, wenn wir den Lebenden kaum gekannt haben, das macht sich kaum jemand klar. Hier freilich war mir ja die Leidende nicht ganz fremd, wenigstens glaubte ich es nicht, als ich diesen Weg hinausging nach dem Heidehof. Aber als ich in die Kammer trat und Christine so elend und entstellt wiedersah, als über ihr bekümmertes Gesicht kein Schimmer freudigen Erkennens flog, da sank mir die Hoffnung.

„Ich mußte mich erst sammeln, als die Mutter hinausgegangen war, ich mußte nach den Worten suchen, mit denen ich das Gespräch mit meinem Beichtkinde einleiten konnte. — Und doch fand ich nicht das Rechte.

„Ich sprach ihr von den schmerzlichen Leiden der Märtyrer, die für ihren Glauben gestorben sind. Ich stellte ihr vor, was die erduldet hätten, die doch fromme, unschuldige Menschen gewesen. Da sah sie mich an, und ich verstummte.

„Dieser Blick sagte mir: ‚Was willst du, Kurzsichtiger? Das ist ja eben das Furchtbare, daß ich nicht unschuldig leide.‘

„Nun wußte ich, wo ich einzusetzen hatte, aber ich merkte auch, daß ich nicht mehr das empfängliche Kind vor mir habe, ich erkannte, daß das Mädchen mit ihrer ganzen Anschauung in einer mir fremden Welt wurzelte, da war schwer eine Verständigung zu erzielen. — Sie war nicht trotzig, aber sie fürchtete sich vor mir. Meine Trostsprüche quälten sie. Es war, als ob ich ihr, die in der Wüste irrte, eine lockende Gegend gezeigt hätte, jedoch auf dem jenseitigen Ufer eines breiten Stromes, den sie zu durchschwimmen weder Kraft noch Mut besaß. —

„Ich habe manchen Ausbruch der Verzweiflung erlebt, aber nie hat mich etwas im Innersten so erschüttert wie die hilflose Angst dieses Mädchens.

„Die Schuld auf der Seele, den gewissen Tod vor Augen, zum Schweigen verdammt. Und dann der gräßliche Zweifel: ‚Was wird nach dem Tode, wenn du mit dieser Schuld belastet vor den ewigen Richter trittst?‘ —

„Stundenlang sprach ich ein auf das unselige, friedlose Geschöpf, aber ich erreichte kein Bekenntnis, nichts als ab und an ein halbes Wort, einen Blick stummen Jammers und endlich ein lautloses, erleichterndes Weinen. —

„Unzufrieden mit mir selbst verließ ich den Heidehof, und während ich durch den sinkenden Abend nach Hause ging, drängte sich mir der Gegensatz zwischen dem milden Frieden in der Natur und dem gräßlichen Kampf in dem armen, gequälten Menschenherzen mit Gewalt auf.

„Was machte diese Nacht hier draußen so feierlich und stille, was machte die Nacht in der Seele des Mädchens so grauenhaft und unerträglich?

„Ich sah zu den leuchtenden Sternen empor. — ‚Das ist es, daß das Licht noch nicht vergangen ist, daß die Hoffnung auf den kommenden Tag mit tausend funkelnden Buchstaben an das Firmament geschrieben ist. — Aber jene Nacht dort ist sternenlos. Die Nacht des Aberglaubens.‘ —

„Meine Aufgabe war es gewesen, das Licht der Hoffnung in jene Nacht zu tragen, die düstern Wolken zu entfernen, daß die verheißungsreichen Sterne

wieder hineinschimmern konnten in das verfinsterte Gemüt, ich hatte diese Aufgabe nicht gelöst. —

„Es fiel mir, wie ich so dahinschritt, noch manches Trostwort ein, das ich der Gefolterten hätte spenden können. Ich warf mir Lauheit und Kleinmut vor und beschloß, am kommenden Tage aufs neue zu versuchen, mir das Vertrauen des leidenden Mädchens zu erringen.

„Ich sollte meinen Entschluß nicht ausführen dürfen. —

„Während ich in der Kammer den sieglosen Streit mit der Verzagtheit des unglücklichen Geschöpfes ausfocht, war Julius Wesendrup, der Geliebte Christinens, auf dem Hof gewesen. Er hatte die Kranke zu sprechen verlangt, war aber wieder fortgegangen, als er hörte, daß ich bei ihr sei.

„In der Frühe des nächsten Morgens kam er zurück. Frau Hübeke empfing ihn auf der Diele, schlug ihm aber seine Bitte, zu der Kranken gelassen zu werden, einfach ab. Der Bursche ließ sich indes so leicht nicht fortweisen, er hielt an mit Bitten; er mochte ahnen, daß es schlimm um sein Mädchen stände.

„‚Nur einen Augenblick laßt mich sie sprechen,‘ flehte er.

„‚Du hast nichts bei meiner Tochter verloren,‘ entgegnete die Bäuerin schroff.

„‚Und wenn ich ihr nun Geld wiederbringen wollte?‘ fragte Julius, der den Charakter der Witwe kannte und sicher war, daß dieser Einwand nicht ungehört blieb.

„‚Geld wiederbringen?‘

„‚Ja, Geld wiederbringen, das Christine mir geliehen hat! Zehn Thaler von ihren Ersparnissen.‘“

Frau Hübeke fuhr zurück. Sie stützte sich schwer mit den Händen auf die Tischplatte und sah den Sprecher entsetzt an.

„‚Ich habe gestern meine Löhnung bekommen,‘ fuhr dieser fort, ‚ich muß jetzt zu den Soldaten. Morgen geht's ab nach Münster, in die Garnison.‘ Er zog ein rotes Sacktuch aus der Tasche, in das er das Geld eingewickelt hatte, klirrend setzte er es auf den Tisch und begann die Knoten zu lösen.

„‚Meine Christine hat dir Geld geliehen?‘ kam es noch einmal tonlos von den Lippen der Frau.

„‚Ja doch,‘ versetzte der Bursche. ‚Ich brauchte es nötig. Ich sollte ins Gefängnis oder für jeden Tag einen Thaler blechen, und ich hatte nichts. Aber ins Gefängnis wollte ich nicht, das hatte ich mir einmal in den Kopf gesetzt. Ich wollte fort. Das hab' ich der Christine erklärt, ich könnte nicht anders, so schwer es mir auch würde. Ihr Betteln und Bitten konnte ihr und mir nichts nützen, das sah sie am Ende auch ein. Da hat sie mir denn mit ihren Ersparnissen ausgeholfen, sie wußte wohl, daß ich's ihr wiederbrachte.‘

„‚Jesus, barmherziger Heiland!‘ stöhnte Frau Hübeke auf und brach an dem Tisch in die Kniee.

„‚Was ist Euch, Frau?‘ rief der Bursche aus und eilte zu ihr hin, sie aufzurichten. Einen Augenblick hing sie machtlos in seinen Armen, dann stieß sie ihn wild zurück und stürzte nach der Kammer ihrer Tochter.

„‚Christine, Christine!‘ gellte ihr Ruf. Keine Antwort erfolgte.

„‚Christine, Christine!‘ schluchzte sie und warf sich über das Bett, über den Leib der Tochter, aber diese hörte den Aufschrei nicht mehr, sie hörte nicht mehr das Stammeln und Aechzen der Selbstanklagen, die die Mutter ausstieß. Ruhig lag sie da, die Augen wie zu friedlichem Schlummer geschlossen, die Hände über der Brust ineinandergefaltet. —

„Mein Besuch bei ihr war doch nicht ganz fruchtlos gewesen. Ich erfuhr später von der gebeugten Mutter, daß sie in jener Nacht zum ersten Male, seit sie auf ihrem Schmerzenlager ruhte, wieder gebetet habe. ‚Das Vaterunser.‘ — Ueber die Worte ‚und vergieb uns unsre Schuld‘ war sie nicht hinausgekommen. Immer wieder und immer wieder hatte sie diese Bitte wiederholt mit inbrünstig flehendem Ausdruck.“

— Wir hatten jetzt die Höhe einer Hügelkette erreicht, die Heidevegetation ging hier in bebautes Ackerland über. Grüne Wiesen und fruchtbare Felder wechselten miteinander. Vor uns im Grunde lag ein Dorf, über den hohen, braunen Dächern kräuselte blauer, gastlicher Rauch in der feuchten Luft. Zwischen dunkelgrünen Lindenkronen schimmerte der weiße spitzbehelmte Turm der Kirche hervor.

Schweigend wanderten wir dem Dorfe zu. Keiner mochte von etwas Alltäglichem zu sprechen beginnen. Erst als wir den Kirchhof des Dorfes erreicht hatten, nahm der Pfarrer noch einmal das Wort:

„Im Schatten dieser Bäume ruht Christine jetzt aus von Leiden und Irrungen. — Legen Sie es mir nicht als Herzenshärte aus, daß ich als Leichentext den Spruch wählte: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.‘ Ich wollte durch meine Rede auf das rauhe Gemüt der Mutter einwirken. Ob es mir gelungen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Sie sahen ja selbst, daß sie den Knecht, die Ursache ihres Verlustes, noch auf dem Hofe duldet. Es geschieht wohl aus Furcht; denn sein Zauber hat sich ja in der That als wirksam erwiesen.“

Der Pfarrer reichte mir die Hand zum Abschiede und trat auf den Kirchhof.

Ich ging meines Weges weiter; denn ich wollte noch vor Nacht Ellernkotten erreichen. Als ich das Dorf verließ, brach die Sonne, sich schon zum Untergange neigend, noch einmal durch die Wolken. Schräg fielen ihre goldnen Strahlen auf die feuchte Erde. Wie Gold erglänzten alle die tausend Tropfen, die noch an den Zweigen und Halmen zitterten.

„So sind die Kinderseelen,“ kam mir ein Gedanke, „rein und klar, das ewige Licht spiegelt sich in jeder einzelnen. Aber dann fallen sie zur Erde, in den Schmutz und vermengen sich mit ihm, niemand mehr erkennt den klaren, leuchtenden Tropfen. Doch die Sonne sucht ihn noch und zieht ihn wieder empor zum Himmel. Der Schmutz muß ihn wiedergeben, als Staub bleibt er zurück, das Reine aber, das vom Himmel stammt, hat sich wieder zu seinem Ursprung erhoben.“

Neues aus dem Leben Heinrich Heines.

Nebst ungedruckten Briefen desselben.

Mitgeteilt von

Gustav Karpeles.

Die Wertung Heinrich Heines steigt merkwürdigerweise in der Weltlitteratur zugleich mit den häßlichen Angriffen, die gegen ihn aus seinem eignen Vaterlande gerichtet werden. Alles, was von ihm kommt, wird mit übergroßem Interesse aufgenommen, alles, was über ihn berichtet wird, findet einen dankbaren Kreis von Lesern in aller Welt. Auch selbst in seinen kühnsten Träumen hat der Dichter des „Buches der Lieder" an eine solche Zukunft nicht gedacht, und — offen gestanden — er hat sich auch auf diese nicht vorbereitet. Alle seine privaten Aeußerungen, seine Briefe und Gespräche tragen das Gepräge des Vertraulichen und Unmittelbaren, er hat weder für den Druck gesprochen, noch seine Briefe für diesen Zweck geschrieben. Gerade darum aber sind sie lebendige Zeugnisse für seinen vielverleumdeten Charakter, für seine Freundschaftsverhältnisse und Verbindungen, und wir verdanken ihnen eine Tiefe und Nähe der Einsicht in den Entwicklungsgang des großen Dichters, in den Zusammenhang seines Lebens mit dem geistigen Schaffen, wie wir sie ohne solche Zeugnisse und Briefe nicht haben würden.

Fast unnötig erscheint es, bei diesem Anlaß noch ein Wort von dem Götzendienst zu sagen, der mit jeder, auch der gehaltlosesten Reliquie großer Dichter getrieben wird. Von einem solchen Götzendienst ist die Heine-Litteratur bisher frei geblieben. Aber es muß doch daran erinnert werden, daß der größere oder geringere Wert eines Schriftstückes, wie Adolf Schöll sagt, nicht so einfach an ihm zu lesen ist wie an einem Papiergeldstück. Das scheinbar Unbedeutendste kann im Zusammenhang eine ungeahnte Bedeutung gewinnen, und manches an sich inhaltsarme Zettelchen oder manche kleine Notiz kann von großem Werte werden, indem sie eine nähere Zeitbestimmung oder sonst einen Beitrag zur Kenntnis oder Charakteristik des betreffenden Dichters liefert.

Ich hoffe, daß man diese Gründe auch für das nachfolgende Sammelsurium von Mitteilungen, Briefen, Gedichten und Notizen aus dem Leben Heinrich Heines gelten lassen wird. Warum sollte nicht auch hier aus verlorenen Aehren und aus verwehter Spreu ein Strauß zu flechten sein? Warum sollte nicht auch hier des Dichters Wort gelten:

Ob nicht aus Korn und Mohn
Noch eine bunte Kron',
Wert, daß man ihrer schon',
Sich sammeln lasse still und treu?

*

Unsre Erinnerungen beginnen im Grunde genommen schon vor der Geburt des Dichters, bei seinem Vater Samson Heine. Wie ich durch Familienakten herausgebracht habe, ist Samson Heine etwa im Sommer 1796 nach Düsseldorf gekommen. Zu Ende des Jahres hat er sich mit Betty van Geldern verlobt. Am 5. Februar 1797 fand die Vermählung statt. Alle andern Daten, die bisher in Biographien und Erinnerungen angegeben wurden, sind falsch. Zu Anfang des Jahres 1797 macht auch in der „Düsseldorfer Zeitung", wie ich erst kürzlich gefunden, Samson Heine aus Hamburg bekannt:

> „daß er Bolkerstraße neben dem ‚Roten Kreuz' wohne, und daß dort außer den Waren, welche er in seiner Boutique auf dem Markt zu verkaufen habe, noch verschiedene andre neumodische Waren billig zu haben sind."

In einem alten Bürgerverzeichnisse wird er „Jud Heene" genannt. In der ersten Zeit scheint sein Geschäft gut gegangen zu sein, denn 1809 kaufte er das gegenüberliegende Haus in der Bolkerstraße Nr. 42, wohin er auch sein Geschäft verlegte.

Das Bild, das Heinrich Heine von seinem Vater in den nachgelassenen Memoiren entworfen, ist — man kann es heute wohl sagen — ein ziemlich falsches, was das äußere Leben betrifft, desto zutreffender aber, soweit es die Charaktereigentümlichkeiten jenes Mannes in objektiver Weise schildert. Was Heine nicht erwähnt, ist, daß sein Vater in jungen Jahren noch streng orthodox war und alle religiösen Zeremonien mit großer Peinlichkeit beobachtete. Heine hat das nicht erwähnt, weil es schlecht zu den Pferden, Jagdhunden, Sängerinnen und Stallmeistern stimmt, mit denen er seinen Vater ausstattete. Die grenzenlose Lebenslust lag wohl noch im Keime, der Frohsinn und die rosige Laune kamen aber wohl damals schon öfter zur Geltung. Gleichwohl war in seinem Gemüte nicht beständig Kirmeß. Aus den Akten der „Brüderschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Recitieren der Psalmen" in Düsseldorf entnehmen wir, daß im Jahre 1797 Samson Heine der erste Vorsteher dieser Gesellschaft war, deren Beruf die freiwillige Krankenpflege und das Recitieren von Psalmen vor dem Alltagsgottesdienst, also auch während des Winters, in grauer Morgenfrühe gewesen ist. Wie stimmt dazu das Bild, das Heine aus derselben Zeit von seinem Vater entwirft?

Später wurde er allerdings durch seine aufgeklärte Gattin, durch die Mutter des Dichters, immer mehr aus diesem Kreise entfernt. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts hält er sich schon zu den Aufklärern innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft, ja er hatte sich sogar in die Loge „Zur Morgenröte" in Frankfurt a. M. aufnehmen lassen. Im Jahre 1804 finden wir Samson Heine mit einem Beitrag unter den Männern verzeichnet, welche die Begründung einer deutschen Schule, des sogenannten Philanthropins in Frankfurt a. M., unterstützen. Das war schon ein bedeutender Fortschritt. Heine selbst erzählt einmal in der Einleitung seines Buches über Börne, daß ihn sein Vater 1815 zum erstenmal auf die Frankfurter Messe mitgenommen, daß er auch in das Lesekabinett der

Loge mitgekommen sei und dort den Dr. Börne, „welcher gegen die Komödianten schreibt", zuerst gesehen habe. In dieser Schilderung sind aber verschiedene Unrichtigkeiten enthalten. Es ist kaum möglich, daß Heine die Loge oder auch nur das mit der Loge verbundene Gesellschaftslokal „Zur Morgenröte" als fünfzehnjähriger Knabe hat besuchen können. Und ebenso ist es unrichtig, daß Börne 1815, nachdem die Regierung des Primas bereits beseitigt war, noch Polizeiaktuar gewesen sei, wie Heine schreibt. Denn in seiner Schrift: „Menzel der Franzosenfresser", sagt Börne ausdrücklich: „Mein eigner Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmernis war, ihr geliebter Philipp möchte für die deutsche Freiheit totgeschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war."

Das war im Jahre 1813. Und ebenso konnte Heine, auch selbst angenommen, er sei in der „Morgenröte" gewesen, niemand gesagt haben: „Das ist der Dr. Börne, der gegen die Komödianten schreibt", denn Börnes Theaterkritiken begannen erst mit der Herausgabe seiner Zeitschrift „Die Wage" im Jahre 1818.

Noch unwahrscheinlicher ist es, daß zwölf Jahre später, also 1827, Heine Mühe gehabt habe, Börnes Adresse in Frankfurt a. M. zu ermitteln, da ihn niemand gekannt habe. Das ist eine arge Unrichtigkeit. Der Mann, der seit 1818 im Mittelpunkt des litterarischen Interesses stand, sollte in dem damals kleinen Frankfurt von fünfzigtausend Einwohnern schwer zu ermitteln gewesen sein? Das ist kaum zu glauben. Hier hat wohl die Abneigung gegen Börne ihm einen losen Streich gespielt.

*

Von diesem zweiten Aufenthalt in Frankfurt berichtet auch der bekannte Maler Professor Moritz Oppenheim in seinen nachgelassenen handschriftlichen Tagebüchern, deren Benutzung ich der Güte der Familie verdanke. Auch diese Mitteilungen berichtigen Heines Buch über Börne in einzelnen charakteristischen Punkten. Es heißt dort:

„Zu jener Zeit kam auch Heinrich Heine nach Frankfurt a. M., der sich bereits durch seine Schriften, besonders aber durch seine Reisebilder, deren Witze namentlich in unseren Kreisen am besten verstanden wurden und den meisten Anklang fanden, einen beliebten Namen gemacht hatte. Ich malte sein Porträt, und am Samstag war er mein Gast mit einigen seiner Verehrer, wobei Heine zuliebe die echt jüdische Küche, Kugel und Schalent, der Glanzpunkt waren, die er leidenschaftlich gern aß und sich auch sehr gut schmecken ließ. Ich bemerkte, daß er bei dieser Kost Heimweh empfinden müsse wie ein Schweizer, der in der Fremde den Kuhreigen höre. Dieses Wort hat er später auch in sein Buch über Börne aufgenommen. Es gab Stoff, von seiner Taufe zu reden. Auf die Frage eines Gastes, was ihn dazu veranlaßt habe, da er doch bereits das Christentum in seinen Schriften genügend angegriffen habe,

antwortete er ausweichend: ‚Er überlege mehr, ob er sich einen Zahn herausnehmen lassen solle, als eine Religion zu wechseln.‘

„Sein Porträt verlangte er später von Paris aus für seinen Verleger Campe in Hamburg, dem ich es auch zuschickte. In einer seiner Schriften aber, wo viel von seinem Aufenthalt in Frankfurt die Rede ist, erzählt er von dem guten Schabbesessen, das er bei Dr. med. Stiebel genossen habe. Heine erinnerte sich aber gewiß genau, daß er dieses Nationalessen in meinem Hause und nicht bei Dr. Stiebel bekommen. Aber er dachte, daß mir diese Erzählung gleichgültig sei, während es jenen neugetauften Juden ärgern müsse, wenn es gedruckt bekannt würde, daß er noch eine alttestamentliche Küche habe. Ich habe mich auch überzeugt, als ich einmal mit Dr. Stiebel davon sprach, daß Heines Malice gelungen ist.“

*

Wir kehren noch einmal in Heines Jugend zurück, indem wir einen kleinen Brief mitteilen, den der Dichter an Ludwig Uhland geschrieben, als er ihm 1823 seine ersten Gedichte überschickte. Es ist bekannt, welche Verehrung Heine in jungen Jahren für diesen Dichter gehabt hat. In seiner Abhandlung über die romantische Schule giebt er darüber selbst die genaueste Auskunft. Er gesteht, daß es unmöglich sei, in dieser Gattung selbst Besseres zu geben, als schon von älteren Meistern geschaffen worden, „namentlich von Ludwig Uhland, der die Lieder der Minne und des Glaubens so hold und lieblich hervorgesungen aus den Trümmern alter Burgen und Klosterhallen“.

Aus der Zeit dieser Bekanntschaft stammt das folgende Schreiben, das sich gegenwärtig unter dem gesamten Nachlaß Uhlands im Schiller-Archiv zu Marbach befindet, und dessen wortgetreue Kopie ich der Güte des Präsidenten des Schwäbischen Schiller-Vereins, des Herrn Geheimrats Dr. v. Grieſinger, verdanke.

erh. d. 20 Jun 23
(von Uhlands Hand)

„Die Liebe mit welcher ich Ihre Schriften gelesen, und, wie Sie vielleicht erkennen werden, in mich aufgenommen, die Aehnlichkeit der Gesinnung sowohl im Leben als in der Kunst, sowie auch die Anregung gemeinschaftlicher Freunde, bestimmen mich dazu Ihnen in der Uebersendung des beykommenden Buches ein äußeres Zeichen meiner Verehrung zukommen zu lassen

Ihr ergebener

H. Heine

Berlin d. 4. May
1823.

addresse Pr. Gubitz.“

*

Die Antipathie zwischen Heine und Börne war eine so tiefgehende, daß selbst die vielen gemeinsamen Interessen, die sie ja zu verfolgen hatten, darunter

litten. Es zeigt sich dabei ein seltsames Moment im Charakter Heines: er, der selbst, wenn auch nach schweren Kämpfen, den Uebertritt vollzogen hatte, verargte es jedem einzelnen seiner Glaubensgenossen, wenn er den gleichen Schritt unternahm. Man sieht dies am besten aus seinem Verhältnis zu Eduard Gans und auch zu Felix Mendelssohn-Bartholdy und dessen Kreise. Ueber letzteres Verhältnis berichtet S. Hensel in seinem bekannten Buch: „Die Familie Mendelssohn". Weniger bekannt (wenigstens habe ich es nirgends citiert gefunden) dürfte dagegen die folgende kleine Geschichte aus den längst verschollenen Erinnerungen des gleichfalls längst verschollenen Berliner Musikkritikers A. B. Marx sein: „Auch mit Heine fand ich mich zusammen, und oft wanderten wir heimwärts, erst ich ihn zu seiner Wohnung, dann rückkehrend er mich nach der meinen begleitend. Lebhaft steht mir noch das Bild des jungen, feinen, ja elegant gebauten Mannes vor der Erinnerung, wie er sich einmal bei Mendelssohns von der einen Seite des Tisches in unnachahmlicher Grazie, träger Müdigkeit und Abspannung nach der andern herüberlehnte, wo Rebekka, die jüngste Tochter das Hauses, saß, und zu ihr, die für seine Gedichte schwärmte, in gedehntem, gar nicht heimlichem Tone sprach: ‚Ich könnte Sie lieben!' Rebekka wandte sich ab, ich weiß nicht, ob ihr Lachen oder ihren Mädchenzorn zu verbergen. Ihre Bestimmung hat sie später bekanntlich zu dem Mathematiker Lejeune-Dirichlet geführt."

*

Nicht so gemütlich verlief das auch anfangs so freundschaftliche Verhältnis zu Eduard Gans. Er machte ihn bekanntlich zur Zielscheibe seiner Witze. Wenn er mit Freunden im Thiergarten spazieren ging und ein Geräusch vernahm, dann rief er wohl aus: „Gans hält eine Rede." Und durch die ganze Berliner Gesellschaft ging sein Witzwort, daß Eduard Gans, während er in Gesellschaft sich über die höchsten Fragen der Menschheit unterhalte, gleichwohl immer die bestbelegten Butterbrote herauszufischen verstehe. Es läßt sich denken, daß Gans diese Witze nicht so freundlich aufnahm. Dadurch entstand eine Spannung zwischen beiden, und nur Varnhagen von Ense hat den Ausbruch offener Feindseligkeiten verhindert. In dessen handschriftlichem Nachlaß fand ich auch in dem noch nicht veröffentlichten Briefwechsel mit Eduard Gans einige interessante Mitteilungen über Heine. Am 9. Januar 1833 schreibt Varnhagen an Gans: „In diesem Betracht nun berührt mich das neue Buch von Heine, so sehr ich den Geist, den Scharfsinn und Witz darin anerkenne, gar nicht angenehm; es waltet darin ein einziges, chemisch aus dem Ganzen des Lebenszustandes ausgeschiedenes Element, was weder froh macht noch erhebt, sondern einen fast nach dem gewöhnlichsten, philisterhaftesten Tag verlangen läßt, weil er doch mehr wahren Inhalt eines großen und schönen Ganzen in sich trägt als diese bittere, ätzende Genialität, die das Richtige hinstreckt, aber nichts Wesentliches an dessen Stelle bringt."

Das Buch, von dem hier die Rede ist, können nur Heines „Französische Zustände" gewesen sein, die damals gerade erschienen waren.

Im Sommer 1837 machte Gans eine Reise nach der Schweiz und nach Frankreich. Er schreibt am 27. August desselben Jahres an Varnhagen von Ense von unterwegs:

„Als Reiselektüre hatte ich in Heidelberg den dritten Teil des Heineschen ‚Salon' gekauft, bin aber erstaunt über das Unzusammenhängende der ganzen Produktion, die doch nur durch einen stärkeren Humor eine Substanz hätte gewinnen können. Sporadische Witze sind nicht fähig, uns für die Langeweile eines durchaus mangelnden Totaleffekts, und ich möchte sagen Totalzweckes zu entschädigen, und diese mit unterlaufenden Witze kommen seltener als in früheren Produktionen vor. Glauben Sie nicht etwa, verehrtester Herr, daß ich ärgerlich auf Heine bin, weil er mein Geschrei in Potsdam will gehört haben; solche Freiheiten nehme ich ihm nicht übel, und ich habe herzlich darüber gelacht; aber damit macht man kein Buch, das in der Litteratur genannt werden soll."

Als Antwort darauf bittet Varnhagen Gans, er möge trotzdem Heine bei seiner Anwesenheit in Paris besuchen, und schließt dann:

„Ich bitte Heine, einen Brief von Rahel, den er noch gefunden, Ihnen mitzugeben. Sein dritter Teil des ‚Salon' ist hier noch kaum bekannt; in Hamburg wird übel davon geurteilt. Ich dringe und warte schon seit Jahren sehnsuchtsvoll darauf, daß Heine etwas schreibe, was die Leser erziehe und rühre; mit dem Aergern ist's genug."

In der That versprach Gans am 24. September desselben Jahres seinem Freunde Varnhagen: „Doch wird alles, was Sie mir auftragen, aufs pünktlichste besorgt, und selbst Heinen, den ich nicht aufgesucht hätte, werde ich besuchen."

In dem handschriftlichen Briefwechsel findet sich keine Andeutung darüber, daß Gans Heine auch in Paris angetroffen. Wie mir scheint, war dies nicht der Fall, da er zwischen dem 20. September und dem 3. Oktober, wie ich aus den gedruckten Briefen entnehme, eine Reise nach der Normandie gemacht hat, um Mathildens Eltern zu besuchen. In diesem Sinne schreibt er auch an J. H. Detmold am 3. Oktober desselben Jahres: „Ich bin unlängst in ihrem Dorfe gewesen und habe die unglaublichste Idylle erlebt."

Den Brief von Rahel scheint Heine aber doch bald darauf an Varnhagen geschickt zu haben, denn er findet sich ebenfalls in dessen Nachlaß, und ich habe ihn aus diesem schon vor mehreren Jahren in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht.

Alles, was wir nachträglich aus den Mitteilungen des Varnhagenschen Kreises erfahren, bestätigt die Thatsache, daß hier ein starkes Gefühl von Sympathie und herzlicher Teilnahme für Heine lebte. Dieses Gefühl erstreckte sich sogar bis auf die Familie des Dichters, wie die beiden folgenden, bisher ungedruckten Briefe seiner Mutter und seines Bruders beweisen. Der des Lieblingsbruders Max an Varnhagen hat den Wortlaut:

Hamburg, 6. August 1833.

„Hochzuverehrender Herr Geh. Legationsrat!

Von meinem Bruder in Paris habe ich heute einen Brief samt zweiten Teil des Buches: ‚Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland' mit dem Auftrage erhalten, solches an Euer Hochwohlgeboren zu befördern.

Ich benutze diese Gelegenheit, mich selbst Ihnen, hochgeehrtester Herr, zu empfehlen und ein Exemplar meiner ‚Bilder aus der Türkei' zu übersenden. Nur auf ganz kurze Zeit war es mir vor vielen Jahren vergönnt, Ihrer persönlichen Bekanntschaft und Gewogenheit in Berlin mich erfreuen zu dürfen. Mit besonderem Vergnügen denke ich an jenen Augenblick zurück und bitte, indem ich einen Beweis meiner Hochachtung für Sie zu geben strebe, Ihrer Erinnerung und freundlichen Zuneigung mich vergewissern zu dürfen.

Mit aller Hochachtung Ihr ganz ergebener

Maximilian Heine,
Dr. med. und Stabsarzt."

Der Brief der Mutter lautet folgendermaßen:

Hamburg, 20. September 1833.

„Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Geh. Legationsrat Varnhagen v. Ense!

Von meinem lieben Sohn Heinrich habe ich ein Schreiben aus Boulogne erhalten, worin er mich bittet, Ew. Hochwohlgeb. den Wunsch mitzuteilen, mir ein Exemplar des Nachlasses Ihrer lieben sel. Gattin gütigst zukommen zu lassen. Indem ich die Ehre habe, Ew. Hochwohlgeb. diesen Wunsch meines lieben Sohnes mitzuteilen, hoffe ich keiner weiteren Entschuldigung zu bedürfen, da mir bekannt ist, mit welcher hohen Achtung mein lieber Sohn die Verstorbene verehrte und wie sehr er Ew. Hochwohlgeb. aufrichtiger Freund ist. Mit besonderer Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb. ergebene

Betty Heine, geb. van Geldern."

*

Heines Mutter nahm, wie wir nicht allein aus diesem Briefe ersehen, sondern aus allem, was über sie bekannt geworden, innigen Anteil an den Bestrebungen und Arbeiten ihres Sohnes, an den Erlebnissen seiner Freunde. Das Bild, welches er in seinen Memoiren von ihr entwirft, ist in den meisten Zügen durchaus wahrheitsgetreu. Wenn man in den „Memoiren" den Satz liest: „Ihr Glaube war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen," so bestätigen ihre Briefe, von denen ich verschiedene aus früherer oder späterer Zeit besitze, diesen Satz vollkommen. Am 7. Mai 1833 schreibt

sie an einen Vetter nach Siegburg, ihre Schwester Johanna van Gelbern in Düsseldorf betreffend, einen Brief, in dem es heißt:

„Ich hoffe, lieber Isaak, Du wirst alles mit ihr überlegen und mit der göttlichen Hilfe zur Zufriedenheit ausführen. Nur in meinem unbegrenzten Vertrauen auf den Allmächtigen habe ich stets Trost und Stärke in meinen Leiden gefunden, und so hoffe ich auch, daß der allmächtige Gott meiner lieben Schwester Trost und Stärke schenken wird, damit sie sich mit Geduld und Ruhe in Gottes Fügung finden lernet."

In einem späteren Kondolenzbrief an denselben Verwandten nach Siegburg vom 15. Juli 1842 schreibt sie:

„So traurig auch der Tod eines Familienmitgliedes ist, so dürfte doch die Ergebenheit in den Willen der Vorsehung die geeignetste Beruhigung gewähren, das Herbe des Verlustes zu lindern, der, wie alles Irdische, in dem Strom der Zeit versiegen und wie ein Nebelbild der Vergangenheit schwinden wird."

Und auch den Eindruck, welchen Heine in den Satz kleidet: „Ihre Vernunft und ihre Empfindungen waren die Gesundheit selbst", gewinnt man aus allen ihren Briefen, so klar, einfach, verständig und wahr sind diese geschrieben.

*

Indem wir zu dem Freundeskreise Varnhagens von Ense zurückkehren, tauchen einzelne Gestalten aus demselben hervor, über deren Beziehungen zu Heine bisher nur wenig bekannt war, so z. B. Johann Ferdinand Koreff, der in Berlin bekanntlich die rechte Hand des Staatsministers Hardenberg war und, nachdem er mit demselben zerfiel, nach Paris ging, um dort als einfacher Arzt zu praktizieren. Erst aus dem Briefwechsel mit Varnhagen erfahren wir, daß Heine in den ersten Jahren zu Paris mit Koreff viel verkehrt, ja, daß dieser sogar eine Zeitlang Heines Arzt gewesen. In einer Gesellschaft bei Koreff machte auch Heine, wie wir aus einem Briefe Koreffs an Varnhagen entnehmen, den bekannten Witz auf den dänischen Dichter Oehlenschläger. Dieser las eines Abends bei Koreff eines seiner Trauerspiele mit schlechter Deklamation und mit prononziert dänischem Accent vor. Heine rächte sich für die Langweile, die er dabei ausgestanden, indem er nach beendigter Vorlesung statt des erwarteten Lobes mit treuherziger Miene bemerkte: „Wahrhaftig! Hätte ich mir doch niemals vorgestellt, daß ich so gut Dänisch verstünde!"

Auch ein kleines Briefchen Heines an Koreff findet sich in dem bereits erwähnten Nachlaß, das gerade, weil es so unbedeutend erscheint, ein Beweis dafür ist, wie wertvoll auch das kleinste Papierschnitzel für die genaue Kenntnis des Werdegangs und der Einflüsse auf einen Dichter sein kann. Das Briefchen, welches ohne Datum ist, aber wahrscheinlich aus dem Jahre 1834 herrührt, hat folgenden Wortlaut:

„Liebster Koreff!

Im Begriff, aufs Land zu gehen, überschicke ich Ihnen noch beifolgend sechs Bände. Alles, was ich jetzt noch von Ihnen habe, ist: Horsts Dämonologie und von der Hagens Namenbuch. Ihr Freund

Donnerstag früh.

H. Heine."

J. F. Koreff war ein wunderlicher Herr. Er beschäftigte sich viel mit Heilmagnetismus, mit Magie und Geistergeschichten. Sicher ist auch dessen Einfluß auf die Beschäftigung Heines mit diesen Dingen in jener Periode zurückzuführen. Es war dies die Zeit, in der er seine „Elementargeister" schrieb. In dieser Schrift ist aber bekanntlich Horsts Dämonologie eine seiner Hauptquellen, und auch die andern sechs Bücher, die aus Koreffs Bibliothek stammen, behandeln verwandte Materien.

*

Nach Koreff kommt die Schwester Varnhagens von Ense, Rosa Maria Assing, an die Reihe, eine fein empfindende, poetisch gestimmte Seele, die im Sommer 1835 Heine in Paris aufgesucht hat. Er war sehr begierig, sie zu sehen und zu sprechen, da er lange nicht an Varnhagen geschrieben aus Furcht, daß seine Briefe diesen hätten kompromittieren können. „Die tolle Zeit hatte alle Verhältnisse und Beziehungen so verdrießlich und unbequem verschoben," so daß er seit Jahr und Tag ohne unmittelbare Nachricht von seinem „lieben, lieben Freunde" war. Leider sollte sich das Zusammentreffen nicht ermöglichen lassen, obwohl Heine ausdrücklich an Rosa Maria schrieb: „Sie zu verfehlen wäre mir höchst schmerzlich." Gleichwohl scheint Heine, als er eigens zu diesem Zwecke nach Paris kam, sie verfehlt zu haben, wie aus folgendem handschriftlichen Billet hervorgeht:

„Ich bin in Verzweiflung, erst um 4 Uhr in Paris angelangt zu sein und Sie verfehlt zu haben. Womöglich mache ich noch einen Versuch, Sie zu finden. Ja, ich hoffe, Sie bald zu sehen. Ihr

H. Heine."

Heine schätzte Rosa Maria sehr hoch. Als er fünf Jahre später, im Winter 1840, die Nachricht von ihrem Tode empfing, schrieb er an Varnhagen von Ense am 5. Februar dieses Jahres:

„Ich habe die Hingeschiedene sehr gut gekannt. Sie zeigte mir immer die liebreichste Teilnahme, war Ihnen sehr ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten in dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren!"

*

So treu hielt Varnhagen zu Heine, so warm interessierte er sich für alles, was aus dessen Feder hervorging, was von ihm und über ihn geschrieben wurde, daß er sogar eine Sammlung von Witzen aufhob, die damals von Heine kursierten. Ich glaube, daß diese Witze, Scherzworte und Anekdoten aus dem Leben Heines, die der alte Chronist seinerzeit getreulich aufbewahrt hat, auch heute noch dankbare Leser finden werden, und will sie deshalb hier wörtlich folgen lassen:

Im Jahre 1823 sagte Heine von Franz Horn über dessen Kommentar zu Schillers Werken: „Was hat er aus Schiller gemacht? Eine Art holländische Festung, ein Bergen ob Zoom! Er hat ihn ganz unter Wasser gesetzt!"

Als Heine von Göttingen nach Berlin kam, mußte er als Student eine Aufenthaltskarte vom Staatsrat Schultz haben. Dieser sehr strenge Herr fragte ihn nach seinen Absichten und warf ihm vor, daß er sich bereits durch seine Ansichten verdächtig gemacht habe. „Mein Gott," sagte Heine keck, „ich habe immer dieselben Ansichten wie die Regierung selbst; ich habe gar keine!"

Als Heine im Sommer 1829 in Potsdam wohnte, kam er oft nach Berlin, um seine Bekannten zu besuchen. Eines Abends kam er mit Eduard Gans aus dem Tiergarten zu Mendelssohn-Bartholdy und erzählte dort unter anderm: „Wir haben uns unterwegs Nelken gekauft. Ich habe die meinigen zerpflückt und ins Wasser geworfen, und Gans hat" — mit müdem, wehmütigem Tone sprach er das Weitere — „die seinigen gegessen."

In Paris trieb er viel Spott mit Michael Beer. Dieser hatte dort ein Trauerspiel vorgelesen. Heine quälte Dr. Hermann Franck, er solle es sich ausbitten. Eines Morgens kam Heine zu Franck und sagte: „Ich weiß schon, Sie haben das Manuskript bekommen und gelesen?" — „Zum Ausspeien," erwiderte Franck, „ganz schlecht." — „Wie ich Ihnen gesagt," erwiderte Heine mit ruhigem Gleichmut, und nach einer Pause setzte er hinzu: „Nicht wahr, den Mann darf ich ohne Scheu loben, es ist keine Gefahr, daß mir's einer glaubt?"

Bei jeder Aeußerung, welche Beer machte, fragte Heine stets mit gefälliger Neugier: „Woher haben Sie das?" Als er abreiste, sagte Heine von Michael Beer in einer Gesellschaft: „Solange er lebt, wird er unsterblich sein."

Als Heine einst mit Dr. Hermann Franck in Paris, im Salon des Etrangers, ein paar Fünffrankenstücke an der Spielbank verloren hatte, sagte er beim Weggehen zu seinem Genossen: „Wissen Sie, Franck, ich habe eine große Lehre heute gewonnen, ich habe einsehen gelernt, daß das Spiel ein Laster ist, wenn man verliert."

Der dänische Dichter Anderssen besuchte Heine in Paris und sprach mit ihm in seiner Weise deutsch. Nach einiger Zeit fragte Anderssen: „Wollen wir nicht lieber französisch sprechen?" Heine war auch dazu bereit, aber auch das ging sehr holperig. Da fragte Heine nach einer Weile mit verbindlichster Artigkeit: „In welcher Sprache wünschen Sie, daß wir uns ferner unterhalten?"

Der bekannte Fürst Felix Lichnowsky war, solange sein Vater lebte, oft schlecht bei Kasse. Er lebte sogar, wie man behauptet hat, von der Unterstützung Franz Liszts, so daß Heine einmal einen Satz anfing: „Franz Liszt, dieser großmütige Beschützer talentvoller Fürsten." —

In den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Paris, da Heine oft mit Börne verglichen wurde, sagte Heine einmal in einem Schriftstellerkreise: „Wenn man seinen und Börnes Namen zusammenpacken wolle, so möchte man doch ja recht viel Baumwolle dazwischen legen."

Heine traf mit Louis Blanc, als er eben sein Werk: „Organisation du travail" hatte drucken lassen, auf dem Bahnhof zusammen und sagte zu ihm: „Je vous félicite, Monsieur, de tout mon coeur, d'être devenu maintenant l'homme le plus guillotinable de France."

*

Die Freundschaft zwischen Heine und Varnhagen hatte in der Zeit des Erbschaftsstreites mit seiner Familie ihre stärkste Probe zu bestehen. So viele Zumutungen stellte Heine damals an Varnhagen und seine Freunde, wie der folgende, bisher ungedruckte Brief beweist. Aber es ist erfreulich, zu sagen, daß die Freunde, Varnhagen mit inbegriffen, diese Probe bestanden haben. Der Brief an Varnhagen lautet:

Paris, den 24. Februar 1846.

Theuerster Freund!

Anbei erhalten Sie das Concept des infamen Artikels, den ich gegen Heinrich Heine geschrieben. Ein Freund schickt ihn heute nach der Cöllner-Zeitung, wo er als Inserat gedruckt werden soll, und alle Vorkehrungen sind getroffen, daß ich von dieser Seite keine Indiskretion zu befürchten habe, auch ist der Artikel derart, daß es Niemand glauben würde, ich sei hier im Spiele. In sechs bis acht Tagen nach Empfang meines heutigen Briefes können Sie also den Artikel in der Cöllnischen lesen — ich rechne nämlich drauf, daß er gedruckt wird; — und indem ich Ihnen denselben also schon heute im Mspt. schicke, können Sie den Artikel für die Allgemeine Zeitung, den ich von Ihnen zu haben wünsche, gehörig vorbereiten, so daß ich ihn unverzüglich nach Augsburg abschicken kann, sobald jener erscheint. Ich habe in dem Cöllner Artikel Ihnen das beste Motiv geliefert, worum Sie den Pückler'schen Brief in Ihrem Artikel einschalten und ihn auch selber unterzeichnen müssen, und Ihnen auch sonstig Gelegenheit gegeben zu möglichen Expectorationen. Nachdem Sie den Pückler'schen Brief mitgetheilt, müssen Sie auch der Antwort von Carl Heine erwähnen und sagen: Sie würden ihn ganz mittheilen, wenn nicht ein zu beleidigender Groll gegen mich draus hervorbräche, man sehe deutlich daraus, daß hier nicht eine Geldsache zu Grunde liege, auch gestehe es Carl Heine in bestimmten Worten,

und Sie müssen ihn in Schutz nehmen gegen den Argwohn, als wolle er mir thatsächlich meine Pension entziehen; auch wüßten Sie aus authentischer Quelle, daß ich immer den ungefähren Betrag bezogen, nur das Wie sei tadelhaft, da hier der Unmuth die unwürdigste Gelegenheit ergreife, um sich für alte Beleidigungen zu rächen; ja, Sie, liebster Freund, Sie können den Anfang des Briefes meines Vetters sogar mittheilen bis zu den Worten: „Die Pietät gebietet mir, selbst der Bosheit Schranken zu setzen."

Wir bezwecken dadurch, daß es späterhin, wie auch die Sachen gehen, meinem Vetter unmöglich wird, die Pension nicht mehr oder nur verkürzt zu zahlen, ohne sich zu prostituiren. Das ist fast schon erreicht; doch für mich ist es nicht die Hauptsache, ich ziele in allem darauf hin, meinen Vetter zu einer legalen Anerkennung der Pension zu drängen, damit ich nicht mehr turmentirt werden kann. Das bloße faktische Auszahlen ist eine Verhöhnung, ich stehe da wie ein Bettler, dem Feinde ein Almosen zuwerfen, und diese Position ist nicht zu ertragen. Wie wenig Eitelkeit mich beseelt, sehen Sie aus dem Artikel, den ich gegen mich selbst geschrieben. Aber Sie haben keinen Begriff davon, wie selbstquälerisch mein Gemüth ist, wenn es sich gedehmüthigt sieht in sich selber. Nur an der Achtung Heinrich Heine's liegt mir etwas, und ich habe demgemäß gelebt und gelitten; was ich bei der Welt gelte, ist mir gleich. — Sie ahnen hieraus, in welcher tiefsten Qual ich jetzt stecke, helfen Sie mir aus dieser Hölle heraus.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so viel Mühe mache. Ich bitte Sie, Herrn Lassalle, dem ich morgen, spätestens übermorgen schreiben werde, die heutige Mittheilung wissen zu lassen. Ich glaube, es wäre nicht übel, wenn er, sobald der Schmähartikel in der Cöllner erscheint, eine vehemente Entgegnung schriebe im Tone entrüsteter und indignirter Jugend und solche ebenfalls als Inserat in die Cöllner schickte (versteht sich, daß ich mir die Kosten nicht schenken lasse). In allem aber muß der oben angedeutete Zweck im Auge gehalten werden.

Ihr

H. Heine.

Wie man sieht, hatte Heine damals nichts Geringeres vor, als einen Artikel gegen sich selbst zu schreiben, der seinen Gegner entweder zur Milde oder aus Verzweiflung zur Nachgiebigkeit treiben sollte. Gegen diesen selbstmörderischen Artikel sollte nun Varnhagen ihn in der Augsburger Allgemeinen Zeitung verteidigen. Die Sache war sehr fein ausgedacht, aber sie scheiterte glücklicherweise an irgend welchem Zwischenfall. Nur mit inniger Wehmut kann man die Geständnisse des Dichters in diesem Briefe lesen, der gleichwohl, wenn er auch wie ein Bettler dem Feinde gegenüber steht, so viel Stolz hat, zu sagen,

daß ihm nur noch an seiner eignen Achtung gelegen sei. In der That, nie war ein deutscher Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten schien.

*

Aus derselben Zeit datiert auch das folgende, bisher unbekannte Albumblatt, das Heine einer schönen Französin als Autograph schenkte und das Ph. Audebrand vor mehreren Jahren zuerst französisch veröffentlicht hat:

„Gott fand wohl ein Vergnügen daran, den Aerger zu erschaffen, und deshalb ist der Aerger unsterblich. Als Kind wünscht man alles, was man sieht — eine wenig angenehme Geschichte; als Schüler ist man in den Händen gelehrter Esel — eine sehr traurige Geschichte; als junger Mann verliebt man sich in eine Pute, die nicht einmal getrüffelt ist — eine sehr dumme Geschichte. Als reifer Mann muß man unaufhörlich rechnen mit den Ziffern der Vorsicht und der Oekonomie — eine schreckliche Geschichte. Als Greis erinnert man sich an die Dummheiten, die man gemacht, und knüpft an sie diejenigen, die man nur gestreift hat — was ist also zu thun? Gar nichts, denn das ist noch das Beste, was ein Mensch thun kann.

Heinrich Heine."

*

War dies Autograph in einer Stunde ernsten Nachsinnens niedergeschrieben, so ist dagegen das folgende Gedicht sicher in einem Moment entstanden, wo der alles überwältigende Humor des Dichters die Sorgen des Lebens wieder einmal zu verscheuchen im stande war. Das Gedicht ist bisher ganz unbekannt. Es findet sich in keiner Ausgabe seiner Werke. Ich habe es in dem „Album", welches Eduard Boas (Leipzig 1846) zu Gunsten irgend einer wohlthätigen Veranstaltung herausgegeben, zuerst gefunden. Mit seinen Anspielungen auf die Zeit der französischen Restauration ist es ganz von dem graziösen Humor, der Heine zu jener Zeit erfüllt hat. Für unsre Jungdeutschen wird es vielleicht einen besondern Wert dadurch haben, daß es ersichtlich — an eine Kellnerin gerichtet ist:

Immer still und ruhig bleibt sie,
Wie auch wechseln die Gerichte,
Kalt und unversöhnlich schreibt sie
Die Restaurationsgeschichte.
Den Garçons winkt sie verstohlen,
Daß kein Gast unduldsam warte,
Daß nicht fehle, was befohlen,
Eine Wahrheit sei die Karte.

H. Heine.

*

Wenn man annimmt, daß dieses Scherzgedicht etwa im Jahre 1845 entstanden ist, so staunt man über die Elasticität des Geistes, der in den überaus

traurigen Verhältnissen, in welchen er sich damals befand, zu ernsten Betrachtungen, wie uns das Autograph vorführt, so anmutige Scherze erfinden konnte, wie uns das Gedicht zeigt. Es mag vielleicht hier der richtige Platz dafür sein, an die unerquicklichen Fehden in der Litteratur, an die traurigen Zustände im Hause, an den erbitterten Kampf mit der Familie zu erinnern, den Heine gerade in jenen Jahren auszufechten hatte. Es ist in der That unbegreiflich, daß ein so grundehrlicher Mann, wie Heinrich v. Treitschke es doch fraglos gewesen ist, in dem letzten Band seines großen Geschichtswerkes Heine gerade mit Bezug auf letztere Verhältnisse in so unrichtiger Weise angreifen konnte, indem er sagte (764): „Das Märchen vom Flüchtling Heine, der Götzendienst, welcher heute in vielen deutschen Zeitungen mit H. Heine getrieben wird, hat weder mit der Wissenschaft noch mit dem künstlerischen Gefühl irgend etwas gemein ... Heine war ein freiwilliger Flüchtling, ganz so wie die polnischen Dichter Mickiewicz, Krasinski, Slowacki und viele andre Revolutionäre aus Deutschland, Polen, Italien." Diese Behauptung ist vollständig unrichtig. Heine sowohl wie die angeführten Männer waren insofern keine freiwilligen Flüchtlinge, als sie nur unmittelbar vor der Gefahr geflüchtet sind. Hätten sie nur noch kurze Zeit ausgehalten, so wären jene Männer nach Sibirien und Heine wahrscheinlich nach Spandau gewandert. Varnhagen hat es einem Freunde selbst erzählt und ausdrücklich wiederholt, daß „die große Hand, die Heine gar vorsorglich winkte, die mächtigste war, die damals in Europa existierte, nämlich die des Fürsten Metternich."

Treitschke giebt sich auch alle Mühe, zu beweisen, daß Heine „niemals polizeilich verfolgt wurde", aber seine Beweisführung steht auf sehr schwachen Füßen. Das auswärtige Amt hat auf die Frage des Grafen Bresson (17. Februar 1843) geantwortet: „Aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne." Sehr wohl, aber Treitschke überging es mit völligem Stillschweigen oder er wußte es nicht, daß im April und August des folgenden Jahres in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Steckbriefe gegen Heine, der zur selben Zeit in Hamburg war, ohne eine Ahnung davon zu haben, erlassen wurden. Ein nachträgliches Signalement zu diesem Steckbrief, das die gefällige Polizei aus Paris eingeschickt hatte, wurde von Hoffmann v. Fallersleben im „Weimarischen Jahrbuch" (Bd. 2, Seite 230) zuerst veröffentlicht. Es lautet: „Heine, homme de lettre, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israélite marqué, c'est un débauché, dont le corps affaissé dénote l'épuisement." Ja, als Heine im Frühjahr 1846 nach Berlin reisen wollte, um dort seinen alten Studienfreund Professor Dieffenbach wegen seines Augenleidens zu konsultieren, hat sich Alexander v. Humboldt bekanntlich selbst für Heine bei Friedrich Wilhelm IV. vergeblich verwendet, um dem schwerkranken Dichter offenes Geleit zu verschaffen. In dem Briefe Humboldts an Heine heißt es: „Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren." Humboldt erzählt, daß der König selbst es hart fand, Heine zurückzuweisen, „da es menschlicher wäre,

ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen." Indes ist die Zurückweisung Heines nicht auf die Initiative der Polizei, sondern auf den damaligen Minister des Innern v. Bodelschwingh zurückzuführen. Kann man da nun noch behaupten, daß „die weinerliche Erzählung von Heines Exil nichts weiter als eine öffentliche Lüge, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte"?

Ich meine vielmehr, daß jeder gewissenhafte Historiker sich nach diesen Beweisen schämen müßte, den unglücklichen Dichter noch ferner nach dieser Richtung hin zu beschuldigen. Nur fanatischer Haß kann es begreiflich machen, daß ein Historiker von dem Range und der Bedeutung Treitschkes den Mut hatte, schlankweg zu behaupten, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür beizubringen, daß Heine in Frankreich naturalisiert gewesen sei, entgegen der bündigen Erklärung des Dichters, die jeden Zweifel ausschließt. „Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden ... denn welcher Schmach hätte ich mich nicht ausgesetzt! Die Naturalisation mag für andre Leute passen ... es wäre für mich ein entsetzlich wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose." Diese Erklärung, die an Deutlichkeit wohl nichts zu wünschen übrig läßt, schrieb Heine im Jahre 1854 in seiner „Lutetia", und wie aus den Briefen hervorgeht, welche Jules Legras neuerdings veröffentlicht, hat Heine ein Jahr später diese „Lutetia", in der jene feierliche Erklärung abgedruckt war, an Thiers und Guizot selbst geschickt. Ganz Paris sprach vierzehn Tage lang von nichts anderm als von diesem Buche, und niemand erhob auch nur den leisesten Widerspruch gegen jene Behauptung. Mag nun jeder nach seiner Empfindung entscheiden, ob das noch historische Wissenschaft ist, wenn Treitschke einfach erklärt, er glaube nicht der Versicherung Heines, daß er niemals Franzose gewesen sei!

*

Ohne Zweifel hat Heine auch in seinen Nachlaßmemoiren über diesen Punkt sich des weiteren ausgesprochen, und man kann es darum nur doppelt bedauern, daß dieses Manuskript, wie es den Anschein hat, verloren gegangen ist. Aber zwei interessante Briefe, die sich auf diese Memoiren beziehen, sollen wenigstens nicht verloren gehen. Sie befinden sich in der französischen Zeitschrift „L'Evénement" vom 2. Februar 1884. Der bekannte Schriftsteller Georges Duval hat die beiden Billette dort veröffentlicht, ohne daß sie meines Wissens in Deutschland bekannt geworden wären. Duval erzählt von der Bekanntschaft, die er in Fiesole mit Frau Mathilde Heine gemacht hatte; anläßlich eines Prozesses, den er gegen den Privatsekretär des damaligen Jesuitengenerals Pater Beckx, Herrn R. P. Muzio, anstrengte, weil Duvals Hunde seine Birnen stahlen, den

er aber natürlich verloren, erhielt er von Frau Heine, seiner Nachbarin, eine Kondolenzvisite. Sie sagte bei dieser Gelegenheit: „Ich kenne die italienische Justiz. Mein Mann ist ehemals zu einer Geldstrafe verurteilt worden, weil er sich von einem Offizier des Königs nicht ruhig totschlagen lassen wollte.“ Ueber diese Geschichte, die nur während der Anwesenheit Heines in Lucca sich ereignet haben könnte, ist bisher nichts bekannt geworden.

Nach der Rückkehr machte Duval Frau Mathilde in Passy einen Besuch. Die Rede kam dabei natürlich auch auf die „Memoiren“. Sie erklärte, daß dieselben nicht mehr in ihrem Besitz, weigerte sich aber entschieden, anzugeben, wo diese sich befänden; nur die Ehre nahm sie für sich in Anspruch, ihren Gatten zur Abfassung der Memoiren förmlich gedrängt zu haben. Als Beweis für diese Behauptung brachte sie zwei Briefe vor, welche Duval genau kopiert hatte. Der erste, aus dem Oktober 1854 stammend, lautet:

> Lieber Campe! Das Schreiben fällt mir sehr schwer, aber das ist noch garnichts. Ich habe nunmehr die Brücke überschritten und den Fuß in ein Loch gesetzt.[1]) Meine Frau hat mich an meine Memoiren angespannt wie einen Ochsen, wie einen schweren Hamburger Ochsen an den Pflug. Was bin ich doch für ein armer Teufel, aber die Arbeiten an der „Lutetia“ nehmen mich nicht so in Anspruch, daß ich nicht noch Muße genug hätte, um mich mit etwas anderem zu beschäftigen. Adieu.

Das zweite Billet datiert aus dem Jahre 1855. Es heißt dort:

> Chère femme!
>
> Je t'écris de mon oeil gauche. Le droit est perdu. Réunis tous les feuillets de mes Memoires et reviens me trouver avec eux à Auteuil. Sans toi, je ne les achèverais pas, et sans toi je ne les aurais pas commencés. J'ai bien peur, qu'ils ne touchent d'ici peu à leur fin.
>
> „Je reçois une lettre d'Allemagne“.

Mit Recht folgert Georges Duval aus diesen beiden Schreiben, daß Frau Mathilde, deren Bedeutung sonst von einzelnen Biographen nicht genug herabgedrückt werden kann, in der That auf die Entstehung der Memoiren Heines einen gewissen Einfluß ausgeübt hat.

*

In die Zeit dieser Arbeit an den Memoiren, dieser Kämpfe, Leiden und Sorgen fallen die nachfolgenden Schriftstücke, welche bisher in Deutschland nicht bekannt geworden sind und sich deshalb auch in keiner Ausgabe der Werke Heines befinden. Ein junger französischer Litteraturhistoriker, Jules Legras, hat in

---

[1]) Es bezieht sich dies auf eine Wohnungsänderung, da Heine am 1. Oktober jenes Jahres nach der Rue Batignolles 54 übersiedelte.

einem soeben bei Calmann Levy in Paris erschienenen Buche die wertvollen Dokumente zuerst veröffentlicht. Ich will es nun versuchen, an der Art und Weise Heines hintastend, eine Uebersetzung derselben zu geben. Das erste ist ein Fragment aus der Einleitung, die Heine wahrscheinlich zu der letzten französischen Ausgabe seiner „Reisebilder" geschrieben, aber niemals veröffentlicht hat. Sie datiert aus dem Juni 1855, also etwas über sieben Monate vor seinem Tode. Die fehlenden ersten Sätze bildeten wahrscheinlich eine Parallele zwischen der deutschen und der französischen Sprache. Dann heißt es weiter:

„Es existirt gar keine geistige oder seelische Verwandtschaft zwischen diesen beiden von Grund aus verschiedenen Sprachen, und man kann sogar sagen, daß sie eine gewisse Antipathie gegen einander haben, die jener zu vergleichen, welche die thörichte Brut dieser Teutomanen zwischen den beiden Völkern, deren Organe sie sind, zu verewigen sich bemühen.

Diese internationalen Antipathien zu vernichten und auszurotten, war die große Aufgabe meines Lebens, und eben diese verfolge ich auch, wenn ich mich heute fast instinctiv auf ein linguistisches Terrain begebe. Ich habe soeben die Schwierigkeiten aufgezeigt, welche die Veröffentlichung dieses Buches gefährlich beeinflußten. Ich bin durchaus nicht beruhigt über die Aufnahme, welche es finden wird, obwohl es ihm nicht an respektablen und nützlichen Eigenschaften fehlt. Sind es doch garnicht die wirklichen Verdienste, durch die die Menschen wie die Bücher ihren Weg machen in dieser bösen Welt; gleichwohl will ich nicht verzweifeln an dem Erfolg meines Buches. Habent sua fata libelli! Die Bücher wie die Menschen, welche sie schreiben, sind ein Spielball des Zufalls, jener geheimen Kraft, welche sich über unsere Hoffnungen wie unsere Befürchtungen moquirt. Siehe meine Lutetia! Trotz körperlicher Leiden und unter unsagbaren Sorgen habe ich dies Buch veröffentlicht, und trotzdem hat es zu meiner großen Ueberraschung, fast zu meiner Bestürzung ein Ansehen erlangt, welches alles übersteigt, was die ausschweifendste Eitelkeit eines Poeten nur je erträumen konnte. Vierzehn Tage lang sprach ganz Paris von meiner Lutetia! Ich gestehe, daß dieser Erfolg mich vor Freude erzittern ließ, der Taumel befriedigter Eitelkeit verdrehte mir fast den Kopf. Nichtsdestoweniger aber wurde ich bald von geheimen Ahnungen ergriffen, und ich sagte mir selbst: durch welche Kränkungen, durch welche Widerwärtigkeiten werde ich diesen ungeahnten und unverdienten Erfolg büßen müssen. Ja, ich bin zu stolz, um nicht das offene Geständniß abzulegen, daß ich nicht glaube, die Verdienste des Buches lägen ausschließlich in dem Beifall, den die Menge ihm zu Theil werden ließ; ich bin vielmehr überzeugt, daß die „Lutetia" ihren Erfolg hauptsächlich der Caprice einer Dame zu danken hat, der Protection der schönen Göttin, deren Namen sie trägt und die sie sozusagen als Pathin unter ihren Schutz genommen. Ja, passionirt, wie die Frauen es immer sind, wenn sie einen Mann oder eine Sache protegiren, einen

Pianisten oder einen Papagei, hat die göttliche Patronesse meines Buches seine Vorzüge in allen zwölf Arrondissements ausposaunt und sogar im dreizehnten ihrer guten Stadt Paris. Sie hat sich alle Mühe gegeben, um meinen Namen aufleuchten zu lassen, sie sagte, daß ich fast so viel Geist wie ein Franzose habe, daß ich eine deutsche Nachtigall sei, die ihr Nest in die Perücke des Herrn von Voltaire hineingelegt, sie behauptete, daß ich zugleich der größte Metaphysiker sei, daß ich über Kant und Atta Troll geschrieben und was weiß ich noch alles. Sie sprach so viel und wirkte so gut, daß selbst der Beifall der schlimmsten Brummbären mir zufiel und daß ich auf den Höhepunkt irdischen Ruhmes gekommen: daß man von mir vierzehn Tage lang gesprochen hat! Man hat auch nicht länger von Paganini oder von Fieschi oder einem andern fremden Virtuosen gesprochen. Ich kann mich gar nicht an die Idee gewöhnen, daß ganz Paris sich mit mir vierzehn Tage lang beschäftigt hat ... Oh, was für ein liebes Mädchen ist diese Göttin Lutetia, welche mir eine so graziöse Ueberraschung bereitet und den Lorbeer um die Stirn des Poeten gewunden hat, dieweil er schlief. — Dank, tausend Dank, schöne Lutetia, für diesen Akt der Gastfreundschaft und der mildthätigen Liebe. Ich werde Dich lieben bis zu meinem letzten Augenblick, in dem die Qualen gemildert sein werden durch den Gedanken, daß ich in Deinen Armen sterben werde.

Paris, Juni 1855.
Heinrich Heine.

Die beiden ausgelassenen und durch Punkte angedeuteten Sätze decken sich zum Teil mit denen, die Heine bereits in deutscher Sprache in den „Geständnissen“ und verschiedenen Vorreden (VII. S. 465. III. 22. u. a. a. O.) veröffentlicht hat. Zu derselben Zeit etwa ist auch die Vorrede entstanden, welche Heine einer französischen Ausgabe seines Gedichts „Deutschland, ein Wintermärchen“ beigeben wollte. Sie findet sich in dem Buche von Legras (430 ff.) und lautet in deutscher Uebertragung:

Die folgenden Seiten bilden das Gegenstück zu den „Briefen aus Helgoland“, wo das politische Erwachen Deutschlands in der Epoche der Juli-Revolution anbricht. Es ist von neuem eingeschlafen, und die allgemeine Letargie, die Stagnation, welche von jenseits des Rheins vor der Februar-Revolution herrschte, ist in diesem humoristischen Poem, welches ich „Deutschland, ein Wintermärchen“ nenne und jetzt in französischer Prosa veröffentliche, dargestellt. Indem man ihm die Wirkungen eines zugleich melodiösen und scherzhaften Versbaues mit seinen drolligen Reimen, mit seinen burlesken Wortspielen und mit tausend und einer Anspielung auf lokale und Tagesereignisse entziehet, mußte dieses Wintermärchen den glänzendsten Theil seines Reizes verlieren. Aber es bleibt noch genug, damit ein intelligenter Leser die Intentionen des Dichters

errathe. Ich glaube, daß dieſe fliegenden Blätter euch viel intimer in den deutſchen Gedanken einführen werden, als es dem ausführlichſten Specialſtudium gelungen wäre.

Ich habe mich aller erklärenden Noten enthalten und will nichts als eine einzige Bemerkung machen, welche ſich auf den Titel dieſes Gedichts, das ich „Germania“ genannt habe, beziehen ſoll. Niemand kann ſich gewiſſer patriotiſcher Anwandlungen erwehren, und obwohl ich der Göttin Germania keinen beſonderen Kultus gewidmet habe, möchte ich doch nicht, daß der franzöſiſche Leſer dieſe mit der Göttin Hammonia, welche ich ein wenig leichtfertig in dieſem Gedicht beſungen habe, identificirt. Dieſe letztere iſt die wirkliche Göttin der Stadt Hamburg, und wir ſehen hier eine ſchöne Frau, bei der die untere Partie von den Lenden ab jene prachtvolle Fülle hat, die den Reiz der berühmten Venus Kallipygos ausmacht. Die Carnation des Fleiſches iſt ſo feſt wie der Marmor der berühmten Statue und erinnert an den vlämiſchen Pinſel von Rubens. Die Augen der Schönen glänzen ſo freudig, als hörte ſie einen Walzer von Strauß oder als äße ſie eine Aalſuppe, die man in Hamburg ſo ausgezeichnet zubereitet.

Von dem Lärm der Sturmglocken des Juli iſt Deutſchland plötzlich aufgewacht, aber es fehlt nicht viel, daß es wieder in einen tiefen Schlaf verfällt und zu ſchnarchen beginnt wie früher. Aber das iſt nicht mehr jener gute Traum, welchen man einer Eiche verglichen, die ſich gut erhalten hat. Es ſcheint von einem ſchrecklichen Alpdrücken befallen zu ſein. Dieſe Träume ſind aber nicht mehr roſenfarbig. Die Feen, welche ihm die ſchönſten Träume in die Ohren geſungen haben, ſind verſchwunden; doch dieſe Träume einer anderen Zeit ſind nicht ganz verloren, es ſind die Traditionen und Volkslieder, mit welchen wir uns auf den folgenden Seiten beſchäftigen werden.

Hier bricht die Vorrede ab, die augenſcheinlich für die Uebertragung des Wintermärchens „Deutſchland“ und der „Elementargeiſter“ beſtimmt war. Auch aus dieſem Schriftſtück wie aus dem vorhergehenden erkennt man die innige Liebe, die der Dichter trotz alledem und alledem für ſein deutſches Vaterland gehegt hat. Um alles zu ſagen: das Wort, welches er einem Diplomaten wie Thiers zugerufen: „Anch io sono tedescho“ iſt doch im Grunde genommen der Wahlſpruch ſeines ganzen Lebens geweſen, mögen ſeine Gegner noch ſo heftig dagegen toben.

*

Auch ein intereſſanter Brief an den berühmten franzöſiſchen Nationalökonomen Michel Chevalier, der einſt in den Saint-Simoniſtiſchen Zirkeln in der Rue Taitbaut Heines Freund und Geſinnungsgenoſſe war, ſtammt aus jener Zeit. Aber ſeit 1851 hatten die Freunde den Kampf gegen die Geſellſchaft aufgegeben und ſich an die Spitze hervorragender nationalökonomiſcher

Unternehmungen gestellt. Michel Chevalier war mit Heine schon seit dessen Ankunft in Paris befreundet. Bereits Mitte Mai 1832 schreibt Heine an Varnhagen von Ense: „Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne." Und ein Jahr später: „Mit Michel Chevalier, der Sie tief innigst grüßen läßt, habe ich stundenlange Betrachtungen über Religion."

Vor mehreren Jahren hat Henri Julia in der „Deutschen Revue" (Bd. 9, Heft 12) interessante Erinnerungen an Heinrich Heine und unter diesen auch einige Briefe seiner Freunde veröffentlicht. Dort wurde auch (Seite 304) ein Brief von Michel Chevalier mitgeteilt. An diesen Brief schließt sich das folgende Schreiben Heines, das Legras (Seite 414 seines Buches) wiedergiebt, passend an:

Mein theurer Freund!

Ich weiß nicht, ob Sie mir noch das Recht geben, diesen Namen anzuwenden, weil ich gemerkt habe, daß in diesem Lande der Unbeständigkeit Alles dem Gesetz der Verjährung unterworfen und daß die Freundschaft keineswegs eine lebenslängliche ist. Was mich betrifft, so bin ich ein Unglücklicher, der nichts wechselt als die Hemden, und ich hoffe, daß ich bald auch diesem Wechsel mich werde entziehen und das letzte Hemd werde anlegen können. Meine Krankheit wird immer schlimmer.

Ich sende Ihnen die neue Ausgabe meines Buches über Deutschland. Das ist nicht mehr dasselbe Buch, da ein Theil des ersten Bandes und der ganze zweite Neues enthalten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Vorrede sich nicht an Ihre Adresse richtet.[1]) Ich bedaure es heute fast, sie geschrieben zu haben, aber ich befand mich in einem Augenblick gerechter Empörung. Es handelt sich hier nicht um Enfantin, der für mich nie etwas anderes als ein Mythos war; der hat sich auch nie um mich gekümmert, nicht mehr als wenn ich Osiris geheißen hätte, obwohl er ganz genau wußte, daß der arme Osiris, seitdem er von dem bösen Typhon in Stücke zerrissen wurde, sehr leidend war. Ich habe ihm einmal geschrieben, nicht dem Gott Typhon, sondern dem göttlichen Enfantin; gleichwohl hat er seit seinem von den Ufern des Nils datierten Sendschreiben[2]) mich auch nicht mit einer Zeile mehr beehrt. Er ist eben ein Gott und kann sagen: Lieget mir zu Füßen oder verleugnet mich! Was ich gethan habe, war mein gutes Recht, und er kann nichts gegen mich haben. Ich habe viele andere, die viel mehr werth waren, verleugnen müssen. Das ist auch

[1]) In der Vorrede zur „Lutetia" hat Heine sich sehr entschieden gegen den Saint-Simonismus ausgesprochen (siehe Bd. VI. S. 220 ff.)

[2]) Dasselbe ist von Adolf Strodtmann in seiner Heine-Biographie (Bd. II. S. 87 ff.) ins Deutsche übertragen worden.

nicht ein Gott, über den ich mich beschwere: die Kümmernisse kommen von einer viel niedrigeren Stelle. — Mein theurer Michel, meine Vorliebe dafür, daß wir die Rechte der Materie zurückverlangen, hat aufgehört, seit ich gesehen habe, wie diese Materie unaufhörlich durchdringt, wie sie sich allmählich in ihre Rechte eingesetzt hat. Ja, sie giebt sich nicht einmal damit zufrieden, auf einen Fuß der Gleichheit mit dem Geiste sich gestellt zu haben, nein, von Usurpation zu Usurpation schreitet sie vor, bis sie den Geist verdrängt hat. Ah, Frau Materie, das ist sehr thöricht von Ihnen, und Sie sind eine Närrin!

Ich schweige, weil das, was ich sagen möchte, sehr kleinlich von meiner Seite erscheinen könnte. Uebrigens giebt es nichts Einfältigeres, als sich über die immer vorwärts drängende Zeit zu beklagen. Ich sollte es auch unterlassen, über meine Gesundheit zu klagen.

Ich habe die Rue d'Amsterdam verlassen und wohne gegenwärtig in den Champs Elysees 3, Avenue Matignon. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie sehr liebe und daß ich bis zu meiner letzten Stunde bleiben werde, mein theurer Michel, Ihr sehr ergebener

Paris, 18. Februar 1855. Heinrich Heine.

In dem Buche von Legras sind auch einige recht hübsche Briefe Heines an Philarete Chasles, den bekannten französischen Litterarhistoriker, mitgeteilt. In dem Nachlasse Varnhagens von Ense, der alles, auch das kleinste Stückchen Papier aufgehoben, findet sich auch noch eine Visitenkarte folgenden Inhalts:

Seinem Freunde
A. Varnhagen von Ense
empfiehlt den Ueberbringer
Philarete Chasles
aufs Beste
Heinrich Heine.

und dazu folgende Bemerkung in der kleinen, zierlichen Schrift Varhagens:

„Hierin bey bloß die Empfehlungskarte, welche Philarete Chasles von Heine gebracht hatte, auf deren Rückseite Humboldt schrieb: ‚Das letzte, was ich von Heine erhalten'.

Alexander v. Humboldt."

Berlin, 26. Februar 56.

*

Zehn Tage vorher war Heine von seinen schweren Leiden erlöst worden. Das Leichenbegängnis fand am 20. Februar an einem kalten und nebligen Wintertag statt. Einen Bericht darüber verdanke ich der Güte des Herrn Waisenhausinspektors M. Silberstein in Breslau:

„Es werden bald vierzig Jahre her sein, seitdem man Heine zu Grabe getragen hat, aber so sehr auch die Erinnerung an dieses Ereignis in meinem Gedächtnis verblaßt ist, sehe ich doch noch immer ein kleines Häuflein, meistens aus Deutschen bestehend, die ihm das Geleit nach dem Montmartre gegeben haben. Ob auch Moritz Hartmann und Kalisch (nicht David), die damals in Paris lebten, darunter waren, kann ich nicht behaupten; letzterer war zur Zeit krank. So viel weiß ich ganz gewiß, daß Alexandre Dumas père da war, und ich sehe noch den grauen Krauskopf angelaufen kommen und sich die Stirn wischen, als die kleine Versammlung bereits auf dem Kirchhofe war. Von anderen hervorragenden Franzosen war nur, so viel ich weiß, der damals noch ziemlich jugendlich aussehende Theophile Gautier zugegen. Ferner schweben mir nur zwei weibliche Gestalten vor, es waren Mathilde, des unglücklichen Dichters Weib, und ihre Freundin. Auf dem Kirchhofe angelangt, wurde der schmucklose Sarg in ein provisorisches Grabgewölbe hineingeschoben, da das seinige noch nicht fertig war. Ich vernahm keinen Laut, sah keine Thränen, und mir fielen dabei die Worte ein:

Keine Messe wird man lesen,
Keinen Kaddosch wird man sagen;
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen."

Aus dem Bunsenschen Familienarchiv.

(Fortsetzung.)

II. Die Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzen Albert über die deutsche Frage (1847).

Die in dem letzten Hefte der „Deutschen Revue" veröffentlichten neuen Quellen über die Reise des Prinzen von Preußen nach England im Jahre 1844 haben die Stellung desselben zu den Maßnahmen der damaligen Regierung in ein helles Licht treten lassen. Von besonderem Interesse — zumal im Vergleich mit seiner berühmten Ansprache (November 1858) an die Minister der „neuen Aera" — ist sein Urteil über die Mißerfolge des „geistlichen Ministeriums" Eichhorn. Bunsen hat damals noch die Verteidigung des (in seiner früheren Thätigkeit im auswärtigen Ministerium wirklich verdienten, aber — auch nach Treitschke — an die unrichtige Stelle gesetzten) Ministers versucht. Später hat er nicht nur anders geurteilt, sondern seine Anschauung auch in den epochemachenden „Zeichen der

Zeit“ ausgeſprochen. Die Folgezeit hat überhaupt dem denkwürdig früh gewonnenen Urteil des Prinzen über das „zur Heuchelei führende und die Mehrheit der Nation aufſäſſig machende Syſtem“ (das nach der Revolution durch Raumer noch gewaltig verſchärft wurde) nur zu ſehr Recht geben müſſen.

Neben der von dem Prinzen lebhaft empfundenen Verſtimmung über die kirchlichen Mißgriffe ſtand ebenfalls ſchon 1844 die Hinausſchiebung der Regelung der Verfaſſungsfrage im Vordergrund des Intereſſes. Die von Bunſen dem Könige vorgelegten und auch dem Prinzen mitgeteilten Entwürfe[1]) waren eine ebenſo vergebliche Arbeit wie alle ähnlichen Anregungen. Auch im folgenden Jahre 1845 gelang es der Metternichſchen Politik nochmals, „die preußiſche Konſtitution zu töten“.

Von Jahr zu Jahr rückte das Verhängnis über den preußiſchen Staat näher heran. In der zweiten Hälfte des Jahres 1847 hat die von dem Prinzen von Preußen ſchon 1844 deutlich erkannte „aufſäſſige Stimmung“ der „Mehrheit der Nation“ noch ganz anders um ſich gegriffen. Ueber die Urſachen derſelben, das heißt obenan über die Thätigkeit der den König ſchon damals beherrſchenden „Camarilla“, haben die Gerlachſchen Denkwürdigkeiten wahrhaft erſchütternde Aufſchlüſſe gegeben. Genügte doch ein nach dem Diner geführtes Geſpräch der beiden Brüder Gerlach mit dem Könige, um die maßvollen Reformvorſchläge der Generalſynode von 1846 unter den Tiſch fallen zu laſſen. Der Rückſchlag dieſer ſchweren Verſäumnis des rechten Moments

---

[1]) Ueber das Geſchick des (vergleiche die vorige Abhandlung I. S. 12) von Ranke nach Gebühr gewürdigten Bunſenſchen Verfaſſungsentwurfes kann hier einfach auf den von ihm herausgegebenen Briefwechſel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunſen S. 117 ff. verwieſen werden. Nach der Charakteriſtik der in den Provinzialſtänden aufgeſtellten „die Zeit beherrſchenden“ Forderungen fährt Ranke hier fort: „Das war im allgemeinen die Sachlage, als B. zur Teilnahme an den für die Verfaſſungsangelegenheit in Gang geſetzten Beratungen berufen wurde.“ Aber ſofort heißt es weiter: „Man verſtand ſich in dem, was ſich auf Kirche und Altertum bezog, jedoch nicht in dem, worauf das meiſte ankam, den ſtändiſchen Angelegenheiten“ ... „Indem Bunſen das Prinzip des Königs anerkannte, genügte ihm die Form, die derſelbe einzuführen gedachte, doch nicht.“ Nachdem dann Bunſens eigne Vorſchläge angeführt ſind, fügt Ranke nochmals hinzu: „Indem B. die Idee des Königs acceptierte, drängte er doch, erfüllt von der Anſchauung des parlamentariſchen Lebens in England, aus dem Gedankenkreiſe, in dem ſich derſelbe bewegte, heraus“ (S. 120). Aber: „an ſeinen Ideen über die Verfaſſung hielt der König unerſchütterlich feſt, obwohl er wußte, daß ſein Verfahren mit den allgemeinen Wünſchen nicht in Einklang war“ (S. 122). Zum Belege dafür werden die (in Bunſens Leben II. S. 386, 391 — vergleiche auch S. 324 — eingehend mitgeteilten) Beſprechungen des Königs — im Auguſt 1845 in Brühl — mit Aberdeen und Metternich (mit deſſen eignem Schlußvotum: Il n'est plus question de la Constitution en Prusse, j'ai tué ce projet) herangezogen. Den Abſchluß der Schilderung bildet der bezeichnende Satz: „Der König behandelte B. fortwährend mit der gewohnten Gnade; über die wichtigſte Angelegenheit, die der Verfaſſung, hat er aber nicht mit ihm geſprochen.“ Aus dem Bericht über die Aeußerungen des Prinzen von Preußen geht dagegen unzweideutig hervor, daß die Bedenken desſelben gegen die Projekte des Königs die von Bunſen eingereichten, aber von dem Könige verworfenen Vorſchläge nicht getroffen haben.

war nicht ausgeblieben. Nichtsdestoweniger war den wichtigsten Beschlüssen des Vereinigten Landtags von 1847 das gleiche Geschick beschieden. Auch dies mit dem gleichen Ergebnis.

War aber auf diese Weise schon in Preußen die Stimmung gerade der staatserhaltenden Elemente „aufsässig" genug geworden, so war dies im außerpreußischen Deutschland in noch viel höherem Grade der Fall. Waren doch hier die Folgen der von Treitschke so farbenfrisch geschilderten „bundestäglichen Misere" noch ganz anders empfindlich. Nun nehme man zu dem allen hinzu, wie die (von Friedrich Wilhelm IV. unterstützte) Guizotsche und Metternichsche Politik Frankreichs und Oesterreichs in der schweizerischen Jesuitenfrage redlich das Ihrige gethan hat, um eine verschärfte Erneuerung der Julirevolution von 1830 zu zeitigen. Wie dann schließlich die erste Periode der Regierung Pius' IX. geradezu Oel ins Feuer gegossen hat, bedarf keiner Erinnerung.

Gerade bei sturmdrohendem Himmel aber bewährt sich der berufstüchtige Schiffsführer. Es ist eine wahre Erquickung, in den (durch Bunsen dem Könige Friedrich Wilhelm IV. übermittelten) Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzen Albert nicht nur eine bewunderungswürdige Erkenntnis der Sachlage, sondern auch einen außerordentlich klaren Hinweis auf die Mittel zu finden, welche damals noch den Weg der Reformation statt der Revolution möglich gemacht hätten. Ihre Warnungen reihen sich denjenigen der Generalsynode und des Vereinigten Landtags würdig an.

Leider ist die in den nachfolgenden Dokumenten sich selber abspiegelnde Episode aus dem Jahre 1847 in der Treitschkeschen Darstellung (V. S. 691 bis 694) in ein völlig falsches Licht gestellt worden.

Treitschkes wehmutsvollen Zorn über die Haltung des Königs vor, wie während und nach der Revolution kann man vollauf nachempfinden. Aber das Gefühl, mit welchem ihn die Schritte, oder besser die Schwankungen des Königs erfüllten, hat er dem Herrscher persönlich gegenüber nur andeutend zum Ausdruck zu bringen vermocht. Statt dessen hat sich sein Unmut wiederholt auf andre übertragen, die eine klarere Erkenntnis und eine ernstere Thatkraft besaßen als der unglückliche Monarch.

Mit edler Pietät ist das edle Streben dieses Monarchen seiner Zeit gerade von G. v. Bunsen („Die Nation" 12. Oktober 1895) gewürdigt worden.

Um so gerechtfertigter wird es erscheinen, wenn die nachstehend folgenden Dokumente nicht nur das Andenken seines großen Vaters, sondern mehr noch das des Prinzen Albert gegen völlig ungerechtfertigte Anklagen verteidigen.

Die beiden unten veröffentlichten Denkschriften haben auch Treitschke vorgelegen, und er giebt a. a. O. einige Auszüge daraus. Von den Leiningenschen Denkschriften wird sogar ausdrücklich zugestanden: „Ehrlicher gemeint (als die gleichzeitigen Projekte des badischen Ministers v. Blddersdorf) waren einige Reformvorschläge des Fürsten Karl v. Leiningen." Und die Ursache des Scheiterns der von beiden Fürsten gemeinsam gemachten Vorschläge kann auch Treitschke nicht anders zeichnen als durch den vielsagenden Satz: „Da ergab sich

alsbald, daß der allein rettende Ruf: ‚Los von Oesterreich', daß die Rückkehr zur fridericianischen Politik von niemand tiefer verabscheut wurde als von König Friedrich Wilhelm selbst." Dessenungeachtet aber wird die Beteiligung des Prinzen Albert an denjenigen Bestrebungen, die, wenn erfolgreich, der Revolution hätten vorbeugen können, dahin charakterisiert: „Der Prinz-Gemahl entschloß sich alsbald mit der ganzen Dreistigkeit des künstlichen Engländers, den König Friedrich Wilhelm über deutsche Politik zu unterrichten." Im weiteren Zusammenhang wird davon geredet, daß „dieser Coburger, der seinem Vaterlande gleich mutig den Rücken gewendet hatte, immer noch in deutschen Dingen mitreden wollte" . . . „Es war doch eine recht schwache Arbeit, diese im Vetternkreise vielgerühmte Denkschrift von Ardverikie vom 11. September 1847; sie bewies nur von neuem, daß ein vaterlandsloser Mann vaterländische Politik nicht verstehen kann." Auch der ganze übrige Tenor ist gleicher Art.

Es ist lehrreich, den heftigen Ausfällen Treitschkes die Rankesche Schilderung (a. a. O. S. 132—34) zur Seite zu stellen. Ranke hat hier den Brief des Königs an Bunsen vom 11. November 1847 (im wesentlichen gleichen Inhalts mit dem unten veröffentlichten Schreiben an Prinz Albert) mitteilen können. Er fügt als eignes Urteil hinzu: „Mit dem einen der Entwürfe, dem von Prinz Albert stammenden, war der König nicht unzufrieden. Der Prinz ließ darin dem Bestreben, in gutem Vernehmen mit Oesterreich zu stehen, die Gerechtigkeit widerfahren, daß er es als ein gebotenes anerkannte. Er riet nur dem Könige, sich darum nicht von selbständigem Handeln und Wirken abhalten zu lassen."

Wir enthalten uns an dieser Stelle jeder eignen Kritik und lassen einfach die geschichtlichen Dokumente für sich selbst sprechen.

I. Aus dem Briefwechsel vor Einreichung der Denkschriften.

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat!

„Ich hatte diesen Sommer viele Gelegenheit, mit dem Fürsten v. Leiningen mich über deutsche Zustände zu unterhalten. Der Fürst kennt diese sehr genau und denkt, soweit ich es zu beurteilen vermag, sehr klar und richtig über dieselben. Er setzte ein Memoir auf, in welchem er die politischen Gefahren schildert, die den deutschen Fürsten aus der Gärung der gegenwärtigen deutschen Verhältnisse drohen, und die Nothwendigkeit darthut, daß die Fürsten selbst diese Gefahren erkennen und ihnen vorbeugen mögen. Ich stimme ganz mit des Fürsten Ansichten überein, glaube indessen, daß es nicht hinreicht, die Nothwendigkeit, den Gefahren vorzubeugen, zu erkennen, sondern daß es auch nothwendig ist, zugleich die Mittel zu eruiren, die sich uns darbieten, um jene gefahrdrohenden Bewegungen selbst zu einem heilsamen Ziele zu lenken. Nach längerer Prüfung hat sich mir die Sache in Zusammenhang und Form dargestellt, und ich habe sie so zu Papier gebracht. — Fürst Leiningen schrieb mir vor kurzem von

München und schickte mir ein revidirtes Exemplar seines Memoirs. Von diesem Memoir und des Fürsten Brief, sowie von meiner eigenen Arbeit lege ich hiermit Abschriften in Ihre Hände, eingedenk der vielfachen lebhaften Gespräche, die sowohl der Fürst als ich über diese Gegenstände mit Ihnen gehabt haben, und wohlvertraut mit Ihren vaterländischen Gesinnungen und Ihrem unermüdlichen Streben, Ihrem Könige in seiner schweren und heiligen Aufgabe stets mit unverhohlener Wahrheit und unerschrockenem Rathe zur Seite zu stehen.

Sollten die in diesen beiden Aufsätzen dargelegten Ansichten von dem Verstande des Königs gebilligt werden, so ist es sicher, daß gerade *sein* Herz alle die nöthige Entschlossenheit und Ausdauer bieten wird, die dazu gehört, um dieselben (oder ähnliche) ins Leben zu setzen und die große politische Reformation Deutschlands durchzuführen.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner wahren Verehrung, mit der ich verbleibe, verehrtester Herr Geheimer Rath,

Eurer Excellenz

treu ergebener
Albert.

Windsor Castle 9. Oktober 1847.

Bunsen an Prinz Albert.

London, 12. Oktober 1847.

Eurer Königlichen Hoheit

bin ich durch eine, wenn gleich kurze Abwesenheit von London verhindert worden, schon gestern meinen ehrerbietigsten und innigsten Dank auszusprechen für die ebenso gnädige als *gewichtige* Sendung, mit welcher Eure Königliche Hoheit mich beehrt haben. Meine ganze Seele ist seit der Zeit mit dem Gegenstande beschäftigt. Eure Königliche Hoheit haben den schönen, von edelster Vaterlandsliebe und ernster Politik eingegebenen Gedanken des Fürsten v. Leiningen nicht allein bedeutend erweitert und fortgeführt, sondern, wie mir scheint, auch praktischer und leichter ausführbar gemacht.

Die Sache ist von solcher Wichtigkeit und so unberechenbaren heilbringenden Folgen, *wenn sie gelingt*, daß ich um desto sorgsamer glaube sein zu müssen, sie beim Könige gerade im rechten Augenblicke und auf die rechte Weise vorzubringen. Mein vorläufiger Gedanke ist, daß es nicht sehr lange vor der beabsichtigten Ankunft des Fürsten in Berlin (hoffentlich also nicht später als Dezember) geschehen müßte. Sollte ich vorher nach Berlin gerufen werden, um dem Könige aufzuwarten, so würde ich natürlich diese Gelegenheit mit Freuden benutzen.

Das Nähere wollen Eure Königliche Hoheit mir erlauben, mündlich vortragen zu dürfen und dann Ihren leitenden Rath zu empfangen. Aber das wollen Eure Königliche Hoheit jetzt schon erlauben, zu sagen, daß es mitten in dieser schwülen, sturmkündenden Zeit mir Trost und Freudigkeit zum Ausharren

und Mut zu jeder Anstrengung gewährt, wenn ich sehe, mit welchem treuen, edlen, wahrhaft fürstlichen Herzen Eure Königliche Hoheit dem deutschen Vaterlande und seiner Zukunft anhangen.

In ehrerbietigster und getreuester Anhänglichkeit Eurer Königlichen Hoheit unterthäniger und dankbarer

Bunsen.

Bunsen an Meyer[1]) über Stockmars Kritik der deutschen Denkschrift Prinz Alberts.

27. Oktober 1847.

Er (der Brief Stockmars) ist philosophisch und edel gedacht und geschrieben. Allein er stellt sich unter der Denkschrift etwas ganz andres vor, als was sie enthält und will. Er fürchtet, der Prinz habe den ihm natürlichen dynastischen Standpunkt festgehalten; es ist aber ganz umgekehrt die Nothwendigkeit gezeigt, denselben unterzuordnen dem nationalen. Die Schwierigkeit lag also gar nicht, wo Stockmar sie vermuthete. Sie besteht vielmehr darin, daß es gelinge, dem König von Preußen Muth zu machen, den nationalen Standpunkt zu ergreifen und sich weder durch seine eigenen fürstlichen Vorurtheile, noch durch die seiner Bundesgenossen, weder durch Oesterreich noch durch die kleineren Fürsten, irre machen zu lassen.

Endlich ist der Gegenstand des praktischen Vorschlages ein rein volksthümlicher, nationaler. Er könnte vielleicht wünschen, daß das Hereinziehen ständischer Abgeordneter in Aussicht gestellt werde; es ist aber damit noch immer Zeit, und es handelt sich jetzt nur darum, daß der König die Sache ernst in Erwägung ziehe, so lange es noch Zeit ist.

Dazu nun fand ich den Augenblick äußerst gelegen. Der allgemeine deutsche Handelsverein, des Königs Schooßkind, ist in Verhandlung. Meine Denkschrift ferner hat Deutschland und die Kräftigung seiner Einheit, als den einzigen möglichen Hebel, zum Schlußstein. In einer politischen Depesche habe ich außerdem angedeutet, daß, wenn England keinen ebenbürtigen starken Verbündeten in Deutschland finden könne, es sich wieder der entente zuwenden werde. Oesterreich sei als verfallen aufgegeben, auf Rußland könne man sich nicht stützen. Endlich, im begleitenden vertraulichen Schreiben an den König, habe ich alle diese Punkte in ihren Spitzen zusammengefaßt und den König auf die Denkschrift verwiesen (die Canitz sonst wohl für sich behalten hätte, denn schwerlich wird sie ihm munden).

Ich bin nun begierig auf das Urtheil Seiner Königlichen Hoheit und das Ihrige über meinen Versuch, den Minister auf das Praktische zu führen und mir selbst die Hauptpunkte der nächsten Zukunft klar zu machen.

Mein Brief an Stockmar ist am Geburtstage des Königs abgegangen

---

[1]) Privatsekretär des Prinzen Albert. Vergl. die Note: „Deutsche Revue", Novemberheft 1895, S. 130.

(15. Oktober), also am Tage seines eigenen Schreibens. Ich freue mich der Aussicht, ihn zu sehen, mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Der Brief zeigt die ganze Stärke seines Geistes und den ganzen Adel seiner Gesinnung.

Fürst Leiningen an Prinz Albert.

München, den 22. September 1847.

Lieber Albert!

Ich schicke Dir anliegend ein abgeändertes Exemplar jener Ausarbeitung über die dynastischen Verhältnisse der deutschen souveränen Fürsten, welche ich Dir diesen Sommer mitgetheilt. Die vorherrschende Gefahr und das Rettungsmittel dürften als Thatsachen wohl erwiesen sein; der größte Haupttheil, die Anwendung und Ausführung, bleibt hier aber noch unerledigt! Und es wäre vor allem die Ausscheidung Oestreichs aus den inneren deutschen Angelegenheiten nothwendig; noch mehr aber, daß dem König von Preußen eine glückliche Eingebung kommen möge, um die ihm auferlegte große Mission zu erkennen und entschlossen durchzuführen.

Ich habe gesagt, daß ein kräftiger Bund der Fürsten sich als einziges Rettungsmittel in der gefahrvollen Zeit, welcher wir entgegengehen, darstelle. Nicht aber ein Bund, dessen Zweck der Rückschritt ist, denn dieser liegt bereits jenseits des Möglichen, sondern ein Bund, in und durch welchen sich die Fürsten an die Spitze der liberalen und nationalen Bewegung stellen.

An einem solchen Bunde Theil zu nehmen, ist aber für Oestreich bei seinem jetzigen Regierungssystem geradezu unmöglich, denn die Mitwirkung und Ausführung bei sich von Maßregeln und Gesetzen, wie sie einem solchen Bunde entsprechen würden, käme einem völligen Umsturz jenes Systemes gleich.

Preußen hingegen würde, wie im Zollvereine, so auch in einem solchen Bunde, an die Spitze desselben treten, ohne alle Gefahr für sich, ohne alle Gefahr für die übrigen Bundesstaaten. Und doch hätte dann Preußen erreicht, was nur das Ziel seiner kühnsten Wünsche sein könnte; nämlich:

> In der europäischen Waagschale wäre es alsdann Preußen plus Deutschland.

Jegliche Garantie für Preußens eigenen Fortbestand in Zeiten der Stürme, jegliche Wahrung gegen die so bedenkliche Gefahr der Ueberstürzung im Fortschritte, jegliche Aussicht auf Erfüllung der heißesten Wünsche für Deutschlands Erhaltung, Wohl, Ruhm und Größe, vereinigen sich in einer solchen Gestaltung der Dinge! Oestreich, diese Verhältnisse wohl erkennend, verhindert daher nothwendigerweise nach Kräften eine solche Entwickelung deutscher Zustände, wenigstens so lange, als es seinem jetzigen Systeme huldigt. Es ist rastlos bemüht, den einzelnen Fürsten zu sagen: wie in Preußen der Fortschritt, die Eroberung, die Revolution, wie dagegen bei ihm die Sicherheit und die Stabilität. Deutschlands natürliche Feinde, Rußland und Frankreich, wirken im selben Sinn, wie die Bemühungen ihrer Diplomatie bei den kleinen Höfen deutlich zeigen.

Man sollte glauben, daß diese Politik Oestreichs, oder vielmehr jener wenigen Männer, die sein jetziges politisches System vertreten, sowie das Streben der natürlichen Gegner Deutschlands, jene Preußens von selbst bedingen müßte. Statt dessen erleben wir täglich das wahrhaft monstruöse Schauspiel, wie Oestreich Preußen am Schlepptau zieht. Der lebenskräftige Jüngling zusammengekettet mit dem schon halb verfaulten Greise und bereit, sich mit demselben in dasselbe Grab zu legen!

Die Geschicke unseres Vaterlandes liegen ausschließlich in den Händen des Königs von Preußen. Du wirst Dich erinnern, daß mir dieß Lord Aberdeen schon vor zwei Jahren sagte. Es ist eine fürchterliche Verantwortung, und doch liegt die Hülfe so nahe, denn der König darf nur selbstständig an der Spitze jener Reformen und jener Bestrebungen des deutschen Volkes nach gewissen freien und nationalen Institutionen voranschreiten und ebenso und gleichzeitig die Bildung eines lebenskräftigen Bundes herbeiführen.

Alles Uebrige wird sich von selbst finden, denn die große Majorität der deutschen Nation wird dem Könige entgegenkommen. Ich setze hier allerdings voraus, daß der König von Preußen entschlossen ist, konstitutionell zu regieren, wie es sein hochseliger Vater und er selbst vorbereitet haben und wie es die Einberufung der Reichsstände beurkundet hat.

Ist auf dieser Bahn einmal der erste Schritt gethan, dann hilft das Zaudern gar nichts mehr, als etwa, daß man hinter den Ereignissen herläuft, statt ihnen vorzustehen, und daß andere machen, was man selbst hätte machen können.

Wäre es doch möglich, diese Ansichten auf irgend eine Art vor das Ohr des Königs zu bringen!

Dein

treuer Vetter und Schwager
Karl.

II. Fürst Leiningens Denkschrift.

Deutschland ist durch zwei mächtige Elemente in Bewegung gesetzt. Sie sind das Streben nach konstitutionellen Regierungsformen — als die bürgerliche und religiöse Freiheit repräsentirend — und nach deutscher Nationalität und Einheit.

Die Geschichte der letzten dreißig Jahre, sowie die täglichen Ereignisse setzen diese Thatsache außer allen Zweifel. Beide große und bewegende Kräfte treten den dynastischen Interessen der Fürsten, mit dem strengen Souveränitätsprinzip identifizirt — feindlich entgegen. Wenn das Regierungssystem in monarchischen Staaten nicht in Republik und Anarchie ausarten soll, so ist nicht nur ein bestimmtes Prärogativ der Krone notwendig, sondern es muß auch dem Regenten die Möglichkeit gegeben sein, dieses Prärogativ vollständig ausüben zu können. Nicht nur, daß die sämmtlichen deutschen Staaten, mit Ausnahme Preußens und vielleicht Bayerns, dem Begriffe — den man sich heut zu Tage von

einem Staate macht — nicht mehr entsprechen, sondern die wirkliche und vollständige Ausübung dieses Prärogativs der Krone wird — bei völliger Erhaltung des parlamentarischen Regierungssystems in denselben — so gut wie unmöglich. Wie sollen zum Beispiel in einem solchen kleinen Staate, nach mehrmaliger Auflösung von Ständeversammlungen, oder nach politischer Abnutzung einer gegebenen Zahl tüchtiger Männer, andere gefunden werden, die nur einigermaßen dem Zweck entsprechen? Wo soll der Regent nach Abdankung mehrerer Ministerien neue Minister finden? Selbst die Pensionslast mehrerer abgetretener Minister würde der Ausübung eines Prärogativs unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, ohne welches überhaupt alles Regieren des Regenten in konstitutionellen Staaten ein Ende nimmt.

Gefahrdrohend hat man den Kampf mit jenen Regierungssystemen selbst und mit all jenen geistigen Bestrebungen und freien Institutionen, welche damit zusammenhängen, begonnen.

Wie kläglich und unglücklich dieser Kampf ausgefallen, zeigt die Gegenwart. Bald rascher, bald langsamer, aber unaufhaltsam vorwärts, rückt diese gefürchtete Gestaltung der Dinge! In dem Maße, als das Prärogativ der Krone schwächer wird, steigt die Macht der Kammern und wird schließlich von diesen absorbirt. Das Erlöschen der einzelnen Souveränitäten oder anarchische Zustände oder das Einschreiten eines mächtigeren Staates, welcher sich vor jenen konstitutionellen Gefahren nicht zu fürchten braucht, müssen die unausbleiblichen Folgen sein. In gleicher Richtung, aber in erhöhtem Grade, wirkt das Streben nach deutscher Nationalität und Einheit. Es tritt den dynastischen Interessen, soweit sie mit der Souveränität identifizirt sind, geradezu im offenen Kampfe gegenüber. Dieß bedarf wohl keiner Erläuterung!

Zeigt nun die Erfahrung, daß der Kampf mit diesen Bestrebungen unserer Tage ein fruchtloser war, und giebt eben diese Erfahrung für die Zukunft durchaus keine Gewähr für besseren Erfolg, so liegt die Frage nahe:

> „Ob es nicht einer gesunden und allein rettenden Politik entspreche, statt mit den feindlichen Elementen den ungleichen und unglücklichen Kampf fortzukämpfen, sich mit denselben zu befreunden?"

Unter einer Befreundung mit jenen feindlichen Elementen wird aber zunächst verstanden, daß die Regenten, jenen unglücklichen und ungleichen Kampf aufgebend, selbst die völlige Entwickelung des parlamentarischen Regierungssystems und der damit verbundenen freien Institutionen begünstigen und leiten; ferner, daß dieselben das Bestreben der deutschen Nation nach Vereinigung zu ihrem eigenen machen.

Hierdurch allein wird indeß die drohende Gefahr noch nicht beseitigt. Dies könnte nur geschehen, wenn die deutschen souveränen Fürsten, einzelner Theile dieser Souveränität sich freiwillig begebend, dem bestehenden Bunde eine weitere Ausdehnung gäben oder in einem neuen sich vereinigten. Wenn es den einzelnen kleineren Fürsten nicht möglich wird, sich dem völlig entwickelten Repräsentativsystem gegenüber zu behaupten, so wird ihnen dies vereinigt

und durch ein Organ, das diese Vereinigung repräsentirt, leicht und mit Erfolg möglich werden. Dasselbe gilt von den nationalen Bestrebungen, — nur daß hier ein kräftiger Bund *noch wichtiger* erscheint. Ein solcher an der Spitze der nationalen Bewegung würde die bedrohlichste Gefahr für den Fortbestand der meisten souveränen Fürsten in ein Schutzmittel für dieselben umwandeln.

Die Idee ist jetzt vielfach verbreitet, daß die vielen Regenten in Deutschland das Hinderniß für die Entwickelung freier und nationaler Institutionen seien — daß sie es seien, welche Deutschland verhindern, unter allen Nationen jenen ersten Rang einzunehmen, den es einst besaß und der ihm gebührt. — Sobald dieser, teils begründete, vielfältig aber auch fälschlich verbreitete Glaube beseitigt ist, wird das Segensreiche — welches darin liegt, daß Deutschland durch viele Fürsten regiert wird, deren Bestrebungen — mit weniger Ausnahme — doch nur auf das Wohl ihrer Unterthanen gerichtet sind, dann die den Deutschen innewohnende Anhänglichkeit an ihre Fürsten, welche zwar erlöschend, aber noch nicht erloschen ist — in voller Kraft hervortreten und sich als ein mächtiges conservatives Element bethätigen.

Die großen Schwierigkeiten für die Belebung des Bundes, durch Aufgebung mancher Souveränitätsrechte, sind nicht zu verkennen, doch sind sie nicht unüberwindbar, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß die eigentliche Souveränität einzelner deutschen Fürsten nicht deutschen Ursprungs ist und daß diese Souveränität selbst sehr illusorisch ist, da die meisten Regenten entweder von ihrer Bureaucratie, oder von ihren Ständen, oder von beiden zugleich bereits gefesselt sind.

Daß deutsche Fürsten für ihre dynastischen Interessen fremden Schutz suchen könnten, ist hier gar nicht in Betracht gezogen. — Es wäre Verrat am Vaterlande, der sicher sich rächen und blutig rächen würde.

München, den 22. September 1847.

Fürst Leiningen.

III. Prinz Alberts Denkschrift.

Ardverikie, den 11. September 1847.

Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung des Factums, daß Deutschland seinen gegenwärtigen Zustand als den der Entwickelung und des Uebergangs zu einem künftigen betrachtet, von dessen wirklicher Beschaffenheit vielleicht nur Wenige sich ein klares Bild machen. Niemand, der den Bewegungen der deutschen Presse, so wie den übrigen Bewegungen des deutschen Volks- und Staatenlebens in den letzten 30 Jahren gefolgt ist, wird dies einen Augenblick leugnen und wird zugleich nicht in Abrede stellen, daß die öffentliche Meinung Deutschlands hauptsächlich nach zwei Dingen strebt:

1. Ausbildung volkstümlicher Regierungsformen;
2. Herstellung eines *einigen Deutschlands*.

Von den deutschen Staatsmännern und Politikern werden Einige nur die eine, Andere nur die andere dieser beiden Richtungen theilen und gut heißen, Viele auch werden beide verdammen, aber Alle werden das factum als bestehend anerkennen und die Meisten (ob sie dafür oder dagegen sind) in jenen Richtungen des Volksgeistes eine Macht erkennen, die früher oder später, je nach der Günstigkeit der Umstände, sich geltend machen wird. —

Die Entwickelung der Regierungsformen zu solchen, welche dem Volke mehr Antheil an der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten gewähren, oder kurz zu konstitutionellen, will ich hier nicht weiter betrachten, sondern nur meine Ueberzeugung aussprechen, daß sie mit schnellen Schritten vorwärts eilt und in kurzer Zeit als erlangt zu betrachten sein wird, daß aber zugleich mit dem Eintreten politischer Volksthätigkeit auch das Streben nach Einheit Deutschlands nicht nur vermehrt werden wird, sondern auch zur Erreichung desselben die Mittel gegeben sein werden. —

Im Angesichte dieser unverkennbaren Richtung des deutschen Volksgeistes geziemt es den deutschen Fürsten und deutschen Regierungen, zu überlegen, wie dieselbe, ohne weder dem Ganzen noch den einzelnen Individuellen der verschiedenen Bundesstaaten zu schaden, ja dem Ganzen wie den Einzelnen zum Nutzen geleitet werden, und so dieser mächtige Strom seegensreich zu seiner Mündung geführt werden kann.

Die Einheit Deutschlands ist als nothwendig den Deutschen erst nach den großen Unglücken von 1805 und 1806 ins Bewußtsein getreten, hat sie später in der Wirklichkeit nach langer Erniedrigung eine Epoche nationaler Glorie erleben lassen und wird auch jetzt von allen Bundesstaaten und Regierungen in Betreff der Vertheidigung gegen Angriffe von Außen als nothwendig erkannt. Was hingegen die politische, commercielle, geistige, überhaupt innere Einheit Deutschlands betrifft, so herrschen über deren Nothwendigkeit die größten Widersprüche, so wie über die Art ihrer Herstellung die größten Meinungsverschiedenheiten und Unklarheit der Begriffe — und doch wird die Stärke jener als nothwendig erkannten Einheit nach Außen immer nur der Abglanz der Stärke dieser bestrittenen inneren Einheit sein. —

Die Frage ist nun:

„Wie ist zu helfen? und auf welchem Wege ist diese Einheit glücklich und für immer heilbringend zu erreichen?“

Als allgemeiner Grundsatz bei Lösung aller politischen Fragen ist anzunehmen, daß die organische Entwickelung des Bestehenden eine bessere Aussicht auf Erlangung eines zukünftigen, wirklich heilsamen Zustandes gewährt als das Construiren einer Zukunft aus einer frei geschaffenen (und darum willkürlichen) Theorie, sei diese dem absoluten Ideale der Vollkommenheit auch noch so nahekommend.

Der Bestand der Dinge zeigt uns nun in Deutschland eine Anzahl verschiedener in sich vollkommener Staaten mit ihren Souveränen, Regierungen, Kammern und Europäischen Relationen, und als einzigen Vereinigungspunkt

derselben den deutschen Bund, wie derselbe nach der Auflösung des Kaiserthums und des partiellen Rheinbundes als Repräsentant deutscher Nationalität und Einheit gegründet wurde. Seine ursprüngliche Bestimmung war persönliche Selbstständigkeit und Lebendigkeit verbunden mit Fortbildung deutscher Zustände. Gegenwärtig ist er todt, mehr ein Symbol, als eine Wirklichkeit, von den einzelnen Staaten als Autorität verleugnet, von dem deutschen Volke wegen seiner Unthätigkeit und Schwäche verlacht.

Forscht man nach den Gründen des Verfalles dieses einzigen deutschen Gesammtinstituts, so zeigen sich hauptsächlich zwei:

1. die Eifersucht der verschiedenen Regierungen gegen einander und der Wahn der verschiedenen Souveräne, daß ein den Beschlüssen eines thätigen Bundes sich Unterordnen ihrer Souveränität Eintrag thun könnte.
2. Oestreich, ein mehr aus außerdeutschen als aus deutschen Elementen zusammengesetzter Staat, dessen Politik von außerdeutschen Interessen und Rücksichten geleitet wird und dessen Regierungssystem so gänzlich auf Stillstand gebaut ist, daß er, ohne seine eigene Basis zu zertrümmern, zu einem Fortschritte irgend einer Art die Hand nicht bieten kann, dieser Staat, noch regiert von dem alten, deutschen Kaiserhause, der größte im Bunde und wegen seiner scheinbar conservativen Richtung von den kleineren deutschen Staaten als ihre Schutzmacht angesehen. —

Oestreich hindert und erstickt jede lebendige Regung des Bundes, und im Unmuthe hierüber ist Deutschland versucht, den Bund selbst für das Haupthinderniß deutscher Einheit zu halten. —

Bei genauer Prüfung indessen stellt es sich heraus, daß im Bunde doch noch das einzige Mittel zur Erlangung dieser Einheit auf friedlichem und legalem Wege, mit Vermeidung der entsetzlichsten Convulsionen, liegt. Man nehme dieses nur entschieden als allgemeinen Grundsatz an, so wird die Ausführung und namentlich die Beseitigung der obenerwähnten beiden Haupthindernisse sich gar nicht so schwer erweisen. —

Die Beeinträchtigung der Souveränität, welche die Regenten bisher vom Bunde befürchteten, ist durch die Entwickelungen der constitutionellen Verfassungen zum großen Theile bereits eingetreten, und die Fürsten sollten nun im Bunde eher einen Schutz für ihre Souveränität, als eine weitere Gefahr erblicken. Zugleich würden sie durch unbedingtes Anerkennen einer Bundesoberhoheit den Wünschen der Volksrepräsentationen begegnen, indem diese, vom Nationalgefühle getrieben, eine Unterordnung der Einzelinteressen unter die allgemein deutschen, die der Bund vertritt oder vertreten sollte, fordern. Ferner haben die Souveräne in Ermangelung eines deutschen Vereins sich in einem der wichtigsten Punkte schon ihrer Souveränität begeben, indem sie sich unter die Vormundschaft Preußens zu stellen gezwungen sahen, als sie nemlich in den Zollverein traten. Es sollte aus allen diesen Gründen nicht schwer halten, den deutschen Souveränen darzuthun, daß in jeder Weise, anstatt durch Kräftigung des Bundes an Gewicht

und Kraft zu verlieren, sie dadurch erst vielmehr die Stellung gewinnen können, die sie sich wünschen. —

Sind die deutschen Staaten hierüber einig, so bleibt nur noch Oestreich als Hindernis einer Bundesentwickelung übrig, das an derselben nicht theilnehmen will und nicht theilnehmen kann. Dennoch wäre das Ausscheiden Oestreichs aus dem Bunde eine Auflösung des Bundes selbst und würde die Stärke Deutschlands nach Außen bedeutend schwächen.

Es handelt sich deshalb darum, das Auskunftsmittel zu finden, eine deutsche Entwickelung am Bunde mit der Erhaltung Oestreichs in demselben und der Bewahrung deutscher Interessen vor dem hemmenden, erstickenden Einflusse Oestreichs zu vereinbaren.

Der nächste Weg hierzu würde zuerst darin liegen, daß die Regierungen den bedeutendsten Männern, die jede in ihrem Staate besitzt, ihre Repräsentation am Bundestage in Frankfurt übertrügen, um eine Quintessenz der Intelligenz und der Kenntniß der einzelnen Staatsangelegenheiten an einem Orte zu concentriren. Daß die Regierungen ferner die meisten der Verhandlungen, die sie jetzt unter einander pflegen, indem sie Gesandte an einander schicken, ihren Repräsentanten in Frankfurt auftrügen. — Es ist klar, daß diese Männer größere Einheit in die Geschäfte bringen würden, und da sie sich dort vorzugsweise auf dem deutschen Standpunkte und zugleich in Gegenwart der Repräsentanten der übrigen Bundesstaaten befinden, so würden sie sowohl die allgemeine deutsche als auch die partielle Beziehung der einzelnen Angelegenheiten nicht leicht aus dem Auge verlieren.

Alle Congresse, wie die über Eisenbahn- Schifffahrts- Zoll- und Münzwesen, Wechselrecht, Criminalgesetzgebung, öffentlichen Unterricht ꝛc. ꝛc. ꝛc., die jetzt von einzelnen Staaten bald an diesem, bald an jenem Orte berufen oder beantragt werden, seien ein für alle Male in Frankfurt zu berufen und unter Leitung der dortigen Gesandten, denen Commissäre beigegeben werden können, abzuhalten. — Vereinfachung und wohlfeilere Führung der Geschäfte werden als unmittelbare Vorzüge einer solchen centralisirten Behandlungsweise einem Jeden ins Auge springen, aber der Hauptvortheil wird darin bestehen, daß diese Congresse deutsche sein werden, selbst wenn auch nur eine gewisse Anzahl der deutschen Staaten daran Theil nimmt und daß es den übrigen Staaten vermittelst ihrer an demselben Orte anwesenden Gesandten leicht gemacht wird, einmal von dem Gegenstande der einzelnen Congresse Kenntniß zu nehmen und dann auch zu jeder Zeit befähigt zu sein, beizutreten und an den Verhandlungen selbst Theil zu nehmen.

Die Erwähnung dieser Congresse bringt mich auf den größten und wichtigsten deutschen Partialverein, den Preußischen, deutschen Zollverein.

Mit ihm sollte der Anfang gemacht und das Beispiel gegeben werden. Anstatt der jährlichen Congresse in Stuttgart, Carlsruhe, Erfurt, Leipzig ꝛc. ꝛc., die bis jetzt unregelmäßig berufen werden, und zu welchen jeder zum Vereine gehörige Staat seine Commissäre (bald diesen, bald jenen) schickt, errichte man

in Frankfurt eine permanente Commission des Zollvereins, gebildet von den Gesandten der betreffenden Staaten, nach Bedürfniß unterstützt von sachkundigen Commissären und Männern vom Fach. (Es könnten auch zu solchen Commissären Deputirte der Kammern der verschiedenen Staaten erlesen werden.) Diese permanente Commission behandle fortwährend alle deutschen Zoll- und Handelsfragen, ein Schritt, dessen Wichtigkeit und Nützlichkeit Niemandem entgehen wird.

Ist nun alles deutsche Leben in Frankfurt concentrirt und alles Internationale der deutschen Staaten unter sich dort behandelt und bestimmt, so wird manches für Deutschland heilsame Werk dort geschaffen werden, ohne daß Oestreich sich dabei betheiligt oder berührt findet. Ist aber irgend eine Uebereinkunft dermaßen allgemein geworden, daß alle Bundesstaaten und auch Oestreich daran Theil nehmen, so werde dieselbe sofort dem Bundestage übertragen und zum Bundesbeschlusse erhoben. —

Auf diese Weise ist es den einzelnen Staaten möglich gemacht, im Vereine mit einander in deutscher Entwickelung ungehemmt vorwärts zu schreiten und, sobald ein Schritt in dieser Entwickelung allgemein gebilligt wird, den individuellen Sonder-Charakter desselben gegen einen deutschen Bundesbeschluß zu vertauschen. —

Ist einer von diesen Vereinen in den Bund incorporirt worden, (ich will beispielsweise einen Eisenbahnverein annehmen, der mir besonders wichtig und nöthig erscheint,) so bleibe eine für denselben gebildete Commission dem Bunde permanent beigegeben, um die Specialarbeiten zu übernehmen. Ein gutes Vorbild hierzu giebt die jetzt schon dem Bunde beigesetzte Militair-Commission, welche von Sachverständigen gebildet und vom Bunde mit einer bestimmten Autorität bekleidet ist. Die Militair-Commission wird allgemein gerühmt, und noch hat kein Staat sich beschwert, daß er dadurch beeinträchtigt worden wäre. Ich schlage vor, daß ähnliche Commissionen für Eisenbahn- Schifffahrts- Straßen- Gewicht- Maaß- und Münzangelegenheiten sowie auch für Paß- und Polizeisachen errichtet würden. —

Wende ich mich nun zu dem Bunde selbst, der neben allen diesen Bewegungen am selben Orte stehend nothwendigerweise davon afficirt werden muß, so finde ich, daß in seiner ursprünglichen Begründung eine Bestimmung lag, welche erst später zurückgenommen oder wenigstens unterdrückt worden ist: (und sein Erstarren kann von dem Augenblicke an datirt werden) ich meine die Bestimmung, daß alle Verhandlungen am Bunde veröffentlicht werden sollen. Von dem Augenblicke an, in welchem diese Bestimmung wiederhergestellt wird – was, ich glaube, Oestreich nicht verhindern kann — ist auch der Bund wieder lebensfähig. Denn ob gewisse Entschließungen wirklich gefaßt werden oder nicht, so muß doch schon die öffentliche Berathung über jede wichtige deutsche Frage einen ungeheuren Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausüben, sowie diese dagegen auch ihren Einfluß auf jene Beratungen geltend machen und selbst zuletzt Oestreich zwingen wird, an deutscher Entwickelung — zu seinem eigenen Heile — Theil zu nehmen. —

Durch diese Vorschläge habe ich demnach Folgendes erreicht:

1. Die deutschen Staaten am Bundestage würdig vertreten.
2. Alle Verhandlungen derselben unter einander an die Localität und das Personal des Bundestags geknüpft.
3. Alle deutschen Bewegungen an dieselbe gemeinsame Oertlichkeit gebunden.
4. Die großen commerciellen Interessen insbesondere dort permanent vertreten.
5. Den Bund in den Stand gesetzt, jede seiner Einheit Gefahr drohende Einzelbewegung in sich selber aufzunehmen und sich so selbst zum Vertreter aller wichtigen Interessen zu machen (wodurch zugleich der Grund zu einer deutschen Administration gelegt ist).
6. Den Bund durch Oeffentlichkeit seiner Berathungen zum Leben zurückgerufen und in ein wechselwirkendes Verhältniß zur deutschen Nation gebracht: —

und dies Alles ohne irgend ein bestehendes Interesse zu gefährden oder die zeitgemäße, allgemein verlangte Entwickelung zu hemmen. —

Nun fragt es sich nur noch: „Wie sind diese Vorschläge ins Leben zu setzen?"

Meine Ansicht ist, daß diese ganze politische Reformation Deutschlands in der Hand Preußens liegt und daß Preußen nur zu wollen hat, um alle jene Resultate zu erlangen. Preußen ist nach Oestreich der mächtigste Staat in Deutschland, Preußen ist durch die Maßregel vom 3. Februar an die Spitze der Entwickelung deutscher populärer Institutionen getreten, Preußen steht schon seit Jahren an der Spitze des Zollvereins und auf Preußen sind die politischen Erwartungen ganz Deutschlands geheftet. Sollte Preußen den vorgeschlagenen Reformationsplan wirklich annehmen und furchtlos und consequent durchführen, so würde es die bestimmende, leitende Macht in Deutschland werden, der Regierungen und Völker folgen müßten und somit auch als Europäische Macht eine der bedeutendsten, da es in der Europäischen Waagschale als „Preußen plus Deutschland" wiegen würde. Will es dagegen die Leitung einer besonnenen und plangemäßen deutschen Entwickelung nicht übernehmen, so werden die vom Drange der Zeit getriebenen deutschen Lebenskräfte sich auf Irrwegen Luft machen und verschiedenartige Convulsionen hervorbringen, deren letztes Resultat kaum abzusehen ist. — A.

IV. Aus dem Briefwechsel nach Einreichung der Denkschriften.[1])

Aus einem Briefe König Friedrich Wilhelms IV. an Prinz Albert.

6. November 1847.

... Einen zweiten innigen Dank sprech ich Ihnen hier aus, gnädiger Herr, für die Mittheilung Ihrer meisterhaften Denkschrift über die Teutschen

[1]) Eine Reihe weiterer Briefe, die sich teilweise noch mit auf diese Denkschriften beziehen, ist für diesmal zurückgestellt worden, um die denkwürdige Episode rein als solche heraustreten zu lassen.

Angelegenheiten. Bis auf 2 Dinge ist mir dieselbe aus der Seele geschrieben und mir um so merkwürdiger, als ich gerade die Einleitungen getroffen hatte, um den vorgeschlagenen Weg wirklich zu betreten. Die 2 points de dissentiment sind 1) das gewünschte Aufgeben von Seiten der teutschen Fürsten von einem Theile ihrer Souverainetäts-Rechte, 2) das angerathene Vorschreiten Preußens auf dem Wege des modernen Constituzionalismus. Gegen das Erstere bin ich, weil es vollkommen unausführbar ist; gegen das Letztere, weil ich ein treuer Freund der Freyheit bin; Freyheit und Constituzion (nicht im Englischen — sondern in dem jetzt geläufigen Sinne) aber absolut unvereinbar sich in ihrer Wurzel ursprünglich tödtlich sind. Ein Blick aus einem halb geöffneten Auge auf Europa geworfen zeigt eine überreiche Erndte des Constituzionellen Seegens! In Frankreich, Spanien, Portugal, der Schweiz ist sein Boden mit Ströhmen von Blut gedüngt; er selbst aber zeigt sich in Partheyen- oder Ministerial-Tyranney, 10fach erhöhten Abgaben, Defizit und gräßlichster Corrupzion; in Griechenland hat er in 3 Jahren den werdenden Staat und seine große Zukunft voll Völkerbeglückung im Orient vernichtet, weil er durch ihn entwürdigt ist, in Teutschland hält nur die Existenz des Bundes, Oesterreichs und Preußens das wilde Thier grinsend im Käfigt. Ihr Schwager von Leiningen geht in allen Dingen viel weiter als Ew. Königliche Hoheit. Vor seinem Wunsche, „daß Oestreich faktisch aus dem Bunde gedrängt werde und Preußen seine Stelle einnehme“ möge mich unser HErr Gott im Himmel bewahren! Teutschland ohne Triest, Tyrol und das herrliche Erzherzogthum! wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase!!! Gott wird Teutschland nicht verlassen. — — — —

Nun umarm ich Sie, theuerster Prinz, zum Abschied als Ew. Königlichen Hoheit treuergebener Vetter und Freund

Friedrich Wilhelm.

*

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrter Herr Geheimer Rath.

Ich schicke Ihnen des Königs Brief zur Ansicht. Den deutschen Plan nennt der König meisterhaft und bekennt sich zu den sämmtlichen Ansichten mit Ausnahme zweier Punkte, dieß leider die, auf die es ankommt: 1. Unterordnung der Souveränetäten unter den Bund, 2. Constitutionelle Regierungen! —

Die neuen Bände für die Königliche Bibliothek bitte ich Ew. Excellenz hieher an Mr. Glover zu addressiren.

Stets Ew. Excellenz getreuer

Albert.

W. C. 15. November 1847.

*

Bunsen an Prinz Albert.

16. November 1847 Morgens.

Ew. Königlichen Hoheit sage ich meinen unterthänigsten Dank für die Gnade

die Sie mir erwiesen, indem Sie mir die Ansicht des Königlichen Schreibens[1]) erlaubten, welches hierbei zurück folgt.

Die beiden Ausnahmen sind schlimm, dem Wortlaute nach: allein wenn der König wirklich den Weg gehen will, den Ew. Königliche Hoheit Ihn auffordern zu gehen; so wird er sich chemin faisant manches doch, trotz der Theorien, praktisch finden. Hat sich doch bereits manches gefunden! — — —

Gott sei Dank, daß die guten Inspirationen bei Lord Palmerston obgesiegt! Lord Westmoreland hat den Entwurf gelesen, und hiernach entspricht der Vorschlag nicht allein meinen Erwartungen, sondern übertrifft sie.

Als Vermittelungspunkt, wenn die 2 Schweizer Abgeordneten hier sind (ein trefflicher Gedanke!), kann dann die Frage bleiben: ob die Jesuiten die ganze Schweiz verlassen sollen, oder nur Luzern. Jenes muß gefordert werden, da Guizot selbst es thut. Die Berner haben nur Geld für drei Wochen Krieg.

Bunsen.

Bayreuth und die Kritik.[2])

Von

Houston Stewart Chamberlain.

Die Kunst giebt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit. Goethe.

Als vor vielen Jahren Fitzroy, einer der verdientesten Gründer der wissenschaftlichen Meteorologie, einen Orkan vorausgesagt hatte, das Wetter jedoch unverändert schön blieb, meinte man allgemein, er habe sich auf alle Zeiten blamiert; lange wollten die Schiffskapitäne von Meteorologie und Meteorologen nichts wissen. Besonnenere Männer aber, Leute, die mit den Methoden der Wissenschaft vertraut waren, urteilten anders; sie kannten Fitzroys Verdienste und suchten mit ihm nach der Ursache seines Irrtums; dabei stellte sich denn bald die Unzulänglichkeit des damals als Evangelium geltenden „Gesetzes der Stürme" von Reid heraus, man bekam neue Anhaltspunkte für die Beurteilung dieser Phänomene, und im letzten Grund hatte der Aufsehen erregende Irrtum des vortrefflichen Fitzroy der Wissenschaft und dadurch auch der Schifffahrt und der ganzen Menschheit einen Dienst geleistet. Lächerlich wäre es dagegen offenbar gewesen, wenn übereifrige Freunde Fitzroys hätten behaupten wollen, seine Prophezeiung habe sich doch erfüllt. Gegen die Evidenz sich auf-

[1]) Des oben mitgeteilten Briefes vom 6. November 1847.

[2]) Die Redaktion behält sich vor, eine Entgegnung auf diesen Artikel zu veröffentlichen.

zulehnen, ist ein Vorrecht der Narrenhäusler. Richard Wagner gegenüber, bis zu seinem Tode, hat sich nun unstreitig die Kritik mit wenigen Ausnahmen, in der Lage des Admiral Fitzroy befunden, und noch jetzt zeigt die Art und Weise, wie über Bayreuth in fast sämtlichen deutschen und in recht vielen außerdeutschen Blättern berichtet wird, daß eine sichere und entsprechende Grundlage für die Beurteilung der dramatischen Werke Wagners und der eigenartigen Bedeutung der mit diesen Werken auf das engste verwachsenen Bayreuther Aufführungen noch nicht gefunden, ja kaum bis jetzt gesucht wurde. Bemerkt man andrerseits den tiefgehenden Einfluß, den diese Aufführungen auf viele geistig hervorragende Männer aus allen Ständen und aus allen Ländern ausüben, die dort Eindrücke empfangen, von denen sie uns versichern, sie seien mit gar keinen andern zu vergleichen, welche die heutige Welt auf dem Gebiete lebendiger Kunst aufweist, bemerkt man, wie Bayreuth, ohne Reklame, ohne die Mittel zu besitzen, nach außen hin Einfluß auszuüben, von Neidern umgeben, aus dem Lager der eigenen, angeblichen Freunde auf das schonungsloseste angegriffen und verhöhnt, dennoch nach und nach zu einer wahren künstlerischen „Weltmacht" heranwächst, so kann man nicht bezweifeln, daß sich nicht Wagner und nicht sein Bayreuth, sondern die Kritik im Irrtum befinde. Gerade weil sie sich irrt, hat in diesem Falle die Presse — die allmächtige! — so wenig Macht. Kein vernünftiger Mensch läßt sich überzeugen, daß die Sonne an einem schönen Sommertage nicht am Himmel stehe; noch weniger kann die Evidenz des innerlich Erlebten durch die beredtesten Argumente vernichtet werden. Und das gerade ist die Kraft von Bayreuth: für viele ist es heute schon ein unvergleichliches, inneres Erlebnis, für Hunderte und für Tausende. Diese bilden inmitten der fluktuierenden Bestandteile des Festspielpublikums eine feste Phalanx. Weit entfernt, daß Bayreuth in letzter Zeit ein Modeort geworden wäre, ist das im Gegenteil mit jedem Jahre weniger der Fall. Früher, ja, 1876 zum Beispiel, sind viele aus bloßer Skandalsucht nach Bayreuth hingefahren; dann kamen Jahre, wo die überwiegende Mehrzahl nur deswegen die Festspiele besuchte, weil an keinem andern Orte Parsifal zu sehen war. Nach und nach hat sich das aber sehr geändert; für bloß Neugierige ist in Bayreuth immer weniger Platz. Das zeigt sich an dem Verhalten des Publikums, welches in seinem lautlosen, würdevollen Benehmen, in der Einheitlichkeit seiner Stimmung immer mehr den Eindruck einer homogenen, durch irgend eine tiefgreifende Gemeinsamkeit in allen ihren Teilen innig mit einander verknüpften Gemeinde macht. Jeder Unvoreingenommene kann das bezeugen. Einer so siegreichen Evidenz gegenüber ist es, meine ich, durchaus kritiklos, wenn man die Kritik in Schutz nimmt und sagt, sie habe doch recht: nicht minder kritiklos ist es allerdings, wenn man, wie jene Kapitäne, das Kind mit dem Bade ausschüttet und, dem Beispiel einiger extravaganten Schwärmer folgend, gegen alle Kritik zu Felde zieht und sich in dem Wolkenkuckucksheim irgend einer allwissenden, konfusen „Intuition" als unfehlbaren Papst selber inthronisiert. Wer es ehrlich mit der Kritik meint, wer ernste, wissenschaftliche Kritik hochschätzt und sich vergegenwärtigt, was er ihr verdankt,

der wird erkennen, daß hier eine Aufgabe klar gekennzeichnet vorliegt: wir müssen an der Kritik Kritik üben. Irgendwo muß ein fundamentaler Irrtum vorliegen; den gilt es aufzudecken; dann erst können wir hoffen, die Kritik in ihrer Beurteilung von Bayreuth nicht mehr nachhinken, sondern voranleuchten zu sehen.

Und da möchte ich zunächst die Aufmerksamkeit auf eine merkwürdige Thatsache lenken. Es läßt sich nämlich ziffernmäßig nachweisen, daß jedesmal, wenn die herbste Kritik an einer Aufführung geübt worden war, gerade diese Aufführung später die allgemeinste, dauerndste Anerkennung fand! Das geschah mit Tristan, das geschah mit Tannhäuser, das wird sich jetzt wieder mit dem Ring des Nibelungen ereignen. Als „Tristan" im Jahr 1886 zum ersten Male über die Bayreuther Bühne ging, gab es Vorstellungen, zu denen nicht dreihundert Plätze verkauft waren, so ungünstig hatten die ersten Preßberichte gelautet. Bei den Wiederholungen in späteren Jahren war ausnahmslos alles bis auf den letzten Platz gefüllt. Alljährlich erhält die Festspielleitung aus allen Weltteilen Briefe, in denen um die Wiederholung des „Tristan" gebeten wird. Die Aufführung des „Tannhäuser", die im Jahre 1891 in der Kritik weder bei Freund noch bei Feind Gnade gefunden hatte und zumeist einfach als eine „skandalöse" gebrandmarkt worden war, ist unzweifelhaft diejenige Aufführung, welche den Weltruf von Bayreuth endgültig begründete: hier mußte — nach dem ersten Augenblick der Verwirrung über das Ungewohnte — jedem ernsthaft Kunstsinnigen die unvergleichliche Eigenartigkeit der Bayreuther dramatischen Leistungen, wenn nicht als klare Erkenntnis, so doch als innere Empfindung, aufgehen; eine Empfindung, deren große Bedeutung namentlich darin lag, daß Richard Wagner selber, als poetischer Schöpfer, plötzlich in einem neuen Lichte erblickt wurde. Drei Festspiele hintereinander gelangte das Werk zur Wiederholung, stets vor gedrängt vollem Hause; nie vielleicht hat man ein andächtigeres und tiefer ergriffenes Publikum gesehen.

Im Jahre 1896 nun hat Bayreuth es gewagt, Festspiele zu veranstalten ohne das Lockmittel des sonst an keinem Orte aufgeführten „Parsifal"; der äußere Erfolg überstieg alle Erwartungen; zum erstenmal mußten viele Hunderte von Bestellungen abgewiesen werden, zum erstenmal reservierten viele Leute ihre Plätze für die nächsten Festspiele schon gleich während der Aufführungen, und kaum waren diese beendet, als aus den Vereinigten Staaten die Nachricht eintraf, daß zu der ersten Wiederholung des „Ring des Nibelungen" die Professoren und Studenten der amerikanischen Universitäten eine förmliche Pilgerfahrt planen. Ich selber gestehe, daß ich noch niemals in meinem Leben einen ähnlichen Eindruck von einem Kunstwerk empfing, auch in Bayreuth nicht, wie in diesem Jahr von dem „Ring des Nibelungen". Zum erstenmal trat das gewaltige Werk in seiner wilden, äschyleischen Großartigkeit mir völlig plastisch, bis in die letzte Einzelheit überzeugend und schöpferisch einheitlich vor die Augen und drang von dort aus bis in die tiefste Seele ein. Nichts verwischt diesen Eindruck. Es ist, als ob man in einen gesunden, eiskalten, stählenden Jungbrunnen gestiegen wäre, der gegen die bleierne Gleichgültigkeit des zunehmenden Alters in alle

Zukunft schützen müßte. Zum erstenmal — trotzdem ich so erschreckend viel darüber studiert hatte — verstand ich, was Aristoteles mit seiner „Katharsis" gemeint haben mag, doch wahrlich nicht, wie die Matadoren grundsätzlicher Impotenz es wollen, eine Art moralisch-ästhetischer Purganz, sondern im Gegenteil die ganze moralische Persönlichkeit aus dem Schlummer des Alltäglichen gründlich aufgerüttelt und gerade hierdurch geläutert, alle Leidenschaften auf das höchste erregt, zugleich aber von jeder armseligen Beigabe, von allen Lügen und Halbheiten des täglichen Lebens gereinigt. Siegfriedsblut hatte uns der Künstler in die Adern geträuft! Und von wie vielen hörte ich nicht, daß sie an sich dasselbe erfahren hatten? Von Deutschen, Engländern, Franzosen, Skandinaviern, Amerikanern! — Und dennoch hatte inzwischen auch in diesem Jahre wieder die Kritik, sowohl in Deutschland, wie im Ausland, sich „kühl bis ans Herz hinan" verhalten. Mit zwei oder höchstens drei Ausnahmen haben die größeren deutschen Blätter so berichtet, daß man den Eindruck erhielt, die Bayreuther Aufführung sei etwa auf der Höhe einer besseren Hoftheateraufführung: einiges vortrefflich, manches gut, manches mittelmäßig, vieles schlecht. Von Außerordentlichkeit und Unvergleichlichkeit war fast nirgends die Rede. Also auch hier wieder steht die Kritik und das Erlebnis von Tausenden einander in schroffem Widerspruch gegenüber.

Das dürfte daher kommen, daß sich die Kritik, im Vergleich zum naiven Zuhörer, in einem bedeutenden Nachteil befindet. Wagner bietet uns etwas durchaus Neues: sein dramatisches Kunstwerk ist eine zwar durch die vorangegangene Entwicklung deutscher Dichtung und Musik genau bedingte, nichtsdestoweniger aber *neue* Form des Dramas, für die wir nirgends ein gültiges, gesetzkräftiges Analogon vorfänden, und das Bühnenhaus, welches er für die entsprechende Aufführung seiner Werke erdenken mußte, läßt uns voraussehen, daß bei der Verlebendigung dieser Werke, neben manchen alten, auch *neue* künstlerische Prinzipien gestaltend werden in Kraft treten müssen. Diese Erkenntnis ist es, die der Kritik fehlt. Sie kann sich von der Wahnvorstellung, daß Wagner „Opern" geschrieben habe, nicht losreißen. An einer Benennung liegt an sich nicht viel; in diesem Falle ruft sie aber eine heillose Konfusion der Begriffe hervor und dadurch einen Rattenkönig von schiefen Urteilen. Denn, rechne ich den „Ring des Nibelungen" zu demselben Vorstellungskreis wie die „Trilogie des Oedipus", so habe ich zwar eine nur partielle Begriffsbestimmung gegeben, soweit sie reicht aber eine durchaus stichhaltige: stelle ich jenes Werk dagegen mit der „Favoritin" und dem „Barbier" zusammen, so begehe ich denselben Fehler wie die alten Naturforscher, die das Walroß zu den Fischen rechneten. Nicht die Gemeinsamkeit des Elementes, in welchem sie leben und weben — dort das Wasser, hier die Musik — kann eine Wesensverwandtschaft zwischen zwei Organismen begründen; auf die Grundidee, aus welcher die gesamte Struktur hervorgeht und welche bis ins Innerste, bis in die letzte Einzelheit gestaltend sich bethätigt, kommt alles an. Die Grundidee aber eines jeden Wagnerschen Bühnenwerkes ist eine poetische. Von der allerersten Konzeption an bis zur letzten

Vollendung seiner Werke ist der Künstler Wagner ein dramatischer Poet, noch einfacher gesagt, ein Dichter. Was ihn bei jedem Werke zunächst bestimmt, ist der Wunsch, eine Handlung zur Darstellung zu bringen; worin er zunächst seine geniale schöpferische Kraft bethätigt, ist in der bühnengemäßen Gestaltung dieser Handlung. Er schafft nicht aus nichts; das that keiner der allergrößten Dichter; wie aber die Mutter aus dem eignen Leibe ein neues, durchaus individuelles Wesen gebiert, ebenso stehen Wagners Tannhäuser, Lohengrin, Siegfried, Tristan u. s. w. nicht als von den Toten Auferstandene, sondern als durch höchste poetische Gestaltungskraft neugeborene, echte, durchwegs eigenartige Söhne vergangener Heldengeschlechter da, würdig ihrer Vorfahren. Daß nun die Musik gleichsam das Element ist, in welchem der Dichter Wagner seine Gestalten konzipiert und seine Handlungen sich bewegen läßt, das ist eine Sache für sich; eine Erörterung hierüber würde heute zu weit führen. Aus diesem Initialpunkt aber — dem Wunsche, eine Handlung zur Darstellung zu bringen — geht die gesamte Organisation eines Wagnerschen Dramas hervor: die Reihenfolge der scenischen Bilder, die Wortdichtung, die Tondichtung. Die Handlung ist das feste Rückgrat, welches die Gestalt zugleich bedingt und trägt. Hierin ruht auch — gleichviel ob die Menschen das Bewußtsein davon haben oder nicht — die ungeheure Wirkung der Dramen Wagners auf die weitesten Schichten in allen Ländern der Erde. Mögen die Aufführungen noch so schlecht sein, die strahlende Schönheit der poetischen Eingebung kann niemals ganz verhüllt werden. Darum ist Wagner, wie ein Sophokles oder wie ein Shakespeare, als „Dichter" anzusprechen und seine Bühnenwerke als „Dramen". Warum die Kritik sich dagegen sträubt, ist unerfindlich; mir fallen dabei oft Goethes Worte ein: „Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist."

Dieses wäre das eine Mißverständnis. Ein weiteres ergiebt sich daraus. Die Kritik macht sich nämlich eine durchaus falsche Vorstellung davon, was Bayreuth soll, was die Ziele dieses Theaters zu sein haben. In allen Zeitungen und immer wieder liest man von einem „Mustertheater" und von „Mustervorstellungen", und es läßt sich leicht denken, wie schlecht das arme „Mustertheater" abkommt, wenn sich herausstellt, daß allerhand dort nicht — nach landläufigen Begriffen nicht — mustergültig sei. Wagner dagegen hat niemals von einem Mustertheater und von Mustervorstellungen geredet; nie! Sein ganzes Leben lang hat ihn die Idee beschäftigt — zuweilen beängstigend, zuweilen begeisternd — daß seine Werke niemals auf einer Opernbühne würden zur entsprechenden Darstellung gelangen können und daß er darum eine neue, eigne und eigenartige Bühne sich würde bauen müssen; wie hätte der Dichter selber diese Notwendigkeit nicht erkennen sollen? Und zu dieser Vorstellung gesellte sich bald eine zweite: daß nämlich mit der zweckmäßigen Herstellung des Hauses und Anleitung der Darsteller noch nicht alles geschehen sei, sondern daß für die lebendige, verständnisinnige Aufnahme solcher Werke wie der seinen die Zuschauer ebenfalls einer besonderen Vorbereitung bedürfen würden, daß sie namentlich dem täglichen Leben und seinen Sorgen entrückt und in eine gehobene

Stimmung versetzt werden müßten: daher der Gedanke an besondere, feierliche Festspiele. Mit dem Bau des Bayreuther Festspielhauses entsprach er beiden Erfordernissen. Von einem Muster war aber hiebei niemals die Rede. Ein Muster für wen denn? Für was denn? Was die Bayreuther Festspiele bezwecken, ist etwas sehr Einfaches: die dramatischen Werke Wagners korrekt aufzuführen und diese korrekten Aufführungen einem Publikum darzubieten, welches ebenfalls in der entsprechenden, das heißt gehobenen Stimmung sich befindet. Ein durchaus neues dramatisches Ideal soll für jene lebendig werden, die mit Sehnsucht das Bedürfnis nach dieser neuen Kunst im Herzen fühlen. Daß das heute an einem andern Orte möglich wäre, davon ist gar keine Rede; wir können Gott danken, daß wir das eine Bayreuth besitzen! Ward es durch die äußerste Kraftanstrengung und unermüdliche Aufopferung des Genies — nach einem Kampf, der ein Menschenalter währte — endlich gegründet, so wurde es uns wie durch ein Wunder erhalten und gedieh zur Blüte dank dem Zusammentreffen verschiedener Umstände seltenster Art, — man bezeichne sie wie man will, als Zufall oder als Vorsehung. Auf eine Wiederholung derartiger Dinge wird kein Vernünftiger seine Hoffnung setzen; und es wird einer großen Umwandlung im Leben und speziell in unsern Kunstzuständen bedürfen, ehe das, was Bayreuth heute erstrebt und teilweise bereits ist, auch ohne diese seltenen Vorbedingungen, gewissermaßen aus öffentlicher, allgemeiner Not vielfach entsteht. Selbst wer optimistisch genug ist, um diesem „Ziel aufs innigste zu wünschen," mit Zuversicht entgegenzusehen, muß gestehen, daß nur das eine, einzige Bayreuth die Eignung und die Macht besitzt, jene „bessere Zeit" vorzubereiten. — Jedoch es liegt mir fern, mich mit Behauptungen begnügen zu wollen, die manche vielleicht für Phrasen halten möchten. Was ich sage, will ich auch hier wieder begründen, wenn auch notgedrungen kurz.

Die Unvergleichlichkeit Bayreuths beruht zunächst auf der moralischen Grundlage, welche das ganze Unternehmen trägt. Von der allerersten Anregung an, zu Beginn der fünfziger Jahre, betont Wagner stets, daß aus seinen Festspielen weder ihm noch seinen Mitwirkenden „irgend welcher Gewinn" entstehen dürfte; und als in den siebziger Jahren Bayreuth, unter endlosen Mühsalen, langsam entstand, warnt er einmal über das andere seine Freunde: „Von keiner Seite wird der mindeste Gewinn, allermeistens aber aufopferungsvolle Bemühung und Mitarbeit in Anspruch genommen." Auch an dem großen Prinzip des freien Eintritts hat Wagner bis zum Jahr 1881 festgehalten, bis es nämlich sich herausgestellt hatte, daß eine Vereinigung von Freunden die nötigen Mittel nicht aufbringen konnte; im selben Augenblick aber, als er sein Theater dem großen, anonymen, geldzahlenden Publikum öffnete, gründete er zugleich die Stipendienstiftung, durch welche alljährlich Hunderten der kostenlose Besuch von Bayreuth ermöglicht wird. — Die finanzielle Grundlage der Festspiele bildet das Residuum der ersten Aufführungen des Parsifal (im Jahre 1882), bekannt als „Festspielfonds"; ergiebt ein Festspiel einen Ueberschuß, so wird er diesem Fonds zugeführt, bleibt ein Defizit, so kommt der Fonds dafür auf. —

Als Wagner 1851 zum ersten Male öffentlich seine Festspielidee darlegte, sagte er von ihr: „Sie ist für mich nicht ein Mittel zum Gelderwerb"; diesem großen Prinzip sind seine Erben treu geblieben; nicht sie allein aber, sondern auch die Erben seines Gedankens im weiteren Sinne, was man aus der einen Thatsache entnehmen mag, daß die ungemein komplizierte, unendlich mühevolle Verwaltungsarbeit, welche jedes Festspiel mit sich bringt, stets unentlohnt blieb! Das heißt also, daß das Budget eines Festspieles weder für die künstlerische Leitung noch für die Verwaltung jemals mit einem Pfennig belastet wurde. Daß die Sänger und Orchestermitglieder eine „Aufenthaltsentschädigung" erhalten, kann, namentlich bei den heutigen Verhältnissen, kaum als ein „Gewinn" für diese bezeichnet werden; somit entsteht allen an den Festspielen Beteiligten einzig „aufopferungsvolle Bemühung und Arbeit," weiter nichts. — Man kennt Wagners Antwort auf die Frage: Was ist deutsch? „Eine Sache um ihrer selbst willen treiben". Kein Denkender wird gleichgültig an einer solchen Erscheinung vorbeigehen; gefällt ihm weiter nichts an Bayreuth, so wird er zumindest vor diesem seinem „Deutschtum" den Hut ziehen. Diese moralische Grundlage ist es, welche zunächst die Institution der Bayreuther Festspiele zu etwas Unvergleichlichem stempelt. Denn die erste Bedingung für höchste künstlerische Leistungen ist die Abwesenheit jeglichen industriellen Hintergedankens und auch jeglicher Rücksicht auf Gefallen und Nichtgefallen: nur der Freie kann schön gestalten. „Die Kunst," sagt Goethe, „ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst;" dieser religiöse Sinn, dieser Ernst walten in Bayreuth.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Reinkünstlerischen, so werden wir unschwer begreifen, daß zwei Umstände es sind, welche die Unvergleichlichkeit von Bayreuth auch hier wiederum bedingen. Der eine liegt in den Werken selbst begründet, die hier zur Aufführung gelangen, der andere in den Persönlichkeiten, welche die Aufführungen vorbereiten und leiten.

Wagners Werke bilden, wie schon früher hervorgehoben, eine neue Gattung des Dramas — mit Recht hat man sie kurzweg als das „deutsche Drama" bezeichnet — sie sind nicht Opern. Es ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit, auf einer Opernbühne eine Aufführung seiner Werke zu stande zu bringen, welche den poetischen Absichten des Dichters gerecht wird; tausend Gründe wirken zusammen, um den redlichsten Versuch zu vereiteln. Will man einen unwiderlegbaren Beweis, so braucht man ihn nicht lange zu suchen. Wagner war der genialste Bühnenleiter unsers Jahrhunderts, das geben sogar seine Feinde zu; er selber bezeugt nun, daß es ihm niemals gelang, eine Aufführung seiner Werke, „so wie er sie sich gedacht hatte", durchzusetzen, selbst dort nicht, wo ihm alle Mittel einer Hofbühne zur Verfügung gestellt wurden. „Die Hauptsache, das Drama" (wie er sagt), kam niemals zur Geltung. Was Wagner nicht konnte, das kann auch keiner der zahlreichen „genialen Kapellmeister", von denen nur wenige vielleicht wissen, um was es sich handelt. Darum erkannte Wagner schon vor fünfundvierzig Jahren, daß er, um seine dramatischen Werke so zur

Darstellung zu bringen „wie er sie sich dachte", sich vorerst „um die Bildung eines neuen künstlerischen Organes zu bemühen habe", und weiter — da diese Heranbildung notwendigerweise nur allmählich werde geschehen können — daß es zunächst gelte, „an einem bestimmten Ort, unter bestimmten Umständen, Hand anzulegen". Diesen Ort wählte er: Bayreuth; die Umstände hat er teilweise benutzt, wie sie sich ihm darboten, zum größeren Teil hat er sie geschaffen; dort bemüht man sich nun seit zwanzig Jahren mit der „Bildung eines neuen künstlerischen Organes". Daß Vollkommenheit und Mustergültigkeit bereits erreicht wären, das wird am wenigsten irgend einer behaupten, der an der Bayreuther Arbeit beteiligt ist; im Gegenteil, er bemerkt Unzulänglichkeiten dort, wo selbst die absprechendsten Kritiker vollauf befriedigt sind, denn das Ziel, das ihm vorschwebt, ist ein hohes, und es liegt so fern von allem Opernwesen, daß an Vollendung nicht zu denken ist, solange Bayreuth zur Oper in einem Abhängigkeitsverhältnis steht. Wenigstens wurde aber „Hand angelegt". Die Dramen Wagners treten uns mit jedem Festspiel deutlicher als Dramen entgegen; darum wird ihre poetische Gewalt immer mächtiger empfunden, auch die Gewalt desjenigen poetischen Teiles, welcher in Musik seinen Ausdruck findet; darum pilgern so viel Tausende alljährlich aus allen Weltteilen nach Bayreuth hin.

Es bleibt die Personenfrage. Manche Gründe bewirken, daß ich mich nicht entschließen kann, hier auf eine Diskussion einzugehen. Man weiß, wer das Herz und die Seele der Bayreuther Aufführungen ist; man weiß auch, wer und was für die überragende Bedeutung dieser Kraft zeugt: auf der einen Seite das Urteil Richard Wagners selber, auf der andern die vollbrachte That. Diesen Zeugen stelle man die leichtsinnigen Lästerer gegenüber — sie und die von ihnen vollbrachten Thaten: das wird genügen.

Nunmehr wäre es recht interessant, der Sache noch näher zu treten und zu zeigen, wieso, da Wagners Werke Dramen sind, und da die Festspiele begründet wurden, nicht um den Opernhäusern als Muster zu dienen, sondern um diese Dramen so zur Darstellung zu bringen, wie das in Operntheatern nicht möglich ist, — zu zeigen, sage ich, wie die Gestaltung in Bayreuth von einem Standpunkt auszugehen hat, der von dem in der Oper herrschenden sehr wesentlich abweicht; woraus dann zunächst eine Verrückung der Perspektive stattfindet, welche die Kritik regelmäßig für eine Verzeichnung hält, während in Wirklichkeit sie selber es ist, die das Geleistete aus einem schiefen Winkel betrachtet. Jedoch das würde für heute zu weit führen; ich muß mich damit begnügen, dargethan zu haben, warum Bayreuth etwas Unvergleichliches sein muß. Denn diese Erkenntnis sollte schon genügen, um die Kritik in ihrem Urteil vorsichtig zu machen, um sie — wie jenen Admiral Fitzroy — zu einer Einkehr bei sich selbst und zu erneutem Studium und Nachdenken anzuregen. Was Wagner wollte, das erfährt die Kritik ja erst in Bayreuth, zwar nicht vollkommen, jedoch klar angedeutet; Bayreuth kann folglich zunächst nicht der Gegenstand der Kritik sein, sondern muß vorerst ihre Grundlage abgeben.

Herder hat sehr schön gesagt: „Wem Worte und Töne verbündet das

ganze Gewebe unsrer Empfindungen und Bemühungen auf dem Kampfplatz des Lebens ausdrücken, der wird über sich, aus sich hinausgezogen; nicht etwa nur in einem Spiegel erblickt er, er empfindet, wenn man so kühn reden darf, die Ethik und Metaphysik seines menschlichen Daseins ...“ Diese Worte Herders — wie so manche andre dieses edeln Dichters, in hellsichtiger Vorausahnung des neuen deutschen Dramas gesprochen — lassen uns klar begreifen, was Wagner sagen wollte, als er über sein Bayreuth die denkwürdigen Worte schrieb: „Es kommt mehr auf die Erweckung verborgener Kräfte des deutschen Wesens an als auf das Gelingen meiner Unternehmung selbst.“ Nicht allein für Kritiker, Kenner und Künstler schrieb Wagner seine Kunstwerke, nicht einzig ergötzen wollte er; diese Werke bedeuten in unserm Jahrhundert eine moralische Macht: eine „verborgene Kraft des deutschen Wesens“ tritt hier ans Licht, sie lenkt uns hinweg von der Frivolität des modernen Theaters und führt uns mit heiligem Ernst in jene Tiefen des eignen Wesens, wo wir die Ethik und Metaphysik des menschlichen Daseins — nicht durch Ueberlegung erfassen, sondern, wie Herder so richtig sagt, unmittelbar empfinden. Empfindet dies erst die Kritik bei einer Bayreuther Aufführung, dann darf sie wissen, daß sie die Schwelle des Verständnisses betreten hat, wohin viele Tausende ihr vorangeeilt waren. Und erst aus dem Verständnis heraus, offenbar doch nicht aus dem Miß- und Unverständnis, wird sie wieder ihres Amtes walten können, uns allen zu Nutz und Frommen.

Aus Schmerlings Leben.

Erinnerungen mit Benutzung hinterlassener Papiere desselben.

Von

Fritz Lemmermayer.

Das engherzige Polizeisystem Metternichs war wurmstichig geworden. Alles, was innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle Intelligenz und einen Begriff von Menschenwürde besaß, wurde von tiefer Unzufriedenheit, von Groll und Erbitterung ergriffen. Zu groß war der Abstand zwischen dem josephinischen Geist und dem System Metternichs. Es war ein jäher Sturz von dem Tag in die Nacht. Altösterreich war an den Grenzen seiner Existenz angelangt. Vor dem Einsturz eines altersschwachen Gebäudes pflegt man innerhalb der Wände ein eigentümliches Knistern und Rieseln zu vernehmen; ähnlich erging es feineren Ohren damals in Oesterreich, sie hörten das Geräusch von berstenden Mauern; das ehrwürdige Staatengefüge in historisch-denkwürdigen Zeiten, mit dem Blute

der Deutschen gekittet, krachte in allen Fugen, ein geringer Stoß — und es lag in Trümmern. Der fürstliche Staatskanzler und seine politischen Dienstmänner waren bei der Arbeit, um das Ende herbeizuführen. Man hätte sie für revolutionäre „Agents provocateurs", verhüllt mit der Maske des Despotismus, halten können, denn sie thaten mit einem gewissen Uebermut alles, um das „System" bei den Völkern verhaßt zu machen und sie zur Revolution zu erziehen.

Nach den Leiden der langen napoleonischen Kriege sehnte sich Europa nach Frieden. Mit begeistertem Opfermut hatten die Völker den gemeinsamen Feind niedergeworfen. Die edelsten Verheißungen waren von den Fürsten gemacht, Worte christlicher Liebe gesprochen worden — aber nur Worte, die Thaten blieben aus. Anstatt der versprochenen Freiheiten offene oder geheime Reaktion und Zertrümmerung der Volksrechte. Oesterreich that es allen andern Staaten zuvor. Es war ein Unglück, daß Fürst Metternich achtunddreißig Jahre lang österreichischer Minister war und das Steuer Europas in Händen hielt. Von mäßigem Wissen und geringer staatsmännischer Begabung, ohne Verständnis für Zeit und Menschen, ein frivoler Lebemann, hat er während der vielen Jahre seiner Regierung nie und niemals einen schöpferischen Gedanken gezeigt, bis zur Lächerlichkeit und grausamen Härte hat er den Konservativismus getrieben, das Volk zu einer steuerzahlenden Masse herabgedrückt, die Fürsten nicht als Regenten, sondern als Privateigentümer der Staaten angesehen und überall nur für das Gesetz des Stillstandes und der Trägheit gewirkt. Nach Napoleons Ausspruch nahm er Ränkesucht für Staatskunst. Oesterreichs Stärke lag damals in der Allgegenwart der Polizei und ihrer Spione. Das Dogma vom „beschränkten Unterthanenverstand" erhielt offiziell eine Art Unfehlbarkeitserklärung, während die Fürsten als die „Bevollmächtigten der Vorsehung" erklärt wurden. Bildung und Wissen wurden mißachtet, verfolgt. Man brauchte keine Gelehrten, nur „brave", schweigend gehorchende Bürger. Was man in Oesterreich mit Vorliebe pflegte, war die Musik, um die aufgeregten Geister in eine weiche Sinnenwelt hineinzuzaubern und den Kaiserstaat in den langjährigen Schlaf eines Epimenides einzuwiegen. Aber wenn man den Geist auch gemein behandeln konnte, ausrotten ließ er sich doch nicht. Der Verstand war kein Narr und blieb nicht stille stehen. Gerade in jener verrufenen Zeit des Despotismus hatte Wien seine größten Dichter: Grillparzer schrieb seine subtilen Tragödien, Raimund seine unvergänglichen dramatischen Zaubermärchen, Bauernfeld seine anmutigen Lustspiele, und Lenau sandte seine von heiligem Zorn erfüllten Strophen hinaus in die Welt. Wie sehr sie auch unter den politischen Schmachverhältnissen litten, der kastalische Quell sprudelte ihnen doch mit lebendiger Kraft. Und auch den kleinen Schriftstellern gereichte das kleinliche System zum Vorteil, denn es machte ihr Elaborat zum staunenswerten Ereignis. Ein Gedicht im Vormärz war für Wien, für Oesterreich ein Wunder; war es noch so mittelmäßig, es wurde als eine Offenbarung begrüßt und sein Verfasser als Ausbund an Mut und Talent betrachtet. Für sie alle aber war die gemeinsame Not ein vereinigendes Band. In geheimen Konventikeln kamen sie zusammen, um die menschenunwürdigen

Verhältnisse zu besprechen, ihre Leiden einander zu klagen, die neuesten Erfahrungen und Bevormundungen zu erzählen, die letzten Zensurstücke zum besten zu geben. Die Zensur sorgte für die Possenscenen in der Regierungstragödie. Es gab immer etwas zum Lachen. Die Zensur war ungemein drollig in ihrer Beschränktheit. Dort, wo der Despotismus sich zu fürchten beginnt, ist er am schmachvollsten, fängt aber auch an, lächerlich zu werden. Dem System Metternichs erging es nicht anders. Es hatte Furcht vor jeder Neuerung, besonders auf geistigem Gebiete, und griff zur Abwehr nach lächerlichen Mitteln. Seine Lächerlichkeit war eine der treibenden Kräfte, die zur Revolution führten.

Zu den Personen, welche gegen das herrschende System in Opposition standen, gehörte auch ein junger Staatsbeamter, der nach Metternichs Sturz Staatsmann wurde und fortan auf der politischen Bühne Oesterreichs eine hervorragende Rolle spielte: es war Anton Ritter v. Schmerling. Kein größerer Gegensatz als Metternich und Schmerling, zwischen deren Wirksamkeit als zeitliche Grenzlinie das Jahr 48 liegt. Der starre Absolutismus dort — hier die Idee geistigen und politischen Fortschrittes auf der Bahn ruhig organischer Entwicklung; zwei heterogene Systeme, jedes von einem der beiden Männer repräsentiert, jahrzehntelang mit zäher Ausdauer und Konsequenz verfochten. Wenn mit den Geschicken des alten absolutistischen Oesterreich der odiose Name Metternich für immer verbunden ist, so ist Schmerlings geehrter Name verbunden mit dem verjüngten, konstitutionellen und parlamentarischen Oesterreich. Wie ein lebendiges Denkmal der österreichischen Geschichte ragte er in unsere Zeit hinein, alle großen und bedeutungsvollen Fragen schienen sich in ihm zu verkörpern, dessen Leben der Zeitraum von 1805 bis 1893 umfaßte.

Auf diesen Blättern, seinem Andenken gewidmet, teilen wir Züge aus seinem Leben und Wirken mit, wenig Bekanntes, Vergessenes und Neues, deren musivisches Gefüge uns das Charakterbild des Verewigten erkennen lassen soll. Man hat ihm verschiedene Ehrennamen beigelegt, man hat ihn den „letzten Ritter", den „Vater des Parlaments", den „Vater der Verfassung", den „Lord Oberrichter des Reichs" genannt. Er war das eine wie das andre; aber das Ansehen seines Namens begründet sich auf seinen reinen und edeln Patriotismus, der sich über Kaiserhaus, Land und Volk erstreckte und in seinem Wirken dreifach zum Ausdruck gelangte: in seinem Kampf für den konstitutionellen Rechtsstaat, für ein einheitliches, zentralistisches Oesterreich und für die Führerschaft durch das Deutschtum. Diesen Ideen und Idealen blieb er treu während seines ganzen Lebens, treu in allem Sturm und Umsturz, und wenn er einen Mißerfolg erleiden mußte, trat er still und ergeben von seinem Amte zurück, denn er verschmähte es, irgend eine Machtstellung durch einen Wechsel der Gesinnung, also einen Verrat an sich selbst, zu erkaufen. Seine ehrenvolle Charakterfestigkeit sichert ihm die Sympathie, und seinem treuen Patriotismus zuliebe verzeiht man ihm gern die Fehler, die er als Politiker begangen hat. Einer alten Adelsfamilie entstammend, wurde er 1805 in Wien geboren, hier studierte er Jus und trat, obwohl seine eigentliche Vorliebe dem militärischen Dienste galt, 1829 als Auskul-

tant des niederösterreichischen Landrechtes in den Staatsdienst. Rasch avancierend, bekleidete er 1846 bereits den Posten eines Appellationsrates. In jüngeren Jahren verkehrte er in litterarischen und künstlerischen Kreisen mit vollem Anteil an ihren Bestrebungen; doch rissen auch ihn die Wogen der Politik, welche um die Mitte der vierziger Jahre wie in ganz Europa so auch in Oesterreich zu schwellen begannen, bald von friedlichen Beschäftigungen hinweg, mitten in das stürmische Leben hinein. Als niederösterreichischer Landstand beteiligte er sich mit regem Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, 1846 wurde er in den ständischen Ausschuß, hierauf zum ständischen Verordneten gewählt. Damals legte er den Grund zu seiner späteren außerordentlichen Popularität, denn mutvoll trat er dem herrschenden System entgegen und wirkte mit ganzem Aufgebot seiner trefflichen Beredsamkeit für die Anteilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und für politische Reformen. Er hatte den Weg des Volkes getroffen, und als das Sturmjahr 1848 kam, ging sein Name von Mund zu Mund. Er wurde als Mann gepriesen, der zum Sturze Metternichs, des einst Gefürchteten, nun tief Verhaßten und Verspotteten, geholfen hatte.

Die Revolution war da, weil sie kommen mußte, und bewies, wie arg die Staatsmaschine verrostet war. Ueber Nacht, urplötzlich, wie von einem jähen Windstoß, wurde sie hinweggefegt, als wäre sie niemals gewesen. Das System zeigte nun seine verderblichen Folgen. Oesterreich, trotz seines Reichtums an Naturschätzen, war mitten im Frieden in Schulden gesunken, man war zu bequem, zu frivol, um die natürlichen Hilfsquellen zu öffnen. Durch ein kostspieliges und strenges Mautsystem hatte man sich von dem übrigen Deutschland, sowie im Innern von Provinz zu Provinz abgesperrt. An den Niederungen des Donaustromes saßen die Russen, der Hafen von Venedig versandete, man borgte ungeheure Summen, wodurch der Staat immer ärmer, die Geldverleiher immer reicher und ihr Einfluß auf die Regierung immer schädlicher wurde. Gegen die Deutschen, bisher das herrschende Element, wurde von den andern österreichischen Nationalitäten unaufhörlich gehetzt. Ein nach allen Richtungen hin untergrabenes, in seiner Existenz bedrohtes Oesterreich überließ Fürst Metternich nach seiner Flucht den Revolutionären. Jetzt offenbarten sich auch die Wirkungen der langen geistigen Umnachtung. Die zu Unreife und Unbildung gezwungene Bevölkerung konnte nun, von den Sturzwellen der Revolution erfaßt, von deren Leitern leicht verführt werden, sie mußte die neuen Freiheiten eher mißbrauchen als gebrauchen und sich zügellosen Leidenschaften überlassen.

In den Tagen des Chaos erwies Schmerling seinen Takt, seine Besonnenheit, seine Volksfreundlichkeit. Nach Verkündigung der Konstitutionen am 16. März 1848 war Schmerling der Leiter des großen ständischen Ausschusses, er arbeitete an der Organisation der Nationalgarde mit, wobei ihm seine militärischen Neigungen und Kenntnisse zu gute kamen, und wurde vom Grafen Hoyos, Oberkommandanten der Nationalgarde, zu seinem ersten Adjutanten ernannt. Indessen harrte seiner bald eine andre Aufgabe. Das neu eingesetzte Ministerium Pillersdorf entsendete Schmerling als Vertrauensmann Oesterreichs nach Frankfurt zur

Teilnahme an den Beratungen über den deutschen Verfassungsentwurf. Hier nun entfaltete er die regste Thätigkeit und zwar nach den Grundsätzen, die sein Leitmotiv bis an sein Ende bildeten. Vor allem war es Oesterreichs, nicht Preußens Führerschaft in Deutschland, deren Verfechter er mit niemals wankender Ueberzeugung wurde. Zum Präsidialgesandten ernannt, übernahm er das Präsidium der Bundesversammlung, das er bis zur Auflösung derselben führte. Gleichzeitig vertrat er in der Nationalversammlung die Stadt Tulln.

Das erste deutsche Parlament in der Paulskirche, am 18. Mai konstituiert, ist oft geschildert worden. Es war eine glänzende Versammlung von geistvollen Männern, von charaktervollen und aufopferungsfähigen Persönlichkeiten, getragen von den großen Ideen des Kaisertums, von uralten Erinnerungen an die Herrlichkeit deutscher Nation; aber unter den Abgeordneten befanden sich zu viele Professoren und Juristen, deren Sache die praktische Politik nicht war. Die gemäßigte Partei war in der Mehrheit; ihr Traum war ein einheitliches Reich unter einem mächtigen Kaiser. Auch Schmerling hat ihn geträumt. Seine erste Rede galt der Verteidigung der wegen der „Mainzer Händel" heftig angefeindeten preußischen Garnison. Wir besitzen einen Bericht darüber von Laube: „Es war, als ob ein ruhig stehender Fechter seine Degenklinge einmal um das andre Mal in den Leib des Gegners stoße, ohne daß er dabei die Miene verzieht. Nur das große graue Auge folgt mitunter der Richtung des Armes, um sich noch zum Ueberflusse zu überzeugen, daß der Stoß auch gründlich getroffen habe. Dieser feststehende Fechter in eleganter Kleidung war Schmerling. So schonungslos kündigte sich dieser Oesterreicher an, welcher offenbar durch die erneuerten Wiener Revolutionen veranlaßt worden war, dem revolutionären Elemente von nun an jeden Fuß breit Boden streitig zu machen. Er hatte Metternich stürzen helfen, und als geschäftskundiger Jurist war er auf den zusammenbrechenden Stuhl eines Bundespräsidialgesandten geschickt worden, damit das abgenützte Möbel mit Kraft und Anstand preisgegeben werde. Ein jugendlich aussehender Vierziger, mit gestählten Nerven, mit kaltem Blut und Mut und mit der ganzen Uebung eines Mannes von Fach und Welt, war ihm ein Amt der Thätigkeit sicher in den neu sich verschlingenden Kreisen deutschen Staatswesens. Mit dieser Rede, die in konservativer Schärfe starrte, schied er sich charaktervoll ab von den damaligen hin und her schwimmenden Machthabern des Kaiserstaates, entwickelte er zum erstenmal jenen Charakter von herber Tapferkeit, welchen er später in entscheidender Stunde bewährt hat."

Schmerling durfte mit seiner Jungfernrede zufrieden sein. Er wurde der Mann des Tages. Aus einer Anzahl uns vorliegender Briefe, gerichtet an seine beiden, damals noch in zartem Alter stehenden Töchter — seine edle Lebensgefährtin war nach kurzem, vollem Eheglück gestorben — geht hervor, wie tief Schmerling erfreut wurde von der Sympathie und dem Vertrauen, das man ihm von allen Seiten entgegengebracht hatte. Indessen nahmen die Ereignisse ihren Gang. Am 28. Juni beschloß die Nationalversammlung in Frankfurt die Einsetzung einer provisorischen Zentralgewalt mit einem Reichsverweser an der

Spitze. Den nächstfolgenden Tag wurde Erzherzog Johann von Oesterreich, ein volkstümlicher Fürst, dem die Bergluft Tirols besser zusagte als die Atmosphäre am Wiener Hofe, zum unverantwortlichen Reichsverweser gewählt. Bald darauf trat er, mit gutem Willen zwar, aber ohne den Regierungsgeschäften gewachsen zu sein, sein Amt an und ernannte Schmerling zum Minister des Innern. Vom 19. August ab bis zum Dezember 1848 leitete Schmerling auch das Ministerium des Aeußern. In dieser seiner Stellung als Reichsminister hatte er den uneinigen Parteien gegenüber einen schweren Stand. In der Hauptsache war sich die Versammlung in der großen Mehrheit klar: sie wollte die Wiederherstellung der Einheit der Nation, sie wollte die konstitutionelle Monarchie und eine Verfassung „auf breitester demokratischer Grundlage". Allein die Nationalversammlung hatte, wie viel Intelligenz und Patriotismus in ihr auch aufgespeichert war, keine andre Macht als eine moralische; ihre Politik war keine reale, sondern eine ideologische. Die Kardinalfrage war, auf welche Weise man den Regierungen der souveränen Bundesstaaten den durch die Nationalversammlung ausgesprochenen Volkswillen aufnötigen könne, wie es möglich war, die Militärstaaten Oesterreich und Preußen an die Befehle von Frankfurt zu gewöhnen. Nichts war doch gewisser, als daß alle diese Fürsten das Parlament und seine improvisierte Reichsgewalt, deren Gesandte an den großen auswärtigen Höfen gar nicht anerkannt und geringschätzig behandelt wurden, sich nur so lange gefallen ließen, als sie sich am eignen Herd bedroht sahen, keinen Augenblick länger. Anstatt dieser Gefahr mit Kraft und Energie zu begegnen, ließen die Parlamentarier die Dinge außerhalb Frankfurts ihren Weg gehen, ließen sich Demütigungen gefallen und zogen die Schleusen auf für einen unendlichen Strom doktrinärer Reden über die deutschen Grundrechte, die zu einer magna charta für die Nation werden sollten.

Der klaffende Zwiespalt zwischen der Reichsgewalt und den Einzelregierungen machte sich zuerst geltend gelegentlich der schleswig-holsteinischen Frage. Die von den Dänen ausgesogenen und mißhandelten Herzogtümer wandten sich nach Frankfurt um Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund und baten um bewaffnete Hilfe. Das Aufnahmegesuch wurde bewilligt, und preußische und schleswig-holsteinische Truppen führten Krieg mit Dänemark. Bald war ganz Schleswig frei. Aber Preußen, mehrfach eingeschüchtert, rief seine Truppen ab und schloß am 26. August zu Malmö einen Waffenstillstand mit Dänemark im Namen Deutschlands. Dieser nicht eben glückliche, diplomatisch nicht meisterhafte Vertrag brachte alle Vorteile auf Seite der besiegten Dänen. Er erregte denn auch, wie anderwärts ebenso in Frankfurt, einen heftigen, in seiner Art berechtigten, aber unvernünftigen Groll: thatsächlich erntete die Nation nur, was die Regierungen und mithin sie selbst während dreißig Jahren gesündigt hatten. Das deutsche Parlament beschloß, den Waffenstillstand, der die Ehre Deutschlands aufs Spiel zu setzen drohte, nicht anzunehmen. Schmerling war andrer Meinung. Als partikularistisch gesinnter Oesterreicher wäre er wohl leicht in Versuchung gekommen, den Bruch mit Preußen eintreten zu lassen, doch faßte er

die Sachlage anders auf und benahm sich durchaus als deutscher Reichsminister. Seine Ansicht ging dahin, daß alles gefährdet sei, wenn man den Waffenstillstand verwerfe. Man hielt damals Schmerling als von Preußen, wenigstens ohne sein Wissen, beeinflußt. Aber er war ganz logisch und diplomatisch vorgegangen; denn im Ministerrat wiederholte er nur die eine Frage, womit man denn den Krieg weiterführen wolle, wenn sich Preußen, wie dies unzweifelhaft geschehen würde, zurückzöge? Indessen blieb das Ministerium in der Minderheit. Die Nationalversammlung beschloß, wie gesagt, auf den Bericht Dahlmanns hin, die Ausführung des Malmöer Waffenstillstandes zu sistieren. Nun nahm das Reichsministerium seine Entlassung, ein neues aber wurde nicht zu stande gebracht, und Schmerling behielt die Geschäfte in Händen. Da fing man im Parlament an, der Stimme der praktischen Vernunft Gehör zu schenken, man überlegte, daß der gethane Beschluß einen Bruch mit Preußen bedeute, und daß hierdurch der Bürgerkrieg und die wildesten Leidenschaften des ohnehin erregten Volkes entzündet würden. Nach den heftigsten Debatten wurde der Waffenstillstand genehmigt, mithin der frühere Beschluß umgestoßen. Dieser Selbstwiderspruch binnen wenigen Tagen brachte die Versammlung in der Paulskirche um jedes Ansehen und bewies ihre Unfähigkeit, die deutschen Geschicke zu lenken. Die republikanisch-demokratische Partei benützte den Umstand, um den Pöbel zu haranguieren und dessen Fäuste zu gewinnen. Die Galerie der Paulskirche war mit wildem Volke gefüllt, von den Radikalen der Linken wurden Brandreden gehalten; das Bestreben war, die gemäßigte Mehrheit zu vertreiben und einen Konvent aus der Linken allein zu bilden. In gefährlichen Tagen nun fand die anarchistische Bewegung in Schmerling einen energischen und thatkräftigen Widerstand.

Ueber die stürmischen Septembertage und die Ermordung des Fürsten Felix Lichnowsky liegen uns handschriftliche Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des Barons Eduard Detraux, damaligen Adjutanten des Truppenkommandanten Grafen Nobili, vor, denen wir das Interessanteste entnehmen.

„Fürst Lichnowsky war als Führer der konservativen Partei im Frankfurter Parlament den Umsturzmännern und fanatischen Schwärmern für eine deutsche Republik stets ein Dorn im Auge. Sie sahen in dem hervorragenden, begabten und kühnen Mann das Haupthindernis für ihre verwerflichen Zukunftspläne. Schon einige Tage vor Ausbruch des Barrikadenkampfes drängten massenhafte bewaffnete Zuzüge aus den benachbarten Gegenden nach Frankfurt. Diese mehr oder weniger organisierten Massen, zusammengesetzt aus aller Herren Länder — Frankfurter beteiligten sich nur wenige an den Tumulten — durchzogen in demonstrativer Weise tagelang mit Abzeichen und Fahnen, welche die Inschrift: ‚Deutsche Republik' zeigten, unter Geschrei und Gejohle die Straßen der Stadt. Allerdings fanden auch Gegendemonstrationen statt, indem noch zahlreichere Gruppen herumzogen, deren Fahnen die Worte trugen: ‚Keine Republik, deutsches Kaiserreich'. Zu Zusammenstößen kam es vorderhand nicht.

„Um diese Zeit bestand die Garnison Frankfurts aus einem schwachen kurhessischen Garde-Infanterie-Bataillon zu vier Compagnien. Außerdem war

auch eine gut organisierte und eingeübte Frankfurter Bürgergarde zu Fuß und zu Pferd vorhanden. Die Kurhessen besetzten die Hauptwache und alle Thorwachen, zu weiterer kompakter Verwendung blieb beinahe keine Mannschaft übrig.

„Nachdem nun im September die Gerüchte über zu errichtende Barrikaden, über Erstürmung der Paulskirche, ja sogar über Niedermetzelung konservativer Abgeordneter, namentlich des Fürsten Lichnowsky, immer lauter wurden, zudem verdächtige bewaffnete Gestalten sich zahlreicher denn je zeigten, sah sich das Reichsministerium, an dessen Spitze Ritter v. Schmerling stand, genötigt, an das Mainzer Festungs-Gouvernement die Ordre zu erlassen, ein österreichisches und ein preußisches Infanterie-Bataillon unverzüglich nach Frankfurt zu dirigieren."

Wir schalten hier ein, daß diese Vorsichtsmaßregel ein Gebot der Notwendigkeit war. Am 17. September wurde auf der Pfingstweide eine Volksversammlung gehalten, zu welcher die Mitglieder der demokratischen Vereine aus der ganzen Umgegend herbeiströmten. Unter dem Deckmantel des Gefühls für Nationalehre wurden hier wahre Donnerkeile gegen die Monarchien und die Nationalversammlung geschleudert, die Mehrheit der letzteren für Verräter am deutschen Volke erklärt und eine Sturmpetition beschlossen, welche am folgenden Morgen von der ganzen Masse des Volks in der Paulskirche überreicht werden sollte. Das Ziel der Häupter war Sprengung des Parlaments, Ausrufung der Republik, Einsetzung eines Konvents.

Die weitere Erzählung unsers Gewährsmannes lautet: „Die Truppen langten in der Nacht vom 17. auf 18. September in Frankfurt an und wurden schon am Bahnhof, trotz der Nachtzeit, von bewaffneten Scharen mit: ‚Hoch Hecker! Hoch die Republik!' empfangen. Ohne diese Demonstrationen eines Blickes zu würdigen, marschierten zuerst die Oesterreicher auf die Zeile, hierauf die Preußen auf den Roßmarkt, wo notdürftig Stroh zum Lager der Soldaten aufgeschüttet wurde. Die Verpflegung des Militärs besorgten meist die Einwohner. Im Laufe des folgenden Vormittags wurde vom Reichsverweser der k. k. Generalmajor Johann Graf Nobili zum Truppenkommandanten designiert.

„Das Parlament tagte bereits in der Paulskirche, welche gestürmt werden sollte. Zwei Bataillone waren um die Hauptwache in geschlossener Kolonne aufgestellt. Sie wurden nun in Bewegung gesetzt. Die Oesterreicher besetzten die Zugänge zum Parlament und bildeten auf eine weite Strecke hin ein dichtes Spalier, durch welches die Abgeordneten nach aufgehobener Sitzung unangefochten in die Stadt gelangen und sich zerstreuen konnten. Das preußische Bataillon war mit dem Rücken gegen die Börse als Reserve postiert. Dort ereigneten sich bereits Fälle von Renitenz, die aber von den preußischen Soldaten energisch zurückgewiesen wurden. Nun massierten sich die beiden Bataillone wieder um die Hauptwache; denn eine Zersplitterung der Kräfte, die ohnedies unzureichend waren, mußte vermieden werden.

„Die Aufrührer begannen — es mag ungefähr zwischen 10 und 11 Uhr vormittags gewesen sein — Barrikaden in verschiedenen Straßen zu erbauen,

mitunter stockhohe. Frankfurter Bürger, darunter auch einzelne uniformierte beherzte junge Scharfschützen, rapportierten freiwillig über Ort und Stelle der errichteten Barrikaden. Mein Chef, Graf Nobili, zeichnete dieselben mit eiserner Ruhe in den auf dem Tische ausgebreiteten großen Plan der Stadt Frankfurt ein. Etwa achtzig Barrikaden dürften errichtet worden sein. Das Militär rührte sich bis dahin nicht, denn wir hatten keine Geschütze. Die nächste Batterie, eine k. württembergische, eben auf dem Marsch nach Schleswig-Holstein begriffen, wurde in Friedberg avisiert, ohne weiters umzukehren und in Frankfurt im Trab und Galopp einzurücken. Erwähnt sei, daß ich zum regierenden Bürgermeister mit der Bitte abgeschickt wurde, die Bürgerwehr mittels Generalmarsch zu alarmieren und unter Waffen zu stellen. Die Tambours versammelten sich im unteren Geschosse des Römer, sie schlugen den Generalmarsch — aber die Bürgerwehr erschien nicht, nicht aus Ungehorsam, aber wer hätte gegen das bewaffnete Gesindel, von welchem die Stadt wimmelte, Haus und Familie verteidigen sollen?

„Es kam die Meldung, daß das Friedberger Thor durch eine über stockhohe Barrikade von der Stadt abgesperrt wurde. Dies durfte nicht geduldet werden, da durch jenes Thor die württembergische Batterie in die Stadt zu marschieren hatte, und eine preußische Compagnie des 38. Regiments erhielt den Befehl, die Barrikade zu stürmen. Es geschah, kostete aber mehreren Soldaten, dem Kapitän und Premier-Lieutenant das Leben. Mittlerweile waren von den Oesterreichern gleichfalls mehrere Barrikaden in der Nähe des Römer und der Paulskirche genommen worden. Indessen die Württemberger kamen nicht, und ohne Kanonen war der Kampf nicht mit Erfolg zu Ende zu führen.

„Ungefähr 2 Uhr mag es gewesen sein, als ganz unvermutet Fürst Lichnowsky auf die Hauptwache zum Grafen Nobili kam und ihn um Zuweisung irgend einer aktiven Rolle ersuchte. Der General erwiderte in kurzen Worten, daß es für den Fürsten das beste wäre, sich an einem sicheren Orte zu verbergen, da man auf ihn und sein Leben fahnde. Hierauf trat der Fürst mit mir aus dem Zimmer und, zwei gesattelte Pferde erblickend, sagte er: ‚Wie wär's, wenn ich den saumseligen Württembergern entgegenritte und sie, zur Eile antreibend, auf den Platz brächte?' Der Fürst engagierte den zufällig in der Nähe stehenden preußischen General Auerswald zu diesem Ritt, und dieser, schon ziemlich bejahrt, nahm die Einladung an. Die beiden Herren bestiegen nun ohne weiters die zwei Pferde und ritten zum Friedberger Thor hinaus. Kaum auf der Straße angelangt, flogen von der dort angesammelten Menge Steine auf die Reiter zu. Einer der Steine traf den General Auerswald so unglücklich in die Schamteile, daß er momentan zum Weiterreiten unfähig war. Er bat den Fürsten, ihn seinem Schicksal zu überlassen und sich durch schnellen Ritt der Wut des Volkes zu entziehen. Dem Fürsten wäre das ein Leichtes gewesen, doch der ritterliche Mann verließ seinen Gefährten in der Gefahr nicht. Beide ritten, so schnell es ging, weiter und kamen zu einer rechtsseitigen Gasse — leider einer Sackgasse — wo eingebogen wurde, da der verletzte General sich kaum mehr halten konnte. Die Reiter stiegen vom Sattel und flüchteten in das Haus eines Gärtners.

Der General hatte die Geistesgegenwart, den Schlafrock des Gärtners anzuziehen, dessen Hausmütze aufzusetzen und anscheinend ruhig zum Fenster herabzusehen, während der Fürst von dem Gärtner in einer Art Magazin oder Keller zwischen leeren Fässern verborgen wurde. Die schreiende Menge drängte mittlerweile nach und die in der Nähe des Gärtnerhauses weidenden Pferde verrieten ihr das Versteck.

„Der arme General wurde für den Fürsten gehalten, herabgeschleppt und einem Hunde gleich am Rand eines Grabens totgeschlagen. Ein Weib führte mit einem starken Regenschirm den ersten Schlag gegen das Opfer aus. Hierauf ging es auf die Suche nach dem Fürsten, denn bald erkannte das blutdürstige Gesindel seinen Irrtum. Man geriet in das Versteck des Fürsten; er wäre wohl unentdeckt geblieben, wenn nicht unglücklicherweise seine Lackstiefelspitze unter dem Fasse hervorgeschaut hätte. Hervorgezogen, wußte er der Menge insoweit zu imponieren, daß man beschloß, ihn nicht zu töten, sondern als Geißel nach Hanau zu eskortieren, um für den Fall des Mißlingens der Emeute in der Stadt einen Vorteil zu erzielen. Gewiß ein paar hundert Menschen bildeten die bewaffnete Begleitung des Fürsten. Ungestört langte der Zug in der Bornheimer Allee an. Plötzlich, so sagte man, riß Fürst Lichnowsky, sich schnell umwendend, einem seiner Gegner die Flinte aus den Händen und wollte, energisch wie er war, durch Gegenwehr seine Flucht ermöglichen. Natürlich wurde er entwaffnet — das Signal zum Massacre war gegeben. Man band den Unglücklichen an einen Pappelbaum und schoß, hieb und stach nach ihm, so daß er aus einundzwanzig Wunden blutete.

„Die Ereignisse gingen schnell vor sich — Gerüchte drangen in die Stadt, wurden geglaubt und auch nicht geglaubt. Ein Zettel kam durch den Kammerdiener des Barons Bethmann, der seine Villa vor dem Friedberger Thor bewohnte, mit der gräßlichen Nachricht in meine Hände. Fürst Felix Hohenlohe-Oehringen, ein intimer Freund Lichnowskys, erbat sich augenblicklich einige hessische Garde-Chevauxlegers und ritt in schnellstem Tempo in die Bornheimer Allee. Als die Mörder die Helme blitzen sahen, zerstoben sie, und die Reiter schnitten mit den Säbeln die Stricke durch, mit denen der Fürst an den Baum gefesselt war. Eine Tragbahre wurde improvisiert und der Schwerverwundete in die Villa Bethmann gebracht. Aerzte waren nicht aufzutreiben, und so transportierte man ihn in das am Main gelegene Heilige-Geist-Spital.

„Als nach beendetem Straßenkampf Graf Nobili die um die Stadt aufgestellten Sicherheitswachen abritt, wobei ich ihn begleitete, passierten wir dieses Spital. Ich fieng zu schluchzen an, mein General erlaubte mir abzusitzen, um den Fürsten zu besuchen. Ich fand ihn sterbend, aber bei Besinnung, denn er sprach das Wort ‚Allons‘ zu mir, dasselbe Wort, welches er einige Wochen früher unter sein mir geschenktes Porträt geschrieben hatte. Bald darauf, etwa halb 11 Uhr nachts, hauchte der Fürst seine Seele aus. Zwei Tage später wurde das Begräbnis abgehalten.

„Bemerkenswert ist folgende Thatsache: Der Fürst und ich speisten einige

Tage vor dessen Ende in der Villa Bethmann. Ganz plötzlich wandte sich der Fürst an die Hausfrau mit der Frage: ‚Baronin, was würden Sie sagen, wenn ich eines schönen Tages verwundet und sterbend hierher gebracht werden sollte?' War diese Frage, die eine so schnelle und furchtbare Antwort gefunden, Zufall oder Ahnung?

„Der Kampf wogte weiter, noch viele Barrikaden wurden genommen. Der alte Oberst Rabenau kam mit seinen hessischen Truppen den Aufständischen in den Rücken. Nun aber trat der entscheidende Wendepunkt ein. Der Führer der Linken, der berühmte martialische Volkstribun Robert Blum, erschien mit mehreren seiner Kollegen, in Frack gekleidet, auf der Hauptwache, angeblich vom Erzherzog-Reichsverweser kommend, welcher bewilligt haben sollte: das Militär hätte die Stadt zu räumen, worauf binnen einer Stunde die Barrikaden verlassen und die Ruhe wieder hergestellt würde — dafür wollten die Sprecher garantieren. Nun war aber Minister Schmerling bei dieser Scene auf der Hauptwache anwesend, und ohne erst die Antwort des Grafen Nobili, an den Blum das Wort richtete, abzuwarten, donnerte Schmerling in energischer Weise die Worte hervor: ‚So lange hier ein k. österreichischer General kommandiert, wird das, was Sie vorbringen, nicht geschehen. Ich gebe Ihnen eine Stunde Waffenruhe und Bedenkzeit. Sind bis dahin die Barrikaden nicht geräumt, so sprechen die Kanonen, die uns die braven Hessen brachten.'

„So geschah es auch, und es war das größte Glück, denn die Konsequenzen einer Räumung des Militärs aus der Stadt wären die gefährlichsten gewesen und hätten hundertfaches Blut gekostet. Der Kampf war am selben Tag vor Anbruch der Nacht beendet. Zwei Tage später waren in Frankfurt und Umgegend 10000 Mann Reichstruppen konzentriert, der Belagerungszustand verhängt und die Umgebung auf zwei Meilen im Umkreise desarmiert."

So weit Baron Eduard Detraux.

Gewiß ist, daß Schmerling damals durch Festigkeit und Entschlossenheit den Aufstand niedergeworfen und die Paulskirche vor dem Schicksal des Konvents bewahrt hat. Am 24. September von neuem zum Reichsminister ernannt, sah er sich nun den heftigsten Angriffen seitens der Linken ausgesetzt, und als er, besonders bei der Besprechung der Oberhauptsfrage, der Richtung auf die preußische Hegemonie immer offener entgegentrat, kam der Konflikt vollends zum Ausbruch, und er entzweite sich auch mit einem großen Teil seiner bisherigen Freunde.

Schmerling konnte nur großdeutsch, für Oesterreichs Verbleiben in Deutschland und für die österreichische Oberherrschaft sprechen und wirken. So dachte auch der ganze Süden Deutschlands, und selbst der König von Preußen erklärte: „Es ist nicht denkbar, daß der Erbe von dreißig römischen Kaisern einem gekürten Fürsten aus einem andern Hause seinen Rang cediere." Schmerling, in seinen Bestrebungen scheiternd, legte am 15. Dezember sein Portefeuille in die Hände des Reichsverwesers nieder, das nun Gagern übernahm. Er kehrte nach Oesterreich zurück, erfuhr jedoch auf dem Wege aus Depeschen, die ihm ein

Kurier überbrachte, daß man seine Thätigkeit für das neue österreichische Ministerium beanspruche, es ihm aber auch freistelle, den Posten eines österreichischen Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt zu übernehmen. Schmerling entschied sich für das letztere und begab sich als Bevollmächtigter wieder nach Frankfurt. Am 4. Januar 1849 überreichte er das denkwürdige Schreiben, worin Oesterreich erklärte, „es werde in dem neuen deutschen Staatskörper, wenn ein solcher zu stande komme, seine Stellung zu behaupten wissen." Inzwischen hatte sich die erbkaiserlich-preußische Partei gebildet, deren Ziel der Ausschluß Oesterreichs war und die daher in dem Oesterreicher Schmerling, dem Führer der großdeutschen Partei, ihren Gegner sehen mußte und ihn aufs heftigste befehdete.

Da wurde in den ersten Tagen des März der österreichische Reichstag in Kremsier aufgelöst. Dort war es zu einer schroffen Stellung dem neuen österreichischen Ministerium gegenüber, an dessen Spitze Fürst Felix Schwarzenberg stand, gekommen. Während das Ministerium, kühn gemacht durch die sieghafte Niederwerfung der Revolution, das Gottesgnadentum wieder besonders betonte, erhob der Reichstag die Forderung der Volkssouveränität. Die Antwort war die Auflösung des Reichstags durch die Minister. Der Schlag traf dergestalt in Frankfurt, daß Schmerling seine Entlassung als österreichischer Bevollmächtigter einreichte. Aber auch seine Tage als Mitglied des ersten deutschen Parlaments, das jedes Ansehen eingebüßt und nach allen Richtungen hin Schiffbruch gelitten hatte, waren gezählt. Er schied Anfangs April 1849, kurz nachdem der müde gewordene Reichsverweser seine Würde niedergelegt hatte, aus der Versammlung und kehrte abermals nach Wien zurück. Sein Ideal, Oesterreichs Stellung an der Spitze Deutschlands zu befestigen und damit die Herrschaft des deutschen Elements in Oesterreich neu zu begründen, war zu einem Nebelbilde geworden, der Erfolg war nicht auf seiner Seite. Aber dennoch erinnerte er sich stets mit Stolz und Freude an sein Frankfurter Reichsministerium als an den Höhepunkt seines Lebens, und immer wieder kam er in seinen erinnerungsvollen Gesprächen auf jene stürmischen Tage zurück, wo er als Politiker der Paulskirche der einzige Mensch war, der zu handeln verstand und in dem schwierigen Augenblick der Septemberaufstände ruhig und mit fester Hand die Ordnung wieder herstellte. Seit damals war denn auch um sein Haupt eine Gloriole gewoben, welche nicht mehr entschwinden sollte.

Schon am 28. Juli 1849 wurde er in das Kabinett Schwarzenberg als Justizminister berufen. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine sehr rege und ersprießliche Thätigkeit. Verschiedene Reformen führte er in liberal zeitgemäßem Sinne durch. Besonders die Schaffung des Geschworenengerichtes gereicht ihm zum Verdienst. Bald jedoch brach eine schroffe Reaktion über Oesterreich herein. Es kamen die berüchtigten fünfziger Jahre. Schmerling sah seine politischen Grundsätze von dem Ministerium Schwarzenberg in das Gegenteil verwandelt; er sah zu seiner Betrübnis, wie auf allen Gebieten eine Umkehr sich vollzog, der Staat seine Rechte an die Kirche preisgab, die Schulen dem klerikalen

Einfluß anheimfielen, ein vormärzliches Polizeiregiment sich allenthalben wieder einrichtete.

Es war eine trostlose Zeit. Jede staatsbauenden Ideen fehlten jener Regierung von frivolen Kavalieren, bornierten Fanatikern und machtlüsternen Emporkömmlingen. Auf das reine Säbelregiment folgte eine neue, aber unverbesserte Auflage des Metternichschen Systems. Oesterreich mußte sich mit der bescheidenen, ihm aus jener Zeit her vertrauten Aufgabe begnügen, in Gemeinschaft mit Rußland und Preußen die hohe Polizei in Europa zu verwalten. Schmerling that nicht mit. Er gab im Januar 1851 als Justizminister seine Entlassung. Damals, wo von parlamentarischen Gepflogenheiten noch keine Spur war, bildete der freiwillige Verzicht auf ein Portefeuille einen Akt politischen Mutes. Ein solcher Akt konnte leicht die Ungnade des Kaisers nach sich ziehen; es war daher dieser Schritt Schmerlings ein Beweis seines starken Charakters und seiner Ueberzeugungstreue. Nicht vielen Staatsmännern ist wie ihm nachzurühmen, daß sie zeitlebens sich selbst treu geblieben sind. Wie er ein Gegner war der Revolution und des demokratischen Terrorismus, so war er nicht weniger ein Gegner des Absolutismus und der bildungsfeindlichen Reaktion. Er trat ein für die Freiheit des Wissens und Gewissens, für den Fortschritt der Bildung, für volksfreundliche Reformen, er war Josephiner mit niemals wankender Ueberzeugung, der Durchführung Josephinischer Ideen war sein Leben und Wirken in unermüdlicher Arbeit gewidmet. Kurz gesagt: sein politisches Programm war ein konservativ gemäßigter Liberalismus. Bei diesem Worte darf man nicht an den korrumpierten Begriff unsrer Tage denken. Der Liberalismus Schmerlings, dem die besten und größten Männer von damals huldigten, hat nichts gemein mit der Entartung der modernen „liberalen Parteien“ und bestand noch nicht in den schädlichen, jedes soziale Leben erstickenden Wucherungen des übermütigen Großkapitals.

Schmerling wurde bald nach seinem Rücktritt zum Senatspräsidenten des obersten Gerichtshofs ernannt, wo er, dem politischen Treiben fern, still, aber unvergessen, bis 1860 blieb. (Schluß folgt.)

Atavismus und Entwicklung.

Von

Professor Cesare Lombroso.

Eine allgemein verbreitete irrige Anschauung ist es, wenn man glaubt, wir befänden uns im stetigen Fortschreiten begriffen, und wenn wir uns den Fortschritt als eine unendliche Linie denken, die schnurstracks zum Himmel emporsteigt, mit uns Weißen an der Spitze, die wir bei diesem unablässigen Aufstiege

zu unermeßlicher Höhe emporgebracht würden. Eine nüchterne Beobachtung zeigt uns sofort, wie groß hier die Täuschung ist.

Fortschritt giebt es thatsächlich bei einigen Völkern, nicht sowohl in der Moral, denn unter gewissen Bedingungen können sie bis zum Kannibalismus zurücksinken, auch nicht in der Religion, die so häufig an Fetischismus grenzt, wohl aber in der intellektuellen und politischen Bewegung.

Trotzdem gewahrt ein aufmerksamer Blick selbst bei den bevorrechtigtsten Völkern, daß diese nichts weniger als vertikale Linie beständig Bogen und Krümmungen beschreibt, das heißt gemischte Bewegungen, die durch ein ganz ataviſtisches Streben nach rückwärts hervorgebracht werden, wie das an ihrem äußersten Ende denn auch in ataviſtischen Erscheinungen zu Tage tritt.

Man ist in der That im ersten Augenblick davon betroffen, wenn man, ohne die Ursache davon zu gewahren, sieht, wie in der Zivilisation weit vorgeschrittene Völker trotzdem eigentümliche retrograde Merkmale aufweisen, die bis auf die prähistorische Welt zurückgehen. So gingen die Hebräer mit Moses bis zum Monotheismus, mit Christus und Marx bis zum Sozialismus vor, sie schufen den Wechselbrief und bildeten im Mittelalter den Kern der kapitalistischen Bourgeoisie, und doch behalten sie pietätvoll die alte Knotenschrift in den Fransen ihres Tallith (Gebetmantel, den sie in ihren Tempeln tragen) bei und die Steinwerkzeuge bei der Beschneidung, die ihrerseits ein Ueberbleibsel des Kannibalismus ist. Kaum hatten sie sich in einem Lande für eine Zeitlang niedergelassen, so nahmen sie dessen Sitten an, selbst die Kleidung und sogar die Sprache, und behielten das alles bei, wenn es im Stammlande bereits verschwunden war (Leroy-Beaulieu).

England ist dahin gelangt, die liberalste Monarchie Europas zu verwirklichen und in aller Ruhe die Desiderata des Sozialismus in die Praxis zu übersetzen, erhält dabei aber die Vorrechte seiner Lords aufrecht und bekleidet dieselben bei den großen Zeremonien ebenso wie seine Richter mit der Perücke und dem Talar aus der Normannenzeit und gebraucht bei feierlichen Anlässen die Worte der alten Sieger. Neben der Aufrechterhaltung dieser rein äußerlichen, nach rückwärts gerichteten Gebräuche geht es auch in seiner religiösen Uebertreibung und Unduldsamkeit zu weit.

Dieses positive und praktische Volk hält im Widerspruch mit ganz Europa an einem eignen System der Maß- und Geldeinteilung fest, was zugleich ein Hindernis für den Handelsverkehr und die wissenschaftliche Forschung bildet.

Der Amerikaner des Nordens, der das am weitesten vorgeschrittene Volk der Welt bildet, ist gleichwohl in den Künsten und Wissenschaften, die sich nicht sofort praktisch verwerten lassen, zurückgeblieben; in der Sozialpolitik hat er gegen die Anarchisten kein andres Mittel als den Galgen gefunden. Ebenso läßt er gegen die Gelben und Schwarzen den Haß und die Unterdrückungswut primitiver Völker wiederaufleben, und zu denselben Mitteln schreitet er (von einigen heuchlerischen Ausnahmen abgesehen) gegen die Eingeborenen des Landes.

Ebenso hat die Geschichte uns gezeigt, daß alle unsre am meisten gerühmten politischen Fortschritte in vielen Fällen schon von den Alten angestrebt, sofort aber wieder verlassen wurden. So schlug im XIV. Jahrhundert Marcel in Frankreich ein gleichförmiges Regierungssystem, die Ausdehnung der politischen Rechte auf alle, die Uebertragung der Staatsgewalt von der Krone auf das Volk und eine proportionale und progressive Besteuerung vor. Das Prinzip der Repräsentativ-Regierung ist sehr alt. Die Pythagoräer hatten es schon formuliert. In einem Fragmente des Buchs des Hippotamus (De Republica, lib. I, cap. XI. V) sagt Polybius, drei natürliche Faktoren müßten den Staat bilden, das Königtum, die Aristokratie und das Volk. Cicero wiederholt es, und Tacitus präzisiert es genauer.

Unter Franz I. verlangte man freie Zufuhr und erlangte sie für Fleischwaren.

Unter Ludwig XIII. verlangte man sie im Jahre 1623 wieder, sowohl für diese wie für andre Waren, allein man erhielt sie nicht.

Unter Franz I. war die Deportation in Uebung, um Kanada zu kolonisieren.

Das System des Zellengefängnisses datiert von Clemens I. Die Einheit der Maße und Gewichte wurde 1215 in England proklamiert (Fournier, „Les vieux-neufs").

Wir rühmen uns, in moralischer Hinsicht unsre Altvordern zu übertreffen, aber wir haben den Sinn für die Gastlichkeit, den politischen und religiösen Altruismus verloren. Die Infamien des Panamahandels und der Banca Romana zeigen uns die Korruption bis zu den höchsten Staatsbeamten vorgedrungen. Was die Justiz anlangt, so hat sie, wenn sie bei den alten Römern etwas taugte, von den letzten Cäsaren bis zu uns fast immer ihr Ziel verfehlt. England kann nicht vergessen, daß die Jury unter den Stuarts als ein grausames politisches Werkzeug benutzt wurde, und selbst heute noch ist die Justiz dort so teuer, daß der Arme sich ihrer nicht bedienen kann.

Selbst wenn es sich um die modernsten technischen Erfindungen handelt, thut die geringste wissenschaftliche Erkenntnis uns dar, daß wir sehr häufig uns lediglich wiederholen.

Kaum taucht eine Erfindung auf, so begegnet sie in dem Misoneismus (dem Haß gegen das Neue) einer solchen Opposition, daß sie sofort begraben wird, um von neuem aufzuerstehen und wieder unterzugehen, bis sie endlich den günstigen Augenblick zu ihrer Anwendung findet.

Merkwürdig und eigenartig ist die Liste der Entdeckungen, die wir für neu halten und die doch ganz im Gegenteil alt sind.

Der Blitzableiter oder wenigstens das Mittel, den Blitz anzuziehen, war den Alten schon bekannt.

Die keltischen Soldaten legten sich beim Gewitter auf die Erde, nachdem sie eine Fackel angezündet und daneben ihr mit der Spitze nach oben gerichtetes blankes Schwert aufgepflanzt hatten. Der Blitz fuhr oft in die Spitze des Schwertes, ohne dem Krieger etwas zu thun, und verlief sich im Wasser.

Es scheint, daß die Römer gleichfalls den Blitzableiter kannten, daß sie aber die Erinnerung daran verloren. Von undenklicher Zeit her war auf der Spitze der höchsten Bastion des Schlosses von Duino am Ufer des Adriatischen Meeres ein langer eiserner Speer aufgepflanzt. Er diente dazu, an stürmischen Sommertagen das Herannahen eines Unwetters anzukündigen. Ein Soldat war stets zur Hand, wenn man am Wasser Anzeichen eines herannahenden Sturmes gewahrte. Von Zeit zu Zeit näherte er dem Eisen dieses Speers das „brandistocco", den langen Spieß, den er in der Hand hatte, und wenn von dem einen Eisen Funken zu dem andern übersprangen, gab er mit der Glocke ein Zeichen, um die Fischer zu warnen.

Gerbert (Hugo Capet) erfand im X. Jahrhundert das Mittel, den Blitz von den Feldern abzulenken, indem er lange Stangen mit einer ganz feinen Lanzenspitze am oberen Ende in die Erde pflanzen ließ.

Im Jahre 1662 hatte Frankreich schon die Omnibusse. Die Römer gruben artesische Brunnen und legten solche auch in der Sahara an.

Die Ebenen des Libanon und von Palmyra waren künstlich fruchtbar gemacht, und man findet noch Spuren dieser Brunnen und Kanäle.

Im Jahre 1685 veröffentlichte Papin im „Journal des Savants" eine Entdeckung, die einer seiner Freunde, Wilde, gemacht hatte, sofort Blumen entstehen zu lassen. Das Geheimnis hing von der Zubereitung der Erde ab, wurde aber nicht enthüllt.

Die Massage, die schon sehr früh ausgeübt wurde, war den Wilden von Tahiti und den alten Römern bekannt.

Martial (Ep. 82, lib. III):

„Percurrit agili corpus arte tractatrix
Manumque doctam spargit omnibus membris."

Paracelsus spricht in seinen „Opera medica" bereits von der Homöopathie und sagt, man müsse Aehnliches mit Aehnlichem, nicht Gegensätzliches mit Gegensätzlichem bekämpfen — „die Natur zeigt das und die ähnlichen Dinge, daß Aehnliches das Aehnliche sucht und ihm zustrebt."

Polybius spricht in der gleichen Weise von der Heilung durch ähnliche Gegenstände und Avicenna von der Verabreichung von Giften in unendlich kleinen Dosen, zum Beispiel von Arsenik und so weiter „in omnibus, quae sunt necessaria de incarnatione et resolutione sanguinis prohibitione rocumenti."

Mireppus hatte ebenfalls Arsenik in ganz kleinen Dosen gegen das intermittierende Fieber angenommen; 220 Jahre vor unsrer Zeitrechnung wandte man schon in China cannabis indica als Schlafmittel an.

Die Araber gebrauchten Aloe und Kampfer wie wir.

Der Mutterspiegel, die Sonde, die Zange waren im Jahre 500 v. Chr. bekannt; man hat Modelle dieser Instrumente in den Ruinen von Pompeji gefunden, die im Nationalmuseum zu Neapel aufbewahrt werden.

Galande giebt im Jahre 1665 schon eine Theorie der verschiedenen Gehirnzentren, indem er den vorderen Teil des Gehirns als Sitz der Einbildungskraft, den mittleren als den der Vernunft und den hinteren als den des Gedächtnisses bezeichnet.

Aristoteles sagt schon, daß man das Wasser des Meeres trinkbar machen könne, wenn man es zum Kochen bringe und den Dampf abfange.

Die Griechen hatten ein „Pilema", einen Küraß aus Wolle oder Leinen, dessen Stoff so dicht gewebt war, daß die Spitze selbst des schärfsten Dolches ihn nicht durchdringen konnte. Wir kennen das Geheimnis desselben nicht.

Die Römer hatten Mühlen zum Mahlen der Oliven, die besser als die unsrigen waren.

Bereits im Jahre 1200 hatten die Chinesen die eisernen Häuser erfunden (Jobert, Nouvelles inventions, liv. 11). Glashäuser existierten schon bei den Pikten Schottlands, bei den Kelten in Gallien und schon viele Jahrhunderte früher zu Sione. Das Berieselungssystem, das die Lombardei und England so fruchtbar macht, war schon zu Zeiten Virgils vorhanden: „Claudite jam rivos." Die Gewebe aus Nesseln (vertica utilis) waren vor einer ganzen Anzahl von Jahrhunderten schon in China in Gebrauch. Der Dampfkochtopf findet sich im Novum Organum beschrieben.

Alles das erklärt sich daraus, daß der Mensch von Natur aus ein Feind des Neuen ist und es so viel wie möglich zu vermeiden sucht, nicht gewillt, es zuzugeben, bis vor einer äußersten Notwendigkeit und dem vollständigsten Augenschein oder einer angenommenen Gewohnheit.

Auf diese Weise werden die Fortschritte so oft zurückgedrängt, denn eine zu große Entwicklung ruft unvermeidlich eine Reaktion hervor und die Verfolgung ihrer Urheber. Viele Entdecker sahen daher wie Salomon de Caus, Columbus und so weiter aus dem Gefängnisse heraus die Entdeckungen zur Anwendung oder zu weiterer Ausdehnung gebracht, welche die Ursachen ihres Unglücks und des ihnen nach dem Tode erblühenden Ruhmes waren.

Keine menschliche Manifestation hat es gewiß zu einer höheren Entwicklung gebracht als die des Genies, das vollständig aus dem Kreise der gewöhnlichen Welt heraustritt und uns in eine derart weiter entwickelte Welt versetzt, daß ein antikes Genie, wie Confucius, 5600 Jahre vor unsrer Zeit über mehrere hunderte moderner Durchschnittsmenschen hinausragt. Die Entwicklung ist hier eine derart große, daß die meisten Leute denen nicht glauben wollen, welche wie ich im Genie eine Form nervöser Entartung finden.

Behaftet mit der Neophilie, die eine der menschlichen Natur vollständig entgegengesetzte Neigung ist, und über das rapide Vorstellungsvermögen verfügend, welches das gewöhnliche des Menschen weit übersteigt, bietet das Genie eine Reihe der gewissesten regressiven ataviſtischen Erscheinungen dar, wie niedrige Statur, Linkshändigkeit, Sterilität, Submikrocephalie, vollständigen Mangel an Eindrucksfähigkeit, der bis zum moralischen Wahnsinn geht,[1]) Stumpfheit gegen

[1]) Homme de genie von Lombroso, Ausg. v. 1896.

Berührungs- und Schmerzgefühl, beschränktes Gesichtsfeld, manchmal und sogar sehr häufig Störungen im Gehör und bei vielen nicht selten Auswechslung der charakteristischen Geschlechtseigenschaften (Mangel des Barts und so weiter) und vor allem häufiges Vorkommen von perversen, degenerierten und unwissenden Kindern.

Für denjenigen, der weiß, daß die Naturgesetze keine isolierten Erscheinungen gestatten, ist es klar, daß in alledem ein organisches Gesetz vorhanden sein muß. Wer aufmerksam die Entwicklungserscheinungen beobachtet, gewahrt, daß keine evolutive Manifestation auftritt, ohne von einer Involution begleitet zu sein. Es manifestiert sich kein Fortschritt, ohne mit einem Rückschritt verbunden zu sein oder eine Reaktion im Gefolge zu haben. Wir haben durch Zunahme der Gehirnwindungen und durch die Ablenkung (Einwärtsstellung) des Daumens der Hand gewonnen; aber wir haben ein ganzes Organ, den Schwanz, verloren, eine große Anzahl von Wirbeln und die natürliche Bekleidung der Vierhänder, die Wollbehaarung. Wir Zweihänder haben im Vergleich zu andern Säugetieren den zum Geruch bestimmten Limbiscus-Lappen verloren; als Weiße haben wir den Orientierungssinn im Raume eingebüßt, den der geringste der Vögel und der Wilden besitzt. Und damit noch nicht genug, wirken zahlreiche Thatsachen zusammen, um uns zu zeigen, daß, wenn wir mit dem Alphabete und dem Worte viele Kenntnisse erworben haben, die den barbarischen Stämmen gänzlich unbekannt sind, wir gleichwohl wichtige Fähigkeiten eingebüßt haben, in deren Besitze gewisse eigentümliche Staatsbeamte der alten Zeit und der wilden Völkerschaften waren, wie die Propheten, Magier und Fakire, denen, wie es scheint, ein unvollständiges und intermittierendes Vorgefühl der Zukunft, jedenfalls das Ferngesicht, das Sehen durch feste Körper und das Gedankenlesen eigen war, Phänomene, die nur als atavistischer Rückstand bei gewissen Hysterikern und mit Paranoia Behafteten unter der Form des Hypnotismus und des Spiritismus zu Tage treten.

Dem druidischen Magier oder der römischen Zauberin gelang es, durch Anrufungen den gewaltigen Cromlech, den tönenden Rhombus, das Zaubersieb oder den zur Weissagung dienenden Dreifuß in Bewegung zu setzen — gerade so, wie man heute die Zukunft durch Bewegung von Gegenständen zu ergründen sucht. Cicero spricht uns von dieser Weissagung, aber ohne sie zu beschreiben (De Divinatione, lib. II, cap. XXXVII). Lucian sagt, man habe diesem Gebrauch den Namen der Koskinomaneia gegeben. Bodin erzählt in seiner Dämonomanie (Buch II, Kap. I) von einem jungen Manne, der eine Schraube in Bewegung setzte, ohne sie zu berühren.

Ebenso wie in moderner Zeit die Tische zuweilen die Wahrheit sagen, wurde nach der Erzählung des Ammianus Marcellinus (Römische Kaisergeschichte, Buch XXIX) eine gegen das Leben des Kaisers Valens gerichtete Verschwörung entdeckt.

D'Aubigné spricht in seiner „Histoire universelle“ (I. II. III. IV. chap. XVI) von Schlägen, die gegen Thüren und Personen geführt wurden und die, wie er sagt, von Klopfgeistern herrührten.

In den ältesten Zeiten spricht man schon von dem Gebrauche, in das Wasser zu sehen, um die Zukunft zu erfahren (ein Verfahren, das augenblicklich von Myers zur Anwendung gebracht wird).

Die Sibyllen, so schreibt der heilige Justinus, sagten mit Genauigkeit und Wahrheit verschiedene große Dinge voraus; später verloren sie das Bewußtsein von dem, was sie verkündigt hatten.

Im Jahre 1517 betrachtet Pierre Pomponace (in „De naturalibus effectuum admirandorum causis") es als etwas allgemein Anerkanntes, daß es Leute giebt, die über das Vermögen verfügen, bestimmte Krankheiten zu heilen.

Auf den ägyptischen Obelisken sehen wir Figuren dargestellt, die in der Ausübung magnetischer Verfahren begriffen sind, von denen das gewöhnlichste die Handauflegung war, wie sie heute noch bei den Magnetiseuren im Gebrauch ist.

Die medizinischen Reibungen waren das Geheimmittel, dessen die Priester sich bedienten, um die unheilbaren Krankheiten zu behandeln. Sie rieben die Kranken tüchtig ein und trugen sie dann in das innere Heiligtum, wo der Gott ihnen im Traume erschien und ihnen die Mittel enthüllte, die sie heilen sollten. In diesem Schlummer hatten sie wirkliche Lichterscheinungen, während welcher sie Stimmen vernahmen und einen glänzenden, milden Schein wahrnahmen, wobei sie noch einen Schimmer von Bewußtsein bewahrten.

Wir finden bei den Alten das Hindurchsehen durch feste Körper. Trajan, der das Orakel von Heliopolis auf die Probe stellen wollte, schickte demselben einen leeren versiegelten Brief mit dem Befehl, ihm eine Antwort zu erteilen, ohne die Siegel zu lösen. „Man sende ihm ein weißes Täfelchen," sagte das Orakel, indem es ihm jedenfalls Gleiches mit Gleichem vergelten wollte. Aber alles das war immer unbestimmt, zu sehr an die subjektive Laune und Disposition gebunden; Fehler und vor allem Täuschungen kamen jedenfalls häufiger vor als Erfolge, und die Völker fanden, daß es weiser und vernünftiger sei, sich an die durch Wort und Schrift erlangte Erfahrung zu halten — die bescheidener, aber gewisser und weniger unzuverlässig, weniger den individuellen Wechselfällen ausgesetzt ist. Ich habe soeben in der „Revue des Sciences psychiques" gelesen, daß ein Kind sonderbare Telepathien darbot, es las die Gedanken seiner Mutter, aber man zitterte für dasselbe, so sehr war diese Fähigkeit ihm schädlich, da sie es an dem ruhigen Lernen durch die Schrift hinderte. Auf den Rat des Arztes kämpfte es gegen diese Neigung an und lernte regelmäßig die Grammatik, und darauf erriet es nur noch die ersten Buchstaben des Wortes, welches den Satz begann, was uns den Grund anzeigt, weshalb die neuen Fortschritte der Zivilisation die eigentümlichen, bei den Alten so verbreiteten Fähigkeiten zum Schwinden bringt.

Nach allen diesen Thatsachen kann man dem Grunde dieses bogenförmigen oder krummlinigen Verlaufes des Fortschritts folgen. Ursache ist, daß die übertriebene Vervollkommnung einzelner Organe andre hat überflüssig werden lassen. Nach der Vervollkommnung der Hände und der Kleidung fanden der Schwanz

und die Behaarung keine Verwendung mehr, und da sie keine Daseinsberechtigung mehr hatten, verschwanden sie und ließen so einen Rückschritt im Fortschritt hervortreten. Die fugogitoiden Erscheinungen trugen vielleicht auch dazu bei, indem sie das Vermögen eines schon starken Teiles steigerten und die schwächeren Teile atrophierten, ein Vermögen, dem man die Umformung der Organe von der Raupe zum Schmetterling verdankt.

Es giebt noch ein andres Gesetz, welches die Entwicklung beherrscht und den trummlinigen Verlauf derselben erklärt: das, nach welchen die Entwicklungserscheinungen nicht symmetrisch und gleichmäßig auf alle Organe, selbst des am meisten begünstigten Wesens verteilt sind. Infolgedessen entspricht die Entwicklung des einen Teiles nicht der Entwicklung der übrigen. Ich habe ein Beispiel dafür in der mittlern kleinen Hinterhauptgrube angeführt, die ich, obwohl sie eine ataviſtische Erscheinung ist (die einen Appendix der Halbaffen und Nager reproduziert), häufig bei den am weitesten entwickelten Rassen, wie den Weißen und Gelben, angetroffen habe, während sie bei niedrigeren Rassen, wie den Negern und Australiern, gänzlich fehlt.

Die Frau bietet uns gleichfalls ein sehr beweiskräftiges Beispiel dar: dem Wuchse, dem Gehirngehalte, der Stärke und der Intelligenz nach nähert sie sich am meisten dem Tiere und dem Kinde; dagegen ist sie, was die Verteilung der Wollhaare und die Form des Beckens anlangt, weiter entwickelt als der Mann. Es giebt sehr zivilisierte Nationen, die in gewisser Hinsicht einen fast ebenso großen Misoneismus zu erkennen geben wie die Wilden. So sind zum Beispiel hinsichtlich der Behandlung des Gewichtes, der Maße und des Geldes, dank diesem partiellen Misoneismus, England und Amerika, die am weitesten entwickelten Völker, hinter Spanien und Frankreich zurückgeblieben. Die Chinesen sind in der Religion und Landwirtschaft weiter vorgeschritten als wir.

Zu diesem Gesetze gesellt sich noch ein weiteres, nach welchem selbst der Rückschritt von einigen fortschrittlichen Erscheinungen begleitet wird. So habe ich nachgewiesen, daß der Verbrecher eine große Anzahl ataviſtischer Merkmale darbietet, wie in der Bildung des Schädels, des Fußes, der Haut, in der Tättowierung, der Linkshändigkeit und so weiter; nun hat aber eine ganz neue Beobachtung Dr. Carrara zu einer Entdeckung bezüglich des Weisheitszahnes geführt; dieser fehlt beim Verbrecher weit häufiger, als es sonst in dem gleichen Alter vorkommt, was eine um so merkwürdigere Entwicklungserscheinung ist, als das Organ, in dem er vorkommt, die untere Kinnlade, bei dem Verbrecher eine größere Anzahl ataviſtischer Merkmale aufweist, den Appendix der Halbaffen, den Prognathismus, außergewöhnliche Dicke und Größe. Es ist das aber nicht das einzige Evolutions-Phänomen, denn häufig, häufiger als im Normalzustand, findet man bei ihm die Wormischen Knochen und die Mediofrontalnat (20%, Normalzustand 10%), die, wie es scheint, gleichfalls Evolutions-Phänomene sind. Bei den Verbrechern habe ich ebenso die Neophilie, die Leichtigkeit, sich neue Ideen anzueignen und das Bestreben, dieselben weiter zu verbreiten, angetroffen, was nicht selten bei Revolutionen aus einem Gefängnisinsassen einen

Volksanführer macht. Ich habe in den Wandinschriften der Gefängnisse Ideen über die Nutzlosigkeit des Unterrichts und die Verteilung des Eigentums angetroffen, die noch nicht in das Besitztum unsrer Völker eingedrungen waren und den Ideen der Sozialisten um fünfzehn bis zwanzig Jahre zuvorkamen. Ebenso habe ich beobachtet, daß das mittlere Hinterhauptgrübchen, das beim Menschen und den höheren Klassen desselben eine wesentlich ataviſtische Erscheinung ist, sich häufiger bei den weniger wilden Völkerschaften bildet, namentlich bei den Aymaras, selten dagegen bei den Hottentotten und Neukaledoniern, die weit niedriger als die Aymaras stehen.

So ist demnach dieselbe bogenförmige Linie des Fortschritts auch beim Rückschritt vorhanden. Die menschlichen Bewegungen vollziehen sich beständig nach Aktionen und Reaktionen, und kein Volk, wie hoch es sich auch in der Menschheit gestellt finde, kann sich allzusehr seiner Ueberlegenheit über den letzten Wilden und den unglücklichen Verbrecher rühmen (der so oft den Typus derselben reproduziert), denn nach gewissen Richtungen hin könnte es ihm unterlegen sein.

Die unerbittliche nivellierende Natur lehrt uns alle, demütig und bescheiden zu sein.

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen

von

Rudolf von Gottschall.

(Fortsetzung.)

Das Komitat setzte natürlich das Universitätsgericht in die lebhafteste Thätigkeit; eine Reihe von Untersuchungen schloß sich daran. Einer, der in erster Linie von ihr betroffen wurde, war Ferdinand Lassalle — war er doch einer der Redner in jener verbotenen Versammlung gewesen. Ich hatte seine Bekanntschaft in Kießlings Bierkeller in Breslau gemacht, wo sich eine große Zahl von Bürgern, jungen Beamten und Studenten versammelte, die nicht bloß dem Biere, sondern auch dem Zeitgeist und der freieren politischen Entwicklung huldigten. Der Schweidnitzer Keller unter dem Rathause versammelte allerdings ein zahlreicheres Publikum, aber in Kießlings Keller kam alles zusammen, was zur Opposition gehörte. In diesen unterirdischen Gemächern herrschte ein durch den Gerstensaft genährter lebhafter Kultus der geistigen Freiheit; hier wurden politische Gedichte deklamiert; dort führte man philosophische Gespräche. Da machte sich vor allem ein blutjunger Student bemerklich mit einer etwas spitzen, aber doch

durchdringenden Stimme, von blasser Gesichtsfarbe, von einem griechischen Profil, das mit den physiognomischen Merkmalen israelitischer Herkunft eigentümlich verschmolzen war. Ganz nach den Gesetzen hellenischer Plastik erstreckte sich die Nase geradlinig ohne jeden Einschnitt von der Stirne herab; aber um den Mund spielte eine lebhafte Beweglichkeit mit allen jenen zersetzenden geistigen Elementen, welche dem jüdischen Stamme eigentümlich sind. Die ganze Erscheinung hatte etwas körperlich Durchsichtiges und geistig Feines — zählte doch der junge Student nicht mehr als siebzehn Jahre; doch kein Professor der Philosophie konnte mit größerer Beredsamkeit von Hegel, dem modernen Proclus, sprechen und über die neuen mythologischen Offenbarungen Schellings den Stab brechen. Damals hatte gerade Ludwig Feuerbach in einer kleinen Schrift die Grundzüge einer neuen Philosophie des Sensualismus veröffentlicht, und an diese Schrift knüpfte sich die Debatte an einem Seitentischchen des Kießlingschen Kellergeschosses. Ich fragte nach dem Namen des jungen Studenten und erfuhr, daß er Ferdinand Lassalle heiße und der Sohn eines vermögenden jüdischen Kaufmanns sei.

Bald traten wir uns näher; er imponierte mir durch seine genaue Kenntnis des schwierigsten Gedankensystems bei seiner großen Jugend; er kannte seinen Hegel auswendig bis auf die dunkelsten Stellen und wußte schon damals den Standort aller Gedanken in den verschiedensten Werken und Bänden, eine Kenntnis, durch die er später in Berlin selbst einem Alexander v. Humboldt große Achtung abnötigte. Er war überhaupt ein feiner Kopf, geübt in allen Kombinationen — ein gewandter Schach- und Whistspieler. Wie oft habe ich mit ihm am Schachbrett zusammengesessen — da mußte er mir freilich den Vorrang einräumen; aber im Whistspiel war er ein Meister, und ich mußte mir von ihm viele Zurechtweisungen gefallen lassen; wo er sich Meister fühlte, da war er herrisch und selbstgewiß.

An der geschriebenen Zeitschrift für die Burschenschafter war er ein Hauptmitarbeiter; er schrieb dafür Aufsätze im Stil der deutschen Jahrbücher, philosophische Aufsätze, die von einer seltenen Begabung zeugten, und in der That, wer seine späteren großen Werke über Heraklit und das römische Erbrecht, welche für seine meisten Anhänger Bücher mit sieben Siegeln sind, aufmerksam durchstudierte, der muß seinem eminenten Scharfsinn, über den die zünftige Gelehrsamkeit nur selten gebietet, und seinem erstaunlichen Fleiß die vollste Anerkennung zollen. Doch was ein Dörnchen werden will, krümmt sich beizeiten — und so krümmte sich das Dörnchen Lassalle in unserm Journal.

Als Teilnehmer meines Komitats geriet er nun in Untersuchung. Mannhaft trat er dem Universitätsrichter gegenüber und bewies sein gutes Recht mit jener unerschütterlichen Unfehlbarkeit, die auch allen seinen späteren Verteidigungsreden eigen war. Ich besaß lange Zeit einen mir jetzt leider abhanden gekommenen sehr ausführlichen Brief von ihm, in welchem er mir das ganze Verhör mit allen seinen kecken Antworten mitteilte — wie oft ist mir dieser Jungfernprozeß Lassalles bei seinen späteren Prozessen eingefallen! Doch die blinde Themis ließ sich durch das Genie nicht bestechen. Lassalle wurde zu achttägiger Karzer-

strafe verurteilt und genoß so den Vorgeschmack der künftigen Gefängnisstrafen, die dem sozialen Agitator zuerkannt wurden.

Nachher verlor ich ihn einige Zeit lang aus dem Gesicht. Als ich ihn dann in Berlin wieder sah, befand er sich, wie ich vorgreifend berichten will, in der Epoche der feinen Pariser Hemden und der vornehmen Liebesabenteuer, einer sehr kostspieligen Epoche, die an die Tasche des Vaters appellierte. Alles um ihn war aristokratischer Parfüm; Liebesbriefe von dem Umfange einiger Bogen Konzeptpapier wurden in echtem Romanstil an vornehme Damen gerichtet: der Don Juan stand in voller Blüte. Bei einem späteren Besuch in Berlin fand ich ihn mehr zu den Gretchen und Klärchen herabgestiegen, er liebte Naturkinder, huldigte aber außerdem der Freundschaft. Er wohnte mit seinem Freund, dem Dr. Mendelssohn, zusammen, den er in die Geheimnisse der Hegelschen Phänomenologie einweihte. Das unerwartete Resultat dieser Studien war der berüchtigte Kassettendiebstahl, der nicht lange darauf in Scene ging.

Dies alles spielte noch in vormärzlicher Zeit. Später machte Lassalle in Berlin ein Haus, gab lukullische Mahlzeiten, sah berühmte Gelehrte und geistreiche Vertreterinnen der Berliner Salons bei sich; da kann ich aus eigner Anschauung nichts mehr mitteilen. Doch verfolgte ich mit Anteil die öffentliche Rolle, die er zu spielen begann, bis zu dem Duell, das dem duellfeindlichen Agitator, dem Helden einer Pauk- und Prügelscene auf den Straßen Berlins, verhängnisvoll werden sollte, und mit Anteil sah ich später einmal die goldgelockte Ate dieses unseligen Duells, die Rolle in der Hand, in dem Salon der Frau Peroni-Glaßbrenner, wo sie sich nach selbsterlebter Tragödienrolle für die geschminkten Tragödinnen der Bühne vorbereitete.

Wer wie ich Lassalle von Jugend auf kennt, dem muß es als eine merkwürdige Ironie des Schicksals erscheinen, wie gerade an seinen Namen sich eine Agitation der Massen knüpfen konnte. Lassalle war eine durchaus aristokratische Natur; er besaß eine geistige Vornehmheit, wie sie den Vertretern der Hegelschen Philosophie eigen ist, welche die Masse und ihren gesunden Menschenverstand verachten; seine gelehrten Werke sind nur der exklusivsten Gelehrsamkeit zugänglich und tragen für das profane Publikum die Inschrift der Danteschen Hölle: „Die ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung draußen!“ Er hatte überdies aristokratische Lebensgewohnheiten und gehörte durchaus nicht zu den Männern, die sich in der Atmosphäre des Arbeiterpublikums wohl fühlen oder die durch Bonhomie, äußeres Kraftgefühl und die Vorliebe für Kraftausdrücke sich die Sympathien dieses Publikums gewinnen können. Als er sich indes einmal mit dem heißen Ehrgeiz und der fieberhaften Energie, die ihn beseelten, auf die Arbeiterfrage geworfen hatte, zu welcher ihn seine Bedenken über die Berechtigung des Kapitalgewinns in seinen größeren Werken hinführten, da vermochte er durch seine Neigung für das Extreme, das die Massen begeistert, durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er die Sturmglocke läutete, durch die scharfgeschliffenen Sätze, die er hin und her schleuderte wie ein Jongleur, auf die Massen einen Zauber auszuüben, der ihn überlebt hat und ihn zum Gegenstande eines Totenkultus seitens

der deutschen Arbeiter machte. Vergessen darf man indes nicht, daß er keineswegs den staatsfeindlichen Theorien der „Internationale" huldigte, daß er in seinen politischen Broschüren und in seiner Fichterede den Beruf Preußens zur Wiederherstellung deutscher Macht und Größe energisch hervorgehoben, daß er weit entfernt war von einer Allianz mit dem Partikularismus und den jetzigen reichsfeindlichen Mächten.

Er hatte von Hause aus wie wenige eine eiserne Stirn und den Glauben an seine Unfehlbarkeit — und das ist schon die halbe Bürgschaft des Erfolgs. Hat er doch dadurch selbst dem Dichter Heinrich Heine, dem kranken Aristophanes in Paris, imponiert, der in ihm den Vertreter einer „neuen Jugend" erblickte, die rücksichtslos mit allen Ueberlieferungen und jeder Gefühlsschwärmerei gebrochen hat. Sein Lebenslauf bewegt sich indes in einer gebrochenen Linie; aus dem Gelehrten entpuppt sich der Agitator, und der Abenteurer geht durch beide Epochen hindurch. Mindestens beweist dies interessante Phänomen, daß die Zeit der deutschen Faust-Don Juane nicht vorüber ist, eine so große Rolle auch gegenwärtig die gelehrten und poetischen Wagner spielen.

*

Nach meiner Verbannung aus Breslau fand ich beim Grafen Reichenbach und bei meiner Tante wieder die freundlichste Aufnahme, und so war ich bald in der Waldeinsamkeit von Wiersbel, die ich mit dem Förster durchstreifte, bald in den Salons von Waltdorf, wo stets ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr herrschte; durch meine Vermittlung kamen auch der Graf und die Gräfin nach Wiersbel hinüber, wo besonders der erstere der einsamen alten Dame mit seinen Ratschlägen an die Hand gehen sollte, da die Verpachtung des Gutes große Nachteile für sie im Gefolge hatte. Mit Reichenbach fuhr ich öfters nach Neisse hinüber, wo einmal ein Pater regens ihn und mich zu bekehren versuchte und zuletzt von dem Weine, den er uns dabei vorsetzte, selbst so trunken wurde, daß ihm die Beredsamkeit ausging. Reichenbach nahm, trotz seiner radikalen Gesinnung, im Neisser Kreise eine angesehene Stellung ein; er war Kreisdeputierter und Vertreter des Landrats, als solcher von der Regierung gewählt, Landesältester, Direktor der Neisse-Brieger Eisenbahn. Wenn ihn auch ein Teil der Behörde hassen mochte, so betrachtete ein andrer doch seine politischen Bestrebungen als eine Art von beiläufigem „Sport", durch den sein Wirken in jenen angesehenen Stellungen nicht beeinträchtigt wurde. Er fuhr indes nach wie vor fort, aus seinem Waltdorf ein Asyl für alle zu machen, die mit den Universitätsbehörden oder auch mit andern in Konflikt gekommen waren.

Auch mein Breslauer Stubengenosse Anders, der hauptsächlichste Veranstalter meines Komitats, kehrte bald in die Waltdorfer Demagogenherberge ein; auch ihn hatte das Schicksal in Gestalt eines consilium abeundi ereilt; er hatte damals das Komitat der Polizei angezeigt, sofort das schriftliche Verbot desselben von Heinecke erhalten, dies aber zerknittert in seine Tasche gesteckt. Grund genug, daß er mein Leidensgenosse wurde!

So fleißig ich in Waltdorf studierte, wo mir die reichhaltige Bibliothek des Grafen und diejenige seines intimen Freundes Krönig, eines früheren Jenenser Burschenschafters, der bei ihm wohnte, zur Verfügung stand, beide besonders reich an staatswissenschaftlichen, historischen und philosophischen Schriften, so wollte ich doch nicht das Semester verlieren und beschloß, in Leipzig mein Glück zu versuchen, unter Vorzeigung meines Königsberger Abgangszeugnisses und der mir vom Ministerium bewilligten Erlaubnis, in Breslau zu studieren. So machte ich mich denn auf den Weg, von der guten Tante mit Reisegeld versehen, nachdem ich vorher noch eine zwei Bogen lange Epistel an den Kultusminister Eichhorn angefertigt, in welcher ich meine bisherigen Thaten und besonders meinen „Robespierre" zu rechtfertigen suchte und ihn bat, meiner Immatrikulation in Leipzig seinerseits keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen und mir später zu erlauben, in Berlin fortzustudieren, um dem Staate Preußen, dem „Staate der Intelligenz und der Zukunft", meine Kräfte widmen zu können.

In Leipzig fand ich ein Unterkommen in der Wohnung eines Studenten, dessen Bekanntschaft ich in Dresden gemacht hatte und der für die Ferien verreist war. In der Pleißestadt gefiel es mir damals wenig, es war die echte Litteratenstadt. „Wenn man," schrieb ich meinem Vater, „hier einem Menschen mit einer Brille auf der Nase begegnet, der sehr weltschmerzlich, arrogant und süffisant aussieht, so ist es ein Litterat — Fabrikarbeiter, Schöngeister, im Cliquenwesen ersäuft, ohne Gesinnung." Doch traf ich hier meinen Schicksalsgenossen Wilhelm Jordan, welcher fleißig arbeitete, übersetzte und korrespondierte und sich so gut stand, daß er seine Braut bald heimzuführen gedachte. Er führte mich bei Otto Wiegand ein, dem Herbergsvater der Jung-Hegelianer, dem Verleger Feuerbachs, einer energischen Persönlichkeit, die mir sehr wohl gefiel; auch spielte er fleißig Schach, ebenso wie Jordan; in dem Hause, in welchem er wohnte, im „Gutenberg" auf der Windmühlenstraße, hatte sich damals der Leipziger Schachklub einquartiert. Auch Albert Dulk kam nach Leipzig und besuchte mich sogleich, so daß das junge Königsberg eine Zeitlang dort beisammen war. Dulk war ein Kraftmensch durch und durch; keiner der früheren Stürmer und Dränger, von denen die Litteraturgeschichte berichtet, konnte genialer in seinem ganzen Wesen sein. Eine Empfehlung des Buchhändlers Burkhardt in Neisse führte mich in das Haus des Besitzers der Hartknochschen Buchhandlung, Herrn Baumann, ein; hier traf ich die Schriftsteller Held und Corvin, wie ich denn auch allmählich mit allen damaligen Leipziger Berühmtheiten bekannt wurde. Meinem Vater schrieb ich damals ihr Signalement in einer registermäßigen Aufzählung, die ich hier mitteilen will.

Held, Redakteur der „Lokomotive", mit einem furchtbar langen roten Bart und kleinen Augen.

Corvin, Novellist, ziemlich nichtssagend, preußische Lieutenantsnatur, Sallets Freund.

Dr. Eiler, der wegen Majestätsbeleidigung ein Jahr auf Festung saß, ein Berliner, sehr witziger Kopf und angenehmer Gesellschafter, Jordans Freund.

Binder, Redakteur der „Eisenbahn“, nicht bedeutend, ebenfalls ein naher Bekannter Jordans.

Robert Blum, an den ich Briefe von Reichenbach hatte, Theaterkassierer, Zentrum der politischen Partei, ein Autodidakt. Seinem Aussehen nach ein behaglicher Bierphilister mit einer impertinenten roten Nase, die keck in die Welt hinausspringt und die ich den „konstitutionellen Leuchtturm Sachsens“ zu taufen beliebte. Er ist ein sehr tüchtiger Kerl, mit viel Phlegma und großer Redegewandtheit. Ich war oft mit ihm zusammen. Er will für die Aufführung des „Hutten“ sorgen. Für „Robespierre“ stellt er kein günstiges Zensurhoroskop.

Günther, Redakteur der „Sächsischen Vaterlandsblätter“ und der „Industriezeitung“. Sachse durch und durch, Antipreuße, Konstitutionsmann, etwas deutschtümelnd, mehr Politiker als Litterat, angenehm im Umgang und eine hübsche Persönlichkeit.

Kaufmann, Karl Becks Freund, der die „Grenzboten“ redigiert, einer der liebenswürdigsten und bescheidensten von allen. Mit ihm knüpfte ich Verbindungen an; er will einige Scenen aus „Robespierre“ in den „Grenzboten“ drucken.

Oettinger, eine Pavianssfigur; er ist der Redakteur des Witzblattes „Charivari“.

Heinrich Laube, Freund des Fürsten Pückler, der Heros der Leipziger Litteraten. Er würdigte mich einer Unterredung im Litteratenverein, dessen Sitzungen ich einmal beiwohnte. Eine schwarze Kalmückenphysiognomie mit stechenden Augen, gesetzte Figur, sehr determiniertes, aber auch aristokratisches Wesen. Das Ensemble gefiel mir weit besser, als ich geglaubt. Laube ist vermögend durch seine Frau. Sein Drama „Struensee“ ist auf zwei Bühnen mit Erfolg aufgeführt worden.

Dr. Oswald Marbach, Privatdozent, ein freundlicher Mann, dem ich einen Brief von seinem Bruder in Breslau übergab und den ich ein paarmal besuchte. Er ist mehr Polyhistor als großer Kopf.

Wuttke, Privatdozent, den ich von Brieg aus kannte, ziemlich renommierter Historiker; ein kleines, kratziges Männchen, räsonniert und schwadroniert, ein wenig arrogant, aber ganz liberal.

Dr. Saß, der größte, das heißt längste deutsche Schriftsteller, ein studentisches Kneipgenie, das bei der Durchreise durch Leipzig sich dort einige Zeit aufhielt, auch vierzehn Tage wegen eines Injurienprozesses im Stock saß. Wenn Saß sitzt, sieht er aus wie ein gewöhnlicher Mensch; man erschrickt, wenn er sich aufrichtet und zu dem kleinen Oberleib sich ein paar Beine als Träger melden, die an Länge alles übertreffen, was ich gesehen. Dabei trägt er lange blonde Haare, die ihm im Gesicht herumfahren; er sieht überhaupt aus wie eine Meernixe. Er ist ein deutscher Republikaner und nennt sich so, weshalb man ihn einmal auf der Polizei festnahm; er wies sich indes alsbald durch seinen Paß als Lübecker aus.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß sich in dieser Liste Berühmt-

heiten finden, die in der deutschen Geschichte und Litteraturgeschichte ihren Platz behaupten werden. Am wenigsten gilt das von dem früheren preußischen Lieutenant Held, der als Volksredner in den Märztagen durch seine Stentorstimme dem Volk von Berlin imponierte. Doch Corvin als Verteidiger der Festung Rastatt gegen die Preußen und als Zuchthaussträfling, Robert Blum als Vertreter der Nationalversammlung und Opfer österreichischer Militärherrschaft auf der Brigittenau, sowie Laube wiederum als der gefeiertste deutsche Dramaturg sind wohl noch jetzt lebendig in der Erinnerung aller Zeitgenossen.

Ein Besuch bei Sr. Magnificenz dem Rektor Weber, den ich um seinen guten Rat fragte, diente durchaus nicht dazu, meine Lage zu klären; er hielt die ganze Angelegenheit für aussichtslos, ich würde kaum an einer andern deutschen Universität zugelassen werden; ich möchte mich lieber wieder an den Minister Eichhorn wenden mit der Bitte, mich an einer preußischen Universität zuzulassen. Uebrigens würde meine Immatrikulation in Leipzig sich bis Michaelis hinziehen. Ich wollte dann wenigstens in der Zwischenzeit zu Leipzig Collegia hören und fragte bei einem zweiten Besuch den Rektor, ob mir der Aufenthalt hier gestattet werden würde. Darauf erhielt ich eine bejahende Antwort. An Eichhorn hatte ich nochmals geschrieben.

Gleich nach meiner Ankunft in Leipzig hatte mich ein Verehrer aufgesucht, der schon in Königsberg und Breslau als Durchreisender meine Bekanntschaft gemacht. Es war der junge Kaufmann Schwedler aus Krimmitschau; er lud mich dorthin ein; der Vater war ein wohlhabender Bourgeois, der eine Fabrik mit zweihundert Arbeitern besitzt. Ich traf dort viele Freunde meiner Gedichte, besonders einen Dr. med. Götze, der meine „Lieder der Gegenwart“ fast auswendig wußte. Jetzt, wo ich die Antwort von Eichhorn erwartete, wurde ich abermals dorthin eingeladen; ich folgte dieser Einladung und verlebte dort einige Wochen in der angenehmsten Weise. Der eine Sohn des Hauses, welcher Advokat war, kutschierte uns nach Zwickau, Glauchau und den Nachbarstädten; dann besuchten wir einen relegierten Leipziger Studenten, den jungen v. Mangoldt, den Sohn des Dresdener Oberappellationsgerichtspräsidenten; er hatte sich zwar ebenfalls an burschenschaftlichen Unternehmungen von freiheitlicher Tendenz beteiligt, war zunächst auch von seinem Vater exiliert worden und wohnte auf einem Schlosse bei Verwandten; doch man war weit davon entfernt, ihn fallen zu lassen; er war eine sehr sympathische Persönlichkeit, ein guter Kopf; man durfte ihm eine glänzende Laufbahn im Staatsdienst prophezeien, und meines Wissens ist diese Prophezeiung später eingetroffen. Damals spielten wir ihm einen lustigen Streich, als er nach Krimmitschau gekommen war, ohne uns aufzusuchen, weil er dort nur einer Liebschaft nachging. Wir bestellten ihn zu einem Rendezvous an einen zwei Stunden von seinem Wohnsitz, aber in unserer Nähe gelegenen Platz, wohin er in der größten Hitze wandern mußte. Statt der Geliebten fand er aber uns dort, die wir ihm eine ernstliche Moralpredigt hielten. Mit dergleichen kleinen, harmlosen Mystifikationen vertrieben wir uns die Zeit, ebenso mit Schach- und Kartenspiel und lebhafter Unterhaltung in Damengesell-

schaften. Eine hübsche, kokette Leipzigerin war zum Besuch gekommen. „Ja," schrieb ich damals, „Leipzig ist Klein-Paris und bildet seine Leute. Die liberale Gesinnung der Leipziger Damen geht ins Aschgraue."

Endlich kam die Antwort von Berlin: der Besuch einer preußischen Universität könne mir nur gestattet werden, wenn ich mindestens ein halbes Jahr auswärts studiert oder, falls ich dort nicht zugelassen würde, Zeugnisse darüber vorlegen könne, daß ich mich tadellos geführt und die Zeit nützlich verwendet habe. Nun ging es rasch nach Leipzig, um mit Hilfe dieses Schreibens doch vielleicht meine Immatrikulation durchzusetzen. Auf dem Krimmitschauer Bahnhof fragte mich ein Herr nach meinem Paß; er war richtig und nach Leipzig visiert. Als ich hier aussteige, steht derselbe Polizist vor mir und fordert mich auf, ihm auf die Polizei zu folgen. Ich protestiere und lasse mir, da er in Zivil ist, erst seine Legitimation zeigen. Es geschieht und nach kurzer Rücksprache mit einem andern Herrn, einem Polizeiassessor, der im Winkel lauert, geleitet er mich ins Polizeigebäude. Dort wird mir eröffnet, ich dürfe als consiliierter Student mich nicht in einer Universitätsstadt wie Leipzig aufhalten. Ich berufe mich auf meine bei der Immatrikulationskommission lagernden Papiere und eile aufs Universitätsgericht; es ist dort noch nicht entschieden. Auch nur zwei Tage in Leipzig zu bleiben, verbietet mir die Polizei, nachdem ich vorher wochenlang dort verweilt. Wer mir diesen Streich gespielt, blieb mir unklar. Ich kehrte der Pleißestadt und dem Sachsenlande den Rücken mit denselben Gefühlen, wie sie Götz von Berlichingen gegen Seine Majestät den deutschen Kaiser hegte und so kräftig zum Ausdruck brachte.

Es war zu spät im Semester, mein Glück an einer andern Universität zu versuchen. So kehrte ich nach Schlesien heim auf einem Umweg. Zuerst verweilte ich einige Tage in Dresden, wo ich in der Familie eines Pharmazeuten, den ich in Leipzig kennen gelernt, die freundlichste Aufnahme fand. Er hatte zwei hübsche Schwestern, mit denen ich im Garten Reifen und gelegentlich auch Whist und Boston spielte. Als ich eines Abends um elf Uhr am Whisttisch saß und bereits mit der jüngsten Schwester den fünften Robber gewonnen hatte, rief eine Donnerstimme auf der Straße meinen Namen. Es war der wilde Königsberger Albert Dulk, der mich in dieser kraftgenialen Weise zu einer kleinen Tour nach Böhmen abholte, die ich mit ihm verabredet hatte. Und so ging's denn auch am nächsten Tage mit dem feurigen Dichter des „Orla" in die böhmischen Wälder, nach Teplitz, wo wir zusammen den Miltschauer bestiegen. Nach diesen durch freigeistige und zensurwidrige Gespräche gewürzten Reisetagen trennte ich mich von ihm, machte einen Abstecher nach der Moldaustadt Prag und kehrte in mein schlesisches Doppelheim zurück.

Unverändert geblieben war die Waldidylle in Wiersbel, die ich auf stundenlangen einsamen Spaziergängen durch die endlosen Forsten genoß, und das gesellig anregende Leben in Waltdorf; doch ich sollte ja Beweise liefern, daß ich meine Zeit nützlich verwendet, und mußte an irgend eine juristische Arbeit denken. Dazu mußte ich aber Bücher von der Breslauer Bibliothek holen und mich mit

einem Professor in Beziehung setzen, der mir nachher ein Zeugnis über diese Arbeit ausstellte. Ein Besuch in Breslau war unerläßlich; er bewies im übrigen, wie spaßhaft oft jene im Grunde harmlosen Ausweisungsgeschichten waren. Ich fuhr nämlich nach Breslau, ging geradeswegs in die Höhle des Löwen, zum Präsidenten Heinecke, der vor Schreck einer Ohnmacht nahe war, als er meine edlen Züge und mein kostbares schwarzseidenes Halstuch gewahrte, obschon ich keinen grauen Mantel anhatte, wie der Königsmörder Tschech, und um meine Mundwinkel ein sehr herablassendes, wohlwollendes Lächeln spielte. Nach einigen Ausbrüchen der Verwunderung über meine verbotene Existenz in Breslau, die von der Aufforderung, Platz zu nehmen, unterbrochen wurde, beruhigte sich indes der Polizeichef, besonders als ich ihm das wichtige ministerielle Aktenstück vorlegte; er sagte aber, daß es nicht in seiner Macht stehe, mir den nachgesuchten Aufenthalt von drei Tagen zu bewilligen. Jedoch möchte ich jetzt noch schriftlich, was ich eigentlich früher hätte thun sollen, darum einkommen, damit er etwas Aktenmäßiges in Händen habe. Gut, dachte ich, und kam ein, nicht mit großer Hast und Bestürzung, sondern etwa nach zwei bis drei Tagen, an einem gemütlichen Morgen, an dem ich mit einem gemütlichen Lächeln und großer Sicherheit durch die mich anglotzenden Beamten, in der Hand meinen Brief an den Herrn Präsidenten, ins Polizeibureau schritt, wo ich denselben feierlichst deponierte. Ebenfalls nicht mit großer Eile, sondern etwa nach zwei Tagen, wurde ich ins Fremdenbureau citiert und mir kund und zu wissen gethan, daß mir der dreitägige Aufenthalt in Breslau keineswegs verstattet werden könne. Darauf war ich sehr entrüstet, obschon ich bereits fünf Tage in Breslau war, und gab zu Protokoll, ich könne die mir vom Ministerium gestellten Bedingungen nicht erfüllen, wenn mir nicht gestattet würde, mit Professor Gitzler Rücksprache zu nehmen und die mir fehlenden Bücher zu besorgen. Bald kam das Protokoll von Heinecke zurück; die Erlaubnis wurde mir erteilt, doch dürfe ich mich nicht mit Studenten zusammen sehen lassen, bei Strafe der Verhaftung. So war ich zugleich mit und ohne Erlaubnis acht Tage in Breslau gewesen.

Professor Gitzler, ein sehr liebenswürdiger Gelehrter, nicht entfernt ein Gesinnungsgenosse der Bewegungspartei, aber gegen mich stets besonders wohlwollend, kam mir aufs hilfreichste entgegen, verschaffte mir die gewünschten Bücher von der Bibliothek und versprach, ein Gutachten über meine Arbeit abzugeben. So zog ich mich in die oberschlesischen Wälder zurück und arbeitete dort Tag und Nacht eine lange lateinische Abhandlung „de adulterii poenis, jure Romano constitutis“, die ich später als Grundlage meiner Doktordissertation benutzt habe. Ich sandte sie an Gitzler und erhielt bald darauf eine sehr günstige Kritik: „Der Verfasser habe für eine der wichtigsten Fragen der Staatsgesetzgebung den richtigen Standpunkt gewonnen, zur Lösung einer von der Wissenschaft zu sehr vernachlässigten Frage einen befriedigenden Beitrag geliefert, ein rühmliches Streben gezeigt, in den Sinn der oft sich widersprechenden Stellen einzudringen und mehrere ganz selbständig interpretiert. Es sei zu wünschen, daß ihm mehr Hilfsquellen zu Gebote gestellt würden, um für die

Wissenschaft zu wirken.“ So hatte ich einen festen Anhalt für das Gesuch, das ich an das Ministerium einschickte, vom 1. Oktober ab in Berlin studieren zu dürfen, wobei ich erklärte, zugleich mein Jahr bei den Gardeschützen abdienen zu wollen.

Inzwischen machte ich eine Tour über das Riesengebirge, das ich schon als Student mehrmals besucht hatte. — Die Schilderungen desselben in meinen Romanen: „Im Bann des schwarzen Adlers“ und „Die Tochter Rübezahls“ sind aus den Eindrücken jener Fußreisen hervorgegangen. Auch besuchte ich mit dem Grafen Reichenbach, seiner Familie und seinen Freunden das mährische Gesenke und bestieg den Altvater in österreichisch Schlesien.

Durch juristische Studien und Studien des Schachspiels, durch heiteren gesellschaftlichen Verkehr in Neisse, besonders beim Buchhändler Burckhard, suchte ich mir über die Spannung dieser Wochen hinwegzuhelfen. In Wiersbel besuchte mich öfters Graf Reichenbach, und auch der vortreffliche Königsberger Mathematiker Dr. Rosenhain hielt sich einige Tage dort auf.

Schon war der 20. September vorüber; die Verzögerung der Berliner Antwort machte mich nervös; kam sie zu spät, so war mein Dienstjahr beim Militär gefährdet. Ich war in übler Stimmung und schoß oft die Namensvettern des Kultusministers von den Eichen herunter. Zierliche Tiere, sie thaten mir leid, doch sie sollen ja auch dem Walde schädlich sein. Und warum hatten sie den ominösen Namen! Ich konnte sie leider nicht wieder zum Leben erwecken, als ich dem Berliner Eichhorn Abbitte zu leisten hatte; denn kurz vor Thoresschluß traf ein sehr gnädiger Bescheid ein: Ich durfte in Berlin weiterstudieren; die Zeit meiner studentischen Irrfahrten war zu Ende!

(Fortsetzung folgt.)

Adelaide Ristori.

Von

Leone Fortis.

Ein schwieriger Aufstieg.

Die großen Ueberlebenden der italienischen dramatischen Kunst seit einem halben Jahrhundert — jene, welche dem Publikum des ganzen Italiens starke, unvergeßliche Eindrücke schenkten und diese bei dem Publikum der ganzen Welt erneuten — waren bis zum verflossenen Jahre ihrer drei: Adelaide Ristori, Ernesto Rossi, Tommaso Salvini.

Heute jedoch sind bloß zwei übrig; denn Ernesto Rossi starb im vorigen Jahre, man kann sagen wie ein Held auf dem Schlachtfelde, oder wie Molière auf der Scene — denn er kehrte lorbeerbedeckt, bejubelt, gefeiert von einer künstlerischen Tournee im Auslande zurück. Der Tod riß ihn hinweg, ehe er in sein Florenz zurückkehren konnte, wo er eine Gattin, eine angebetete Tochter, ein Heim, ein Schloß besaß.

Vielleicht werde ich noch Gelegenheit haben, in dieser Revue von ihm zu sprechen, denn da ich seit den ersten Tagen unsrer Jugend durch eine intime Freundschaft mit ihm verbunden war, kann ich sagen, daß ich die Künstler- und Menschennatur, die großen Vorzüge, die seltsamen, aber offenbaren Mängel eines großen Geistes gerade so kenne wie seine feurigsten Darstellungen.

Heute werde ich nur von Adelaide Ristori erzählen, denn sie nimmt in der Galerie der großen, ausübenden italienischen Kunst eine der ersten Stellen ein, sie bildet das Pendant zu der gewaltigen Gestalt Gustavo Modenas, der der erste, der größte unsrer Schauspieler dieses letzten halben Jahrhunders war — wenn nicht der Meister, der alle Schöpfungen seiner beiden Schüler Ernesto Rossi und Tommaso Salvini inspirierte.

Zwischen diesen beiden Typen besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied, der sofort bemerkt wird, weil er sie beide charakterisiert.

Die Ristori war und ist eine Gläubige ihrer Kunst, sie rühmt sich, dies zu sein; dieser ihr Glaube gewährt ihr reichlichen Lohn, Berühmtheit, Vermögen und große Befriedigungen, darunter die, daß sie sich mit großem Stolz rühmen kann, der italienischen dramatischen Kunst beide Welten eröffnet zu haben, indem sie sie zweimal als Triumphatorin durchzog. Gustavo Modena jedoch in seinem trostlosen und pessimistischen Skeptizismus — vielleicht war er mehr Pose, mehr Manier, aber durch beharrliches Künsteln wurde er ihm zur Natur — sammelte nichts als einsamen Groll, geringschätzigen Aerger und die bittersten Enttäuschungen.

Wenn Gustavo Modena an sich und seine Kunst geglaubt hätte, wie es die Ristori that, so wäre er ihr sicherlich in jenem Triumphzug vorangegangen, und sein Ruhm wäre wie der der Ristori kosmopolitisch, während er so nur italienisch ist.

*

Ich lernte die Ristori, oder Adelaide, wie sie noch in der Kunstwelt genannt wird, zum erstenmal bei zwei Gelegenheiten kennen — im Jahr 1849 in Florenz und im Jahr 1854 in Genua.

Ich sage „bei zwei Gelegenheiten" nicht bloß scherzweise, denn es ist dies eine Thatsache, im Zusammenhang mit einer Anekdote, die die Feinheit und Distinktion der berühmten Künstlerin beweist. Ich erzähle sie, weil sie eine sehr originelle Seite ihres Charakters hervorhebt.

Im Jahre 1847 beging ich mein erstes litterarisches Verbrechen. Ich hatte damals das Glück, kaum achtzehn Jahre alt zu sein, und atmete mit vollen Zügen

die seltsame, feurige Atmosphäre jenes Jahres, des Vorläufers und Verkündigers neuer Zeiten.

Einer jener bläulichen Blitze, die plötzlich über den Horizont zucken, jenes dumpfe Brüllen, das unter der Erde ertönt, der Vorläufer eines drohenden Ausbruchs — ein Anfall jener unbestimmten Unruhe, jenes vagen Unbehagens, welche die ganze italienische Jugend in Wallung hielten — der Druck einer instinktiven Angst und eines erstickten Zornes zogen mich mit unwiderstehlicher Kraft zu dem ersten Fehltritt auf dem schlüpfrigen und treulosen Boden der Bühne, und so schrieb ich „Die Herzogin von Praslin". Der Stoff war einem schrecklichen Familiendrama entnommen, das am 17. August dieses Jahres in Paris stattgefunden hatte.

Theobald, Herzog von Choiseul-Praslin, einer der ersten historischen Familien Frankreichs angehörend, Pair des Reiches, mit der regierenden Familie Orleans verwandt, hatte nächtlicherweise barbarisch seine eigne Frau ermordet — eine Sabatiani, Tochter des Marschalls, Mutter von vier Kindern, eine Frau von hohen Gefühlen, von hohen Tugenden. Er that dies aus Liebe zu der jungen Gouvernante seiner Töchter; dann, als die öffentliche Stimme ihn anklagte und er verhaftet wurde, brachte er sich nach dem ersten Verhör vor der ihm als Gerichtshof eingesetzten Pairskammer im Gefängnis um.

Die französischen Zeitungen veröffentlichten weitläufige Einzelheiten über das Verbrechen sowie den Selbstmord; sie wurden auch bei uns fieberhaft erwartet und gelesen, denn man fühlte, daß auch da drüben etwas im Zerfallen begriffen war, man begriff instinktiv, daß ein erster Riß weitere Risse hervorrufen würde, und man erhoffte von ihnen — was? Das wußte man nicht, aber dieses unbestimmte Etwas wurde von uns ersehnt, erwartet, beschleunigt.

Dieser schrecklichen Thatsache entnahm ich mein Drama, in dem ich nichts andres sah und suchte als ein Thema zu zeitgemäßen politischen Anspielungen.

Das derart mit Zündstoff beladene Drama machte in Padua, vor einem erregten und erregbaren, aus Mitstudenten bestehenden, alle Anspielungen und Hintergedanken im Fluge erfassenden Publikum aufgeführt, natürlich Furore. Der Erfolg wiederholte sich im selben Umfang und durch dieselben Motive gleich darauf in Ferrara, wo sich bei dem Ruf: „Es lebe Pius IX." eine große Ansammlung jenes sogenannten Zündstoffes gebildet hatte. Dann warf mich der Sturm von 1848 nach Florenz, ohne daß ich an dies mein Jugendwerk mehr dachte.

In Florenz im Cocomero, dem heutigen Teatro Nicolini, spielte die Schauspielergesellschaft Domeniconi, der die Ristori und Salvini angehörten. Der erste Komiker ersuchte mich um das Drama, und ich trat es ihm mit jugendlicher Unvorsichtigkeit zur Aufführung ab. Aber hier, in die aristokratische Umgebung dieses Theaters versetzt, fiel es aus denselben Gründen durch, kraft deren es in Padua gesiegt hatte.

Obwohl ich im vollsten Sinn des Wortes ein junger Autor war, schrieb ich wie alle ausgepfiffenen Autoren den Durchfall der Darstellung zu; ich sagte

das auch laut, und das mißfiel den Schauspielern der Truppe Domeniconi, vor allem der Ristori. Aus diesem Grunde wurden meine diplomatischen Beziehungen zu der Truppe und der berühmten Schauspielerin abgebrochen.

Im Jahr 1854 war ich als Emigrant in Genua. Ein Jahr vorher hatte ich in Mailand meine dritte dramatische Arbeit „Herz und Kunst" aufführen lassen, jenes Stück, dem ich das bißchen Berühmtheit in der Kunstwelt verdanke, das meinen Namen weniger unbekannt macht.

Der Erfolg war ungeheuer, außerordentlich, so außerordentlich wie die Langlebigkeit meines Stückes, das noch auf der Bühne besteht.

Die dramatischen Novitäten waren damals nicht so häufig wie heute, da man hier in Rom in einer einzigen Saison zehn neue Stücke aufeinander folgen sieht, begleitet von ebensovielen Thränenkrüglein.

Alle damaligen Truppen stritten sich um mein Werk, darunter auch die königlich sardinische Truppe, deren strahlendster Stern die Ristori war, zu jener Zeit in der vollen Kraft ihres Geistes und im vollen Glanz ihres Ruhmes.

Meine Verlegenheit war sehr groß. Wie konnte ich mit meiner künftigen Heldin die so plötzlich abgebrochenen Beziehungen mit Anstand wieder anknüpfen?

Mit seltener weiblicher und künstlerischer Feinheit fand die Ristori die Lösung des schwierigen Problems.

Eines Tages kam Ippolito d'Aste — einer der viel zu rasch und viel zu sehr vergessenen Autoren — zu mir, um mir zu sagen, daß die berühmte Ristori, von ihrer Rolle in meinem Stücke sehr befriedigt, meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche und ihn gebeten habe, die notwendige Vorstellung zu besorgen.

Ich begriff — und dankte dem Freunde.

Die Vorstellung fand mit allem pflichtschuldigen Zeremoniell statt — wie unter Personen, die einander bis zu diesem Tage nie begegnet waren. Die Ristori war erlesen höflich, und ich bemühte mich, so wenig verlegen als möglich zu sein; es schien mir gelungen zu sein, denn der vorstellende Freund ahnte nicht einmal, daß er, der Verfasser der „Tragedia Alferiana", an einer anmutigen Scene einer gesellschaftlichen Komödie mitgearbeitet hatte.

Daher ist das offizielle Datum meiner Bekanntschaft mit der Ristori das zweite — das Jahr 1854.

Als ich im Jahr 1849 — beinahe vor einem halben Jahrhundert — Adelaide Ristori zum ersten Male kennen lernte, befand sie sich noch nicht auf dem Gipfel ihrer Weltberühmtheit, aber auf dem ihrer künstlerischen Kraft.

Strahlend in weiblicher Schönheit, im Besitze einer klassischen, statuenhaften Gestalt, eines romantisch-ausdrucksvollen Gesichtes, einer vibrierenden, leidenschaftlichen, warmen Stimme, die den verschiedenartigsten Tönen zu folgen vermochte — von jenen der heitersten Fröhlichkeit wie in der „Locandiera" und den „Inamorati" Goldonis, von jener des tragischen Stolzes wie als Lady Macbeth und Elisabeth von England, von jenen der süßesten Zärtlichkeit wie als Francesca di Rimini und Pia de Tolomei bis zu jenen des tiefsten Hasses

wie als Medea und Rosamunda — in der ganzen, überströmenden Kraft ihrer achtundzwanzig oder neunundzwanzig Jahre stehend, hatte sie vor allen Schauspielerinnen ihrer Zeit, auch vor den nachfolgenden, die Duse nicht ausgeschlossen, die notwendigen Gaben der Bühne voraus.

Zugleich mit diesen körperlichen Gaben besaß sie einen leichtbeweglichen, raschen, versatilen Geist, divinatorisches und schaffendes künstlerisches Gefühl und vor allem die besondere Fähigkeit, die Leidenschaften der dargestellten Gestalt in das Publikum zu übertragen und zwischen der Heldin und dem Zuschauer jenen sogenannten elektrischen Strom herzustellen, ohne den es keinen wahren, dauernden und berechtigten Erfolg giebt.

Das große Verdienst der Ristori war, daß sie die Persönlichkeit der von ihr dargestellten Gestalten immer annahm, sich in sie verwandelte, so daß die Frau, die Künstlerin verschwand und die betreffende Persönlichkeit lebendig und wahr dastand, mit der Stimme, dem Antlitz, den Gebärden, dem Charakter, welche die Geschichte, die Legende, die Mythe ihr zuschrieben oder die Phantasie des Verfassers ihr geschaffen haben.

Sie war statuenhaft in der „Tragedia Alferiana", klassisch, streng, starr wie die Verse des Autors; sie war mythologisch-legendenhaft als Mirra und als Phädra und verstand es, auf der Stirn dieser Gestalten das Zeichen des Fatums, der Rache der Götter sozusagen sehen zu lassen; sie war romantisch, romantisch mit all der Sentimentalität der Romantik als Maria Stuart oder Marie Antoinette — und sie war veristisch in der Goldonianischen Komödie, als Pamela und als Locandiera, den zwei verschiedenen Typen jener komischen Reproduktionen des wahren Lebens, mit denen Goldoni der Meister aller heutigen Veristen sein kann, die sich einbilden, die Wahrheit entdeckt zu haben.

Wer sie zum erstenmal in einer ihrer Schöpfungen sah, fand, daß der Typus der Heldin in ihr so verkörpert war, daß man eine andre Verkörperung nicht für möglich hielt.

Dies ist in Paris keinem andern als Jules Janin widerfahren, dem ersten aller früheren und gegenwärtigen dramatischen Kritiker Frankreichs.

Nachdem er sie als Francesca di Rimini gesehen, als welche sie am 26. Mai 1855 zum erstenmal das Urteil des Pariser Publikums herausforderte, verzeichnete er in den „Débats" den ungeheuern Erfolg, den sie errungen hatte, und zog einen seltsamen Vergleich zwischen der jungen italienischen Künstlerin, die sich Frankreich eben offenbarte, und der großen französischen Tragödin, der Rachel, die bis zu diesem Tage von dem französischen Publikum und der französischen Presse als unerreicht und unerreichbar verkündet worden und der der berühmte Kritiker der „Débats" länger als alle andern Pariser Kritiker treu geblieben war.

Er ließ vorsichtigerweise die Vergleiche nicht zu, aber wie es fast immer geschieht, machte er sie, ohne sie zuzulassen. Nach der Francesca urteilend, erkannte er in der italienischen Künstlerin nur die Gabe der milden und ergebenen

Sanftmut, der schwermütigen und fast passiven Zärtlichkeit, womit er ihr die Gaben der Tragödin aberkannte.

„L'une", schrieb Janin, „l'une (die Rachel) appartient à la tragédie, à l'histoire, au commandement, au règne — l'autre (die Ristori) appartient à l'élégie, à l'intime douleur, aux gémissements, aux tendres soupirs — celle-là (die Rachel) est faite pour monter au trône, pour toucher au sceptre, et pour frapper du poignard — celle-ci monte à l'échafaud ou vide la coupe empoisonnée; elle ne commande pas, elle obéit, elle ne se venge pas, elle a peur; elle n'est pas le bourreau qui tue, elle est la victime égorgée! Ici la colère, et là la pitié; de notre coté la vengeance et la fièvre; au delà des Alpes la tristesse et la langueur; chez la nôtre tant de rages et tant d'expiations, une éclatante fureur; chez la belle Italienne une si douce complainte, une douleur si résignée, et l'une et l'autre active, éloquente dans son jeu, dans ses discours, et triomphante enfin quand elle sent que son public est vaincu, la Ristori par sa tendresse, la Rachel par ses fureurs!"

Er glaubte die Ristori gesehen zu haben, — er hatte bloß Francesca di Rimini gesehen, die Gestalt mit der Künstlerin verwechselt — so sehr war die Künstlerin in der Gestalt aufgegangen.

Nun, die schwache, ergebene Künstlerin der Schwermut, des Schmachtens, der „douce complainte", gab die Antwort, indem sie gleich darauf die Rosamunda, eine der stolzesten und am stolzesten entworfenen Gestalten Alfieris, darstellte. Und Georges Sand schrieb ihr:

„Vous êtes dans Rosamonda la divinité de la force et de la vengeance, une de ces figures que les arts n'ont pu produire que dans les plus grandes époques. — Soit que vous manifestiez la passion sauvage ou la passion intelligente, tout être, intelligent ou sauvage, doit se prosterner devant vous."

Und Alexander Dumas, der Vater, der Große, brach ebenfalls anläßlich der Rosamunda, nach dem berühmten Monolog, in dem die Königin, das beleidigte Weib, Rache für den Verrat schwört, in die Worte aus:

„Que vous importe de qui est la pièce que joue cette terrible Rosamonda? C'est une femme furieuse, c'est une tigresse jalouse, c'est une lionne qui a une rivale, elle se vengera en lionne, en tigresse, en femme à un moment donné elle mettra la main, la griffe, l'ongle sur Romilde, elle l'emportera en la secouant entre les dents; puis, quand elle sera arrivée là où ne peuvent atteindre ni l'amant, ni le mari, elle les raillera tous deux, le poignard sur la poitrine de l'enfant, et en même temps que la raillerie sanglante s'enfoncera dans le coeur des deux hommes, l'implacable poignard pénétrera dans la poitrine de sa rivale, qui n'en aura pas moins d'opposé d'autre résistance que celle de quelques cris faibles et entrecoupés."

Wenn eine Künstlerin in zwei so entgegengesetzten Rollen so entgegengesetzte Eindrücke bei Kritikern hervorzurufen vermag, die durch lange Erfahrung [illegible]

ihrer Emotionen sind, so kommt das daher, weil die Transformation, die Metamorphose zur Metempsychose geworden ist. Das war bei der Ristori der Fall.

Hier fragt man sich, ob die Ristori dieses wirklich seltsame Resultat durch langes und geduldiges Studium der von ihr dargestellten Rollen und Werke erreicht hat, oder ob diese mächtigen Schöpfungen nicht ganz besonders dem Instinkt, dem künstlerischen Gefühl der Künstlerin zu verdanken sind; ob diese nicht dem Studium bloß die Aufgabe überließen, das, was der wunderbare Instinkt, das mächtige Gefühl geschaffen hatte, zu vervollständigen, zu verfeinern.

Was mich betrifft, so bin ich dieser letzteren Ansicht, obwohl die Ristori in ihren Memoiren jede Anstrengung macht, um die Leser vom Gegenteil zu überzeugen.

In der That bietet sie uns in diesem Werke eine eingehende, vielleicht allzu eingehende Analyse ihrer hauptsächlichsten Rollen, indem sie sich bei jedem Satz, jeder Gebärde, jedem Ton der verschiedenen, von ihr dargestellten Personen aufhält.

Gewiß hat sie für diese Rollen ernste, fleißige Studien gemacht, die die Gewissenhaftigkeit der Künstlerin ehren.

So sehen wir, daß sie alle englischen Historiker durchgeblättert hat, um sich von der Unschuld Maria Stuarts belehren zu lassen; sie ist von derselben tief überzeugt, mehr noch als Schiller, der doch durch den Mund der Stuart selbst zugiebt, — „Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt", obwohl er die Schuld mildert, indem er sie menschlich nennt. So sehen wir sie die Phädra Racines mit der des Euripides vergleichen und aus der letzteren die hervorstechendsten Stücke citieren.

Aber ich glaube, daß diese Studien nach — vielleicht lange Zeit nach der ursprünglichen Schöpfung gemacht wurden; diese würde nicht mit solcher Kraft und solcher spontanen Wärme aus ihrer Seele hervorgebrochen sein, wenn sie von diesem eingehenden und genauen Studium vorbereitet worden wäre, wenn die charakteristischsten und leidenschaftlichsten Sätze bei diesem stabilen Studium sich dem Zwange der Gebärde, des Accentes hätten unterwerfen müssen.

*

Um sich übrigens davon zu überzeugen, daß der Instinkt und das Gefühl der Ristori wirklich seltsam waren und ihre wunderbare Fähigkeit, die von ihr darzustellenden Personen zu erraten und wiederzugeben, schufen, braucht man nur einen raschen Ueberblick über die Ursprünge ihres Künstlerlebens zu geben.

Geboren in Cividale in Friaul — einem kleinen Marktflecken, der heute an ihrem Geburtshause eine Gedenktafel anbringt und eine seiner Hauptstraßen nach ihr benennt —, einer armen Schauspielerfamilie entstammend, die wie ein großer Teil der damaligen Schauspielertruppen ein dürftiges und unstetes Leben führte, betrat sie sozusagen die Bühne zum erstenmal im Alter von — drei Monaten. Es geschah dies in einer alten Posse, betitelt „Die Neujahrsgeschenke", und sie

lag in dem Korbe, den ein junges Ehepaar, das sich gegen den Willen des Vaters der Braut heimlich vermählt hatte, dem letzteren unter andern Neujahrsgeschenken schickte, um seinen Groll zu besänftigen. Der Großvater wird natürlich gerührt, das Kind schreit aus Leibeskräften, und der Vorhang fällt unter dem Beifall und Gelächter des Publikums.

Bis zum elften Jahre wickelte sich die Laufbahn der Ristori ziemlich bescheiden ab. Mit zwölf Jahren begann sie in Truppen zweiten und dritten Ranges die Rollen der ersten Liebhaberin zu spielen, und mit vierzehn Jahren mußte sie in Novarra die Francesca di Rimini spielen.

Wie man sieht, war die Ristori eine von jenen, die man im Schauspielerjargon „Kinder der Kunst" nennt.

Nun weiß alle Welt, daß, wenn ein „Kind der Kunst" von Kindheit an zu spielen beginnt, es von der Tretmühle erfaßt und gehemmt wird und keine Zeit mehr hat als zu spielen, um zu leben, und zu leben, um zu spielen. Den Hausbrauch der eignen Bildung durch berechnete Wahl zu bereichern, daran kann nicht einmal gedacht werden. Allein jede Rolle, die durch das erregte und ermüdete Gedächtnis zieht, läßt im Geiste des Künstlers einen Bodensatz zurück, der, wenn er geeigneten Boden vorfindet, so fruchtbar ist wie der des Nil; andernfalls wird er eine dürre Sandschicht, die jegliche Vegetation unterdrückt.

Im ersteren Fall ergiebt sich jene sogenannte praktische Bildung, die ein Schauspieler von Geist durch die tägliche Ausübung seiner Kunst erwirbt; aber oft gelangt er an das Ende seiner Laufbahn, ohne Mittel und Zeit gehabt zu haben, sie zu ordnen, zu vervollständigen, zu glätten.

Bei der jungen Ristori ergab dieser Bodensatz, der ein außerordentlich fruchtbares Terrain vorgefunden hatte, herrliche Früchte.

In der That errang sie, nachdem sie mit fünfzehn Jahren für erste Liebhaberinnenrollen in der königlich sardinischen Truppe engagiert worden war, in kurzer Zeit die Stelle der „ersten Heldin" und den Beifall des gesamten italienischen Publikums.

Zu diesem raschen Aufstieg verhalfen ihr, wie sie selbst anerkennt, die Ratschläge der berühmten Künstlerin Carlotta Marchioni, deren Nachfolgerin auf dem Posten der „ersten Heldin" sie auch wurde.

Von 1840 bis 1855 durchmaß die Ristori ihre glänzende Laufbahn; sie war fortan eine unbestrittene italienische Berühmtheit geworden.

Nachdem sie aus Liebe den römischen Marchese Giuliano Capranica del Grillo geheiratet hatte, geriet sie, wie sie schreibt, kurz nach der Hochzeit auf die Idee, „unsre künstlerische Stärke im Auslande zu erproben, zu beweisen, daß unser Land auch darin keine terra dei morti ist"; sie entwarf den Plan — der damals bedeutend kühner war, als er es heute wäre — dem Urteil des Pariser Publikums mit ihrer Truppe entgegenzutreten, einen Plan, der, allen Widerstand besiegend, sich mutig zu verwirklichen wußte.

*

Die Ristori in Paris.

In Paris errang sie einen lärmenden Erfolg, der nicht nur echt, sondern auch spontan, aufrichtig war und genügte, um die italienische Berühmtheit in eine Weltberühmtheit zu verwandeln.

Erst durch diesen Erfolg ward sie bewogen, zu ihren eignen Schöpfungen, welche bereits die Bewunderung des gesamten italienischen Publikums erweckt hatten, zurückzukehren und sie durch jene Studien zu vervollkommnen, deren Analyse sie uns in ihren Memoiren bietet. Aber die wahre und ursprüngliche Gestaltung dieser Rollen war schon in Italien sozusagen aus ihrem Instinkt, ihrem Gefühl hervorgebrochen.

Der Erfolg der Ristori (ich sage der Ristori, denn von ihren Gefährten fand sich, trotzdem sie Ernesto Rossi, Gattinelli, Bellotti-Bon hießen, in den enthusiastischen Berichten der Pariser Blätter höchstens der Name verzeichnet) war ein sofortiger, „entrainant", wie ein französischer Kritiker sagt. Dadurch unterscheidet er sich bedeutend von dem Erfolge, den die Duse eben im „Renaissance" errungen hat; denn dieselben Zeitungen, die sich als ihre Bewunderer erklären, diskutieren ihren Erfolg, indem sie ihre vielen Vorzüge und seltenen Mängel verzeichnen, während der der Ristori so groß — sagen wir fast blitzähnlich war, daß er der französischen Kritik keine Zeit ließ, ihn zu erörtern und zu analysieren. Publikum und Kritik unterlagen dem Zauber — das Publikum, indem es ihn in den darauffolgenden Vorstellungen bestätigte, die Kritik, indem sie ihn registrierte.

Vielleicht kommt dieser Unterschied daher, weil die Duse sich dem französischen Publikum mit einem fast gänzlich französischen Repertoire vorstellt — angefangen von der „Kameliendame" — von dem sich nur ein schönes deutsches Drama, „Die Heimat" von Sudermann, und ein eigens für sie geschriebenes, einaktiges Stück d'Annunzios abheben; die Ristori hingegen präsentierte sich mit größerem Geschick und höherem, künstlerischen Gefühl in einem rein italienischen Repertoire, von dem nur die „Medea" Legouvés und die „Phädra" Racines eine Ausnahme bildeten.

Man wird sagen, daß es, wenn die Duse auf dieses fremdländische Repertoire beschränkt war, die Schuld der italienischen Autoren gewesen ist, die ihr nicht das Material lieferten, dessen sie bedurfte, um sich zur Geltung zu bringen — ein Material, das wesentlich neurotisch und fin de siècle ist.

Mag es so sein: ich erörtere nicht; ich verzeichne es und gehe weiter.

Es ist wohl wahr, und man kann nicht umhin, das anzuerkennen, der Moment für die schwierige Probe der Ristori war günstig gewählt; aber man muß auch anerkennen, daß jene Probe viel schwieriger war als die, welcher die Duse sich jetzt unterzieht, denn diese kommt sozusagen als Zweite, während der Ristori das Verdienst gebührt, den Boden urbar gemacht zu haben.

Als die Ristori zum erstenmal nach Paris kam, war der Stern der Rachel im Untergehen, denn sie hatte zu offenkundig den Versuch gemacht, sich gegen

das hohe Patronat der Pariser Kritiker, welche sich rühmten, die Künstlerin und ihr Genie entdeckt zu haben, zu empören; und der erste Akt ihrer Empörung war die Ablehnung der „Medea“ Legouvés gewesen.

Ueberdies trug selbst die Erinnerung an einen im Jahre 1830 unter dem Patronat der Herzogin von Berry gemachten Versuch, die italienische, dramatische Kunst nach Paris zu importieren — ein Versuch, der vollständig und kläglich mißglückt war, obwohl der Truppe zwei große Künstler jener Zeit, Carlotta Internari und Luigi Taddei, die erstere eine ebenso treffliche Tragödin wie der letztere ein verdienstvoller Charakterdarsteller, angehörten — in großem Maße zu dem Erfolge der Ristori bei, indem er die Vorurteile und Erwartungen verringerte. Und der Erfolg war ungeheuer, gewaltig, verblüffend.

Man muß die Dokumente lesen, die die Ristori am Ende ihrer Memoiren reproduziert. Man findet dort eine Sammlung der schönsten Namen der französischen Kritik und Litteratur. Es sind Hymnen, in denen die Begeisterung den höchsten Lyrismus der Hyperbel erreicht.

„Que je vous voie ou non,“ schreibt ihr die Sand, „j'ai les yeux, la tête et l'âme toujours remplis de vous. Vous êtes pour moi une revelation nouvelle, une de ces deux ou trois expressions du beau et du grand que l'on rencontre deux ou trois fois dans la vie . . .“ Und anderswo: „Divine femme, j'ai tant pleuré d'admiration, d'effroi, de pitié et d'enthousiasme qu'en rentrant chez moi je ne peux rien vous dire sinon que je suis brisée.“

Lamartine schreibt ihr nach der Vorstellung von „Mirra“ und „Maria Stuart“:

„— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Nous pleurons, mais avant de mouiller la paupière,
Des larmes des mes yeux ont coulé de ton coeur.“

Legouvé widmet ihr nur einen Vers — sicherlich nach der Aufführung seiner „Medea“ — einen Vers voll Offenbarung:

„Rachel m'avait tué! Qui m'a fait vivre? — Toi!“

Paul de Saint Victor schließt in der „Presse“ vom 3. Juni 1855 einen langen Artikel, in dem er die Vorzüge der Mirra Alfieris nach der Darstellung durch die Ristori prüft und preist, folgendermaßen:

„Le succès a été immense, soudain, passionné. Une fièvre d'émotion régnait dans la salle; tous les coeurs étaient montés au diapason sublime de l'actrice. On pleurait, on se récriait, on applaudissait à chaque scène. A la fin de la pièce, le public, pris d'un bel accès de fanatisme italien, a rappelé trois fois Mme. Ristori: trois fois! Le „non plus ultra“ de l'enthousiasme de Paris! L'équivalent du triomphe de Corinne conduite au Capitole.“

Der Begeistertste von allen ist Alexander Dumas — man könnte sagen, daß er keine Worte mehr findet, die genügen, um diese seine Begeisterung auszudrücken.

Nach der „Mirra“ ruft er aus:

„Oh! et quand on pense qu'il y a un Conservatoire pour lequel on dépense je ne sais combien par an, un million peut-être, quand il serait si simple de dire à toute femme, qui se destine au théâtre: nous supprimons les classes, allez voir Mme Ristori; voilà des billets!"

Diese Idee, alle Leute zur Ristori ins Theater zu schicken, wird bei dem berühmten Litteraten zur fixen Idee.

Eines Abends, als er aus einer Vorstellung der „Mirra" kommt, begegnet er einem seiner Freunde, einem Litteraten und Künstler, packt ihn beinahe bei der Gurgel und setzt ihm folgende Frage wie eine Pistole auf die Brust:

„Nun, was hältst du von ihr?"

Der plötzlich überrumpelte arme Teufel sieht ihm ins Gesicht und fragt:

„Von wem?"

„Diantre! Von der Ristori!"

Dumas konnte sich nicht vorstellen, daß man von jemand anderm sprechen könne.

„Ich habe sie noch nie gehört."

„Was! Ist's möglich! Aber in was für einer Welt lebst du denn?"

„Beruhige dich, ich werde sie mir ansehen."

Nach einer Woche begegnen sie einander abermals.

„Nun?" fragt Dumas ängstlich.

„Nun — was?"

„Die Ristori?"

„Ich habe sie noch nicht gehört."

„Was, warum?"

„Warum, warum!" ... wiederholt jener geärgert. „Wenn du auch Monte Christo bist, mein Lieber, und auf Lappalien nicht achtest, so haben doch nicht alle Leute immer sieben Franken fürs Theater auszugeben."

„Sonst nichts? Da hast du die sieben Franken!"

Der Freund zuckt ungeduldig die Achseln und dreht ihm den Rücken.

Dumas hält ihn fest.

„Sieh her, ich lege sie dorthin, auf diese kleine Säule. Wenn du sie nicht willst, wird sie der erste beste nehmen, der vorübergeht."

Und ein jeder geht seines Weges; aber nach wenigen Schritten erfaßt beide derselbe Gedanke, verlangsamt ihre Schritte und läßt sie Kehrt machen, wodurch sie sich mit gegenseitiger Ueberraschung und in gemeinsamem Gelächter gleichzeitig vor der kleinen Säule wiederfinden. Die armen sieben Franken! Man kann sie doch nicht auf gut Glück liegen lassen, damit sie in Gott weiß was für Hände geraten. —

Dumas selbst erzählte der Ristori dieses wunderliche Geschichtchen, indem er versprach, daraus eine Novelle mit dem Titel „Die zwei Millionäre" zu machen.

Nicht viel glücklicher war Dumas in dem feurigen Aufruf, den er in einem Artikel an die Rachel richtete, damit sie sich ansehen möge, wie die Ristori als

Mirra, nachdem sie sich mit dem Schwert Ciniros durchbohrt hat, das Peplum über die Wunde zieht, um der Mutter das herausfließende Blut zu verbergen.

„Etudiez celà, Rachel, tâchez, aux qualités que vous avez, de joindre le quart des qualités que possède Mme. Ristori; et, belle Danaé, que la pluie d'or tombe sur vous, nous dirons: c'est justice!"

Der „Goldregen" bezieht sich auf die Amerikareise, zu der sich die Rachel anschickte; und der Goldregen kam in der That, aber die Rachel wollte ihn nicht unter den von Dumas aufgestellten Bedingungen verdienen.

Das künstlerische Duell, das bei jener Gelegenheit zwischen der Ristori und der Rachel ausgekämpft wurde, bildete den charakteristischsten Teil jenes Ereignisses — und ein Ereignis war thatsächlich die Reihe von italienischen Vorstellungen, welche die Ristori in Paris gab.

Es ist um so interessanter, als es eine seltsame Aehnlichkeit zu den Beziehungen hat, die in diesen Tagen zwischen der Duse und der Sarah Bernhardt stattfanden, und daher zeichne ich diese Periode in kurzen Strichen für die Leser der „Deutschen Revue" auf. Den meisten derselben wird sie wahrscheinlich höchstens eine vage historische Erinnerung, eine Jugendreminiscenz sein, die ihnen ihre Väter erzählten, wobei sie während des Erzählens warm wurden wie Kampfrichter oder die Zuschauer eines alten Turniers. (Schluß folgt.)

Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius.

Von

Heinrich Gelzer.

(Schluß.)

Eins muß übrigens bei aller Anerkennung von Curtius' großen und bleibenden Verdiensten um die griechische Geschichtsforschung gesagt werden, und dies ist mir auch mehrfach von ihm nahestehenden Gelehrten bestätigt worden. Es war nicht ganz leicht, mit ihm eine wissenschaftliche Debatte unter sorgfältiger Abwägung der Gründe und Gegengründe zu führen. Er pflegte oft und gern zu sagen: „Man mache mir doch einmal stichhaltige Einwürfe gegen meine Positionen. Ich bin Gründen durchaus zugänglich. Aber entweder wird meine Darstellung mit vornehmem Stillschweigen als nicht existierend betrachtet oder mit einigen hochmütigen Worten abgethan, die den Kern der Sache nicht treffen." Dies kann doch nur mit Einschränkungen gelten. Trat man ihm, wo es sich um eine seiner Lieblingsanschauungen handelte, mit einer gegenteiligen Ansicht scharf entgegen, so war er entweder den Gründen nicht zugänglich, oder es erfaßte ihn über den „Abfall" eine so tiefe Bekümmernis, daß man bereute, nicht geschwiegen zu haben.

Ich will nur ein Beispiel anführen: Er hatte mich einmal provoziert, ihm denn nur einen bestimmten Fall anzuführen, wo er, meiner Meinung nach, andern Forschern gegenüber entschieden im Unrecht sei; ich nannte die Inschrift von der Schlangensäule auf dem Atmeidan und sagte ihm offen, daß ich Frick, Kirchhoff und den andern Forschern durchaus recht geben müsse, welche die Inschrift für echt und mithin das Denkmal für althellenisch erklärten. „Aber es ist vollkommen gegen den Geist griechischer Kunst, ineinander gewundene Schlangenleiber als Stütze und Träger, als Säule sich zu denken." Von dieser Anschauung ließ er sich nicht abbringen. Einen Widerspruch gegen die mit ihm verwachsenen Anschauungen empfand er fast wie einen physischen Schmerz; so bemerkte er mir gleich nach dem Erscheinen von E. Meyers zweitem Bande, daß auch dieser sich gegen Bunarbaschi und für Hisarlik erkläre. Ich erwiderte, daß auch mir jetzt die Sache durch Schliemann entschieden scheine; wir hätten uns ja durch den Augenschein 1871 überzeugt, daß das Mauerwerk auf dem Bali Dagh etwas kümmerlich sei. Die Vermutung, welche damals Calvert ausgesprochen, daß die dortigen Ruinen vielleicht das alte Gergis seien, scheine mir recht annehmbar. Doch mit der größten Lebhaftigkeit erwiderte er: „Aber ich bitte Sie! die *πλυνοί!* (Waschgruben.) Und Sie schlagen sich selbst ins Gesicht, der Sie damals unter dem frischen Eindruck des mit eignen Augen Geschauten in Ihrem Vortrage so energisch für den Bali Dagh eingetreten sind." Ich erwiderte, daß ich damals noch sehr jung gewesen und eigentlich nur nachgesprochen habe, was Welcker behauptet und er mich gelehrt habe. Da wurde er tief bekümmert und klagte, daß auch auf mich die von Schliemann beeinflußte öffentliche Meinung so stark einwirke. Natürlich hörte damit die Debatte auf.

War Curtius aber einmal von der Irrigkeit einer bisherigen Anschauung überzeugt, gab er sie auch rückhaltlos preis. Beweis dafür ist seine entschiedene Zustimmung zu Kirchhoffs Ausführungen über die perikleische Politik gegen Theben. Bekanntlich war die berühmte Stelle der aristotelischen Politik von der Katastrophe der thebanischen Demokraten nach der Schlacht bei Oinophyta immer dahin verstanden worden, daß auch in Theben, wie im übrigen Böotien, eine demokratische Partei sich an Athen angeschlossen habe, welche dann später durch eine lakonisierende Oligarchie gestürzt worden sei. Lediglich durch scharfsinnige philologische Interpretation hat Kirchhoff evident dargethan, daß gerade die zentralistischen Demokraten von Theben zugleich lakonistisch gesinnt waren, während die föderalistischen Landjunker der andern Städte zu Athen hielten. Perikles hat also, den momentanen Umständen Rechnung tragend, sich als kühlen Realpolitiker bewährt und mit Faktoren ein Bündnis geschlossen, die ihrem innersten Wesen nach seiner und Athens Politik entgegentreten mußten. Die neuen Auflagen von E. Curtius' Geschichte beweisen, wie unbedingt er Kirchhoffs Ausführungen acceptiert hat.

Man hört nicht selten die Bemerkung, daß seiner geschichtlichen Darstellung das eigentliche politische Verständnis fehle; hier hat er sich jedenfalls frei von

allem systematisierenden Doktrinarismus gehalten und mit der Politik der Thatsachen zu rechnen verstanden.

E. Curtius, den man sich gern als eine mehr poetische Natur vorstellt, welche der prosaischen Wirklichkeit politischer Institutionen und Kämpfe fremd gegenüber gestanden habe, hat für die politischen Zustände meiner engeren schweizerischen Heimat ein sehr feines Verständnis gezeigt, ein feineres, als sonst vielfach Gelehrte bewiesen haben. Er hat seine Aufenthalte in Zürich, Winterthur und namentlich in Basel bei W. Vischer und andern Freunden benutzt, um sich aufs liebevollste in die mit jedem Jahrzehnt mehr schwindenden Ueberreste des alten schweizerischen Föderalismus zu versenken; den sogenannten „Kantönligeist" hat er nicht in der hergebrachten Weise verspottet, sondern zu verstehen gesucht. Wie Niebuhr für das Rom der älteren republikanischen Epoche, so fand er für den Mikrokosmos der hellenischen Polisstaaten in der Schweiz die wichtigsten und belehrendsten Parallelen und zeigte dadurch für griechische Eigenart oft mehr fruchtbringendes Verständnis als etwas schablonenhaft urteilende Gegner. Mit Energie benutzte er seine Schweizeraufenthalte, um sich aufs gründlichste über die Beamtenorganisation, die Gewalt der gesetzgebenden Räte und der Landsgemeinden, über das Wirtschaftsleben der Kleinbürger, Bauern und Alpensennen der innerschweizerischen Bergkantone zu unterrichten. Diese Studien, welche nur eine Vertiefung seines Verständnisses griechischer Staatsorganismen und Wirtschaftszustände bezweckten, brachten mich oft zur Verzweiflung durch die Exaktheit und Gründlichkeit seiner Fragen, so daß wir dann gemeinsam Gemeindepräsidenten, Ammänner, Bannwarte oder ähnliche wohlunterrichtete und ortskundige Leute konsultieren mußten, weil es mir, obschon ich einen großen Teil meiner Jugend im Gebirge zugebracht hatte, einfach unmöglich war, seinen bis ins kleinste Detail eindringenden Wissensdurst zu befriedigen.

Tief bekümmert war Curtius über den Niedergang der philologischen Studien infolge der neuen altertumsfeindlichen Zeitströmung. Er war fest überzeugt, daß die Wurzeln unsrer Kraft und Gesittung auf hellenischem Boden zu suchen seien, und zu den Altmeistern der Philologie aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts sah er mit unbegrenzter Hochachtung empor. Lachmann und M. Haupt bewunderte er in ihrer einseitigen Größe und trat abweichenden Anschauungen mit großer Entschiedenheit entgegen. Gelegentlich nahm er übrigens Haupts kräftiges Urdeutsch auch humoristisch. Kurz nach Vollendung des dritten Bandes seiner Geschichte besuchte Curtius denselben in Berlin. Haupt fragte, ob er bald den vierten Band herausgebe. „Nein," meinte Curtius, „ich habe vorläufig genug Bücher geschrieben." „Das ist schade," sagte Haupt, „Ihre Geschichte wird mit jedem Bande besser," und Curtius: „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Ich hätte sie dann gleich auf zwölf Bände berechnet."

Man meine auch nicht, daß Curtius bei seinem Enthusiasmus für Hellas' Kunstwerke an den Denkmälern der deutschen Vergangenheit achtlos vorübergegangen sei. Ich äußerte einst, die heutigen Deutschen hielten es wie die Römer und Griechen der Kaiserzeit; tadelnd sagt nämlich Pausanias der Perieget, daß

die Griechen alles Fremdländische ganz anders bewunderten als das Einheimische. Hervorragende Männer lieferten die genauesten Beschreibungen der Pyramiden, und die nicht minder staunenswerten Mauern von Tiryns und das Schatzhaus des Minyas hielten sie nicht einmal einer kurzen Erwähnung wert. Gerade so ist es heute. Jeder halbgebildete Deutsche ist in Venedig, Florenz, Rom und in Neapel, Syrakus oder Palermo gewesen. Wer kennt sie nicht, die Scharen der deutschen Kolonie zu Rom, welche an den Gratistagen vollzählig auf dem Palatin oder im kapitolinischen Museum erscheinen, oder wen haben nicht schon in Venedig jene alleinstehenden ältlichen Damen erheitert, welche in einem bieder nach Toussaint-Langenscheidt eingelernten Italienisch mit dem Gondoliere viertelstundenlang um ein paar Soldi kämpfen? Aber wie viele von diesen Italien-Enthusiasten sind in Rothenburg ob der Tauber oder in Schwäbisch-Hall, in Wimpfen oder Ueberlingen gewesen? Die Gräber der della Scala von Verona kennt jeder; die so bequem zu erreichende Hohenzollerngruft von Heilbronn besucht außer Künstlern und Architekten kaum ein Mensch. Curtius, der meine Vorliebe für die alten kunsthistorisch wichtigen Städte Süddeutschlands und der Schweiz teilte, machte mich noch besonders auf Aschaffenburg aufmerksam, nicht nur wegen des Pompeianums, sondern besonders wegen der Anlage der kurfürstlichen Residenz. „Diese geistlichen Herrscher," sagte er, „haben in seltener Weise Sinn und Verständnis für wahrhaft fürstliches Auftreten besessen. Für den Herrscherpalast ist nun vor allem charakteristisch die Terrasse. Schon die Babylonier und Assyrer haben den Fürstensitz mit terrassierten Gartenanlagen geschmückt, (die hängenden Gärten der Semiramis), wie sie uns Fergussons und Chipiez' Restaurationen wieder vor Augen geführt haben. Gerade so hielten es die deutschen geistlichen Fürsten. Aschaffenburg, die Sommerresidenz der Mainzer Kurfürsten, ist rings von terrassierten Gartenanlagen umgeben; ebenso steigen hinter dem glanzvollen und wahrhaft fürstlichen Schlosse der ‚Herzöge zu Franken', der Würzburger Fürstbischöfe, die prachtvollsten Gartenterrassen empor, und oberhalb der fürstbischöflichen Residenz in Bamberg erhebt sich der Michaelsberg mit seiner weithin die Lande überschauenden und beherrschenden Terrasse. Diese Priester haben eben erkannt, daß zum Fürstenpalast die Terrasse gehört." Jeder sieht, wie fein hier die charakteristische Eigentümlichkeit und Uebereinstimmung in der Bauthätigkeit der altorientalischen Priesterkönige und der fürstlichen Priester der Neuzeit hervorgehoben wird.

Eine der Fragen, die wir am häufigsten gemeinsam erörterten, war die über den Ursprung des hellenischen Pantheons und den Einfluß der orientalischen Kultur auf die griechische Götterlehre. E. Curtius hatte in einem Aufsatze der preußischen Jahrbücher die Grundlinien für eine historische Auffassung der griechischen Mythologie gezogen. Die griechischen Götter sind nicht geheimnisvoll mystisch geworden, sondern wie die aller Völker zusammengesetzt aus nationalen und fremden Bestandteilen, die oft sehr äußerlich und zufällig eine Verbindung eingehen. Als fremde Eindringlinge suchte er namentlich die weiblichen Gottheiten neben Aphrodite auch Artemis und Athena nachzuweisen. Aber dieser

Aufsatz fand fast durchweg eine sehr unfreundliche Aufnahme. Unter den Hellenomanen machte sich eine förmliche Entrüstung geltend.

In erster Linie trat Alfred von Gutschmid auf. Zwischen ihm und E. Curtius, die sich persönlich nicht kannten, bestand eine tiefgehende Divergenz der Anschauungen und auf beiden Seiten eine entschiedene Abneigung gegen die wissenschaftliche Richtung des andern. So sind beide Gelehrte einander nicht gerecht geworden.

Mit Bezug auf Curtius' Aufsatz schrieb A. von Gutschmid 1876 in seinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte des alten Orients" (S. 159): „E. Curtius hat an die Wissenschaft der griechischen Mythologie die Aufforderung gerichtet, angesichts der assyrischen Entdeckungen umzukehren und das ihre zu thun, um das hellenische Pantheon in ein assyrisches Pamporneion zu verwandeln." Selten hat ein polemischer Ausfall Curtius so gekränkt wie der etwas grobkörnige Scherz mit dem assyrischen Pamporneion. In den Gesprächen mit mir kam er immer wieder darauf zurück und konnte die Sache durchaus nicht von der heiteren Seite nehmen.

Ebenso scharf sind einige Aeußerungen, welche U. von Wilamowitz-Möllendorff in seinem Kydathen und in seinen homerischen Untersuchungen gethan hat. „Wilamowitz," sagte mir einmal E. Curtius, „hat einen förmlichen Bannstrahl gegen mich geschleudert." Er sagte das mit Bezug auf Kydathen S. 160: „Wer die Jungfrau von der Burg in das Pamporneion von Ninive verweist, *μηδέ μοι ξυνέστιος γένοιτο μηδ' ἴσον φρονῶν*. Wachsmuth aber, und so die Mehrzahl der besonnenen Forscher haben mit Transigieren und mit partiellen Konzessionen nach beiden Seiten durchzukommen versucht: es sollte mich freuen, wenn wenigstens die Erkenntnis Platz griffe, daß sich zween Herren nicht dienen läßt, Athena und dem Mammonas."

Im Anschluß an diese und ähnliche Aeußerungen, die wir unsern Unterredungen zu Grunde legten, pflegte Curtius zu behaupten, daß entsprechend einer heutigen starken Zeitströmung auch in der Wissenschaft ein förmlicher Antisemitismus sich geltend mache. So bemerkt er auch treffend im Vorwort zu den gesammelten Abhandlungen Bd. II., S. VII: „Ein andrer wesentlicher Zug des historischen Sinns ist die Unbefangenheit, die Freiheit des Geistes von vorgefaßten Meinungen und Stimmungen. Man ist befremdet, davon auf dem Gebiete alter Völkergeschichte sprechen zu hören. Und doch kann ich mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß namentlich in der Abweisung morgenländischer Kultur sich noch immer eine gewisse Antipathie hie und da zu erkennen giebt, welche die Unbefangenheit des Urteils trübt ... Semitisch ist die älteste Kultur am Mittelmeer, und doch sträubt man sich noch immer, in Religion und Kultur anregende Einflüsse der Semiten anzuerkennen. Man läßt nicht einfach die Thatsachen auf sich wirken: man begegnet noch immer der Vorstellung, es gereiche den Hellenen zur Ehre, wenn man ohne Anerkennung irgend welcher Abhängigkeit von auswärtigen Faktoren auskommen könne, und man weist das, was von mir und andern in dieser Beziehung geltend gemacht worden ist, mit Mißbehagen zurück,

ohne die Thatsachen zu widerlegen." Namentlich konnte Curtius sich durchaus nicht mit der Anschauung befreunden, welche sogar Aphrodite für echt indogermanisch erklären will. Um so mehr freute er sich, als ich ihn auf die Art aufmerksam machte, wie E. Meyer (Gesch. d. Alter. II, § 91) diese Frage behandelt. „Nach Herodot waren die phönikischen Goldbergwerke auf Thasos weit großartiger als die späteren griechischen; die Tempel des Herakles auf Thasos und der Aphrodite auf Kythera bezeichnet er als phönikische Gründungen. Manche dieser Daten mögen unzuverlässig oder aus Kombination hervorgegangen sein; sie sämtlich für unhistorisch zu erklären, ist unmöglich... Auf Cypern und Kythera ist Aphrodite zweifellos an Stelle einer phönikischen Astarte getreten; ob aber deshalb in Korinth und Sparta, ist nicht erweisbar." „Nun," meinte E. Curtius, als ich ihm diese Stelle vorlas, ‚das korinthische Gnadenbild ist doch genau dasselbe stahlumhüllte Schnitzwerk wie das Bild des phönikischen Tempels von Kythera (vergl. Pausan. II, 5, 1 und III, 23, 1.), und die mit dem dortigen Kulte verbundenen ‚gastfreien Mädchen' werden sonst bereitwillig den ‚unsittlichen' Semiten zugeschoben."

Gelegentlich machte ich E. Curtius auf eine Stelle der homerischen Untersuchungen (S. 215 ff.) aufmerksam:

„Die seit Jahrhunderten faulenden Völker und Staaten der Semiten und Aegypter, die den Hellenen trotz ihrer alten Kultur nichts hatten abgeben können als ein paar Handfertigkeiten und Techniken, abgeschmackte Trachten und Geräte, zopfige Ornamente, widerliche Fetische für noch widerlichere Götzen, die sich an Prostitution und Kastration delektierten, mit einem Wort wohl ὕλη für die Bethätigung des hellenischen λόγος, aber kein Fünkchen λόγος ..." Da rief Curtius: ‚Aber da bin ich ja mit Wilamowitz vollkommen einverstanden. Also die an das Schmücken und Herausputzen der Götteridole sich anknüpfenden Inkunabeln der alten hieratischen Kunst stehen auch nach seinem Eingeständnis vollkommen unter semitischem oder ägyptischem Einflusse. Das ist ja, was ich immer gelehrt habe. Die Menschen- und Tierformen verbindenden Darstellungen der Gottheit sind für Religions- und Kunstgeschichte wichtige Proben einer Uebergangsperiode, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmählich herausgestaltet hat. Ich habe durch Sammlung von Typen und Gesten, welche aus einer älteren Kunstwelt in die griechische herübergenommen sind, eine Vorstellung zu erlangen gesucht, wie die Hellenen das Vorgefundene aufgenommen und bei sich umgestaltet haben. Daß erst der hellenische Geist das aus dem Orient entlehnte Material zu einem Besitz umgeschaffen habe, wert, auch den folgenden Jahrhunderten überliefert zu werden, ist ja auch meine Grundanschauung. Freilich habe ich diesen Gedanken in etwas abweichender Form zum Ausdruck gebracht." Sehr fein machte er mich darauf aufmerksam, daß ein ähnlicher Kulturprozeß, wie hier zwischen Orient und Hellas, sich auch im Mittelalter zwischen Byzanz und Rußland vollzogen habe. Auch dort hat die russische Kirche von der byzantinischen in analoger Weise ein Erbgut empfangen wie die griechische Religion und Kunst von dem Orient. Auch dort hat bei der energisch nationalen Entwicklung vielfach

eine Umbildung der hellenischen Materie in russischen Logos stattgefunden, und doch wird niemand den kulturellen Zusammenhang zwischen Griechenland und Rußland leugnen.

Noch im August 1895 in Friedrichroda, als er tief in seiner Geschichte von Olympia steckte, konnte ich bemerken, wie sehr ihn diese religionsgeschichtlichen Probleme beschäftigten. Auf unsern gemeinsamen Spaziergängen teilte ich ihm mit, daß meine Studien über die armenische Götterlehre mich zu verwandten Resultaten geführt hätten, wie er aus der griechischen Götterwelt gewonnen habe. Ich führte des weitern aus, wie die Armenier noch in der Tigranes-zeit ein im höheren Sinne kulturloses Volk, d. h. Analphabeten und litteraturlos gewesen seien. Ein solches Volk, wenn es auch Ackerbau treibt, Weinbau und Oelzucht pflegt, Goldschmuck und zahlreiche andre Importartikel von den Händlern der benachbarten Nationen eintauscht, ist noch ein geistiges Kind, ein weißes Blatt, welches widerstandslos jeden fremden Eindruck von außen in sich aufnimmt. Auf Armenien übte das Partherreich einen überaus mächtigen Einfluß, und der größte Teil des dortigen Götterhimmels ist darum iranischen Ursprungs. Daneben stand das Land unter der starken Einwirkung der hochkultivierten Syrer; auch ihnen verdanken die Armenier eine Reihe Gottheiten und Göttersagen. Dem gegenüber ist das original Armenische geradezu verschwindend gering. Man sollte meinen, diese mächtigen Wogen des Fremdentums hätten über dem kleinen und unbedeutenden Volke mit seinem noch schwach entwickelten Nationalbewußtsein einfach zusammengeschlagen. Allein gerade im Kampfe der ethnischen Gegensätze hat sich das nationale Leben des Volkes kräftig entwickelt, und im Widerstreit mit den nationalfremden Kulturelementen ist das patriotische, echt armenische Empfinden zur schönsten Blüte gelangt. Auch hier gilt Wilamowitz' Wort: Iranisch und syrisch ist die ὕλη; der λόγος ist echt national.

Es ist nun gar keine Frage, daß die Hellenen von Mykene und Orchomenos auf keiner höheren Kulturstufe standen als die Armenier der Partherzeit. Werden nun die Söhne Hayks von fremden Kulturelementen völlig durchtränkt, woher sollten die primitiven Hellenen die Kraft genommen haben, den mächtig eindringenden orientalischen Kulturstrom, der aus Babylon, der Urmutter aller Kultur, auf dem Landwege durch Kleinasien und auf dem Seewege aus Phönizien und Cypern sich zu ihnen ergoß, von sich abzulenken? Aus Phönizien und Kleinasien hat die urhellenische Kultur offenbar recht nachhaltige Eindrücke empfangen.

Welch rührendes Interesse E. Curtius meinen Studien schenkte, zeigt ein Brief vom 1. Januar 1896, zugleich ein Beleg für das rastlose Fortarbeiten des Geistes auch in der Leidenszeit; er schreibt: „Ich sehne mich nach geistiger Speise von Ihnen und nach elektrischer Verbindung mit Ihnen um so mehr, da ich mich doch aus dem großen Verkehr zurückziehe und meiner Augenschwäche wegen so wenig lese. Meine Vorlesungen halte ich täglich, oft auch noch Sonnabend im Museum und arbeite täglich an der Vollendung meiner Geschichte von Olympia, die eine Art Kultusgeschichte von Hellas giebt, von einem Stand-

punkte aus gesehen. Dabei habe ich vieles neu gelernt, namentlich welche Burg monotheistischer Gottesanschauung Olympia und welche sittliche Weltmacht der Zeus des Pheidias gewesen ist.

„Religionsgeschichte fesselt mich immer am tiefsten, und ich harre immer auf das, was Sie mir schon im November in Aussicht stellten, eine Arbeit, in der Sie nach Analogie armenischer Vorgänge die Entwicklung des hellenischen Polytheismus darstellen wollten. Was könnte mir Lieberes geboten werden!"

Zur Lösung religionsgeschichtlicher Probleme befähigte E. Curtius vor allem der tief religiöse Grundzug seines Wesens. Dadurch besaß er fragelos ein feineres Verständnis für diese Fragen als andre und für ihre Erörterung von vornherein eine große Ueberlegenheit. Es ist charakteristisch für unsre Zeit, daß ich oft von durchaus nicht religionsfeindlicher Seite gefragt wurde, ob Curtius nicht stark pietistisch sei. Für pietistisch gilt eben heute in vielen Kreisen jeder, dem sein religiöser Glaube Bedürfnis und Herzenssache ist. Und doch war Curtius von jeder engherzigen Frömmigkeit weit entfernt. Sein Christentum war etwas durchaus Ursprüngliches, mit seinem ganzen Wesen aufs innigste Verwachsenes.

Charakteristisch für E. Curtius war seine rastlose Arbeitsenergie. Sie wurde ein Sporn für alle ihm näher Stehenden. Denn man schämte sich, neben ihm in Unthätigkeit zu verharren. Darum kannte er auch die behagliche Muße eigentlich nicht. Die Unterhaltung mit ihm betraf fast ausschließlich die Wissenschaft oder die höchsten geistigen Probleme und wurde daher, wenigstens mir, auf die Dauer manchmal etwas anstrengend. Er dagegen schien immer dieselbe Elasticität des Geistes zu bewahren. In Krankheitsperioden konnte dieser Feuergeist nur durch Vorlesung ihm sympathischer Bücher einigermaßen in Ruhe gehalten werden. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Biographien, und unter diesen sprachen ihn am meisten die von self made-men an, von ursprünglichen, aus der Tiefe sich empor arbeitenden Persönlichkeiten, welche mit wuchtiger Thatkraft die schwersten äußeren Hindernisse besiegten. An Schilderungen solcher persönlichen Kämpfe hatte er seine helle Freude und nahm daran so lebhaften Anteil, wie ein begeisterter Zuschauer an den Peripetien des Dramas.[1]) Während der Augenoperation 1894 las ich ihm die Erinnerungen eines alten Mechanikers vor, diese ebenso kernhafte als humorvolle Biographie, welche der Bremer Verein zur Verbreitung guter Schriften mit überaus glücklichem Griff seinem eisernen Bestande einverleibt hat. Die Persönlichkeit des Verfassers (des bekannten Ingenieurs Riggenbach vom Zahnradsystem) hatte bald Curtius lebhaftestes

[1]) Hiefür ist auch folgendes Erlebnis bezeichnend: Bei einem Sommeraufenthalt in Chateau d'Oex las er zufällig zum ersten Male den Dorfnotär. Ganz ergriffen von den lebenswahren Schilderungen des ungarischen Komitatslebens, schrieb er an seine Tochter auf einer Postkarte: „Luft und Natur sind ganz herrlich. Die liebliche Schweizergegend genieße ich in vollen Zügen. Nur das Schicksal des armen Tengely verfolgt mich Tag und Nacht." Natürlich fragte diese, die Eötvös' Buch nicht kannte, mit wendender Post, wer denn dieser gänzlich unbekannte Freund oder Verwandte sei, dessen Schicksal dem Vater so zu Herzen gehe.

Interesse abgewonnen; wurden wir durch Besuche oder sonstige Abhaltungen unterbrochen, verlangte er nachher mit ordentlicher Ungeduld die Wiederaufnahme der Lektüre. Besondere Freude machte ihm die plastische und anschauliche Schilderung der Reise nach Algier, der Physiognomie von Stadt und Umgebung, der üppigen Vegetation u. s. f. Er fühlte sich wieder im Geiste an sein geliebtes Mittelmeer versetzt.

Während der Leiden des Winters und Frühjahrs 1896 bat er einen befreundeten Geistlichen um eine ihm zusagende Lektüre. Dieser brachte Livingstones Leben, das C. noch nicht kannte. Auch das war ein überaus glücklicher Griff. So sehr fesselten ihn die Schilderungen von den Kämpfen und Wanderungen des großen Glaubensboten und Entdeckers, daß er darüber die furchtbaren Schmerzen des über ihn verhängten Leidens vergessen konnte. Ich habe auch in dieser Zeit noch mehrfach mit ihm Briefe gewechselt; nie klagte er, immer handelte es sich nur um wissenschaftliche Gegenstände, in erster Linie um die Geschichte von Olympia. Ein einziges Mal hat er in kurzen erschütternden Worten seiner Leiden gedacht. Er schrieb mir am 5. Mai 1896: „... ich höre mit Freuden, daß Sie Religionsgeschichtliches fortarbeiten. Den kleinen Aufsatz ‚Topographie und Mythologie' kennen Sie. Ich wüßte so gern, was Sie dazu sagten! Deutlicher kann man sich doch gegen die Gegner nicht aussprechen? Sie lesen ja jetzt wohl griechische Geschichte? Ich habe viel zu lernen an Geduld und Ergebung. Ich habe zu lernen, wie man dem Abschluß entgegengehen soll ohne das Gefühl eines Verurteilten zu haben.

„Die Trauer um Treitschke hat etwas Herzerhebendes

Ihr

E. C."

Ich finde keinen passenderen Schluß, als diese Worte für meine Aufzeichnungen. Sie sind für Ernst Curtius charakteristisch. Gefoltert vom ärgsten physischen Schmerz, der ihm allein die tieftraurigen und doch so ergebungsvollen Worte auspressen kann, gedenkt er des eben dahingeschiedenen, in idealem Hochfluge ihm so ähnlichen, von ihm so wertgehaltenen und mit ihm so eng verbundenen Kollegen und Freundes.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Aus dem Leben eines deutschen Kleinstaates vor hundert Jahren.

Aus den Aufzeichnungen meines Urgroßvaters.

Mitgeteilt von

P. von Ebart.

I.

Der Minister von Sachsen-Gotha-Altenburg Hans von Thümmel schrieb bei Beginn dieses Jahrhunderts: „Ein kleiner Staat findet im Gange der Politik oft mehr Schwierigkeiten zu überwinden, um sich aus Verlegenheiten zu ziehen, als ein großer; seine Selbständigkeit ist ephemerisch und hängt bloß von der Gerechtigkeit und dem Billigkeitsgefühl der Beherrscher großer Reiche, oft von den Umständen und noch mehr von der Geringschätzung ab, mit der er behandelt wird."

Das Nachstehende ist ein Beweis obiger Behauptung.

Fürst Günther Friedrich Karl I. von Schwarzburg-Sondershausen, geboren am 5. Dezember 1760 zu Sondershausen, gestorben (auf dem Jagdschloß „Zum Possen" bei Sondershausen) am 22. April 1837, war der älteste Sohn des Fürsten Christian Günther und seiner Gemahlin Charlotte Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Sein Körper war kräftig, aber seine geistigen Anlagen wurden ganz vernachlässigt, „denn seine Erziehung geschah ohne alle Sorgfalt." [1])

In jenen Tagen hielt man es freilich für hinreichend, wenn ein Prinz, besonders der Erstgeborene, dessen Laufbahn sich von selbst verstand, in gewöhnlichen Dingen unterrichtet war, denn das Regieren war damals, wo Staatskonstitutionen, Volksvertretung, Budget, Zivilliste und dergleichen aus neuerer Zeit hervorgegangene Worte und Begriffe unbekannte Laute waren, kein schweres Geschäft.

Der Erbprinz wuchs auf, meistens sich selbst überlassen, von Personen umgeben, die eben nicht geeignet waren, seine Ausbildung zu fördern und seiner Denkart eine gute Richtung zu geben. Dabei fehlte es ihm nicht an richtigem Blick und scharfer Urteilskraft, wovon im folgenden noch Beweise gegeben werden sollen.

Das Verhältnis zwischen ihm, der sich gern frei bewegte, und seinem Vater, dem die Etikette liebenden Fürsten Christian Günther, war ein schlechtes.

Dem Erbprinzen wurde Anfangs der neunziger Jahre ein kleines einsames Landgut „Scherien", an der Straße zwischen Sondershausen und Kelbra [2]) gelegen, zum Wohnsitz angewiesen, wo er freien Spielraum für seine aus Geschäftslosigkeit entspringenden Neigungen fand.

Ich lasse das Tagebuch meines Urgroßvaters [3]) reden: „Den 14. Oktober 1794, ½2 Uhr nachmittags, starb an der Wassersucht unser durchlauchtigster regierender Fürst zu Schwarzburg. Worauf mich sogleich der an die Regierung gekommene Fürst, Herr Günther Friedrich Carl, durch den Kammerdiener Kein aufs Schloß rufen ließen und in das Sterbezimmer führten, wo noch viele Menschen versammelt waren und den eben eingeschlafenen

[1]) Vergl. den Regenten-Almanach 1837.

[2]) Weg nach dem heutigen Kyffhäuser-Denkmal.

[3]) Ludwig Wilhelm Adolph v. Weise, Fürstlich Schwarzburg-Sondershäusischer Erster Wirklicher Geheimerat, Chef des Geheimen Conseils. Geboren am 25. März 1751, gestorben 30. Juni 1820.

Fürst, der noch in seinem Bette lag, anstaunten, wobei auch Prinz Albert Durchlaucht zugegen waren. Nach abgestatteter Kondolenz und Gratulation zum Regierungsantritt wurde der erblaßte Fürst im Bette liegend aus dem Sterbezimmer in ein andres getragen, womit 14 Personen und der durchlauchtigste Nachfolger selbst beschäftigt waren, alsdann wurden zuerst dem neuen Fürsten die Schlüssel von der Stadt Sondershausen durch Oberstlieutenant von Reitzenstein überbracht, nachdem alle Stadtthore geschlossen waren; der Oberst v. Hopfgarten hatte sich aber entschuldigen lassen, daß er wegen Alter nicht selbst aufwarten könne. Die beiden Garden wurden gleich vor den Quartieren ihrer Chefs durch den Auditeur Regierungsrat Rink verpflichtet und einstweilen alle Posten und Wachen mit dem Ausschuß besetzet, nach geschehener Verpflichtung aber die Thore wieder geöffnet und der Ausschuß wieder abgelöset."

Im besten Mannesalter, 34 Jahre alt, kam der Erbprinz am 14. Oktober 1794 zur Regierung; — seine ersten Maßregeln erweckten günstige Erwartungen. Der Fürst führte sein gewohntes Leben weiter, sein ohne Zwang und zutraulich sich hingebendes Benehmen blieb unverändert und gewann ihm die Herzen der Bürger. Weniger behagte dies dem hohen Adel, der sich unter des verstorbenen Fürsten Regierung behaglich in den Strahlen der Hofsonne gefühlt hatte und jetzt, wo es keinen Hof mehr gab, seine ganze Unbedeutendheit bitter fühlte.

Der junge Fürst ließ sich von den Regierungsgeschäften nicht drücken; einige gute Köpfe besorgten das Nötige. Vor allem drangen die Gutgesinnten in der Umgebung des Fürsten auf dessen Vermählung. Nach langem Zureden entschloß er sich auch dazu, und innerhalb acht Tagen führte der Fürst seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Rudolstadt, dem jubelnden Sondershausen zu. Das war am 23. Juni 1799.

Als am 24. September 1801 dem Fürsten ein Sohn geboren wurde, — 1800 war die nachmalige Fürstin von Lippe-Detmold geboren, — und in Stadt und Land die größte Freude herrschte, hatte bereits das sehnlich herbeigewünschte und glücklich begonnene Familienleben mannigfache Trübungen erfahren. Ende 1801 verließ die Fürstin mit ihren beiden Kindern Sondershausen und nahm ihren Wohnsitz wieder in Rudolstadt. Im Jahre 1816 siedelte sie in das neu eingerichtete Schloß zu Arnstadt über, wo sie am 22. April 1854 starb. Die Veranlassung zu dieser Trennung gaben wiederkehrende frühere Gewohnheiten des Fürsten, namentlich seine Maitressenwirtschaft, wie sie damals an vielen Höfen in Blüte war.

Seit dem Regierungsantritt des Fürsten Günther Friedrich Carl litt Deutschland bekanntlich hart unter den napoleonischen Kriegen. Nach der Schlacht bei Jena, am 15. Oktober 1806, war der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Sondershausen und hielt sich ganz kurze Zeit in dem Hause eines Bürgers (am Markt und Stubengassen-Ecke) auf und fuhr dann sofort mit fürstlichen Pferden weiter. Unmittelbar darauf rückte der Marschall Soult mit einem Armeecorps in die Stadt ein.

Nach dem Beitritt zum Rheinbunde am 18. April 1807 mußte der Fürst, wie mehrere andre kleine Bundesfürsten, sein Kontingent, das zuerst nach Spanien geschickt wurde, mehrmals ergänzen. Im November 1813 trat er vom Rheinbunde zurück und nahm alsbald teil an dem Kampfe gegen Frankreich.

Dem Fürsten gelang es, nach der Stiftung des Deutschen Bundes, die lästigen Lehnsverhältnisse, in welchen das Land früher mit den sächsischen Häusern stand, durch einen Vergleich mit Preußen, das durch die Erwerbungen in Thüringen in die Rechte des Königreichs Sachsen getreten war, völlig zu lösen.

In den Aufzeichnungen meines Urgroßvaters, des schon genannten Geheimerats v. Weise, welche die Zeit von 1794—1820 begreifen, heißt es: „Uebersicht des Zustandes des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen in Staatsrechtlicher Hinsicht, vom Regierungsantritt des jetzt regierenden Fürsten Günther Friedrich Carl I. an gerechnet bis zum Jahre 1820":

„Das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen bestand 1794 aus drei Teilen: der Unterherrschaft, der Herrschaft Arnstadt und dem Reichslehnamte Gehren. Drückende Lasten lagen auf dem kleinen Lande, ‚5000 Thaler mußten jährlich an die Steuerkasse nach Dresden abgeliefert, sowie die Oberlehnherrlichkeit Sachsens in allen Dingen anerkannt werden.' Die Herrschaft Arnstadt stand in receßmäßigem Verhältnis mit dem herzoglichen Hause Weimar, und das Amt Gehren war unmittelbares Reichslehn; es war abhängig vom Kurhause Sachsen und dem herzoglichen Hause Sachsen-Weimar. Die Grafschaft Untergleichen, welche der Gothaischen Landeshoheit unterworfen war, bot auch wenig Günstiges für das kleine Fürstentum. So war der staatsrechtliche Zustand des Landes, als der Fürst Günther Friedrich Carl I. zur Regierung kam. Mit Beginn dieser Regierung stellten sich mancherlei Ereignisse ein, welche Kraft und Klugheit erforderten, um das Ganze in gehöriger Ordnung zu erhalten. Dahin gehört hauptsächlich: die Stellung des Reichs-Kontingents gegen die Franzosen, die Aufbringung der hierzu nötigen Steuern, die Auflösung des Deutschen Reichs, das Verschwinden der deutschen Kaiserwürde und das Erlöschen der Reichsverfassung, sowie Aufhebung und Mediatisierung sehr vieler deutschen Staaten.

„Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Schwarzburg durch kraftvolle und kluge Regierung des jetzt regierenden Fürsten und durch die Geschicklichkeit der an der Spitze stehenden Staatsbeamten Ordnung und Ruhe in seinem Lande und in allen Zweigen der Staatsverwaltung gestiftet, daher ein ordentliches Steuersystem auch für den ehemals befreiten Stand eingeführt, die desfallsigen kurfürstlich sächsischen Widersprüche besiegt, ungehorsame Unterthanen durch energische Maßregeln und Bestrafung zum Gehorsam zurückgeführt und die übrigen großen politischen Ereignisse vor sich, unter Erhaltung seiner, wiewohl damals sehr beschränkten politischen Selbständigkeit, vorübergehen und mehrere deutsche unmittelbare Reichsfürsten, deren Staaten nicht allein bedeutender als Schwarzburg waren, sondern welche auch keine staatsrechtlichen, in die Selbständigkeit der Staaten so tief eingreifenden Servituten (wie zum Beispiel Schwarzburg in Beziehung auf Sachsen und Weimar) anzuerkennen hatten, welche von keinem weiteren Lehns-nexus, als demjenigen, den der unmittelbare Reichsverband bestimmte, wußten, aus der Reihe der Staaten ganz heraustreten und ihre Beherrscher als mediatisierte Fürsten andern Fürsten als Oberhaupt und Souverän unterordnen sehen; mit ihnen fiel auch zugleich die bisherige unmittelbare Reichs-Ritterschaft, der Deutsche und der Johanniter-Orden. Die mediatisierten Fürsten mußten ihren zeitherigen Titel mit demjenigen eines Standesherrn vertauschen und diejenigen als ihre Landesherren ehren, welche vormals ihre Mitstände gewesen waren. Alles dieses waren die Folgen der französischen Revolution, der Kriege, die dieser folgten, der Teilnahme Deutschlands hieran und das Werk Napoleons. Man hätte glauben sollen, daß so viel unruhige Zeiten endlich einmal hätten zur Ruhe führen müssen, allein man täuschte sich, denn bisher war alles dieses nur ein Vorbote des nahen Sturmes für Schwarzburg gewesen, in der Mitte des Jahres 1806 und zu Ende desselben sollten sich schon die Drangsale eines neuen Krieges zeigen.

„Das Land hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Jena schwere Drangsale zu erdulden. Das preußische Heer nahm seinen Rückzug durch das kleine Land, der flüchtende König hielt sich einige Stunden in Sondershausen auf, und der Fürst ließ den König mit guten Pferden sofort weiter fahren. Unmittelbar darauf kam der Marschall Soult mit seinem Corps nachgerückt, der die Stadt arg plünderte, das Schloß besetzen ließ, und das Schicksal der Bewohner wäre noch ein härteres gewesen, wenn der Fürst nicht persönlich manches Unheil abgewendet hätte. Im November stand die Selbständigkeit des Fürstentums auf dem Spiele und die wichtigste Sorge des Fürsten war die Erhaltung der politischen Selbständigkeit. Der Fürst trat am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei, bis dahin wurde das Land von einem französischen Intendanten verwaltet. Im November 1813 entsagte der Fürst dem Rheinbunde und nahm alsbald teil an dem Kampfe gegen Frankreich. Nach der Stiftung des Deutschen Bundes gelang es dem Fürsten, durch einen Vertrag mit Preußen (15. Juni 1810) alle Lehnsverhältnisse zu lösen."

Auch der Zollanschluß Schwarzburg-Sondershausens an Preußen ist eine interessante Episode aus dem Kleinstaatleben damaliger Zeit.

Der Fürst brauchte für seine Hofhaltung viel Geld. Das Theater, eines der ersten wirklichen Hoftheater im Beginn dieses Jahrhunderts, kostete eine erkleckliche Summe, erkleckliche Summen auch die ausgezeichnete Hofkapelle und das Jagdvergnügen.

„Alle Vorschläge, welche von seiten der Sondershäuser Regierung gemacht," — schreibt Treitschke in seiner Geschichte im 19. Jahrhundert — „wurden vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Eichhorn abgewiesen. Man bat den Gesandten an den Thüringischen Höfen, General Lestocq, er möge in Berlin vorstellig werden, daß die harten Verfügungen aufgehoben würden. Der Fürst Günther Friedrich Carl wendet sich direkt an den König von Preußen (29. Juli 1819).[1]) Auch der alte Kanzler von Weise reiste selbst nach Berlin, konnte in dieser Sache aber nichts ausrichten.

„Mittlerweile hatte sich Vizepräsident von Motz in Erfurt des Streites angenommen; er kannte alle Herzensgeheimnisse der Kleinstaaten, da sein Regierungsbezirk mit fast einem Dutzend kleiner Landesherrschaften in Gemenge lag; er war mit dem Kanzler v. Weise als guter Nachbar vertraut geworden und erwarb sich jetzt um Deutschlands werdende Handelseinheit, die ihm bald noch Größeres verdanken sollte, sein erstes Verdienst, indem er den Freunden vorstellte, wie kindisch es sei, an einer Zollhoheit festzuhalten, die doch niemals in Wirksamkeit treten konnte. Gegen Ende September 1819 erschien der alte Weise wieder in Berlin, und da er diesmal ernstlich verhandeln wollte, so ward er mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Maassen und Hoffmann führten die Unterhandlung, unter beständiger Rücksprache mit Eichhorn ... Hoffmann stellte zuerst den Gedanken auf: das einfachste sei doch, die gemeinsamen Zolleinnahmen ohne fiskalische Kleinlichkeit nach der Volkszahl zu verteilen ... Weise ging sofort auf das günstige Anerbieten ein, und am 15. Oktober 1819 wurde der erste Zollanschlußvertrag unterzeichnet, kraft dessen der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen „unbeschadet seiner landesherrlichen Hoheitsrechte" seine Unterherrschaft dem preußischen Zollgesetz unterwarf und dafür nach dem Maßstabe der Bevölkerung seinen Anteil an den Zolleinnahmen — vorläufig eine Bauschsumme von 15000 Thalern — erhielt. Eine Mitwirkung bei der Zollgesetzgebung wurde dem kleinen Verbündeten nicht zugestanden; er mußte die Handelsverträge Preußens und alle andern Aenderungen, welche das Finanzministerium beschloß, einfach annehmen. Im übrigen waren seine Hoheitsrechte sorgsam, fast ängstlich gewahrt; selbst die Steuervisitationen auf schwarzburgischem Gebiet sollten nur durch die fürstlichen Beamten vollzogen werden."

Im schwarzburgischen Lande herrschte laute Freude, „der Fürst dankte tief gerührt für dies neue Zeichen königlicher Hochherzigkeit."[2]) Für die erhaltenen 15000 Thaler konnte der Fürst wieder seinen Neigungen leben, vor allem sein „berühmtes Rauchtheater" eröffnen. Hierüber sei mir gestattet, Mitteilungen zu machen, wie ich dieselbe von meinen Großeltern und Eltern und von manchen alten Sondershäuser gehört habe, die sich der Zeiten „des alten Fürsten", wie er im Volksmunde hieß, erinnerten. Viel ist über dieses sogenannte „Rauchtheater" gefabelt worden.

Das Theater war im wahren Sinne des Wortes ein Hoftheater. Das nachstehende Publikandum verdient mitgeteilt zu werden:

„Nachdem Durchlauchtigster Fürst unser gnädigst regierender Herr in Gnaden zu beschließen geruht hat, daß dero getreue Unterthanen den theatralischen Vorstellungen der hiesigen Fürstlichen Schauspieler-Gesellschaft unentgeltlich beiwohnen und deshalb bei jeder Vorstellung 283 Einlaßkarten frei ausgegeben werden sollen, so bringen wir hiermit diese gnädigste höchste Entschließung zur Kenntniß des Publikums.

Sondershausen, 11. Februar 1820.

Fürstlich Schwarzb. Regierung daselbst.
von Weise."

---

[1]) Briefwechsel des Kanzlers v. Weise an Hoffmann.

[2]) Der junge Weise an Hoffmann.

Personen, die keine Schwarzburger waren, hatten beim Besuch des Theaters die früheren sehr mäßigen Preise zu zahlen. Doch soll die an sich schwierige Kontrolle nicht so ängstlich gehandhabt worden sein. Schlimmer war es mit der Verteilung der Billette, da nur jede Familie eins bekommen sollte, was schwer durchführbar war und manche Beschwerde mit sich brachte. Die Damen gingen bereits um vier Uhr — das Theater fing um sieben Uhr an — in dasselbe, um einen guten Platz zu erhalten; damit dieselben aber die drei Stunden nicht müßig auf ihren eroberten Plätzen zubringen mußten, nahm jede der guten Bürgerfrauen ihren Strickbeutel mit und strickte für den Herrn Gemahl Strümpfe.

Die fürstliche Begünstigung war um so schätzbarer, als nicht nur das Schauspiel gut war, sondern auch die Kapelle und Oper sich vorzüglicher Kräfte erfreute. Erwähnung verdienen der berühmte Klarinettist Hermstedt, der Freund von Carl Maria v. Weber, Spohr, Romberg, der auch während seines Aufenthaltes im nahen Bade Tennstadt mit Goethe in nahen Beziehungen stand; ferner der Flötist Himmelstoß und der Hornist Herrmann. Der Fürst selbst war wirklicher Musikkenner und blies sehr gut Klarinette.

Der Fürst und seine Umgebung saßen in der ersten Reihe des Parketts; vor dem hohen Herrn lagen auf einem Tische seine Meerschaumpfeifen, auf einem andern Tische stand ein silberner Teller mit Apfelsinen, die der Fürst mit Dukaten spickte. Gefiel ihm die Leistung der Darsteller, so warf er diese Frucht mit dem Bemerken auf die Bühne: „Sing Er oder deklamiere Er diese Stelle noch einmal.“ Aber ebenso streng war der Fürst. Konnte jemand von den Darstellern seine Rolle nicht, so rief er: „Auf die Wache, lernen!“ Und nach beendeter Vorstellung wurde der Künstler auf die Hauptwache abgeführt, wo es ihm vergönnt war, vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden seine Rolle zu lernen.

Zum Schluß noch einige Worte über den alten Geheimrat v. Weise: Ludwig Wilhelm Adolph v. Weise, geboren am 25. März 1751, zu Himmelsberg, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung durch Privatlehrer in Sondershausen und bezog später die Universität Göttingen. Für den Staatsdienst gehörig vorbereitet, kehrte er nach Sondershausen zurück und trat als Vizeaktuar in die Dienste des Fürsten Christian Günther III. von Schwarzburg-Sondershausen, der von 1758—1794 regierte. Nachdem er alle Zweige der Verwaltung kennen gelernt und oft unter den schwierigsten Verhältnissen in den Kriegsjahren seinem Fürsten und dem Lande gedient hatte, wurde er zum Geheimrat und Kanzler ernannt, welche Stelle er auch beim Regierungswechsel 1794 beibehielt. Weise starb am 29. Juni 1820 auf einer Reise von Sondershausen nach Ballenstedt in Alexisbad.

Auf dem schönen Grabdenkmal, welches ihm gesetzt wurde, steht:

„Hier ruht die irdische Hülle des Herrn Ludwig Wilhelm Adolph von Weise, Fürstlich Schwarzburg-Sondersh. Ersten Wirklichen Geheimerathes, Chef des Geheimen Conseils und Kommandeurs des Königlich Preuß. Rothen Adlerordens. Geboren den 25. März 1751 und gestorben im Vertrauen auf Gott und im Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen edlen Fürsten, den 30. Juni 1820.

„Rastlos hast Du gepflegt hinnieden die Blüthen des Guten,
Dort in der Ewigkeit Flur winkt Dir die goldene Frucht.“

Kulturgeschichte.

Zur Entwicklung des Reisens.

Wenn man jahraus, jahrein in der sogenannten Reisezeit die langen Züge der Wanderer betrachtet, welche fernen Zielen zustreben, so sieht sich das als etwas ganz Gewöhnliches, niemand mehr Befremdendes an, und doch ist die Sache keineswegs so selbstverständlich.

vielmehr haben mannigfache Faktoren in Wirken und Leben der Menschen zusammentreffen müssen, um sie überhaupt zu ermöglichen, sie ist geradezu eine Spezialität der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei den Hauptkulturvölkern des Altertums, den Griechen und Römern, sehen wir nichts, was dem modernen Reisen vergleichbar wäre. Nicht etwa, daß es den damaligen Begüterten an den nötigen Mitteln gefehlt hätte, sie mögen, zum wenigsten in römischen Zeiten, zum Teil eher reichlicher geflossen sein wie heutigen Tags; und doch blieben die Leute, mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen, selbst in den heißen Sommermonaten zu Hause.

Nur eine geringe Schar sehr reicher und vornehmer Leute ging in den heißen Monaten „fort", entweder in das nahegelegene Gebirge oder an die ebenfalls nicht allzu ferne Seeküste, in das Seebad, wobei naturgemäß Gegenden mit landschaftlichem Reiz bevorzugt wurden. Dazu bedurfte es aber eines großen Aufwandes an Geldmitteln, einer eignen Villa mit all dem Personal, welches zur Aufrechterhaltung einer standesgemäßen Häuslichkeit für unentbehrlich gehalten wurde; man begab sich also lediglich aus dem eignen Winterhaus in das eigne Sommerhaus.

In der Zeit selbständiger Blüte war Griechenland ein kleines Fleckchen Erde, die Expansionskraft des Volkes zeigte sich in der Gründung zahlreicher Kolonien an den Ufern des Mittelmeers; der Verkehr mit ihnen war meist nur ein geschäftlicher, der bei der Unsicherheit und Beschwerlichkeit der damaligen Seefahrten kaum über das Notwendigste ausgedehnt wurde. Viel größere Länder- und Völkermassen würden in späterer Zeit in dem Reiche Alexanders des Großen gemeinschaftlicher Kultur und gemeinschaftlichem Verkehr zugängig geworden sein, hätte nicht der vorzeitige Tod Alexanders die Zersplitterung des gewaltsam zusammengefügten Reiches im Gefolge gehabt.

Erst das Römerreich schuf eine dauernde Vereinigung großer Länder und Völker. Dem römischen Soldaten folgte auch unmittelbar der römische Kaufmann und Kolonist, welche den unterworfenen Völkern mit ihren Erzeugnissen die römische Kultur selbst zuführten. Nun darf man wohl annehmen, daß die römischen Pioniere die Sehnsucht nach dem Mutterlande keineswegs einbüßten, und doch blieb trotz guter Landstraßen das Reisen im ganzen und großen auf Geschäftsleute, Staatsbeamte und Militär beschränkt, der wohlhabende und gebildete Privatmann, der Gelehrte, der Künstler fühlte sich durch die Provinzen nicht angelockt, sie waren und blieben ihnen Ort der Verbannung.

Um dies zu erklären, muß man bedenken, daß der Unterworfene nach damaliger Sitte der Menschenrechte verlustig ging und hierdurch das Odium der Unterjochung und Unselbständigkeit von den Provinzen und ihrer Bevölkerung nie vollständig verschwand. Es trat hinzu, daß die Provinzialen in den Augen der Römer Barbaren, das heißt Leute von geringerer Kultur als sie selbst waren, und man wird begreiflich finden, daß die gegenseitige Schätzung der Länder, wie Italien, Gallien, Hispanien, Germanien, Britannien und so weiter eine von der heutigen wesentlich verschiedene war; der antike Römer sah sehr auf sie herab, ohne Not suchte er sie nicht auf, und selbst Griechenland machte davon keine Ausnahme, obwohl dessen kulturelle Superiorität anerkannt blieb. Selbst in späteren Zeiten, als die Römer die unerwünschten Besuche der Barbaren im eignen Lande erhielten, ist mit der eignen Schwäche der Stolz auf die höhere Kultur ihnen doch nicht abhanden gekommen.

Es darf fernerhin auch nicht vergessen werden, daß das Reisen selbst im römischen Kulturreich nicht ohne Beschwerden und außerhalb der großen Landstraßen ein bequemes Fortkommen keineswegs gesichert war, ganz abgesehen davon, daß damals bei längeren Reisen sicheres Nachtquartier ein ebenso unabweisliches Bedürfnis blieb wie heute. Und gerade das Gasthofswesen war in jenen ernen Zeiten ungenügend entwickelt; die Behaglichkeit, welche die Gasthöfe boten, möchte kaum mit modernem Maßstabe zu messen gewesen sein; auf uns gekommene Gasthofrechnungen bleiben zwar hinter heutigen Preisen erheblich zurück,

lassen aber auch nicht darauf schließen, daß besonders vornehme oder verwöhnte Leute dort ihr Absteigequartier genommen.

Es kommt hinzu, daß damals das Verhältnis von Menschen verschiedener Nationalität kein so freundliches war, wie es heutzutage im allgemeinen ist. Ja, der römische Bürger war in guter Zeit überall geachtet und gefürchtet, Rücksichtnahme jeder Art konnte ihm nicht fehlen, aber die Provinzialen hatten wenig gegenseitige Interessen; ehemals hatte man den Nachbar mißtrauisch oder gar als Feind angesehen, dafür war unter römischer Oberherrschaft allerdings keine Veranlassung mehr, aber eine freundschaftliche Annäherung war mittlerweile weder eingetreten, noch auch römischerseits besonders begünstigt worden. Wozu also hätte man ein benachbartes Land besuchen sollen, wenn nicht geschäftliche Veranlassung dazu vorlag?

Nun könnte man wohl noch fragen, waren denn nicht die außerordentlichen Naturschönheiten, welche die römischen Provinzen enthielten, für den reichen Privatmann ein Anreiz zum Reisen? Leider muß das verneint werden.

Wenn auch den Alten, nachdem sie eine hohe Kulturstufe erreicht hatten, eine ästhetische Wertschätzung der Natur nicht fremd sein konnte, so fehlte ihnen doch der Sinn für das Erhabene in der Natur; gerade die größten Naturobjekte, wie gewaltige Gebirge, das weite Meer, blieben ihnen unsympathisch. Der Grund hierfür mag wohl mit in den Gefahren zu suchen sein, von denen der Mensch auf See und im Hochgebirge bedroht war, und über ihnen kam man nicht zu einem ruhigen Anschauen und Auf-sich-wirken-lassen erhabener Naturschönheiten.

Erst später, in der römischen Kaiserzeit, unter Nero, erfahren wir, daß letzterer sich einen Palast auf einem Felsen im Meere habe bauen lassen, ein Unternehmen, welches aus der Eigenart Neros wohl erklärlich ist. Der Vorgang war aber ein vereinzelter, von Liebe zur großartigen, das Gefühl des Erhabenen weckenden Natur finden wir bei dem vornehmen Römer keine Spuren, und ebensowenig wären wissenschaftliche oder künstlerische Interessen im stande gewesen, ihn zu beschwerlichen Reisen in gefahrdrohende Gegenden zu vermögen.

Die mit dem stetigen Niedergange antiker Herrschaft eintretenden allgemeinen Verhältnisse wurden des weiteren, besonders in der Zeit der Völkerwanderung, so ungünstig wie möglich für eine freiere Bewegung des einzelnen überhaupt. Die der Völkerwanderungszeit folgende Periode des Mittelalters brachte es zwar unter kräftigen Herrschern zu stabileren staatlichen Gebilden, im allgemeinen aber hatte, wenigstens im früheren Mittelalter, auch jetzt noch die Menschheit sich erst allmählich emporzuringen aus der Barbarei zur Kultur, aus dürftigen Lebensverhältnissen zu einem durch vermehrte Besitztümer behaglicher und reicher gestalteten Dasein.

Der Kampf um bessere materielle Existenz der Völker war im Mittelalter jedoch noch begleitet von dem Ringen um neue religiöse Güter, um die höhere Lebensauffassung des Christentums. Das frühere Christentum aber war nicht günstig einer freundlichen Stellungnahme zu der äußeren Welt, zur Natur, alles Irdische verfiel von Religions wegen der Mißachtung, und als nachahmenswerte Vorbilder wurden bewundert und verehrt Leute, welche die Weltverachtung bis zur teilweisen Vernichtung der eignen Person getrieben hatten.

An Kriegszügen war in diesen Zeiten kein Mangel, der kriegspflichtige und kriegstüchtige Teil der Bevölkerung mußte mit den Heerführern, den deutschen Kaisern, häufig ein wahres Wanderleben führen, das in der Zeit der Kreuzzüge sogar großartige räumliche Dimensionen annahm, aber es war doch kein freiwilliges Wandern, welches den Kriegsmann nach dem Süden Europas und selbst bis nach Kleinasien führte. Außer den Kriegsfahrten aber und den Zügen, welche der recht unsicher gestellte Handel erforderte, ist in den Zeiten des Ringens nach gesicherter staatlicher und bürgerlicher Existenz wohl nur ausnahmsweise gereist worden, und erst im späteren Mittelalter, im Zeitalter der Renaissance, wird ein lebhafterer, durch das Aufblühen von Künsten und Wissenschaften vermittelter internationaler Verkehr bemerkbar. In Italien, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und so weiter

entstand damals ein so reger Austausch der geistigen Güter, daß man wohl behaupten kann, die Gegenwart habe trotz der ungeheuer zu ihren Gunsten veränderten Sachlage auch heute noch nicht denselben Grad von Internationalität von Kunst und Wissenschaft erreicht wie in den Zeiten der Renaissance. Zu den Mußreisenden früherer Perioden gesellten sich nun allerdings viele freiwillig reisende, junge und ältere Männer, die im fremden Lande an berühmten Orten und bei berühmten Lehrern einen besonders hohen Grad der Ausbildung zu erreichen suchten. Die Hebung des Reiseverkehrs war also jetzt zwar unverkennbar, das Reisen selbst nach wie vor mit vielen Entbehrungen und Beschwerlichkeiten verknüpft, so daß es eine in weiteren Kreisen der Bevölkerung geübte Gewohnheit nicht zu werden vermochte.

Es mußte eben erst eine anders geartete Wertschätzung der Natur eingetreten sein, bevor das Reisen sich verallgemeinern konnte, und diese Wertschätzung wurde angebahnt in jenen fernen Zeiten, in denen die Anfänge der modernen Naturwissenschaft zu suchen sind. Nachdem Jahrhunderte sich von Welt und Natur abgewendet hatten, bedurfte es zunächst überhaupt einer Beschäftigung hervorragender Geister mit den natürlichen Dingen, um in langen Zeitläufen zu erreichen, daß die äußere Natur wieder als etwas Wertvolles angesehen werden durfte. Dies geschah sowohl auf speziell naturwissenschaftlichem, wie auf philosophischem Gebiete; große Astronomen und große Philosophen durchbrachen entgegen allen kirchlichen Widerständen die Schranken, welche zwischen dem Menschen und der Natur erstanden waren.

Es trat nun hinzu, daß die Erschließung bisher unbekannter Seewege im Bereiche der alten Welt sowie die Entdeckung der neuen Welt nicht nur die Kenntnis des Erdballs, sondern auch das Interesse an fernen Ländern steigerten, um so mehr als sich bald zeigte, daß letztere sehr wohl des Besitzes wert seien, und so finden wir, daß der menschliche Forschungsdrang sich alsbald gerade in weiten Fernen und vermittelst großer, mit erheblichen Gefahren verbundener Seereisen bekundete, die zwar nur einen sehr kleinen Bruchteil der Bevölkerung unmittelbar beanspruchten, von denen aber mehr oder weniger wahrheitsgetreue Reisebeschreibungen dem größeren Publikum fremdartige und staunenswerte Dinge überlieferten. Das Interesse an der Welt, in der wir leben, war somit allmählich in weiterem Umfange wohl erweckt, bethätigen freilich vermochte es sich noch nicht allgemein, es war im übrigen auch noch ein einseitiges geographisches und ethnologisches. Für die Masse der Gebildeten fehlte noch immer auch die ästhetische Wertschätzung der Natur, welche nur mit Hilfe der Kunst, der bildenden sowohl wie der dichtenden, zu erlangen war. Für die Deutschen vermochte in dieser Beziehung die bildende Kunst wenig zu leisten, für sie war in Deutschland die Zeit noch nicht gekommen; ihre Stelle übernahm die Dichtkunst in der zweiten Hälfte des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts, und es ist keineswegs zu viel gesagt, daß wir es hauptsächlich unsern beiden großen Klassikern Schiller und Goethe verdanken, wenn heutzutage ein großer Teil der Deutschen Empfänglichkeit für Naturschönheiten besitzt und Liebe zur Natur zu empfinden im stande ist. Schillers Werke sind Gemeingut aller Schichten der Nation geworden, seine herrlichen Naturschilderungen, wie sie zum Beispiel im „Wilhelm Tell" in enger Gemeinschaft mit dem menschlichen Thun und Leiden auftreten, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen, während andrerseits die Goethesche Lyrik die Gebildeten lehrte, wie die Unterlage auch für feinstes Empfinden in der sinnigen Erfassung der Naturerscheinungen, von den einfachsten bis zu den gewaltigsten, zu finden ist.

Die inneren Vorbedingungen zum näheren Umgang mit der Natur, Interesse und Liebe zu ihr, waren somit vorhanden, weniger freilich die äußeren. Einem Schiller war es nicht vergönnt, seine Reisen über Gelegenheits- und Geschäftsreisen hinaus auszudehnen, und selbst bei einem Goethe, der nach Lebensstellung und Vermögen gewiß in der Reihe der oberen Zehntausend seiner Zeit stand, muß man bedenken, welch gewaltiges Ereignis ihm seine italienischen Reisen waren! Gewaltig allerdings nicht bloß in Bezug auf Zeit und Kosten, welche sie wahrscheinlich erforderten, sondern auch hinsichtlich der Erwartungen, welche er für die Läuterung seiner Erkenntnis und Kunstanschauungen von ihnen hegte.

Erst der Gegenwart ist es gelungen, den eben erwähnten inneren Vorbedingungen die

äußeren zuzugesellen; erst nachdem fast alle Hindernisse des freien Verkehrs zu Wasser wie zu Lande von der modernen Technik hinweggeräumt waren, also in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, läßt sich von einer leichten Möglichkeit des Reisens, und nachdem staatliche wie private Transportgesellschaften darin gewetteifert haben, freilich weniger aus Menschenfreundlichkeit als wegen hoher Einnahmen, das Reisen möglichst angenehm und billig zu machen, auch beinahe von einer allgemeinen Gewohnheit des Reisens reden.

Das Reisen ist also Gemeingut geworden, sehen wir ein wenig zu, wie!

Noch bis zur Mitte unsers Jahrhunderts wurde nach England, Frankreich, Italien und so weiter gereist wegen persönlicher Beziehungen, um Geschäfte zu erledigen, um Zwecke zu verfolgen, die mit Wissenschaft oder Kunst in Verbindung standen. Reisen dieser Art bestehen natürlich auch heute noch fort, nur daß die großartig vervollkommneten Transportmittel ihr Gebiet auf die ganze Erde ausgedehnt haben und daß die Zahl der Reisenden entsprechend der Zunahme der Bevölkerungen, den gesteigerten Bedürfnissen und dem vermehrten Handelsaustausch ebenfalls zugenommen hat; hinzugekommen zu diesen gewissermaßen berufsmäßig Reisenden ist seit den vierziger Jahren eine neue Gattung, die Auswanderer, und sie haben vermöge ihrer großen Zahl einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der überseeischen Transportgelegenheiten ausgeübt.

Heutzutage giebt es jedoch auch noch andre Zwecke, wegen deren mitunter recht große, oft große und öfter kleinere Reisen unternommen werden, Vergnügen und Erholung sind es, die ganze Scharen mobilisieren und denen die riesenhafte Entwicklung des Gasthofswesens zu danken ist. Die Einsperrung vieler Menschen in die modernen Großstädte mit ihren ungesunden Lebensverhältnissen nebst der übermäßigen Abnutzung der Kräfte des einzelnen in Beruf oder Geschäft machen die Sehnsucht nach freier Bewegung und frischer Luft begreiflich. Das war ehedem anders. Man hatte ja auch zeitweise Erholungs- und Bewegungsbedürfnis, aber man befriedigte es in nächster Nähe oder doch nicht in weiter Ferne; Spaziergänge in Flur und Hain, eine Reise nach einem nicht zu entfernten Mittelgebirge, wohl auch zur Küste, wenn sie leicht zu erreichen war, genügte, um aufzufrischen und neue Kräfte zu sammeln.

Heute beginnt die Erholung zumeist mit einer erschöpfenden Anstrengung, mit der Reise nach dem Ort oder den Orten der Erholung: wer den rücksichtslos geführten Kampf um den Platz in einem Eisenbahnzuge, der an heißem Sommertage aus der Großstadt nach dem fernen Hochgebirge oder der See abgelassen wird, mit erlebt hat, wird das nicht für Uebertreibung halten. Und wenn doch mit der Fahrt auch die Leiden endeten! Die überfüllten Gasthöfe bieten dem Ermüdeten häufig kein oder ein sehr fragwürdiges Unterkommen, er greift gern wieder zum Wanderstabe, und schließlich mag es ihm ja auch gelingen, an dem ersehnten Bade- oder Luftkurort das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen oder in Gebirgswanderungen Ausdauer, Umsicht und Unerschrockenheit zu erproben.

Die in Deutschland allsommerlich wiederkehrende zeitweise Massenauswanderung eines nicht geringen Bruchteils der gut situierten Minorität hat ihre guten Seiten, sie ist, wie bereits angedeutet, sogar in vielen Fällen eine Notwendigkeit; der körperlichen und geistigen Stärkung des Individuums stehen aber auch manche Nachteile gegenüber.

In früheren Zeiten pflegte man von weiten Reisen außer der Auffrischung noch mehr mit nach Hause zu bringen. Das langsamere Tempo der Reisen brachte den Reisenden unwillkürlich mehr mit der Bevölkerung in Berührung, er lernte fremde Art kennen und nahm sich auch die Zeit, besondere Sehenswürdigkeiten eingehend und mit Nutzen zu betrachten. Von alledem heute kaum noch schwache Spuren! Die klassenweise Einteilung der europäischen Eisenbahnen scheidet notwendig auch das reisende Publikum, jeder fährt mit Leuten seines sozialen Schlages, man ist „unter sich", hübsch abgesperrt von denen, die gerade in hervorragender Weise die Eigentümlichkeiten des Landes und Volkes repräsentieren. Verfasser erinnert sich der verblüfften Gesichter der Mitreisenden, als in einem schweizerischen Wagen II. Klasse unvermutet ein Arbeiter und ein Bauer Platz nahmen, um die Schnell-

fahrt einige Stationen weit zu benutzen. Der Arbeiter war allerdings im Arbeitsanzuge, betrug sich jedoch tadellos, der Bauer aber, obwohl ohne Rock und in Hemdärmeln, entpuppte sich, als mit ihm ein Gespräch angeknüpft wurde, als ein ebenso intelligenter wie liebenswürdiger Mensch, bereit, auf alle Fragen eingehende Antwort zu erteilen; leider war das gegenseitige Verständnis mehr auf seiten des Bauers, der mit dem Hochdeutschen sich besser abzufinden wußte, als Verfasser mit dem schweizerischen Dialekt. Die kastenmäßige Abschließung des Reisepublikums beschränkt sich aber nicht auf die Eisenbahnen; auf Dampfschiffen, bei Benutzung andrer Transportmittel und schließlich in den Gasthöfen wird sie mit gleicher Strenge fortgesetzt.

Das ist bedauerlich, und zwar mehr nach *oben* als nach *unten* hin, denn wer unbefangen urteilt, dem kann es nicht entgehen, wie Höflichkeit und Dienstwilligkeit dem Mitreisenden gegenüber im umgekehrten Verhältnis der Wagenklassen stehen; je höher die letzteren, desto geringer die ersteren. Der unglaublich rücksichtslosen Geltendmachung der eignen wirklichen oder auch nur vermeintlichen Rechte, wie sie oft genug unter den Passagieren der I. und II. Wagenklasse angetroffen wird, begegnet man zum Beispiel in der III. nur ganz ausnahmsweise; sie ist manchmal wahrhaft beschämend; über die IV. Klasse vermag Verfasser leider nichts auszusagen, er ist wegen der sehr unbequemen und mangelhaften Einrichtung noch nicht bis zu ihr vorgedrungen, aber es läßt sich vermuten, daß hier erst recht der Mensch dem Menschen nahesteht und dies sich auch in dem gegenseitigen Verhalten ausdrückt.

Wenn man sich von den hochgeschwellten Wogen des sommerlichen Reisestroms tragen läßt, dann drängen sich noch mancherlei andre Beobachtungen auf. Zunächst ist man erstaunt über die große Zahl derer, welchen ihre Mittel Reisen in entfernte Gegenden erlauben, denn das Reisen ist nicht mehr billig, wie vor fünfzig oder sechzig Jahren, sondern zum Teil recht kostspielig; und doch sieht man in nicht geringer Zahl Familien, sogar mit Kindern im zarten Alter von vier und fünf Jahren, unterwegs. Man freut sich alsdann unwillkürlich, daß es doch so viele mit Glücksgütern gesegnete Leute giebt, und wenn man die Alpenländer, die Ufer der großen Flüsse, die Meeresküste und die waldreichen deutschen Mittelgebirge kennen gelernt hat, wie sie mit zahllosen anmutenden Villen und Logierhäusern in herrlichen Gärten und Parks geradezu besät sind, so vermeint man in einer Art von irdischem Paradies zu sein, geschaffen, nur glückliche Menschen zu beherbergen. So ist der äußere Anschein; auf den Grund gesehen, stellt sich die Sache anders dar.

Sicherlich ist ein Teil der Reisenden in der Lage, die Reisekosten mit Leichtigkeit zu erschwingen, bei einem andern Teil muß man sich sagen, sie thäten besser, zu Hause zu bleiben oder in der Nähe Erholung zu suchen, erübrigte Geldmittel aber für Notfälle oder zum Besten der Familie aufzubewahren. Und gerade diesem Teile der Reisenden — es ist der größere — kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie versuchen, im äußeren Auftreten hinter den wirklich Begüterten nicht zurückzubleiben: schon die Reisevorbereitungen, zum wenigsten soweit Frauen und Mädchen daran beteiligt sind, verschlingen oft viel zu viel, die Toiletten sowie der Behang mit Schmucksachen aller Art lassen ersehen, daß es darauf ankommt, sich unter andern zeigen zu können, kurz, daß die Sorge um das äußere Auftreten die schwerste ist. Vernünftigerweise könnte man die ganze Sache in der Nähe viel billiger und nicht schlechter haben, aber es ist einmal Mode, weit zu reisen, an den Winterabenden will man doch auch mitreden können, falls die Unterhaltung auf ferne Gegenden kommt, und das alles führt zu einer Art von *Reisemanie*, welche von den Transportdirektionen auf das bereitwilligste genährt wird.

Gewiß, es könnte unterwegs auch vielerlei Dienliches zu Belehrung und Geschmacksbildung aufgelesen werden; dazu gehört aber Zeit und etwas ernster Wille. Wer sich die langen Züge der in Kirchen, Museen und sonstigen Anstalten der größeren Städte umherschlendernden Fremden vor Augen hält, weiß, daß keines von beiden vorhanden ist, daß hier nur eine ganz oberflächliche Neugier befriedigt wird.

Und wie steht's mit den glücklichen Bewohnern unsrer Paradiese? Scheinbar verläuft auch hier alles ganz glatt, es ist auch zuzugeben, daß der kapitalkräftige Teil, soweit er es versteht, die Reisemanie seiner Mitmenschen gebührend auszubeuten, oft sein Schäfchen ins Trockene bringt. Leider hängen aber an den Eigentümern von Villen, Pensionen und Gasthöfen noch sehr zahlreiche andre Existenzen, zumeist aus den unteren Volksklassen, an deren äußere Erscheinung sehr oft die übertriebensten Anforderungen gestellt werden, ohne daß der Arbeitgeber auch nur entfernt gewillt wäre, die hierzu nötigen Geldmittel zu gewähren. Sie müssen also sehen, wie sie das fertig bringen, und da springt helfend das so glänzend entwickelte Trinkgelderwesen ein. Wer, wie es sich nicht mehr umgehen läßt, einen der Herren in seinem und feinstem Gesellschaftsanzuge mit etwas Nickelmünze, dergleichen man einem Bettler in den Hut zu werfen pflegt, beschenkt hat, könnte sich von Rechts wegen des Gefühls der Beschämung nicht erwehren, und doch darf er das Schmähliche nicht unterlassen, denn der feine Herr ist auf sein Geschenk angewiesen, er macht auch aus der Not eine Tugend und bedankt sich noch für die empfangene Beleidigung, obschon er seine Arbeit gar nicht selten im Schweiße seines Angesichts verrichtet. Dabei ruht auf dem kläglichen Lohn der Arbeit zumeist kein Segen, ein sicheres Endergebnis aber ist die notwendige Demoralisierung all der Leute aus dem Volke, auf welchen die mit dem Reiseverkehr verbundenen zahlreichen Arbeiten lasten.

Die Lust des Reisens auch in der Gegenwart ist also keine ganz ungetrübte, aber wer möchte hier als Sittenprediger auftreten, und was hülfe es ihm, falls er es thäte? Es wird eben heutzutage gereist, wie gearbeitet und gelebt wird, rasch, mit Ungeduld nach Erfolgen verlangend, nicht achtend, ob Arbeit und Leben dem wahren Besten dienen, — das wahre Beste aber ist mehr denn je Problem.

Erfurt. Major a. D. J. Friedheim.

Berichtigung.

In meinem Aufsatz über 1815 im Juliheft dieser Blätter ist durch ein bedauerliches Versehen mehrfach der Druckfehler stehen geblieben: Division Gérard" statt „Girard". Letztere gehörte zum Corps Reille von Neys Heerteil und focht am 16. mit dem Corps Vandamme, ist aber beileibe nicht mit dem Corps Gérard zu verwechseln. Gérard, der jüngste der kommandierenden Corpsgenerale, erst 1812 bei Valutino Gora nach dem Tode seines Divisionärs Gudin interimistisch mit der Divisionsführung betraut, befehligte schon 1814 bei La Rothière, Montereau und Bar sur Aube sein nur aus Nationalgarden bestehendes Corps mit großer Auszeichnung. Girard hingegen, an der Beresina unter Victor verwundet, erlitt 1813 bei Hagelsberg jene furchtbare Niederlage durch die märkische Landwehr, wiederum verwundet. Er selber fiel bei Ligny, mit ihm seine Brigadegenerale und drei Obersten, so daß der einzige überlebende Oberst die Division führte: sie blieb wegen 40 Prozent Verlust auf dem Schlachtfeld zurück und focht bei Waterloo nicht mit. Erwähnt sei noch, daß Henri Houssaye „1815" (vol. I. 1893) ein anziehendes Bild vom nationalen Aufschwung Frankreichs im Mai entrollt, daß Lord Wolseley jüngst besonderes Gewicht auf die Krankheitszustände des müden Kaisers bei Waterloo legte, und daß, wie schon Prinz Jerome „Napoléon et ses détracteurs" Taine eine notorische Fälschung nachwies, von Dr. Hage eine unerhörte Fälschung (das heißt absichtliche Verstümmelung eines Dokuments) dem Charras nachgewiesen wurde, aus dessen gehässigem Pamphlet heute noch die landläufige Historie ihre Weisheit schöpft. Ueber Wellingtons Undank wettert Gneisenau besonders in einem Briefe, abgedruckt in Raumers Erinnerungen. —

Von sonstigen Druckfehlern des Aufsatzes seien noch berührt S. 116 Zeile 9 von unten „entwickeln" statt „umwickeln," Zeile 12 „bei Sombref" statt „gegenüber Sombref", Seite 118 dritter Absatz „Jahow" statt „Jagow".

Nach Charras hätten die Preußen am 16. allein 16000 Tote und Verwundete verloren, nebst 21 Geschützen, die Franzosen 11500. Die Auffassung Ollechs, Napoleon habe die Preußen gerade durch Stoß auf Ligny dem Ney zutreiben wollen, was die ursprüngliche Anhäufung sämtlicher Reserven (Garde, Lobau, Milhaud) an diesem Punkte zu bekräftigen scheint, würde ja wiederum beweisen, daß Napoleon bestimmt auf Neys Mitwirkung rechnete. In der That konnte das bloße Abdrängen Blüchers von Wellington bei St. Amand nicht so große Vorteile versprechen und würde somit der Zentrumstoß auf Ligny nicht eine Abänderung des ursprünglichen Angriffsplans gegen St. Amand, wie auch wir früher annahmen, sondern im Gegenteil ein Festhalten der ursprünglichen wahren Absicht gewesen sein. Wenn General v. Boguslawski in seinem soeben erschienenen Werke „Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung" Wendungen braucht, wie: „Napoleon benutzt die Gunst des Schicksals nicht, Corps Erlon erhält keinen Befehl", oder: „In der Schlachtleitung hatte Napoleon sich Gneisenau unbedingt überlegen gezeigt, in der Strategie war das Entgegengesetzte der Fall", das beweise Gneisenaus Marsch auf Wavre, so dürfte unsre Darstellung schwerlich dies Urteil bestätigen.

Karl Bleibtreu.

Litterarische Berichte.

Australische Reise. Von R. v. Lendenfeld. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung.

Der Verfasser hat sich zur Erledigung verschiedener naturwissenschaftlichen Aufgaben mehrere Jahre in Australien und Neuseeland aufgehalten und bringt als Ergebnis seiner Reise in dem vorliegenden Bande in buntem, nicht eben wohlgeordnetem Wechsel geschichtliche Uebersichten, persönliche Erlebnisse und naturwissenschaftliche Beschreibungen. Ein klarer Blick, sicheres Urteil und lebendige Anschaulichkeit stehen dem Verfasser zur Seite, doch ist die Beschreibung vielfach zu eingehend fachlich gehalten, um bei gebildeten Laien überall auf ein gleichmäßiges Verständnis und Interesse rechnen zu können. Freunde der Alpenwelt werden an den Beschreibungen und bildlichen Darstellungen der australischen und neuseeländischen Berge und ihrer Besteigung eine große Freude empfinden.

K. F.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Von M. Lazarus. Dritte Auflage. 3. Band. Berlin, Ferd. Dümmler.

Der dritte Band dieses bekannten Werkes enthält Abhandlungen über den Takt, die Freundschaft und den Ursprung der Sitten. In allen tritt die Gabe des Verfassers hervor, mit freundlichem Lebensverständnis und klarer Uebersicht philosophische Probleme dem allgemeinen Anschauungskreis nahe zu rücken. Ein vierter Essay handelt von der Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Er ist vielleicht der bedeutendste, weil er eine ins einzelne gehende psychologische Zergliederung zur Aufhellung ästhetischer Fragen verwertet. Aber ihm besonders gelten folgende Bedenken. Einerseits hat der Verfasser viele Unbeträchtlichkeiten in die neue Auflage hineingenommen: Citate aus Zeitungen und längst vergessenen Schriften mittelmäßiger Tagesschreiber, Auseinandersetzungen mit Thatsachen und Meinungen, die uns heute nicht mehr interessieren; andrerseits hat er keinen Versuch gemacht, die moderne Kunst zur Erläuterung heranzuziehen. Nach beiden Richtungen erscheint also das sonst so wertvolle Werk als rückständig. — Das Hineinzerren des Antisemitismus in das Vorwort war mindestens überflüssig; wir wären dem Verfasser dankbar, wenn er in einer vierten Auflage, die wir ihm und dem Buch herzlich wünschen, jene Stellen streichen wollte.

M. D.

Der Ring des Nibelungen. Von Richard Wagner. Text mit den hauptsächlichsten Leitmotiven und Notenbeispielen. Herausgegeben von Dr. Julius Burghold, Mainz, B. Schott Söhne.

Eine eigenartige und dankenswerte Arbeit. Der Herausgeber fügt am Rande der Schottschen Nibelungentexte jedesmal das der Musik zur betreffenden Stelle zu Grunde

liegende Motiv bei. Dadurch wird es auch dem wenig Musikkundigen möglich gemacht, die Wagnerschen Motive und ihre Anordnung und Verwendung zu verstehen und so tiefer in den Sinn des Musikwerkes einzudringen, als es sonst dem Laien möglich ist. Erleichtert wird diese Aufgabe noch dadurch, daß auf einem geschickt eingerichteten, den Text umspannenden und deshalb jederzeit ohne Umblättern zu lesenden Blatte in alphabetischer Reihenfolge die einzelnen Motive kurz in Notenschrift angegeben sind. Es ist erfreulich, daß der Verfasser demnächst den Parsifal, wie er mitteilt, in derselben Weise bearbeiten will. A. L.

Geschichte des russischen Heeres vom Ursprung desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nicolai I. Pawlowitsch. Von F. v. Stein, königl. preuß. Premierlieutenant a. D. und kaiserlich russ. Hofrat a. D. Neue wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Zuckschwerdt & Möschke.

Peter der Große, über welchen ein Zeitgenosse, der General und Senator Neplujew, in wahrhaft prophetischer Weise einst schrieb: „Wohin wir auch in Rußland blicken, alles hat in ihm seinen Anfang, und was auch künftig geschehen mag, es wird aus dieser Quelle strömen", hatte seine auf die Schaffung eines Kultur- und Großstaates gerichtete reformatorische Thätigkeit in erster Linie der Bildung einer Armee nach europäischem Muster zugewandt, mit welcher er nach jahrelanger mühevoller Schulung und blutigen Kämpfen schließlich den glänzenden Sieg bei Poltawa und mit ihm ein entschiedenes Uebergewicht im Norden Europas erstritt. Die Darstellung von Peters Thätigkeit auf militärischem Gebiet bildet denn auch den Angelpunkt des Steinschen Buches und den interessantesten Teil desselben; wesentliche Aenderungen und Neuorganisationen durch die Nachfolger Peters I. finden sich nur unter der Regierung Katharinas II. und Alexanders I. Leider schließt das Werk, in welchem ein reiches statistisches Material verarbeitet ist, schon mit dem Jahre 1825 ab, und es mußten somit die wichtigen Episoden des Krimkrieges und der russisch-türkischen Kämpfe von 1877/78 sowie die im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte im Militärwesen Rußlands zur Durchführung gelangten vielfach sehr wichtigen Reformen unberücksichtigt bleiben.

—g—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltlitteratur. 3. Lfg. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Cruñus, G., Eine Ethik des Geschlechtslebens. Mit einem Vorworte von Eduard August Schroeder. Berlin, Carl Duncker. M. 1.20.

Deussen, Dr. Paul, Sechzig Upanishad's des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 20.—

Deutsche Nationalfeste 1900. Mitteilungen und Schriften des Ausschusses. Heft 1. 2. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Erbe, Professor Karl, Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung. Festschrift der zehnten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 50 Pf.

Falkenberg, Albert, Schiffbruch. Novellen. München und Leipzig, August Schupp.

Geijerstam, Gustaf af, Meine Jungen. Ein Sommerbuch für Groß und Klein. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 2.—

Hazcke, Wilhelm, Grundriss der Entwicklungsmechanik. Mit 143 Textfiguren. Leipzig, Arthur Georgi. M. 12.—

Jastrow, Hermann, Das Recht der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen. Berlin, Otto Liebmann. M. 2.80.

Kirchbach, Wolfgang, Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Berlin, Ferd. Dümmler. M. 5.—

Larivière, Ch. de, Alexandre Brückner. Sa vie — son oeuvre. Paris, H. Le Soudier.

Lavignac, Albert, Le voyage artistique à Bayreuth. Ouvrage contenant de nombreuses figures et 280 exemples en musique. Paris, Ch. Delagrave. 5 frcs.

Mauthner, Fritz, Die böhmische Handschrift. Roman. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 3.—

Nagl, Dr. J. W., und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. (Vollständig in 14 Lieferungen.) 1. 2. Lfg. Wien, Karl Fromme. à M. 1.—

Peschkau, Emil, Narren und Närrchen. Allerlei Humore. Berlin, Freund und Jeckel.

Ratzinger, Dr. G., Bauern, einigt euch! Ein Mahnruf. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 60 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher

Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Zwölfte Serie. Heft 265: W. von Seidlitz, Die Entwickelung der modernen Malerei. Heft 268: Victor Kaiser, Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. à 50 Pf.

Tiedemanns, Dietrich, Beobachtungen über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern. Herausgegeben von Chr. Ufer. Altenburg, Oskar Bonde.

Viebig, C., Kinder der Eifel. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Weiss, Emil Rudolf, Trübungen. Verse und Prosa in Auswahl. Leipzig, Verlag kreisende Ringe. (Max Spohr). M. 2.—

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Prof. Dr. H. Siebeck und Prof. Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigiert von Prof. Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge Jahrgang 1897. Band 110. Heft 1. Juni. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Ida Boy-Eds neuesten großen Roman „Die Flucht" veröffentlicht gegenwärtig „Ueber Land und Meer". Ebendort erscheint eine fesselnde Erzählung „Das Gänsemännlein" von Otto Leitgeb, während die „Deutsche Romanbibliothek" eine humoristische Erzählung „Carmoisin" veröffentlicht, deren ungenannter Autor, ohne Frage mit den militärischen Verhältnissen genau vertraut, ergötzlich das kleinstädtische Garnisonleben schildert. Daneben läuft noch die Novelle aus Preußens heidnischer Zeit „Erma" von M. v. Ascheraden. In „Aus fremden Zungen" erscheint das neueste Werk Pierre Lottis „Ramuntcho", in welchem er das Land, die Sitten und das Wesen des Baskenvolkes schildert. Die Sprache ist von hoher Schönheit, die ganze Darstellung von einer Pracht des Kolorits, wie sie unter den lebenden Dichtern nur Loti hervorzuzaubern vermag. Hieran schließt sich von J. A. Gontscharow: „Diener". Vier Porträts (aus dem Russischen), von Erna Juel-Hansen: „Die Geschichte eines jungen Mädchens" (aus dem Dänischen) und „Frauenlieb" von Rudyard Kipling (aus dem Englischen). Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage sind erschienen:

Unter Zigeunern.
Roman
von

Kismet.
Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska.
Von

Johannes Richard zur Megede.

Preis jedes Werkes geheftet Mk. 3.—; elegant in Leinwand gebunden Mk. 4.—

Theodor Fontane schreibt uns über den Autor u. a.: „Die Kismet-Geschichte, die Frühlingstage in St. Surin, Schloß Tombrowska, überall ein großes, erzählerisches Talent, überall die für einen Romancier so wichtige Gabe, den Leser kräftig zu packen und festzuhalten. Trotz im einzelnen aufsteigender Bedenken und trotzdem mir das Lesen in später Stunde herzlich schlecht bekommt, las ich doch weit über Mitternacht hinaus, bis ich zu Ende war. Das ist ein Erzählertriumph. Vielleicht ist diese Macht, das Interesse zu zwingen, innerhalb der Romanschreibekunst überhaupt die Hauptsache, für die Leser-Armee nun schon ganz gewiß, auch wohl dann noch, wenn ein paar alte Grognards das ein und andre beanstanden sollten."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Neues grandioses Prachtwerk!

In unserm Verlage ist erschienen:

Carlsbad

29 Blatt mit Scenen aus dem Badeleben, landschaftlichen und architektonischen Ansichten in Kupferdrucken

(Photogravüren)

nach Oelgemälden von W. Gause.

Papiergrösse 54 : 70 cm. Bildgrösse 34 : 48 cm und 24 : 34 cm.

In feinster Prachtmappe mit Titelbild in farbigem Lichtdruck Preis 100 Mark.

Urteile der Presse:

Wenn Carlsbad noch einer Reklame bedurfte, wäre ihm hier eine der sinnreichsten gemacht worden. Die Bilder sind gelungene Photogravüren von R. Paulussen nach Original-Gemälden des Wiener Malers Wilhelm Gause. Mit einer wahrhaft unermüdlichen Lust ist Gause an seine Aufgabe herangegangen. Von den Gesellschaftsbildern erholte er sich in duftigen Landschaften bei Mond- und Sonnenschein, um dann wieder mitten hineinzuspringen in das bunte, fröhliche, traurige, unvergleichliche Treiben, das die vielen Gesunden und Leidenden Carlsbads um den hochberühmten Sprudel aufführen. Wer noch nie in Carlsbad war, wird aus diesen sehenswerten Blättern mit Staunen erkennen, was da alles um die Gesundheit herum vorgeht. Wer aber Carlsbad kennt, und der Sprudel hat ja langjährig treue Gäste, dem wird das Album eine angenehme Erinnerung sein, jedes Jahr elf Monate lang, bis er mit umgehängtem Becherbandelier wiederkommt.

Neue Freie Presse, Wien.

Ein Prachtwerk von wahrhaft monumentaler Grösse. Die eleganten, vorzüglich reproduzierten Darstellungen Gauses aus dem an den verschiedensten Menschentypen reichen, von herrlicher Landschaft umrahmten böhmischen Weltbad vermögen in der That wohl jedem, der dort einmal Heilung oder Unterhaltung suchte, die Tage und Wochen des Kurlebens in voller, liebenswürdig verklarter Frische ins Gedächtnis zurückzurufen. Die künstlerisch ausgestattete Mappe vollendet den pompös prächtigen Eindruck, den dies „Carlsbad"-Werk macht.

Münchener Neueste Nachrichten.

Der Künstler hat meisterlich verstanden, die Schönheiten des böhmischen Weltbades zu schildern. In der Wiedergabe des Landschaftlichen, der Architektur und der Menschen beweist er eine Treffsicherheit, die geradezu überraschend ist. Mit feinem Blick ist das Typische in den Hunderten von Gestalten, die sich hier zusammenfinden, scharf und klar ausgeprägt: der Oesterreicher, der Norddeutsche, der Russe, der langrockige und langlockige Mann aus Polen, der Engländer, der Amerikaner — kurz, alle Nationalitäten sind in ihrem Wesen gekennzeichnet.

Vossische Zeitung, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben beginnt eine neue Subskription auf das jetzt vollständig vorliegende

Staatslexikon.

Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. **Adolf Bruder**, nach dessen Tode fortgesetzt von **Julius Bachem**, Rechtsanwalt in Köln. 46 Hefte à ℳ 1. 50 oder fünf Bände bezw. zehn Halbbände (XXVIII S. u. 7312 Sp.) ℳ 69. —; fünf Bände geb. in Original-Halbfranzband ℳ 81. —

Der 1. Band gelangt in zehn Lieferungen à ℳ 1. 50 zur Ausgabe Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die Fortsetzung wird sich, wo nicht anders gewünscht wird, in **Halbbänden** anschließen. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg Victor-Quelle und Helenen-Quelle sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, u. **Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichm.** Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das ommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches zum Theil unlösliches Fabrikat. agen über das Bad und Wohnungen im Badelogirhause und Europäischen Hof : **Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Briefmarken Billigst! Katalog gegen 20 Pf. in Marken. Markenhaus, Velhel bei Bielefeld.

Van Houtens Cacao

Sehr wohlschmeckend — nervenstärkend — leicht verdaulich.
Billig im Verbrauch.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Romane und Novellen
von
Anton Freih. v. Perfall.

Justiz der Seele.
Roman.
Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Ueber alle Gewalten.
Zwei Novellen.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Dämon „Ruhm".
Roman.
2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—

Harte Herzen.
Zwei Erzählungen.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Gift und Gegengift.
Roman.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Auf Irrwegen der Liebe.
Drei Novellen.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Das Erdmannshaus.
Roman.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Unterwühlter Grund.
Roman.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Romanzero.
Exotische Novellen.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Schüchterchen.
Roman.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

A. v. Perfalls dichterische Schöpfungen haben sich in weiten Kreisen des deutschen Lesepublikums ein festbegründetes Recht erworben und mit Recht, denn seine Gestalten sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen, daß sie einen hohen Genuß gewähren.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zweiundzwanzigster Jahrgang **September 1897** Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

O 1897

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Friedrich Nippold	Aus dem Bunsenschen Familienarchiv. III. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1848	257
Nataly v. Eschstruth . . .	Josef Viktor v. Scheffel über Visionen und Vorahnungen . . .	270
v. Helldorf-Bedra	Die heutigen Konservativen in England und Deutschland . . .	285
Eugen Lindner (Weimar) .	Eine Lohngrin-Erinnerung	308
Prof. Dr. L. Büchner . .	Menschliche Pygmäen der Steinzeit	312
Fritz Lemmermayer . . .	Aus Schmerlings Leben (Schluß)	318
M. v. Brandt, Kgl. Gesandter a. D.:	Russische Pläne und englische Beklemmungen	328
Leone Fortis	Adelaide Ristori (Schluß)	333
Rudolf von Gottschall . .	Aus meiner Jugend. Erinnerungen (Schluß)	340
Naturwissenschaftliche Revue	. . . . .	360
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . .	371
Philosophie: Dr. Fr. Rubinstein:	Das wahre Gesicht des Uebermenschen.	
Litterarische Berichte	. . . . .	375

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. — Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Von Heinrich Rickert. — Die kaiserliche Politik auf dem Regensburger Reichstag von 1653—1654. Von Dr. phil. Albert v. Ruville. — Ludwig XVII. Eine historische Streitfrage und ihre Lösung. Von Dr. Wilhelm Gabler. — Studien und Phantasien. Von C. v. Rappard. — In Nacht und Eis. Die norwegische Polar-Expedition von Fridtjof Nansen.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	. . . . .	378

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.

Den geehrten Abonnenten auf unsre

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1897 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894, 1895 und 1896 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden **direkt** von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Aus dem Bunsenschen Familienarchiv.

Mitgeteilt von

Friedrich Nippold.

(Fortsetzung.)

III. Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England im Jahre 1848.

Schon der englische Aufenthalt im Jahre 1844 ist ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Vorbereitung des großen Kaisers für seinen nachmaligen gewaltigen Beruf. Bedeutsamer aber noch ist sein längerer Verbleib in England im Jahre 1848 geworden.[1]) Die schmerzlichsten Tage im Leben des Prinzen waren unmittelbar vorhergegangen. Die volle Wut der Revolutionspartei hatte, nachdem der König sich derselben gefügt, sich gegen den Prinzen gewandt. Unter großen Gefahren hatte er aus dem Vaterlande fliehen müssen. Nun fand er in England nicht nur bei der nahe verwandten und eng befreundeten Königsfamilie gastliche Aufnahme, sondern war zugleich Zeuge davon, wie in der gleichen Zeit, wo auf dem Kontinent fast alle Throne ins Wanken geraten waren, das englische Königtum, festgewurzelt im Volksleben, unberührt von den Revolutionsstürmen dastand.

Es sind neuerdings zahlreiche Quellen erschlossen über die verhängnisvollen Stunden in der Nacht vom 18. auf den 19. März. Das Ergebnis derselben ist, daß der eine die Verantwortlichkeit dem andern zuschob, während an der unverantwortlichen Stelle keinerlei Entschluß zu stande kam. Daß unter diesen Umständen der energische Mann in der nächsten Nähe des Throns als das schwerste Hemmnis der Revolution aus dem Wege geräumt werden mußte, ist unschwer zu begreifen.

Die furchtbaren Tage und Stunden im Leben des Prinzen, sein Abschied von den Seinigen sowie die verschiedenen Stadien seiner Reise sind heute ebenfalls für die geschichtliche Forschung genugsam erhellt. Um so spärlicher fließen die Quellen aus dem Asyl in England. Bisher ist man in dieser Beziehung fast

[1]) In die Zwischenzeit zwischen beide Reisen fällt der Aufenthalt der Prinzessin von Preußen in England vom 28. August bis 1. Oktober 1846, der für das immer engere Verhältnis der beiden fürstlichen Familien ebenfalls hohe Bedeutung gewonnen hat. Vergl. im Leben Bunsens II S. 345.

ausschließlich auf die im Leben Bunsens [1]) veröffentlichten Daten angewiesen. Die ehrwürdige Verfasserin berichtet hier zunächst aus ihrer eignen Erinnerung, wie der Prinz am Morgen des 27. März um 8 Uhr völlig unangemeldet angekommen sei, wie aber sofort einige Zimmer im Gesandtschaftspalais für ihn freigemacht worden seien. Nachdrücklich hebt Frau v. Bunsen „die männliche Heiterkeit, die huldvolle Güte, die beständige Rücksicht auf die Bequemlichkeit andrer" hervor, „welche von Anfang bis zu Ende das Verhalten des Prinzen kennzeichneten." Es folgen dann Auszüge aus einer größeren Zahl von Briefen, worin sowohl der Einladungen für den Prinzen im Hause, wie der Gesellschaften, die er auswärts mitmachte, gedacht ist. Mitten darunter aber finden sich immer wieder Bemerkungen, die zumal im Hinblick auf die schwere Sorgenzeit, welche der Prinz damals durchlebte, für seine Charakterentwicklung von Interesse sind. „Mit Würde und männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schicksalsschläge aus den Zeitungen auf." „Der Prinz erinnert mich sehr an seinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in seinen Zügen." Unter den Ereignissen, welche auf die Umgebung des Prinzen besonderen Eindruck machten, wird die ungestörte Ruhe bei der großen Chartistendemonstration vom 10. April erwähnt. Einladungen nahm der Prinz zuerst von dem Herzog von Cambridge, dann von dem Herzog von Wellington an. Vom 18. bis 20. April war er in Bunsens Begleitung in Osborne. Von einer größeren Tischgesellschaft in der Gesandtschaft wird noch speziell berichtet, wie der Prinz während des Diners die Hausfrau wiederholt über einzelne Personen, ihre Abstammung und ihre Verwandtschaft „katechisierte".

Daß der Prinz sogar in dieser Zeit der Verbannung nie aufhörte, für die vaterländischen Interessen zu sorgen, beweist ein Brief Bunsens an Stockmar vom 15. Mai, worin es heißt: „Der Prinz thut das Mögliche der deutschen Sache zu helfen, aber Niemand hat Glauben."

Ueber den Abschied des Prinzen berichtet ein Brief vom 31. Mai, daß am 27., abends spät, die vom Kurier überbrachte Post den Prinzen zu dem Entschluß gebracht habe, sofort abzureisen. „Ich blieb deshalb, um mich zu verabschieden (am 28. früh am Morgen). Der Prinz sprach in höchst gütiger, ja rührender Weise, dankte für empfangene ‚Freundlichkeit' und sagte, in keinem andern Orte oder Lande hätte er den Zeitraum von Kummer und Sorge, den er durchgemacht, so gut verbringen können als hier, wo Land und Volk so viel Interessantes geboten, um seinen Geist abzuziehen und zu beschäftigen."

Weitere Daten über die in England verbrachten zwei Monate ließen sich wohl am ehesten in dem Nachlaß seines ihm auf dem Fuße nachgefolgten und während der ganzen Zeit in seiner unmittelbaren Begleitung verbliebenen Adjutanten, des nachmaligen Generals der Infanterie v. Boyen, erwarten. Aber gerade für jene Zeit läßt uns diese sonst gerade für die persönliche Geschichte des späteren Kaisers so wichtige Quelle im Stich. Bereits aus den kritischen Momenten des

[1]) Vergl. Band II S. 411—421.

Jahres 1850, welche unsre nächste Veröffentlichung genauer zu beleuchten im stande sein wird, bieten die Mitteilungen Boyens wichtige Ergänzungen zu den bisher bekannten Daten. Aber im Jahre 1848 ist dies noch nicht der Fall. Der Briefwechsel Boyens mit seinem Vater, dem von Friedrich Wilhelm IV. aufs neue zum Kriegsminister ernannten Feldmarschall, hatte mit dem kurz vor dem Ausbruch der Revolution erfolgten Tode des letzteren sein Ende erreicht. Die Briefe an seine, ebenfalls mit der königlichen Familie aufs engste verbundene Gemahlin (geborene Prinzessin Biron von Curland) beginnen erst mit dem Jahre 1850. Briefe des Prinzen von Preußen selber sind natürlich aus einer Zeit beständigen Zusammenseins nicht vorhanden. Aber auch ein Tagebuch hat sich aus dieser aufgeregten Zeit nicht gefunden.[1])

Andre briefliche Quellen über den diesmaligen Aufenthalt des Prinzen in England sind bisher ebensowenig erschlossen. Einen vollen Einblick in die außerordentliche Bedeutung, welche gerade diese kritischen Monate für die Gesamtentwicklung des ersten deutschen Kaisers gewonnen haben, kann natürlich nur derjenige gewinnen, welchem der damals besonders rege Briefwechsel der fürstlichen Familien selber erschlossen ist. Es gilt dies obenan von dem gerade damals begonnenen vertrauten Verkehr des Prinzen von Preußen mit der englischen Königsfamilie. Daß die Zeit zur geschichtlichen Verwertung dieses Briefwechsels vorerst noch nicht gekommen ist, liegt auf der Hand. An dieser Stelle darf jedoch wenigstens eine bezeichnende Aeußerung aus dem ersten Briefe Platz finden, welchen der Prinz von Preußen noch auf der Rückreise — aus Brüssel, am 30. Mai 1848 — an Königin Viktoria gerichtet hat. Nach „überaus herzlichem Danke“ für die unter so ernsten Verhältnissen erwiesene Gastfreundschaft heißt es dort weiter:

> „Mit schwerem Herzen habe ich daher England verlassen, nicht wissend, welcher Zukunft ich entgegengehe! und nur das wissend, daß ich der Stärkung, Ruhe und Besonnenheit bedürfen werde, welche der Aufenthalt in England und die Anschauung seiner Institutionen mir in vollem Maß gewährten.“

Sodann aber können hier noch einige andre Briefe zusammengestellt werden, welche auf die eigne Stimmung des schwergeprüften Fürsten in dieser Zeit ein helleres Licht werfen. Der erste Platz gebührt darunter dem ebenfalls auf der Rückreise noch unterwegs geschriebenen Briefe des Prinzen an Bunsen über die in der ernsten Prüfungszeit von ihm gewonnenen Eindrücke. Es schließen sich aus dem gleichzeitigen fürstlichen Briefwechsel, obenan aus demjenigen zwischen Prinz Albert und Bunsen, die auf den Aufenthalt des Prinzen bezüglichen Stellen

---

[1]) Um so freudiger darf hier der Hoffnung Ausdruck verliehen werden, daß Herr Legationsrat v. Tümpling, der bereits durch die Geschichte seines eignen Geschlechts um die deutsche Geschichtsforschung verdiente Schwiegersohn des Generals v. Boyen, bald in der Lage sein wird, die von ihm bearbeiteten „Erinnerungen aus dem Leben des General-Adjutanten Hermann v. Boyen“ der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch die obigen Notizen sind Herrn v. Tümpling zu danken.

an. Den Schluß bilden die seit der Rückkehr des Prinzen nach Deutschland an Bunsen gerichteten Briefe bis zu dem dritten Aufenthalt in England (Juli 1850).[1])

1. Brief des Prinzen von Preußen an Bunsen auf dem Rückwege.

Brüssel, 30. Mai 1848.

Hierbei, bester Bunsen, die zwei versprochenen Briefe für die zwei Königinnen. Dank, herzlichen Dank für die unvergeßliche Zeit, die ich in Ihrem Hause zubrachte und für die Unterstützung, den Rath, den Trost, die Stärkung, die ich bei Ihnen so oft fand. So schwer die Zeit war, so ist doch gewiß kein Land in der Welt im Stande, in solchen Augenblicken Ruhe und Stärkung zu gewähren, als England! — das habe ich in vollem Maaße empfunden! Mögen die dort gefundenen Güter mir in der bewegten Zeit, der ich entgegen gehe, zinstragend sein; dann war dieser unfreiwillig gemachte Aufenthalt keine verlorene Zeit. Ihre Unterstützung mit Rath und That wird Früchte tragen.

Tausend Grüße allen Ihrigen, denen ich zeitlebens verpflichtet bin;[2]) mögen

---

[1]) Im Juli 1850 war der Prinz wieder 14 Tage in England. Auf diesen letzteren Aufenthalt bezieht sich sein Brief an Bunsen vom 17. Juli 1850. Derselbe steht zugleich mitten inne zwischen der Denkschrift des Prinzen vom 19. Mai 1850 und den (durch die Roonschen und Gerlachschen Denkwürdigkeiten sowie die gleichzeitigen Briefe des Prinzen an Radowitz bekannt gewordenen) Thatsachen über die Haltung des Prinzen im Staatsrat vom 2. November 1850, wird daher im Zusammenhang mit diesen Daten den Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung bilden.

[2]) Mit welcher unerschütterlichen Treue der Prinz diese Worte bewährt hat, bezeugt das von ihm auf die Nachricht vom Tode Bunsens (gerade einen Monat vor dem Tode König Friedrich Wilhelms IV. und der eignen Thronbesteigung) an dessen Witwe gerichtete Schreiben vom 3. Dezember 1860:

Berlin, 3. Dezember 1860.

Nur wenige Menschen sind berufen und verpflichtet, eine so innige Theilnahme an dem Verlust zu äußern, der Sie und die Ihrigen getroffen hat, als ich! Denn das Jahre lange innige Vertrauen, welches mich mit Ihrem verstorbenen Gatten in Verbindung gesetzt hatte, und das von beiden Seiten mit gleicher Innigkeit und Ausdauer gehalten ward, ist ein Gewinn für mein Leben gewesen, und dieser geht über *sein* Grab hinaus.

Die Menschheit verliert in Bunsen eines seiner edelsten Herzen, der tieffühlendsten Charaktere. Der König, mit ihm ich und das Vaterland einen glühenden Patrioten. Die Wissenschaft einen der seltensten Geister, die geschaffen wurden. Wer also trauert nicht um ihn?!

Vor allem aber sind Sie es und die Ihrigen, die diesen seltenen Mann nie genug betrauern können, obgleich seine Auflösung nach so viel Leiden eine Erlösung war! Dennoch bleibt Ihr Schmerz nur zu gerecht, — eben darum wird auch *der* ihn lindern, von dem so Schweres über uns verhängt wird, weil *Er* es sendet! Möge das Ihr Fall sein!

Mit dem aufrichtigsten Dank für Ihren Brief vom 28. v. M. und mit dem Versprechen, die mir verheißenen Papiere gewissenhaft zu besorgen, verbleibe ich

Ihr und der Ihrigen Allen
treu ergebener
Wilhelm
Regent von Preußen.

ſie mir ein liebevolles Andenken bewahren. Die herzlichſten Grüße an Löwenſtein.

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen.

2. Auszüge aus dem fürſtlichen Briefwechſel während des Aufenthalts des Prinzen in England.

Bunſen an König Friedrich Wilhelm IV.

25. März 1848, Nachſchrift 27. März.

Gottlob, der Prinz von Preußen iſt ſicher unter dem Dache der Geſandtſchaft. Er iſt noch erſchüttert, aber klar über ſeine und der Monarchie Stellung.

*

Bunſen an Prinz Albert 27. März 1848.[1])

Graf Kielmannsegge theilt mir die Aengſte ſeines Königs mit über die Proklamation Friedrich Wilhelms IV., und ich habe ihm gerne zugeſagt, den Prinzen von Preußen zu bitten, dem Oheim (der große Stücke auf ihn hält) einige beruhigende Worte zu ſenden.

Hinſichtlich des edlen Prinzen ſelbſt erwarte ich ſtündlich die Mittheilungen von Berlin. Er kann weder direkt noch über Frankfurt, München und Wien zurückkehren, ehe die Stimmung in Berlin ſelbſt gegen die Garden (mit welchen er im Geiſte identificirt wird) ſich umgewendet, hoffentlich iſt der große Trauertag ein Verſöhnungstag geblieben.

*

Prinz Albert an König Leopold von Belgien.

28. März 1848.

Geſtern empfing ich[2]) den armen Prinzen von Preußen, der außerordent-

---

[1]) Die bereits im Jahre 1847 äußerſt eifrige Korreſpondenz beider, aus welcher ſpäter weitere Mitteilungen gemacht werden ſollen, hat ſeit dem 23. März 1848 — dem erſten vertraulichen Bericht über die Ereigniſſe des 18. und 19. März — einen beſonders lebhaften Aufſchwung genommen.

[2]) Die Vorbereitung des feierlichen offiziellen Empfangs iſt in einem Privatbriefe Lord Palmerſtons an Bunſen dahin geſchildert:

C. G. 27. March 1848.

My dear Bunsen,

The Prince Albert will receive the Prince of Prussia at the Palace to-day at four o'clock in uniform, and He wishes you to accompany the Prince. One of the Queen's Carriages will be sent for His Royal Highness, with an Officer of the Queen's Household. I shall be in attendance to have the Honor of presenting the Prince of Prussia.

Yours sincerely

To Chev. Bunsen. Palmerston.

lich angegriffen ist über alles, was in Berlin vorging. Er fiel als Opfer der Wut gegen die Truppen. Leute wie er kann Deutschland jetzt nicht entbehren.

*

Prinz Albert an Fürst Leiningen.

30. März 1848.

Der arme Prinz von Preußen ist von einer Partei, welche die besten Fürsten gerne aus dem Wege räumte, schändlich verleumdet worden. Er ist hier. Man kann sich keine besseren Ansichten und Vorsätze wünschen als die, so den Herrn in diesem Augenblicke beseelen: wahrhaft patriotische. Solch einen Ehrenmann, und noch dazu den Erben Preußens, können wir in Deutschland nicht entbehren. Thue deinerseits alles, um die Bethörten über ihn aufzuklären. Er war nicht für Aenderung, ist aber treu und wird beim Neuen stehen und fallen, wie er das beim Alten zu thun bereit war.

*

König Friedrich Wilhelm IV. an Prinz Albert.[1])

3. April 1848.

Theuerster lieber Prinz!

Euer Königlichen Hoheit Brief nach der Ankunft meines armen, edlen Bruders Wilhelm war mir wie der Spiegel meiner eigenen Empfindung . . .

*

Bunsen an Prinz Albert.[2])

3. Mai 1848.

Ich habe dem Prinzen Ihre ermuthigende Ansicht für Ihn wegen der Vertretung Preußens im Triumvirate mitgetheilt, die uns alle sehr glücklich macht. Er dankt Euer Königlichen Hoheit herzlich dafür. Ein Gleiches bitte ich thun zu dürfen dafür, daß Euer Königliche Hoheit mit so sichtbarem und fühlbarem Erfolge die deutsche Sache hinsichtlich Schleswigs vertreten haben.

N.S. Länger als den 13. (Sonnabend, wo er bei Peel angenommen) oder 15. wird der Prinz von Preußen gewiß nicht bleiben. Ich erwarte die Antwort aus Berlin am 12. oder 13. Eine Demonstration der pommerischen Stände findet am 10. statt.

*

Bunsen an Prinz Albert.

Mai 1848.

Kein Courier ist angekommen. Aber das Ministerium ist *für* des Prinzen Rückkehr *vor* dem 20. Die Prinzessin scheint schwankend, zweifelhaft. Der

---

[1]) Der Brief des Prinzen Albert, auf welchen sich die Antwort des Königs bezieht, dürfte besonders wichtige Daten über die ersten Tage des Aufenthalts des Prinzen von Preußen in England enthalten.

[2]) Die in diesem Briefe weiter enthaltenen Gedanken über die zukünftige Reichsverfassung berühren sich eng mit dem Briefe Dahlmanns an den Prinzen Albert vom 28. April 1848.

Prinz war gestern Abend sehr bewegt beim Gedanken des Abschiedes von diesen fünfzig Tagen der Ruhe, welche Ihrer Majestät und Euer Königlichen Hoheit Güte und Freundschaft ihm aus einem Exil geschaffen. Erlauben Sie, gnädigster Herr, dem treuen Diener des Königshauses eine Wiederholung des ehrerbietigsten Dankes und persönlich meiner unverbrüchlichen Ergebenheit!

3. Briefe des Prinzen von Preußen an Bunsen seit seiner Rückkehr nach Deutschland.

Die nachstehend mitgeteilten Briefe haben jeder für sich ein gewisses Interesse. Aber sie reichen natürlich nicht aus, ein zusammenhängendes Bild von der Stellung des Prinzen in diesen Jahren zu gewähren. Man muß sich vielmehr auf der einen Seite stets die weltgeschichtlichen Thatsachen vor Augen halten: in der gleichzeitigen kriegerischen Niederwerfung der Revolution durch den Prinzen. Auf der andern Seite ist sein Verkehr mit Bunsen in dieser Zeit viel weniger ein brieflicher als ein persönlicher gewesen. Der zweimalige Aufenthalt Bunsens in Deutschland bot Anlaß zu direktem Gedankenaustausch. Daran schloß sich der indirekte Verkehr, der durch mehrfache Audienzen des nunmehr verstorbenen Herrn Georg v. Bunsen in Coblenz vermittelt war.

Aus dem Jahre 1848 liegen zunächst die beiden folgenden Briefe vor:

Babelsberg, 1. Oktober 1848.

Nicht wissend, ob die aimable Lady Dufferin in London ist, erlaube ich mir, Ihnen die Einlage zuzusenden, um sie nebst Paket derselben zukommen lassen zu wollen.

Uns geht es hier immer beim Alten. Pfuel und die Seinigen sollten dem quiemenden Zustand ein Ende machen. 35000 Mann standen bereit, um seinen Worten Nachdruck zu geben, und siehe da — er wechselt die Farbe, und wir sind schlimmer daran wie jemals, denn wie unsere Provinz und die Armee diesen Wühlereien nochmals ohne Impuls von Oben widerstehen soll, begreift kein Mensch! In Schlesien wird in diesen Tagen der Bürgerkrieg ausbrechen, galizische Zustände sind schon eingetreten! Der Sieg in Frankfurt am Main hat seine Früchte getragen; Energie folgte ihm auf dem Fuße, und Preußen ist bereits moralisch mediatisirt, weil man nach Frankfurt a. M. und nicht nach Berlin als dem Erretter sieht. Hätte Pfuel am 25. seine Aufgabe verstanden, wie ständen wir heute da!!

Tausend Liebes Ihrer Familie!

Ihr

Prinz von Preußen.

*

Babelsberg, 11. Oktober 1848.

Hier kömmt wieder ein Billet für eine aimable englische Dame! Miß Emily Rumbold, Pflegetochter Delmars, hat mir ihre Verlobung mit einem Mr. Cavendish angezeigt. Ihre Adresse habe ich zwar marquirt, indessen nicht

wissend, ob die Holde noch Rumbold oder schon Cavendish ist, ob noch in London oder sonst wo, so sende ich Ihnen die Einlage wiederum, die Spur der Schönen aufzufinden!

Hier ist Alles beim Alten. Wien wird seinen entsetzlichen Reflex auf Berlin auszuüben nicht verfehlen; da indessen das neue Ministerium, wie die alten, durch Concessionen leben will, so werden wir langsam untergehen — ohne Ehre! —

Ich sehe sehr schwarz!

Ihr

Prinz von Preußen.

Während des Sommers 1849 hat ein reger brieflicher Verkehr zwischen dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Albert stattgefunden. Man ersieht dies schon aus den Mitteilungen daraus in den Briefen von und an Bunsen. Ebenso beziehen sich sowohl Bunsen in seinem Schreiben an Prinz Albert vom 10. Juli wie Prinz Albert selbst in der Antwort vom 13. Juli auf einen uns nicht vorliegenden Brief des Prinzen von Preußen an Bunsen. Aber der innere Zusammenhang, in welchem der Inhalt desselben zu den übrigen Briefen steht, tritt nichtsdestoweniger deutlich zu Tage, wenn man einfach die nachstehenden Briefe miteinander verbindet.

Bunsen an den Prinzen von Preußen.

London, 25. Juni 1849.

Ew. Königliche Hoheit

erhalten in den Beilagen Auszüge aus meinen geheimen Berichten vom 16., 20., 25. d. M. über die Meldungen und Schritte der englischen Agenten an den Höfen von Hannover, Sachsen, München und Karlsruhe.

Meine Quelle ist ebenso geheim als authentisch. Ew. K. Hoheit errathen sie, ohne daß ich sie nenne.

Die hier enthüllten Thatsachen bedürfen keiner Erläuterung.

O wie mir das Herz blutet, wenn ich sehe, wie meine Befürchtungen sich mehr als bewähren, meine Vorhersagungen sich mehr als erfüllen! Wenn ich nur noch glauben könnte, daß solche Thatsachen, solche Enthüllungen dem theuern Herrn die Augen öffneten und zu entsprechendem, folgerichtigem, freudigem und kräftigem Handeln anspornten! Aber diese Hoffnung, dieser Glaube ist mir entschwunden!

Meine einzige Hoffnung beruht auf der unwiderstehlichen Macht der Ereignisse, auf der makellosen Redlichkeit der preußischen Politik, auf der Unzerstörbarkeit der im Herzen des deutschen Volkes gegründeten Einheit, auf der Tapferkeit und Unbesiegbarkeit des preußischen Heeres. Durch die letztere und durch das entschlossene Handeln und Vorgehen Ew. K. Hoheit allein ist der schlau berechnete Plan des Reichsverwesers gescheitert. Wie traurig, daß der edle Erzherzog so endigt!

Nichts kann uns retten — denn von Rettung handelt es sich — als

Festhalten an der deutschen Sache, am deutschen Volk und Vaterlande. Diese Stütze ist stark erschüttert; gelingt es, sie jetzt zu befestigen, so ist der Gewinn sehr groß, daß Preußen die hohe und heilige Sache Deutschlands getrennt hat von den revolutionären und zerstörenden Elementen, welche sich ihr angehängt hatten. Aber es ist die eilfte Stunde! Es muß deshalb gelingen! Württemberg muß sich jetzt anschließen. Der König ist, aus verletzter Eitelkeit und aus Eifersucht gegen Preußen, an Oesterreich verkauft; Römer ist eigentlich Republikaner und war für ein Direktorium. Die Diagonale zwischen beiden Richtungen ist Anschließen an Preußen. Die Schwaben werden auch dafür sein, sobald sie sich klar werden. Die einzige Herrlichkeit des preußischen Heerwesens ist auch hier Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Jedermann muß ja mit Händen greifen, wo der Schwerpunkt eines einigen, „den Frieden der Welt erzwingenden" Deutschlands liegt. Preußens und Deutschlands Sache ist nun Eine geworden: niemand wird sie auseinanderreißen. Aber das Haus Wittelsbach spielt eine für es selbst höchst gefährliche, dabei treulose Rolle. Schwarzenberg thut alles, um das Haus Habsburg zu verderben.

Die edle Königin und Prinz Albert sind der Sache der deutschen Einheit, und also der preußischen Hegemonie, von Herzen ergeben, und Gott wird sie dafür segnen.

In treuer Anhänglichkeit, Ew. K. H. unterthänigster

Bunsen.

*

Bunsen an Prinz Albert.

London, Dienstag Nachmittag, 10. Juli 1849.

Ew. Königliche Hoheit

stehe ich nicht an, das Schreiben des Prinzen von Preußen für Ihre persönliche Kenntnißnahme vorzulegen, welches Byner mir überbracht hat. Es ist die Antwort auf eine ganz vertrauliche Mittheilung über das unweise, unpatriotische und treulose Benehmen der Königlichen Höfe, in Beziehung auf die große deutsche Verfassungs-Angelegenheit. Der Prinz beklagt dies, meinte aber zugleich, die in Berlin vereinbarte Verfassung sei so liberal, daß man sie doch nicht durchführen könne. Ich vermuthe, daß dieser Ausdruck sich auf die Grundrechte bezieht, denn das Wahlgesetz ist ja nur provisorisch, und die parlamentarische Einrichtung, mit einem sehr stark organisirten, durch den Reichsrat verstärkten Staatenhause, ist ja umgekehrt die einzige konservative in Deutschland, neben den neuen Staatenverfassungen, und namentlich neben der vom Könige selbst unter Brandenburgs Ministerium verliehenen.

Endlich, wären die in Berlin zugestandenen Grundrechte, welche nur feststellen, was in Belgien und Frankreich längst besteht, und (mit Ausnahme der Pärie) in England noch länger, — doch wirklich noch zu liberal für Deutschland — kommt es denn jetzt in dieser Krise auf Leben und Tod darauf an? Hängt die Ausführbarkeit davon ab?

Ernst schreibt mir, daß die Badenschen Bürger nichts weniger als freundlich gegen die preußische Politik sind, und dagegen die Umgebungen Gröbens und des Prinzen, besonders die erstere, ganz im Sinne der Kreuz-Zeitung reden. „Gagern und Schlöffel sind beide gleich schuldige Hochverräther" und dergleichen. Nimmt man dazu, daß der republikanische, anti-preußische Römer dem falschen Schwabenkönige in die Hände arbeitet, so kann nichts die Zerklüftung Deutschlands abwehren als die Unmöglichkeit, einen süddeutschen Sonderbund zu bilden, mit oder ohne Oesterreich.

Zu Folge der Nachrichten, welche Samwer aus Berlin hat, ist das Ministerium fest entschlossen, ermuthigt durch die Gothaer Beschlüsse, an der Vereinbarung vom 28. Mai festzuhalten.

Ich selbst habe noch keine Silbe aus Berlin.

Mit ehrerbietigster Ergebenheit und dankbarer Anhänglichkeit ersterbe ich

Ew. K. Hoheit unterthänigster

Bunsen.

*

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Ich habe Ew. Excellenz Brief richtig erhalten und schicke die Einlage mit meinem verbindlichsten Danke wieder zurück. So leid es mir thut, daß der Prinz von Preußen die neue Drei-Königsconstitution für zu liberal ansieht, so freut mich doch das Ehrenwerthe seiner Gesinnung, das sich wieder in dem Motive kund giebt, warum ihm die Constitution zu liberal ist, weil er nämlich fürchtet, sie wird nicht von den Regierungen gehalten werden. Da mag er nicht unrecht haben. Ich werde ihm dieser Tage schreiben ...

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 13. July 1849.

Aus den letzten Monaten des Jahres 1849 und dem Anfang von 1850 liegen noch die nachstehenden Briefe des Prinzen von Preußen an Bunsen vor. Da ihr Inhalt keiner Erklärung bedarf, teilen wir sie hier ohne weitere Bemerkung mit, um sodann den Brief vom 17. Juli 1850 zum Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung zu machen.

Frankfurt a. M., 11. September 1849.

Herrn Meyers Rückkehr nach England giebt mir Gelegenheit, Ihnen dankend für Ihr Schreiben vom 26. July zu antworten. Ganz so schlimm, als Sie damals die deutschen Verhältnisse kommen sahen, sind sie doch noch nicht geworden. Im Gegentheil, die offene Art und Weise, wie unser Verhalten gegen Deutschland und Oestreich in unseren Kammern dargelegt worden ist, hat uns viel Stimmen gewonnen, und es kommt jetzt nur darauf an, rasch mit der Convocation des Reichstags vorzugehen. Dies, wie Sie es wünschten, schon im August zu thun, war wohl nicht ganz möglich, weil noch zu viel Einzeln-Staaten mit ihrem Bei-

tritt im Rückstande waren; jetzt aber, wo die Hauptmasse beisammen ist, muß keinen Moment mehr gezögert werden, abstraction faite von Bayern und Würtemberg! Um aber zum Ziele zu gelangen, muß Waffenstillstand zwischen Preußen und Oestreich sein, damit deren Bruch nicht das Triumph-Geschrei der Revolution werde. Darum muß das intentionirte neue Centrum rasch geschaffen werden, wobei Preußen in Allem pari mit Oestreich gehen muß. Unter diesem Waffenstillstand müssen wir unser engeres Bündniß zu Stande bringen, während Oestreich es bekämpfen wird; indessen der Waffenstillstand giebt doch die Garantie, daß, mit Geschick operirt, wir eher zu Stande kommen und an Sympathien und Kraft gewinnen, ehe Oestreich sich zum förmlichen Bruch entschließt. Agiren wir so, dann gewinnen wir das Spiel, und Oestreich kann an einen Bruch nicht mehr denken.

Da haben Sie meinen Rahmen, in welchem ich die Arbeit sich vollenden sehen mögte; wie viele falsche Farben dies Gemählde noch zu ertragen haben wird, ist nicht zu ermessen. Aber man muß den Mut nicht verliehren, doch nichts überstürzen, die Zeit ist die beste Lehrerin!

Mit rechter Bangigkeit sehen wir der Nachricht über die Königin Wittwe entgegen, ihr Scheiden würde mir unendlich nahe gehen, da ich ihre mütterliche Theilnahme im vorigen Jahre nie vergessen kann!

Lady Dufferin habe ich die überraschende Freude gehabt, in Baden zu begegnen. Sie wurde gerade eben an dem Tage abgerufen, durch die Nachricht einer schweren Krankheit ihrer Mutter; seitdem weiß ich nichts mehr von ihr.

Ich bin 14 Tage hier gewesen, weil meine Anwesenheit zur Zeit der Rückkehr des E. H. Johann sehr nöthig mir schien. Seine Intriguen und die seines noblen Ministeriums tragen so sehr die Farbe des Zornes über eigene Schwäche, daß sie nicht gerade gefährlich sind; doch muß man fortwährend die Augen auf dem Tisch haben. Ich habe hier sehr angenehme Stunden im Cowleyschen Hause zugebracht. Er versteht die deutsche Frage sehr gut. Sollten Sie die alten Herzöge von Wellington und Westmoreland sehen, so grüßen Sie dieselben bestens von mir.

Tausend Liebes Ihrer Familie.

Ihr

Prinz von Preußen.

*

Carlsruhe, 31. Oktober 1849.

Herzlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben mit der Bestellung der Theilnahme der theuern leidenden Königin Adelheid, bei meiner Ankunft in Berlin. Lebt die theure Frau noch, so lassen Sie ihr doch ja wissen, daß ich auf das Tiefste gerührt gewesen bin, daß sie trotz ihres Leidens meiner mit so warmer Theilnahme gedacht hat, was, wenn es möglich wäre, mich noch inniger an sie gefesselt hat! Warum müssen so reine Seelen so schmerzhaft dies Leben mit dem freilich bessern vertauschen! Ewig werde ich die erhabene Königin zu den trostreichen Erscheinungen des Jahres 1848 für mich zählen!

Ich sprach gestern Stockmar lange in Frankfurt a. M. Lassen Sie sich von unserer Unterredung erzählen. Wir sind einig über das sehr kranke Deutschland. Aber je schwerer die Krankheit, je länger die Convalescenz, dafür diese aber auch um so dauernder. Dieß ist mein Bild unserer Zustände, daher bin ich auch gar nicht muthlos, wenn die Dinge langsam und mit vielen Entraven vermischt vorschreiten, wenn sie nur vorschreiten. Und daß sie das thun, ist denn doch nicht zu läugnen, in Preußen sowohl als in Deutschland. Gefährlich für uns wäre natürlich eine neue Episode in Paris, die fast heranzurücken scheint. Wir müssen daher sehr auf unserer Acht sein, um in solchem Moment nicht überrascht zu werden durch die Rückschläge in Deutschland, die nicht ausbleiben können.

Tausend Liebes Ihrer Familie; einliegendes Band ist für Ihren Sohn Ernst; die Badenische Medaille dazu erfolgt im Januar.

Ihr

Prinz von Preußen.

*

Berlin, den 5. Dezember 1849.

Wie sehr habe ich mich gefreut, Ihren Sohn bei mir zu sehen und Ihren Brief durch ihn zu empfangen. Er überbringt Ihnen diese Zeilen und wird seine Wahrnehmungen von hier mittheilen.

Das letzte Votum der zweiten Kammer in der deutschen Frage ist sehr encourageant für das Ministerium, indem es ihm 70 Stimmen brachte, die größtentheils Abfälle des Portefeuille-lüsternen Centrums sind; dies ist sehr bezeichnend; Beckeraths Antrag gleicht einem schlecht verkappten Mißtrauens-Votum; daß er und seine Parthei damit durchfiel, giebt dem Ministerium neue Kraft, da jene Partei, die der Centren, die einzige Gefahr bringende für das Ministerium ist. Zuweilen beweisen die Kammern viel Takt und Conservatismus; zuweilen freilich stark das Gegentheil. Die Portefeuille-Jäger können auf keinen Anhang rechnen, wenn sie unverschämt vorgehen; diese Leute, die Pauls-Kirchner und die incapablen Individuen der drei ersten Ministerien, sind durch ihren eigenen Schaden nicht klug geworden!

Oestreichs Sprache ist allerdings sehr ernst und unangenehm, dennoch sehe ich darin nur die letzten Schreckschüsse, um uns vom Reichstag abzuhalten. Siehet es erst, daß wir uns nicht fürchten, so wird es andere Saiten aufziehen. Das ist meine Hoffnung. Ein Krieg wäre das Traurigste, was wir zwischen uns und Oestreich erleben könnten. Doch werden wir ihm nicht entgehen, wenn wir ungerecht angegriffen werden. Sachsen scheint der Zankapfel werden zu sollen. 60,000 Oestreicher stehen ihm in Böhmen zu Gebote, vermuthlich, weil unsere Hülfe im April schon vergessen ist! Da wir also nicht zur Hülfe angerufen werden dürften, wenn es in Dresden wieder mißglückt, so stehet eine Oestreich. Armee 15 Meilen von Berlin, bereit, die zwei Hälften Preußens zu trennen. Es soll ein Widerspiel für Baden sein. Was werden wir thun können?

Protestiren wir oder handeln wir gemeinschaftlich ohne Aufforderung, so heißt das, Baden auch durch Oestreich occupirt sehen. Die Sache kann ernst in ihren Folgen werden.

Ich ersuche Sie gütigst die Einlage besorgen zu wollen. Der unadressirte kleine Brief ist für die Delmars-Pflegetochter, verheiratete Cavendish; da ich ihre Adresse nicht weiß, so bitte ich Sie, dieselbe auf das Couvert schreiben zu wollen, da ich nicht weiß, ob sie Lady oder Mistreß ist.

Ihrer Familie sage ich 1000 herzliches. Mit Bangigkeit sehen wir den Nachrichten von der Königin Wittwe entgegen!

Ihr

Prinz von Preußen.

Prinz Albert antworte ich nächstens auf seinen sehr interessanten Brief. Ich gehe am 7. nach dem Rhein ab.

*

Coblenz, 7. März 1850.

Auf drei Ihrer Briefe habe ich zu antworten. Im ersten zeigten Sie mir freundlichst die Verlobung Ihrer Tochter an, zu der ich meine herzlichsten Glückwünsche anzunehmen bitte. Es scheint, daß das schöne Gut bei Bristol,[1]) seitdem ich dem Römer — das Engels-Köpfchen zudachte, das aber sein Bruder heimführte — für Ihre Familie eine Schatzgrube im wahren Sinne des Wortes geworden ist, das heißt moralisch genommen.

Im zweiten Briefe sprechen Sie Ihre und der Königlichen Familie Theilnahme an einer Feuersbrunst aus, bei der mich die gütige Vorsehung wiederum vor größerem Schaden gnädig bewahrte. Ich kann nur tief dankbar sein für so viele Beweise Ihrer Theilnahme.

Ihr Raisonnement über die Athener Episode scheint mir sehr richtig. Dazu kommt, daß man sich über den Eindruck solchen Benehmens auf Griechenland völlig verrechnet hatte. Die rasche Annahme der bons offices durch Frankreich scheint zu beweisen, daß man sich schnell aus dem mauvais pas zu ziehen wünscht. Wellingtons Aeußerung über Deutschland ist treffend. Heute erhielt ich die erste bestimmte Andeutung des 4- oder nur 3-Königs-Projekts. Es wird sehr schwer sein, damit eine Verständigung zu Stande zu bringen, doch man muß die Sache ruhig, besonnen und ohne vorgefaßte Meinung ansehen und prüfen. Der Ausgang der gewaltigen Krise in Berlin vom 7. Januar bis 6. Februar ist ein schöner Beweis der Festigkeit des Königs, des Muthes des Ministeriums. Der Patriotismus der Kammern, die im Moment großer Gefahr ihren Eigenwillen, Eigensinn und Eigenliebe zu Opfer brachten — das kann einige Zuversicht für die Zukunft Preußens geben.

---

[1]) Die Nichte des Hauses hatte sich mit Bunsens ältestem Sohn, der Neffe und Erbe mit Bunsens Tochter verlobt.

Ihren Kaufantrag Ihres Hauses in London habe ich warm beim Könige unterstützt; wenn nur Geld vorhanden ist!

Anbei sende ich Ihnen einen Brief für Lady Dufferin, der hoffentlich rascher in ihre Hände kommen wird, als der letzte, der ihr, wie sie mir schreibt, vier Wochen lang durch Irland und England nachgereiset ist. Meine sehr verspätete Antwort an Prinz Albert hat sich mit Ihrer Mahnung glücklich gekreuzt.

Ihr

Prinz von Preußen.

Josef Viktor v. Scheffel über Visionen und Vorahnungen.

Eine Erzählung

von

Nataly v. Eschstruth.

I.

Wir leben in dem Zeitalter der Entdeckungen und Lösungen großer Rätsel. Wer hätte sich vor fünfzig Jahren etwas von der Existenz des X-Strahls, von all den Wundern der Elektricität, von lebenden Photographien, von Bazillen und Serums träumen lassen? Und nun sind ein paar geniale, große Männer erstanden, welche die Schleier von den „verhüllten Bildern“ gezogen, welche die Geheimnisse entdeckt haben, welche seit Jahrtausenden und Abertausenden unerforscht in ihrer Verborgenheit schlummerten. Der Menschengeist aber ist am fin de siècle noch lange nicht am Ende seines Forschungsdranges angelangt.

Im Gegenteil, die märchenhaften Erfolge der großen Gelehrten haben ihn wachgerüttelt und ihn thatendurstiger wie je auf die große Rennbahn gedrängt, deren Preis und Ziel Erfindung und Erfolg heißt!

Eine fiebrische Ungeduld gärt in den Köpfen, tiefer und immer tiefer einzudringen in das Wunderreich der Schöpfung, immer neue Dinge zu erforschen, immer neue Schleier zu lüften, immer Erstaunlicheres, Wunderbareres, Unfaßlicheres zu entdecken!

Himmel und Erde sind nicht mehr sicher vor dem Spürsinn der modernen Menschen; drei Dimensionen genügen ihrem Wissensdurst nicht mehr — sie strecken kühn die Hände selbst nach der vierten aus und versuchen zu haschen und festzuhalten, was bisher selbst den Geschicktesten und Eifrigsten durch die Finger schlüpfte —, sie wollen nicht mehr glauben und vermuten, nein, sie wollen sehen und beweisen!

Was? Daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als sich unsre Schulweisheit träumen läßt.

Welch ein weites, unergründliches, noch so völlig unerforschtes Gebiet in dem unendlichen Reich der Natur! Warum blieb es allein noch verschlossen, während tausend andre Riegel gesprengt, tausend andre Thüren aufgethan wurden? Gerade jenes geheimnisvolle Reich, auf welches alle Menschenaugen voll banger, scheuer Sehnsucht gerichtet sind, zu welchem so mancher Seufzer emporschallt, an welches so ungezählte, brennende Fragen gerichtet werden, so oft, wie ein liebes Auge sich im Tod geschlossen, so oft, wie ein Grab gegraben ward.

Der Tod ist die natürliche Folge alles Lebens, und dennoch wehrt und sträubt sich alles Leben dagegen wie vor der grausamsten Unnatur!

Wohin nach dem Tode? Was dann?

Keine Frage beschäftigt den Menschengeist mehr denn diese. Seit der erste Mensch die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen, hat die trauernde Liebe geseufzt: Was ward aus ihm?

Im Palast und in der Hütte steht das drohende Gespenst, der Tod, gleich furchtbar und rätselhaft an der Thür — König und Bettler liegen in gleicher Todesangst auf dem Sterbebett, und jeder heftet den Blick voll bebender Erwartung zum Himmel, dessen Thür so fest und ewig verschlossen bleibt, daß aller Menschenwitz und alle Klugheit vergeblich daran rütteln. Je hartnäckiger aber der Quell des Lichts verschlossen bleibt, desto brennender wird der Durst, aus seiner Flut der Erkenntnis zu schlürfen, desto nagender das Verlangen, Unerreichbares zu erreichen.

So lange Menschengedanken zurückreichen, zeigt sich das Streben, einen Blick in das Jenseits zu werfen. Die Hexe von Endor war nicht die erste, welche vor den Augen sehnender Ungeduld und trotzigen Verlangens die Schleier einer andern Welt lüften wollte; Zauberer und Sybillen haben ihr Wesen getrieben und ihre Macht über den leicht empfänglichen Sinn der Mitmenschen ausgeübt, solange es Geschöpfe gab, welche weiter dachten als bis an das Grab.

Was Wunder, wenn die Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts, welche so viel Unmögliches schon möglich gemacht, die Spielerei des Geisterbeschwörens in bittern Ernst verwandeln und auch in jene Finsternis der Grabesnacht Licht bringen will.

Der Glaube, welcher bisher die einzige Brücke über den Abgrund zwischen dort und hier schlug, genügt der aufgeklärten Jetztzeit nicht mehr — die Stimme der Propheten verklingt in dem Lärm der klugen, geschäftigen Welt, welche keine Zeit mehr zum Grübeln und Sinnen, zum frommen Sichversenken in heilige Glaubenstiefen hat, welche nur nachsehen und es bewiesen haben will — daß es noch Dinge zwischen Himmel und Erde giebt.

Wie gewaltig dieser Zug nach Enthüllungen durch das fin de siècle geht, beweist der Spiritismus, welcher üppiger und erfolgreicher emporwächst wie je, welcher von Amerika herüberwuchert, und dessen Bedeutsamkeit durch Betrug

und Humbug erwiesen wird, welche als Unkraut zwischen dem Weizen aufsprossen.

Die Gelehrsamkeit bemächtigt sich der brennenden Frage — die Wissenschaft gewinnt Interesse dafür, wie lange noch — und ein neuer, gewaltiger X-Strahl flammt auf, welcher die Dunkelheit zerreißt und der Menschheit endlich Antwort auf die sehnlichste aller Fragen giebt: „Was wird aus uns?"

Als ich vor Jahren den Novellenband „Sternschnuppen" veröffentlichte, welcher eine Reihe von Spukgeschichten mit natürlicher Auflösung enthält, ward ich mit unzähligen Zuschriften bestürmt, die mir bewiesen, daß die große Menge ein ganz besonders lebhaftes Interesse an diesem Thema nimmt. Obwohl es manche mit Genugthuung zu erfüllen schien, daß jedweder Spuk eine natürliche Ursache haben und schließlich aufgeklärt werden müsse, neigte doch die Mehrzahl der Leser der Ansicht zu, daß die *unaufgeklärten* Gespenstergeschichten die aufgeklärten bei weitem überstiegen. Man hat mich seit jener Zeit ununterbrochen mit Bitten heimgesucht, der Gerechtigkeit Genüge zu thun und nun auch eine Anzahl Spukgeschichten zu veröffentlichen, welche den Erweis brächten, daß *nicht* alles Unfaßliche mit der Vernunft zu erfassen sei.

Gespenstergeschichten werden zu Tausenden erzählt, und wenn das große und kleine Ehrenwort jeder alten Scheuerfrau und Kindermuhme eine Brücke wäre, so wandelten wir längst im goldnen Licht und wüßten es ganz genau, daß „nachts um die zwölfte Stunde" rasselnde Totengerippe auf dem Kirchhof tanzen — arme Sünder ihren Kopf unter dem Arm spazieren tragen und bleiche Ahnfrauen ruhelos durch alte Schlösser wandeln.

Solche Gespenstergeschichten entbehren aber wohl für dasjenige Publikum, welches dieses Thema ernst behandelt sehen möchte, jedweden Interesses, und so habe ich denn nach Gewährsmännern ausgeschaut, deren Persönlichkeit der beste Bürge für ihre Worte ist.

Ihre Erlebnisse will ich wiedergeben, so, wie ich sie selber vernommen, und den Anfang mit einer Episode aus dem Leben Josef Viktor v. Scheffels machen, welche noch wenig bekannt sein und darum doppeltes Interesse erwecken dürfte.

— — — Der erste Schnee wirbelte durch die Luft, als der Zug, der meinen Vater und mich zum erstenmal als Gäste nach der Seehalde brachte, auf dem Bahnhof von Radolfzell einfuhr. Die kraftvoll hohe Gestalt des Altmeisters stand auf dem Perron, der graue Kragenmantel vom Wind gezaust, der breitkrempige Filzhut zum Schutz gegen die ungestüm tanzenden Flocken niedergebogen.

Lachend grüßte er uns entgegen, und die Fahrgäste, welche ihn erkannten, brachten ihm ein jubelndes Hurra, das sich von Fenster zu Fenster den ganzen Zug entlang fortpflanzte.

Doppelt traulich und behaglich bei dem unwirtlichen Wetter winkte uns die schmucke Seehalde vom Ufer des Sees zu — und je drohlicher der Sturm sie umpfiff und die Lichter auf dem festlich geschmückten Eßtisch flackern ließ, um so

heiterer saßen wir in kleiner Runde und genossen die unvergeßlichen Stunden dieses Zusammenseins.

Die Uhr verkündete die elfte Stunde, als wir uns endlich „gute Nacht" wünschten und Scheffel seine „wegmüden, armen Wandersleut" persönlich nach den Logierzimmern geleitete. Dieselben lagen im ersten Stock, und zwar hatte der Dichter des „Ekkehard" ein helles, luftiges Eckzimmer für mich und das direkt daneben liegende Stübchen für meinen Vater bestimmt.

Scherzworte flogen noch hin und her, dann ein fester Händedruck: „Nun träumen Sie unter meinem Dach höflicherweis von all meinen Romanhelden, die es Ihnen angethan haben, Fräulein Nataly!" neckte Meister Josephus, und dann schloß sich die Thür — wir waren allein.

Während die Handkoffer ausgepackt wurden, plauderten Vater und ich noch in angeregtester Weise, dann pfiff der alte Soldat „Retraite", und auch seine Thür schloß sich.

Ich war sehr müde und schlief sogleich ein und hatte wohl auch recht fest und tief geschlafen, als ich plötzlich ohne jede Veranlassung erwachte. Es war eine mondhelle Nacht; ich erkannte jeden Gegenstand im Zimmer genau, und als meine Blicke schlaftrunken umherschweiften, hafteten sie plötzlich voll Entsetzen und Grausen auf der gegenüberliegenden Wand.

Als ich mich schlafen legte, hatte dort ein zweites Bett, mit weißer Decke überhangen, gestanden, jetzt aber — ich fühlte, wie mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat — stand dort ein hoher, schwarzer Sarg, zu dessen Häupten und Füßen Lichter brannten, ja ich sah deutlich, daß auf dem Totenschrein blanke Waffen und ein Ordenskissen lagen.

Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus und starrte wie gebannt auf das Unfaßliche, Entsetzliche — als auch schon die Thür aufgestoßen ward und mein Vater mit der Frage, was passiert sei, hereinstürmte.

„Ein Sarg! ein Sarg!" stöhnte ich auf, Papa aber faßte das Feuerzeug auf meinem Tisch und zündete Licht an.

„Wo ist ein Sarg?" fragte er höchlichst überrascht.

Ja, wo war er?

Gegenüber an der Wand stand still und friedlich das weißgedeckte Bett, kein Kandelaber, keine Waffe, kein Ordenskissen ...

„Kind, du hast geträumt! Ich sage es ja, Meister Scheffel hat ein viel zu opulentes Souper servieren lassen, und der alte Wein! — Na, hier trink ein Glas Wasser und schlaf weiter!"

Ich trank gehorsam das Glas aus, aber schlafen konnte ich nicht wieder. Ich ließ das Licht brennen und überlegte, ob ich wirklich nur geträumt haben könne. Nein, gewiß nicht, ich war fest überzeugt davon, ich hatte den abscheulichen Spuk viel zu deutlich gesehen.

Wie hätte ich auch auf solch einen absonderlichen Gedanken kommen sollen?

Wir hatten uns so lustig und vergnügt unterhalten, während des ganzen

Tages nicht ein einziges Mal das Thema „Spuk“ berührt, wie sollte ich ohne jede Veranlassung plötzlich Gespenster sehen?

Und doch *mußte* es — *konnte* es nur ein Alpdruck gewesen sein, was sollte der Sarg hier in dem traulichen Fremdenzimmer der modernen, neu erbauten Villa? Wir befanden uns ja in keinem Spukschloß, in dessen Mauern der Tod schon seit Jahrhunderten Einkehr gehalten, gottlob, hier in der Seehalde regierte noch das blühende Leben!

Solche Gedanken und das Glas Wasser thaten endlich doch ihre Schuldigkeit, und die anstrengende Schwarzwaldreise forderte wohl auch ihr Recht, ich schloß die Augen und schlief weiter.

Als ich jedoch am nächsten Morgen erwachte und das Stubenmädchen eintrat, lautete meine erste Frage: „Josephine, wer hat zuletzt dort in jenem Bett geschlafen?“

„In jenem dort? Ei, der Herr Excellenz v. F. aus Karlsruhe!“ knixte die Kleine und berichtete, wie Herr v. F. und Frau Gemahlin jüngst zum Besuch da gewesen seien und wie schrecklich gern der alte Herr hier gewohnt habe. Er werde wohl auch bald wiederkommen, denn Sehnsucht nach der Seehalde habe er immer.

Der alte Excellenz v. F.! O, nun war ich ganz beruhigt und fest überzeugt, daß mich nur ein böser Traum geängstigt hatte, denn vor vier Tagen war ich noch in Karlsruhe, im Elternhaus des Dichters Heinrich Vierordt, mit dem charmanten alten Offizier zusammengetroffen, hatte ihn so frisch und lebensfroh an der Seite seiner jugendschönen, geistreichen Frau gesehen, daß der Gedanke an sein Ableben wie etwas ganz, ganz Fernes, Undenkbares erschien.

Als wir uns an dem Kaffeetisch versammelten, begrüßte mich Meister Josephus mit etwas besorgtem Gesicht.

„Nun, Fräulein Nataly, sind Sie heute nacht etwa krank gewesen? Mir war es, als ob ich sprechen und Schritte in Ihrem Zimmer gehört hätte!“

Vater lachte: „Viel Lärm um nichts! Mein vernünftiges Mädel begann plötzlich Gespenster zu sehen, welche bei Kerzenlicht absolut nicht zu entdecken waren!“

„Gespenster? Ei der Tausend, in meiner Seehalde, die sich sonst stets zu aller Zufriedenheit aufgeführt hat, spukt es plötzlich? Nun, da bin ich begierig, was Sie geschaut haben mögen! Schnell, erzählen Sie, Jungfer Dichterin, derweilen Ihr Kaffee sich ein wenig verkühlt.“

Ich ward sehr rot und verlegen und wollte nicht mit der Sprache heraus: „Es war ja nur ein thörichter Traum, Meisterchen, und Träume sind Schäume, gar nicht wert, daß man sie der Ehre würdigt, von ihnen zu sprechen!“

„Nun, ich meine, bei einem solch absonderlichen Gespenstertraum kann man schon eine Ausnahme machen!“ nickte Meister Josephus bedächtig, „mich interessieren die Träume allemal, weil sie ein gar so närrisches und oft recht konvexes Spiegelwerk unsrer Gedanken sind! Lassen Sie uns erfahren, was in solch einem Poetenköpfchen für nächtige Bilder umherschwirren!“

Da erzählte ich — und seltsam, Scheffel lachte mich nicht aus, wie ich gefürchtet hatte.

Er wiegte nur nachdenklich das ergraute Haupt, und seine lieben, ehrwürdigen Züge spiegelten ein Gemisch von Sorge und Sinnen.

„Welch ein übles Traumgesicht!“ sagte er, „wie kommen Ihre jungen, lachenden Augen dazu, einen Sarg zu sehen? — Hm ... Sie bringen das Phantom mit unserm lieben alten F. in Verbindung? Nun, dann hat es, so Gott will, keine böse Vorbedeutung; da, hier! Gestern schreibt mir meine liebe Freundin noch gar heiter und guter Dinge und berichtet nur Erfreuliches von ihrem Gatten!“

Ich versicherte auch meinerseits, Excellenz v. F. noch vor wenig Tagen frisch und kerngesund gesehen zu haben, und Vater lenkte das Gespräch ab und versicherte, in dem Sarg habe nur der schwere Lachs gelegen, welchen wir gestern abend als Mayonnaise verspeist hatten, der habe Rache geübt für solch ein unfreundliches Beginnen! Er knüpfte eine Frage über die Fischerei im Bodensee daran, und nach wenigen Minuten war der nächtliche Spuk vergessen und ward auch nicht wieder erwähnt. Am Nachmittag reisten wir nach Sigmaringen weiter, abermals von Scheffel zur Bahn geleitet, und nur unter der festen Zusicherung entlassen, auf der Rückreise abermals Station in der Seehalde zu machen.

Wir versprachen es und hielten auch von Herzen gern Wort.

Wiederum hielt der Zug in Radolfzell, und auch dieses Mal stand Freund Scheffel, auf seinen Stock gestützt, zu unserm Empfang bereit. Unvergeßlich aber wird mir der Ausdruck seines Gesichts bleiben.

Kein heiteres, schalkhaft liebenswürdiges Lächeln, ernst, um Jahre älter aussehend, mit kummervollem Blick schaute er mir in die Augen und streckte mir beide Hände entgegen: „Wissen Sie's schon?“ fragte er anstatt jeder Begrüßung.

„Nein! Um Gottes willen ... ein Unglück?“

„Der alte Excellenz v. F. ist tot — Ihr Traum ist leider Gottes doch kein Schaum gewesen —, er ist in selbiger Nacht zu Tode erkrankt.“

Ein kalter Schauder überrieselte mich. Unsre Bestürzung war groß, und während des ganzen Wegs zur Seehalde drehte sich das Gespräch um diesen Trauerfall, welcher Scheffel ganz besonders schmerzlich zu erregen schien.

Stets von neuem gedachte er des unheimlichen, spukhaften Traums und setzte zuletzt leise und nachdenklich hinzu: „Wenn es wahrlich nur ein Traum gewesen.“

Mit Mühe gelang es, während des Mittagmahls die alten Geister der Heiterkeit und des Frohsinns zu citieren. Der Altmeister hörte mich so gern lachen und behauptete, „selbes Lachen stecke ihn unrettbar an!“ Heute mußte es sich bewahrheiten, und es glückte mir auch, tagsüber die trüben Gedanken von ihm fern zu halten.

Als wir aber abends in Scheffels Arbeitszimmer saßen und der Seewind kalt und seufzend um die Fenster strich, da stützte Meister Josephus die Stirn abermals traurig sinnend in die Hand und sagte ganz unvermittelt: „Also Sie

auch, Fräulein Nataly! Es ist ganz wunderbar, just als ob wir armes Dichtervölklein dazu auserlesen wären, mehr zu sehen und zu erleben, als der andern Schulweisheit sich träumen läßt! Mag's die besonders lebhafte Phantasie, das äußerst erregte und wohl auch stärker ausgebildete, vielleicht auch überstraff gespannte Nervensystem der Poeten sein, daß sie mit ihren Gedanken in fremde Welten hineinragen und unbewußt durch das Schlüsselloch der Ewigkeit lugen, ich weiß es nicht! Aber wundersam ist's, daß auch Sie, fröhliches, sechzehnjähriges Kind, solch ernste Vorahnungen haben! Just als ob's die Geister besonders gern mit der Jugend hielten — ich war ja damals auch noch ein lebensfrohes Bürschchen, als ich etwas Aehnliches, unerklärlich Seltsames erlebte —, nachher, im späteren Leben, habe ich nie wieder Geister geschaut."

Er sprach leise, wie in Gedanken, und atemlos vor Ueberraschung starrte ich ihn an. „Sie selber haben einmal etwas Uebernatürliches erlebt? O bitte, bitte, lieber, bester Meister, erzählen Sie!"

Sein Blick richtete sich ernst, beinahe forschend auf mein Gesicht. „Ich habe nie gern darüber gesprochen, Fräulein Nataly, die Leute lachen über die Gespensterseher, und wer nicht selber mal ein Aehnliches erlebt hat, der glaubt gar, man wolle ihm ein Märlein auftischen."

„Habe ich denn nicht soeben noch den Beweis geliefert, daß ich Aehnliches erlebte?"

Er lächelte. „Wohl wahr, darum wäre ich wohl gar im stande, Ihnen mit gleichem Spuk aufzuwarten, bin heute just in der Stimmung dazu! Die Gedanken an damals kommen mir immer wieder — wie die Mückenschwärme, welche man auch vergeblich scheucht! Nun — und Sie, lieber Major, werden auch nicht allzu ketzerisch über den alten Poeten herziehen, wenn Ihr Husarenherz auch nicht mit dem des ehemaligen Studentleins in einem Takte schlagen wird."

Vater versicherte, daß wohl der heutige Tag dazu angethan sei, jeden Zweifel an Absonderlichem verstummen zu lassen, und so füllte Scheffel noch einmal die Gläser, lehnte sich nachdenklich in den Sessel zurück und strich mit der Hand über den Kinnbart. Die Augen wie in weite Fernen geradeaus gerichtet, mit einem Gesichtsausdruck, welcher sein sonst so frisch blickendes, liebenswürdig heiteres Antlitz vollständig veränderte, begann er mit gedämpfter Stimme:

Es war im Jahr 18**, als ich, ein junges, lebensfrohes Bürschchen, die Akademie zu H. bezog. Das Allzuviel der Freundschaft war mir nie sympathisch gewesen, darum beschränkte ich meinen Verkehr auf nur wenige, aber desto liebere und treuere Gesellen, von welchen namentlich der eine mir besonders nahe trat. Nennen wir ihn jetzt Karl — der Name thut ja nichts zur Sache, und falls Fräulein Nataly diese Geschichte später einmal der Welt erzählt, so möge Diskretion walten.

Besagter Karl war mir wohl so angenehm im Verkehr, weil er in allen Dingen das ganz direkte Gegenteil von mir war.

Dieweil bei mir Lebenslust und Frohsinn fast überschäumten und ich die

Studienzeit durch die roſigen Brillen des Gaudeamus anſchaute, war Freund Karl ein ſtiller, beinahe etwas kopfhängeriſcher Burſch, dem das Arbeiten und Lernen als heilige Pflicht erſchien und welcher wohl in unſern Augen als ärgſter und verächtlichſter Philiſter gegolten haben würde, hätten wir nicht den Grund zu ſeinem altväteriſchen Weſen nur allzugut gekannt.

Er war krank.

So gut ihn die friſchen roten Wangen kleideten, wußten wir doch, was ihre hektiſche Art beſagen wollte, wenn wir den armen Jungen huſten hörten.

Dazu kamen Verhältniſſe, welche ſeine empfindſame Seele ſchon ſeit Jahren ſchwer belaſteten.

Er war das einzige Kind einer Witwe, welche der früh verſtorbene Vater, ein Miniſterialbeamter, in geordneter, aber nicht allzu glänzender Vermögenslage zurückgelaſſen hatte.

Karls ganzes Streben und unermüdliches Lernen galt der Zukunft der Mutter.

Er wußte, daß er die ſchwere Krankheit des Vaters geerbt, und er ſagte ſich, daß er nicht allzulange Zeit habe, der unglücklichen Frau eine Stütze zu ſein.

Daher ſein philiſterhaft ſolides Leben, ſein großer, heiliger Ernſt dem Studium gegenüber. Ich hatte eine tiefe, herzliche Verehrung für den vortrefflichen jungen Mann, und manch traute, wohl einflußreiche Stunde verlebte ich in der kleinen Wohnung der Frau Rat, welche ſelbſtverſtändlicherweiſe mit dem Sohn zuſammenlebte.

Was wir übermütigen Geſellen Freuden und Vergnügungen nannten, Pauken, Biertrinken, Kommerſe und luſtige Scholarenfahrten ins Land, das exiſtierte nicht für den kranken Genoſſen, nur eine einzige Erheiterung gönnte er ſich — er beſuchte die Studentenbälle und Tanzkränzchen, welche wir des öfteren veranſtalteten.

Da ich das Tanzen für einen Lungenkranken recht ſchädlich erachtete, erſtaunte mich dieſer Leichtſinn des Freundes gewaltig, bis ich ihn nach ſchärferer Beobachtung zu deuten wußte. Karl tanzte nur einen einzigen Tanz, den Walzer nach dem Abendeſſen, und diejenige, mit welcher er tanzte und ſoupierte, war ſtets dieſelbe.

Ein herziges, friſches junges Mädchen, ſanft und lind wie ein Frühlingshauch, herzensgut und freundlich wie ein Schutzengel, welcher mit holdem Antlitz Geneſung in die Seele der Kranken lächelt. Einmal habe ich Karl mit Fräulein Gretchen geneckt, dann nicht wieder.

II.

Er ſah mich mit ſeinen ſchwermütigen Augen ſo unbeſchreiblich an, daß es mir durch Mark und Bein ging.

„Ich habe ſie lieb, Joſef!“ ſagte er leiſe, „du biſt mein Freund, ich will

kein Geheimnis vor dir haben!“ Und er legte meinen Arm in den seinen und schritt langsam mit mir im Zimmer auf und ab.

Dabei that er mir sein Herz auf, sein junges, liebewarmes Herz, welches so zuversichtlich auf das Glück hoffte.

Die Liebe und Hoffnung erhielten ihn gesund und stählten seinen Körper und seine Seele zur Arbeit, so wähnte er. Gretchen wußte um seine Gefühle und teilte sie, auch die Mutter hütete im Herzen voll stillen Glücks das Geheimnis ihres Sohnes.

Noch ein paar Jahre Geduld, noch ein paar Jahre schaffen und streben, und er wird die Geliebte als trautes Weib in ein bescheidenes Nestchen heimführen.

Bei dem nächsten Tanzkränzchen beobachtete ich voll wehmütiger Rührung diesen jungen Liebeslenz, auf dessen Knospe schon ein so herber, unbarmherziger Rauhreif schwerer Sorge fiel.

Neben dem Ofen befand sich ein stilles Plätzchen zu zwei Sitzen, welches die Liebenden ständig zu dem ihren erwählten. Da saßen sie während des Tanzes, ungestört und unbeobachtet, und schwelgten in dem süßen Glück ihres geheimen Herzensbundes.

Der Winter kam, rauher und stürmischer wie je zuvor, und Karl hustete mehr denn je, und eines Tages blieb sein Platz im Kolleg leer.

Ich eilte sofort in die Wohnung der Frau Rat und fand die alte Frau zwar in Sorge, aber doch ganz zuversichtlich und vertrauensvoll.

Karl lag an starker Erkältung zu Bett. Ein tüchtiger Schnupfen und Husten, sonst nichts. In der Nacht trat Fieber auf und währte etliche Tage, da seine Höhe aber nicht beängstigend war und es am vierten Tage wieder schwand, so nahmen wir die Erkrankung nicht allzu schwer.

Karl fühlte sich auch nach acht Tagen wieder leidlich wohl, verließ das Bett und saß behaglich plaudernd im Lehnstuhl am Ofen, als ich zum gewohnten Besuch wieder bei ihm eintrat.

„Hurra! Der Dachs hat den Bau wieder verlassen!“ rief er mir sehr heiter gelaunt entgegen; „ich hoffe übermorgen schon wieder ausgehen zu können!“

„Wenn das gelinde Wetter anhält, mein Junge,“ wandte Frau Rat lächelnd ein, „du weißt, was der Doktor gesagt hat!“

„Doktorenweisheit! Wehe dem, welcher sich zu ihrem Sklaven macht!“ rief der Kranke mit beinahe übermütigem Ton. „Nein, nein, Mutterchen, ich lasse mich nicht eine Stunde lang unnötig einsperren! Und nun laßt uns Kaffee trinken, Josephus muß die Kehle anfeuchten, sonst erzählt er schlecht!“

Die alte Dame verließ das Zimmer, und kaum, daß die Thür sich hinter ihr geschlossen, faßte Freund Karl jählings meine Hand und stammelte:

„Ist es wahr, daß am nächsten Samstag das erste Tanzkränzchen stattfindet?“

Ich nickte. „Willst du etwa leichtsinnigerweise bei demselben erscheinen?“

„Und ob ich es will! Ach Josef, ich habe meiner kleinen Margaret so

viel zu sagen wegen des Onkels, weißt du! Hat er mich wahrlich zum Erben eingesetzt, kann ich ja schon als Referendar heiraten! Und siehst du, des Samstags wegen freue ich mich doppelt, daß es mir wieder so viel besser geht."

„Hast du Fräulein Gretchen bereits engagiert?"

„Das habe ich ein für allemal. Der Tischtanz ist mein. Laß uns wieder zusammen eine Ecke bilden während des Essens, arrangiere alles wie sonst, Josef, ich werde mich diesmal nicht viel darum kümmern können!"

Ich versprach, und das Gespräch nahm eine andre Wendung, als Frau Rat mit dem Kaffee erschien.

Es war dies an einem Dienstag; Freitag wollte Karl das Kolleg wieder besuchen und Samstag mit seiner Margaret tanzen.

Vergeblich schaute ich Freitag in der Universität nach ihm aus, und von böser Ahnung erfüllt, begab ich mich sogleich in seine Wohnung.

Ich fand den armen Freund erschreckend bleich und matt auf dem Sofa liegen und erfuhr durch seine Mutter, daß ganz plötzlich wieder ein heftiger Bluthusten aufgetreten sei.

So gut ich es bei meiner Bestürzung vermochte, tröstete ich die weinende Frau und versuchte alsdann, den sehr niedergeschlagenen Karl ein wenig aufzuheitern.

Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich werde morgen abend nicht bei euch sein können; hast du schon eine Dame zum Tischwalzer engagiert?"

Ich verneinte.

Da umschloß er mit fieberheißer Hand die meine.

„Dann thu mir den Gefallen und tanze mit Gretchen!" bat er. „Dir vertraue ich sie am liebsten an! Du wirst ihr von mir und dem Onkel erzählen, alles, was ich dir jetzt auftragen werde, — ja?"

Da kam mir der Schalk. „Höre," sprach ich, „die kleine Margaret ist ein herziges Wesen und gefällt auch andern Leuten gut! Zum Teufel mit der Freundschaft! — Ich werde einmal im Trüben fischen und dir dein Bräutlein abspenstig machen, gar so abgeneigt ist sie mir längst nicht!"

Ich hatte lachend und im Scherz gesprochen, aber ich erschrak über die Wirkung meiner Worte. Glühende Röte stieg in Karls leichenblasse Wangen, sein Blick flammte so drohend und leidenschaftlich auf, wie ich ihn nie zuvor gesehen.

„Josef! — Mensch!" flüsterte er mit heiserer Stimme. „Wenn du zum Verräter an mir werden würdest! Bei meiner ewigen Ruhe — ich schwöre dir's — bei dem ersten Wort, welches du in deinem Interesse zu ihr sprichst, stehe ich zwischen euch — und sollte ich aus dem Grabe steigen!"

Ich lachte hell auf und versicherte ihm so heiter meine absolute Ungefährlichkeit, daß er sich schnell beruhigte.

„Nun höre, was du ihr sagen sollst," fuhr er leise fort, nachdem ein heftiger Hustenanfall ihn minutenlang geschüttelt, und mit kurzen, abgerissenen Sätzen informierte er mich.

Ich war damals jung und sorglos, ich hielt Karl für krank, aber nicht für todkrank, dieser Gedanke lag uns allen noch sehr, sehr fern.

Der Samstag kam.

Karls Wohnung lag in derselben Straße wie unser Tanzlokal, nur wenige Häuser von demselben entfernt.

Ich sprach zuerst noch einmal bei dem Kranken vor und fand ihn überraschend wohl. Er schritt im Zimmer auf und nieder und blickte mir mit seltsam schalkhaftem Lächeln entgegen.

Als ich wieder ging, drohte er mir scherzend mit dem Finger: „Daß du ihr nicht den Hof machst! Ich drehe dir den Hals um! — Verstanden?“

Ich zuckte übermütig die Achseln. „Ich beschwöre nichts!“ rief ich lachend zurück und stürmte die Treppe hinab.

Der Tischtanz kam. Ich hatte mich während des Essens ganz nach Vorschrift mit Fräulein Gretchen unterhalten, und nun führte ich sie in den Saal und flog nach den Walzerklängen mit ihr dahin. Dann führte ich sie zu dem Ofeneckchen.

„Es muß alles ganz so sein wie sonst!“ lachte ich, „nun werde ich versuchen, ob ich Ihnen ebensogut die Cour machen kann wie Karl!“

Sie ward rot und sah in diesem Augenblick reizender aus wie je. Ganz unwillkürlich rückte ich ihr ein wenig näher und hub an, sie zu necken:

„Wissen Sie auch, Fräulein Gretchen, daß ich Karl angedroht habe, ich wolle Ihnen heute gewaltig den Hof machen? Wie wär's, wenn ich Wort hielte?“

Kaum daß ich die Worte über die Lippen gebracht, fühlte ich einen heftigen Schlag auf die Schulter, und als ich mich jählings umwandte, entfuhr ein leiser Schrei der Ueberraschung meinem Munde.

Hinter mir stand mein Freund Karl, die weit aufgerissenen Augen starr auf mich geheftet.

„Karl,“ stammelte ich, „du hier?!“ Und dann fiel mein Blick auf seine Gestalt, und ein Schrei des Schreckens rang sich abermals von meinen Lippen.

Wie sah er aus! Im Ballanzug, dem Rock und der weißen Weste, stand er vor mir, aber Weste und Vorhemdchen waren von Blut überströmt, und über seine Lippen sickerten die dunkeln Tropfen unaufhörlich weiter.

„Allmächtiger Gott — Karl!“

Aber was war das? — Vor meinen Augen zerrann die Gestalt des Freundes, und statt seiner drängten näherstehende Herren und Damen herzu und lachten hell auf und riefen mich staunend an:

„Haben Sie Visionen, Scheffel? — Mit wem in aller Welt sprechen Sie denn?“

Ich stand wie gelähmt. „War soeben nicht Karl X. hier?“ rang es sich von meinen Lippen.

„Unsinn! Kein Mensch war hier!“

Aufs höchſte erregt, wandte ich mich zu meiner Tänzerin. „Aber Sie haben ihn doch auch geſehen, Fräulein Gretchen?“

Das arme Kind ſah leichenblaß aus.

„Nein — ich ſah niemand — es war keiner da, zu dem Sie ſprachen!“

Ich ward ſehr erregt. „Unſinn! Ich ſoll myſtifiziert werden! Ihr alle ſteckt hinter dem Komplott! Aber jetzt Scherz beiſeite, ſaht ihr nicht, wie der Unglückliche ausſah? Er war über und über von Blut überſtrömt!“

An den Blicken der Umſtehenden ſah ich jetzt, daß man mich für verrückt oder betrunken hielt; ehe aber ein weiteres Wort fiel, drängte ſich ein Kellner durch die Tanzenden und rief mir mit beſtürzter Miene zu:

„Ach, Herr Scheffel! Die Frau Rätin K. läßt dringend bitten, einmal herüber zu kommen, es iſt ein Unglück paſſiert!“

Wie ich über die verſchneite Straße und die beiden Stiegen emporgekommen bin, weiß ich ſelber nicht mehr. Als ich in Karls Zimmer trat, lag der Unglückliche vor mir auf dem Fußboden, ganz ſo, wie ich ihn ſoeben als ſpukhafte Erſcheinung vor mir geſehen, im Ballanzug, von Blut überſtrömt.

Später, nachdem wir den teuern Toten zur ewigen Ruhe gebettet, gab mir die beklagenswerte Mutter Aufſchluß über das Seltſame.

Karl hatte ſich an dem unglückſeligen Samstag ſo auffallend viel wohler gefühlt, daß er beſchloß, einen kleinen Scherz auszuführen.

Alles Flehen und Bitten der Mutter half nichts.

„Ich tanze ja nicht! Ich will ſie nur in der Ofenecke überraſchen und Joſef ‚eins verſetzen‘, wenn er galant wird!“

In großer Haſt hatte er ſich angekleidet, und mag es eine heftige Bewegung oder die Aufregung veranlaßt haben, ein Blutſturz trat plötzlich ein und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß der Kranke inmitten des Zimmers zuſammenbrach.

Die ſchwache alte Frau vermochte nicht, ihn auf das Bett zu ſchaffen; ſie kniete neben ihm und hielt ſeinen Oberkörper in den Armen.

Da habe ſich der Sterbende noch einmal aufgerichtet. „Jetzt — jetzt — hörſt du . . . er ſitzt neben ihr . . . er ſagt ihr . . .“ und dann ſei ſein Körper ſteif und eiskalt geworden, er habe die Hand wie zum Schlag erhoben — ſekundenlang geradeaus geſtarrt und wäre hierauf mit einem tiefen Seufzer tot vornüber geſunken.

Es war der Augenblick, als ich auf ſolch unerklärliche Weiſe den unglücklichen Freund im Ballſaal vor mir ſah. — —

Scheffel machte tief atmend eine Pauſe und ſtrich mit der Hand über Stirn und Augen.

Das iſt eine wahre Begebenheit, ein Spuk, welchen ich ſelbſt erlebte, und ich hatte nicht geträumt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich verhehle nicht, daß die Erzählung aus dem Munde dieſes Gewährsmanns tiefen Eindruck auf mich machte und die Unterhaltung begreiflicherweiſe längere Zeit bei dieſem Thema feſthielt.

Scheffel bekundete viel Interesse dafür. Ich bin so gar nicht phantastisch und hellseherisch beanlagt, sagte er, habe auch während meines ganzen Lebens nichts Uebernatürliches wieder geschaut oder gehört, darum ist mir jenes zweite Gesicht, welches ich im Ballsaal hatte, doppelt unbegreiflich. Man wird vielleicht sagen, ein Poet ist schon von Natur ein viel sensibler und einbildungsreicher beanlagtes Wesen als andre Sterbliche, dem aber kann ich ein andres Vorkommnis, welches ein guter Freund von mir erlebte, entgegenstellen. Sein Wort bürgt mir für die absolute Wahrheit seiner Erzählung, denn Freund S. ist eine Persönlichkeit, welche jedweden Zweifel ausschließt. Eine Soldatennatur par excellence, sehr realistisch, nüchtern und ehrlich denkend, grad aus bis zur Derbheit, leicht mißtrauisch jedem gemachten Wesen gegenüber, von echter Landsknechtsfrömmigkeit, welche nicht viel Worte macht und keinen Kultus zur Schau trägt und im rechten Moment doch ein Stoßgebetlein aus tiefstem Herzensgrunde stammelt.

S. war Kavallerist und ward während des Feldzugs 1870/71 besonders viel kommandiert, Jagd auf Franctireurs zu machen.

Seine Umsicht, Kaltblütigkeit und oft ein an Tollkühnheit grenzender Mut befähigten ihn ganz besonders zu diesem aufreibenden und gefährlichen Dienst.

Später erzählte er mir persönlich folgendes Ereignis:

„Es war eine warme, mondhelle Nacht, als ich mit etlichen besonders zuverlässigen Leuten meiner Schwadron das Wagstück unternahm, die Stellung des Feindes auszukundschaften.

„Das Terrain war uns nur in großen Strichen bekannt; wir wußten, daß sich vor uns ein mäßig großer Wald, hinter demselben freie Wiesen und Ackerland — und angrenzend an dieses ein Gehöft befand, in welchem wir den Hauptschlupfwinkel und die Munitionskammern der Francticurs vermuteten.

„Der Wald erwies sich jedoch tiefer und beschwerlicher passierbar, als wir dachten, und obwohl wir die menschenmöglichsten Vorsichtsmaßregeln beobachteten, wurden wir doch öfters durch Geräusche und Wahrnehmungen beunruhigt, als ob wir vom Feind umschlichen und beobachtet würden.

„Wir überlegten schon, ob es unter diesen Verhältnissen ratsam sei, bei dem hellen Mondlicht das schützende Waldesdunkel zu verlassen, als ein heraufsteigendes Wetter den Himmel überzog und alles Licht in tiefste Finsternis tauchte.

„Wir hatten die Lisiere erreicht und hielten einen Augenblick ratlos still, auf die grabesstille, stockdunkle Ebene hinausblickend.

„Der Wind fuhr rauschend durch die Baumkronen und jagte heulend über das flache Land, Regentropfen klatschten hernieder, und Nachtvögel strichen mit heiserem Schrei über uns hinweg.

„Man sah nicht mehr die Hand vor Augen, und es schien eine Unmöglichkeit, den Weg nach dem Gehöft aufzufinden. Schon wollte ich mich mißmutig entschließen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Licht aufblitzte.

„‚Das Haus! — Hurra — dort liegt das Haus!‘ raunte mir ein Gefreiter zu, und ich nahm das Fernglas und forschte eifrig nach der Wahrheit.

„Richtig, das Licht schien durch Glas, — die Fensterscheibe, und verdunkelte sich zeitweise, als ob Schatten vor demselben hin und her glitten.

„Die Stube war sicherlich von Feinden besetzt.

„Wir frohlockten. Das dunkle Wetter begünstigte unsre Annäherung, der Sturm und Regen übertönte die Hufschläge, wir hatten die beste Aussicht, uns unbemerkt heranbirschen zu können.

„So ritten wir los, erst vorsichtig prüfend, dann, als sich der Boden als hochbegraste, sammetweiche Wiese zeigte, dreister werdend und schärfer ausgreifend.

„So ging es eine gute Weile leise und schnell vorwärts, dann ward der Boden plötzlich härter und knirschte hie und da wie loses Geröll.

„Dennoch ritten wir scharf zu, denn das Licht rückte näher und näher und mußte nach unsrer Berechnung in spätestens zehn Minuten erreicht sein.

„Auffällig schien es, daß weder Gartenland, noch Acker oder Zäune die Nähe des Gehöftes anmeldeten, doch war es wohl möglich, daß sich diese Anzeichen nach der entgegengesetzten Seite befanden, während die Front des Hauses nach der freien Heide hinausblickte.

„Das Licht stand unbeweglich und brannte inmitten des sausenden Sturmes ruhig und hell.

„Ich ritt als erster meinen Leuten voran, den Blick starr auf die Flamme gerichtet, deren heller Schein noch mehr gegen die Dunkelheit blendete.

„Plötzlich schrak ich zusammen und zwar so jäh, daß ich ganz unwillkürlich mein Pferd zurückriß und dadurch auch die mir nachfolgenden Reiter aufhielt.

„Mit weit aufgerissenen Augen, die Haare in jähem Grausen gesträubt, starrte ich auf eine weiße Frauengestalt, welche plötzlich aus der Finsternis auftauchte und die Arme in angstvoller Abwehr nach mir ausstreckte, — meine Mutter!

„Wahrlich und leibhaftig meine Mutter, welche doch schon seit drei Jahren daheim auf deutschem Friedhof schlummerte.

„Ich sah sie genau — jeden Zug ihres lieben, trauten Gesichts, ihre Augen, ihren Mund, ihre Gestalt in dem weißen Totenhemd, ganz so, wie ich sie zum letztenmal voll verzweifelnden Schmerzes angeschaut, ehe der Sarg für immer geschlossen ward.

„Und nun plötzlich stand sie vor mir in stockdunkler Nacht — im fernen Feindesland, auf einsamer Heide.

„‚Mutter!‘ schrie ich auf — ‚Mutter!‘

„Der Gefreite faßte mich entsetzt am Arm: ‚Um Himmels willen — Herr Rittmeister —!‘

„Da zerrann die wundersame Erscheinung vor meinen Augen. Noch einmal winkte sie mir mit allen Zeichen großer Angst zu: ‚Zurück! Zurück!‘ und dann umgähnte mich abermals die schwarze Finsternis.

„Keines Wortes mächtig, saß ich im Sattel. Ich fühlte, wie das Pferd unter mir zitterte und aufschnaufend zurückdrängte.

„‚Herr Rittmeister . . .‘

„‚Hackert — haben Sie nichts gesehen?‘ rang es sich endlich keuchend von meinen Lippen.

„‚Nein, Herr Rittmeister . . . was . . .?‘

„‚Und ihr andern saht auch nichts?‘

„‚Nein, Herr Rittmeister!‘ flüsterte es betroffen im Kreise.

„Ich richtete mich entschlossen auf. ‚Halt! — Keinen Schritt weiter! — Es droht uns eine Gefahr. — Hackert, halten Sie mein Pferd!‘ Ich sprang zur Erde. ‚Lassen Sie mich ein paar Schritte vorgehen!‘

„Unter meinen Sohlen knirschte loses Steinicht, es bröckelte ab, und ich hörte, wie ein Stück fortrollte und dann polterte, als stürze es einen tiefen Abgrund hinab.

„Was war das?

„Als ich unschlüssig stehe und zaudere, noch einen Schritt vorwärts zu thun, bricht der Mond mit hellem Strahl durch das Gewölk, und ich blicke vor mich nieder in die gähnenden Tiefen eines Steinbruchs, während drüben, am jenseitigen Rand desselben, eine Laterne aufgehängt ist.

„Eine Falle, welche uns die Franctireurs gestellt haben.

„Einen Augenblick rinnt es wie kaltes Grauen durch meine Glieder, — noch zwei Schritt weiter, und wir lagen zerschmettert in der Tiefe.

„Ich sprang zurück auf mein Pferd. — ‚Kehrt! Wir sind an Steinbrüchen!‘ rufe ich leise, und meine wackeren Reiter, welche das Entsetzliche gleich mir geschaut, reißen die Pferde herum.

„Da knattert es jenseits des Steinbruchs. Kugeln pfeifen über uns hinweg, meinem Gefreiten schlägt die eine gegen den Karabiner, dennoch hat er denselben schon an der Backe und giebt gleich uns Feuer.

„Zweimal schießen wir in die Dunkelheit hinein, der Mond versteckt sich wieder, wir sehen keinen Feind mehr und jagen nun durch Sturm und Regen dem schützenden Wald wieder zu.

„Erst später, als wir wieder wohlbehalten bei den Unsern angelangt sind, überkommt mich die Erinnerung an das soeben Erlebte mit elementarer Gewalt. Ich öffne meine Brusttasche, blicke auf das Bildchen meiner lieben seligen Mutter, presse das Antlitz darauf und weine wie ein Kind. Eine Erklärung für die rätselhafte gespenstische Erscheinung habe ich nie gefunden, nur die, daß ich schon während Lebzeiten der Mutter stets ihr Sorgenkind gewesen, über welches sie ganz besonders treu und liebevoll schützend ihre Hände gebreitet!“

Soweit mein Freund, ein Mann, der nie gelogen hat, und welchem ich dieses Erlebnis Wort für Wort glaube. Möglicherweise habe ich es Ihnen nicht mit der vollen, militärischen Genauigkeit erzählt, lieber Major, — ich bin kein Soldat! — aber die Hauptsache gab ich wohl wahrheitsgetreu wieder; sie hat mich oft beschäftigt in Gedanken, und ich habe mich der seligen Bestätigung ge-

freut, daß auch das Grab der Mutterliebe noch keine Schranke setzt; unter vielen Tausenden ist aber wohl nur einer, dem sich solches in Stunden höchster Gefahr und Not offenbart!

*

Jahre sind vergangen, seit Meister Scheffel mir in der Seehalde gegenübersaß und das Haupt sinnend in die Hand stützte mit der grüblerischen Frage: War's ein Spuk? — und giebt es wahrlich auserwählte Menschen, welche schon mit irdischen Augen Dinge sehen, vor denen — andern gegenüber — noch die Schatten des Todes lagern? Ist das Grab eine Thüre — und wohin führt dieselbe? Zuvor in eine Zwischenwelt, oder allsogleich vor das Angesicht des ewigen Gottes?

Cypressen rauschen über der Gruft des teuern Meisters; er durchschritt die Todespforten und erhielt Antwort auf seine Frage.

Die heutigen Konservativen in England und Deutschland.

Von

v. Helldorf-Bedra.

I.

Vor einiger Zeit ging mir die Uebersetzung eines Artikels der „Quarterly Review" vom April 1895 zu: „Der heutige Konservatismus", der, wenn auch nicht von neuestem Datum, doch durch seinen Inhalt und die Art der Darstellung für die Kenntnis englischer Parteiverhältnisse nicht nur, sondern durch manche Analogien und die Anregung zu Vergleichungen auch für unsre Parteiverhältnisse von so großem Interesse ist, daß eine Mitteilung von Wert erscheint.

Der Aufsatz ist mehrere Monate vor dem letzten Wahlkampf geschrieben, in welchem die vereinigten Torys und Unionisten, die unter der Bezeichnung „die heutigen Konservativen" zusammengefaßt werden, einen entschiedenen Sieg errungen haben, und er sagt denselben mit voller Bestimmtheit voraus. „Es ist ein Faktum, daß unter dem Household-Wahlrecht der heutige Konservatismus die Ursache der Majorität ist; und die Ursachen kennen zu lernen, welche diesen Umschwung im Gefühl der öffentlichen Meinung hervorgebracht haben, ist für alle von Bedeutung, welchen die Ideen am Herzen liegen, deren Vorkämpfer der Konservatismus ist." Der Aufsatz will „einige der politischen, sozialen und

ökonomischen Ursachen angeben, welche den Konservatismus, wie wir ihn heute verstehen, zum Bekenntnis eines großen und noch wachsenden Teiles unsers Volkes gemacht hat."

Vor einem Menschenalter schien die Herrschaft der liberalen Partei dauernd begründet, sie schien aller überwiegenden Kräfte sicher zu sein. Dennoch haben die Ursachen, welche diese Kräfte allmählich loszulösen begannen, schon damals gewirkt und allmählich einen großen Teil der Anhänger des Liberalismus von diesem fort und zum Konservatismus geführt. Den ersten Stoß seit dem Widerruf der Korngesetze erlitt das politische Supremat des Liberalismus bei den Wahlen 1874. Aber dieser erste Erfolg war ein vorübergehender, da 1880 trotz Lord Beaconsfields erheblicher Erfolge in der auswärtigen Politik die Liberalen unter Gladstones außerordentlich geschickter Führung und Benutzung der antitürkischen Agitation wiederum siegten. Den letzten ungleich größeren Erfolg der konservativen Seite, welchen der Verfasser richtig voraussagt, hält er für die Folge eines dauernden Umschwungs der öffentlichen Meinung und der jetzigen konservativen Auffassung und Taktik, für welche vor allen andern Lord Randolph Churchill, der kurz vorher verstorben war und den Sieg seiner Sache nicht erlebte, bahnbrechend geworden sei. Dieser eigentümlich beanlagte Staatsmann, dessen Bedeutung von vielen erst allmählich gewürdigt wurde, besaß einen hervorragenden politischen Instinkt, „er wußte nicht allein, was die Genossen seiner Klasse über einen vorliegenden Gegenstand dachten, sondern auch das, was das große Publikum darüber denken würde," — man wird da unwillkürlich an eine der hervorragenden Eigenschaften unsers Alt-Reichskanzlers erinnert — er verstand es vortrefflich, volkstümliche Saiten anzuschlagen, und kein einziger alleinstehender Mann that so viel, um das über den Haufen zu werfen, „was wir ‚Gladstonekultus' nennen möchten". Vielfach geschmäht, verurteilt, lächerlich gemacht, hat er es dennoch verstanden, sich zum Vorkämpfer eines zukünftigen Konservatismus zu machen, der neuen Ideen, die in den Klassen mächtig geworden waren, deren Hinzutritt zur konservativen Sache dieser so viel Lebenskraft gegeben hat. Wir kommen auf diese Ideen zurück und übergehen die vielfach äußerst interessante Darstellung des Mitwirkens der verschiedenen englischen Staatsmänner bei der Partei-Entwicklung der letzten Zeit, um uns der sachlichen Darstellung der Vorgänge zuzuwenden, die nach tiefem Niedergang zu dem politischen Umschwunge zu Gunsten der konservativen Sache geführt haben. Wir geben sie thunlichst mit den Worten des Artikels und werden sie mit kurzen Bemerkungen begleiten.

Zunächst wird die Stellung geschildert, welche die konservative Partei in der öffentlichen Meinung bis vor kurzem hatte:

Man braucht nicht viel über sein mittleres Lebensalter gekommen zu sein, um sich der Tage zu erinnern, in denen der Konservatismus selbst von seinen eignen Anhängern als eine in Verfall geratene, wenn nicht sogar sterbende Sache angesehen wurde. Die große Reformbill, Katholikenemanzipation und der Widerruf der Korngesetze hatten de facto die alte Torypartei zerrissen, ebenso wie spätere Ereignisse das Verschwinden der Whigs veranlaßten. Parteien, welche eine Uebergangsperiode durchmachen, sind sich selten des

Umschwunges bewußt, der sich vollzieht; und bis zur Zeit, die als die des Krimkrieges bezeichnet werden mag, wurden die Konservativen — um einen Namen zu gebrauchen, den sie sich damals hauptsächlich selbst gaben, der von ihren Gegnern aber ignoriert wurde — nicht bloß in der öffentlichen Meinung, sondern nach ihrer eignen Ueberzeugung mit den alten „Torys" identifiziert. Sie hofften auf Unterstützung vom Grundbesitz, vom Landedelmann, von der Hochkirche, von den Besitzern großer Herrschaften und Vermögen, von den Klassen, welche vornehm und gewöhnlich tonangebend sind, und von den Pächtern, welche noch fest an dem Glauben hielten, daß die Schutzzölle doch noch einmal hergestellt werden würden. Die Liberalen andrerseits hatten für sich eine nicht unbedeutende Anzahl der großen und Grafschaftsfamilien, welche dem alten Glauben der Whigs anhingen, die industriellen Interessen, die Körperschaft derer, welche der Staatskirche nicht anhingen, also der Sektierer, die weitaus größte Zahl der kleinen Gewerbetreibenden, einen sehr großen Teil der Geschäftsleute und der unteren Mittelklasse und die Hauptmasse der verhältnismäßig kleinen Zahl der Arbeiter, welche nach den gesetzlichen Bestimmungen von 1832 wahlberechtigt waren. Unter den so gegebenen Verhältnissen waren notwendigerweise die Konservativen die Partei der Vergangenheit, die Liberalen die Partei der Zukunft.

Für jeden, der mit nur gewöhnlicher Voraussicht begabt ist, war es klar, daß die Ursachen, welche der Fortentwicklung der Demokratie in England Vorschub leisteten — das Wachsen des Handels, die Fortschritte der Wissenschaften, die Verkehrserleichterungen — auch der Macht der Klassen Vorschub leisten mußten, welche damals die Unterabteilungen des Liberalismus bildeten, und den Einfluß derjenigen Klassen schwächen mußten, welche damals das Rückgrat der Konservativen bildeten. Der Instinkt, welcher die Mehrzahl der Menschheit veranlaßt, sich der Seite zuzuneigen, welche die meisten Chancen hat, mußte somit zu Gunsten der Partei des Fortschritts sprechen. Und außerdem: in den Sternen war nichts Gutes für die Konservativen zu lesen. Das Auftreten des Freihandels traf ziemlich genau mit der Einführung der Eisenbahnen, Seedampfer und Telegraphen zusammen, und der ungeheure Aufschwung, der damit unserm industriellen und kommerziellen Wohlstand gegeben war, wurde durchaus nicht eben unnatürlicherweise der Widerrufung der Korn- und Schiffahrtsgesetze zugeschrieben, Maßregeln, welche durch die Liberalen empfohlen und verteidigt waren und denen die Konservativen, bis Peel nachgab, mit aller Kraft widerstanden. Ebenso stärkten die Kämpfe, welche die Zeiten der Revolutionen auf dem Kontinent bezeichnen, die Sache der Liberalen zu Haus. Mit Recht oder Unrecht sympathisierte die Mehrzahl der Engländer, und ohne Rücksicht auf die Parteien, mit den Anstrengungen Italiens, die Fremdherrschaft abzuschütteln, Ungarns, seine historische Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und Deutschlands, um der souveränen Selbstherrschaft der Fürsten eine konstitutionelle Regierungsform zu substituieren; und diese Sympathie mit dem ausländischen Liberalismus stärkte den Einfluß des Liberalismus auf die öffentliche Meinung zu Hause.

Das Vierteljahrhundert zwischen 1840 und 1865 wird man nicht unrichtig als einen Zeitabschnitt bezeichnen, während dessen der Liberalismus in England eine unbestrittene Herrschaft hatte.

Wir glauben nicht, daß diese Behauptung ernstlich bestritten werden kann, wenn man unter Liberalismus nicht sowohl die bloße Partei-Organisation versteht, als vielmehr den Ton und Gehalt des Gefühles in der Oeffentlichkeit, das den Gang der Dinge in politicis beherrschte.

In der Zeit, deren wir gedachten, war die City eine Hochburg des Liberalismus; die von der Hauptstadt Erwählten waren fast ohne Ausnahme Radikale. Die großen Industriezentren im ganzen vereinigten Königreiche folgten dem Londoner Vorbilde. Selbst noch bis zum Schluß des sechsten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts war die Tagespresse Londons, welche damals bei weitem mehr als jetzt die allgemeine Meinung im Lande vertrat, mehr oder weniger liberal in der Politik. Der „Morning Herald" war fast der einzige dauernde Anwalt des Konservatismus. Die „Times", „Morning Chronicle", „Daily News", „Daily

Telegraph", „Morning Star", „Morning Advertiser", die „Sun", der „Globe" und so weiter waren alle in ihrer Art Stützen der Liberalen im Gegensatz zu den Konservativen. Die Tageslitteratur war nahezu ganz liberal im Ton gehalten, und den wenigen Schriftstellern, welche, wie Carlyle, den Theorien der Manchesterschule opponierten, kam es nicht in den Sinn, ihren Antagonismus so weit zu treiben, daß sie sich mit den Konservativen identifizierten — der Partei der Squires, der Pächter, der Pastoren und der ländlichen Wählerschaften; der Partei, welche die veralteten Traditionen einer geschlagenen Sache vertrat oder doch als Vertreterin derselben angesehen wurde.

Die Aehnlichkeit der Zustände und Entwicklung wird für jeden hervortreten, der eine längere Reihe von Jahren die Geschicke der konservativen Partei in Preußen und im Deutschen Reich mit durchlebt hat. Er wird sich jener Zeit der Hochflut des alles beherrschenden Liberalismus erinnern und des Zustandes der konservativen Partei des preußischen Landtages, als sie auf den erweiterten Boden des Reichstags hinübertrat. Als hervorragendster der wirtschaftlichen Vorgänge, welche die Verhältnisse der politischen Parteien berührten, wird der Niedergang der Macht und Autorität der ländlichen Interessen bezeichnet.

Selbst der jüngste unsrer Leser wird sich der Zeit erinnern können, wo Grundbesitz eine fast unerläßliche Bedingung gesellschaftlicher, wenn nicht sogar politischer Bedeutung war. Leute, die Gold gemacht hatten, fühlten, daß die beste, wenn nicht einzige Verwendung ihres Reichtums die war, festen Fuß unter Englands Grundbesitzern zu fassen. Die Edelleute mit Herrschaften waren eine Kaste für sich, aber eine solche, zu der der Zutritt durch Besitz großer Liegenschaften wesentlich erleichtert wurde. Es war nicht allein so, daß Grund und Boden als sicherste und festeste Kapitalsanlage angesehen wurde, sondern derselbe gab auch seinen Besitzern Zutritt zur Squireschaft (Landedelleuten, Herren mit befestigtem Grundbesitz). Die Squires waren die tonangebenden Führer der lokalen Gesellschaft, die Administratoren der lokalen Verwaltung, die Aristokraten des Distrikts, in dem sie lebten. Als die Eisenbahnen noch in der Kindheit, war der Squire der große Mann in seiner Gemeinde, oft beliebt bei seinen Nachbarn, gewöhnlich geachtet und immer gefürchtet. Zu unsrer Aufgabe gehört es nicht, irgendwie der Verdienste oder Nachteile einer Klasse zu gedenken, welche allmählich aus ihrer Lebensstellung verdrängt wird; das aber sind wir verpflichtet zu sagen, daß, wenn die Squires auch oft eng von Begriffen waren, bigott in ihren Vorurteilen und geneigt oder veranlaßt, alles von ihrem Standpunkt aus zu betrachten, sie doch in ihrer Gesamtheit in besonderer Art freundliche, aufrichtige und wohlwollende Leute waren, die vollauf das Vertrauen verdienten, welches ihre ärmeren Nachbarn in sie setzten. Unter der Herrschaft des Grafschafts- und Gemeinderechts können die lokalen Angelegenheiten vielleicht mit mehr Logik und Intelligenz verwaltet werden. Aber wir werden uns Glück wünschen können, wenn sie ebenso ehrlich und redlich, ebenso sparsam und im ganzen in einem ebenso liberalen Sinn verwaltet werden als durch den Landedelmann Englands.

Während einer geraumen Zeit nach dem Widerruf der Korngesetze machte sich die Wirkung dieser Maßregel noch nicht bemerkbar. Das plötzliche Wachstum des kommerziellen Reichtums, das durch die Eröffnung neuer Märkte und neuer Verkehrsmittel veranlaßt wurde, vermehrte die Zahl derer, welche Land erwerben wollten; und dem unveränderlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage folgend, hob sich der Marktpreis des Grundes und Bodens.

Der Freihandel basiert auf dem Prinzip, daß das Interesse des Konsumenten wichtiger ist als das des Produzenten.

Hieraus folgt als notwendiges Korrelat, daß von Rechts wegen jedes Land jedes andre mit den Produkten versorgen sollte, welche es am billigsten herstellen kann. Wenn also ein andres Land es erreicht, daß es Getreidebau und Viehzucht in solchem Ueberfluß betreiben kann, daß es seinen Weizen und sein Fleisch zu billigeren Preisen auf englischen Märkten verkaufen kann, als unsre heimischen Produkte haben müssen, um Ueberschuß zu

liefern, so ist der Nieder- und Untergang der britischen Landwirtschaft eine mathematisch erwiesene Notwendigkeit. Was geschah, mußte geschehen. Seit vielen Jahren ist Ackerbau und Viehzucht in England ein nicht rentierendes Geschäft. Da der Boden keine Rente abwarf, konnten die Pächter den Pacht nicht mehr bezahlen, und die Grundbesitzer befanden sich verringerten und sich verringernden Einnahmen gegenüber. In einer alten und mit verwickelten Verhältnissen durchsetzten Gesellschaft, wie die unsrige, wirken Veränderungen nur langsam, aber diese sind um so vollständiger, weil sie sich langsam vollziehen, und das häßliche Faktum kann nicht bestritten werden, daß die britische Landwirtschaft — die letzte Quelle, aus welcher unsre ländlichen Herren ihre Einnahmen zogen — schon seit längerer Zeit nur mit Verlust betrieben ward. Die Herren auf dem Lande haben einen langen Kampf brav gekämpft Sie haben männlich gestritten, um ihre Stellung zu bewahren; die Verhältnisse erwiesen sich aber als zu stark für sie, im ganzen vereinigten Königreich verkaufen oder vermieten sie ihren Besitz; die altgewohnten Beziehungen zwischen dem Grundherrn und dem Eingesessenen gehören damit der Vergangenheit an. Entweder die Gutsbesitzer sind dem homo novus gewichen, oder ihr Heim ist auf reiche Handelsleute übergegangen, welche einen Landbesitz wegen der Jagd brauchen und keine näheren Beziehungen zu den Eingesessenen haben als der Hotelbewohner zu dessen Dienerschaft oder den Kellnern.

Wir haben hier nicht abzuwägen, wie viel Gutes oder Schlechtes in dieser allmählichen Entfernung der Klasse der Herren auf dem Lande aus ihrer alten bevorzugten Stellung liegen mag. Das, was uns hier beschäftigt, ist, daß diese Veränderung materiell den politischen Einfluß eines guten Teils einer unsrer Klassen vermindert hat, welche bisher den festen Halt, das Rückgrat der konservativen Partei ausmachte.

Die Squires haben in vielen Fällen ihren Besitz aufgegeben, in noch mehreren Fällen sind sie zu Unbekannten als Eigentümer des Besitzes geworden, die wenig oder keine Beziehungen mehr zu den Eingesessenen haben, und in allen Fällen, mit sehr seltenen Ausnahmen, sind sie verarmt und gezwungen, die Ausgaben zu beschränken, mit denen sie von alters her so liberal zum Wohle ihrer ärmeren Nachbarn beitrugen. Dadurch hat ihre persönliche Autorität eine bedeutende Einbuße erlitten. Die Zeiten sind vorüber, wo die Repräsentation der Grafschaften de facto in den Händen weniger lokaler Magnaten war, wo es ein großer Vorzug war, Mitglied der Grafschaftsverwaltung zu sein, und wo, selbst wenn die Grafschaft nicht ganz auf seiten der Konservativen stand, die bedeutende Majorität ihrer Vertreter, ob sie Torys oder Whigs genannt wurden, Männer mit bedeutendem Landinteresse waren, entschiedene Vorkämpfer der Rechte des Eigentums und feste Opponenten gegen jede sozialistische Gesetzgebung. Der Wechsel in der Stellung der Agrarpartei ist, wie wir hinzufügen müssen, nicht vorübergehenden, sondern dauernden Verhältnissen zuzuschreiben.

Die ganze Tendenz der modernen Gesetzgebung und der demokratischen Prinzipien besteht darin, Privilegien der Squires zu beseitigen, ihre Autorität zu beschneiden und ihren Einfluß als den einer besonderen Klasse abzuschwächen. Solange unser Nationalcharakter unverändert bleibt, werden reiche Leute Wohnungen auf dem Lande haben, Anteil an den Beschäftigungen und Vergnügungen des Landlebens nehmen und wenigstens zeitweise auf dem Lande leben. Aber die neue Klasse der Grundbesitzer hat weder die Kraft noch den Willen, in die Stellung des „guten alten englischen Gentlemans der alten Zeit" einzutreten.

Eine Analogie der wirtschaftlichen Vorgänge auch in Deutschland wird sich nicht bestreiten lassen. Es kommt hier nur darauf an, ganz objektiv das Thatsächliche festzustellen, nämlich den auch hier thatsächlich eingetretenen Niedergang der Macht und Autorität der ländlichen Interessen, wenigstens relativ, im Vergleich mit andern Interessen.

Die Verhältnisse der Verteilung des Grundbesitzes und der Bodenbewirtschaftung sind in Deutschland sehr wesentlich von denen in England verschieden;

und der Uebergang aus den mittelalterlichen Zuständen, sowohl hinsichtlich der wirtschaftlichen Gebundenheit wie hinsichtlich der politischen Einrichtungen zu dem jetzigen modernen Zustand, ist in Deutschland später eingetreten und hat sich schneller, und man möchte sagen prinzipieller vollzogen. — Wir fassen hier wesentlich die Verhältnisse im preußischen Staat ins Auge, dessen Entwicklung teils charakteristisch, teils vorbildlich für das übrige Deutschland gewesen ist. Die preußische Landeskulturgesetzgebung, die in ihren Anfängen und Grundgedanken an den geistigen Aufschwung der Befreiungskriege anknüpft, war eine Reform von großartigster und für lange Zeiten maßgebender Bedeutung, die in ihrem vollen Wert erst später und bei einem weiten Blick über die ganze Kulturentwicklung richtig geschätzt wird. Ihre Durchführung war so nur in einem Staatswesen von so gefestigter innerer Kraft, wie dem preußischen, und nur bei der bewährten Tüchtigkeit des altpreußischen Beamtentums möglich, es war eine Kraftleistung ersten Ranges, und von der Last der Arbeit, die von mehreren Generationen bei diesem Werk getragen wurde, haben nur wenige der noch Lebenden eine entsprechende Vorstellung. Diese großartige Reform hat die Weiterentwicklung auf gesetzlichem Boden, den Fortbau auf der historisch entwickelten Grundlage möglich gemacht. Das lehrt ein Blick auf das Trümmerfeld, welches die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts auf agrarischem Gebiet in manchen der andern Länder hinterlassen haben, und die schweren Gefahren und Kämpfe, die in andern auf dem gleichen Gebiete aussichtlich noch zu überwinden sind. — Nur wenige erinnern sich jetzt noch des Zustandes der Bewirtschaftung größerer Landgüter in jener Zeit, in der die Mehrzahl der nötigen Arbeiten in den mittelalterlichen Formen gebundener Arbeit (Fronden, Spann- und Handdienste, Hörigkeit und so weiter) verrichtet wurden. Die politische Stellung, welche in jener Zeit der Großbesitz, die Besitzer der bevorrechteten Güter (Rittergüter und so weiter) einnahmen, auf Grund der mittelalterlichen Staatsorganisation, auf Grundlagen, die längst durch die Entwicklung des Staatslebens, der Gesellschaft beseitigt waren, ist damals zugleich mit vielen nicht mehr lebensfähigen wirtschaftlichen Einrichtungen beseitigt oder gründlich verändert worden, nicht überall ohne Härten im einzelnen und nicht ohne lange dauernde Verstimmung zwischen den Beteiligten. Aber jene Gesetzgebungs- und Verwaltungsarbeit, die der Umgestaltung der agrarischen Verhältnisse sich unterzog, hat einerseits den Großbesitzer zum freien Herrn seines Bodens gemacht und ihm die Möglichkeit gegeben zur Durchführung rationeller Bodenbewirtschaftung und intensiver Kultur; sie hat damit die Grundlagen erhalten für aristokratische Existenzen auf dem Boden des gemeinen Rechts und freien Eigentums, deren ein gesundes Volksleben und eine gesunde Entwicklung nicht entbehren kann. Andrerseits aber hat jene Gesetzgebung einen Bauernstand teils erhalten, teils geschaffen, der in freier Bewirtschaftung seines Eigentums eine gesicherte wirtschaftliche Existenz findet. Gerade in diesem letzteren, in der Existenz des wirtschaftlich selbständigen Bauernstandes, der in Deutschland reichlich siebzig Prozent des landwirtschaftlich benutzten Bodens sein eigen nennt, liegt einer der

am schwersten wiegenden Unterschiede zwischen deutschen und englischen Zuständen.

Die wirtschaftlich günstige Lage, deren sich die deutsche Landwirtschaft bis in die Mitte der siebziger Jahre erfreute, war nicht bloß eine Folge langer friedlicher Zeit nach furchtbaren Kriegsstürmen, während England seit dem abenteuerlichen Zug des letzten Prätendenten vor einhundertundfünfzig Jahren keinen Feind auf eignem Boden gesehen hatte, sondern zum großen Teil auch eine Folge jener Landeskulturgesetzgebung.

Die Depression, unter welcher der landwirtschaftliche Betrieb jetzt leidet, ist, von einem weiteren Gesichtspunkt betrachtet, eine Folge der Entwicklung des Verkehrs und der Technik, der in früheren Zeiten ungeahnten, das ganze Wirtschaftsleben der Nationen und den Weltverkehr umgestaltenden Fortschritte auf diesem Gebiet und ihrer Einwirkung auf die Zustände der menschlichen Gesellschaft.

Wirtschaftliche Umwälzungen, die wie eine Naturgewalt sich unwiderstehlich geltend machen, die der Gesetzgebung und Wirtschaftspolitik neue und schwer zu bewältigende Aufgaben stellen, die aber in letzter Instanz doch der Befriedigung allgemeiner menschlicher Bedürfnisse dienen oder dienstbar gemacht werden können, und die Bedingungen einer Korrektur wiederum in sich tragen, die mit dem gesteigerten Können auch allmählich gefunden werden wird.

Der Einfluß, welchen die wirtschaftliche Entwicklung einer langen Zeitperiode nach derselben Richtung hin auf die politischen und Parteiverhältnisse übt, muß sich naturgemäß in gleicher Richtung geltend machen. Auf sehr wesentliche Unterschiede der Zustände und Entwicklung in Deutschland gegenüber der in England haben wir hingewiesen; Unterschiede, die unsre Verhältnisse keineswegs in ungünstigerem Lichte erscheinen lassen. Wenn wir hier noch der Einwirkung der englischen Korngesetze gedenken, deren Einfluß auf die Gestaltung der dortigen politischen Entwicklung in jenem Aufsatz drastisch geschildert wird, so geschieht dies nur, um darauf hinzuweisen, daß bei einer Betrachtung der Entwicklung in längeren Zeiträumen und nach höheren Gesichtspunkten eine schärfere Unterscheidung nötig wird, zwischen Erscheinungen, die aus allgemeinen oder dauernden Ursachen folgen, und denen des Augenblicks, und daß in den Rahmen dieser Besprechung nicht der Ton der politischen Diskussion paßt, der jetzt im täglichen Parteikampf gehört wird.

Nach dieser Tonart würde es ja sehr nahe liegen, die englischen Korngesetze, welche die Konsequenz der Freihandelspolitik zogen, mit der vor einigen Jahren erfolgten Ermäßigung der Getreidezölle in Deutschland in Parallele zu stellen. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse anders. In England, wo weit früher die Errungenschaften der Technik und des Verkehrs zu einem gewaltigen Aufschwung der Industrie und des Handels geführt hatten, die volle Preisgebung der landwirtschaftlichen Interessen in jener Gesetzgebung, gegenüber dem überwiegenden Interesse der andern Kreise — in Deutschland dagegen, wo bis gegen die Mitte der siebziger Jahre in landwirtschaftlichen Kreisen der Freihandel

als Glaubensbekenntnis feststand, der Umschwung zu einer Schutzzollpolitik, die es versucht, den Interessen der Landwirtschaft und Industrie gleichmäßig gerecht zu werden. Es würde eine starke Uebertreibung sein, die Herabsetzung der Zölle auf die wichtigsten Körnerfrüchte von fünfzig auf fünfunddreißig Mark und die Bindung der Zölle für eine kurze Zeitperiode, die mit dem Abschluß von Handelsverträgen in notwendigem Zusammenhang stand, mit jener Maßregel der englischen Gesetzgebung auf gleichen Boden zu stellen. Es ist notwendig zu unterscheiden zwischen diesen Kämpfen um ephemere Dinge und den dauernden Erscheinungen, zu denen wir zweifellos die allgemeine Preisverminderung menschlicher Nahrungsmittel rechnen müssen, die in der Hauptsache in der gestiegenen Verkehrsmöglichkeit ihren Grund hat, und die durch Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse für alle alten Kulturstaaten von höchstem Interesse ist, die nicht über große Strecken jungfräulichen Bodens und noch ungehobene Naturschätze verfügen.

Wenngleich hiernach Deutschland in seinen Agrarverhältnissen in vielen Beziehungen günstigere Verhältnisse hat als England, so muß doch als Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung auch für Deutschland anerkannt werden, daß die Bedeutung der ländlichen Interessen wenigstens relativ vermindert ist. Die Bodeninteressen, die Interessen des Grundbesitzes im weitesten Sinne, mit denen die Erzeugung der notwendigsten Nährstoffe, der Rohstoffe für den größten Teil der Industrie, die wichtigsten Fragen der Bevölkerungsverteilung, ja der ganzen sozialen Verhältnisse im engsten Zusammenhange stehen, werden jederzeit der wichtigste Gegenstand der Fürsorge für Gesetzgebung und Verwaltung bleiben, in noch erhöhtem Maße, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der jetzige Zustand, in dem die Kulturstaaten Europas die Haupterzeuger der Industrieprodukte und der Handelsplatz des größten Teiles der Erde sind, denn doch im Laufe der Zeit sich ändern könnte. Man mag es beklagen, daß neben den Fortschritten auf dem Gebiet der Technik, des Verkehrswesens, auch die Gesetzgebung und Verwaltung in den letzten Menschenaltern einseitig den Aufschwung von Industrie und Handel begünstigt und beschleunigt, den Zuzug zu den großen Städten, die Anhäufung einer Arbeiterbevölkerung mit nicht genügend gesicherten Verhältnissen in Industriebezirken begünstigt und damit vielfach Zustände gefördert haben, die als schwere Uebelstände für den Betrieb der Landwirtschaft empfunden werden. Aber man wird die Thatsache anerkennen müssen, daß in den letzten Menschenaltern ein gewaltiger Umschwung der Verhältnisse stattgefunden hat.

Noch in den fünfziger Jahren bildete der Grund und Boden, das Einkommen aus seiner Bewirtschaftung und den Erwerbszweigen, die in unmittelbarster Beziehung zur Bodenbewirtschaftung standen, den weitaus größten Teil des Nationalvermögens, des Einkommens aller Staatsangehörigen. Seit jener Zeit sind Milliarden an Vermögen im industriellen Betrieb und Handel erworben worden, in industriellen Anlagen, in städtischem Grundbesitz angelegt. Der Wert des Vermögens, des immobilen wie des mobilen, in den Städten hat sich vervielfacht. Die Statistik, die Steuerlisten weisen unwiderleglich nach, in welchem

Maße sich die Leistungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Kreise im Vergleich zu der der andern Erwerbskreise verschoben hat. Große Landstriche sind zu dicht bevölkerten Industriebezirken geworden, ein neuer Arbeiterstand ist entstanden, nicht nur ein gewerblicher, auch ein landwirtschaftlicher, eine notwendige Folge der veränderten Agrarverhältnisse. Ein erheblicher Prozentsatz der Bevölkerung ist auf industriellen Erwerb, zu einem großen Teil auf das Bestehen der Exportindustrie angewiesen. Das sind Thatsachen, denen gegenüber die Erörterung über Ackerbau- und Industriestaat müßig erscheint, es sind eben Thatsachen, die man vielleicht bedauern kann, aber mit denen der Politiker rechnen muß.

Daß die aristokratischen Elemente des Landes in jeder konservativen Partei eine bedeutende Stellung einnehmen, und daß das hier in Deutschland und besonders in Preußen ebenso der Fall ist, wie in England, liegt in der Natur der Dinge.

Wir sprechen hier nicht von der Aristokratie in dem Sinne, in dem das Wort in der Regel in geselligem Verkehr gebraucht wird, in denen der gothaische Almanach als Wegweiser dienen mag, sondern von den aristokratischen Elementen, deren Einfluß und Bedeutung auf einer realen, gefestigten, wirtschaftlichen und sozialen Grundlage ruhen, die sich weder hier noch in England vollständig mit dem „Adel" decken, die sich überall und jederzeit finden und bilden werden, solange im Staats- und Gesellschaftsleben noch Platz bleibt für Geltendmachung persönlicher Eigenschaften und die Möglichkeit, Güter zu vererben und den Familienzusammenhang zu erhalten. Mit der englischen Aristokratie lassen sich die aristokratischen Elemente in Deutschland nicht wohl vergleichen, sie haben nie wie jene seinerzeit, fast ausschließlich den ländlichen Grund und Boden beherrscht; sie haben nicht eine politische Geschichte von Jahrhunderten hinter sich, in denen in England schon ein Verfassungsleben bestand. Aber sie sind immerhin von nicht zu unterschätzender Bedeutung, weniger im Süden und Westen von Deutschland, wo viele alte und teilweise dem hohen Adel angehörige Familien zwar einen erheblichen Familienbesitz bewahrt haben, der aber doch nur einen geringen Bruchteil des Grundes und Bodens bildet, als im Norden und Osten, vor allem in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie. Hier bildet der Großgrundbesitz, der in mehreren Provinzen die Hälfte des Grundes und Bodens besitzt, das, was nicht ohne gehässige Nebenbedeutung als „Junkertum" bezeichnet wird, ein wirtschaftlich und sozial bedeutendes Element der Bevölkerung; nicht, wie teilweise in England, dem wirtschaftlichen Leben durch die Verpachtung des Besitzes entfremdet, sondern selbst wirtschaftend, im praktischen Leben stehend und durch alte historisch erwachsene Beziehungen in nahem Zusammenhang mit wichtigen Grundelementen der monarchischen Stellung, mit Armee und Beamtentum. Diese Elemente waren die wesentlichen Träger der konservativen Partei, die sich in Deutschland, zumeist in dem führenden Staate, in Preußen, entwickelte, und die konsequente Feindschaft, mit der der Liberalismus aller Schattierungen sie seit jeher behandelt hat und noch behandelt, ist ein Zeugnis für ihre noch immer nicht zu unterschätzende Bedeutung. Es läßt sich nicht verkennen, daß auch in Deutschland die wirtschaftliche Entwicklung ihnen nicht günstig gewesen ist. Wir

denken hier nicht bloß an das, was zunächst fühlbar empfunden und kurzsichtig allein beachtet zu werden pflegt, an den allgemeinen Druck, der aus weit wirkenden, allgemeinen Ursachen entsprungen, auf dem Betrieb der Landwirtschaft lastet, sondern vor allem an die schwere Verschuldung eines Teiles des ländlichen Großbesitzes, die vielfach mangelnde Sicherheit der Vererbung in der Familie, die mit der Auflösung der ehemaligen Lehensverhältnisse, dem dadurch veränderten Erbrecht, den unter lange Zeit hindurch steigenden Bodenpreisen stattfindenden Erbteilungen, der Erschöpfung natürlicher Hilfsquellen (Waldwirtschaft und so weiter) in nächstem Zusammenhang stehen. Die Verdrängung der aristokratischen Elemente aus der lokalen Verwaltung ist hier nicht in demselben Maße wie anscheinend in England eingetreten. Dazu ist der deutsche Großbesitzer zu fest auf dem Lande eingesessen, wo er seiner Mehrzahl nach lebt und selbst wirtschaftet, nicht bloß als wohlwollender Grundherr einen zeitweisen Sommeraufenthalt nimmt. An Stelle der früheren aus mittelalterlichen Verhältnissen stammenden ländlichen Verfassung ist die Selbstverwaltung in den kleineren Kreisen getreten, die dem Großbesitz ein reiches Feld der Bethätigung auf moderner Grundlage bietet, vor allem in Preußen, wo der konservative Grundgedanke dieser Gesetze, die teilweise nicht ohne Kampf gegen die Elemente durchgeführt wurden, denen er wesentlich dienen konnte, noch vielfach des gehörigen Verständnisses ermangelt. Zweifellos aber bleibt es, daß die Bedeutung dieser aristokratischen Elemente jetzt nicht mehr derjenigen gleichkommt, die sie vor fünfzig Jahren war oder hätte sein können, wenn das politische Verständnis, sie zu organisieren und zu gebrauchen, vorhanden gewesen wäre.

Der Besitz eines recht ansehnlichen Rittergutes, auch bei bestem, nicht durch Schulden gedrücktem Verhältnis, gewährt jetzt nicht mehr die wirtschaftliche und soziale Stellung, den Einfluß auf die Umgebung, den er in jener Zeit gewährte, oder er muß mindestens durch erhebliche persönliche Tüchtigkeit und Arbeit erkauft werden. Dazu ist zu viel nebenher aufgewachsen, ein reich gewordenes Bürgertum, industrielle Magnaten, mit deren Einfluß auf weite Kreise der Grundherr sich nicht messen kann, ganze neuerwachsene Bevölkerungsschichten, die seinem Einfluß entzogen sind.

Wir kommen also nach dieser Betrachtung zu dem Resultat, daß in Deutschland ein Niedergang der Macht und Autorität der ländlichen Interessen stattgefunden hat, wie unser Aufsatz ihn für England behauptet; und dies zu begründen und zugleich mit einigen wesentlichen Abweichungen in dem Charakter der Verhältnisse hinzuweisen, war unsre Aufgabe.

Zu den Ursachen, welche in England den Niedergang der konservativen Partei herbeiführten, führt der Aufsatz noch zwei an, die auf besonderen, England eigentümlichen Verhältnissen beruhen; nämlich die Veränderung in den Verhältnissen der Hochkirche, und in den Verhältnissen zwischen Grundherr und Pächtern. Der persönliche Einfluß der Geistlichkeit ist vielleicht nicht geringer geworden als vorher, aber das Verhältnis zu den ländlichen Interessen und der diese wesentlich vertretenden Partei ist verändert worden.

Früher stand die Hochkirche in engem Anschluß an die Squireschaft. Das Patronatsrecht und damit das Einkommen der Geistlichen befand sich zumeist in den Händen der ländlichen Herren oder von Körperschaften, in denen ihr Einfluß überwog. Die Geistlichkeit ging fast ganz aus den Grafschaftsfamilien hervor oder war in vielen Beziehungen mit ihren Anschauungen und Ueberzeugungen und — wenn man so sagen will — mit ihren Vorurteilen erfüllt. Da sie ihren Unterhalt in einer oder der andern Gestalt vom Grund und Boden erhielten, lag ihnen das Wohl der landbesitzenden Klasse am Herzen. Wir sagen nicht, daß der Durchschnittsgeistliche der Squireperiode eine so durchaus geistlich gerichtete Persönlichkeit war wie sein heutiger Nachfolger; wir sagen aber, daß seine Beziehungen zum Grund und Boden, das heißt zu allem, was seine Gemeindemitglieder interessierte, dem Landgeistlichen einen politischen Einfluß verlieh, der bei seinen Nachfolgern nicht zu finden ist und nicht vorhanden sein kann, deren Sinn vielmehr mit den Dingen des eignen Berufs erfüllt ist. Die weitere Verbreitung der Bildung in den verschiedenen Ständen, das Wachstum des kommerziellen Reichtums im Vergleich zum landwirtschaftlichen, das Wachsen der Landstädte und der Rückgang der Dörfer, die Ausdehnung der Universitäten (Erleichterung des Studiums auf denselben) und die Verkürzung der Patronatsrechte, dies alles hat sich mit der Erneuerung des geistigen Lebens in der Kirche verbunden, um die gesamte Geistlichkeit viel weniger als Kaste erscheinen zu lassen, als sie zu Anfang der Regierung der jetzigen Königin war. Einerseits durch die ritualistische Bewegung, andrerseits durch den häufiger vorkommenden Austritt aus der Staatskirche zu den Sekten, war die Geistlichkeit der letzteren in vielen Punkten mehr in Uebereinstimmung mit der Partei des Fortschritts als mit den ländlichen Interessen; und selbst bis zur Zeit des Schisma über Home Rule war der große persönliche Einfluß Mr. Gladstones wahrscheinlich ebenso mächtig in den Kreisen der Geistlichkeit der Hochkirche wie in denen der Reihen der Sektierer.

Die Verhältnisse der Pächter spielen in England, wo ein überwiegender Teil des Grundbesitzes Großbesitz und durch Verpachtung genutzt ist, eine größere Rolle als in Deutschland; sie sind dort von wesentlicher Bedeutung.

Solange der Preis der Landesprodukte hoch genug blieb und der Pachtzins aufkam, waren diese Pächter die festen Stützen der ländlichen Interessen und jener politischen Prinzipien, mit denen diese Interessen identifiziert wurden. Durch altes Herkommen, durch alte Beziehungen, durch Einmütigkeit der Ueberzeugungen und Interessen waren die Herren des Grundes und Bodens und ihre Pächter eng miteinander verbunden. Nichts konnte der Regel nach befriedigender sein als das Verhältnis der Zahler und Empfänger des Pachtzinses unter dem alten System. Man kann wohl sagen, daß der Pächter auf der Seite des Grundherrn stimmte, der Arbeiter, wenn er wahlberechtigt, stimmte nach den Wünschen des Pachters. Alle drei ackerbautreibenden Klassen betrachteten die Torypartei als ihren natürlichen Vorkämpfer gegenüber der Freihandelspolitik der Liberalen, und selbst wenn sie wenig Hoffnung hegten, die Eingangszölle erhöht zu sehen, so waren sie doch die Freunde der Politiker, welche den Freihandel nur als unwillkommene Notwendigkeit angenommen hatten, aber nicht als eine Wohlthat oder einen Segen an sich. Als aber die Preise zu sinken anfingen und damit der Pachtzins, gerieten die Interessen der Grundherren und ihrer Ackerbauer in Gegensatz. Der Grundherr konnte sein gewohntes Einkommen nur dadurch erhalten, daß er seinen Aufwand in Gestalt von Nachlässen, Geschenken und Wohlthätigkeit auf der Herrschaft einschränkte. Der Pächter konnte seinen Zins nur zahlen, indem er weniger Arbeiter beschäftigte, dieselben geringer bezahlte und geringeren Lohn für weniger gute Arbeit gab. Und außerdem, nachdem die alten Güter in neue Hände übergegangen waren, lösten sich die alten persönlichen und wohlwollenden Beziehungen und die Bande, welche seither zwischen Herrenhaus, Pächterhaus und Arbeiterhaus bestanden hatten, ohne bösen Willen von irgend einer Seite. Es war ganz natürlich, daß in der Zeit der verarmenden Grundherren, der bedrängten Pächter und unzufriedenen Bauern die Theorien der Reformatoren der Lohn- und Pachtverhältnisse in den lediglich Landwirtschaft treibenden

Distrikten offene Ohren finden mußten: und selbst wenn die Einführung des Haushaltswahlrechts nicht stattgefunden hätte, so ist doch mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß die ländlichen Wählerschaften zurzeit aufgehört haben würden, Hochburgen des Konservatismus zu sein, wofür sie in der Zeit kurz vor der Mitte dieses Jahrhunderts gehalten wurden.

Man wird erkennen, von welch großer Bedeutung es ist, daß in Deutschland der größte Teil des Grundbesitzes in den Händen eines im großen und ganzen wohlerhaltenen selbständigen Bauernstandes sich' befindet, dessen England entbehrt. Die Existenz desselben, das Vorhandensein einer großen Zahl kleiner ländlicher Besitzer, die ganze Stufenleiter sozialer Existenzen, die sich so bildet, ist eine wesentliche Schutzwehr gegen das Eindringen der Sozialdemokratie in die großen Massen des Standes der ländlichen Arbeiter, eine Gefahr, die nicht hoch genug veranschlagt werden kann und die durch mißliche wirtschaftliche Verhältnisse, welche einen Druck auf die ländlichen Löhne üben und die intensive Bewirtschaftung des Bodens erschweren, zweifellos sehr erhöht wird.

Die Pflege richtigen Verständnisses zwischen Großbesitz und Bauernstand, auf dem Boden der gemeinsamen Grundinteressen, die richtige Behandlung der Verhältnisse des ländlichen Arbeiterstandes, vor allem von seiten des größeren Besitzes, sind daher Aufgaben von höchster politischer und sozialer Bedeutung.

Die Verhältnisse liegen in diesen Kreisen bei uns noch nicht so, wie sie der Artikel für England schildert, aber immerhin sind das Eindringen der Sozialdemokratie in Kreise der ländlichen Arbeiter, die Gefolgschaft, welche die Agitation der Fortschrittspartei in verschiedenen gerade ganz ländlichen Distrikten gefunden hat, — wir denken an Mecklenburg, Holstein und verschiedene Kreise in Pommern — nicht unbedenkliche Sturmzeichen.

Neben diesen Umwandlungen, welche die Stellung der alten konservativen Partei in England erschütterten, weist der Aufsatz auf einige Umstände hin, welche den Liberalismus förderten.

Gewiß, es waren bedeutende Vermögen in den Tagen des alten torystischen Uebergewichts durch Handelsgeschäfte gemacht worden. Sie waren aber verhältnismäßig gering an Zahl, und ihre Eigentümer wurden bald von der dominierenden Kaste der Landbesitzer absorbiert. Aber von der Einführung der Eisenbahnen und Telegraphen und des Freihandels datiert die ungeheure numerische Zunahme der Vermögen, die durch Handels-, Industrie- und Manufakturunternehmungen erworben wurden, — die frappanteste soziale Erscheinung unsers Jahrhunderts. Der „neue Reiche" wurde seitens der alten grundbesitzenden Aristokratie mit Ungunst, selbst wohl mit Widerwillen angesehen, und in ihrer Gesamtheit trieb sie der Strom in die Reihen der Liberalen.

In Deutschland lagen ja die Verhältnisse vielfach anders. Die Freihandelsfrage spielte diese Rolle nicht, — und man wird sich erinnern, daß bis zum Ende der siebziger Jahre der Freihandel in konservativen und agrarischen Kreisen fast als Dogma angesehen wurde. — Aber jedenfalls hat auch in Deutschland die überwiegende Masse des in Industrie und Handel reich gewordenen Bürgertums sich den liberalen Auffassungen zugeneigt, und die Abgeschlossenheit gesellschaftlicher Kreise hat das Ihre dazu beigetragen, diejenigen homines novi, die ihrer natürlichen Stellung nach der konservativen Seite zugehörten, davon fern

zu halten. Wichtiger ist für Deutschland das, worauf dann weiter hingewiesen wird: „daß sich die intellektuelle Bewegung, welche die erste Hälfte der Victorianischen Aera bezeichnet, fast ausschließlich dem Liberalismus zuwandte."

Die Persönlichkeiten, welche die Litteratur unsrer Zeit verherrlichen — Tennyson und Browning in der Poesie, Macaulay, Froude und Carlyle in der Geschichte, Mill in der Nationalökonomie, Dickens, Thackeray, George Elliot, Trollope, Reade, Kingsley und Lever als Romandichter — alle waren politisch, wenn nicht bestimmt ausgesprochene Liberale, so doch ebenso bestimmt nicht ausgesprochene Konservative. Sie waren alle Repräsentanten des Gefühls, das wohl heutzutage von niemand mehr verstanden wird, daß die Welt in der Periode, die in der Weltausstellung von 1851 kulminierte, sich am Vorabend einer neuen und besseren Zeit befände. Dieses Gefühl durchdrang die ganze Litteratur jener Tage und beeinflußte bis zu einem gewissen Grade die Gemüter der Leute, die ihrerseits wiederum ihre Zeitgenossen beeinflußten. Durch die ganze Periode, von der wir sprachen, können wir uns des Namens auch nicht eines Autoren von unbedingter Popularität oder eines solchen, der sich nur der Gunst des Publikums erfreute, erinnern, der, mit der zweifelhaften Ausnahme Carlyles, ein bestimmt ausgesprochener Konservativer gewesen wäre.

So kam es, daß in dieser Zeit Leute, die die Wahl ihres Lebensberufes vor sich hatten — auch die Geschäfts- und Berufsleute überhaupt, und so gut wie alle jungen Leute in allen Lebensstellungen — der Regel nach Liberale waren. Ihre Ueberzeugungen waren vielleicht nicht die tiefgehendsten, sie trugen aber alle dazu bei, den Strom anschwellen zu lassen, der in Richtung von Reform und Fortschritt dahinrollte.

Als John Bright die Konservativen seiner Zeit die „dumme Partei" nannte, fehlte es ihm wohl etwas sehr an der gewöhnlichen Höflichkeit, er sprach aber ein Gefühl aus, das in der öffentlichen Stimmung Wiederhall fand. Es muß ebenso zugestanden werden, daß die Liberalen in der Politik nach allgemeiner Meinung den Vogel abschossen. Die Konservativen hatten einen Mann von Genie, Disraeli, und einen Mann von Talent, den „Ruprecht der Debatte", wer aber war unter den andern Notabilitäten der konservativen Partei zu vergleichen mit den Lords Russel, Palmerston, Granville, Clarendon, den Herren Gladstone, Bright, Sir George Cornewall Lewis, Sir William Molesworth, Sir James Graham und andern von geringer Bedeutung? Erst gegen Ende seiner langen Laufbahn konnte Mr. Disraeli die Vorurteile überwinden, die ihm entgegenstanden; dann erst wurde er als ein großer Staatsmann angesehen. So kam es, daß in dem Zeitabschnitt, den wir besprachen, industrieller Reichtum, allgemeine Sympathie und geistige Thatkraft im allgemeinen nur auf seiten der Partei zu finden waren, deren Schlagwort „Reform" war.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß in Deutschland der Einfluß der liberalen Auffassung, die auf allen geistigen Gebieten in derselben Zeitperiode herrschte, noch einen ungleich stärkeren Einfluß geübt hat als in England. Der mehr theoretisch als praktisch angelegte Nationalcharakter, der stärkere Einfluß der Bildungsanstalten mögen dazu beigetragen haben. — In der Litteratur, auf allen Lehrstühlen, von den Gymnasien bis zu den Universitäten, herrschte die politisch-liberale Auffassung fast ausschließlich, sie beherrschte mit wenig Ausnahmen die ganze Presse, und mehrere Generationen sind unter ihrem Einfluß herangewachsen. — Das steht in engem Zusammenhange mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Deutschland, mit dem Zeitpunkt, in dem sie anfing, dem nahen Zusammenhang mit den Freiheitskämpfen zu Anfang des Jahrhunderts und dem allmählichen Erwachsen des nationalen Gedankens, — und wir werden nochmals auf diesen Zusammenhang zurückkommen. — Der Liberalismus war in politischer Schulung und Entwicklung in Deutschland den

Konservativen um mehr als ein Menschenalter voraus. — Wer sich der ersten Zeiten des deutschen Reichstages erinnert, wird vielleicht das Körnchen Wahrheit finden, welches jene Bemerkung John Brights enthält, deren Grobheit dort gerügt wird.

Der Aufsatz wendet sich nun den Gründen zu, die nach langem Niedergang der konservativen Seite wiederum das Aufsteigen derselben herbeiführten. Als der Zeitpunkt, in welchem die Flutwelle des Liberalismus sich der Ebbe zuneigte, wird das Jahr 1870 bezeichnet, und es ist von Interesse, daß hier dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland eine erhebliche Einwirkung beigemessen wird.

Der französisch-italienische Feldzug 1859, die schleswig-holsteinsche Campagne und der Konflikt zwischen Preußen und Oesterreich 1866 hatten den während der vierzig Friedensjahre in unserm Lande so weit verbreiteten Glauben, daß Angriffskriege Ueberlieferungen aus überstandener böser Zeit seien, kaum erschüttert. Diese Kriege waren wenigstens offiziell, um des Nationalitätsprinzips willen unternommen worden, und dies Prinzip war eins der liebsten Dogmen des orthodoxen Liberalismus. Beim Beginn der Parlaments-Session von 1870 wurde der Friede als gesichert angesehen, und die Obergewalt der liberalen Partei unter der Führung des sich damals auf dem Gipfel seiner Macht befindenden Gladstone schien bei uns ebenfalls gesichert. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges traf England wie ein Donnerschlag. Wir gedenken hier nicht weiter seiner Wirkung auf Englands Stellung und seiner Beziehungen zu den fremden Mächten, sondern nur seiner Wirkung auf das Gefühl in der Nation. Der ganze Bau von Vorstellungen, auf dem das Glaubensbekenntnis des Liberalismus ruhte, wankte und fiel. Plötzlich erschien es uns als klar erwiesen, daß Fortschritt der Wissenschaft und Bildung und Errungenschaften der Kultur die menschliche Natur gelassen hatten, wie sie immer gewesen war und immer sein mußte. Die Belagerung von Paris und die Herrschaft der Kommune gab dem optimistischen Tone in der Denkungsweise, der die Mitte unsers Jahrhunderts charakterisierte, damals den Todesstoß; und mit diesem Wechsel im Gefühl der öffentlichen Meinung verlor der Glaube an den Fortgang des liberalen Fortschritts, als Universalmittel für alle Uebel der Menschheit, seinen Halt wie Anhang in dem Publikum. Leicht könnte man die unmittelbare Wirkung und Kraft dieses Wechsels der allgemeinen Anschauung überschätzen. In allen Ländern, und in unserm Lande mehr als sonstwo, behalten Bezeichnungen noch lange Kurs, nachdem die von ihnen repräsentierten Ideen ihnen verloren gegangen, dennoch kann nicht bestritten werden, daß der allgemeine Rückgang des öffentlichen Glaubens an die errettende Kraft des Fortschritts eine der Hauptursachen einer konservativen Reaktion gewesen ist. Wenn die Menschheit dahin käme, zu glauben, daß die Errungenschaften der Medizin Epidemien zu einer Sache der Vergangenheit gemacht hätten, und dann plötzlich die Welt doch von der Pest befallen würde, so würde eine Reaktion im Bereich der Heilkunde stattfinden, ähnlich der im Bereich der Politik erlebten.

Als wesentlichster Grund des Umschwunges wird es bezeichnet, daß die Liberalen, die sich immer als die erwählten Vorkämpfer der Konstitution fühlten, vor dem Haushaltungswahlrecht (also der alsdann eingetretenen Erweiterung des Wahlrechts) nahezu alle Reformen durchgesetzt hatten, die ihnen am Herzen lagen. — Die Mittelklassen — die Geschäftsleute, Kaufleute und Industriellen, die Klein-Handelsleute, die der Regel nach nicht hochkirchlich waren, und die höhere Klasse der Handwerker, welche unter dem 10 Pfund-Wahlrecht schon das Stimmrecht besaßen, bildeten die große Masse, Reih' und Glied der liberalen Partei. Alle Reformen, welche mit Recht oder Unrecht diese Mittelklassen

interessierten, waren Gesetze des Landes geworden. Jede weitere Reform von größerer Bedeutung mußte daher entweder revolutionären oder sozialistischen Charakters sein; und die große Masse der Mittelklassen widerstrebte ebensowohl der Revolution wie dem Sozialismus. Damit trat ein Zersetzungsprozeß der liberalen Partei ein, der sich nicht nur auf die bisherigen Führer, sondern auf die ganze Masse der Partei erstreckte; die Zeit mußte nahen, wo die Whigs von ihren radikalen Bundesgenossen abfallen und zu den Konservativen gravitieren mußten.

Die Liberalen waren damals noch die Herren der politischen Situation, aber:

es liegt nicht in der menschlichen Natur, daß eine dominierende Klasse sich jemals bemühen sollte, sich ihrer eignen Herrschaft zu entkleiden. Selbst die glühendsten Alteruismusgläubigen würden kaum bestreiten, daß die Menschen jemals so emsig sind, Vorteile für andre zu erringen wie für sich selbst. Somit ist es keine unerhörte Zumutung an die Aufrichtigkeit des Liberalismus der Mittelklassen, wenn wir sagen, daß ihr Eifer für Reform sich abkühlte, als sie bemerkten, daß ein Weitergehen in derselben Richtung nicht allein ihre eigne Bedeutung nicht vermehren würde, sondern bestimmt zur Verminderung derselben beitragen müsse. Und diese latente und unbewußte Abnahme ihres Reformeifers war außerdem nicht ausschließlich oder auch nur hauptsächlich egoistischen Betrachtungen zuzuschreiben. Es gehörte keine große politische Intelligenz dazu, um einzusehen, daß irgendwelche Ausdehnung des Wahlrechts den Massen eine höchste Gewalt bei dessen Ausübung verleihen werde. Diese Aussicht wurde von der Mittelklasse aus allgemeinen wie persönlichen Gründen mißgünstig betrachtet. Der Gedanke, daß das Schicksal des Landes den Händen der zahlreichsten, unwissendsten, am wenigsten wohlhabenden und deshalb am wenigsten unabhängigen Klasse anvertraut werden sollte, beleidigte den gewöhnlichen Mutterwitz der Mittelklasse Englands trotz ihrer liberalen Neigungen. Der kleine Handelsmann, der kleine Arbeitgeber, sie sahen den Arbeiter von unten, nicht von oben, so wie er ist, nicht wie er sein sollte; und von diesem Standpunkt aus betrachtet, konnte sich das Stimmrecht des Handwerkers und Arbeiters dem Durchschnittswähler nicht empfehlen, der für den Liberalen mehr nach Herkommen, Gewohnheit und Vorurteil, als nach reiflicher Ueberlegung und nach Ueberzeugung stimmte. Man sollte sich auch erinnern, daß das Wachsen der Handwerksverbände (Trade Unions) und die daraus folgende Zunahme der Strikes mit Schrecken von der großen Mehrheit der unteren Mittelklasse wahrgenommen wurde, während das Umsichgreifen der sozialistischen Ideen, die den Gewerksverbänden zu Grunde liegen, die Interessen des kleinen Arbeitgebers und Arbeitnehmers bedrohten. — man glaubte wenigstens an diese Bedrohung. Je mehr deshalb die liberale Sache mit den demokratischen Theorien vom Recht der Arbeit indentifiziert wurde, desto mehr verlor sie die Sympathie des kleinen Kapitalisten, dessen Vermögen aus seinem im Geschäft angelegten Betriebskapital und aus dem Wohlwollen seiner Kunden besteht.

Die Geschäfts- und Handelsklasse teilte die Furcht nicht, daß der Arbeiter die Hauptmacht im Distrikt erlangen könnte, wie sie von ihren bescheidener situierten Gesinnungsgenossen empfunden wurde. Andrerseits würdigten die ersteren bei weitem mehr als letztere das Abnehmen dessen, was „Reichssinn" in der auswärtigen Politik der liberalen Partei genannt werden mag. Liebe zum Vaterland, wir sind glücklich, dies behaupten zu können, ist das fast universelle Attribut jedes Engländers. Um aber völlig die Ueberliefungen, Ziele und Bestrebungen zu würdigen, welche *das* ausmachen, was Vaterlandsliebe heißt, dazu gehört ein gewisses Maß von Intelligenz wie auch Freisein von der Sorge ums tägliche Brot, welche der Regel nach nur in der gebildeten und wohlhabenden Klasse zu finden sind.

Wie wir sahen, waren vor einem Vierteljahrhundert diese Klassen in den Städten liberal in

der Politik, aber Liberale der Palmerstonschen, nicht der Gladstoneschen Schule. Den Liberalen dieser Denkungsart konnte die auswärtige Politik der Gladstoneschen Herrschaft und Verwaltung nicht gefallen. Das Glaubensbekenntnis der Nichtintervention; die Zaghaftigkeit, unsern Reichsverpflichtungen irgend etwas hinzuzufügen; der schlecht versteckte Wunsch, die Ausdehnung des britischen Reichs eher zu verringern als zu vergrößern; die auftauchende Gleichgültigkeit gegen die Interessen des britischen Reichs — alles beleidigte die hierfür Empfänglichen einer Klasse, welche, wenn auch liberal dem Namen nach, doch in erster Linie Anhänger des Reichsbegriffs, dann erst Liberale waren.

Selbst in der unteren Mittelklasse, deren Liberalismus von zäherer Natur war, — der der Schreiber, kleinen Kaufleute und Ladenbesitzer — hatte der Zersetzungsprozeß schon zu wirken angefangen. Soziale Unterschiede werden von der Menschheit in umgekehrter Proportion zu ihrem wahren Recht und Inhalt geschätzt. Dem glücklichen Teil der Welt, welcher für sein tägliches Brot nicht vom Tagelohn abhängt, erscheint der soziale Abstand zwischen einem Schreiber und einem Handwerker vielleicht sehr klein. Aber die Standesgefühle werden nirgend so zur Schau getragen wie in den Klassen, welche Unterhalt durch die niedrigste Kopfarbeit erwerben, im Hinblick auf ihre eigne Ueberlegenheit im Verhältnis zu der Klasse, welche für Handlangerdienste Lohn empfängt. Der soziale Unterschied zwischen einem Herzog und einem Bürgerlichen ist geradezu bedeutungslos im Vergleich zu dem zwischen einem Schreiber in schwarzem Rock und einem Arbeiter in Jacke oder Bluse. Denen, welche etwas von den Nuancen des sozialen englischen Lebens in den niederen Schichten der Gesellschaft wissen, wird es leicht begreiflich sein, daß die Errungenschaften der Arbeiterklasse den lieberalen Eifer der Schreiber, Ladenbesitzer und Detailverkäufer erschüttert haben, der Klasse, in welcher die Zugehörigkeit zu den Sekten noch immer sehr zahlreich vertreten ist und früher noch zahlreicher und mächtiger war als jetzt.

Wir geben diese Darstellung der englischen Verhältnisse wörtlich, weil sie von hohem Interesse ist und viele Analogien in unsern Verhältnissen sich finden, neben wesentlichen Abweichungen. Vor allem hat die Ausdehnung des Wahlrechts in England viel später als in Deutschland stattgefunden, wo sie im Zusammenhang mit der Entstehung des Reiches noch während des Anschwellens der liberalen Hochflut und vor der stärkeren Entwicklung der Sozialdemokratie stattfand. In der Bezeichnung der verschiedenen Klassen der Bevölkerung läßt sich manches nicht ganz mit den bei uns üblichen Begriffen in Uebereinstimmung bringen, so wenn hier Handwerker und Arbeiter nebeneinander genannt werden. Immerhin sind die Bemerkungen über die Auffassung und Wirkung der sozialistischen Lehren in den verschiedenen Klassen von psychologischer Bedeutung, obwohl bei uns der für ideale Momente zugänglichere Charakter und bei geringerem Verständnis für wirtschaftliche Fragen, infolge viel späteren Erwachens des öffentlichen Lebens, weit verbreiteter Haß gegen das Kapital und andres (wir denken zum Beispiel an den Antisemitismus) manches anders gestalten.

Die Erwähnung der „Sekten“ als ehemals starker Stützen des herrschenden Liberalismus findet ihre Erklärung in einer weiteren Auseinandersetzung über die kirchlichen Verhältnisse. Der Gegensatz zwischen diesen hier „Sekten“ genannten, nicht der Hochkirche zugehörigen Elementen des protestantischen Englands und der Hochkirche, ihre politische Hinneigung zum Liberalismus waren ein notwendiges Ergebnis der ganzen englischen Geschichte.

Es bedarf keiner Ausführung, daß trotz des politischen Liberalismus, dem diese Sekten zuneigten, sie in keiner Weise mit dem zu identifizieren sind, was

in Deutschland im kirchlichen Sinn als liberal bezeichnet wird. Es wird nun konstatiert, daß in neuerer Zeit der politische Einfluß der Hochkirche entschieden gewachsen ist, während sich der der Sekten vermindert hat.

Leute, die auf dem Boden einer allgemeinen Kirche (broad church) stehen, werden diesen Umschwung gewiß dem vermehrten Eifer und der vermehrten Treue der Geistlichkeit unsrer Nationalkirche zuschreiben und *dem* Umstande, daß die Sekten ihr Dienste leisteten, indem sie etwas dazu beigetragen haben, ihre geistliche Thätigkeit mehr in Uebereinstimmung mit den Gefühlen des Publikums zu bringen. Diese Erklärung ist richtig genug, soweit sie reicht; - aber sie läßt eine wichtige Betrachtung außer Ansatz. Ohne auf eine kirchliche Kontroverse einzugehen, können wir das ohne Besorgnis vor Widerlegung feststellen, daß die ganze Richtung des modernen Gedankens während des letzten und längsten Teils des jetzt endenden Jahrhunderts *der* gewesen ist, die Grenzen der theologischen Spekulation zu erweitern. Die Menschheit hat, mit oder ohne Grund, gelernt, den spezifischen Dogmen weniger Wert beizulegen und weniger fest an *jenen* Bekenntnissen zu halten, welche lehrten, daß der Glaube an gewisse Punkte der Lehre erforderlich sei zum Seligwerden. Die Bewegung gegen das Dogma war auf dem Kontinent noch lebhafter als in England; aber auch hier trat ihre Wirkung sehr bestimmt hervor. Wir möchten glauben, daß Atheismus und aufrichtig eingestandener Unglaube jetzt viel weniger allgemein sind als vor sechzig, siebzig Jahren. Andrerseits ist Gleichgültigkeit gegen Dogmenglauben unendlich mehr bei wirklich kirchlich gesinnten Menschen zu finden. Der verstorbene Mr. Bradlaugh war ein Anachronismus in unsrer Zeit, und ebenso werden Dean Stanley und Mr. Jowett Anachronismen in der Zeit ihrer Großväter, wenn nicht schon in der ihrer Väter gewesen sein. Indem wir dies bemerken, liegt es uns fern, irgend ein Urteil über den Wert der Kämpfe um Kontroversen zwischen den Verteidigern und Angreifern der dogmatischen Bekenntnisse auszusprechen. Wir erwähnen den Niedergang des Dogmenglaubens nur als eine Thatsache, welche einen wichtigen Einfluß auf die politische Macht der Hochkirche und der Sekten gehabt hat. Es ist klar, daß, wenn, wie wir behaupten, eine allgemeine Abschwächung des Gewichts stattfand, welches das Dogma früher für die Vorstellungen im Volke hatte, dann auch dieser Umschwung zu Gunsten der Kirche im Gegensatz zu den Kapellen (Sekten) ausschlagen mußte. Jedenfalls besteht die raison d'être jeder Sekte darin, daß die Glaubenssätze, die sie ihren Anhängern auferlegt, Dinge von der höchsten Wichtigkeit sind, wenn nicht sogar unerläßlich zum Seligwerden. Wenn daher das Gefühl im Volk mehr oder weniger gleichgültig gegen kirchlich-dogmatische Lehren wird, so fällt der Grund fort, weshalb jemand einer besonderen Sekte angehören soll. Da im übrigen alles gleichwertig ist, so zieht die Hochkirche mit ihrer einfachen Verständlichkeit, ihrem feierlichen Ritus, ihrer Freiheit von kirchlicher Tyrannei — komme sie von seiten der Geistlichen oder Aeltesten — auch abgesehen von irgend welchem bestimmteren Glauben an ihre Dogmen, eine große Menge von Anhängern aus der großen Kategorie von Menschen an sich, welche, wenn sie sich auch nicht viel ums Dogma kümmern, doch irgend eine Form des Gottesdienstes und des Religionsunterrichts sehr hoch schätzen. Um es bestimmt und klar auszusprechen: das Wachstum dessen, was unsre Voreltern Indifferentismus genannt haben würden, hat die englische Kirche noch viel mehr zu einer Nationalkirche gemacht, als sie es seit den Zeiten Wesleys jemals gewesen ist. Es ist eine feststehende Thatsache, daß, während die Hochkirche täglich an Zahl ihrer Anhänger und an Einfluß zunimmt, alle beachtenswerten Sekten der Zahl nach abnehmen, weniger Zuzug erhalten und ihre Autorität verlieren. Eifrige Anhänger der Sekten wollen selbstverständlich diese Erklärung dafür nicht zugeben und schreiben das Wachsen der Staatskirche gesellschaftlichen Einflüssen zu. In der That ist dies der Grund, mit dem sie ihren Kreuzzug gegen die Hochkirche rechtfertigen. Dieser Kreuzzug ist es wiederum, der die große Masse der Sekten-Geistlichen veranlaßt hat, als Wahlagenten der liberalen Partei aufzutreten. Aber das Gewicht dieses Auftretens beruht auf der Macht über ihre Gemeinden, in *andern* als sektiererischen Angelegenheiten; und in dem Zeitabschnitt, den wir untersuchten, mußten die Führer der Sekten

schmerzlich gewahr werden, daß diese Macht viel von der ihr früher innewohnenden Kraft verloren hatte.

Die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland liegen wesentlich anders, ganz abgesehen von dem bedeutenden Teil der Deutschen, die der römischen Kirche angehören, auch im protestantischen Deutschland. Dessenungeachtet sind einige dieser Betrachtungen auch für uns nicht ohne Wert. Hier kam es dem Verfasser, der an einer früheren Stelle betont hatte, daß diese Hochkirche nicht mehr eine der festen Stützen der alten konservativen Partei sei, wesentlich darauf an, in dem verminderten Einfluß der Sekten auf eine der Ursachen hinzuweisen, die den Liberalismus schwächten. Es wird der Anfang der Ebbe geschildert, die nach der Hochflut eintrat, zunächst ohne dem großen Publikum zum rechten Bewußtsein zu kommen, in der ganze Klassen der Bevölkerung, die bisher feste Stützen des Liberalismus waren, anfingen, der konservativen Richtung zuzutreiben. Das ist die Zeit, in der, wie eingangs erwähnt, wesentlich Lord Randolph Churchill die Auffassung und Taktik der konservativen Seite mit seinem Verständnis für die kommende Entwicklung beeinflußt hat. Diese Ideen, die an die bedeutende Erweiterung des Wahlrechts anknüpfen, werden nun wie folgt dargestellt.

Daß seit unsern neuen Wahleinrichtungen die oberste Gewalt aus den Händen der Klassen in die der Massen übergegangen ist, daß diese Uebertragung dauernd ist und mit der Zeit immer mehr Gestalt gewinnen wird, daß im Getriebe des täglichen Lebens der Mensch hauptsächlich von den Interessen seiner Klasse geleitet wird, — welche diese auch sein mag — und daß deshalb, wenn der Konservatismus eine herrschende Macht bleiben soll, er die Massen überzeugend belehren muß, daß ihre *Klasseninteressen* mit dem Erfolge der *konservativen* Partei *identisch* sind. Wir können durchaus verstehen, daß ihre Anschauung der politischen Situation den Konservativen der älteren Generation zuwider sein mußte. Aber wir können nicht sehen, wie irgend jemand, der die Sachen nimmt, wie sie sind, eine andre Ansicht haben kann. Ob man recht oder unrecht that, als man den Massen die höchste Gewalt übertrug, kann wohl eine offene Frage bleiben; — da es aber geschah, so folgt mit logischer Konsequenz, daß wir die Massen hinter uns haben müssen, wenn wir Macht behalten wollen; und wir dürfen unsre Augen nicht der einfachen Wahrheit verschließen, daß die Massen nicht durch abstrakte Argumentationen zu bewegen und zu beeinflussen sind, sondern durch einen Appell an die Interessen, Ideen und Gefühle ihrer Klassen. Diese Schlußfolgerung ist in der That doch so klar, daß es keiner großen politischen Begabung bedarf, sie als richtig anzuerkennen. Das, was nach unserm Gefühl Lord Randolphs besonderen Anspruch auf Anerkennung und Auszeichnung ausmacht, liegt in der Schärfe seines Geistes, mit der er die Triebkräfte erriet, durch welche der Hang großer ins Gewicht fallender Klassen im Volk zum Liberalismus auf den Konservatismus übertragen werden konnte.

Das ländliche Interesse hat aufgehört, der dominierende Faktor in Englands innerer Politik zu sein. Deshalb ist es unmöglich, die Verteidigung der ländlichen Interessen als das alleinige Rückgrat einer konservativen Politik ansehen zu wollen. Die Kirche ist heutzutage als politischer Faktor von größerer Bedeutung als zuvor. Aber diese Zunahme ihres Einflusses ist nur ihrer geistlichen Entwicklung und der Abnahme der Sektenanhänger, nicht ihrer Verbindung mit dem Lande und Landedelmann, zuzuschreiben. Das Verlangen nach Landbesitz ist nicht mehr der Hauptwunsch *der* Leute, welche durch Handel oder Industrie Geld gemacht haben. Andrerseits ist das gesellschaftliche Prestige der landbesitzenden Klasse wenig, wenn überhaupt, geschädigt. Aus diesen gegebenen Verhältnissen folgt, daß die Klassen, welche in London und allen unsern Industriezentren als Repräsentanten des Eigentums in

den Vordergrund treten, kein besonderes Interesse an der Unterstützung der Rechte des großen Grundbesitzers haben können: sie haben aber das bestimmte Verlangen, sich mit den ländlichen Interessen und mit der Staatskirche zu verbinden. Wenn deshalb die Sympathie der städtischen Mittelklassen auf der Seite der Konservativen gefunden werden und stehen soll, so ist es nach Lord Randolphs Ansicht nutzloses Beginnen, mit demselben Programm vor sie zu treten, welches *so* lange für die konservative Partei genügte, als sie naturgemäß mit dem ländlichen Interesse identisch war. Leute, die kein Wild halten, deren Beschäftigung ihnen verbietet, sich dem Sport zu widmen, von denen kann nicht erwartet werden, daß sie ein lebendiges Interesse an den „Wildgesetzen" haben sollen. Leute, die in Städten oder Vorstädten wohnen und ihr Geschäft dort haben, werden den Fragen der Grafschaftsverwaltung ziemlich gleichgültig gegenüberstehen. Leute, die nur Feiertags aufs Land gehen oder um dort Freunde zu besuchen, werden sich nicht so wie der Landedelmann für die Lokalschulen, die Verteilung der Wohlthätigkeitsgaben und Beziehungen zwischen Bauer, Geistlichen und der Squireschaft auf dem Lande bekümmern; sie fühlen sich auch nicht mal davon berührt. Ihre Stellung in allen diesen Beziehungen ist selbstverständlich eine neutrale: und die Frage, ob diese Neutralität für die Sache des Konservatismus freundlich ausfallen wird oder nicht, wird davon abhängen, inwieweit ihre persönlichen Interessen mit dem allgemeinen Erfolge der konservativen Partei identisch sind. Diese Interessen sind jedoch ebensowohl materielle wie solche der Zuneigung, und jedem, der einigermaßen mit der Mittelklasse unsers Landes bekannt ist, ist es bewußt, daß der Wunsch, auf freundschaftlichem Fuß mit den Landedelleuten zu stehen, unter ihnen noch mehr vorherrscht, als in sonstigen kommunalen Gemeinschaften. Dieser Wunsch, gleichviel ob er lobenswert ist oder nicht, ist ein Faktum, von dessen Existenz der praktische Politiker verpflichtet ist, Kenntnis zu nehmen.

Es wird hier als ein Zeichen des Umschwunges des Gefühls in der Oeffentlichkeit erwähnt, daß eine gesellschaftliche Einrichtung, die Stiftung der Primrose-Liga, wesentlich dazu beigetragen habe, die gesellschaftlichen Schranken wegzuräumen, die früher zwischen dem Landedelmann und den wohlhabenden Geschäfts- und Handelsklassen bestand.

Die Hauptsache, nachdem die liberale Politik sich in der öffentlichen Meinung mit dem Gegensatz gegen die Rechte des Eigentums identifizierte, war:

die Solidarität der materiellen Interessen aller Klassen von Besitz untereinander; gleichviel, ob der Besitz klein oder groß, vererbt oder selbst erworben, vom Grundbesitz oder vom Handel stammte oder von gewerblicher Arbeit. Es ist immer leicht klug zu sprechen *nach* einem Ereignis; und heutzutage kann jedermann sehen, daß notwendigerweise die liberale Partei die Unterstützung ihrer wohlhabenden Anhänger verlieren mußte, sobald die liberale Politik sich in der öffentlichen Meinung mit dem Gegensatz gegen die Rechte des Eigentums identifizierte. Lord Randolphs beachtenswerter politischer Instinkt, dessen wir vorhin gedachten, ermöglichte es ihm, sich das vorzustellen, was andre und erfahrenere Politiker nicht sahen; die natürliche Folge der Dinge mußte *die* sein, daß der Liberalismus in immer offenere Feindseligkeit zu den Interessen des Eigentums treten mußte und daß, sobald diese Feindseligkeit offenkundig wurde, die besitzenden Klassen naturgemäß zum Konservatismus hintreiben mußten. Die Schärfe der Empfindlichkeit, mit der jede Klasse irgend einem Angriff auf ihr Eigentum begegnet, steht der Regel nach in entgegengesetzter Proportion zur Größe ihres Besitztums. Mit andern Worten: die bestimmtesten, festesten und am wenigsten von der Sache abweichenden Stützen des Rechts des Eigentums werden zunächst nicht unter den Magnaten und Millionären zu suchen sein, sondern unter den kleinen Leuten, denen der Verlust oder die Verringerung ihrer verhältnismäßig kleinen Einkünfte gleichbedeutend mit Mangel ist oder mit Ruin.

Lord Churchill, der hauptsächlich diese Ideen vertrat, war es, der sich zuerst

nach jenen Klassen umsah, deren Anschluß den Verlust mehr als ersetzen konnte, welcher durch die Verminderung des Einflusses der ländlichen Interessen entstanden war; er war es, der darauf hinwies, daß jede Vermehrung der Männer, welche eine auch noch so kleine Kapitalsanlage im Lande besitzen, die schon dauernd vorhandene Kraft anwachsen läßt, die zu Gunsten des Konservatismus wirkt, und daß in England mehr als bei andern Völkern die trennende Wirkung, welche Verschiedenheit des Ranges der Lebensstellung und Beschäftigung herbeiführen, weniger stark wirkt als die einigende eines starken Nationalgefühls, das gleichmäßige Fühlen und Denken über alles, was England betrifft. Sein Verdienst war es, daß er diese Gedanken gerade in dem Zeitpunkt geltend machte, wo sie wirksam werden und die Sache fördern konnten, deren Sieg er nicht mehr erlebte.

Die neue konservative Auffassung, die sich unter Anregung dieses staatsklugen Mannes bildete, wird wie folgt charakterisiert:

Festhalten was gut, Verteidigung des Rechts der persönlichen Freiheit und des privaten Besitzes, Erhaltung der gut bewährten Einrichtungen, Beförderung der Einflüsse, welche die Herrschaft von Gesetz und Ordnung sichern, allerwege die Ehre und das Beste des Landes aufrechterhalten, das ist die Pflicht aller wahren Konservativen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen gewesen und muß es sein. Die einzelnen Gegenstände aber, welche besonders der Erhaltung wert sind, müssen sich mit den in stetigem Wechsel begriffenen Zuständen des Landes verändern. Der höchste und bedeutungsvollste dieser Zustände ist die Verteilung der politischen Macht.

Wir haben jetzt durch die jüngste Gesetzgebung, für welche Konservative und Liberale gleich verantwortlich sind und welche, gleichviel ob sie weise oder unweise, faktisch unwiderruflich ist, die Herrschaft der Zahlen etabliert. Wenn daher konservative Ideen die Regierung des Landes dominieren sollen, so muß dies dadurch geschehen, daß sie sich der Billigung einer zahlreichen Majorität erfreuen. Es versteht sich von selbst, daß diese Mehrheit in diesem wie in jedem andern Lande nicht aus den wohlhabenden und noch weniger aus den gebildeten Klassen allein bestehen kann. Oder um dieselbe Wahrheit mit klaren Worten zu sagen, die konservative Partei kann nicht hoffen, fest standzuhalten, wenn ihre Politik sich der Zustimmung sowohl der Massen wie der Klassen nicht erfreut. Der fundamentale Glaubenssatz des Konservatismus ist, daß die Interessen, welche allen Klassen im Volk gemeinsam sind — die Erhaltung von Gesetz und Ordnung, der Religion, der persönlichen Freiheit, politischen Ehrlichkeit und des privaten Eigentums — unendlich viel stärker und allgemeiner sind als die miteinander streitenden Interessen besonderer einzelner Klassen, nach welchen der Liberalismus der jüngsten Zeit gelernt hat, sich umzusehen, um von ihnen Unterstützung zu erlangen.

Es wird ausgeführt, daß die Politik der Konservativen zwar die Entfremdung derjenigen Klassen, die bisher das Rückgrat der Partei bildeten, vermeiden, aber vor allem die Sympathien der Klasse gewinnen müsse, die, durch die veränderten Verhältnisse dem Liberalismus entfremdet, der konservativen Auffassung sich zuneigen.

Es liegt nicht in der menschlichen Natur, von solchen zum Beispiel, die mit dem Lande nicht durch ihre ganze Lebensstellung verbunden sind, dasselbe Interesse für alle dieses berührenden Fragen zu erwarten, wie von solchen, bei denen dies der Fall ist: bei jenen findet nur die Notwendigkeit, die Rechte des Eigentums

zu beschirmen, nicht die Bevorzugung des ländlichen Eigentums vor andern, ein Verständnis.

In der Parteipolitik geradeso wie im Handel muß man diejenige Ware im Schaufenster auslegen, welche Kunden anlockt; und selbst Leute, die sehr wohl die Notwendigkeit einsehen, die Rechte der Kirche und des Landes unverletzt zu erhalten, werden gewahr werden müssen, daß die Pflicht, die Interessen des Squires (Rittergutsbesitzers) und der Pastoren zu verteidigen, nicht als Signal zum Sammeln für die Klassen ausgewählt werden kann, welche der Regel nach kein Land besitzen und die, wenn sie sich überhaupt um die Kirche kümmern, sich vielmehr um ihr geistiges Können als um ihren materiellen Inhalt kümmern.

Für die Mittelklassen, welche in diesen letzten Jahren ihren Glauben an den Liberalismus verloren haben und deshalb dem Konservatismus zutreiben, ist das Land nur insofern von Bedeutung, als es die Rechte des Eigentums — die Kirche nur insoweit, als sie das Prinzip der Religion vertritt. Aber die besonderen Privilegien, deren sich das Land und die Kirche erfreuen, oder von denen vorausgesetzt wird daß sie sich ihrer erfreuen, sind für sie wesentlich gleichgültige Dinge.

Alle bedeutenden politischen Reformen, die mit unsrer bestehenden Verfassung verträglich, sind schon verwirklicht worden.

Jeder fernere große Schritt in der Richtung der Demokratie muß notwendigerweise von revolutionärem Charakter sein, und für jetzt bilden die Gegner der Revolution, gleichviel, welcher ihr Parteiname ist, eine überwältigende Majorität im Lande im Vergleich zu ihren Vorkämpfern. Und außerdem hat Erfahrung die Massen gelehrt, der durchschlagenden Wirksamkeit rein politischer Reformen zu mißtrauen. Handwerker und Arbeiter haben Einsicht genug, um wahrzunehmen, daß unter einem dreijährigen Parlament, das aus bezahlten Mitgliedern bestände, ihre eigne Lage unverändert bleiben würde. Die Tage sind vorüber, wo die Massen zur Leidenschaft durch die sieben Artikel der Charte erregt werden konnten. Soziale Reformen sind heutzutage die einzigen, welche irgend welchen populären Enthusiasmus erwecken. Den Führern der Liberalen entgeht dies nicht, und der Selbsterhaltungstrieb zwingt sie — wissentlich, mitunter öfters noch unwissentlich — Maßregeln vorzubringen, welche auf die soziale Umgestaltung der Gesamtheit durch eine Gesetzgebung hinzielen, welche beabsichtigt, die Massen auf Kosten der Klassen zu begünstigen. Die Erweiterung des Wahlrechts hat die relative Macht der Massen bedeutend ausgedehnt, namentlich die der landwirtschaftlichen Arbeiter, und für sie hat ein sozialistisches Programm sehr große Anziehungskraft. Alle Menschen sind schlechte Richter in ihrer eignen Sache, und die Arbeiter würden mehr als Menschen sein, wenn sie den Agitatoren, die ihnen sagen, daß durch Gesetzgebung ihre Arbeit lukrativ und ihr Leben leicht und behaglich gemacht werden könnte auf Kosten des Kapitals, taube Ohren leihen wollten. Es ist dieser Glaube an eine kommende, durch Rekonstruktion der Gesellschaft auf einer neuen Grundlage bessere Zeit, welcher für das schnelle Wachstum des Liberalismus in den Grafschaften in Rechnung zu setzen ist, die als Hochburgen des Torytsmus angesehen wurden. Glücklicherweise für das Land haben jedoch die sozialen Tendenzen des Neuliberalismus, auch wenn er die unwissenden und Tagelöhnerklassen auf dem Lande für sich gewonnen, die intelligenten Klassen des Handels- und Handwerkerstandes in den Städten sich entfremdet. In England ist der Same des Sozialismus auf steinigen Boden gefallen; der Charakter unsers Volkes, sein praktischer, gesunder Sinn, seine Abneigung gegen abstrakte Spekulation, sein stark ausgeprägter Individualismus, seine Liebe für gesellschaftliche Bevorzugung und seine Achtung vor Gesetz und Autorität — alles trägt dazu bei, es weniger empfänglich für das sozialistische Evangelium zu machen als die Völker andrer Länder. Wir sagen nicht und kein vernünftig denkender Mensch könnte sagen, daß der Sozialismus nicht eines Tages, und früher oder später, einen dominierenden Faktor in unsern inneren Angelegenheiten bilden könnte, aber wir sagen, daß dieser Tag in England später als sonstwo kommen wird. Zurzeit ist der Gewinn, den der Liberalismus durch seine Annäherung an den Sozialismus gemacht, weit mehr noch als bloß über-

wogen durch die Verluste, die ihm aus eben diesem Grunde erwachsen sind. Es ist offenbar, daß das Ueberhandnehmen der Strikes, die Anmaßungen der „neuen Verbindungen“ (der Arbeit), die vorgeschrittenen Theorien der fortschrittlichen Partei, die Sprache der Arbeiterorgane, die Ungeheuerlichkeiten der Hydepark- und Trafalgarsquare-Agitatoren alle die Klassen mit Schrecken erfüllten, die etwas zu verlieren haben; und im übrigen sind alle Klassen der Besitzenden, wenn nicht zahlreicher, so doch unendlich viel besser organisiert und mächtiger als die der Nichtbesitzenden. Es erfordert keine besondere Intelligenz, um wahrzunehmen, daß die Angriffe auf eine besondere Kategorie des Eigentums nur durch Anwendung von solchen Prinzipien durchgeführt werden können, welche zu künftigen Angriffen auf jede andre Art des Eigentums führen würde.

Die Solidarität der Interessen aller Eigentumsbesitzer ist nach unserm Urteil die Hauptursache, welche die konservative Reaktion, die sich während des letzten Vierteljahrhunderts geltend machte, zuwege gebracht hat. Diese Solidarität der Oeffentlichkeit zu Gemüte zu bringen, zu zeigen, daß die Verteidigung des Eigentums das gemeinsame Interesse aller ist, die etwas zu verlieren haben, ist nach unsrer Ueberzeugung die Pflicht aller, welche das Vorherrschen des Konservatismus als erforderlich für des Landes Wohlfahrt ansehen.

Es könnte wohl gesagt werden, daß diese Anschauung des Konservatismus von materiellem, wenn nicht von selbstsüchtigem Charakter sei. Wir würden die Ersten sein, zuzugeben, daß jede große Partei und die konservative Partei noch insbesondere an andre und höhere Gesichtspunkte als diejenigen der persönlichen Furcht vor Verlust oder Hoffnung des Gewinns appellieren muß. Dennoch, wenn ein Baumeister eine Maschine aufstellen will, so sind es in erster Linie Natur und Stärke der bewegenden Kraft, die sie in Betrieb setzen soll, die er in Rechnung stellen muß. Was für die Mechanik wahr, ist auch richtig in der Politik, und das erste, was bei allen Plänen für die Aufstellung und die Herstellung der konservativen Partei in Betracht kommt, muß die Beschaffenheit, der Charakter der Kraft sein, auf welcher die Partei künftig beruhen soll. Ob zum Besseren oder zum Schlechteren — wir leben unter demokratischen Einrichtungen und werden unter ihnen leben müssen. Wenn wir also wünschen, daß konservative Ideen den Gang der Gesetzgebung leiten sollen, so müssen wir der numerischen Majorität der Wählerschaft gewiß sein können. Der einzige Weg aber, auf dem wir hierzu gelangen können, ist der, die Sympathie der Klassen auf unsre Seite zu ziehen, welche dem Liberalismus durch seine allmähliche Assimilierung mit dem Sozialismus entfremdet worden sind; und um ihre Sympathie zu erwerben, müssen wir in unserm politischen Programm in vorderste Reihe stellen: die Verteidigung des Privatbesitzes und die persönliche Freiheit.

Es giebt indessen keinen Grund, weshalb der Neukonservatismus sich darauf beschränken sollte, den Fortgang des Sozialismus zu beschränken oder zu verhindern. Im Gegenteil, es ist Grund dafür vorhanden, daß er andre Ziele und weitere Zwecke umfassen und einbegreifen sollte. Die von uns gemeinten Klassen, die für unsern gegenwärtigen Zweck am besten bezeichnet werden mögen als Bürger, die ihr tägliches Brot nicht durch Handarbeit erwerben und welche der Regel nach etwas mehr zu ihrem Unterhalt haben als ihren Tagelohn, werden von andern Gedanken beseelt und bestimmt als durch den Wunsch, ihr Eigentum vor Plünderung, ihre Rechte gegen Einbruch zu bewahren. Sie wünschen, als Gesamtheit betrachtet, eine wirksame und sparsame Verwaltung, sie legen außerordentlichen Wert auf die Erhaltung von Gesetz und Ordnung; sie wünschen die Beseitigung von Mißbräuchen, sie haben keinen besonderen Geschmack an besonderen Privilegien irgend welcher Art; sie sind stolz auf ihr Vaterland und halten fest an dem Glauben, daß Englands Wohlfahrt nicht allein von der Aufrechterhaltung seiner bestehenden Verfassung abhängt, sondern auch von der Fortentwicklung des britischen Reichs und der daraus resultierenden Ausbreitung unsers Handels. Es sollte für die Konservativen, wie uns scheint, nicht schwierig sein, zu zeigen, daß Sparsamkeit, durchgreifende Verwaltung, Abstellung der Mißbräuche, Abschaffung

von Privilegien, die sich überlebt haben, und die Erfüllung der Mission des britischen Reiches in der Welt Dinge sind, die wahrscheinlich unter der Herrschaft des Neukonservatismus eher erreicht werden können als unter der des bisherigen Liberalismus; und wenn dies gezeigt wird, werden sich die Klassen, deren Votum, wie wir vermuten, in kurzer Zeit die konservative Partei wieder an das Ruder bringen wird, dauernd der Partei durch andre und höhere Gesichtspunkte als die des gewöhnlichen, gemeinsamen Interesses verbunden fühlen.

Es wird alsdann als ein verhängnisvoller Fehler bezeichnet, und das nicht allein als Prinzipienfrage, sondern als eine Sache der Politik, wenn die Konservativen in der Absicht, die Stimmen der Arbeiterklasse zu gewinnen, dem Beispiel der Liberalen folgen und die Unterstützung der Arbeiterklasse durch die Aussicht auf sozialistische Gesetzgebung erkauften, dagegen sei es sehr wohl möglich, auch in dieser Klasse, oder wenigstens deren oberen Kreisen es klar zu machen,

daß sie alle Pläne zur Verbesserung ihrer Lebenslose, insoweit als diese Pläne sich in Uebereinstimmung mit der Erhaltung des Privateigentums und der persönlichen Freiheit befinden, der gewissenhaften und ernst gemeinten Fürsorge der konservativen Partei empfehlen können.

Eine feste Ueberzeugung, daß jedermanns Recht zu seinem Eigentum und zur Freiheit seiner Handlungsweise die Basis jeder gesunden Gesetzgebung ist, ist durchaus nicht unvereinbar mit der Verbesserung der Verhältnisse, unter denen Arbeiter und Ackersmann ihren Unterhalt zu verdienen haben. Kein vernünftiger Mensch kann bezweifeln, daß die Legislative viel thun kann, um die Massen mit besseren Wohnungen zu versehen, ihnen eine bessere Existenz und weniger drückende Arbeit zu verschaffen und eine sichere Vorsorge für ihr Alter und für Krankheitsfälle zu treffen. Alle die Maßregeln, die auf diese oder ähnliche Dinge sich beziehen, sind nicht oder brauchen wenigstens nicht Parteisache zu sein, und es giebt viele Gründe im Wesen der Dinge, die darauf hinweisen, daß sie unter einem konservativen Regime besser als unter einem liberalen durchgeführt werden könnten. Wenn auch die Arbeiterklasse Englands und besonders die landwirtschaftlichen Arbeiter von Natur dem ausgesetzt sind, daß sie sich sozialistischen Doktrinen zuneigen, so ist doch ein hoher Grad von gesundem Sinn in ihnen, wie in jeder andern Kategorie ihrer Landsleute.

Dieser gesunde Sinn reicht hin, um sie zu Zweiflern an allen Projekten zur Reorganisation der Gesellschaft zu machen, durch welche die Arbeit Herrin des Kapitals wird, und diese ihre Zweifel genügen, um sie im Lauf der Dinge davon zu überzeugen, daß sie eher von der Partei etwas zu erwarten haben, welche das Kapital repräsentiert, als von der, welche dem Kapital feindlich ist. In der zuverlässigen, an starke Arbeit gewöhnten, auch widerstandsfähigen und pfiffigen Arbeiterschaft Englands lebt der Kern einer mächtigen konservativen Partei, und diesen Kern zur Entwicklung zu bringen, sollte die Hauptwirksamkeit der Neukonservativen sein.

Der Aufsatz weist in seinem Schlußsatz noch auf einen verhängnisvollen Fehler der Liberalen hin, „seitdem sie sich mit Homerule identifizierten, hörten sie auf, eine nationale Partei zu sein", und spricht die Hoffnung aus, daß die bevorstehende Wahl den Umschwung zur konservativen Seite bestätigen (was bekanntlich weit über Erwarten eingetreten ist), und daß es gelingen werde, diesen Umschwung zu einem dauernden zu machen, „soweit Dauerndes unter demokratischen Institutionen überhaupt erreichbar ist." (Fortsetzung folgt.)

Eine Lohengrin-Erinnerung.

Von

Eugen Lindner (Weimar).

Die Festtage, welche man in Weimar gelegentlich der Enthüllung des Herderdenkmals im Jahre 1850 feierte, fanden einen würdigen Abschluß in einer am Geburtstage Goethes stattfindenden Theatervorstellung. Der Theaterzettel lautete:

Weimar. Hoftheater. Den 28. August 1850.

Zur Goethefeier.

Prolog von Franz Dingelstedt, gesprochen von Herrn Jaffée.

Hierauf zum ersten Male:

Lohengrin.

Romantische Oper in drei Akten von Richard Wagner.

Wahrlich, eine seltene, herrliche Vereinigung, diese den Manen der großen Weimarer Dichter geltende Huldigung und die Erstaufführung eines neuen Werkes des geächteten, schwer befehdeten Meisters Wagner!

Freilich, von der unerhörten Bedeutung dieses Werkes hatte man auch in Weimar — Liszt und seine Freunde natürlich ausgenommen — wenig Ahnung. Der Prolog Dingelstedts galt nur der Erinnerung an die verflossenen Festtage, und seine einzige Anknüpfung an „die neue Oper“ waren die allegorischen Figuren, in denen er Karl August und seine Dichter feierte: König Artus und seine Tafelrunde.

„Es sank das Sternbild, das so hell geschienen,
Der König Artus, samt den Paladinen;
Wir aber suchen, die zu spät Geborenen,
Den heil'gen Gral, den rätselhaft verlorenen.“

So suchte klagend der Herr v. Dingelstedt; währenddessen aber hatten sie sich versammelt, im Orchester, hinter den Coulissen, klopfenden Herzens — alle die wackeren Streiter, die bereit waren, für ihn zu kämpfen, für ihn, der „vom Gral zu uns dahergesandt“. Die hofrätliche Nase witterte noch keine Morgenluft und merkte nicht im geringsten, daß da einer von der Bühne sprach, welcher einzig berufen sein sollte, dem deutschen Volke hehr und herrlich wiederzuschenken: den heiligen Gral und seine Ritter — ein Weihegeschenk der Kunst!

Wenn schon ein so gewiegter Kunstkenner wie Dingelstedt noch nichts von der göttlichen Abstammung des Gralsritters ahnte, kann man es da dem guten Weimarer Publikum verargen, wenn es im Lohengrin nichts andres als „eine neue Oper“ sah, welche „einen rührenden Text und sehr viele hübsche Melodien habe, im übrigen aber furchtbar schwer und entschieden viel zu lang sei?“

Obwohl die Presse hier begeistert für das Werk eintrat — das Publikum

ſprach „auf der Eſelswieſe“ in der Zeitung ſeine Wünſche nach dem guten, lieben Meyerbeer oft und draſtiſch aus.

Daß ſich „Lohengrin“ damals trotzdem in Weimar auf dem Spielplan gehalten hat, iſt eigentlich nur dem Großherzog Karl Alexander und Liszt zu danken, deren energiſchem Eintreten für das Werk ſchließlich auch das Publikum nicht widerſtehen konnte. Eine Konzeſſion glaubte man aber der Laienmaſſe doch machen zu müſſen: es ſollte geſtrichen werden, und Liszt und Regiſſeur Genaſt rieten Wagner ſelbſt dazu. Das war aber eine heikle Sache, denn Wagner hatte aus Thun am 2. Juli 1850 an Liszt die große Bitte gerichtet: „Gieb die Oper, wie ſie iſt, ſtreiche nichts!“

Den einzigen Strich hatte Wagner ſelbſt angegeben, er betrifft den letzten Teil der Erzählung des Lohengrin (III. Akt, Schlußſcene) und beweiſt uns, wie fein der Meiſter die dramatiſche Wirkung abzuwägen wußte.

Laut Manuſkript ſchließt nämlich die vielbewunderte Erzählung:

„In fernem Land, unnahbar euren Schritten“ ꝛc.,

nicht wie allgemein bekannt:

„ſein Ritter ich — bin Lohengrin genannt,“

ſondern ſetzte ſich folgendermaßen fort:

Chor: „Wie wunderbar iſt er zu ſchauen,
Uns faßt vor ihm ein ſelig Grauen.“

Lohengrin: „Nun höret noch, wie ich zu euch gekommen:
Ein klagend Tönen trug die Luft daher,
Daraus im Tempel wir ſogleich vernommen,
Daß fern wo eine Magd in Drangſal wär'.
Als wir den Gral zu fragen nun beſchickten,
Wohin ein Ritter zu entſenden ſei —
Da, auf der Flut wir einen Schwan erblickten,
Zu uns zog einen Nachen er herbei.
Mein Vater, der erkannt des Schwanes Weſen,
Nahm ihn in Dienſt[1]) nach des Grales Spruch:
Denn wer ein Jahr nur ſeinem Dienſt erleſen,
Dem weicht von dann ab jedes Zaubers Fluch.
Zunächſt nun ſollt' er mich dahin geleiten,
Woher zu uns der Hilfe Rufen kam,
Denn durch den Gral war ich erwählt zu ſtreiten,
Darum ich mutig von ihm Abſchied nahm.
Durch Flüſſe und durch wilde Meereswogen,
Hat mich der treue Schwan dem Ziel genaht,
Bis er zu euch daher ans Ufer mich gezogen,
Wo ihr in Gott mich alle landen ſaht.“

Dies war der von Wagner zuerſt geſchriebene Schluß der Erzählung.

Inzwiſchen hatte er aber ſelbſt die völlig berechtigte Ueberzeugung gewonnen, daß dieſer Schluß die dramatiſche Wirkſamkeit des Hauptmomentes dämpfen muß. Das Verbot: „Nie ſollſt du mich befragen“ iſt der Knotenpunkt des

[1]) Wörtlich nach der Weimarer Partitur.

Konfliktes; ist dieser gelöst — und das ist er durch die Gralserzählung bis zum Schlusse: „Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt“ — so erscheint alles andre als überflüssiges, den mächtigen Eindruck nur hemmendes Beiwerk.

Mit welcher Penibilität Wagner damals sein Manuskript durchgesehen hat, zeigen eine Masse kleiner Veränderungen in der Partitur und im Text; am deutlichsten kommt dies aber wohl in einem Schreiben zum Ausdruck, welches in dem gedruckten „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) nicht enthalten ist.

Seite 73 dieses genannten Werkes enthält nur einen Brief Wagners (38.), in welchem nach unserm Schreiben, welches der Meister für verloren gegangen glaubte, geforscht wird. Dasselbe war aber wohlbehalten in Liszts Hände gelangt und von ihm sofort Herrn Musikdirektor C. Götze [1]) übergeben worden, damit dieser die von Wagner gewünschten Aenderungen in der Partitur einzeichne. Der Meister schrieb:

Zürich, 1. August 1850.

Lieber Liszt!

Hiermit schicke ich Dir noch einen Takt zu Lohengrin; sei so gut und laß ihn in Partitur und Stimmen — dritter Akt, letzte Scene, gerade nach dem Sprunge, den ich Dir angegeben habe — einschalten.

Sonderbar, wie dumm man mitunter ist! Stets waren mir die zwei Takte ritournel nach dem Schlusse der Erzählung des Lohengrin nicht recht; ich zerbrach mir den Kopf — und nach Jahren endlich fällt mir ein, daß hier ganz einfach ein Takt zu wenig ist!

Sobald also Lohengrin gesagt hat:

„Sein Ritter ich bin Lohengrin ge[nannt!“

treten die hier beiliegenden drei Takte ein, wofür natürlich die zwei Takte in der Partitur, pag. 365 [2]), ausfallen.

Liebster, ich bitte Dich recht sehr, es veranstalten zu wollen, daß mir eine Korrektur des Textbuches vor dem Drucke hierher geschickt werde, es ist ja jetzt noch Zeit; man schickt es mir sous bande mit der Post, und der ganze Zeitverlust sind zehn Tage. Ich habe schon so viel an Druckfehlern gelitten, daß ich mich diesmal gern genau versichern möchte! — Einen Brief an Herrn v. Zigaesar lege ich bei; er enthält nichts als eine dankende Antwort auf den Brief, den ich zuletzt mit dem Deinigen erhielt. (Geld hat er mir noch nicht geschickt, davon erwähne ich natürlich jedoch nichts gegen ihn!) Schreibe mir bald einmal wieder, Du bester Freund! Du machst mir damit ungeheure Freude!

Grüße schönstens — links und rechts — und behalte lieb

Deinen

Richard Wagner.

(Zum Abendstern. Enge. Zürich.)

---

[1]) Dessen Sohn, Herrn Dr. med. Götze wir die freundliche Zurverfügungstellung des Manuskriptes dieses Briefes danken.

[2]) Natürlich der geschriebenen Weimarer Partitur.

Nun nehme man den Klavierauszug zur Hand und sehe sich Seite 238 den heutigen Schluß der Erzählung an; die drei Takte „ritournel“ bringen also die gewünschte Aenderung, und die früheren zwei Takte? — sind genau der erste Takt, und im zweiten Takte wird vom Quartsextaccord gleich auf die jetzt im dritten Takte stehende Accordfolge in Achteln geschritten!

Eine so geringfügige Aenderung — und dem Meister hat der eine fehlende Takt Kopfzerbrechen gemacht? Ja, man spiele sich die Stelle in der ersten Schreibart (also mit Auslassung des mittelsten Taktes) nur einigemale durch, und wird dann merken, wie unendlich fein empfunden die Einfügung dieses einen Taktes ist.

Nach dem großen FF-Einsatze des Orchesters konnte das decrescendo nur eines Taktes sich bis zum ruhigen Fis-moll-Eintritt des Ensembles nicht genügend klären, zudem wollte Wagner aber wohl auch den packenden Eindruck, den Lohengrins Enthüllungen auf die Edelleute und so weiter hervorbringen mußte, voll austönen und langsam zu tiefer Ergriffenheit übergehen lassen.

Wir haben hier nur eines der unzähligen Beispiele, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit der große Bayreuther arbeitete, und man kann sich daher seine Entrüstung denken, als ihm der Weimarer Regisseur Genast im Auftrag Liszts zumutete, „im Interesse des Werkes“ größere Striche vorzunehmen. Wagner gestand seinen Freunden zu, mit dem Lohengrin zu machen, was sie wollten, mit Auslassungen aber sei er von ihm aufgegeben.[1]) Trotzdem machte Liszt damals einige Striche, und wir kommen nun zu der schwierigen Frage, ob er recht damit gethan hatte.

Wenn wir bedenken, daß zu gleicher Zeit Rossinis und Meyerbeers Melodien siegreich über alle deutschen Bühnen rauschten, daß man im allgemeinen noch kein Verständnis für die großartigen Formen der letzten Beethovenschen Werke hatte, so wird es begreiflich erscheinen, daß das Publikum zunächst den anspruchsvollen Intentionen Wagners völlig ratlos gegenüberstand und es thatsächlich „die große Anzahl neuer, bestrickender Melodien“ (wie ein damaliger Kritiker schrieb) nicht vermochte, das Werk auf dem Spielplan zu behaupten, wenn nicht Striche gemacht worden wären.

Um den Lohengrin nicht seinen begünstigteren Konkurrenten aufopfern zu müssen, entschloß sich Liszt zu einigen Konzessionen dem gegen die „Längen“ energisch Front machenden Publikum gegenüber; sicher aber in der Absicht, das Werk, nachdem es durch öftere Aufführungen auch mehr Verständnis erzwungen haben würde, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder vorzuführen. Seine edle und reine Absicht hat sich auch erfüllt: das Werk hielt sich, fand mehr Verständnis und wird nun auch ohne Strich aufgeführt. — Ob damit, selbst heute noch, Wagners Dramen im allgemeinen ein Gefallen geschieht, ist eine andre Frage!

---

[1]) Siehe: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ von E. Genast. 4. Teil. Seite 143. Leipzig, Günther.

Wenn der Meister jetzt an den kleineren Theatern „Tannhäuser", „Lohengrin" — sogar die „Meistersinger", mit einem Apparat von 24 bis 30 Mann im Orchester und 12 bis 16 Personen im Chor, ungestrichen hören könnte, würde er vielleicht anderer Meinung sein.

Ich habe an verschiedenen kleinen Bühnen manche verhältnismäßig recht gute Wagnervorstellung gehört — der Dirigent zeigte Verständnis für die Intentionen des Meisters, das Personal wirkte mit aufrichtiger Begeisterung, aber — die großen Massenwirkungen versagten. Der Hans Sachs war gesanglich und darstellerisch recht brav, aber vor der Anrede im letzten Akte war er fertig — es fehlten eben überall die Mittel, diesen höchst gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden, und wo das der Fall ist, sollte man doch lieber etwas streichen, als die beabsichtigten Wirkungen Wagners zu verkümmern, respektive sie ins Gegenteil zu verkehren.

An den großen Theatern ist ja der umfangreiche, den Wagnerschen Werken nötige Apparat meist vorhanden; aber selbst da haben wir selten einen ungetrübten Genuß von einer „ungestrichenen" Aufführung. Die Künstler sind von der laufenden Arbeit des Repertoires oft ermüdet und das Publikum großenteils von des Tages Last und Mühe zu abgespannt, um aufmerksam den steilen Pfaden des Meisters 4 bis 5 Stunden folgen zu können.

Man nennt es eine Pietätlosigkeit, die Werke Wagners nicht ungestrichen aufzuführen — ist es aber nicht eine größere Pietätlosigkeit, wenn sie ungestrichen von einem überarbeiteten Personale in Cyklen hintereinander herausgehetzt werden?

Selbstverständlich soll und muß das Publikum die mächtigen Schöpfungen Wagners in ihrer Urgestalt kennen lernen, aber man sollte dazu nur Gedenktage — etwa den Geburts- und Todestag des großen Meisters — ausersehen. Im übrigen lese man die Klavierauszüge durch, und wer das nicht kann, der gehe nach Bayreuth!

Menschliche Pygmäen der Steinzeit.

Von

Prof. Dr. L. Büchner.

Die weitverbreiteten Sagen von menschlichen Riesen und Zwergen der Vorzeit haben sich bekanntlich bezüglich der ersteren als Märchen erwiesen. Was man früher als knöcherne Ueberreste eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts ansah, hat sich bei genauerer Untersuchung als Knochenreste vorweltlicher Tiere (Mammut, Nilpferd und so weiter) herausgestellt. Die griechische

Mythe von den ehemaligen himmelstürmenden Giganten, welche durch solche Funde erzeugt oder wenigstens unterstützt wurde, hat damit ihren Charakter als Sage gekennzeichnet.

Auch bezüglich der menschlichen Zwerge waren die Gelehrten lange Zeit derselben Meinung. Man wußte allerdings, daß einzelne zwerghafte oder in der normalen Entwicklung zurückgebliebene Menschen allerorten vorkamen; aber man hielt dieselben, solange keine wirklichen Zwergrassen entdeckt waren, mit vollem Recht für Produkte der Degeneration oder Entartung normal menschlicher Bildung. Dieses hat sich nun vollständig geändert, seitdem solche Rassen in den dichten Waldwildnissen Zentralafrikas vor nicht langer Zeit aufgefunden worden sind. Die Namen berühmter Afrikareisenden und Afrikaforscher, wie Krapf, Hartmann, Schweinfurth, Wolff, Du Chaillu, Emin Bey, Stanley, Stuhlmann, Junker und so weiter, verknüpfen sich mit diesen hochinteressanten Entdeckungen, welche die Mehrzahl der genannten Entdecker auf die höchst wahrscheinlich gegründete Vermutung gebracht haben, daß ganz Afrika von der Südgrenze der Sahara bis zum Kap der guten Hoffnung ursprünglich von diesen wilden, nomadisierenden, zwerghaften Jägervölkern, welche an verschiedenen Stellen verschiedene Namen (Acca, Batuas, Dokos, Obongos und so weiter) führen, bewohnt gewesen sei.

Inzwischen hat man aber auch in Asien, Amerika, auf dem Inselarchipel, ja selbst in Europa (zum Beispiel in Sizilien, Rußland und so weiter) die Anwesenheit von Ueberresten jener ehemaligen Zwergbevölkerung oder von Zwergrassen nachgewiesen, welche sich, ähnlich wie in Afrika, neben den großen Rassen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und welche man unter dem allgemeinen Namen der menschlichen Pygmäen oder Nannocephalen (Kleinköpfige) zusammenfaßt. Als eine besondere Varietät des Pygmäentypus können die Japaner betrachtet werden, welche zumeist aus verhältnismäßig kleinen Leuten bestehen, wenn sie auch lange nicht die Kleinheit der eigentlichen Zwergrassen (4 bis 4½ Fuß) erreichen. Im Durchschnitt bleibt die Körpergröße der Pygmäen um 300 Millimeter hinter derjenigen normal großer Menschen zurück. Auch zeichnen sie sich durch schlanke, zierlich geformte Knochen aus. Daß dieselben keine Abnormität des menschlichen Typus bilden, sondern eine Rasse oder eine anatomisch mit bestimmten Merkmalen ausgestattete Varietät des Menschengeschlechts, steht, wie noch gezeigt werden wird, außer Zweifel.

Unter solchen Umständen erscheint selbstverständlich eine Entdeckung des Vorhandenseins solcher Rassen auch in der Urzeit vom höchsten wissenschaftlichen Interesse und zwar dieses um so mehr, als bekanntlich die Auffindung zuverlässiger Reste des vorhistorischen Menschen zu den Seltenheiten gehört. Eine durch viele Jahrtausende sich erstreckende menschliche Niederlassung aus jener Urzeit wurde durch Zufall bei dem sogenannten Schweizersbild in der Nähe von Schaffhausen in der Schweiz zwischen den Jahren 1892 und 1896 entdeckt und wissenschaftlich erforscht. Ihr Alter ist ein sogenanntes postglaciales, das heißt herrührend aus einer Zeit, welche auf den letzten Vorstoß des großen Rheingletschers

auf das Alpenvorland folgte. Uebrigens muß nach dem Rückzug des Eises ein langer Zeitraum verflossen sein, bis sich im Thal und auf den Höhen durch Verwitterung eine, wenn auch kümmerliche Humusschichte für Pflanzen von niedrigstem Wuchs gebildet hatte und bis eine entsprechende Tierwelt sich von der spärlichen Pflanzendecke nähren konnte. Erst dann ließ sich der nur von der Jagd lebende Mensch vorübergehend an dieser Stelle nieder, welche durch einen mächtigen, aus der Ebene aufragenden und an seinem Fuße etwas überhängenden Felsen gegen klimatische Einwirkungen möglichst geschützt war. Dieselbe liegt übrigens nicht weit von einer früher bekannten berühmten Fundstelle vorhistorischer Ueberreste aus dem sogenannten Keßlerloch bei Thayningen in der Nähe von Schaffhausen.

Den Namen Schweizersbild erhielt die Stelle davon, daß ein Mann Namens Schweizer daselbst vor Jahren ein Heiligenbild auf seine Kosten hatte errichten lassen. Daß der Mensch der Urzeit ebenda Schutz vor klimatischen Unbilden suchte, erklärt sich mit Leichtigkeit daraus, daß das Klima um jene Zeit ein kaltes und rauhes, ähnlich demjenigen Nordsibiriens war, wie nach Schluß der Eiszeit nicht anders zu vermuten und durch die gefundenen Ueberreste einer arktischen Fauna oder Tierwelt bewiesen ist. Merkwürdigerweise sind die geologisch-paläontologischen Verhältnisse an dem Schweizersbild so klar und übersichtlich, daß man sie fast schematisch nennen könnte. Zu unterst auf dem Bachschotter liegt die ca. fünfzig Centimeter dicke Kulturschicht des paläolithischen Menschen, der bereits, nach den gefundenen Feuerstellen zu schließen, den Gebrauch des Feuers kannte, sich aber wohl nur vorübergehend daselbst aufhielt.

Von da an geschah (in der Richtung nach oben) eine allmähliche Aenderung des Klimas, welche das Entstehen einer subarktischen Steppenfauna mit entsprechender Flora zur Folge hatte, während eine eigentliche Steppenfauna erst in der darauffolgenden „gelben Kulturschicht" angetroffen wurde. Von menschlichen Kunsterzeugnissen fanden sich große Mengen paläolithischer, das heißt roher, durch Druck oder Schlag hergestellter Feuersteinwerkzeuge, zu denen die nicht weit davon gefundenen Silex- oder Kieselsteinknollen des Juragebirgs das Material geliefert hatten; ferner allerhand aus Horn oder Knochen hergestellte Werkzeuge. Alle größeren Tierknochen waren ohne Ausnahme zerschlagen, um das kostbare Mark daraus zu gewinnen. Weitaus am zahlreichsten vertreten fanden sich die Knochen des Renntiers; weiter fanden sich Knochen von Bär, Wolf, Fuchs, Hirsch, Reh, Bison, Wildschwein, Wildpferd, Hamster und so weiter neben denjenigen von allerhand Vögeln und Nagetieren. Die eigentlich arktische oder winterliche Fauna war um die Zeit der „Steppenfauna" bereits zurückgetreten, so daß in dieser Zeit auf das Vorherrschen eines etwas wärmeren Klimas, ähnlich demjenigen des südwestlichen Sibirien, geschlossen werden darf. Damit vermehren sich auch die daselbst gefundenen Einschlüsse menschlicher Thätigkeit bis zu einer Zahl von ca. 14000 Feuersteininstrumenten und 1300 Artefakten aus Knochen oder Horn (meist vom Renntier). Klopfsteine, Schleudersteine, Ambosse, Hämmer aus Stein fanden sich neben künstlich aufgebauten Herden aus Stein-

platten, Schiefern und so weiter mit angebrannten Knochen und großen Haufen von Asche oder Kohle. Auch fehlte es nicht an allerhand, aus Muscheln oder Zähnen hergestellten Schmuckgegenständen neben mit Farbstoffen (zum Bemalen des Körpers) angefüllten Schalensteinen, sowie an meist aus Vogelknochen hergestellten Musikinstrumenten und rohen Zeichnungen auf Steinplatten oder Skulpturen. Dagegen wurde in den hierher gehörigen Schichten kein einziges geschliffenes Steinwerkzeug sowie keine Spur von Töpferei gefunden, so daß der ganze, vorstehend beschriebene Zeitabschnitt noch in die Zeit des paläolithischen Menschen (älteste Steinzeit) gerechnet werden muß, wobei selbstverständlich das Bewohnen der Stelle durch Menschen mit Eintritt des wärmeren Klimas stetig zugenommen hatte.

Ein Rückgang der Bewohnbarkeit muß wieder während der Zeit des nun folgenden Abschnitts, der sogenannten, aus gelben Kalktrümmern bestehenden Brecciенschicht, stattgefunden haben, deren Dauer bei einer Mächtigkeit von 80 bis 120 cm. von den Entdeckern auf 8000 bis 12000 Jahre geschätzt wird, während die darunter liegenden Schichten eine Dauer von ebenfalls 8000 Jahren umfassen mögen, und während das chronologische Alter der ganzen Ablagerung bei einer Mächtigkeit von 240 bis 290 cm. auf einen Zeitraum von 24000 bis 29000 Jahren geschätzt wird.

Jedenfalls fand während der Dauer der Brecciенschicht, welche die Zwischenzeit zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit darstellt, eine zwar langsame, aber entschiedene Besserung des Klimas mit entsprechendem vollständigem Wechsel der Fauna und Flora statt. Es war die Zeit des Uebergangs von der Steppe zum Wald und damit zum Auftreten größerer Mengen von Waldtieren. Die Ueberreste menschlicher Thätigkeit aus dieser Zeit sind verhältnismäßig so wenig zahlreich, daß auf ein nur vorübergehendes Bewohnen der Stelle durch Menschen während der geschilderten Zwischenzeit geschlossen werden muß.

Dieses Verhältnis änderte sich wieder vollständig während der Bildung der nun folgenden vierten grauen oder neolithischen oder eigentlichen Kulturschicht, deren Bildung bei einer Mächtigkeit von 30 cm. einen Zeitraum von 4000 Jahren erfordert haben mochte. Sie gehört unter die allgemeine Rubrik der jüngeren, durch geschliffene Steinwerkzeuge charakterisierten Steinzeit. Zwar findet sich nur ein Teil der gefundenen Steinwerkzeuge in geschliffenem Zustande, während der weitaus größte Teil noch ganz dem Typus der Instrumente aus der paläolithischen Zeit angehört. Dagegen fanden sich sehr viele Feuerstellen und rohe, unglasierte, ohne Töpferscheibe nur mit der Hand gemachte Töpferwaren. Die überaus reichhaltige Fauna der grauen Kulturschicht, unter welcher übrigens merkwürdigerweise der Hund fehlt, ähnelt nach Studers Untersuchungen ganz derjenigen der ältesten steinzeitlichen Pfahlbauten, so daß man daraus sowie aus der geringen Anzahl geschliffener Steinwerkzeuge auf ein verhältnismäßig sehr hohes Alter der neolithischen Schicht des Schweizersbildes schließen darf. Sie bildet wahrscheinlich ein Bindeglied zwischen der rein paläolithischen Zeit und der ältesten Periode der Pfahlbauten. Die Artefakte aus Knochen

und Horn, spärlich, aber gut gearbeitet, sind fast nur aus den Gebeinen und Geweihen des Edelhirschs hergestellt, im Gegensatz zu den älteren aus der Zeit und den Knochen des Renntiers.

Zu oberst und unmittelbar über der neolithischen Schicht liegt eine der Gegenwart angehörige Humusschicht von ca. 40 cm. Mächtigkeit, welche zu ihrem Zustandekommen ebenfalls eine Dauer von ca. 4000 Jahren voraussetzt. Diese Schicht enthält allerhand Ueberreste aus älterer, neuerer und neuester Zeit, welche zum Teil bereits der Metallzeit angehören. Wandernde Horden hatten auch in der geschichtlichen Zeit hier ihre Feuer angezündet und ihre Jagdbeute verzehrt. Bildete doch der Felsen noch vor wenigen Jahren einen Lieblingsaufenthalt wandernden Volkes, namentlich wandernder Zigeunerhorden oder birschender Jäger der Neuzeit, welche der Felsen beschirmte. Und heute noch dient der Felsen der heranwachsenden Jugend Schaffhausens als beliebter Tummelplatz. —

Das Hauptinteresse bei dieser, die chronologische Reihenfolge der einzelnen Abschnitte in der Existenz des vorgeschichtlichen Menschen so deutlich illustrierenden Niederlassung am Schweizersbild nehmen natürlich die gefundenen Ueberreste des Menschen selbst in Anspruch. Diese Ueberreste wurden sowohl in der neolithischen, wie bereits in der gelben Kulturschicht angetroffen. Trotzdem darf mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die letztgenannten Ueberreste nicht dieser Schicht selbst angehören, sondern dadurch in dieselbe geraten sind, daß die Bewohner des Schweizersbildes in der neolithischen Periode ihre Toten in die darunter liegenden Schichten einbetteten. Es fanden sich im ganzen die Skelette von neun Personen normalen Wachstums und von fünf Pygmäen, durch deren Entdeckung Europa in die Reihe der Kontinente eintritt, welche Pygmäen aufweisen. Professor J. Kollmann in Basel, einer der angesehensten Anatomen der Gegenwart, hat diese Pygmäenreste einer gründlichen Untersuchung unterworfen und das Resultat dieser Untersuchung in einer vortrefflichen Abhandlung niedergelegt, welche einen Teil der großen, auf Kosten der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften mit Subvention des Bundes im Jahre 1896 veröffentlichten ausführlichen Beschreibung des Schweizersbildes nach den verschiedenen Seiten seiner Beurteilung durch eine Reihe von elf verschiedenen Gelehrten (Studer, Nehring, Kollmann, Penck, Gutzwiller, Früh, Meister, Hedinger, Rüesch, Schötensack, Bächtold) bildet. Er konstatiert zunächst die äußerst günstigen Verhältnisse für Erhaltung der Knochenreste an dieser Stelle, welche aber nicht aus paläolithischer, sondern nur aus dem älteren Abschnitt der neolithischen Zeit herrühren. Darunter fanden sich außer normal großen Menschen von ca. 1600 Millimeter Höhe vier bis fünf Pygmäenindividuen, deren Körpergröße durchschnittlich um 300 Millimeter unter obigem Maß zurückblieb. Auch die Schädel waren verhältnismäßig klein und blieben im Durchschnitt um 2 bis 300 Kubikcentimeter hinter dem Kubikinhalt normaler Schädel zurück, waren aber gerade so wie bei den großen Rassen teils mesocephal, teils dolichocephal, so daß es also schon zu jener Urzeit Lang- wie Breitgesichter

gegeben haben muß. Aus der Kleinheit der Schädelkapsel kann man aber nicht auf Geistesschwäche schließen, da dieselbe durchaus im Verhältnis zu den übrigen, wohlgebildeten Skeletteilen steht. Dieselben zeigten in keiner Weise krankhafte Verhältnisse, so daß die gefundenen Pygmäen nicht als abnorme Zwerge, sondern als eine anatomisch mit bestimmten Merkmalen ausgestattete Varietät des Menschengeschlechtes zu betrachten sind. Dieselben sind nach Kollmann wahrscheinlich Ueberreste einer menschlichen Zwergrasse, welche den europäischen Kontinent vor Ankunft der hochgewachsenen Rassen bevölkerte, und repräsentieren die Formen einer früheren Schöpfungsgeschichte der Menschheit als derjenigen der hochgewachsenen Varietäten. Sie können zugleich als Zwischenglieder zwischen der menschlichen Grundform und den heutigen Rassen betrachtet werden. Sein Endurteil über die Pygmäen faßt Kollmann in den Worten zusammen:

„Wenn die Zwergrassen Vorläufer der großen Rassen sind, wie als sehr wahrscheinlich angenommen werden muß, so bilden sie ein Zwischenglied der Menschheit, welches die Kluft zwischen uns und noch weiter zurückliegenden Stammeltern wenigstens teilweise ausfüllt, und der Stammbaum des europäischen Menschen erhält eine reichere Zusammensetzung, als dies jemals früher geahnt wurde."

Jedenfalls eröffnet uns die merkwürdige Entdeckung an dem Schweizersbild im Verein mit den Aufschlüssen moderner Völkerkunde einen Blick in die Tiefen unsrer menschlichen Vergangenheit, von deren Dasein man bisher keine Ahnung hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Entdeckung keine vereinzelte bleiben, sondern durch spätere Funde ihre Ergänzung finden. Die Ehre der ersten Entdeckung und nachfolgender höchst fleißiger Durchforschung gebührt ohne Zweifel Herrn Dr. Jakob Rüesch in Schaffhausen, welcher das oben erwähnte Sammelwerk redigiert und seine eigne, demselben einverleibte Abhandlung unter dem Titel „Die prähistorische Niederlassung am Schweizersbild bei Schaffhausen. Die Schichten und ihre Einschlüsse" als Separatabdruck bei Georg und Co. in Basel (1896) hat erscheinen lassen. Dieselbe bietet solchen, welche sich das große Sammelwerk zu verschaffen nicht im stande sind, genügende Information über das Wesentliche der interessanten Entdeckung, deren Einzelergebnisse Herr Dr. Rüesch in dem Vorwort, das er dem Sammelwerk beigegeben hat, folgendermaßen charakterisiert:

1. Konstatierung einer Aufeinanderfolge einer Tundren-, Steppen- und Waldfauna an demselben Platz in einer Vollständigkeit, wie eine solche von keinem andern Ort aus der Pleistocänzeit bis jetzt bekannt ist.

2. Nachweis aller dieser Faunen als postglacial und damit postglacialer Klimaschwankungen.

3. Beweis der Gleichzeitigkeit der Existenz des paläolithischen Menschen mit den beiden älteren dieser postglacialen Faunen.

4. Erste Auffindung einer ansehnlichen Begräbnisstätte aus der neolithischen Zeit auf dem Lande und einer bisher in Europa aus dieser Zeit noch nicht bekannten fossilen menschlichen Rasse von kleinem Wuchs oder sogenannter Pygmäen.

5. Kenntnis einer klaren Aufeinanderfolge der einzelnen Erdschichten, welche es möglich machte, über das absolute Alter der ganzen Niederlassung sowie der einzelnen Ablagerungen annähernde Zahlenwerte abzugeben.

6. Nachweis der verschiedenen, aufeinanderfolgenden Kulturepochen von der ältesten Steinzeit bis zur Gegenwart.

Daß diese Resultate nur durch Aufwendung der allergrößten Sorgfalt und peinlichsten Umsicht bei den Ausgrabungen, sowie mit Hilfe der dabei erforderlichen Sach- und Fachkenntnis und eines ganz enormen Kostenaufwands erlangt werden konnten, erscheint selbstverständlich. Auch haben dieselben und die Verdienste der dabei beteiligten Forscher in den gelehrten und Fachkreisen des In- und Auslandes gebührende Anerkennung gefunden. „So lange man sich mit Anthropologie und vorhistorischer Urgeschichte des Menschen beschäftigen wird," so schreibt Dr. Hoernes in Wien, Verfasser der „Urgeschichte des Menschen", an Dr. Rüesch, „so lange wird Ihr Buch eine Fundgrube sein und genannt werden." Professor J. Ranke nennt es eine Großthat eines schweizerischen Forschers; und Professor Géckie sagt von dem Buch: „Es ist der weitaus wichtigste Beitrag zur Geschichte der Quaternärepoche, welcher seit Jahren erschienen ist" — während Professor Vulliéty in Genf an den Verfasser schreibt: „Ich weiß wirklich nicht, was ich am meisten bewundern soll, ob das Glück, das Sie bei Ihren Nachforschungen so sehr begünstigt hat, oder die Energie, welche Sie dabei entwickelt haben."

Eine erste Auswahl aus den mehr als zwanzigtausend einzelne Stücke betragenden Fundgegenständen wird in das schweizerische Landesmuseum nach Zürich kommen und daselbst wohl eine seiner größten Sehenswürdigkeiten bilden.

Aus Schmerlings Leben.

Von

Fritz Lemmermayer.

(Schluß.)

In Oesterreich steigerten sich die Uebel unaufhaltsam, und endlich brach das ungesunde und unnatürliche System zusammen. Wieder wurde der Name Schmerlings populär; die Herzen der freigesinnten Männer flogen ihm zu, man sah in ihm den Retter in der allgemeinen Not, und als er, sechsundfünfzigjährig, am 13. Dezember 1860 als Staatsminister zur Regierung berufen wurde, tönte ihm ein Jubel entgegen, wie er nur selten einem Minister zu teil ward. In den Tagen allgemeiner Auflösung und Unordnung übernahm er eine weltgeschichtliche Rolle. Große Hoffnung schöpften die Deutschösterreicher, als er

in einem Rundschreiben an die Statthalter freie Religionsübung, Schutz der bürgerlichen und politischen Rechte im Geiste geregelter Freiheit, Schutz der Nationalitäten, Preßfreiheit, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Kontrolle der Oeffentlichkeit, Autonomie der Gemeinden als sein Programm verkündigte. Durch eine liberale Verfassung mit dem gewöhnlichen Apparat des Konstitutionalismus wollte er das alte, dem Bankerott nahe Oesterreich verjüngen, das bunte österreichische Ländergewirr in einen Einheitsstaat umschaffen und in Deutschland die alte dominierende Stelle behaupten. Mit Mut und Zuversicht ging Schmerling an die Herkulesarbeit. Er nahm die Dinge nicht allzuschwer: die Heilung konnte ja nicht so schwierig sein, da in Oesterreich während des ganzen Jahrhunderts jede Thorheit, die menschenmöglicherweise begangen werden konnte, begangen wurde, und der Staat noch immer nicht zusammengebrochen war. Am 26. Februar 1861 erschien die neue Verfassung. Es begann nun unter Wirren und Kämpfen die konstitutionelle Aera, von Schmerling inauguriert. Gewiß, es war ein bedeutungsvoller Schritt, der hier geschah, der gute Wille war durchaus anzuerkennen, aber sofort erhoben sich Schwierigkeiten von allen Seiten.

Es darf nicht vergessen werden, daß zum erstenmal im Habsburger Reiche der Versuch einer konstitutionellen Führung der Staatsgeschäfte unternommen wurde. Alle Vorbedingungen hierfür fehlten; es mangelte die äußere Form und Erfahrung bei den Menschen, die Abgeordneten hatten keine politische Schulung. Der langjährige Druck, der auf der Bevölkerung gelastet hatte, erzeugte in der Volksvertretung eine große Reizbarkeit und Empfindlichkeit, bei der Regierung wieder eine gewisse Voreingenommenheit; denn es hatte sich die Regierung mit dem praktischen Wirken des parlamentarischen Systems noch nicht befreundet. So entstanden aus geringfügigen Anlässen Reibungen und Differenzen.

Zudem hatte das Februar-Patent seine schweren Fehler. Schon die indirekte Wahl in den Reichsrat aus den Landtagen war eine Quelle der schlimmsten Verfassungskämpfe und bewirkte, daß die einzelnen Kronländer, föderalistischen Bestrebungen nachjagend, sich jeweilig gegen das Reich kehrten und den Reichsrat unausgesetzt in Frage stellten. Ein andrer verhängnisvoller Fehler war der, dem Großgrundbesitze in dem Vertretungssystem eine große, zum Teil entscheidende Rolle zuzuweisen, ganz im Gegensatze zu den Resultaten und Lehren der geschichtlichen Staatenbildungsprozesse. Endlich hatte Schmerling keinen Respekt vor den historischen Rechten Ungarns — während er den „historisch-politischen Individualitäten" der cisleithanischen Länder so weit seine Huldigung darbrachte, daß er der Reichsgesetzgebung die Landesgesetzgebung gegenüberstellte und von den siebzehn Landtagen die Zusammensetzung der Reichsvertretung abhängig machte. Das brachte denn auch die erste Abkühlung in den Jubel, mit welchem die Berufung Schmerlings begrüßt wurde.

Auch sonst sind Fehler und Irrtümer geschehen. Und von dem einen, allerdings großen Gedanken beseelt, die Gesamtmonarchie als Einheitsstaat verjüngt aufzubauen, ging er zu akademisch vor und mit zu geringer Berück-

sichtigung der Zeitbedürfnisse. Die Politik „von Fall zu Fall", Bismarcks, seines Gegners, weise Maxime, war die seinige nicht. Auch ließ er die feste und sichere Hand, die Kraft und Energie vermissen, wodurch seine Wirksamkeit in Frankfurt ausgezeichnet war. Der Geist des Zögerns und Zauderns war über ihn gekommen. Mit halben Mitteln und auf halben Wegen ward die parlamentarische Bahn beschritten. Obwohl sich Schmerling den Josephinischen Grundsatz: „Alles für das Volk" zu eigen gemacht hatte, so fehlte dem Februarpatent doch jeder freiheitliche und volkstümliche Zug, und sein Schöpfer versäumte den ersten Augenblick des Enthusiasmus, um aus den freisinnigen Elementen beider Reichshälften eine starke Partei zu bilden. Das nächste Ergebnis war: völlige Entfremdung und Erbitterung zwischen Oesterreich und Ungarn.

Der ungarische Landtag weigerte sich, seine Vertreter in das Parlament nach Wien zu senden, ja noch mehr, er protestierte gegen die Gültigkeit der Beschlüsse des Reichsrats in ungarischen Angelegenheiten und forderte als erste Bedingung seiner Mitwirkung an dem Verfassungswerke die Anerkennung der Gesetze von 1848. Diese Forderung wurde in Wien rundweg abgeschlagen und die Erklärung gegeben, daß die von Ungarn verlangte „Rechtskontinuität" durch die Revolution verwirkt, daß in einem neu eroberten Land auch ein neues Recht einzuführen sei. Auch sonst zeigten sich starke Minderheiten, zweifelhafte Mehrheiten, Sezessionsgelüste.

Darauf war man in Wien gefaßt. Am 1. Mai 1861 wurde der Reichsrat in dem in aller Eile gezimmerten Bretterhause vor dem Schottenthor, vom Volksmund „Schmerlingtheater" genannt, eröffnet. Es war ein Rumpfparlament, denn es fehlten die 120 Abgeordneten aus Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien wie die 20 Abgeordneten aus Lombardo-Venetien. Ungarn hatte mit zielbewußter Energie den Kampf um seine Verfassung aufgenommen; Franz Deak, der berühmte Patriot, war der Führer. Schmerling unterlag im Kampfe mit Ungarn. Sein geflügeltes Wort „Wir können warten" — es wurde von den Ungarn gegen ihn selbst angewendet: sie warteten, bis spätere Ereignisse ihre Verfassung wieder herstellten.

Schmerlings Art war, stets nach einem abgeschlossenen Plane zu handeln, ohne Berücksichtigung von Umständen und Verhältnissen, wobei ihm freilich stets ein großes und mächtiges Oesterreich vorschwebte. Charakteristisch ist sein Ausspruch: „Ich bin indolent in kleinen Dingen, die mich langweilen, aber für alles Große bin ich immer zu haben." Aber in den politischen Strömungen und in den Strebungen der Völker sind es nur selten die großen Ideen und Ziele, die den Ausschlag geben, sondern vor allem die Sonderinteressen, die kleinen Wünsche, die Alltagsnöten, welche schreiend Befriedigung erheischen.

In die Zeit der Staatsministerschaft Schmerlings fällt der Fürstentag zu Frankfurt im Jahre 1863 unter dem Vorsitz des Kaisers von Oesterreich. Es ist nun ein weitverbreiteter Irrtum, wenn behauptet wird, der Fürstentag sei der Initiative Schmerlings entsprungen. Dieser Fürstentag war vielmehr ein Werk der katholischen großdeutschen Gruppe Biegeleben-Heinrich Gagern. Schmerling

wußte bis in die spätesten Stadien von der ganzen Sache nichts und war auch sehr gekränkt darüber, daß er vom Kaiser zur Reise nach Frankfurt nicht eingeladen wurde. Die Ergebnisse des Fürstentages waren bekanntlich für Oesterreich sehr ungünstig, und Schmerlings Stern geriet ins Sinken. Schwierigkeiten auf allen Seiten, Mißstimmung überall, sogar im Lager der eignen Partei. Die Reformarbeiten gerieten ins Stocken. Die Faktoren, welche in der absoluten Zeit den weitestgehenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeübt hatten, wollten sich in die ihnen durch die Verfassung auferlegten Beschränkungen nicht fügen, und so ward vielleicht gegen die Erkenntnis und den Willen Schmerlings der Konstitutionalismus zu einem Scheinkonstitutionalismus; es war, wie Berger mit einem scharfen Worte sagte, „der Absolutismus mit dem Feigenblatte". Insbesondere scheiterte jeder Versuch, das Konkordat zu beseitigen. Die Kurie beharrte auf ihrem Schein. Nichts wurde Schmerling mehr verübelt, als daß er zu schwach war, das Reich von dem verhaßten Vertrag zu befreien, welcher von den Oesterreichern als Demütigung empfunden werden mußte, weil der Staat seine Souveränitätsrechte zu Gunsten einer fremden Macht aufgegeben hatte. Die Finanzvorlagen des Jahres 1865 ließen in einen tiefen Abgrund blicken. Der Zwiespalt mit Ungarn wurde immer klaffender, so daß sich der Monarch, welcher den Stein des Sisyphus Jahr um Jahr redlich gewälzt hatte, zu einem persönlichen Eingriff entschloß. Er reiste nach Pest, wurde glänzend empfangen und verkehrte mit den hervorragenden Männern der Opposition. Alles das waren Anzeichen des thatsächlich vollzogenen Umschwunges. Die Festglocken in Ungarns Hauptstadt waren die Sterbeglocken für das Kabinett Schmerling. Er und seine Kollegen gaben am 27. Juni 1865 ihre Entlassung ein. Schmerlings Parlament erwies sich als ohnmächtig in den Stunden der Gefahr. Sein Nachfolger, Graf Belcredi, suspendierte höchst radikal die ganze Februarverfassung. Es war ein neuer Staatsstreich, mit dem man wieder bei dem alten Absolutismus angelangt war. Nur so viel war klar, daß, wenn in Oesterreich noch länger mit Verfassungssistierung und Staatsstreich fortregiert wurde, es für die sogenannten Staatsmänner hierselbst bald nicht mehr viel zu regieren gab.

Schmerlings Zeit war denn doch eine bessere und einsichtsvollere. Wie berechtigt auch manche Einwände gegen sein Werk sind, es war doch der Anfang, der mühevolle Anfang eines neuen Lebens, der die Geister erweckte und aller Sympathie wert war. Schmerling besaß die Fehler seiner Tugenden. Sein Charakter war zu fest und zu stolz, um den geraden Weg zu verlassen; er verschmähte es, Konzessionen nach oben oder unten zu machen; und er war zu ehrenhaft, um zu den üblichen diplomatischen Intriguen zu greifen. Er verfolgte gradaus sein Ziel, und ward ihm die Verfolgung und Erreichung desselben unmöglich gemacht, so schwenkte er nicht ab, sondern verzichtete resigniert auf seinen Posten.

Indessen nahmen in Oesterreich die Ereignisse ihren Gang und erwiesen sich, wie so häufig in der Weltgeschichte, mächtiger als die Klügeleien und Kombinationen der Politiker. Die Katastrophe von 1866 war stark genug, um

auch die harthörigsten Schläfer aufzurütteln. Die tiefen Schäden des Reiches lagen klar vor den Augen der Welt. Der Absolutismus zeigte sich wieder einmal in seiner ganzen Ohnmacht, man sah sich auf neue Bahnen gedrängt. Der ehemalige sächsische Minister Beust, der Antipode Bismarcks, wurde nach Wien berufen, er brachte 1867 den Ausgleich mit Ungarn zu stande — der Dualismus war eine vollendete Thatsache. Ein schwerer Schlag für Schmerling. Er, der Kämpfer für den Einheitsstaat, mußte erleben, daß sein Ziel eine Fata Morgana war, die ins Nichts zerfloß. Es war sein Schicksal, Unerreichbares anzustreben. Er war als Politiker Idealist und wurde besiegt von der harten Realität der Thatsachen. Er scheiterte in seiner äußeren wie inneren Politik. In Frankfurt kämpfte er für die Vorherrschaft Oesterreichs in Deutschland, in Oesterreich für die Aufrichtung des zentralistischen Staates — und das Resultat war, daß Oesterreich aus Deutschland ausschied, daß in Oesterreich der Dualismus durchgeführt wurde.

Unthätig aber blieb Schmerling nicht, nachdem der Donner der Kanonen bei Königgrätz jede Hoffnung auf die Führerrolle Oesterreichs in Deutschland vernichtet hatte. Der Staatsmann hatte seine Rolle ausgespielt im großen Theater der Welt, aber dem Patrioten mit dem aufgeklärten Geiste und dem warmen Herzen eröffnete sich ein Feld ersprießlicher Wirksamkeit. Schmerling wurde Präsident des obersten Gerichtshofes und blieb fast ein Menschenalter hindurch der oberste Wächter des ungebeugten Rechtes. Hier fand er seinen eigentlichen Beruf. Getreulich stand er Wacht, und als der frühere Justizminister Prazak eine Verordnung erließ, dazu bestimmt, ein altes Bollwerk der Deutschen: die interne deutsche Amtssprache bei den Oberlandesgerichten von Prag und Brünn, zu zertrümmern, da erhob sich der greise Schmerling im Herrenhause, dem er seit 1867 als lebenslängliches Mitglied angehörte und dessen Präsident er später war, und beantragte die Einsetzung einer Kommission, um die Rechtmäßigkeit der Verordnung zu prüfen. Dieser Keulenschlag streckte Prazak zu Boden — er war fortan ein toter Mann. Im Herrenhause war Schmerling, wie immer, seinen Ueberzeugungen treu, der Führer der Verfassungspartei im Kampfe gegen die föderalistischen Bestrebungen. Was ihn von andern Politikern unterschied, war, daß er auch nach seiner aktiven politischen Thätigkeit, obwohl sie zu keinem Siege führte, die Achtung und Anerkennung aller sich erhielt, und darin ist kein andrer österreichischer Staatsmann ihm vergleichbar. Auch vor der neuen Generation stand er als Mann von Ehre und Charakter, und die alten Kampfgenossen blieben ihm treu zur Seite, hierunter Graf Anton Auersperg, der einstmals hochgefeierte Dichter Anastasius Grün.

Vor uns liegt ein Teil der Korrespondenz beider Männer, aus welcher einige interessante Auszüge mitgeteilt werden mögen.

Als Schmerling Staatsminister war, wurde Anastasius Grün vom Kaiser zum Herrenhausmitglied ernannt. Darauf bezieht sich das folgende Schreiben des Dichters an den Minister, datiert aus Laibach vom 15. März 1863:

„— — Mein Innerstes ist zu tief durchdrungen von monarchisch-konstitutio-

nellem Geiste, als daß ich gegen die Huld meines Kaisers unempfindlich und undankbar sein und — wäre es überhaupt statthaft — den Versuch machen wollte, die mir verliehene Würde abzulehnen, weil sie unverkennbar für mich zugleich eine Bürde ist. Zudem wäre der Moment, in welchem nur mein Dank zum Ausdruck kommen sollte, der allerunpassendste, um meine Bedenken über Auszeichnungen für parlamentarische Haltungen zu wiederholen. Aber das kann ich nicht verschweigen, daß ich nunmehr als Folge davon mit doppelt ängstlicher Treue und Sorgfalt meine bisherige Unabhängigkeit zu wahren haben werde; dieses kostbare Gut, ohne welches ich den höheren Interessen, denen ich gern meine bescheidenen Dienste widme, mit einigem Erfolg zu dienen nicht mehr vermöchte. Darum darf ich mir auch die Gefahren nicht verhehlen, welche eine solche Auszeichnung in sich birgt und welche nur durch Ausdauer, Selbstsicherheit und Takt glücklich zu bestehen sind, Eigenschaften, die wenige Sterbliche in dem Grade vereint besitzen wie Eure Excellenz, weshalb ich in Ihnen nicht nur den hochragenden Genossen in meiner neuen Würde, sondern auch ein leuchtendes Vorbild verehre, dessen Beispiel, soweit ich ihm nachzukommen vermag, mich davor bewahre, daß mir nicht etwa gar — und vielleicht durch eigne Schuld — zur Unzier werde, was mir als Auszeichnung zugedacht war.

„Ihnen aber, mein hochverehrter Freund und Gönner, dessen alterprobter gütiger Gesinnung für mich ich volles Vertrauen und redliche Darlegung meiner Bedenken und Zweifel schuldig zu sein glaubte, Ihnen vor allem meinen herzlichen, warmen, durch nichts zu verkümmernden Dank! Denn Sie allein haben — ich fühle es mit aller Kraft meiner Ueberzeugung — das Auge des Monarchen auf meine Person und mein redliches Streben geleitet und mir, vielleicht gegen mächtige Widersacher, jene Auszeichnung zugewendet, die für mich doch auch eine Seite reiner Freude hat, nämlich die, daß dadurch mir nahestehenden lieben Angehörigen eine größere Freude bereitet wird als mir selbst. Gott segne und erhalte Sie zum Segen und zur Ehre Oesterreichs und zur Beruhigung aller, denen dessen Blühen und Gedeihen am Herzen liegt! Mir aber bleibe noch ferner Ihre freundliche Gesinnung bewahrt, welche mir, seit ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu sein, jederzeit zum Stolz und Glück gereichte.

„Mit dem erneuten Ausdrucke unwandelbarer Verehrung

Euer Excellenz treu ergebener Freund und Diener

Ant. Auersperg."

Im Laufe der Jahre waren sich die beiden Männer menschlich näher getreten. Aus ihren Briefen spricht tiefe Unzufriedenheit mit den Zuständen. Am 11. Juni 1870 schrieb Schmerling aus Wien:

„Lieber Freund!

„Gestatte, daß ich, wie in früheren Jahren, auch heuer zu Deinem Namensfeste Dich herzlich begrüße und Dir sage, wie ich lebhaft wünsche, es möge Dir noch eine lange Reihe glücklicher Jahre beschieden sein, und wir mögen uns noch

lange in dem Gedanken freuen, daß der ewig grüne Lorbeer an Deinem Haupte blühe.

„Erhalte mir Deine Freundschaft, die mich ebenso beglückt als stolz macht.

„— — Ueber unsere Zustände schweige ich, um den Namenstag nicht zu trüben. Eines ist gewiß: Regierung und Bevölkerung wetteifern, um die Verwirrung und Anarchie zu vermehren, die schon arg genug sind. — —"

Grün schrieb von seinem Schlosse Thurn am Hart am 12. Juni 1870:

„— — Was ist seit unserem Zusammensein aus unserem lieben, schönen Oesterreich geworden? Was wird noch daraus werden, bis wir uns wiedersehen?! Im Gebirge hat der Auerhahn gebalzt, und in den Niederungen brauen ausländische Abenteurer und inländische Phantasten an einem Rettungselixir für das arme Reich — vom Schuß der Hexe getroffen, sinkt Graf Beust ohnmächtig in die Arme des Dr. Rechbauer, der ihm sein Riechfläschchen mit den wundersamsten und penetrantesten Essenzen an die Nase hält. Im seligen Taumel des genossenen politischen Fusels würfeln indessen Czechen und Polaken, Gaugrafen und Schwarzröcke, Welsche und sogar die urkomischen Slovenen um die dereinstigen Fetzen des altehrwürdigen Kaisermantels! Daß Gott erbarme! Ich breche ab, es ist ein zu trauriges und unabsehbares Thema!"

Wir bemerken, daß jene „urkomischen Slovenen" das Denkmal Grüns in Laibach in wildem Deutschenhasse wiederholt mit Unrat besudelt haben. Das Deutschtum aber wurde überall in Oesterreich zurückgedrängt — nicht zuletzt darum, weil seine Hüter und Schützer von der liberalen Partei zu schwach und ohnmächtig waren, um einen Damm zu errichten gegen die Ueberflutung der Slaven und Magyaren. In jenen Zeiten wurden die Uebel großgezogen, an denen jetzt das nationale und wirtschaftliche Leben krankt.

Am 21. Januar 1871 schrieb Grün aus Graz:

„Vor allem Glück und Heil Dir in dem neu begonnenen Jahre! Du erinnerst Dich wohl noch unseres Gespräches über die Frage, in welcher Weise auch das Herrenhaus den heranrückenden achtzigsten Geburtstag seines illustren Mitgliedes Grillparzer zu feiern vermöchte? Ich weiß nicht, was darüber seither beschlossen und vielleicht schon ins Werk gesetzt worden ist; jedenfalls aber bleibt es für mich eine wahre Herzensangelegenheit, dem Ehrenakte, welchen die anderen Kollegen einem der edelsten und verdienstvollsten Oesterreicher aus diesem so seltenen Anlasse zugedacht haben, meinerseits nicht ferne zu bleiben. Sollte ein schriftlicher Glückwunsch beliebt worden sein, so bitte ich Dich, auch meinen Namen an die Reihe der Unterfertiger anzuschließen. Sollte aber eine Manifestation anderer Art beschlossen worden sein, so bitte ich um eine kurze Andeutung darüber und um Deine Ansicht, damit ich wisse, in welcher Weise ich mich daran beteiligen könnte — —"

Ein Brief Schmerlings vom 10. September 1871 enthält folgende charakteristische Stellen:

„Lieber Freund!

„Verzeihe, daß ich mit diesen Zeilen Deine ländliche Ruhe störe. Aber die Zeit ist derart, daß wohl keiner von uns in der Stimmung ist, nur an die schöne Natur zu denken, und so wird mein Schreiben gerechtfertigt sein.

„Dank dem ungeheueren Blödsinne des Großgrundbesitzes in Brünn und Linz wird das künftige Abgeordnetenhaus die Herrschaft der Umsturzpartei zeigen; Czechen und Römlinge werden den Ton angeben. Ja, die Majorität wird da sein, die Verfassung beliebig zu ändern, wenn denn nicht doch noch mehreren bethörten Großgrundbesitzern die Augen aufgehen und in die saubere Gesellschaft bei Teilung der Beute Uneinigkeit kommt.

„Aber auf das rechne ich nicht, sondern glaube, daß die Beschlüsse auf Aenderung, das heißt Annullierung der Verfassung auch an das Herrenhaus gelangen. Wird dort nicht Halt geboten, so sind wir am Ende des Anfanges des Unterganges Oesterreichs. Denn kommt man endlich zur Ueberzeugung, daß der betretene Weg ein unheilvoller sei, so ist der Auflösungsprozeß schon vorüber.

„Ich glaube, es ist daher patriotische Pflicht, alles aufzubieten, um eine kräftige Opposition im Herrenhause zu schaffen. Damit soll aber nicht gewartet werden, bis die Session des Hauses beginnt, sondern die Zeit bis dahin muß benützt werden —"

In Anastasius Grüns Antwort vom 13. September 1871 heißt es unter anderm:

„— — Ich begreife und teile von ganzer Seele den patriotischen Schmerz, welcher aus Deinen Zeilen spricht. Welchem Patrioten, ja welchem ehrlichen Manne muß nicht der Grimm durch die Adern rollen, die Schamröte ins Angesicht steigen, wenn er die Rotte, die sich heute ..... nennt, und deren Anhang wirtschaften sieht! Du hast recht, es ist Pflicht, insbesondere des Herrenhauses, sich diesem staatsverderblichen Treiben mit dem Aufgebote aller Kräfte entgegenzustemmen. Ich schätze es mir zur Ehre, Deinem Rufe zur Mitwirkung Folge zu leisten, und stelle mich ganz zur Verfügung — —"

Schmerling forderte den Freund auf, mit ihm, Lichtenfels und dem Fürsten Karl Auersperg ein Komitee zu bilden, um die Organisation und Aktion der „österreichischen Verfassungspartei", deren Gegner immer zahlreicher wurden, zu bilden; er wollte einen „Kampf bis zum Aeußersten", „Kampf mit allen Mitteln". Doch scheiterte die Sache, da sich Fürst Auersperg weigerte, dem Komitee beizutreten.

Am 24. September 1871 schrieb Schmerling an Grün unter anderm folgendes:

„Da ich zu ferne stehe, so enthalte ich mich der Kritik der Aktion der Verfassungspartei, und ob es nicht klüger gewesen wäre, nicht mit dem äußersten Schritt zu beginnen. Aber was ich entschieden mißbillige, ist das Buhlen um

die ungarische Hilfe. Die Ungarn rühren sich nur, wenn es ihr Interesse erfordert, und dann werden sie es thun, ohne daß man sie bittet. So aber werden wir uns kompromittieren, wenn die Ungarn unthätig bleiben; treten sie aber auf, so werden sie jedes Resultat als ihr Werk erklären, und wir werden noch mehr ihre Vasallen. Damit will nicht gesagt sein, daß man nicht mit den Ungarn Fühlung nehmen kann. Ich selbst hatte Gelegenheit, mit drei einflußreichen Herren der Deak-Partei zu sprechen; es geschah aber, um die Zustände in Kroatien und die slavische Bewegung überhaupt zu erörtern, und die Herren erklärten unaufgefordert, die Gefahr für Ungarn zu erkennen, und mißbilligten die Politik Hohenwarts auf das entschiedenste. Das ist für den Moment gewiß genügend."

Diese Briefstelle ist gegenwärtig, wo es sich für Oesterreich um eine Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn handelt, besonders bedeutungsvoll. Es ist bekannt, daß bisher Oesterreich das Lehrgeld hat zahlen müssen.

Schmerling befand sich fortan stets in der Opposition. Ein Ministerium nach dem andern, ob es sich nun Beust, Hohenwart oder Taaffe nannte, wurde von ihm bekämpft, seinen alten, unerschütterlichen Grundsätzen gemäß. Aber der politische Gegner war für ihn nicht auch der persönliche. Für ihn, den bureaukratischen und ritterlichen Charakter, war das politische Leben nicht unzertrennlich verbunden mit Entstellung und Verdrehung der Thatsachen und mit der Verleumdung des Gegners. Seiner Kampfesweise fehlte nicht eine gewisse Noblesse, ohne daß sie dadurch ihre Schlagkraft eingebüßt hätte. So geschah es, daß die Männer, welche im Widerstreit der Meinungen sich öffentlich mit gezogener Klinge gegenüberstanden, im Privatleben freundlich und friedlich miteinander verkehrten. Sogar Graf Beust, der Nachfolger Schmerlings im Staatsministerium und sein Antagonist, hing an ihm mit verehrungsvoller Ergebenheit.

Wir besitzen ein ungedrucktes Gedicht, welches Beust seinem Freunde am 22. August 1885, dem achtzigsten Geburtstag Schmerlings, gewidmet hat. Vorher war in Wien die Anregung gegeben worden, dem Platz vor dem neuen Parlamente Schmerlings Namen zu verleihen, was aber abgelehnt wurde. Darauf bezieht sich das Gedicht. Es lautet:

In Aussee, in der grünen Steiermark,
Da feiern wir des Mannes Ehrentag,
Der, wie im Denken so im Handeln stark,
Den Mühen des Berufes nie erlag.
Die Zeiten, da er wirkte, blieben sich nicht gleich,
Er aber kannte eines nur — sein Oesterreich!

Ein Schmerlingsplatz! Das war nicht übel ausgedacht —
Für viel des Guten ja hat Schmerling Platz gemacht.
Doch wenn statt dessen jetzt man kommt zu gratulieren,
So wird das unsern Jubilar nicht minder rühren.
Er kennt sein Wien und weiß, wie gern man dort vergißt,
Was einstens *war*, nicht aber auch auf das, was *ist*.

Und bleibt dem Platz des Reichsrats Name nur gewahrt,
So ist sein eigner Name eng damit gepaart.

Auch Graf Taaffe, der „Versöhnungsminister", hat im persönlichen Umgang den greisen Schmerling fast mit der Ehrerbietung eines Sohnes behandelt, und dennoch hatte Taaffe im Herrenhaus keinen heftigeren Gegner als ihn. Der Kampf gegen das System Taaffe war der letzte in Schmerlings bewegtem Leben. Er sammelte während der Aera Taaffe im Herrenhause eine eigne Vereinigung der „Verfassungstreuen" um sich, deren Obmann er bis zu seinem Hinscheiden blieb. Im Namen dieser Partei hat er in der Pairskammer eine Reihe wirkungsvoller Reden gehalten, die sich stets durch patriotischen Geist und strenges Festhalten an der Einheit des Staatsgedankens auszeichneten.

Als Redner war Schmerling allezeit hervorragend. In der Form vollendet, enthielten seine Reden auch inhaltlich immer etwas Bedeutsames, was der Polemik reiche Anregung bot. Dabei kam ihm seine klangvolle, weithin vernehmbare Stimme sehr zu statten. Die elegante Gestalt war hoch aufgerichtet, und aus seinem scharf geschnittenen Gesichte, von einem Backenbart umrahmt, blitzten die Augen im Feuer der Begeisterung. So haben ihn die Wiener, seine Landsleute, gekannt, denen er wie ein lebendiges Denkmal ihrer Geschichte von Metternich bis Taaffe erschien — gekannt und verehrt. Und als er am 24. Mai 1893 in seiner geliebten Vaterstadt verschied, ungebeugt von einer Last von achtundachtzig Jahren, war die Trauer allgemein und ernst.

Der Erfolg in den großen, völkerbewegenden Sachen hat sich nicht an seine Person geheftet. Aber wo ist in Oesterreich der Staatsmann, von dem man behaupten könnte, er hätte dauernden Erfolg gehabt? Schmerling, zu sehr Bureaukrat und Doktrinär, hat viel geirrt, er hat oft seine Zeit nicht verstanden. Gerade in den Grundanschauungen dessen, was für sein Vaterland und für Europa sich mit Naturnotwendigkeit gestalten mußte, hat er sich verhängnisvollen Täuschungen überlassen. Heute ist Oesterreich-Ungarn eine dualistische Monarchie, anstatt der zentralistischen, wie sie Schmerling im Sinne hatte. Heute ist das alte Habsburgerreich aus Deutschland ausgeschieden und hat seine italienischen Besitzungen verloren, anstatt daß es an der verblaßten Kopie des Reiches Karls V. eigensinnig festgehalten hätte, wie Schmerling es durchaus für notwendig hielt. Er selbst fand im deutsch-österreichischen Bündnis einigen Trost für die verlorene Stellung Oesterreichs in Deutschland.

Aber wenn man zurückblickt auf das Grab von Schmerlings Träumen, darf man nicht vergessen, daß ihn das Schicksal auf die verantwortlichsten Posten in solchen Lagen stellte, wo alles im Gären und Rollen war, daß er an der Schwelle stand der alten und der neuen Zeit. Man wird sich erinnern, daß kein größeres Ereignis an seinem nimmer ruhenden Geiste spurlos vorübergegangen ist und daß er sich in allen Lebenslagen seine ehrliche Natur, seinen männlichen Sinn, seinen lauteren Charakter und seinen feurigen Patriotismus bewahrt hat. Erinnern wird man sich vor allem daran, daß ihm die unendlich

schwierige Aufgabe zufiel, den österreichischen Staat aus dem Absolutismus in konstitutionelle Formen zu überführen. Und wenn in seiner Schöpfung, dem Februar-Patent, auch nicht das Ideal einer Verfassung zu suchen ist, so bleibt er dennoch der Vater des Parlamentes.

Russische Pläne und englische Beklemmungen.

Von

M. v. Brandt,

Kgl. Gesandter a. D.

Wenn Fürst Uchtomski bei der ihm vom Kaiser von China am 28. Mai dieses Jahres erteilten Audienz von der hundertjährigen Freundschaft gesprochen hat, die das große Reich der Söhne des Himmels mit dem russischen Reiche verbinde, so hat er dabei gewiß gern vergessen, daß diese Freundschaft für China eine etwas kostspielige gewesen und demselben zum Beispiel noch 1858 durch den Vertrag von Aigun das linke Ufer des Amurs gekostet hatte. Der Wahrheit näher kam der Fürst jedenfalls mit der Behauptung, daß von allen Nationen, die enge Beziehungen mit dem Osten verknüpften, die Russen allein dem Blute und Geiste nach Asien verwandt seien; er hat damit vielleicht unbewußterweise den wahren Grund der Erfolge getroffen, die die russische Politik, seitdem das Reich sich von den im Krimkriege erlittenen Schäden erholt, überall in Asien über den englischen Nebenbuhler davongetragen hat. Denn über diese Nebenbuhlerschaft, wie über die in Korea, in China, in Hinterindien, an der Nordgrenze Indiens, in Persien, in Abessinien und in der Türkei durch die Russen oder ihre französischen Freunde davongetragenen Erfolge kann auch die besondere Wärme des von Herrn von Staal bei dem achtundsiebzigjährigen Geburtstage der Königin Viktoria ausgebrachten Toasts und die bedeutungsvolle Thatsache, daß die englische Musik bei dieser Gelegenheit nur die russische Nationalhymne gespielt habe, nicht hinwegtäuschen.

Das von England zum Kriege gegen Japan aufgestachelte China ist aus Korea hinausgeworfen worden, aber nicht Japan, mit dem England im letzten Augenblicke anzubändeln suchte, ist an Chinas Stelle getreten, sondern Rußland: in Hinterindien hat sich ein französisches Reich von circa 750 000 qkm gebildet, und wenn die von dem französischen Gesandten in Kwangsi und Yünan erlangten Eisenbahnkonzessionen sich auf dem Papier auch besser ausnehmen dürften als bei einem eventuellen Versuch der Uebertragung ins Praktische, so deuten sie doch ebenso unzweifelhaft auf einen Niedergang englischen diplomatischen, finan-

ziellen und industriellen Einflusses in Peking, wie die Gründung der russisch-chinesischen Bank daselbst und der versuchte Abschluß des jüngsten Eisenbahnvertrags mit einem belgischen Syndikat. An der Nordgrenze Indiens dauern die dort chronischen Konflikte mit den unabhängigen Stämmen fort, und wenn der neueste Zusammenstoß mit den Waziris auch wenig mehr bedeutet als eine neue Auflage früherer mehr kostspieliger als wirkungsvoller Expeditionen, so stehen die Schwierigkeiten, denen England dort auf Schritt und Tritt begegnet, doch in einem bedenklichen und bedeutungsvollen Gegensatz zu der Leichtigkeit, mit der Rußland sich auf der Hochebene des Pamir festgesetzt und der Uebergang der Chanate Roschan und Schagnan wie eines Teils von Wakhan unter die Herrschaft des Emirs von Buchara, dem Rußland dieselben übergeben, sich abgewickelt hat. Der Mißerfolg der englischen Mission nach Abessinien ist bekannt, und auch in der Frage der persischen Eisenbahnen neigt sich das Zünglein stark nach der russischen Seite, wie denn überhaupt russischer Einfluß im Reiche des Schahs während des letzten Jahrzehnts dem englischen mehr als die Wage gehalten hat. Auch bei dem türkisch-griechischen Konflikt hat sich das Zurückgehen der Bedeutung Englands im Rate der Großmächte fühlbar gemacht, und es ist wohl dieser Thatsache zuzuschreiben, wenn dasselbe die diesmal ausnahmsweise geraden Wege der Diplomatie verlassen und sich auf die krümmeren der nationalen Hetzarbeit begeben hat.

Ueber die Thatsache des Ueberwiegens des russischen Einflusses überall da, wo derselbe sich dem englischen gegenüber befindet, kann also auch derjenige kaum im Zweifel sein, der den Lauf der Zeitgeschichte nur oberflächlich verfolgt, weniger klar treten die Ursachen dieser Erscheinung hervor. Sie dürften auf russischer Seite darin zu suchen sein, daß man dort weiß, was man will und wie man es will, und daß man in der Ausführung gefaßter Pläne weder durch Rücksichten auf parlamentarische Schwierigkeiten noch durch finanzielle Bedenken behindert wird. Wer die russische Politik in Ostasien aufmerksam beobachtet hat, wird sich sagen müssen, daß das Vorgehen derselben in der Frage der Retrozession von Liaotung, die Uebernahme der Garantie für die russisch-französisch-chinesische Anleihe von 1895, die Gründung der russisch-chinesischen Bank in demselben Jahre und die Staatsgarantie des Kapitals und der Zinsen der von dieser Bank für den Bau des mandschurischen Teils der transsibirischen Bahn auszugebenden Obligationen Meisterstücke weitsehender zielbewußter Staatskunst waren, die bei dem Vorhandensein eines parlamentarischen Systems — man braucht dabei nicht einmal an einen parlamentarisch regierten Staat zu denken — einfach unmöglich gewesen wären, denn während der Zeit der Erörterung und Annahme solcher Maßregeln wären dieselben längst durch die Schritte andrer Mächte durchkreuzt worden. Der Ankauf der Suezkanalaktien des Khedive durch England kann kaum als ein Beweis für das Gegenteil angeführt werden, denn ein ähnliches Zusammentreffen günstiger Umstände dürfte sich kaum wiederholen, und die heutigen englischen Staatsmänner besitzen weder die Entschlossenheit noch den Blick Disraelis.

Das Verständnis der Eigentümlichkeiten des asiatischen Charakters, der, von äußeren Formen und dem Einfluß religiösen Fanatismus abgesehen, von den Ufern des Kaspischen Meeres bis zu denen des Stillen Ozeans derselbe ist, wird dem Russen dadurch sehr erleichtert, daß er sich selbst trotz aller europäischen Tünche als Asiat fühlt und daher die andern Asiaten besser zu verstehen und zu behandeln im stande ist, wie auch selbst dem Herzen derselben näher kommt und verständlicher wird als der Engländer, der seinen asiatischen Unterthanen gegenüber nie die Ueberlegenheit des Europäers ablegen kann und ihnen daher stets fremd und unsympathisch bleibt.

Der Uebergang der Herrschaft der ostindischen Compagnie an die englische Krone ist oft, und nicht unberechtigterweise, als ein kultureller Fortschritt angesehen und gefeiert worden, und dies trifft auch insofern zu, als die Krone unzweifelhaft eine mildere und gerechtere Herrin ist, als John Company dies war. Trotzdem bezeichnet dieser Uebergang insofern einen Rückschritt, als die Verwaltung Indiens aus den Händen mit den Zuständen und Bedürfnissen des Landes bekannter, mit den Anschauungen desselben verwachsener Männer im günstigsten Falle an solche übergegangen ist, die ohne vorgefaßte Meinung mit der Absicht, von den Thatsachen zu lernen und sich durch dieselben belehren zu lassen, an ihnen bis dahin fremde Verhältnisse herantreten. Thatsächlich indessen liegt die Sache so, daß die große Mehrheit des Parlaments nichts von den Sachen versteht, über die zu entscheiden dasselbe berufen ist, und daß die „Faddisten", die „Steckenpferdreiter", die ihre Kentnisse von Land und Leuten aus einem mehrwöchentlichen oder monatlichen Aufenthalt in Indien geschöpft haben, immer größeren und unheilvolleren Einfluß auf die Geschicke des Landes erworben haben.

Drei Ursachen sind es vor allem, die die englische Herrschaft in Indien bedrohen. Die immer zunehmende Armut der Bevölkerung, die nicht durch direkte Maßregeln der indischen Regierung hervorgerufen wird, sondern dadurch, daß dieselbe sich in immer höherem Maße gezwungen sieht, das einheimische Element zur Besetzung der niederen Stufen der Verwaltung heranzuziehen und daß dasselbe nicht allein zur Ausfüllung solcher Stellen unfähig ist, sondern im Verein mit den Wucherern, die fast überall in Indien die ackerbauende Klasse bis aufs Blut aussaugen, dieselbe im eignen Interesse nach jeder Richtung hin bedrückt. Eine andre Ursache ist, daß man aus falscher Sparsamkeit nicht allein die Stellung der englischen Richter, was Einfluß und Emolumente anbetrifft, von Jahr zu Jahr herabgedrückt und erniedrigt hat, sondern daß man auch sehr wesentlich zum Aufhören des Studiums des Hindu- und mohammedanischen Rechts beigetragen und vielfach die eingebornen Berater und Beisitzer abgeschafft hat, so daß es heute nichts Seltenes ist, Gerichtshöfe über Erbschafts-, Nachfolge- und Heiratsfragen der Eingebornen sowie über religiöse Usancen derselben entscheiden zu sehen, denen jede Kenntnis der Materie abgeht. Die größte Gefahr für die englische Herrschaft in Indien liegt aber in dem Zustande der eingebornen Armee. Zur Zeit der Herrschaft der indischen Compagnie besaß jedes eingeborne

Infanterieregiment fünfundzwanzig, jedes Kavallerieregiment zweiundzwanzig englische Offiziere, während heute die Zahl solcher Offiziere auf vier bis fünf herabgesunken ist, und diejenigen, die acht englische Offiziere für jedes eingeborne Regiment fordern, schon für gefährliche Neuerer angesehen werden. Die Ursachen dieses Zurückgehens der Zahl der englischen Offiziere bei den eingebornen Truppen muß in der immer mehr herabgesetzten und bei dem Fall des Silbers sich noch ungünstiger gestaltenden Besoldung der Offiziere, wie darin gesucht werden, daß eine große Anzahl derselben die Armee nur als ein Uebergangsstadium und den Dienst in derselben als Mittel zur Erlangung einer besser bezahlten Zivilstellung ansehen. Daß der Zusammenhang der Truppen in sich darunter schwer leidet, ist natürlich, noch nachteiliger auf den Geist der ganzen Armee wirkt aber, daß die immer zunehmende Ausdehnung des indischen Reichs — seit 1876 ist dasselbe um fünfundsiebzigtausend Quadratmeilen (englisch) gewachsen —, die Regierung genötigt hat, zur Vervollständigung der Armee auf Elemente, wie zum Beispiel Beludchi, Pathan und Angehörige andrer nördlicher Stämme, die sich in vielen Fällen als durchaus unzuverlässig erwiesen haben, zurückzugreifen, während gleichzeitig die Truppen der Armeen von Madras, Bombay und Hindustan, sehr gegen ihren Wunsch und zum Teil gegen ihr Recht, zum Dienst in den nördlichen ungesunden Gegenden, wie Beludchistan und Afghanistan, oder in überseeischen Ländern herangezogen worden sind.

Nimmt man zu diesen Ursachen die Thatsache, daß der Sold des Sepoys absolut ungenügend ist, um diesen und seine Familie zu erhalten, sowie daß nicht allein eine sehr erhebliche thatsächliche Vermehrung der etatsmäßig auf 148500 Mann festgesetzten regulären eingebornen Armee durch die Schaffung einer militärischen Polizei, Grenztruppen, Miliz, Reserven und so weiter gegenüber der englischen in Indien stationierten Armee von 72000 Mann stattgefunden hat, sondern auch ein nicht unerheblicher Teil der eingebornen Truppen, namentlich im Punjab, ihre Kantonierungen in ihren Rekrutierungsdistrikten hat, also von der Unzufriedenheit der bürgerlichen Bevölkerung leicht angesteckt werden kann, so wird man die Besorgnis verstehen, mit der mit Land und Leuten in Indien vertraute Personen der weiteren Entwicklung der Verhältnisse entgegensehen. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr liegt auch in der untergrabenden Thätigkeit der meistens aus Bengalen stammenden Leute, die auf von den Engländern gegründeten Schulen und Universitäten erzogen, alle Laster der eignen Zivilisation behalten und von der fremden nur so viel aufgenommen haben, um sich die Unterstützung radikaler Schwärmer in England zu sichern und mit ihnen vereint auf den Umsturz der englischen Herrschaft in Indien hinzuwirken. In der Hungersnot und der Pest des letzten Jahres, mehr aber noch in den zu der Unterdrückung der letzteren seitens der Regierung ergriffenen Maßregeln, durch die religiöse Empfindlichkeiten und materielle Interessen vielfach berührt und geschädigt werden mußten, hat diese Partei mächtige Bundesgenossen gefunden. In Rußland ist man sich dieser Umstände ebenfalls wohl bewußt, nur daß man sie dort vielleicht kühler und sachlicher beurteilt, als das in England geschieht, wo die öffentliche Behandlung

solcher Fragen dieselben bewußter- oder unbewußterweise meistens in einem mehr den Wünschen der Massen und den emotionellen Bedürfnissen des Augenblicks als den wirklichen Thatsachen entsprechenden Lichte erscheinen läßt. Darüber ist man sich aber auch in England in den leitenden Kreisen klar, daß die Schaffung neuer Verbindungs- und Aufmarschlinien, wie die transkaspische und transsibirische Eisenbahn, solche sind, und die Dienstbarmachung eingeborner Bevölkerungen für russische Interessen, wie dies Rußland in Zentralasien bereits gelungen ist und jetzt von ihm in der Mongolei und Mandschurei, in Korea und in China versucht wird, die englische Weltherrschaft mit um so ernsteren Gefahren bedroht, als Rußland mit großer Voraussicht seine sich stets mehrenden Angriffspunkte gegen die englischen Interessen so zu legen weiß, daß dieselben den englischen Flotten unerreichbar bleiben müssen.

Die Freihaltung der Seeverbindung mit Indien ist daher für England heute mehr als je eine Lebensfrage. Daß der Suezkanal für einen solchen Zweck kaum ernsthaft in Betracht kommen dürfte, ist den englischen Staatsmännern wohl längst klar geworden. Abgesehen davon, daß der Kanal leicht durch das Versenken einiger Schiffe, durch die Explosion eines Torpedos auf Wochen und Monate hinaus unpassierbar gemacht werden könnte, muß die Möglichkeit seiner praktischen Benutzung für England davon abhängen, daß dasselbe die Herrschaft im Mittelländischen Meere sich zu bewahren weiß. Die zu dem Zwecke mit Italien angeknüpften Beziehungen dürften durch den Niederbruch der italienischen Kolonialpläne im Roten Meere, der von einem Teil der deutschen Presse bedauerlicherweise in durchaus mißverständlicher Auffassung der allgemeinpolitischen Bedeutung der Frage mit Befriedigung aufgenommen worden ist, eine sehr erhebliche Lockerung erfahren haben, es ist daher durchaus richtig und leicht verständlich, daß man in England dem Seewege um das Kap in der letzten Zeit wieder größere Aufmerksamkeit zugewendet hat. In thörichter und oberflächlicher Weise hat man in England in den deutschen Besitzergreifungen in Afrika eine Gefahr für die englische Vorherrschaft in Südafrika erblicken wollen, statt in ihnen einen doch durchaus den heutigen Zielen und Mitteln der englischen Politik entsprechenden, zwischen die englische und französische Interessensphäre geschobenen Pufferstaat zu sehen. Ein Teil des Lärms, der in der letzten Zeit aus Veranlassung des Transvaalzwischenfalls in England von offizieller Seite geschlagen worden ist, darf wohl auf das Bedürfnis zurückgeführt werden, für die als notwendig erkannte Vermehrung der Flotte Stimmung zu machen, es ist aber bedauerlich, daß auch von deutscher Seite manches geschehen ist, was den thatsächlichen Verhältnissen wenig Rechnung trug. In der Verurteilung Cecil Rhodesscher Methoden und des Jamesonschen Flibustierzugs stimmt wohl alles überein, man darf dabei aber nicht aus den Augen verlieren, daß mit diesen Auswüchsen englischer Ueberhebung die Frage der Schwierigkeiten zwischen Uitlanders und Buren nur sehr oberflächlich zusammenhängt. Daß diese Frage im Laufe der Zeiten und in ganz natürlicher Weise gegen die Buren entschieden werden muß, liegt schon deswegen auf der Hand, weil dieselben einer-

seits keinen Zuwachs an Zahl erhalten können, während das ausländische Element sich durch Einwanderung fortwährend vermehrt und andrerseits primitive Staatswesen, wie die Burenrepublik doch ein solches ist, bei dem Versuch der Aufrechterhaltung einer oligarchischen Regierungsform überall und zu allen Zeiten an den einer solchen innewohnenden Lastern zu Grunde gegangen sind. Zu der Ueberzeugung wird man allmählich trotz des Geschreies eines Teils der Presse auch in Deutschland kommen und in der Unterstützung der berechtigten Ansprüche der Uitlanders ein viel zweckentsprechenderes Mittel zur Erhaltung der Unabhängigkeit Transvaals sehen als in der Strammmachung des letzteren. Auch in England fängt man an, einzusehen, daß eine Verständigung mit Deutschland in der südafrikanischen Frage den thörichten Drohungen vorzuziehen ist, die, wenn überhaupt einen Erfolg, nur den haben könnten, Deutschland in die Arme der Gegner Englands zu treiben. Dazu hat das letztere aber um so weniger Veranlassung, als diese Gegner ohnehin bereits mächtig und rührig genug sind, und auch der Versuch, sich eines weitern möglichen Feindes durch den Abschluß eines englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrags zu entledigen, selbst für den Fall, daß es gelingen sollte, einen solchen Vertrag so zu formulieren, daß derselbe auf beiden Seiten des Ozeans Annahme fände, die Thatsache damit doch nicht aus der Welt schafft, daß, solange die englische Fahne über Kanada weht, ein wirkliches Einverständnis zwischen England und den Vereinigten Staaten nicht zu erzielen ist.

Adelaide Ristori.

Von

Leone Fortis.

(Schluß.)

Ehe die Ristori abreiste, versorgte sie sich mit Empfehlungsbriefen an Jules Janin, den berühmten Kritiker der „Débats“, den intimen Freund und warmen Bewunderer der Rachel.

Kaum in Paris angekommen, beeilte sie sich, sie bei dem Adressaten abzugeben, indem sie ihn um die Ehre bat, von ihm der Rachel vorgestellt zu werden; sie brenne danach, sie kennen zu lernen, und wolle sie (so schreibt die Ristori) als Kollegin um ihre Unterstützung bei dem schwierigen Experiment bitten. Aber die Rachel, die den Schlag, den die rebellischen Pariser Kritiker für sie vorbereiteten, ahnte, hatte ihre Verträge mit der „Comédie Française“ gelöst und sich bereits in eine ihrer Villen zurückgezogen, wo sie den für ihr neues, amerikanisches Engagement bestimmten Tag erwartete. Dadurch glaubte sie offenbar, den Triumph, der sich ihrer Nebenbuhlerin vorbereitete, zu dämpfen, vielleicht

auch, daß man sie zurückwünschen und zurückrufen werde, wobei sie das Sprichwort ihres Hauses vergaß: Les absents ont toujours tort.

Die Ristori besteht also auf der Vorstellung — Jules Janin spielt den Diplomaten, sagt weder ja noch nein, und die Ristori thut desgleichen, indem sie sich von ihm einreden läßt, daß die Nerven der großen Künstlerin nicht erregt werden dürfen, daß es unpassend wäre, zu ihr zu gehen, ohne sie vorher zu benachrichtigen, und daß ein Brief ohne vorhergehenden Besuch wie die tollkühne Anmaßung, sie als Gleichstehende zu behandeln, aussehen könne. Also keine Vorstellung, keine persönliche Bekanntschaft.

Die erste Eisschicht zwischen den zwei berühmten Rivalinnen hatte sich bereits gebildet. Die Freunde der beiden Parteien beeilten sich wie gewöhnlich, so viel Eis darauf zu legen, als nötig war, um sie zu konservieren und zu festigen; eine gute Dosis trugen dazu bei: Janin, mit dem weiter oben citierten Vergleich zwischen den zwei Tragödinnen, Dumas, indem er die Rachel zur Ristori in die Schule schickte, und Legouvé, indem er noch vor der Vorstellung die Darstellung lobte, welche die Ristori seiner von der Rachel zurückgewiesenen „Medea" gab.

Außerdem begannen die Bewunderer der Ristori von neuer und von alter Kunst zu reden, von der italienischen Schule, die mit der griechischen Plastik die Natürlichkeit und Einfachheit der Haltung zu vereinigen dachte, von „akademischen Konventionalismen", die die Wahrheit verdunkeln, und dadurch entstand sowohl auf seite der Ristori wie auf seite der Rachel Gereiztheit.

Die Rachel, die sich nicht aus ihrer Villa gerührt hatte, um die Ristori als Francesca und Rosamonda zu hören, geht statt dessen zu den Italienern, als „Il Burbero benefico" gegeben wird.

Warum gerade zu dieser Komödie, in der die Rolle der ersten Schauspielerin thatsächlich eine untergeordnete ist? Konnte das der Rachel unbekannt sein, nachdem der „Bourru bienfaisant" Goldonis, französisch geschrieben, seit so vielen Jahren und noch heute auf dem Repertoire der „Comédie Française" steht?

Es war also eine künstliche Wahl. „Ich komme," schien sie zu sagen, „um die italienische Truppe zu hören und nicht die Künstlerin, noch weniger die Tragödin und Rivalin, um die ich mich wenig schere." Gewiß war das die Auslegung, welche die Ristori dieser wunderlichen Laune geben mußte.

Statt aller Antwort wiederholte die Ristori die Mirra, als wolle sie zur Rachel sagen: „Komm und sieh mich als Mirra, wenn du mich kennen lernen willst"; aber sie bot ihr keine Loge an, damit sie, wie die Ristori schreibt, „nicht annehmen könne, daß ich sie zur Zeugin einer meiner Triumphe haben wolle."

Ein zartes Gefühl, das, wie alle Gefühle und Gedanken der Menschen, besonders der Frauen und Künstler zwei Gesichter hat: in diesem Fall das des Zartgefühls und das des Hochmuts.

Die Rachel sah nur eines dieser Gesichter, das beleidigende, und unter dem Einfluß dieses Eindruckes geht sie in die Vorstellung der Mirra, aber sie ist unruhig, nervös, gereizt, und um der Neugierde der Zuschauer zu entgehen, hält

sie sich im Hintergrunde ihrer Loge verborgen, während ihre Hände krampfhaft das Textbuch der Tragödie zerknittern. Gerade in dem Augenblick, als der Beifall des Publikums am frenetischsten ist, läßt sie sich in einer Art nervöser Krise die Worte entschlüpfen: „Cette femme me fait mal, je n'en peux plus!“ und stürzt aus dem Theater, ehe noch jener letzte Akt beginnt, in dem sie, wie Dumas ihr geraten hatte, die Ristori studieren soll. Gleichzeitig kündigt sie der Comédie Française an, daß sie an der Vorstellung zu Ehren Corneilles teilnehmen werde (was sie zuerst verweigert hatte) und die Rolle der Camilla in den „Horatiern und Curiatiern“ übernehme.

Die Ristori hingegen macht es sich zur Pflicht, dieser Vorstellung nicht fern zu bleiben: sie begiebt sich in großem Pomp in die ihr von Arsène Houssaye, dem damaligen Direktor der „Comédie Française“, angebotene Loge, setzt sich an die Brüstung, recht in Sicht, richtet das Opernglas auf die Bühne und besonders die Rachel und läßt sie nicht mehr aus den Augen, außer um bei allen hervorragenden Punkten der Rolle Camillas, besonders bei der berühmten Schmähung, in der die große französische Künstlerin wirklich unübertrefflich war, in die Hände zu klatschen.

Eine derartige charakteristische Episode dieses künstlerischen Duells erzählt P. A. Fiorentino mit satirischem Anstand und feiner Ironie im „Constitutionnel.“

In diesem Artikel bringt er die zwei berühmten Rivalinnen in den zwei respektiven aufeinander folgenden Vorstellungen, denen sie beiwohnten, auf die Scene.

„La veille, on n'avait pas vu Mlle. Rachel donner le moindre signe d'approbation; mais ce n'était, comme on le pense bien, ni dépit, ni froideur, ni oubli des plus simples bienséances dont l'hospitalité, à défaut de tout autre motif lui aurait fait un dévoir; c'était une attention plus concentrée, un intérêt plus soutenu, une curiosité plus ardente qui empêchaient et paralysaient chez elle toute manifestation extérieure. En admettant qu'il soit vrai, ce dont nous ne saurions répondre que Mademoiselle Rachel n'ait pas applaudi une seule fois visiblement, cela ne prouve pas qu'elle n'ait pas été frappée de la beauté et du talent, je ne dirais point de sa rivale, mais de son illustre soeur. Chacun de nous a sa façon d'exprimer ce qu'il sent et on est plus ou moins demonstratif. Mademoiselle Rachel applaudissait en dédans et la preuve, c'est qu'elle était si émue et si souffrante, qu'elle a dû se retirer avant la fin du spectacle.“

Aber trotz des warmen Beifalls muß die Bewunderung der Ristori für die Rachel nicht so vollständig gewesen sein, wie sie dem Pariser Publikum beweisen wollte.

In der That finden wir in ihren Memoiren ein Urteil über die große französische Künstlerin, das dies bestätigt, denn inmitten der Worte der Bewunderung findet sich die herbste und gerechteste Kritik, die je an der Rachel geübt wurde.

Sie lautet:

„Wie schätzte ich seit jenem Abend das Urteil unparteiischer Kritiker, die behaupten, daß zwischen uns keine Berührungspunkte bestehen, durch die die eine der andern schaden könnte. Wir verfolgen zwei total entgegengesetzte Wege, haben zwei verschiedene Arten des Ausdrucks. Sie vermochte mit ihrem, wenn auch akademischen Feuer zu begeistern, so schön war ihre Diktion und so statuenhaft ihre Haltung. In den leidenschaftlichen Situationen war ihr Ausdruck, ihre Art der Gebärde, alles von den abgezirkelten Normen der traditionellen, französischen Schule geregelt; nichtsdestoweniger war die Macht ihrer Stimme, der Zauber ihres Blickes so groß, daß man sie bewundern und ihr Beifall klatschen mußte.

„Wir hingegen geben in der Tragödie nicht zu, daß unsre Leidenschaft auf den Kulminationspunkten der Leidenschaften unsre Miene nicht verändert; und in der That ist es, wenn man von unerwartetem Schmerz oder von plötzlicher Freude betroffen wird, vielleicht nicht ein natürlicher Instinkt, mit der Hand plötzlich an den Kopf zu fahren und sich infolgedessen die Haare zu zerraufen? Nun denn, in der italienischen Schule halten wir daran fest, daß eines der Hauptziele der Darstellung sei, die Natur, wie sie sich zeigt, lebendig und wahr wiederzugeben."

Wie man sieht, ist das Zerraufen der Haare, einer der künstlerischen Behelfe der Duse, dessen Mißbrauch man ihr jetzt in Paris zum Vorwurf macht — nicht ganz ihre Entdeckung.

Uebrigens wurden auch bei diesem Künstlerkrieg Vermittlungsversuche gemacht, um den Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand herbeizuführen, so wie es jetzt bei der Orientfrage geschieht; aber einer nach dem andern mißlang.

So erstand der Plan zu einem nächtlichen Bankett in den Gärten Arsène Houssayes, die wegen gewisser, vielleicht etwas zu phantastischer Abendmahlzeiten, zu denen er die Kunstwelt und die ihr Nächststehenden einzuladen pflegte, berühmt waren; aber die Ristori lehnte die Einladung ab, nachdem ihr Gatte die Liste der Eingeladenen durchgesehen hatte.

Ein weiteres Mittel war eine diplomatische Mission, welche die Rachel der Madame Ode, der französischen Modistin der Kaiserin Eugenie, anvertraut hatte, welche, wie es scheint, das Privilegium besaß, alle Herrscherinnen der Welt und der Bühne zu schmücken — ein Versuch, der mißlang, weil man die Ristori bewegen wollte, den ersten Schritt zu machen. Darin konnte sich Francesca da Rimini wohl ergeben, aber Mirra und Maria Stuart hatten das Recht, sich dagegen aufzulehnen.

Alles endete mit einer Visitenkarte, mit welcher die Rachel der Ristori eine Loge zur Vorstellung der „Phädra" mit den Worten „A Mme. Ristori sa camarade Rachel" sendete, worauf die Ristori mit einer Visitenkarte antwortete, die sie Phädra in die Garderobe schickte.

Die Rachel fühlte den Aerger, den Schimpf dieser Niederlage um so tiefer, als er auf sie selbst fiel.

Wie man aus der flüchtigen historischen Skizze dieses Duells ersieht, nimmt jenes andre Duell, das in diesen Tagen zwischen der Bernhardt und der Duse stattfand, einen ganz andern Fortgang, ohne daß es deswegen aufhört, ein Duell zu sein. So sehen wir, daß die Bernhardt sich rühmt, daß es ihre Idee war, die Duse nach Paris kommen zu lassen, und daß sie sich aus dieser künstlerischen Großmut ein geschicktes Reklamemittel macht, um den Widersachern jede Möglichkeit zu entziehen, die ihren Ruhm verdunkeln könnte. Sie überläßt der Duse ihr Théâtre de la Renaissance, wohnt den ersten Vorstellungen der „Kameliendame" bei, klatscht in die Hände, gratuliert ihr in der Garderobe; aber um sich auch nicht einen Tag vergessen zu lassen, tritt sie am Abend darauf im selben Theater in der „Samaritaine" auf, und da der große Erfolg der Duse am ersten Abend sich speziell auf den vierten Akt der „Kameliendame" konzentrierte, — gerade jenen Akt, in welchem der berühmte Kritiker der „Temps", Sarcey, in seinem ironischen Artikel über die Duse die Interpretation der italienischen Künstlerin höchst lebhaft tadelt, während er die der Bernhardt lebhaft lobt — beeilt sich die Bernhardt, für die zu Gunsten des Monumentes von Dumas Sohn bestimmte Vorstellung gerade den vierten Akt dieses Stückes zu wählen. Offenbar that sie das nur, um zu beweisen, daß sie die Vergleiche nicht fürchtete, selbst nicht in diesem gefährlichen Moment, und um eine große Ueberlegenheit an den Tag zu legen.

Sie leidet nicht, wie die Rachel, sie giebt nicht, wie diese, ihren Nerven nach, sondern bringt offenbar die Nerven ihrer Mitbewerberin in Aufruhr und gewinnt dabei in doppelter Weise: indem sie dem Publikum ihre eigne Ueberlegenheit aufzwingt, die ostentativ eine Art Vormundschaft über die eigne Rivalin ausübt, und indem sie den Wert derselben mit der innern Erregung des gefürchteten und unerwünschten Vergleichs verringert. Die Bernhardt ist daher geschickter, die Rachel war aufrichtiger.

*

In dem oben citierten Artikel Sarceys im „Temps" ist derselbe gegen die Duse sehr streng, sogar sehr grausam. Er findet in ihr nicht wie in der Doche und in der Bernhardt die Courtisane der großen Welt, wie sie Dumas seiner Meinung nach geschaffen hat, und giebt das Urteil ab, daß die Duse während des ganzen Stückes ein gutes Mädchen, eine anmutige, nicht allzu lärmende Grisette ist, die ihre Geliebten bloß dadurch ruiniert hat, daß sie sich von ihnen ihre Maccaroni bezahlen ließ.

Dies ist sicherlich eine Seltsamkeit, vielleicht eine Pose des großen französischen Kritikers, dessen Herbigkeit in seltsamem Mißklang zu der lyrischen Begeisterung fast aller Pariser Zeitungen steht. Auf jeden Fall dient dies als Beweis, daß die Duse viel diskutiert ward, was den Verdienst der Künstlerin nicht verringert, sondern sogar erhöht; aber es folgt daraus ein bedeutender Unterschied von dem Erfolg der Ristori, die gleich von der ersten Vorstellung

an rückhaltlose Bewunderung errang, und zwar nicht nur die aller Kritiker, sondern auch die aller unbestrittenen französischen Litteraten.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die von der Ristori am Ende ihrer Memoiren veröffentlichten Dokumente durchzulesen, auf die ich bereits weiter oben verwiesen habe. Wir finden darin die glänzendsten Namen versammelt, welche die französische Litteratur in der Mitte unsers Jahrhunderts berühmt machten.

Wir finden darin ein Gedicht Alfred de Mussets, dessen Schluß wir gern hierher setzen, zum Teil auch, weil er unser Land ehrt:

„Quelqu'un m'avait bien dit que malgré la misère,
La peur, l'oppression, l'orgueil humilié,
D'un grand peuple vaincu le genou jusqu'à terre
N'avait pas encore plié.

Que ces dieux de porphyre et de marbre et d'albâtre
Dont le monde romain autrefois fut peuplé,
Etaient vivants encore, et que dans un théâtre
Une statue antique un soir avait parlé. —"

Wir finden außer den bereits citierten Bruchstücken begeisterte Schreiben der Sand, Alexandre Dumas', Eugen Scribes, Alphonse de Lamartines, Legouvés, Henri Martins und Alfred de Vignys, der eine Art seiner poetischen Madrigale mit folgenden Versen schließt:

„La France s'est levée, elle vous a loué,
Comme la femme forte, heureuse et devouée,
Fille du beau pays où resonne le: Si!"

Wir erwähnen dabei gar nicht die berühmtesten Kritiker jener Zeit, wie Paul de Saint-Victor, P. A. Fiorentino, Mery, Theophile Gauthier und Jules Janin, von dem Regaldi schreibt, er habe den Künstlern so viel Furcht eingeflößt, daß sie, wenn sie die zwei J. J. sahen, mit denen er seine Artikel zu zeichnen pflegte, zwei geladene Pistolen auf ihre Brust gerichtet zu sehen meinten.

Außerdem finden wir hier berühmte Namen aus allen Ländern, wie den General Narvaez, Martinez de la Rosa und sogar Garibaldi.

In dieser Sammlung finden wir auch einen Brief Cavours, den wir vollständig wiedergeben wollen, weil er ziemlich wenig bekannt ist und weil er beweist, wie die Ristori die Kunst in den Dienst der großen und edeln Diplomatie des Patriotismus zu stellen wußte.

Der Brief lautet:

Turin, 20. April 1861.

„Liebe Frau Marchesa!

Ich bin Ihnen sehr dankbar für den interessanten Brief, den Sie mir nach Ihrer Rückkehr aus Petersburg schrieben. Wenn Sie den Fürsten Gortschakow

nicht bekehrten, so muß man sagen, daß er ein unbußfertiger Sünder ist, da die Argumente, die Sie mit solchem Geschick zur Unterstützung unsrer Sache vorzubringen verstanden, mir unwiderstehlich dünken. Aber ich schmeichle mir, daß, wenn der Fürst seine Bekehrung nicht in Ihrer Gegenwart zeigen wollte, Ihre Worte in seiner Seele einen Keim zurückgelassen haben werden, der sich entwickeln und gute Früchte ergeben wird.

Setzen Sie in Paris Ihr patriotisches Apostelтum fort. Sie müssen sich inmitten von zu bekehrenden Ketzern befinden, denn, wie man mir versichert, ist die „Plebs" der Salons uns sehr feindlich. Es ist heutzutage Mode in Frankreich, papistisch zu sein, und zwar um so mehr, je weniger man an die Prinzipien glaubt, die das Papsttum repräsentiert. Aber wie alles, was Mode ist und nicht auf Wahrheit beruht, so werden auch diese Vorurteile nicht von Dauer sein, hauptsächlich, wenn Personen, die wie Sie in hervorragendem Grade die Gabe besitzen, Herzen zu rühren, die Wahrheit inmitten jener Gesellschaft predigen werden, welche trotz vieler Fehler das Genie und die Tugend mehr als jede andre zu schätzen weiß.

Ich beglückwünsche mich zu dem glänzenden Erfolge, den Sie auf der französischen Bühne errungen haben. Dieser neue Triumph verleiht Ihnen eine unwiderstehliche Gewalt über das Pariser Publikum, das Ihnen für den Dienst, den Sie der französischen Kunst erweisen, sehr dankbar sein muß. Bedienen Sie sich dieser Gewalt zum Wohle unsers Vaterlandes, und ich werde in Ihnen nicht nur die erste Künstlerin Europas acclamieren, sondern auch die wirksamste Mitarbeiterin der diplomatischen Unterhandlungen.

Ihr ergebenster

C. Cavour."

Der Pariser Triumph war es, der die Ristori weltberühmt machte, und ihr Ruhm durcheilte, sich hoch aufschwingend, binnen kurzem beide Welten.

In der That begannen mit dem Pariser Erfolg jene glücklichen, schwindelerregenden künstlerischen Tourneen, die sie in zwei Jahren die Reise um die Welt machen ließen, auf denen sie die Bewunderung aller hervorragenden Männer der Kunst, der Litteratur, der Politik, selbst der Militärwissenschaften in allen Ländern, die sie durchzog, errang.

Auf diesen Tourneen erlebte sie die mannigfaltigsten, seltsamsten Abenteuer, Begebenheiten und Anekdoten.

Wir sehen sie thatsächlich in Madrid das Leben eines zum Tode verurteilten Soldaten retten, indem sie sich während des Zwischenaktes einer ihrer Vorstellungen der Königin Isabella in der königlichen Loge zu Füßen warf; wir sehen sie in Honolulu, auf einer der Sandwich-Inseln, mit dem König Kalakaua frühstücken — ein Frühstück, bei dem sie, statt die Eingeborenen des Landes in stachelige Felle gehüllt und halb nackt zu finden, Adjutanten in vollständiger und eleganter europäischer Uniform antrifft, während die Höflinge und der König selbst im Frack, Cylinder und weißer Krawatte sind. Dann treffen wir sie in

den Vereinigten Staaten, wo sie mit dem berühmten Edwin Booth englisch und mit einer hervorragenden deutschen Truppe italienisch spielt.

Auf diesen Tourneen, die thatsächlich mit der Blitzesgeschwindigkeit der Elektricität ausgeführt wurden, durcheilte sie in sieben Jahren zweiundfünfzig Städte der neuen Welt, indem sie eine Furche von Licht und Beifall hinter sich zurückließ. Mit gutem Rechte konnte sie sich rühmen, der italienischen dramatischen Kunst die gesamte Welt geöffnet und den Namen Italiens selbst in diesen Zeiten, da alles Licht erlischt, in der Zeit der Entmutigung und Verzagtheit, in hellstem Lichte erstrahlen gemacht zu haben.

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen

von

Rudolf von Gottschall.

(Schluß.)

II.

Dahin alle studentische Romantik, dahin der Sammetrock, die offene Brust, der weit übergeschlagene weiße Kragen, dahin vor allem die schönen, langherunterwallenden Haare — sie fielen als ein schmerzliches Opfer auf dem Altare des Vaterlandes! Kaum erkannte ich mich wieder, als ich mich im Spiegel sah — regelrechte Haarschur und ein Gesicht wie alle Gesichter in Reih' und Glied, vielleicht ein etwas andres Profil, das aber beim Kommando „Richt euch" für den Zugführer hinter den andern Profilen verschwand, und Augen, die nur da sind, um nach rechts oder links geworfen zu werden.

Da stand ich in der grünen Uniform der Gardeschützen, bei einem in mancher Hinsicht bevorzugten und von den Einjährig-Freiwilligen aufgesuchten Corps, das zum Teil aus Soldaten bestand, die in dem Kanton Neuchatel angeworben worden waren. Denn dieser Kanton, der später dem König Friedrich Wilhelm IV. so große Sorge machte, ertrug damals noch geduldig die preußische Oberhoheit. Auch Offiziere, die aus der französischen Schweiz stammten, darunter einige, die der deutschen Sprache wenig mächtig waren, befanden sich bei dieser Truppe.

Die Kaserne des Gardeschützenbataillons befand sich fast am Ende der unabsehbar langen Köpenicker Straße, nicht allzuweit vom Schlesischen Thor. Gegenüber, wo sich jetzt zahlreiche Häuserviertel erheben, Kasernen, Schulen, Krankenhäuser und der Görlitzer Bahnhof, war freies, offenes Feld. Das kam unsern Uebungen zu gute, die wir zum Teil gleichsam vor der Hausthür abhalten

konnten. Vor allem fanden die Signalübungen auf diesem Köpenicker Felde statt, und ich konnte dabei beobachten, daß das musikalische Gehör, trotz der unzähligen Gesangvereine und der noch unzähligeren Konzertbesucher bei der Mehrzahl der Sterblichen keineswegs so ausgebildet ist, wie man in der Regel annimmt. Denn die Signale, diese militärischen Leitmotive, wollten sich ebensowenig den deutschen wie den französischen Rekruten einprägen; besonders „Links“ und „Rechts“ wurde von ihnen häufig genug verwechselt, und während die einen in der Richtung nach dem noch nicht bestehenden Berlin S.O. marschierten, wandten sich die andern gen Berlin N.W., und es dauerte geraume Zeit, bis sich die Kommandos durch die Hörner so in Fleisch und Blut der Krieger verwandelt hatten, daß keiner mehr dem andern den Rücken drehte. Am leichtesten wurde noch das Signal „Sammeln“ verstanden, weil da jeder schon von selbst wußte, was er zu thun hatte und was damit ausgedrückt sein konnte: freilich bei dem Zurückziehen der vorgeschobenen Schützen nach dem „soutien“ herrschte oft eine heillose Konfusion; keiner fand seinen Platz, und in lichter Verzweiflung stand unser kleiner Hauptmann vor dem durcheinanderwimmelnden Ameisenhaufen. Das wurde erst allmählich gelernt. Doch ich greife vor in meiner Schilderung, noch bin ich nicht so weit in jene Geheimnisse der Kriegskunst vorgedrungen; noch exerziere ich auf dem Kasernenhof, lerne die Kniee beugen und strecken auf das Kommando des Unteroffiziers. Abgesehen von den Kommandorufen herrschte eine feierliche Stille im Hofe, die Ahnung künftiger Parademärsche schwebte in der Luft. Wenn wir uns ein wenig „rühren“ durften, so schweiften unsre Blicke bisweilen hinüber zu dem Rekrutenlieutenant, der im Hofe, wie es uns schien, in stiller Verzweiflung hin und her spazierte und der es fast immer krampfhaft vermied, den Unteroffizieren ins militärische Handwerk hineinzusprechen, und dessen Gedanken ganz gewiß nicht bei unsern Fußspitzen verweilten, sondern bei der Kneiperei der vorausgehenden Nacht, bei dem zweifelhaften Bestand seines Portemonnaies oder bei der Lust, die ihm am Abend in Aussicht ist und ohne die nach Egmont das Leben nicht des An- und Ausziehens wert ist.

Bald machten wir indes Fortschritte; wir entwickelten uns zur bewaffneten Macht.

Das Gewehr kam an die Reihe, das vor den Infanteriegewehren große Vorzüge hatte, wie schon das Volkslied auf den mörderischen Bürgermeister Tschech, der im Sommer desselben Jahres auf König Friedrich Wilhelm IV. geschossen hatte, sinnig andeutete:

„Neuchateler stehn umher,
In der Hand ihr klein Gewehr!“

Ja, es war klein und leicht zu handhaben und nie mit einem Bajonett beschwert, so daß wir die Griffe rasch und leicht erlernten, das Gewehr „auf“ und „ab“ nahmen und präsentierten mit einem „Tempo“ und einem „Schick“, welcher dem Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ Freude gemacht hätte. Wir waren lange vor der Zeit, welche zur Ausbildung der Rekruten bestimmt ist, fix und fertig. Das war auch die Ueberzeugung unsers Unteroffiziers; aber

nicht einmal die Frühstückspausen, so wertvoll sie für diesen und so kostspielig sie für uns waren, durften wir verlängern; immer wieder standen wir im Kasernenhof und machten unsre Griffe. So leicht uns dies jetzt fiel, so war uns doch wehleidig ums Herz. Die Zeit, die schöne, die unersetzliche Zeit — wie gähnte sie uns endlos in diesem öden Soldatenwinkel an, während wir im Universitätsgebäude „Unter den Linden" hätten Collegia hören oder im stillen Gemach bei den Büchern sitzen können, bei den Pandekten, bei Hegel und bei so vielen neuen Schriften, von denen die Zeitungen sprachen.

Bei meiner Compagnie standen zwei Schicksalsgenossen, junge, gleichalterige Studenten, welche gleich mir mehr oder weniger von den Hallen der Alma mater abgesperrt waren. Der eine war ein fleißiger Theologe, der andre hat sich später als Geschichtsschreiber einen angesehenen Namen gemacht. Der junge Studiosus philosophiae mit der Brille, der neben mir seine Fußzehen streckte und das kleine Gewehr schulterte, hieß Reinhold Pauli und war mir ein treuer Kamerad im Kasernenhof und später beim Felddienst und Manöver; er war lebendigen Geistes, angenehm und frisch im Umgang, unschätzbar in diesen Verhältnissen, wo man sich seinen Nächsten nicht wählen kann. Ich freute mich später sehr, als ich von seinen wissenschaftlichen Erfolgen, seiner Professur in Göttingen hörte; seine Monographie über „Simon von Montfort", die Bände, mit denen er Tappenbergs englische Geschichte fortsetzte, flößten mir lebhafte Teilnahme ein. Als ich den „Neuen Plutarch" bei Brockhaus herausgab, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um eine Biographie Oliver Cromwells — und er erfüllte meinen Wunsch — es war eine vortreffliche, mit markigen Zügen ausgeführte Arbeit, die dem Unternehmen zur Zierde gereichte.

Damals behielten wir unsern guten Humor auch in schwierigen Zeiten; wir avancierten zusammen zum Vize-Unteroffizier und Unteroffizier und waren bei den notwendigen Begießungen, ohne welche sich kein militärisches Wachstum denken läßt, flotte Gastgeber für die betreßten Kameraden. Auch ernste Gänge machten wir gemeinsam; so leisteten wir gemeinsam in einem Saale des alten Schlosses dem Könige den Fahneneid.

Ein sehr junger Lieutenant, der aber nicht bei meiner Compagnie stand, überraschte mich durch seine litterarischen Kenntnisse und Neigungen, um so mehr als er erst vor nicht sehr langer Zeit das Kadettenhaus verlassen hatte. Auch als Leibpage des Prinzen Wilhelm von Preußen hatte er kaum derartige Anregungen erhalten; doch er kannte die jungdeutschen Autoren und sprach mit mir über Gutzkow und Mundt manches verständige Wort. Auch für Frau Birch und die Theaterschriftsteller interessierte er sich lebhaft. Damals hätte ihm wohl niemand angesehen, daß er einer der bekanntesten und beliebtesten werden würde. Es war Gustav v. Moser — und ich habe ihn im Verdacht, daß er die im „Veilchenfresser" verwerteten Studien auf dem Kasernenhof der Köpenickerstraße gemacht und daß ihm bei dem Bild des Einjährig-Freiwilligen Referendarius v. Feld dieser oder jener von uns vorgeschwebt hat. Besonders anfangs mögen wir uns in den Uniformen ziemlich linkisch benommen haben, und die naiven

Darsteller des kurzsichtigen Referendarius hätten vielleicht an uns geeignete Vorbilder gefunden.

Unser Hauptmann war pflichtgetreu bis zur Peinlichkeit, von unermüdlicher ängstlicher Fürsorge für seine Compagnie, aber bei aller Gewissenhaftigkeit wohlwollend gegen alle seine Untergebenen. Wir Freiwilligen machten ihm oft das Leben schwer durch einen Mangel an Pünktlichkeit, der zwar nie ein Versäumnis zur Folge hatte; aber wir erschienen immer im allerletzten Moment, ganz knapp vor dem Abmarsch, und mußten uns mehrfach wohlgemeinte Mahnungen gefallen lassen. Wir hatten in unsern Mußestunden naturgeschichtliche Studien über unsre Compagniechefs gemacht und waren zur Einsicht gekommen, daß dieselben in zwei Spezies zerfallen: Schneider und Korporale. Der unsrige gehörte zu der ersten Sorte, welche sich mit den Falten in Hosen und Jacken, mit dem ganzen Sitz der Anzüge angelegentlich beschäftigt; das war auch alles in unsrer Compagnie tadellos, und auch mein Waffenrock saß mir besser, als mir jemals ein Zivilrock gesessen — dank der sachverständigen Kritik des Hauptmanns, der nicht eher ruhte, als bis der Schneider sein Machwerk in ein korrektes Meisterwerk verwandelt hatte. Von der zweiten Spezies der Compagniechefs, den Korporalen, gab es auch bei uns mehrere Exemplare; sie kreischten den ganzen Tag auf dem Exerzierplatz herum: Füße gestreckt! Oberleib fest! Auf den Takt hören! Mit mehr Zug heraus! und wie die andern klassischen Ausdrücke des langsamen Marsches heißen mögen, welchen niemals ein Sterblicher in seiner ganzen Tiefe ergründet hat. Die sorgenvollen und hypochondrischen Mienen unsers Hauptmanns stimmten mich oft wehmütig; ich mußte meines Vaters gedenken; denn aus der Knabenzeit war mir noch in der Erinnerung, welche Sorge diesem die sogenannte Kammer bereitet hat, und so war auch der Kopf unsers Compagniechefs voll lauter Stiftstiefeln, Tornister, Hosen, ersten und zweiten Mänteln, und wie meinen Vater mochten auch ihn diese Montierungsgegenstände, wenn einmal ihre Qualität oder Quantität etwas zu wünschen übrig ließ, wie unheimliche Geister in seinen Träumen verfolgen.

Collegia hatte ich angenommen und bezahlt, ein unfreiwilliges Geschenk an die Herren Professoren, denn hören konnte ich sie nicht. Nur sehr ausnahmsweise tauchte meine Schützenuniform in den Hörsälen auf. Meine Collegia fielen alle vormittags, und da hatten wir Dienst, und damit wir ja nicht durch überflüssige Gelehrsamkeit von den Aufgaben des praktischen Dienstes abgelenkt wurden, mußten wir auch noch immer zum Appell erscheinen, wo wir höchst überflüssig in unsers Nichts durchbohrendem Gefühle dastanden. Hatten wir einmal eine freie Stunde, so konnten wir bei den damaligen Verkehrsverhältnissen Berlins nicht rechtzeitig in die Collegia kommen, denn das akademische Viertel war immer längst vorüber, wenn wir vom Ende der Köpenicker Straße aus die Linden erreicht hatten; der Gefahr des Zuspätkommens setzten wir uns indes doch aus ohne große Skrupel, denn unsre Uniform war unsere Entschuldigung. Ein mühseliger Omnibus ging damals vom „Brandenburger Thor“ bis zur Alten Jakobsstraße und zwar in sehr weitgegriffenen Zwischenräumen! Die Droschken

aber waren uns zu teuer und waren draußen auch nicht zur Hand. Das scheidende Jahrhundert, welches in Berlin die Taxatordroschken erster Klasse sieht, wird es nicht begreifen, daß damals eine Schützenuniform, wenn sie am späten Abend am Brandenburger Thor auftauchte, die Droschkenkutscher in die Flucht jagte, besonders wenn unser dicker Lieutenant v. Merveilleux erschien, der dort in der Nähe der Rosse bändigenden Viktoria abends oft sein Wesen trieb. Wir haben also nur gelegentlich von der Berliner Gelehrsamkeit kosten können. Da hörte ich Freiherrn v. Richthofen, den gründlichen Erforscher der altfriesischen Rechtsquellen, der über deutsches Privatrecht las, den jungen Dozenten Gneist, den später so berühmten Politiker, dessen klarer, lebendiger Vortrag über Staats- und Verwaltungsrecht etwas so Anziehendes hatte, daß ich doppelt bedauerte, mich nur mit einigen Vorlesungen begnügen zu müssen. Auch bei dem Historiker Leopold Ranke hospitierte ich; er war damals ein Mann in seinen besten Jahren und bereits viel genannt. So viel ich mich noch besinne, hatte sein Vortrag keinen hinreißenden Fluß der Rede, aber er wirrte die Fäden der Diplomatie früherer Jahrhunderte ruhig und sorgfältig auseinander. Wie sich der große Historiker räusperte und spuckte, war nicht gerade schwer, ihm abzugucken, da dies sehr beliebte Interpunktionen seines Vortrages waren, und meinem durch unsers Hauptmanns fortwährende Kleidermusterungen geschulten Schneiderverstand kam es vor, als ob die Hosen des Geschichtsprofessors viel zu kurz wären. Gewiß sehr unwürdige Erinnerungen gegenüber einer Persönlichkeit von Rankes Bedeutung — doch sie sind auch weniger charakteristisch für ihn als für mich, der in jener Zeit auf Aeußerlichkeiten dressiert war. Leider war mir bei dieser Dressur keine Zeit gelassen, einen so ausgezeichneten Gelehrten näher kennen zu lernen.

*

Außerhalb der Kaserne hatte ich natürlich regen geselligen Verkehr, am meisten mit Offizieren. Von Mainz her kannte ich einen Lieutenant Buschbeck, der damals beim Hauptmann v. Greiffenberg Italienisch studierte, um sich für eine Reise nach Italien vorzubereiten. Wenn ich gerade englische Stunde hatte, kam er oft als Störenfried und klopfte so energisch an, daß Greiffenberg gleich seinen Mann erkannte. „Chi batte, chi bussa?“ rief er dann bisweilen etwas ärgerlich, und herein trat eine kräftige Hünengestalt von blühender Gesichtsfarbe, eine echte Vollblutnatur, etwas Ueberlegenes und Sarkastisches in seinem ganzen Wesen. Er war nun nach Berlin versetzt worden als Lehrer am Kadettenhause. Inzwischen hatte er seine Reise nach Italien gemacht und hegte eine Schwärmerei für das Land, wo die Zitronen blühen, die bei seiner sonstigen Nüchternheit auffallen mußte. Er hatte sein feines Verständnis für die Kunst in Italien noch besonders geschult. Buschbeck führte mich in einen kleinen Kreis von Offizieren ein, der ein wissenschaftlich ästhetisches Kränzchen bildete. Sie waren alle Lehrer an der Kadettenschule: Ollech, später General, schwerverwundet in

Böhmen in dem deutsch-österreichischen Kriege, eine energische Natur von großer Willensstärke; v. Kalkstein, den ich später als Rittergutsbesitzer in Ostpreußen wiederbegrüßte, ein sehr liebenswürdiger, sanfter Herr; gelegentlich hospitierten auch einige jüngere Offiziere. In diesem Kreise las ich meinen „Robespierre" mit vielem Beifall vor, ohne den geringsten Anstoß zu erregen; es waren durchaus vorurteilsfreie Männer, welche sich auf den weltgeschichtlichen Standpunkt stellten. Vor allem wurde Dantes „Divina comedia" gelesen und kommentiert — und das war Buschbecks Stärke. Bei ihm zu Hause setzte ich diese Studien fort; er hatte die sorgfältigsten Zeichnungen der Danteschen Hölle mit allen ihren Trichtern entworfen, mit der Sorgfalt, mit der er militärische Pläne und Karten zeichnete, und er wußte darin so gut Bescheid wie ein Fourier, der die Quartierbillette für die Mannschaften austeilt. Ich hatte mich bald in die Terzinen Dantes hineingelesen, und die feurigen Frühstücksweine, die mir bei diesen italienischen Studien vorgesetzt wurden, halfen meiner Phantasie, Dantes „Hölle" mit schreckhaften Flammen zu beleuchten.

*

Natürlich bewegte ich mich nicht bloß in Offizierskreisen, sondern auch in schriftstellerischen. Von den jungdeutschen Autoren lebte damals Theodor Mundt in Berlin; schon auf dem Mainzer Gymnasium hatte ich seine Weltheilige, seine Madonna, kennen lernen und seine jean-paulisierenden „Modernen Lebenswirren" und mich dafür wie für alle Schriften der jungen Richtung begeistert. Von der Achterklärung des Deutschen Bundes betroffen, hatte Mundt doch später seinen Frieden mit der preußischen Regierung gemacht und war als Dozent an der Berliner Universität zugelassen worden. Ein vielseitig gebildeter, geistreicher Kopf, ein sehr stilgewandter Schriftsteller, hatte er besonders in seinen „Spaziergängen und Weltfahrten" in glänzenden Schilderungen und Charakteristiken umfassenden Weltblick und blendende Darstellungsgabe gezeigt und sich so meine vollen Sympathien erworben. Ich lernte ihn persönlich kennen; er war kein von Visionen angekränkelter Madonnenschwärmer; er hatte eine frische, glatte — ich möchte sagen — runde Persönlichkeit, nichts Schroffes, Eckiges, etwas weich sich Anschmiegendes, und gerade das machte den Verkehr mit ihm sehr angenehm. Daß ihm die Schärfe fehlte, die einem Gutzkow eigen war, mochte seinen Schriften zum Nachteil gereichen; doch dem persönlichen Umgang mit ihm kam es sehr zu statten. Einer Zeit, in welcher Fürst Pückler glänzte, mußte Theodor Mundt, der als Weltwanderer und moderner Lebens- und Sitten-Schilderer eine gewisse Verwandtschaft mit ihm hatte, als ein hervorragender Schriftsteller gelten, ganz abgesehen von der Auszeichnung, die ihm der Deutsche Bund durch das auf ihn geschleuderte Interdikt verschafft hatte. So mochte ich, wenn ich mit ihm in der Umgegend Berlins spazieren ging, einer Umgegend, die jetzt schon längst mit Häuservierteln besetzt und der Hauptstadt einverleibt ist, mich der Faustverse erinnern:

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn!"

Mundt war verheiratet; seine Gattin, die damals noch nicht dreißig Jahre alt war, hatte sich ebenfalls schriftstellerisch versucht, wenngleich diese Versuche ihr nur unter den Lesern und Leserinnen der Leihbibliotheken einen Namen verschafft hatten. Klara Mühlbach war eine Mecklenburgerin; sie hatte auch geistig ein kräftiges, etwas derbes Naturell, und wenn ihr Talent ein Edelstein war, so war er anfangs noch ziemlich ungeschliffen. Noch hatte sie nicht jene Riesenromane geschrieben, die in mehreren Abteilungen und in mehr als zwanzig Bänden einen Friedrich den Großen oder einen Joseph II. für das Lesepublikum zurechtmachten und als auseinandergefaserte Memoiren in lebendiger Darstellung zur Modelektüre gehörten; noch befand sie sich in ihrer jugendlichen Sturm- und Drangepoche; sie schrieb den „Zögling der Natur" und ähnliche Werke; sie war eine etwas verwilderte Georges Sand, emanzipiert wie diese, aber Holzschneiderin, wo diese Kupferstecherin war; sie häufte ungeniert Sittlichkeitsverbrechen und Greuel jeder Art in ihren Werken. Wären diese nicht ganz vergessen, sie müßten heutigentags wegen ihres oft krassen Naturalismus vielen jüngstdeutschen Schriften Konkurrenz machen. Doch Klara Mühlbach war nichts weniger als eine feueräugige Amazone, als eine neufranzösische Demimondedame von koketter Beweglichkeit, mit herausforderndem Wesen; sie machte den Eindruck einer behaglichen deutschen Hausfrau, neigte schon damals zur Körperfülle, und das Phlegma schien bei ihr den Spiritus zu überwiegen. Einen Ehrgeiz hatte sie indes: sie wollte ein Haus machen wie die Pariser Schriftstellerinnen von Ruf; in ihrem Salon sollten sich alle geistigen Notabilitäten Berlins versammeln, und da auch Fürst Pückler bisweilen dort erschien und Varnhagen von Ense, so konnte es nicht fehlen, daß auch die jüngeren Berühmtheiten und solche, die es werden wollten, sich gern dort einfanden.

Auch ich folgte mehrmals den Einladungen und trug einmal dort aus dem Gedächtnis mehrere Scenen meines „Thomas Münzer" vor, deren Manuskript ich verloren hatte und später neu in verbesserter Auflage niederschrieb. Ein junger Neuchateler, der in seiner grünen Schützenuniform Trauerspiele vortrug — das war wenigstens etwas Neues, und man beachtete wohlwollend den Jüngling, der den alten Spruch „Inter arma silent Musae" Lügen strafte. Unter meinen Zuhörerinnen befanden sich viele Damen des Varnhagenschen Kreises, denen ich später näher treten sollte.

Oefters war auch Feodor Wehl zugegen, ein junger Schriftsteller, nur wenige Jahre älter als ich; er war damals ein bekannter Feuilletonist, der sich an französischen Mustern gebildet; seinen „Berliner Wespen" fehlte der böse Stachel nicht, und eine unvorsichtige Aeußerung, in welcher die Gerichte eine Majestätsbeleidigung sahen, hatte ihm eine mehrmonatliche Festungshaft in Magdeburg zugezogen. Er war indes durchaus kein scharfer oder energisch zugreifender Kopf; er hatte etwas Sanftes und Weiches, zugleich etwas Feines und Elegantes. Seine Wohnung war stets aufs zierlichste ausgestattet; es fehlte da nicht an

reichbesetzten Nipptischen mit Figürchen aller Art; böse Zungen behaupteten, seine Einrichtung hätte etwas Altjungferliches. Wehl war ein feines, sinniges Talent; mir ist er stets ein lieber Freund geblieben, und unser Briefwechsel, der Jahrzehnte hindurch andauerte, legt das beste Zeugnis ab für diese unwandelbare Freundschaft.

Auch der feurige Ungar Karl Beck hielt sich in dieser Zeit in Berlin auf, obschon er sich „Unter den Linden" niemals heimisch fühlen konnte. Die liberale Bewegung in Preußen hatte ihn hierher gezogen. Herweghs glänzender Triumphzug, seine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. hatten Aufsehen erregt. Die Gemüter waren auf den Ton der politischen Lyrik gestimmt. In der That hatten auch die Beckschen Gedichte das Glück oder Unglück, konfisciert zu werden, doch wurden sie auf Befehl des Königs freigegeben.

In der Uniform vom Köpenicker Felde kommend, besuchte ich oft den ungarischen Poeten mit den großen blauen Augen in seinem Zimmer, wo ich ihn in der Regel, auf dem Sofa liegend und die Pfeife rauchend, in eine Intuition versunken traf, der er sich oft stundenlang hingeben konnte, auf dem Tische neben sich außer dem Alten Testament höchstens einen Korrekturbogen seiner Gedichte. Er hatte von der Mission des Dichters die höchste Meinung; er faßte sie auf als ein alttestamentarisches Prophetentum, welchem Gott in der Wüste die höchsten Offenbarungen spendete. Keine Studien, keine Bücher, nichts Ablenkendes; das führte nur zur Nachahmung; nichts von vielgeschäftiger Publizistik und Journalistik; der Dichter sollte einsam nur seinem Genius leben. Hier in Berlin 1844 gab Beck eine Gesamtausgabe seiner Gedichte heraus; das war zugleich eine Probe für die Selbstkritik des Dichters; kaum der dritte Teil der „Gepanzerten Lieder" und des „Fahrenden Poeten" fand Aufnahme in die Sammlung. Er war ebenso aufopferungsfähig wie sorgfältig in der Feile und Verbesserung; er konnte oft über ein paar Zeilen stundenlang brüten, bis er sie in die rechte Form gegossen.

In schroffem Gegensatz zu diesem still schaffenden Dichter standen die beweglichen Publizisten und Journalisten, die man in den Cafés und Konditoreien traf: Dr. Meyen, Dr. Rutenberg und Genossen, Radikale, welche schon damals die Ziele der politischen Bewegung weit hinaus gesteckt hatten; Dr. Meyen, ein sehr gutmütiger Schwärmer, der dabei die Revolution nur so aus dem Aermel schüttelte, Rutenberg, mit einer scharfgeschliffenen journalistischen Klinge, ein tapferer Kämpe in Korrespondenzen und Leitartikeln.

Eine andre litterarische Gruppe, bei der ich nur selten hospitierte, die mir aber trotzdem dienstliche Unannehmlichkeiten zuzog, waren die Berliner „Freien", allerdings von größerer geistiger Bedeutung als die schlagkräftigen Tagesschriftsteller, aber übel berufen in der öffentlichen Meinung wegen ihres herausfordernden Cynismus. Der Häuptling dieser ganzen Schar war Bruno Bauer, früher theologischer Dozent in Bonn, dem aber das Recht, Vorlesungen zu halten, wegen seiner ketzerischen Lehren entzogen worden war, in seiner Kritik der evangelischen Synoptiker über David Strauß hinausgehend, ein Mann von

tüchtiger wissenschaftlicher Bildung, kenntnisreicher Gelehrter und scharfer Kopf, aber dem Cynismus verfallen wie alle seine Genossen, wenngleich ihm die wüste Renommage nicht zu Gesicht stand, denn sein eigentliches Wesen war doch wissenschaftlicher Ernst. Es ist zu bekannt, daß der Magister, wenn er über die Schnur schlägt, Cyniker wird; da er alles gründlich betreibt, so wird bei ihm die Frivolität zur Rohheit. Im Wesen der kritischen Kritik, die Bruno Bauer vertrat, lag ja die Konsequenzenmacherei bis aufs äußerste. Alles Halbe wurde totgeschlagen, überall eine Schranke nachgewiesen und darüber in wilder Jagd hinweggesetzt. „Die Toten reiten schnell," sagte damals ein geistvoller Gegner. Bruno Bauer war mir ein interessanter Charakterkopf — noch vor kurzem hatte ich seine „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Antichristen und Atheisten" gelesen, wo er unter der Maske eines Orthodoxen, der auf die preußischen Staatsphilosophen das Anathem schleudert, nachzuweisen sucht, daß im Grunde die Jüngst-Hegelianer, besonders die radikalen Kritiker, nur dasselbe sagen, was Hegel gemeint hat. Es wäre aber vergeblich gewesen, den Meister und seine Jünger in ernste Gespräche zu verwickeln. Bruno Bauer war im ganzen schweigsam und warf nur gelegentlich etwas explodierendes Dynamit seiner „absoluten Kritik" in das geistige Getümmel der meist viel jüngeren Genossen. Wovon sollten sie auch sprechen, da sie über alles hinaus waren, was andre Sterbliche interessierte? Es waren ja die „Freien", die ihre Sache auf nichts gestellt hatten. Bisweilen war's so still bei ihnen wie in einer Herrnhuter Gemeinde, nur daß sie sich nicht in die Bibel, sondern in den Gerstensaft, der vor ihnen stand, in stiller Verzückung vertieft zu haben schienen. Dann aber wieder herrschte ein lärmender Radau, besonders wenn Edgar Bauer, der jüngere Bruder des Theologen, das Wort ergriffen hatte; ein echter Berliner Gamin, bei dem die „kritische Kritik" bisweilen einen schnodderigen Charakter annahm und der alle Autoritäten, vergangene, gegenwärtige und künftige, mit einem verächtlichen Ruck beiseite schleuderte, etwa wie einer, der ein Talglicht mit den Fingern geschneuzt hat und das abgebrannte Restchen unter den Tisch wirft. Dann wandte er sich wieder seinem gerade Dienst thuenden Liebchen zu, das weder von den Synoptikern noch von der ganzen Weltgeschichte eine Ahnung hatte, aber dem kritischen Schlagadodro mit zärtlichen Blicken aufwartete. Damals war es Mode, und nicht bloß in diesem Kreise, Analogien mit der großen französischen Revolution hervorzusuchen, über welche gerade die Gebrüder Bauer eingehende Studien gemacht, die sie in größeren Werken veröffentlicht hatten. Da war natürlich Bruno Bauer Robespierre, der konsequente Denker und unnahbare Mensch, und Edgar Bauer spielte die Rolle des kecken, schlagfertigen Camille Desmoulins. Er brauchte zwar nicht das Schafott zu besteigen; aber eine mehrjährige Festungshaft wurde bald darauf über ihn verhängt, durch welche offenbar, um mit Mephisto zu sprechen, „der Lümmel zahm wurde". Jahrelang traten die Gebrüder Bauer, nachdem die Kritik ihre letzten Trümpfe ausgespielt hatte, ins Dunkel zurück, bis sie wieder auftauchten als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" und des Wagnerschen Staatslexikons. Bruno Bauer hat noch einige geistvolle Monographien, wie diejenigen

über „Rußland und das Germanentum“ und später über die „Bismarcksche Aera“ veröffentlicht, doch Edgar ist sogar ganz in das orthodoxe Lager übergegangen. Das war das Ende der Junghegelschen Poltergeister, die im Verein der „Freien“ ihr Wesen trieben.

Doch es waren außer den tonangebenden Führern noch manche gute Köpfe in diesem Kreise. Ihre Namen sind jetzt meist vergessen, wie derjenige Buhls, der in seiner Schrift: „Ueber die Herrschaft des Geburts- und Bodenprivilegiums in Preußen“ sich als ein tüchtiger Kenner des preußischen Staatsrechts und als ein Schriftsteller von einschneidender Logik bewährt hat. Einer der Stillsten, der aber in der Gegenwart wieder von den Toten auferweckt, eine weiterreichende geistige Wirksamkeit ausübt, war Dr. Kaspar Schmidt, der unter dem Pseudonym Max Stirner das Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ herausgegeben hatte. Er war Oberlehrer an höheren Berliner Unterrichtsanstalten gewesen und hatte sich zur Ruhe gesetzt; ich weiß nicht, ob freiwillig oder auf einen Wink von oben. Mit seiner Gattin, Marie Daenhard, die den Kneipnamen Marius Daenhardius führte, war er häufig in der Gesellschaft der Bauer; sie trank Bier, rauchte Zigarren und war wie die andern Damen dieser Gesellschaft gefeit und gepanzert gegen die schlimmsten Waffen des Cynismus. Darin bestand aber ihre ganze Emanzipation. Im übrigen machte das Schmidtsche Ehepaar den Eindruck einer soliden bürgerlichen Ehe; da war von etwas Demimondérischem in keiner Weise die Rede. Ich besuchte sie auch öfter in ihrer Wohnung und wurde der Vertraute ihrer Privatangelegenheiten und finanziellen Spekulationen. Da hatten sie ihr kleines Vermögen gleichsam in Ziegenmilch angelegt und einen kleinen Stall mit solchen Milchspenderinnen angefüllt. Um das Befinden dieser Damen, von denen manche bei der Stallfütterung nicht recht gedeihen wollten, drehte sich oft die Unterhaltung; denn sie waren ein „Eigentum“ des „Einzigen“, das diesem oft viele Sorgen machte. Auch ging ich öfter mit Marius Daenhardius und dem Einzigen im Tiergarten spazieren, nicht ohne mit ihm über einige seiner kühnsten Paradoxen zu rechten. Das Buch hatte damals viel Aufsehen gemacht, war längere Zeit verschollen, hat aber jetzt neue Jünger und Herausgeber gefunden. Das ist wohl begreiflich, denn Stirner berührt sich oft in auffallender Weise mit dem geistsprühenden Originaldenker, der einen Teil unsrer Jugend für sich erobert hat, mit Nietzsche. Sieht man genauer hin, so wird man in dem „Uebermenschen“ Nietzsches den „Einzigen“ Stirners wohl erkennen können, welcher „der sterbliche Schöpfer seiner“ sich trotzig gegen die höheren absoluten Mächte wehrt, deren Reich ihm ein Reich der Gespenster ist. Wenn Nietzsches „Uebermensch“ jenseits von gut und böse steht, so steht der „Einzige“ Stirners diesseits von gut und böse, und die Ethik ist für beide eine preisgegebene Provinz. Nur in der Form ist Stirner systematisch, während Nietzsche aphoristisch ist. — Im ganzen ist es dem Einzigen mit seinem Eigentum schlecht ergangen: er mochte den Weltgenuß noch so sehr als Selbstgenuß hinstellen, er ist zu beiden wenig gekommen, und auch Marius Daenhardius hat sich, wie ich aus einem späteren Briefe erfuhr, mühsam durchs Leben schlagen müssen.

Mein im ganzen spärlicher Verkehr mit den „Freien“ wurde indes doch bemerkt. Eines schönen Tages wurde ich vor den Oberstlieutenant citiert im Ordonnanzanzug; es war etwas Wichtiges eingelaufen, ein Schreiben vom Kriegsministerium, das sich mit meiner so subalternen Persönlichkeit beschäftigte. Der Kriegsminister war von der Polizei auf frühere Gedichte von mir aufmerksam gemacht worden und hatte dem Kommandeur unsers Bataillons befohlen, mich beobachten zu lassen und im Notfall unter strengere Kontrolle zu stellen. Das teilte mir dieser höchst undiplomatisch mit, als ehrlicher Soldat, der für die geheime Polizei kein Talent besitzt. Er habe mich nun beobachten lassen, und man habe ihm mitgeteilt, daß ich mit einigen zu freisinnigen Gelehrten Umgang habe; ich solle solchen Umgang vermeiden, sonst würde er genötigt sein, eine strengere Kontrolle eintreten zu lassen; ich erklärte nun, daß ich hauptsächlich mit königlichen Offizieren umgehe, nannte Buschbeck, Ollech, Kalkstein, Namen von bestem Klange, denn sie waren nicht nur Lehrer an der Kadettenschule, sondern auch zum Teil Lehrer der Prinzen. Das stimmte sofort meinen Chef milde, und er zerschmolz in eine gemütliche Sittenpredigt, zu der er sich offenbar vorbereitet hatte, denn sie war wohlgesetzt und tadellos mit Ausnahme des Berliner „sind“, das sich für „sein“ bisweilen einschlich. Nur ließ er sich zu sehr auf allgemeine Fragen ein, sprach über Poesie, Philosophie, Politik, wovon er natürlich als mein Vorgesetzter mehr verstand als ich. Ich stand in militärischer Haltung, den blitzenden Helm auf dem Kopf voll Gedanken, ohne mich im geringsten zu einer Offenbarung meiner Ueberzeugungen zu verstehen, obschon der Oberstlieutenant mehrmals anklopfte und innehielt; ich erwiderte bloß „sehr wohl“ und „zu befehlen“, mit der nötigen militärischen Kürze, was sich spaßhaft genug machte.

Die Sache schlug indessen ganz zu meinen Gunsten aus; der Oberstlieutenant wandte sich an Kalkstein und ersuchte ihn um Auskunft über mich, und dieser, ein sehr gewandter Stilist, antwortete in einer längeren Epistel, die voll meines Lobes war, dabei aber das punctum saliens, die politischen Anschauungen, gar nicht erwähnte! Der Oberstlieutenant gewann die schmerzliche Ueberzeugung, daß er mir Unrecht gethan, schickte jenen Brief mit einem glänzenden militärischen Zeugnis an das Kriegsministerium — und seitdem ruhten alle Wälder!

Ich glaube indes wirklich, daß ich das Zeugnis verdient habe; ich war sehr pünktlich und gewissenhaft im Dienst und zeigte bei den Felddienstübungen einiges militärische Verständnis, das ich mir schon in Coblenz beim Studium der Werke aus der Brigadebibliothek erworben. Dies trat natürlich immer mehr hervor, je höher ich auf der Leiter soldatischer Beförderung aufrückte. Nach einem halben Jahre war ich wie meine andern einjährigen Kameraden Unteroffizier und konnte mit Stolz durch die Straßen der Stadt Berlin spazieren; denn die größten Gardisten mußten an die Mütze greifen, wenn ich mit meinen blanken Tressen ihnen begegnete. Jetzt kommandierte ich die Wachen, vor denen ich früher Posten stand — und dies war an sehr kalten Tagen keine Sinekure gewesen. Ich besinne mich, daß ich als Schildwache vor der Bank, vor Kälte

klappernd, zwei Stunden hin und her ging. Und dabei hatte ich noch andre Beängstigungen; denn einer meiner Stiefel trug ein ziemlich zerrissenes Oberleder zur Schau, und wenn ich vor einem vorübergehenden Lieutenant schulterte, hegte ich immer bange Befürchtungen, sein Blick möchte auf meine defekte Fußbekleidung fallen. Doch die Herren hatten alle außerdienstliche Gedanken und kümmerten sich weder um die zerrissenen Stiefel noch um die erfrorenen Nasen der Schildwachen. Bei einer sibirischen Kälte mußte ich vor der Spittelmarktwache als Posten vor dem Gewehr auf und ab spazieren. Drinnen aber stand eine dampfende Bowle auf dem Tisch, und mildthätige Kameraden kamen heraus und labten mich in aller Eile mit dem erquickenden Trank; da kam aber doch ein Lieutenant allzu rasch um die Ecke und fuhr auf diese Samariterdienste mit einem Donnerwetter los, das um so kräftiger war, als unsre Kommißmäntel nicht die Abzeichen des Einjährig-Freiwilligen trugen und wir daher ganz wie andre gemeine Soldaten behandelt wurden. Auch an Irrtümern und Mißverständnissen fehlte es nicht. So rief ich einmal als Posten vor dem Gewehr am Kottbuser Thore die Wache heraus, als der Polizeipräsident in Uniform vorüberritt — ich hielt ihn für einen General.

Ueber diese Abenteuer der Schildwachen war ich nun als Unteroffizier erhaben — da kommandierte ich die Wachen selbst und hatte besonders mehrfach die Kasernenwache unter mir. Da saß ich nun im Wachlokal, studierte des Nachts bei einer Beleuchtung, die sich sehr zu ihrem Nachteil von Gas und elektrischem Licht unterschied, die römische Rechtsgeschichte. In diesem Studium wurde ich oft von den Offizieren unterbrochen, die in der Kaserne wohnten und spät oder früh dorthin zurückkehrten. Noch die Kommentare des Gajus im Kopf, öffnete ich ihnen das Thor, ihnen und gelegentlich auch halbverschleierten Damen, die sie mit sich hatten und die sie weder per aes et libram noch durch confarreatio, wie es bei meinen alten Römern Brauch war, zu heiraten gedachten.

Die Felddienstübungen, wo wir bisweilen die selbständige Führung kleiner Abteilungen hatten, waren mir am willkommensten; auch der Ausmarsch über die Felder und durch die Wälder versetzte uns meistens in eine frische und fröhliche Stimmung, um so mehr, als wir jetzt unsern Offizieren näher standen und uns besonders mit den französischen unterhielten. Da war Lieutenant v. Mandro, ein echter schweizerischer Gentleman, vor allem aber Lieutenant v. Merveilleux, ein wohlbeleibter Offizier, der immer durch Berlin mit einer reglementswidrig aufgeknöpften Uniform patrouillierte, da ihm das Bedürfnis, recht ungeniert frische Luft zu schöpfen, über alle andern Rücksichten und Pflichten ging. Er sprach nur gebrochenes Deutsch, das oft recht drollig klang, und war von einer erstaunlichen Gutmütigkeit. Alle Wünsche der Compagnie wurden ihm anvertraut und von ihm dem Hauptmann mitgeteilt. „Kapitän, die Leut' will nit mehr exerziere —", das war eine seiner Liebesbotschaften, die bei unserm Compagniechef keineswegs eine sehr freundliche Aufnahme fanden.

Kommandeur des Gardecorps war damals der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. Bei größeren Uebungen war er oft zugegen, und

wenn er an uns vorüberritt, rief er uns seinen französischen Gruß zu: „Bon jour, tirailleurs!“ Wir wußten, was wir darauf zu erwidern hatten, und mit schöner Einstimmigkeit riefen wir: „Bon jour, altesse royale!“ Der Prinz von Preußen mochte mit seinen Tirailleurs im ganzen wohl zufrieden sein; nur in einer Hinsicht hegte er gegen uns ein sehr begründetes Mißtrauen: es galt unserm Parademarsch. Wir waren bei den Paraden immer die letzten, und ich besinne mich noch, wie der Prinz bei einer Parade, die er auf dem Köpenicker Felde abnahm, kurz ehe wir an die Reihe kamen, das Paradefeld verließ, so daß wir unsern Abscheu vor den geraden Linien und unsre Vorliebe für die Kurven beim Vorübermarschieren ohne Hoffnung auf seine Anerkennung nur zu unsrer eignen Beruhigung an den Tag legen konnten.

Ein Schatten fiel indes auf meine soldatische Laufbahn — das war der für einen Einjährigen doppelt empfindliche Geldmangel. Meine Tante hatte mich ganz im Stich gelassen, und auf ihre Versprechungen hatte ich gebaut, als ich mein sterbliches Teil in doppeltes Tuch kleidete. Ich hatte Compagnieschulden, die immer mehr anwuchsen — das brachte mich oft zu stiller Verzweiflung. Ein liebenswürdiger Feldwebel stundete mir möglichst lange, was ich an die Kammer und sonst an die Compagnie zu zahlen hatte. Dann griffen mir gute Bekannte und Freunde, besonders ein reicher feingebildeter Banquierssohn, unter die Arme — und entscheidende Rettung brachte mir dann das Honorar für die zweite Auflage meiner „Zensurflüchtlinge“, das aus der Schweiz einlief in höchst überraschender Weise gerade, als die Leere meiner Kasse mir unheimlich zu Kopf gestiegen war und ich fast vor horror vacui Schwindel bekam. Inzwischen hatte auch mein „Robespierre“ mit kleinen Aenderungen die Zensur passiert, und ich erhielt vom Graf Reichenbach ein Honorar, das allerdings meine späteren Honorare für dramatische Buchausgaben wesentlich überschritt.

*

In weitester Entfernung von unsrer Kaserne, nicht weit von Moabit, in der Nähe der Charité, wohnte ein kranker Student, der durch einen Markschwamm im Gesicht dem sicheren Tode geweiht war. Tag und Nacht saß er in seinem Lehnstuhl, ein aufgegebener Mann. Ich besuchte ihn mit einigen gemeinsamen Bekannten; er bedurfte in jeder Hinsicht der Pflege und Unterstützung. Da hatte sich eine stets hilfsbereite Dame eingefunden, die sich auch in litterarischen Kreisen eines großen Rufs erfreute. Am Lehnstuhl des kranken Studenten machte ich ihre Bekanntschaft; sie tröstete ihn, plauderte mit ihm und mit uns in harmloser, oft geistreicher Weise. Es war eine fast sechzigjährige Dame, doch von großer geistiger Frische. Frau v. Arnim, Bettina, das Kind, die Vertreterin einer Schwebereligion, die einst um den Zaubergreis „Goethe“ ihre magischen Kreise zog, die vor kurzem durch ihre Schrift: „Das Buch gehört dem Könige“ diesem die soziale Frage nahegelegt und jedenfalls Frauenstolz vor Königsthronen bewiesen hatte — hier waltete sie in stiller werkthätiger Liebe, und hier zeigte

sie ihr mitleidiges Herz im schönen Licht. Auch eine andre junge Samariterin, die in der Nähe wohnte, hatte sich des armen Studenten angenommen: es war Louise Aston, die später im schleswig-holsteinischen Krieg sich als Krankenpflegerin auf den Schlachtfeldern bewährte.

Als Louise Aston, eine junge schöne Frau, nach Berlin gekommen war, umgab sie bereits ein Sagengewölk, eine gewisse Emanzipationsglorie. Was sie selbst erzählte, wurde ergänzt durch die mit trockenem Witz vorgetragenen Mitteilungen eines alten Buchhalters, der bei ihrem früheren Gatten angestellt gewesen. Louise Aston, eine geborene Hoche, war eine Verwandte des berühmten französischen Revolutionsgenerals und Tochter eines Konsistorialrats, der in jungen Jahren nach Deutschland emigriert war. Auf den Wunsch ihrer frommen Eltern wurde sie schon mit sechzehn Jahren die Frau eines Engländers Aston, eines reichen Fabrikbesitzers, der sie bei der Durchreise gesehen und von ihrer Schönheit entzückt war. Sie aber liebte ihn nicht, und es dauerte einige Zeit, ehe ihre Eltern, von den Reichtümern des wenig gebildeten Mannes geblendet, ihren Widerstand gebrochen hatten. Nun wirtschaftete sie genial und übermütig mit den Schätzen ihres Gatten, ging oft mit einem Gefolge von Freundinnen auf Reisen und machte eine Masse jugendlicher, fast studentischer Streiche, ohne sich dabei etwas zu vergeben, denn sie war zwar kokett, aber prüde dabei! In Göttingen ritt sie mit ihren Damen und den Studenten spazieren oder lud die letzteren, und zwar en masse, zu sich zu Kaffee. Da standen die Collegia bisweilen leer, denn die Studenten ließen es sich gern gefallen, von einer liebenswürdigen jungen Dame traktiert zu werden. Das Universitätsgericht wandte sich an Aston und bat ihn, seine Frau zurückzurufen, da dieselbe die ganze akademische Jugend verführe. Als der König von Hannover gestorben war und alles in tiefer Trauer ging, ließ sie sich mit ihren Begleiterinnen scharlachrote Kleider machen und kutschierte so durch die Straßen. Einmal schrieb sie gleichzeitig Briefe an zehn Verehrer, darunter befand sich ein Rittmeister, ein Geistlicher, ein Hofschauspieler, ein Student, ein Gastwirt, die sie alle zum besten hatte. Der ganze Briefwechsel wurde bei ihrem späteren Scheidungsprozeß zu den Akten gegeben, zum größten Amusement des Gerichts. Als sie mit Aston in Carlsbad war, interessierte sich Fürst Metternich für sie und lud sie beide auf seine Güter ein, wo Aston Maschinen bauen sollte, doch dieser hielt es für besser, den Auftrag abzulehnen. Auch ein preußischer Prinz gehörte in Carlsbad zu ihren Verehrern — diese Episode aus ihrem Leben hatte sie in Aufzeichnungen geschildert, aus denen später ein Roman gestaltet wurde. Die Ehe mit Aston war indes eine tiefunglückliche; mehrmals verließ sie ihn, einmal mit Zurücklassung eines Briefes, in welchem sie auf immer von ihm Abschied nahm; er ließ sie drei Tage lang in der Elbe suchen. Ein Jahr lang hielt er sie darauf als eine Wahnsinnige bei sich eingesperrt und verbannte sie dann auf seine Güter am Harz, wo er Bergwerke bei Sorge und Elend hatte. Da ritt sie fast jeden Morgen auf den Brocken, um von dort den Sonnenaufgang zu sehen, — und ein leidenschaftlicher Verehrer folgte ihr dorthin in ihre Einsamkeit. Obschon

sie sich keiner Untreue schuldig machte, gab dies doch den Anlaß zu einer Ehescheidungsklage, die zu ihren Gunsten ausfiel; doch sie selbst wollte die Ehe geschieden sehen und klagte nun ihrerseits mit mehr Erfolg. Aston wurde verurteilt, ihr eine Pension zu zahlen. In der Regel lebte sie nun bei einer Schwester in Züllichau, doch im kleinstädtischen Philistertum konnte sie sich nicht behaglich fühlen, und so oft es anging, kam sie nach Berlin hinüber. Das war nun Wahrheit und wohl auch Dichtung aus ihrem Leben — welche von beiden überwog, das prüften wir nicht genau; wir standen alle unter dem Einfluß einer anmutigen und in vieler Hinsicht genialen Persönlichkeit.

Die damalige Emanzipation der Frauen, welche schon die Jungdeutschen auf ihre Fahne geschrieben hatten, unterschied sich wesentlich von der heutigen, welche praktische Ziele verfolgt: eine bessere Stellung der Frau im bürgerlichen Leben, Gleichstellung von Mann und Frau, Erweiterung ihrer Erwerbsthätigkeit. So praktisch war man nicht in jener Zeit, wo man auch in der Politik schönen Idealen nachjagte. Die „freien Bahnen" waren damals anders als die heutigen, wenn sie sich auch in vielen Punkten berühren mochten. Es galt vor allem den Protest gegen die Zwangsehen und das Eintreten für das freie Recht des Herzens und der Leidenschaft.

Georges Sand galt damals für die Hohepriesterin dieser Emanzipation, die sie in ihren Romanen nicht ohne Kühnheit verherrlichte, und Louise Aston schien die Rolle einer deutschen Georges Sand spielen zu wollen. Jene hatte sich von einem rohen Manne geschieden, auch die Aston hatte eine unglückliche Ehe mit einem ihr verhaßten Manne hinter sich. Bisweilen, doch selten, zog sie auch Männerkleider an wie die Pariser Aurora; doch mochte sie noch so herausfordernd auftreten — es geschah stets mit Grazie und einer gewissen Vornehmheit. Sie war weit davon entfernt, ein polterndes Mannweib zu sein: im Gegenteil, sie hatte etwas Sanftmütiges und Feines in ihrem Wesen; sie erschien stets in geschmackvoller, eleganter Toilette; sie machte den Eindruck einer Dame, und wenn sie einmal bei den „Freien" erschien, so erhoben sich alle diese Cyniker, deren Frauen und Dirnen mit der Mode auf gespanntem Fuße standen, zu höflicher Begrüßung von ihren Stühlen.

Meine schwärmerische Jugendliebe in Breslau, die ich treu im Herzen getragen, war in Berlin erloschen: das Mädchen, dem sie galt, hatte ich wiedergesehen, doch der Eindruck war nicht mehr derselbe, und sie selbst hatte auch in der langen Zwischenzeit, einer Zeit unsrer gänzlichen äußeren Entfremdung, einem andern Sterblichen ihre Neigung zugewendet. Wohl erschien ich noch oft in Krolls Wintergarten, einem aufblühenden Etablissement, welches auf die Berliner große Anziehungskraft ausübte; doch mich interessierten mehr die Konzerte und das Publikum und der innere wirtschaftliche Betrieb, da ich in alle Räume, auch in die Küche, Zutritt hatte und das energische Walten der ältesten Tochter des Hauses in der Nähe studieren konnte. Auch war ich jetzt ein Schützling des alten Herrn Kroll geworden und machte auf seinen Wunsch ein Gedicht zur Feier des Schlesierfestes, das in seinen Räumen stattfand, und vor meinem Aus-

marsch zum Manöver zeigte die Familie in jeder Hinsicht die liebevollste Fürsorge für meine Verproviantierung; doch verblaßt war das anmutige Bild meiner Träume und ich selbst mißtrauisch geworden gegen alle „blöde Jugendeselei". Da trat Louise Aston ein in mein Leben, erweckte in mir eine glühende Leidenschaft, um so mehr, als sie meinem eignen Emanzipationsdrang auf allen Gebieten des geistigen und sittlichen Lebens entgegenkam und mir das Ideal eines schönen, freien, nicht in der Ehe einphilisterten Weibes war, wie es damals den jungdeutschen Phantasien und nicht bloß den meinigen vorschwebte. Sie erschien mir als eine moderne Aspasia — natürlich konnte sie in einer, dem Hellenismus so fernstehenden Zeit nicht in selbstgenügsamer Harmonie dahinleben, sondern nur im Widerspruch mit der herrschenden Sitte. Wie viel eines jungen Dichters Phantasie auf den Gegenstand seiner Neigung überträgt und wie schwer nachher zu sondern ist, was diesem selbst oder jener Phantasie angehört, das bedarf wohl nicht der Erwähnung; jedenfalls ist in jener Epoche meines Lebens für viele spätere leidenschaftliche Accorde meiner Muse der Grundton angeschlagen worden. Louise Aston hatte, so groß auch der Zauber war, den ihre Persönlichkeit auf mich ausübte, zugleich etwas Unpersönliches; ihr Name vertrat die Emanzipation der Frauen, und so konnte ich auch in die unter ihrem Namen herausgegebenen „Wilden Rosen" sehr viel Eignes mit einschmuggeln. Diese Gedichte beginnen mit den Versen:

„Ich begrüße euch, ihr Rosen,
In der Freiheit milder Pracht,
Eingewiegt von Sturmestosen,
Großgesäugt vom Tau der Nacht.
Nicht im traulichen Gehege,
In des Gartens Mutterschoß;
Ohne eines Gärtners Pflege
Ward das Kind der Berge groß!"

Und durch alle diese Lieder ging der Protest gegen den gesellschaftlichen Zwang, der die Rechte des Herzens einschränkt, und steigerte sich bis zur Dithyrambik der Orgie:

„Schlagt die Gläser all in Scherben!
So vergeh' die alte Welt!
So mag sterben und verderben,
Was das Herz in Fesseln hält!"

Der Mrs. Louise Aston waren meine beiden Liebesdithyramben „Madonna" und „Magdalena" gewidmet, ein sehr dünnes Gedichtheftchen, das im Jahre 1845 in Berlin erschien und viel von sich sprechen machte. Abgesehen von einer gewissen Renommage, welche mit der Sünde prahlte und trotzig den Vertretern der herrschenden Weltanschauung den Handschuh hinwarf, hatten diese Gedichte einen frischen Zug, die Wärme des eignen Erlebnisses und nichts Zusammengequältes, auch waren sie in die gewähltere Kunstform der Otave

rime und Sonette eingekleidet worden. Einzelnen Strophen fehlte es nicht an Prägnanz:

„Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben,
Der Born der Gnade ist unendlich reich!
Wir sind begnadigt schon in diesem Leben,
Wir sind auf Erden schon den Sel'gen gleich!"

Außer „Madonna" und „Magdalena" hab' ich in Berlin einige Akte meines Dramas „Thomas Münzer" gedichtet, ein Drama, welches als das Schmerzenskind dieser Jahre betrachtet werden muß, denn sowohl in den oberschlesischen Wäldern von Winosbel hab' ich daran gearbeitet wie in der Schützenuniform in der Köpenicker Straße von Berlin. Das Drama ist nie im Buchhandel erschienen, nie zur Aufführung gebracht worden, ich hab' es nur mehrmals vor größeren Versammlungen vorgelesen. Es steht wesentlich hinter „Robespierre" zurück; es fehlt ihm die Einheit des Tons und des Stiles, welche das Revolutionsdrama besitzt. Daß Jamben und Prosa wechseln, mochte noch hingehen, aber den lyrischen Jamben fehlt oft Mark und Kraft; sie sind zum Teil konventionell im Stil der Raupachschen Dichtungen. Die Prosa ist markiger; aber das Grauenhafte verfällt bisweilen ins Burleske. In der Handlung ist zu viel äußerlicher Sturm und Drang, zu viel Mord und Brand. Im ersten Akt wird eine Kapelle in Brand gesteckt, im letzten ein Kloster. Und was den Helden betrifft, so ist er zwar viel thatkräftiger als Ulrich von Hutten; er ist ein Führer im Kampf; aber das giebt ihm bis zum tragischen Untergang nur eine epische Glorie. Der unvermeidliche Nachdruck ruht auf den Gesinnungen und Ueberzeugungen; die Rhetorik wiegt vor, und an schwunghaften und schlaghaften Stellen fehlt es in den Reden meines Thomas Münzer nicht. Im ersten Akt wird er als Leiter einer Volksbewegung in Allstedt von dem Rate verbannt; im zweiten erscheint er bei den Bauern des Schwarzwaldes, mit denen er sich verbrüdert; im dritten stürzt er den Rat von Mühlhausen; im vierten richtet er den Grafen von Hohenstein; im fünften findet die Schlacht von Frankenhausen und das Gericht über den Bauernführer statt. Die freie Erfindung ist nicht ohne dramatisches Leben. Johannes, ein begeisterter Jünger des Münzer, liebt Bertha, Gräfin von Hohenstein; er wird der Münzerschen Sache untreu und folgt ihr nach, als Page verkleidet. Herzog Heinrich von Braunschweig will Bertha gegen ihren Willen entführen. Johannes, der dabei behilflich sein soll, verrät ihr die böse Absicht; sie ruft ihren Bruder, den Grafen von Hohenstein, zu ihrem Schutz auf. Dieser liebt Franzisla, Münzers Schwester, die ihn für die Sache ihres Bruders zu gewinnen suchte. Jetzt hat er Anlaß zum Bruch mit dem Fürsten und geht in das Lager der Münzerischen über. Doch sein Ritterstolz gerät in fortwährenden Konflikt mit den Bauern, und als er ihre Sache für verloren hält, unterhandelt er auf eigne Faust mit dem Fürsten und will Münzer gefangen nehmen. Der Plan wird entdeckt und Hohenstein zum Tode verurteilt. Hier war ein mehr dramatischer Konflikt geboten, doch nicht

scharf genug ausgeprägt. Münzers Liebe zur Schwester mußte tiefer angelegt sein, dann würde die Scene ergreifender wirken. Johannes zündet inzwischen das Kloster an, in welches Bertha geflüchtet, und kehrt dann mutig zu dem todgeweihten Münzer zurück. Am meisten dramatisch und theatralisch wirksam ist die Scene, in welcher Münzer den versammelten Rat von Mühlhausen auseinandersprengt; das beste Charakterbild aber dasjenige Pfeifers, der, ein entlaufener Mönch, als Genosse Münzers die wildesten Gelüste des Pöbels teilt und ein Anarchist de pur sang ist.

Auch ein Gedicht an die „Lichtfreunde" hatte ich verfaßt und trug es bei einem Festdiner, welches zu Ehren des Dr. Brüggemann, der nach Köln abreiste, um die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" zu übernehmen, veranstaltet worden war. Von meinem damaligen philosophisch-radikalen Standpunkte aus erschien mir die freireligiöse lichtfreundliche Bewegung als „matte Limonade", und so stellte ich mit herausforderndem Trotz in diesem Gedicht dem Licht das Feuer gegenüber:

„Fort mit euren frommen Kerzen,
Schwaches Licht für schwache Herzen!
Matter Glanz für matten Geist!
Zu dem Feuer laßt uns beten,
Das mit flammenden Kometen
Durch der Zeiten Himmel kreist!"

Das Gedicht erregte damals einiges Aufsehen, und der Dr. Maucker, Privatdozent, auch dramatischer Dichter, der später ein großes Alexanderdrama verfaßte, schrieb ein Gegengedicht, das in den Blättern veröffentlicht wurde. Mir selbst schadete meine lyrische Feueranbetung nicht in meiner militärischen Laufbahn: es kam mir und uns allen zu statten, daß wir außer dem Dienst in Zivil gehen durften, eine Erlaubnis, wovon wir natürlich den ausgiebigsten Gebrauch machten, wenn wir es nicht vorzogen, uns bei den soldatischen Größen der hochgewachsenen Gardisten unsre hohe militärische Würde und die Bedeutung unsrer Tressen zum Bewußtsein zu bringen.

Doch das waren immer Ausnahmen — sonst hörte für uns mit der Köpenicker Straße der militärische Bann auf, und wir stürzten uns in schlichter bürgerlicher Tracht in das bunte Leben der Königsstadt. Ich wurde überhaupt nicht mehr beobachtet, sonst hätte man doch einigen Verdacht schöpfen müssen, als ich meine Schritte in das Hotel zur Stadt Brandenburg auf dem Gendarmenplatz lenkte, wo sich plötzlich zwei staatsgefährliche Subjekte eingefunden hatten. Es waren zwei der berühmtesten Abgeordneten der badischen Kammer, der alte Itzstein, der liberale Patriarch des Rheingaus, und der Advokat Hoecker, ein jugendlicher, feuriger Fortschrittsmann: ich war zugegen, als sie vergeblich mit der Polizei verhandelten, die ihre Ausweisung aus Berlin beschlossen hatte. Sie waren auf der Durchreise nach Stettin und hatten nichts weiter verbrochen, als daß sie der Linken der badischen Kammer angehörten. Es waren zwei Charakterköpfe, die mich lebhaft interessierten, zwei parlamentarische Größen, und solche gab es

damals in Preußen noch nicht. Der Verkehr mit ihnen war jedenfalls bedenklicher als derjenige mit den „Freien", welche übrigens gegen die konstitutionelle Bewegung in Süddeutschland eine souveräne Verachtung hegten, oder mein geselliger Verkehr im „Rütli", wo ein sehr übermütiger Ton herrschte. Er war die Geburtsstätte des „Kladderadatsch"; die künftigen Gelehrten desselben bereiteten sich hier in Vers und Prosa auf ihren späteren Beruf vor, und auch der bekannteste Zeichner entwarf hier seine ersten, oft sehr ergötzlichen Karikaturen. Auch Titus Ulrich, der Dichter des Hoheliedes, ein gemütlicher Schlesier von schönem Talent, der damals an radikalen Anwandlungen litt und in seinen Versen, wie später Freiligrath, die Landwehrzeughäuser stürmte, nachher aber auf dem Intendanzbureau des Hoftheaters lange Jahre als sehr friedlicher und tüchtiger Beamter und ästhetischer Ratgeber saß, fand sich oft im „Rütli" ein. Erwähnen will ich noch, daß ich mich einmal in den „Tunnel" verirrte, wo die alte Garde der Berliner Litteraten ihre ästhetischen Ketzergerichte abhielt, wo die Gemeinde, die sich um Ludwig Tieck versammelte und in Ernst Raupach ein hochangesehenes Mitglied verehrte, ihre poetischen Weihestunden verlebte. Sie bestanden allerdings darin, daß jedes vorgetragene Gedicht von den andern Mitgliedern des Zirkels grausam zerfetzt wurde und zwar mit dem anatomischen Messer einer veralteten Poetik. Ich teilte das allgemeine Schicksal; was ich vortrug, wollte nicht munden, und meine einzige Genugthuung bestand darin, daß trotzdem eines der Vereinsmitglieder einen erquickenden Trank bei mir bestellte; denn wegen meiner kurzen Haare und meines Fracks, den ich für die feierliche Hinrichtung angezogen, wurde ich von diesem für einen Kellner gehalten.

Inzwischen nahte der glänzende Abschluß meines Dienstjahres, das große Manöver des Gardecorps, und ich habe es tapfer mit durchgemacht, obschon ich bisweilen übermüdet war und mich mühselig mit fortschleppte. Die Vorzüge des Alkohols und seine stärkenden Wirkungen lernte ich bei dieser Gelegenheit durch manchen guten Schluck aus meiner Manöverflasche kennen; doch habe ich zeitlebens Schnäpse und Liqueure möglichst gemieden. Unser Nachtquartier waren öfters Scheunen der Bauern; bisweilen biwakierten wir unter freiem Himmel am Lagerfeuer, zusammen mit den Offizieren, von denen der eine, ein Herr v. Gersdorf, uns soldatische Abenteuer aus dem Kaukasus erzählte, wo er den Gebirgskrieg mitgemacht. Wenn wir uns dann morgens beim Weckruf der Trompeten erhoben und das Stroh aus den Augen rieben, fühlten wir uns nicht sonderlich erquickt; bei Regenwetter räumten uns die Offiziere ein Plätzchen in ihren Zelten ein. Viele glänzende soldatische Bilder sind in meiner Erinnerung haften geblieben. In der Regel plänkelten wir auf den Flanken des Heeres, oft auf den Hängen der Waldhügel, und hatten einen Ueberblick über die ganzen kriegerischen Vorgänge in den Thalebenen unter uns. Da sahen wir einen glänzenden Chok der Gardekavallerieregimenter, die gegeneinander ansprengten, einen Chok, von dem die Erde dröhnte, und auch die Erstürmung eines Gutshofs auf einer Höhe durch den Bajonettangriff der Infanterie machte einen bedeutenden Eindruck. Die Rückmärsche nach Berlin waren sehr ermüdend; ich

fand bei meiner Ankunft am Vormittag eine Einladung zu Theodor Mundt vor und beschloß, sie anzunehmen und, nachdem ich als rauher Krieger meine Schuldigkeit gethan, mich wieder als friedlicher Bürger der Gelehrten- und Litteratenrepublik im Salon zu bewegen. Ich warf mich aufs Lager, um bis zum Abend zu schlafen. Ich erwachte in der Dämmerung und eilte zu meinem Kleiderschrank, um meinen Salonfrack hervorzusuchen. Die Uhr zeigte schon auf halb acht. Als ich mit meiner Toilette beschäftigt war, klopfte es an die Thür, und zu meiner großen Ueberraschung erschien das Dienstmädchen mit dem Kaffeebrett. Sie brachte den Frühstückskaffee; es war halb acht Uhr morgens, und ich hatte nach meinen Heldenthaten eine erstaunliche Schlafleistung vollbracht.

Nicht lange darauf bestand ich mein Landwehrlieutenantsexamen mit einer guten Nummer. Die Exercitien und Kommandos auf dem Kasernenhof gingen aufs beste von statten, und was die schriftlichen Arbeiten betrifft, so betrafen sie eine Felddienstübung, und ich hatte auf gegebenem Terrain die Vorposten zu sehr in die Sümpfe vorgeschoben; doch der Hauptmann, der unsre Arbeiten überwachte und gelegentlich ansah, deutete noch rechtzeitig diesen Mißgriff an und ich rettete meine Soldaten aufs Trockene, ehe sie ganz im Morast versunken waren. Was das beigefügte Kärtchen betrifft, so bewies ich nicht den geringsten Beruf für einen Kartographen.

Nun galt es aber, zum juristischen Doktorexamen die letzten Schritte zu thun; ich beschloß, dasselbe in Königsberg zu machen. Das Kultusministerium war diesmal sehr entgegenkommend und rechnete mir das Semester in Breslau an, obschon ich dort nicht immatrikuliert gewesen war.

Die Königsberger Fakultät ließ mich zum Examen zu; da gab es zunächst zwei harte Nüsse zu knacken, zwei größere lateinische Arbeiten, eine aus dem römischen, eine aus dem kanonischen Recht. Die letztere hatte ein kurioses Thema; sie handelte „de presbytero non baptizato“, und dieser nicht getaufte Priester machte mir einiges Kopfzerbrechen, obschon das corpus juris canonici mir mit einem ganzen Titel zu Hilfe kam. In die Geheimnisse dieses corpus juris vertiefte ich mich auf der königlichen Bibliothek, deren Bücherschätze ich für meine beiden Arbeiten benutzte.

Ich blieb, nachdem ich die grüne Uniform abgelegt, noch zwei Monate in Berlin, um die freie Luft der Residenzstadt ohne jede Beimischung mit Kommißgeruch zu genießen und um dem gesellschaftlichen Verkehr mich als ein Glücklicher hinzugeben, dem keine Stunde der Kasernenuhr schlägt.

Als ich meine beiden Arbeiten, von denen jede einen ansehnlichen Umfang hatte, in einem, wie ich glaubte, tadellosen Latein vollendet hatte, da stieg ich in die Postschnecke, die mich durch die Tucheler Heide nach Königsberg tragen sollte. Der Tage drei und drei der Nächte mußten diesem Reisevergnügen in dem alten rasselnden Kasten geopfert werden.

So lag ein merkwürdiges Jahr meines Lebens hinter mir, das die schroffsten Kontraste bot: auf der einen Seite die strengste soldatische Pflichterfüllung mit

regelmäßigem Avancement und besten Zeugnissen, auf der andern den Verkehr in jenen Kreisen, in denen die vollste Emanzipation des Geistes und des Herzens auf der Tagesordnung stand. So war ich zwischen der Scylla einer straffen Disciplin und der Charybdis ungezügelter Leidenschaft des Denkens und Fühlens, ohne Anstoß zu nehmen, glücklich hindurchgeglitten.

Naturwissenschaftliche Revue.

Physiologische Optik. — Lokalisation der geistigen Vorgänge. — Höhlenfauna. — Prachtfinken. — Einheimische Stubenvögel. — Einheimische Finkenvögel. — Schädliche Vögel. — Reptilien und Amphibien der österreichischen Staaten. — Katzenbuch. — Staudengewächse. — Lehrbuch der Botanik. — Der Pflanzenfreund. — Bäume und Sträucher des Waldes. — Alpenflora. — Afrikanische Bestandteile der Schweizer Flora. — Insektenfressende Pflanzen. — Zersetzung organischer Stoffe und Humusbildung. — Geologisches über Salpeterbildung vom Standpunkt der Gärungschemie. — Plantagebau in Kamerun. — Geologie der deutschen Schutzgebiete. — Unsre Heimat in der Eiszeit. — Menschenspuren im Interglacial. — Das Sumpferz. — Die Erdrinde. — Javas Feuerberge. — Aus China. — Samoa. — Deutsch-Südwestafrika. — 1001 Tag im Occident. — Das heutige Rußland. — Das heutige Griechenland. — Reisebilder aus dem Orient. — Der Gotthard. — Wissenschaftliche Ballonfahrten. — Wunder des Himmels. — Handwörterbuch der Astronomie. — Strahlende Sonnen. — Mikroskopische Analyse. — Geschichte des Eisens. — James Watt. — Philipp Melanchthon. — Misrachi. — Grundlagen unsrer Herrschaft über die Zahlen. — Der heutige Stand des Rechenunterrichtes in der Volksschule.

Nachdem Kant gezeigt hatte, daß aller unsrer Erkenntnis eine Kritik der Art und Weise, wie sie erhalten sei, vorausgehen müsse, wenn sie wirklich objektiven Wert haben sollte, da schien es nicht anders möglich, als daß die Philosophie mit Eifer den ihr so gewiesenen Weg betreten würde, daß eine neue Epoche für sie anbrechen müsse. Indessen erwies sich diese Aussicht als trügerisch. Die Philosophie lenkte nach Kant sogleich wieder in ihre alten Bahnen ein, und die große That des Königsberger Weisen wäre wirkungslos geblieben, wenn nicht die Naturwissenschaft sich die gegebene Anregung zu eigen gemacht hätte. Schien doch der Kritik unsers Erkenntnisvermögens vor allem eine solche vorausgehen zu müssen, welche sich Rechenschaft gab über die Art, wie unser Denken seinen Inhalt bekomme. Dazu mußte aber in erster Linie die Natur unsrer Sinne ergründet werden, und es war Helmholtz, der diese Arbeit unternahm, zu ihrer Lösung als Physiker, Mathematiker und Physiolog gleichmäßig befähigt. In zwei großen Werken, dem Handbuch der physiologischen Optik und der Lehre von den Tonempfindungen, legte er die erhaltenen Ergebnisse nieder, die nur wenig der Aufklärung Bedürftiges auf den betreffenden Gebieten noch bestehen ließen. Erschien von dem letztern, weniger umfangreichen Werke schon vor längerer Zeit die zweite Auflage, so ist diese für die physiologische Optik[1]) erst vor kurzem notwendig geworden. Doch war es dem

[1]) H. von Helmholtz. Handbuch der physiologischen Optik. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 51 M.

großen Forscher nicht vergönnt, sie selbst bis zum Ende zu bearbeiten. Sein am 8. September 1894 erfolgter Tod nahm ihn mitten aus seiner Arbeit, die erst zum Teil vollendet war. Das übrige ist mit wenigen Zusätzen, die sein Schüler Arthur König, der auch die Herausgabe besorgte, einfügte, der ersten Auflage entnommen. Ihm verdankt man auch die fast zweihundert Seiten umfassende Uebersicht über die gesamte physiologisch-optische Litteratur bis zum Jahre 1894, die der neuen Auflage einen erhöhten Wert verleiht. Helmholtz' Bedeutung hat kein Geringerer, wie der nun auch von uns geschiedene Du Bois-Reymond vor kurzem von neuem dargelegt. Er hatte wohl recht, wenn er zum Schlusse die Befürchtung aussprach, daß eine Erscheinung wie die seines Freundes wohl niemals wieder möglich sein dürfte.

So waren die Funktionen und Fähigkeiten unsrer Sinne erforscht und klar gelegt. Es blieb noch übrig, den Anteil, den das Gehirn an unserm Geistesleben nimmt, festzustellen. Mit dieser Aufgabe, von der freilich dahinsteht, ob uns je ihre Lösung beschieden sein wird, ist die Wissenschaft nunmehr eifrig beschäftigt. Namentlich hat Flechsig[1]) in einer schön geschriebenen Abhandlung gezeigt, daß sich im Aufbau des Geistes die Architektur der Großhirnrinde wiederholt, durch deren Vermittlung zunächst Sinnesempfindungen zu stande kommen. Sie sind streng lokalisiert, und da sich die Sinnesleitungen zuerst entwickeln, so lassen sie sich im Gehirne des Neugeborenen völlig isoliert auffinden. Zwischen den ihnen gehörigen Sphären liegen aber andre Rindengebiete, welche die Erregung jener Sphären associieren, die Vorstellungen äußerer Gegenstände und deren Wortklangbilder sammeln und verknüpfen. Sie vermitteln also das positive Wissen und sind somit der Träger dessen, was die Sprache Geist nennt.

So viel neue Erkenntnisse, so viel neue Rätsel, von denen es dahingestellt bleibt, ob sie jemals ihre Lösungen finden werden! Das Geheimnisvollste aber ist das Offenbarste, nämlich die Entwicklung dieses unsers kostbarsten Organes aus viel weniger leistungsfähigen, ja aus den allerunscheinbarsten Anfängen in der Reihe der Lebewesen. Können wir diese Entwicklung des Gehirns auch noch nicht in ihren Einzelheiten verfolgen, so ist das doch bereits möglich bei der Beobachtung leichter zugänglicher Organe, wie die Vordergliedmaßen der höheren Wirbeltiere, deren Fortbildung Braun[2]) in interessanter Darstellung klarlegt. Mit Staunen verfolgt man, wie Knochen verwachsen, verschwinden, in geringem Maße beim Menschen, viel ausgiebiger bei den Huftieren, wie auf solche Weise aus derselben Wurzel so verschiedene Gebilde wie unsre Hand und der Vorderfuß des Pferdes entstehen. Andrerseits giebt es aber auch Fälle, wo hoch entwickelte Organe wieder Rückbildungen erfahren. Dabei liegen die Verhältnisse freilich nicht immer völlig klar. So hatte man die meist augenlosen Höhlentiere von Tieren, die Augen besaßen, herleiten zu müssen geglaubt. Nun zeigt aber Hamann,[3]) daß viele dieser Tiere oberirdische, aber trotzdem augenlose Verwandte haben, und weist umgekehrt darauf hin, daß ein großer Teil der zur europäischen Höhlenfauna gehörigen Tiere wiederum Augen hat. Wozu sollten sie diese aber anders benutzen als zum Sehen, und so hält der genannte Forscher es für möglich, daß die Höhlenwände und -decken doch etwas Licht hindurchließen, welches, für uns nicht mehr wahrnehmbar, für jene noch genügende Helligkeit gebe. Seien demnach die Augen bei einigen dieser Tiere rückgebildet, so sei daran nicht die Dunkelheit schuld, sondern die Möglichkeit, das Auge durch ein andres Sinneswerkzeug zu ersetzen, wie man denn beobachten kann, daß solche augenlose Tiere doch auf gewisse Entfernungen hin Wahrnehmungen machen können. Man erstaunt über die verhältnismäßige Menge der in Höhlen vorkommenden

---

[1]) Flechsig. Lokalisation der geistigen Vorgänge, insbesondere der Sinnesempfindungen. Leipzig, Veit & Co. 1,60 M.

[2]) Braun. Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Tieren. Nr. 258 der Sammlung der von Virchow & Wattenbach herausgegebenen gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. Richter). 80 Pfg.

[3]) O. Hamann. Europäische Höhlenfauna. Jena, H. Costenoble. 14 M.

Arten, die in ihrer Ernährung in letzter Instanz auf solche Pflanzenstoffe angewiesen sind, welche, im Licht gewachsen, in die Dunkelheit gelangten; denn außer einigen Pilzen vegetieren keine Pflanzen in den Höhlen.

Schön sind die Tiere freilich nicht, die fern vom goldenen Licht ihr Leben verbringen. Was nützte ihnen auch eine Farbenpracht, die doch nie gesehen wird! Das menschliche Auge aber schwelgt in dem heiteren Reiche der Farben, und so wählt sich der Liebhaber zu Stubengenossen mit Vorliebe die Prachtfinken Südasiens, Afrikas und Australiens, denen außer ihrem prachtvollen Gefieder die Tugend der Genügsamkeit zukommt. Seit die Matrosen gefunden haben, daß sie die letztere zur Seereise unter Verhältnissen, die andre Tiere nicht ertragen würden, befähigt, kommen die schönen Tierchen in Menge auf den europäischen Markt und bei dem billigen Preis oft in den Besitz von gänzlich Unerfahrenen. Für diese ist es ein Bedürfnis, sich über ihre Namen, Lebensweise und so weiter Rats zu erholen. Den aber giebt das Buch von Kloß[1]) in ausreichender und verständlicher Weise, indem es sich über Eingewöhnung, Ernährung und Krankheiten der niedlichen Geschöpfe verbreitet. Aber ähnliche Bedürfnisse empfindet der, welcher unsre einheimischen Sänger zu liebenswürdigen Stubengenossen erwählt. Ueber ihre Haltung unterrichtet ihn die kleine Schrift von G. Müller[2]) oder in eingehenderer Weise das Buch von Zürn,[3]) während die Pflege der einheimischen Finkenvögel insbesondere Walter[4]) behandelt. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß derjenige, der den Vogel seiner Freiheit beraubt, ihm als Ersatz dafür unbedingt für Verhältnisse sorgen muß, in denen er, gesichert vor Feinden und Unbill aller Art, sein Leben zur Freude seines Besitzers zu führen im stande ist. Wie oft aber geschieht dies nicht, in den bei weitem meisten Fällen aus Unkenntnis, und so ist es sehr erfreulich, die Mittel namhaft machen zu können, die solchen Fehlern vorzubeugen bestimmt sind.

Aber nicht nur die gefangenen, auch die Vögel, die uns in der Freiheit begegnen, wollen wir kennen lernen, und diesem Wunsch kommen die mit schönen Abbildungen versehenen Bücher Köhlers[5]) zu Hilfe. Der Beschreibung und Abbildung der nützlichen Vögel, von der eine frühere Revue berichtete, hat er nun die der schädlichen Vögel folgen lassen, nicht etwa um zu ihrer Verfolgung anzureizen, sondern um das Interesse für sie zu erwecken, von denen kaum eine Art schlechthin schädlich ist. Sie werden in schönen, naturgetreuen Abbildungen vorgeführt; schade, daß auch, wie bei dem frühern Werke, der Naturwahrheit der Bilder in sehr vielen Fällen durch das Weglassen der Schlagschatten Eintrag geschehen ist. Namentlich zur Benutzung in Schulen, die nicht über viel Mittel verfügen, wird das hübsche Werk sich besonders eignen.

Nicht minder wichtig ist es, die Reptilien und Amphibien, denen wir draußen begegnen, kennen zu lernen, um so mehr, als uns einzelne von ihnen, wie die Vipern, verhängnisvoll werden können. Dazu leitet in vorzüglicher Weise die von Werner[6]) verfaßte Schilderung der Vertreter dieser Tiergruppe an, welche die österreichischen Staaten bewohnen. Sie enthält alle dazu gehörigen Bewohner Deutschlands; daneben eine Menge andrer und ist noch besonders dadurch überaus brauchbar, daß sie auch Anweisung für ihren Fang und ihre Haltung in der Gefangenschaft giebt.

Viele dieser Tiere teilen mit den Katzen das Schicksal eines durch der Parteien Haß und Gunst entstellten schwankenden Charakterbildes. Sind die einen von der Falschheit Leisetschlichs überzeugt, so verehren andre — nach dem uralten Vorbild der Aegypter —

---

[1]) Fr. Kloß. Die Prachtfinken. Leipzig, Expedition der Geflügelbörse (R. Freese).

[2]) G. Müller. Die beliebtesten Stubenvögel. Leipzig, A. Twietmeyer. 1,50 M.

[3]) Zürn. Die einheimischen Stubenvögel. Leipzig, Expedition der Geflügelbörse (R. Freese). 2 M.

[4]) Walter. Unsere einheimischen Finkenvögel. Leipzig, A. Twietmeyer.

[5]) Köhlers schädliche Vogelarten. Gera-Untermhaus, Fr. Eugen Köhler.

[6]) Werner. Die Reptilien und Amphibien Oesterreich-Ungarns und der Occupationsländer. Wien, A. Pichlers Witwe und Sohn.

diese Tiger im Kleinen mit abgöttischer Schwärmerei. Das ist freilich erklärlich genug. Während der Hund der getreue Sklave des Menschen geworden ist, sich bis zum Aufgeben seiner Eigenart unterordnet, bewahrt die Katze eigensinnig ihre Selbständigkeit und vergilt Gleiches mit Gleichem, indem sie den Menschen, der sie benutzt, auch ihren Wünschen unterzuordnen sucht. Man muß ihr oft den Willen lassen, wenn man mit ihr in Frieden auskommen will, aber sie entschädigt durch ihre Schönheit und die Liebenswürdigkeit, die sie entfalten kann. Hierfür legt Bungartz[1]) in seinem illustrierten Katzenbuch Zeugnis ab. Hätte er auch hinsichtlich der beigebrachten Anekdoten kritischer verfahren müssen, so wird sich jeder an den schönen Abbildungen freuen, an den liebevollen Schilderungen ergötzen, wenn es ihn auch überraschen wird, einer Viverra in einem die Katzen behandelnden Buch zu begegnen.

Tiere halten und fangen ist freilich meist recht mühsam. So wird man sich nicht wundern, daß sich so viele Menschen in ihrer Freude an der Natur lieber an Blumen und Pflanzen halten. Viel geringer sind die Ansprüche, die die Kinder der verjüngten Au an ihren Wirt machen, und doch bringen sie, an denen jede kleinste Einzelheit, jede Krümmung des Blumenblattes, jeder Einschnitt in die Blattfläche für ihre Lebensäußerung von Bedeutung ist, so viel in seiner Zweckmäßigkeit Wunderbares zur Anschauung, daß des Staunens kein Ende ist. So sind alle Werke stets willkommen, welche Anweisung zum Halten der Pflanzen geben oder die Möglichkeit gewähren, sie genau kennen zu lernen.

Den ersten Zweck verfolgt hinsichtlich der Staudengewächse das hübsche Buch von Grabbe,[2]) deren Kultur und Pflege es lehrt, und von denen 24 Tafeln sehr gute Abbildungen geben. Eine Uebersicht des natürlichen Systems läßt ihre Stellung in demselben erkennen, vorgeführt werden sie nach ihrer Verwendbarkeit für Beete, im Rasen, als Einfassungen und so weiter. So wird der Gartenliebhaber wie der Gärtner zu diesem Werke als schätzenswertes Hilfsmittel greifen. Zwei Lehrbücher von Meyer[3]) und von Lutz,[4]) letzteres bereits in zweiter Auflage, dienen zur Orientierung auf botanischem Gebiete, ersteres für Landwirtschaftsschulen und andre höhere Lehranstalten, letzteres auch für den Liebhaber bestimmt. Denn Meyers Schrift verbreitet sich in kurzer, klarer Darstellung über Morphologie und Anatomie der Pflanzen ebenso, wie über deren Systematik, nimmt auch besonders Rücksicht auf die angebauten und die unter diesen als störende Unkräuter vorkommenden Pflanzen, sie in zahlreichen sehr schönen Abbildungen vorführend, während das Lutzsche Buch viele recht gut kolorierte Abbildungen bietet und Anleitung zum Sammeln, Trocknen und Aufbewahren im Herbarium giebt. Der Forstmann wiederum, wie der sich für die Bäume und Sträucher des Waldes interessierende Laie wird die Fortsetzung des großen Werkes von Hempel und Wilhelm[5]) über diese herrlichen Gewächse, die alles über sie Wissenswerte beibringt und von selten schönen farbigen Tafeln begleitet ist, mit Freuden begrüßen. Die unsrer heutigen Revue vorliegende 10. bis 15. Lieferung behandelt die Erlen, Birken, Haseln, die Weiß- und Rotbuche und die Edelkastanie, die Eichen, Walnüsse und Pappeln. Da auch die weniger bekannten Holzarten und deren mögliche Benutzung, wie die längst nutzbar gemachten, ausführlich besprochen werden, hinsichtlich welcher man gegenwärtig bestrebt ist, den Kreis ihrer Verwendbarkeit zu erweitern, so muß das auch in seiner Fortsetzung früheres Lob verdienende Werk auf das wärmste empfohlen werden. Das nämliche gilt von der Fortsetzung der Alpenflora,[6]) des von Palla

---

[1]) Bungartz. Illustriertes Katzenbuch. Berlin, Paul Parey.

[2]) Grabbe. Unsre Staudengewächse. Stuttgart, E. Ulmer. 3,60 M.

[3]) G. Meyer. Lehrbuch der Botanik. Berlin, Paul Parey. 2 M.

[4]) Lutz. Der Pflanzenfreund. 2. Aufl. Stuttgart, C. Hoffmanns Verlagsbuchhandlung (A. Bleil).

[5]) Hempel & Wilhelm. Die Bäume und Sträucher des Waldes. Wien, Ed. Hölzel, 10.—15. Lieferung, jede zu 2,70 M.

[6]) Atlas der Alpenflora. 2. Aufl. 6. und 7. Lieferung. Graz. In Kommission der Lindauerschen Buchhandlung in München.

redigierten Atlasses, dessen 96 Tafeln in prachtvoller Darstellung unter Angabe des lateinischen und deutschen Namens, ihres Standortes und ihrer Blütezeit ebensoviele Pflanzen bringen. Die Herausgabe des schönen Werkes ist kein geringer Ruhmestitel des Vereines, der schon so viel Tüchtiges geleistet hat, und verpflichtet den Alpenwanderer wie den Botaniker in gleicher Weise zu größtem Danke. Daß gerade die Alpenflora eine der allerinteressantesten ist, nicht nur der vielen seltenen Pflanzen wegen, sondern auch um des Einblickes willen, den sie uns in längst vergangene Zeiten gewährt, haben diese Revuen oft genug hervorgehoben. Aber das nämliche gilt von der Schweizer Flora überhaupt. Sie hat Christ[1]) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, deren Zweck ist, die afrikanischen Bestandteile in ihr nachzuweisen. Dreierlei Bestandteile fremder Herkunft lassen sich in ihr erkennen: ein erster, welcher Steppenpflanzen aus den Plateauländern der alten Welt umfaßt, ein zweiter, der auf den Himalaja und die südasiatischen Gebirge als Heimat hinweist, und ein dritter, der aus Afrika stammt. Der letzte gehört einem die Küsten des schwarzen Weltteiles umziehenden Gürtel an und erreicht am Kap seine höchste Entfaltung. Die einzelnen als Beweis dienenden Pflanzen werden angeführt, es sind Vertreter einer sehr alten Flora, die in Beziehung steht zum allerältesten Florenreiche der Erde, zum australischen.

Die Gestalt der gegenwärtigen Flora läßt sich nur begreifen aus einer langsamen Entwicklung, die, nimmer still stehend, sich über die ungeheuern Zeiträume erstreckt. So erklärt sich die Unsicherheit neuer bei scharfer Abgegrenztheit alter Arten, nur so läßt sich die vorhin angeführte Thatsache verstehen, daß jedes auch noch so kleinste Teilchen des Pflanzenkörpers einen bestimmten Zweck zu erfüllen hat. Der Leser dieser Revuen kennt die Beziehungen der Insekten zur Pflanzenwelt. Sieht man einen Schmetterling, eine Biene den Honig einer Blüte ausbeuten, Raupen und Larven die Blätter einer Pflanze abfressen, so erscheint uns diese als der wehrlose, leidende Teil, der alles über sich ergehen lassen muß. In wie vielen Fällen aber ist in Wirklichkeit nicht die Pflanze, sondern das Insekt der dumme Betrogene, den jene durch Anbietung von Nahrung zwingt, ihren Zwecken dienstbar zu sein. So wird sie aus dem leidenden zum leitenden Teil, ja es giebt unter den Pflanzen wahre Wüteriche, die harmlose kleine Tierchen in fürchterliche Fallen locken, wo sie elend zu Grunde gehen und dann von der Mörderin ausgesaugt werden. Diese insektenfressenden Pflanzen behandelt Salomon[2]) in einer anziehenden kleinen Schrift, die ihr Leben und ihre Fangvorrichtungen schildert, dann in einem Anhang die Familie der Maregraviaceen anschließt, von denen einzelne Arten sich sogar so hochstehender Tiere wie der Kolibris zur Uebertragung des Blütenstaubes bedienen. Da die Insektenfresser aber keineswegs immer bei Fleischnahrung besonders gut gedeihen, so läßt sich dazu noch nicht einmal in ausreichender Weise ihre Mordlust begründen.

Im allgemeinen nähren sich die höheren Pflanzen von anorganischen Stoffen. Nur in dieser Form können sie ihre Nahrung aufnehmen, und gehörten diese Stoffe einem andern Tier- oder Pflanzenkörper an, so müssen sie erst durch Verwesung oder Fäulnis in die anorganische Form übergeführt werden. Nun ist es aber nicht einerlei, in welcher Beschaffenheit ihnen diese Nahrung geboten wird. So können sie namentlich den Stickstoff nur aus seinen Verbindungen aufnehmen, nicht wie einige niedere Organismen aus der Luft, deren besondere Fähigkeit sich jene nicht selten, wie der Leser weiß, zu nutze machen. Solche kleinsten Organismen sind aber nun auch bei der Verwesung und Fäulnis thätig, sie beschleunigen den Vorgang und sind so namentlich für die Landwirtschaft von außerordentlicher Wichtigkeit. Diese Verhältnisse setzt Wollny[3]) in einem größeren Werke auseinander, dessen Kenntnis-

[1]) N. Christ. Ueber afrikanische Bestandteile in der Schweizer Flora. Vortrag J. A. aus den Berichten der schweizerischen botanischen Gesellschaft. Bd. VII. Bern, J. Wyß. 0,60 M.

[2]) K. Salomon. Die Gattungen und Arten der insektivoren Pflanzen, ihre Beschreibung und Kultur. Leipzig, Hugo Voigt. 1 M.

[3]) E. Wollny. Zersetzung der organischen Stoffe und die Humusbildung mit Rücksicht auf die Bodenkultur. Heidelberg, C. Winter. 16 M.

nahme demnach für den Landwirt von größter Bedeutung sein wird. Nicht nur die Zersetzung und die sie bewirkenden niederen Organismen, wobei übrigens auch die Regenwürmer eine umfassende nützliche Thätigkeit entwickeln, sondern auch die Produkte dieser Zersetzung und ihre Aufspeicherung im Humus wird beleuchtet, endlich gezeigt, wie der Landwirt es in der Hand hat, diese Prozesse zu beeinflussen, sei es zur vorteilhafteren Benutzung der organischen Düngestoffe, sei es zur Aufbewahrung der Futtermittel.

Ob nun an der Entstehung der Salpeterarten, der sich die Pflanzen zu ihrer Nahrung bedienen, die in der Luft bei Blitzschlägen gebildete Salpetersäure Anteil nimmt, oder sie nur der Thätigkeit von Mikroorganismen entstammt, das ist noch eine offene Frage. Allerdings nicht für Plagemann,[1]) der in einer überaus weitläufig und undurchsichtig gehaltenen Arbeit nur die Organismen dafür verantwortlich machen will. In solchem Maße soll ihre Wirksamkeit von Bedeutung sein, daß sie an der Bildung geologischer Formationen den wichtigsten Anteil nehmen, und daß eine neue Wissenschaft diese Verhältnisse behandeln muß, die er Geozymologie nennt. Die erste Probe derselben, die Erklärung der Entstehung der gewaltigen Chilisalpeterlager, dürfte nicht recht gelungen sein. An den Anden, in denen er entstand, soll ihn Wasser zusammengeschwemmt haben, aber der Leser erfährt nicht, warum dies nur in dem einen und bei diesem nur an einer so wenig ausgebreiteten Stelle der Fall war.

Daß die Bodenbeschaffenheit bei Kultur der Pflanzen von ausschlaggebender Bedeutung ist, geht auch aus den Untersuchungen Wohltmanns[2]) über den Plantagebau in Kamerun hervor, dem er eine gute Zukunft verheißt. Der Boden ist dort durch Verwitterung von uralten Gesteinen, Granit, Gneis, kristallinischem Schiefer und Sandsteinen, zum Teil durch Zersetzung von Basalt und Grünstein entstanden. Während das Zersetzungsprodukt jener, der Laterit, nur mäßige Fruchtbarkeit zeigt, ist dasjenige dieser der ergiebigsten einer und eignet sich namentlich zum Anbau von Kakao. Raubbau ist dort das Richtige, da sich namentlich der Stickstoffgehalt rasch ersetzt. Eine Anzahl Lichtdrucke nach Photographien, die namentlich auch die einheimischen Viehrassen darstellen, sind beigegeben. Ausgiebiger behandelt Stromer von Reichenbach[3]) die Geologie der deutschen Schutzgebiete, die den gemeinschaftlichen Charakter von Hochplateaus mit erhöhtem Rande tragen, vor welche sich niedriges Vorland lagert. Noch freilich fehlt es vielfach an genauen Angaben, doch ist es nach den vorhandenen bereits möglich, sich ein einigermaßen zutreffendes Bild zu machen. Die Geologie des ganzen südlichen Teiles von Afrika ist sehr eintönig. Leider spielt der Laterit eine große Rolle, über das Vorkommen nutzbarer Mineralien aber sind wir noch kaum unterrichtet. Merkwürdig ist die Spalte, die vom Schire bis zum Nyassa Ostafrika durchzieht und deren Fortsetzung das Rote Meer und die Jordansenkung bildet. Sie ist nicht sehr alt und entstand erst, als die nilotische Fauna bereits differenziiert war. Eisspuren finden sich nicht, wohl aber scheint, wie auch in der Jordanniederung, sich die Eiszeit nur als ein Zeitraum gesteigerter Feuchtigkeit gezeigt zu haben.

In unsrer Heimat sah es damals freilich anders aus wie heute. In einem lesenswerten Vortrag schildert uns Wahnschaffe[4]) ihre damalige Gestalt. Er zeigt, wie früher ganz Norddeutschland, sowie jetzt Grönland, unter Gletschern begraben lag, die von Skandinavien kamen und bis zum Harz und Riesengebirge reichten. Abschmelzend gaben sie den großen Flüssen Norddeutschlands ihre Richtung zur Elbemündung. Später erst durchbrachen diese, dem vom Eisrande kommenden Schmelzwasser folgend, den baltischen Höhenzug. Die als Findlinge bekannten fremden Gesteine wurden durch das Eis transportiert. Doch wichen

---

[1]) A. Plagemann. Geologisches über die Salpeterbildung vom Standpunkte der Gärungschemie. Hamburg, G. W. Seitz Nachf., Besthorn Gebr.

[2]) J. Wohltmann. Der Plantagebau in Kamerun und seine Zukunft. Berlin, F. Telge. 2 M.

[3]) Stromer von Reichenbach. Geologie der deutschen Schutzgebiete. München, Oldenbourg. 7,50 M.

[4]) F. Wahnschaffe. Unsre Heimat zur Eiszeit. Berlin, R. Oppenheim (G. Schmidt).

die Gletscher während der sogenannten Interglacialzeit, allerdings um später wiederzukehren, weit zurück und ermöglichten auf dem von ihnen freigegebenen Raume Pflanzen- und Tierleben, jenes dem gegenwärtigen ähnlich, dieses jetzt ausgestorbene oder aussterbende Riesenformen aufweisend. Doch auch Menschen belebten ihn, wenigstens hat Dames[1]) neuerdings ein in interglacialen Kiesablagerungen bei Rixdorf begrabenes Schulterblatt eines Pferdes gefunden, welches unzweifelhafte Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand aufweist.

Wie nun bei uns den angebauten Pflanzen stickstoffhaltiger Dünger zugeführt werden muß, so bedürfen sie auch mineralischer Stoffe, wenn sie genügend wachsen sollen. Dazu gehört unter anderm der Phosphor, von dem die beste Thomasschlacke 18 Prozent als Phosphorsäure enthält. Sie ist auch im Sumpferz oder Raseneisenstein vorhanden, dessen Entstehung durch den Lebensprozeß des Torfmooses ein Vortrag von Klebs[2]) schildert. Namentlich die östlichen Provinzen von Preußen sind reich daran, und man hat das Erz früher auch hier und da verhüttet. Das ist jetzt freilich durch die Konkurrenz Westfalens und der Rheinlande mit Vorteil nicht mehr möglich; wohl aber dürfte er sich zur Düngung eignen, da er etwa 9 Prozent Phosphorsäure enthält. Das Eisen würde dabei nichts schaden, wenn es in durchlässigen und gut durchlüfteten Boden kommt, mit dem ebenfalls vorhandenen Wiesenkalk aber könnte man das Sumpferz aufschließen. Auch zur Herstellung von Ziegeln, wofür geeignetes Material ja im Osten vielfach fehlt, wäre diese Mischung zu brauchen.

So greift die Geologie oft genug in die praktischen Betriebe ein. Ihr Studium ist aber auch in andern Hinsichten unternehmenswert; das beweist der Abriß dieser Wissenschaft, den Schwippel[3]) gegeben hat und der die einschlägigen Verhältnisse kurz, aber ausreichend und klar schildert, wenn man auch nicht versteht, warum der Verfasser die vielen Zusätze und Berichtigungen nicht in dem Werke vor dessen Druck angebracht hat. Auch das Verständnis und die Würdigung lesenswerter Reisebeschreibungen, die heute vorliegen, wird sie erleichtern. So zunächst die Schilderung von Javas Feuerbergen von Kronecker,[4]) die die Besteigung des 2380 Meter hohen, noch thätigen Vulkans Bromo und seine merkwürdige Gipfelgestaltung mit Wort, Bildern und Karten vorführt; sodann die der Reise, die Obrutschew[5]) zur geologischen Untersuchung der Mongolei unternahm, die überreich an interessanten Abenteuern und Schilderungen von Land und Leuten ist, wenn die letzteren auch nur schmutzige Chinesen sind. Sind doch jene Gegenden nur wenig bisher besucht worden. Man muß anerkennen, wie gut der Russe unsre Sprache handhabt, in unsrer Litteratur bewandert ist, und so sei ihm um der vielen richtigen Citate willen verziehen, daß er den Schillerschen Vers von den bauenden Königen und den zu thun habenden Kärrnern — Schopenhauer zuschreibt. Das vielumstrittene Samoa und seine Bewohner stellt uns — zu unserm aufrichtigen Schmerze als Schwanengesang — Ehlers[6]) dar. Wer von unsern Lesern kennte nicht die scharfe Beobachtungsgabe, die lebhafte und interessante Art zu erzählen des in Guinea zu Grunde gegangenen kühnen Reisenden! Hat auch dies sein letztes Werk, welches bereits in 3. Auflage vorliegt, etwas Zerstreutes, Unabgeschlossenes, so wird doch seine Lektüre jedem Deutschen dringend zu empfehlen sein, dem die Verhältnisse auf jener Perle der Südsee am Herzen liegen. Sie, die von Rechts wegen uns gehören müßte, steht dank einer unheilvollen Politik auf dem Punkte, uns entwendet zu werden.

Günstiger haben sich die Verhältnisse in Südwestafrika gestaltet, obwohl es dort auch bedenklich gärte. Diese und die Ereignisse, welche mit der Niederwerfung Hendrik Witboois

---

[1]) W. Dames. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1896, Bd. 1, S. 224.

[2]) Klebs. Das Sumpferz (Raseneisenstein unter besonderer Berücksichtigung des in Masurien vorkommenden). Vortrag. Königsberg i. Pr. Gräfe & Unzer.

[3]) Schwippel. Die Erdrinde. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1,40 M.

[4]) Kronecker. Von Javas Feuerbergen. Oldenburg, Schuhzesche Buchhandlung (A. Schwartz).

[5]) W. Obrutschew. Aus China. 2 Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 16 M.

[6]) O. E. Ehlers. Samoa. 3. Aufl. Berlin, H. Paetel.

endete, hat v. Bülow[1]) als Augenzeuge in einem Buche geschildert, das binnen zwei Jahren ebensoviele Auflagen erlebt hat. In anschaulichster Weise schildert er Land und Leute des Schutzgebietes und seine politische und wirtschaftliche Lage, legt in unparteiischer Weise die Verhältnisse auseinander, die in so gefährlicher Weise verwirrt waren, bis es dem energischen und maßvollen Auftreten Leutweins gelang, Witbooi zu einem Frieden zu zwingen, der bis dahin, wie man erwarten durfte, ein dauernder geblieben ist. Es sind interessante Erlebnisse, welche an uns vorüberziehen, Jagd und Krieg, eben der gegen Witbooi, wechseln mit der Beschreibung schwieriger Fahrten, und wer das Buch gelesen hat, legt es aus der Hand mit der Empfindung, daß auch in diesem uns so wichtigen Gebiete viel gefehlt ist, was schwerlich wird wieder eingebracht werden können — man denke daran, daß der Hauptzugang zum Gebiet, die Walfischbai, englisch ist — daß aber auch hier, wenn man des Verfassers Vorschläge befolgt, bescheidene Erfolge zu erzielen sind, die dem Mutterlande zu gute kommen werden. Er selbst hat sich beim Schießen auf Vögel so unglücklich verwundet, daß er, des Augenlichtes beraubt, leider nicht im stande sein wird, selbst mit Hand anzulegen.

Klärt uns dieses schöne Werk über afrikanische Verhältnisse auf, deren volles Verständnis die Zeitungsnachrichten, die wir zahlreich genug erhielten, nicht geben konnten, so leisten uns drei Bände von v. Hesse-Wartegg,[2]) die den Titel: 1001 Tag im Occident führen, dasselbe für Nordamerika, das Land, in dem Neger, Indianer und Weiße nun schon Jahrhunderte, wenn auch nicht immer friedlich, zusammenleben, drei Menschenrassen, zu denen sich als vierte nun in den andrängenden Chinesen die mongolische gesellt, das Land, in dem höchste Kultur neben rohester Unkultur zu finden ist, das Land, das sich Deutschland immer feindseliger gegenüberstellt, obwohl es nicht den schlechtesten Teil seiner Bürger unserm Vaterlande verdankt. Es sind einzelne im Feuilletontone gehaltene Abhandlungen, wohl geeignet, uns die Verhältnisse, die drüben herrschen und die uns zum Teil im höchsten Grade fremdartig berühren, verständlich zu machen. Aber der Leser muß — er wird es nicht bereuen — selbst nachsehen. Neger, Cowboys und Indianer, die Prairien, Neufundland und die Goldländer Kaliforniens, Temperenzler, Juden, Chinesen und Trapper ziehen in solcher Mannigfaltigkeit an seinem geistigen Auge vorüber, daß es unsrer Revue unmöglich ist, hier einzelnes anzugeben.

Daß auch die Petroleumdistrikte durchwandert werden, versteht sich von selbst. In die am Kaspisee führt uns ein Buch von Stern,[3]) das allerdings nur aus gelegentlichen Bemerkungen erkennen läßt, daß der Verfasser selbst dort war. Ein großer Teil des Werkes ist aus älteren Schriftstellern wörtlich citiert. Neben den Petroleumfeldern behandelt es die Trachten und die Frauen im Kaukasus und die Parsentempel; es enthält die Geschichte der Apostelin Nina, das Märlein vom Alexander, schildert uns die Juden im Kaukasus, wo mächtige Fürsten ihres Bekenntnisses geblüht haben sollen, und unter dem vielen wird es ja wohl auch jedem etwas bringen. Das heutige Rußland schildert der Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" Schütz[4]) in eingehender Weise. Das Buch ist trotz der Kühle, mit der die Deutschen bei großer Wärme für die Juden behandelt werden, sehr lesenswert. Es bringt vieles, was geeignet ist, zum Verständnis so mancher Vorgänge des großen Nachbarreiches hinzuleiten. Wenn die Russen freilich auf den innigen Zusammenhang des hellenischen Volksgeistes, der in Byzanz fortlebte (!), mit den politischen Einrichtungen Rußlands hinweisen, werden sie namentlich bei den Neugriechen selbst wenig Verständnis dafür finden. Diese schildert das allgemein lesenswerte, schön geschriebene Buch von

---

[1]) F. J. v. Bülow. Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi. 2. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen und zwei Karten. Berlin, Mittler & Sohn. 6 M.

[2]) E. v. Hesse-Wartegg. 1001 Tag im Occident. 3 Bände. 2. Ausgabe. Dresden und Leipzig C. Reißner. 6 M.

[3]) B. Stern. Zwischen Kaspi und Pontus. Breslau, S. Schottlaender. 4 M.

[4]) Fr. Schütz. Das heutige Rußland, Momentenaufnahm. Leipzig, Duncker & Humblot. 3,60 M

Deschamps,[1] das nach den Ereignissen der jüngsten Zeit von besonderem Interesse ist. Wenn es sich auch den Deutschen gegenüber der größten Gehässigkeit befleißigt, so hat der Uebersetzer sehr recht gehabt, diese Stellen nicht zu unterdrücken. Man ist in Deutschland glücklicherweise in der Lage, darüber hinwegsehen zu können und gleichwohl die lebendigen Schilderungen der Erlebnisse des Verfassers und vor allem der Natur jenes herrlichen Landes zu genießen. Hat doch auch das Geschick bereits dafür gesorgt, daß die Aehnlichkeit der Griechen und Franzosen, auf die Verfasser so oft mit Stolz hinweist, auch in dem letzten Kriege, mehr, wie den Nachkommen des Leonidas lieb sein mochte, hervortrat!

Eine Reise in den Orient, die er unter Stangenscher Führung machte, schildert in ebenso anschaulicher wie anspruchsloser Weise Ritter.[2] Griechenland, Aegypten und Palästina werden besucht. Athen, Kairo, sein Museum und die Pyramiden, die Bevölkerungsverhältnisse im Heiligen Lande, in dem auch einige ganz deutsche Dörfer erfreulichen Eindruck machen, werden betrachtet, das Tote Meer und seine eigentümliche Umgebung, die vielen Erinnerungen an die in der Bibel geschilderten uralten Zeiten, treten dem Leser vor Augen, und mit tiefer Beschämung empfindet er, daß in der heiligen Grabeskirche muselmännische Soldaten den Frieden zwischen den griechischen und lateinischen Christen aufrecht erhalten müssen. Gute Abbildungen gereichen dem Werkchen zur besonderen Zierde.

Aber auch näher liegendes Gute darf nicht übergangen werden, die Schilderung des Gotthards und seiner Umgebung, die wir Spitteler[3] verdanken. Hat das elegant ausgestattete Buch in erster Linie Interesse für den Reisenden, dem es die Eisenbahnfahrt und die in Verbindung mit ihr zu machenden Fußwanderungen schildert, so ist doch auch von weitgehender Bedeutung die Geschichte der Benutzung des Passes. Von 1200—1700 nur auf der stiebenden Brücke zu passieren, wurde 1707 der Zugang zum Passe durch die Herstellung des Urnerloches, eines Tunnelzwergs, der nun durch den gewaltigen Gotthardtunnel seinen Ruhm und seine Bedeutung gänzlich verloren hat, ein viel bequemerer. Eine genaue Karte unterstützt in wirksamer Weise das Verständnis der Schrift, die sich auch über die großartige Gebirgsnatur und den so merkwürdigen Föhn verbreitet. Obwohl sich nicht überall auf gleicher Höhe haltend, wird sie geeignet sein, unrichtige Anschauungen durch richtigere zu ersetzen, über weniger Bekanntes genau zu unterrichten.

Seit diese und andre Höhen dem Beobachter zugänglich gemacht worden sind, hat die Physik der Atmosphäre manche wichtige Bereicherung erfahren, doch können sich die so gewonnenen Beobachtungen nicht im entferntesten mit denen messen, welche in oder mit dem Luftballon erhalten sind. Es hat deshalb Polis[4] dem solchen Fragen nicht gleichgültig Gegenüberstehenden einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß er die Bedeutung der wissenschaftlichen Ballonfahrten auseinandersetzte. Wie viel hört man davon und wie wenig orientiert ist man über die damit verfolgten Zwecke! Diesem Uebelstand hilft der Vortrag ab. Er zeigt, wie Helmholtz' Annahme der Wogenwolken, Hanns Theorie der Entstehung der Cyklone nicht durch lokale Erwärmungen, sondern infolge des Austausches der Luft zwischen Polen und Aequator bestätigt wurden, stellt fest, daß zwei Cyklone übereinander vorkommen können, schildert die elektrischen Verhältnisse, die physiologischen Einflüsse der großen Höhen. Die Beschreibung der Ausrüstung des Ballons läßt erkennen, wie große Schwierigkeiten zu überwinden waren und noch sind, um die Erkenntnisse anzubahnen, deren Weiterbildung wir einstweilen erst ahnungsvoll gegenüberstehen. Freilich ergiebt sich auch die Folgerung, daß der Andréesche Plan, den Nordpol im Luftballon zu erreichen, wenig Aussicht auf Gelingen hat.

---

[1] G. Deschamps. Das heutige Griechenland. Nach der 5. Aufl. des von der Akademie gekrönten Originals übersetzt v. P. Markus. Großenhain i. S., Herm. Starke (C. Plasnick). 4 M.

[2] Ritter. Reisebilder aus dem Orient. St. Gallen, E. Fehr. 2 M.

[3] Spitteler. Der Gotthard. Frauenfeld, J. Hubers Verlag. 2,40 M.

[4] Polis. Ueber wissenschaftliche Ballonfahrten und deren Bedeutung für die Physik der Atmosphäre. Aachen, Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Da uns diese Betrachtungen bereits recht weit von der Erde hinweggeführt haben, so wird es gut sein, sogleich auch einen Blick auf den Himmel zu werfen. Da empfiehlt sich als zuverlässiger Führer das von Weiß[1]) nunmehr in 8. Auflage herausgegebene Werk Littrows, welches die Wunder des Himmels behandelt und dessen Schluß uns vorliegt. Die Beendigung des Abschnittes über die Sonne, die Betrachtung der Planeten, Kometen, Sternschnuppen und Nebelflecke, die physische und beobachtende Astronomie bilden den Inhalt der 27 neuen Lieferungen. Namentlich interessant sind die Mitteilungen über die intramerkurialen und die kleinen Planeten, deren Zahl sich, seit sie auf photographischem Wege aufgefunden werden, ungemein vermehrt hat. Trotzdem fehlt es ihnen an Masse, um die Unregelmäßigkeiten der Marsbahn zu erklären, während die Störungen des Merkurs die Annahme jener erstgenannten Körper zu fordern schienen. Daß diese gleichwohl nicht vorhanden sind, läßt sich mit Sicherheit behaupten, und so bleibt nichts übrig, als mit Weiß eine Modifikation der Newtonschen Gravitation oder mit Harzer[2]) das Vorhandensein für uns unsichtbarer Massen in der Nähe der Sonne und zwischen Mars und Jupiter zu fordern, hinsichtlich derer man an Kometen oder meteorische Körperchen zunächst zu denken haben würde. Man kann gespannt sein, wie sich diese Schwierigkeit dermaleinst lösen wird. Vom Handwörterbuch der Astronomie[3]) liegen die 8. und 9. Lieferung vor, in denen Herz den Gnomon, den Jakobstab und die Kometen und Meteore, Schur das Heliometer, Valentiner den Heliotrop, das Horizontalpendel und die Interpolation behandeln, Gerland den Artikel Kosmogonie beginnt. In ausführlicher, allgemein verständlicher Weise behandelt Agnes Hiberne[4]) die Anwendung der Spektralanalyse auf die Himmelskörper und das Sternenuniversum. Eine Plauderei über die Geschichte der Astronomie schickt die Verfasserin voraus; anders ist der an Wiederholungen reiche, jedes tieferen Eingehens bare, von schiefen Anschauungen durchaus nicht freie Abschnitt wohl kaum zu nennen.

Von den noch vorliegenden Werken ist das eine einer ganz neuen Wissenschaft gewidmet, die übrigen beschäftigen sich mit der Geschichte technischer und mathematischer Dinge. Jenes ist das 4. Heft der organischen mikrochemischen Analyse, in welchem ihr Schöpfer Behrens[5]) die Karbonide und Karbonsäuren behandelt. Zu jenen gehört der Harnstoff, das Kreatin, sodann das Kaffein und Theobromin, deren Auffinden in Pflanzenteilen gelehrt wird, zu diesen zählen die verschiedensten Säuren, wie Essigsäure, Milchsäure, Zitronensäure und so weiter, ferner das Asparagin der Spargeln, Kumarin des Waldmeisters, Tannin der Eichenrinde und andre, deren verschiedene Reaktionen durchgenommen werden. Es wird den Leser interessieren, daß Törner[6]) neuerdings die Röntgenstrahlen zum Nachweis von Fälschungen einer Anzahl der jene Stoffe enthaltenden Waren benutzt hat.

Die neue Lieferung der Geschichte des Eisens von Beck[7]) behandelt die Eisenindustrie in den einzelnen Ländern in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich in Preußen, wo sie Friedrich der Große nach Kräften förderte, Graf Reden die oberschlesische Montanindustrie schuf, während die rheinisch-westfälische um die Mitte des Jahrhunderts mit Verschmelzen von Raseneisenstein ganz im kleinen ihren Anfang nahm. Weiter werden die Fortschritte der Eisenindustrie in Belgien, Lothringen, Frankreich, wo Réaumur ihr seine Thätigkeit zuwandte, Italien und Spanien geschildert. Den Mann aber,

---

[1]) Littrows Wunder des Himmels. 8. Aufl. Neu bearbeitet von E. Weiß. Berlin, Ferd. Dümmler. 14,40 M.

[2]) A. Berberich. Naturwissenschaftliche Rundschau. XII. S. 285.

[3]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau, E. Trewendt.

[4]) Agnes Hiberne. Strahlende Sonnen. Mit einem Vorwort von Mrs. Huggins. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Siegfr. Cronbach. 4,50 M.

[5]) Behrens. Anleitung zur mikrochemischen Analyse der wichtigsten organischen Verbindungen. 4. Heft. Hamburg, Leopold Voß. 4,50 M.

[6]) Törner. Chemiker-Zeitung XXI. S. 429.

[7]) Beck. Geschichte des Eisens. 3. Abt., 6. Liefg. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 5. M.

dessen Genie zunächst der englischen, dann der Industrie aller Länder zu mächtigem Aufschwung verhalf, James Watt, hat Ernst[1]) zum Gegenstand einer interessanten Arbeit gemacht. So oft Watts Leben und Wirken geschildert ist, man vertieft sich immer wieder gern in die Betrachtung dieses Lebens voll Mühe und Arbeit, welches endlich von dem verdienten Erfolg gekrönt wurde, und sieht mit Staunen, wie so manche seiner Vorschläge erst in der neuesten Zeit zu voller Würdigung gelangten.

Um einige Jahrhunderte weiter zurück führt die Würdigung Melanchthons als Mathematiker und Physiker von Bernhardt.[2]) Bereits 1865, gelegentlich des dreihundertjährigen Todestages des großen Reformators, verfaßt, ist die kleine Schrift, mit einem neuen Umschlage zur Feier seines vierhundertjährigen Geburtstages versehen, von neuem zum Zeugnis für ihn geworden. Neues hat Melanchthon nicht in den genannten Wissenschaften geschaffen. Seine Größe lag darin, daß es ihm gelang, dem gewaltigen Werke Luthers die wissenschaftliche Grundlage zu geben, und dazu war er bemüht, das Vorhandene auch auf mathematischem und physikalischem Gebiete zusammenzufassen und es durch Wort und Schrift zum Gemeingut aller zu machen. Die Darstellung dieser Bemühungen bewahrt der allerdings etwas trocken geschriebenen Schrift auch jetzt noch ihren Wert.

Nur wenig früher entfaltete in Konstantinopel hinsichtlich des Rechnens der Oberrabbiner Misrachi[3]) eine ähnliche, wenn auch weitaus beschränktere Thätigkeit, die in der Abfassung eines Rechenbuches gipfelte. Nicht am wenigsten interessant sind die eingekleideten Aufgaben, nicht sowohl deshalb, weil einige aus dem 1800 vor Christus verfaßten ägyptischen Papyrus Rhind stammen, als vielmehr, weil sie uns einen Einblick in das Leben und Treiben der Zeitgenossen Misrachis gestatten. Aber auch das geht daraus hervor, daß unsre Art zu rechnen durchaus nicht so leicht ist, daß sie erst seit etwa dreihundert Jahren in der Weise, wie wir es gewohnt sind, geübt werden kann. Was uns in den Stand jetzt, die Zahlen zu beherrschen, untersucht Atmannspacher[4]) und kommt zu dem Ergebnis, daß uns die Gruppenbildung gestattet, große Zahlen im Gedächtnisse zu behalten, sodann die Bildung von Reihen ungleicher, leicht unterscheidbarer Einheiten, deren Folge wir uns fest einprägen. Dazu sind die Buchstaben des Alphabets wohl geeignet, wie sie die Römer ja auch benutzten. Unser oder besser das indische Zahlensystem ist aber viel zweckmäßiger, da durch die Bedeutung, die der Stellung der Zahlen beigelegt worden ist, bekanntlich alle Operationen ungemein vereinfacht werden. Ob man dabei, wie wir es thun, zehn einzelne Zeichen zu Grunde legt, ob man fünf oder zwölf nehmen würde, ist gleichgültig, eine unabweisliche Bedingung, dieser Art zu rechnen, ist aber die Einführung eines Zeichens für die Null. Wie nun die großen Schwierigkeiten, die dem Lehren der Kunst des Rechnens entgegenstehen, überwunden werden müssen, zeigt Griesmann,[5]) indem er sich namentlich mit Recht gegen die elementaren Rechenbücher wendet, welche noch die alten Maße und Gewichte zu Uebungsaufgaben benutzen und die Erleichterung, welche die Dezimalbrüche gewähren, noch nicht genügend zur Anwendung bringen. Auch darin stimmen wir ihm vollständig bei, daß nicht nur Zinsrechnung, sondern auch Effekten- und Diskontorechnung besprochen und das Wesen des Wechsels erklärt werden müsse. Denn es ist ja doch zu erstreben, daß künftighin die kleinen Besitzer nicht mehr wie jetzt so oft auf unredliche Weise, sei es durch Mitbürger, sei es durch Staaten, die ihre Verhältnisse aufzubessern wünschen, ausgebeutet, das deutsche Kapital fremden, wenn nicht gar Deutschland feindlichen Zwecken dienstbar gemacht werde.

---

[1]) Ernst. James Watt und die Grundlage des modernen Dampfmaschinenbaus. Berlin, J. Springer. 2 M.

[2]) Bernhardt, Ph. Melanchthon als Mathematiker und Physiker. Wittenberg, F. Wunschmann. 1 M.

[3]) Wertheim. Die Arithmetik des Elias Misrachi. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 3 M.

[4]) Atmannspacher. Die Grundlagen unsrer Herrschaft über die Zahlen. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1 M.

[5]) Griesmann. Der heutige Stand des Rechenunterrichts in der Volksschule. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 0,80 M.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Philosophie.

Das wahre Gesicht des Uebermenschen.

Philosophische Ideen haben nicht häufig das Glück, so populär zu werden, wie Nietzsches Wort und Idee vom „Uebermenschen", obwohl beides, Wort und Begriff, durchaus keine Erfindung des Mannes darstellt, der „niemandem nie nichts nachgemacht". Der Ausdruck „Uebermensch" findet sich bekanntlich bereits bei Goethe in der „Zueignung",[1]) ferner im Faust in den Worten des Erdgeistes.[2]) Man hat Nietzsche vorgeworfen, daß er nirgends klar angebe, was er sich unter dem Uebermenschen denke, seinem Idealbild der Zukunft, das nach ihm der „Sinn der Erde" ist, dessen einst die Erde werden soll — meines Erachtens mit Unrecht. Nietzsches Uebermensch ist losgelöst von der Herde, ohne Gemeinsamkeitsgefühl, ohne Mitleid für andre, nur gewillt, die in ihm liegenden Kräfte ohne Maß und ohne Zügel zur Geltung zu bringen. Nietzsche selbst bezeichnet ihn ja als die einsam schweifende, blonde Bestie, als schönes Raubtier. Die Herrscher- und Tyrannennatur dieses Raubtiers ist nichts weiter als ein notwendiges Ergebnis dieser Auffassung, eine Konsequenz des einmal gefaßten Gedankens, denn wenn ein Mensch fremd wandeln will vor den andern, wenn er die Gefühle seiner Mitmenschen nicht teilt, an ihrer Freude und an ihrem Schmerz keinen Anteil zu nehmen vermag, so bleiben ihm nur zwei Möglichkeiten — Verbannung auf den einsamen Herrscherthron oder in die Einsiedelei. Weit weniger als Nietzsche hat Goethe für die Ausgestaltung seines Bildes vom Uebermenschen gethan. Bei Goethe empfängt man nur die unbestimmte Vorstellung, daß damit eine alle andern weit überragende Persönlichkeit, ein Heros, ein Zwitterding zwischen Gott und Mensch gemeint ist, während Nietzsche seine Gestalt geradezu als Kultur- und Entwicklungsziel aufstellt.

Selbstverständlich ist der Uebermensch heute das Ziel aller derjenigen, die ein besondres geistiges Kraftgefühl wirklich in sich tragen, tragen möchten oder doch für andre zur Schau tragen. In die Politik ist der Uebermensch eingedrungen, und da es zu allen Zeiten Personen gegeben hat, denen nichts willkommener ist, als wenn sie ihren ererbten brutalen Trieben ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängen können, so daß sie diese, die sie sonst scheu verhüllen müssen, mit glänzenden Namen und Worten „Sich ausleben," „Jenseits von Gut und Böse" „Herrenmoral" belegen dürfen, so läßt sich vermuten, daß in den nächsten Jahrzehnten der Versuch häufiger gemacht werden wird, diesen Uebermenschen ins Praktische zu übersetzen. Scheint doch die neue Lehre vortrefflich als Fortsetzung und Ergänzung des Darwinismus dienen zu können, aus welchem die oben bezeichneten Seelen sofort mit merkwürdigem Instinkt den „Kampf ums Dasein" und das Ueberleben der Passendsten, Stärksten, Tüchtigsten als wissenschaftliche Stütze für ihr egoistisches Thun und Treiben herausfanden. Auch die sogenannten Praktiker, selbst die hartgesottensten Verbrecher können nun einmal eine Theorie für ihr Handeln, eine „Ratio" ihrer Thätigkeit nicht entbehren. Dem gegenüber erscheint es angebracht und nützlich, einmal dem Nietzsche'schen Uebermenschen mit der Leuchte der Wissenschaft vor das Antlitz zu treten und zu untersuchen, ob er wirklich eine Entwicklung, einen Fortschritt, ein Kulturziel vorstellt oder vielleicht das Gegenteil.

Wir stellen uns vor, daß die Menschen der Urzeit wild, einsam lebend und kampfesfroh waren. Wir finden als Kulturüberbleibsel aus grauer Vorzeit zuerst und zumeist

[1]) Der Morgen kam ꝛc. . . . kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug, . . . so dünkst du dich schon Uebermensch genug.

[2]) Welch erbärmlich Graun faßt Uebermenschen dich.

Waffen. Mehr als je hieß in der Urzeit Mensch sein, Kämpfer sein. Mit den wilden Stürmen der Wälder, mit Blitz und Donner, mit wilden Tieren, mit seinesgleichen und am meisten mit seiner eignen Furcht und geistigen Schwäche hatte der Urmensch zu kämpfen sein Leben lang. Aber der scheue Höhlenmensch, der einsame Nomade lernte allmählich den Wert der Vereinigung mit seinesgleichen kennen. Er lernte, der Erde ihre Frucht abzugewinnen, er wurde seßhaft und friedfertig. Weil er die Vorteile der Gemeinsamkeit auch für den einzelnen begriff, bändigte er langsam seine bis dahin überwiegenden feindseligen Triebe, er hörte auf mißtrauisch, tückisch, verräterisch zu sein. Er pries nicht mehr den wilden Krieger und Mörder, sondern den friedlichen, versöhnlichen Mann, den Vater des Gesetzes, den weisen Richter des Friedens. Er fing an, sich an Erwerb, Gewinn und Eigentum zu freuen. Seine geselligen Triebe hatten den Sieg über seine tierischen, isolierenden davongetragen, die gesellige Zentripetalkraft überwog allmählich die zentrifugale.

Allein wie diese Erkenntnisse der Gesetzlichkeit und Geselligkeit zuerst nur Eigentum weniger Bevorzugter gewesen waren, so drangen sie in die Massen der Völker nur langsam ein. Immer wieder gab es Rückfälle in tierische Wildheit der Urzeit, gab es friedlose, unstete, schweifende Seelen, Kainnaturen, die auf der Welt nichts sahen als nur sich selbst, die darum Friedensstörer, Gesellschaftsverbrecher werden mußten. Meistens waren es kraftvolle, trotzige Gesellen, denen mit der Furcht vor den Göttern nicht beizukommen war wie gewöhnlichen Sterblichen, die sich vielmehr ihnen gleich, ihnen ebenbürtig dünkten, den Blitz und Donner Jupiters meinten niederdonnern zu können. In wildem Kampfe suchten sie ihre Kraft dem Zaum und Zügel der Gesellschaft zu entziehen, sie wollten kein Gesetz anerkennen als das ihrer eignen Person und ihrer Triebe, niemand wollten sie gehorchen. Aber die vielen Kleinen erwiesen sich fast stets mächtiger als die Heroen. Sie erlagen und wurden gebändigt, Verbrecher hieß man sie. Das ist der Sinn des Kampfes der Giganten und Titanen gegen die olympischen Götter, welche Götter des Friedens, der Gastlichkeit, Schützer des häuslichen Herdes, Erbauer von Städten, Lehrer des Ackerbaus waren. Das ist auch der Sinn der griechischen Tragödie. Große, gewaltige Personen, die, ihre Kräfte überschätzend, den Kampf gegen die noch gewaltigere, gesellschaftliche also sittliche Weltordnung aufnehmen und erliegen. Sagte doch schon Aristoteles in seiner Poetik von der Tragödie, die in ihr Handelnden müßten Größe aufweisen!

Bei aller physischen und organischen Kraft verraten die tragischen Helden und Titanen eine geistige Schwäche, eine mangelnde Fähigkeit, Bilder von der Außenwelt in sich aufzunehmen und sich mit dieser Außenwelt abzufinden, sich ihr anzupassen. Sie begreifen auch nicht, daß sie ohne diese Anpassung nicht leben können. Gerade auf diesem Mangel beruht die ungeheure Ueberschätzung ihrer Kraft und Bedeutung, sie beachten die Hindernisse nicht, weil sie sie nicht wahrnehmen, eine gewisse Stumpfheit der Sinne und des Geistes läßt sie blind voranstürmen, oft eine Bedingung des Sieges, aber ebenso oft des Unterganges. —

Wir sehen, daß Geselligkeit, Gemeinsinn, Mitleid, Anteil am Nebenmenschen im Laufe der Kultur beständig zunehmen, aber andrerseits bemerken wir auch, daß der Urtypus der Menschheit, der Mensch, in dessen Hirn und Denken die Außenwelt und also auch die übrigen Menschen nicht vertreten sind, immer wieder auftaucht. Die Vertretung der Außenwelt in unserm Gehirn macht das Gewissen aus. Gewissenlosigkeit ist ein psychischer Defekt! Und wir erleben noch eine sehr merkwürdige Erscheinung. Wenn ein Mensch in die Nacht des Wahnsinns verfällt, wenn sein früher kompliziertes Denken zurückfällt auf einfachere kindliche oder vorzeitliche (ataviſtiſche) Formen des Denkens, dann tauchen auch die früheren Ziele und Triebe der Urzeitmenschen übermächtig in ihm auf. Da er ihnen nichts von Gemeinsamkeitsvorstellungen entgegenzusetzen hat, so erscheinen ihm die ataviſtiſchen Ideen als Ideale, er bemerkt den Zwiespalt zwischen der Gesellschaft, in der er lebt, und seinen Ideen, hält aber seine Denkgrundlagen für die allgemeinen und richtigen und die entgegengesetzten für falsch. Ist er zufällig Lehrer und Schriftsteller, so wird er mit jener Hart-

nädigkeit und Einseitigkeit, welche die Irren auszeichnet, für seine Ideen in Wort und Schrift eintreten. Dabei kommt dem geisteskranken Schriftsteller der Irrtum der Menschen zu statten, daß sie wie Polonius meinen, wenn einer toll sei, so sei er eben weiter nichts als toll, das heißt toll in allen Dingen. Das ist wissenschaftlich falsch. Irre können ein vortreffliches Gedächtnis, einen packenden Stil, eine glänzende Schreibweise haben. Lombroso[1]) sagt hierüber: „Diese kranken Genies haben einen ihnen eigentümlichen Stil, leidenschaftlich, bebend, blühend, der sie von allen andern Schriftstellern unterscheidet, vielleicht weil er sich nur unter den Eingebungen des Wahnsinnes bilden konnte." Und weiter (S. 337): „Der blühende, lebendige Stil aller dieser Größen, die Klarheit, mit der sie ihre allerunsinnigsten Phantastereien darlegen, wie die liliputanische Akademie oder die Schrecken des Tartarus, zeigen an, daß sie mit der Zuversicht des Verblendeten alles sehen und berühren, was sie schreiben."

Der Uebermensch in Nietzsches Sinn, der Verächter der Gesellschaft, der Höhner des Herdenmenschen, das einsam schweifende Raubtier ist also entweder ein Wahnsinniger oder ein Rückfall, ein atavistischer Typ, der in die Zeit des allgemeinen Kampfes von Mensch gegen Mensch hineingehört, die schon zur Blütezeit der griechischen Tragödie sagenhaft geworden war. Wie bezeichnend, daß Nietzsche sich gerade von diesen Darstellungen der Auflehnung einzelner gegen die Gesellschaft in der griechischen Tragödie angezogen fühlt! Dort merkte er Geist von seinem Geist. Und wie diese Uebermenschen Rückfälle in überwundene Entwicklungsstufen der Menschheit darstellen, so wirken sie auch stets reaktionär, wo sie zur Herrschaft gelangen. Sind ihnen die Umstände günstig, so dringt ihre große geistige Energie leicht an die Spitze der Gesellschaft, wie der Fall Napoleons beweist. Auch Wallenstein, wie ihn Schiller darstellt und Karl Werder aufzufassen deutet, war ein Uebermensch, im Geiste Schillers wohl vom Auftreten Napoleons in seiner Konzeption beeinflußt. Seltsam ist, daß der Dichter des Wallenstein ausspricht: „Er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen, als er aufwärts zu den Sternen sah." Freilich ist es ein Wahn, der ihn treibt und vernichtet, ein Wahn, daß er mit dem Schicksal im Bunde sei, das ihm Fragen freistelle. Auch dieser Zug könnte von Napoleon entlehnt sein, der sich mit Vorliebe als Kind der Vorsehung bezeichnete. Richard III., Coriolan sind Typen des Uebermenschen bei Shakespeare. Sie gehen zu Grunde und müssen zu Grunde gehen an ihrem Widerspruch gegen die Einrichtungen der Natur, die den Menschen gedacht hat als Zelle im Gesellschaftsorganismus. Die Tyrannei der Uebermenschen, die alles nach ihrem Bedarf und Wunsch regulieren und formen wollen, würde die Variabilität der Rasse zeitweilig aufheben und eine zu große Uniformität im Denken erzeugen. An dem einen Uebermenschen Napoleon laboriert Frankreich noch heute.[2])

Darum, meine ich, ist der Uebermensch nicht der Sinn sondern der Unsinn der Erde. Zu der aufgehobenen Variabilität — die nur bei Freiheit der Entwicklung eintritt und beständig zunimmt zum Segen der Zivilisation und zum Glück der Nationen, die ihr huldigen — gehört notwendig ein Tyrann, ein Unterdrücker. Die allgemeine Gleichheit

---

[1]) Genie und Irrsinn. Reclamsche Ausgabe. Uebersetzt von A. Courth. S. 324. Vergl. auch ebendort S. 199.

[2]) Von Napoleon I. sagt ganz entsprechend Laßfrey (Histoire de Napoléon I. Rupture avec la Prusse. Schluß des Kapitels I). Denkt man an das wundervolle Instrument (sein Heer!), das er in Händen hatte, und an den unwürdigen Gebrauch, welchen er von ihm so lange straflos machen konnte, so fallen einem die Zauberkräfte ein, die in den orientalischen Märchen eine so große Rolle spielen. Solange der Held den Talisman besitzt, gelingt selbst das Unwahrscheinlichste ... er kennt weder Gut noch Böse, er lacht über Unmöglichkeiten ... Die Menschen sind nahe daran, diesen privilegierten, unverletzlichen Sterblichen zum Gott zu erheben, dessen erstaunliches Glück keine Thorheit, kein Verbrechen zu ändern vermag. Eines Tages wird der Talisman zerstört oder geht verloren, und auf einmal ist der Gott verschwunden. Man hat nur noch einen armen Wahnsinnigen vor sich, und man fragt sich, ob dieser vom Schicksal Erkorene nicht vielmehr ein Opfer des Schicksals gewesen ist ...

(das heißt aufgehobene Variabilität, nichts andres) muß einen allgemeinen Maßstab haben, einen offiziellen Meterstock, „wonach sich zu richten". Die Konsequenz der Gleichheit, zugleich auch ihre praktische Voraussetzung ist die Tyrannis. Napoleon I. machte aus den Franzosen ebensolche gewissenlose Streber und nach äußerem Glanz (gloire!) gierige Menschen, wie er selber einer war. Freiheit und Gleichheit nebeneinander zu setzen, ist die größte Lüge, die jemals ausgesprochen worden ist. Man könnte ebenso gut Feuer und Wasser als gleichartig nebeneinander setzen. Gleichheit ist in der Natur nirgends vorhanden als in den Produkten menschlicher Willkür, vornehmlich in Zahl und Maß. Zahl und Maß aber sind der Ausdruck menschlicher Kleinheit und Bedürftigkeit gegenüber der Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit der Natur.

Pöbelherrschaft und Tyrannis gingen schon im Altertum Hand in Hand. Napoleon I. sagte (1814) mit richtiger Kenntnis der Sachlage: „Mein einziger Adel ist der Pöbel der Vorstädte", als man ihm im Beginn seines Niedergangs riet, sich auf die Aristokratie zu stützen. Auch seine Regierung löste eine Pöbelherrschaft ab, aber im Grunde veränderte sich unter ihm nur wenig. Nur die Richtung des Pöbelsinns wurde eine andre, die Zerstörung, die vordem nach innen gerichtet war, ging jetzt nach außen. Derartig defekte Geister können nur zerstören und treten in der Weltgeschichte auch stets dann auf die Bühne, wenn es etwas zu zerstören giebt, wie sich die Würmer zum Leichenschmaus einfinden. Napoleons Leiche hieß: Feudalstaat und Mittelalter.

Die mächtig erregte Volksseele in Frankreich konnte sich nach der Revolution auf einmal nicht beruhigen, genau wie wir bei Shakespeare mit wunderbarer Kunst die greulichen Morde Richards III. und des Macbeth an wilde Kriegszeiten anknüpfen sehen. Nach jedem Kriege toben die niedrigen Instinkte — zu diesen gehört auch die Kriegsleidenschaft — zunächst noch weiter, wenn auch in andrer Form. „Weil ich nicht als ein Verliebter kann kürzen diese feinberedten Tage, bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden." Richard beklagt es, daß die blutigen Waffen jetzt als Trophäen hängen, und führt den Krieg auf seine Weise weiter, gleichwie des Macbeth Mordgedanken nach der Schlacht mit Naturnotwendigkeit neue Objekte suchen und finden müssen.

Einige Uebermenschen verraten ein Bewußtsein ihrer schiefen Stellung innerhalb der Menschheit oder gelangen doch im Laufe ihrer Entwicklung dazu. Coriolan erklärt dem Flehen seiner Mutter gegenüber in Selbstanklage: „Hier stehe ich, als ob der Mensch sein eigner Schöpfer wär' und niemand seinen Ursprung dankte." Richard III.: „Ich muß verzweifeln, keine Seele liebt mich, und sterbe ich, wird niemand mich beweinen." Wallenstein gelangt nicht zu einer Erkenntnis seiner ὕβρις, seines Frevels an der Menschheit, ebensowenig Napoleon I., der nicht begriff, wie man ihm Verbrechen vorwerfen konnte. „Menschen von meiner Art begehen keine Verbrechen", war seine Antwort auf diese Vorwürfe. Mit großer Feinheit hat Schiller die Rächer der Gesellschaft am Wallenstein so klein, so niedrig gemacht — den Wiener Hof und die Jesuiten — eben weil sie nur Werkzeuge sind in der Hand einer höhern Macht. Können Werkzeuge anders beschaffen sein?

Lombroso bemerkt bei der Besprechung der Graphomanie, der Schreibwut Wahnsinniger, daß ihre Ziele und Gedanken einen Rückfall in Urzustände der Menschheit darstellen, ihr Denken wird wieder embryonal, wie der sich entwickelnde Embryo durch die Stadien der früheren Tierheit hindurchgeht. Sie malen Bilder, Hieroglyphen, Sprachzeichen statt der Buchstaben, denn schon die erste Buchstabenschrift war eine Stenographie. Die Tendenz zum Zerfall der Vorstellungen ist in Nietzsches Schriften deutlich. Er liefert kein System, kein Lehrgebäude, nur einzelne Bausteine.

Man hat die Sozialdemokraten vielfach verspottet, weil sie in Nietzsche, dem „Aristokraten", ihren geistigen Führer sehen. Mit grobem Unrecht! Gemeinsam ist beiden der Drang zum Zerstören. Ein Gefühl gegenseitiger Ergänzung, wie es zwischen Tyrann und Gleichheitspöbel bestehen muß, führt sie zusammen. Nietzsche, in Verkennung seines Wesens, haßte die Sozialdemokraten und nannte sie Tölpel.

Nietzsches Uebermensch ist kein Aristokrat, sondern ein Parvenu, ein Emporkömmling schlimmster Sorte. Er benimmt sich in seiner Schilderung auch wie ein solcher. Er ist ein Sklave, der die Ketten zerbrochen hat und nun seinerseits die andern knechtet. Jeder freigewordene Sklave würde das gleiche thun.

Eine fremde, von der eignen grundverschiedene Individualität achten, als gleichberechtigt anerkennen und behandeln, kann nur der wahre Aristokrat, der selbst eine Persönlichkeit, ein Zentrum und eine Ursache ist, und da er seinerseits andre achtet, auch für sich Achtung verlangen kann. Ein solcher Aristokrat muß für jeden bessern Menschen ein Gegenstand der Verehrung sein.

Die Gegenwart ist aus verschiedenen Gründen dem Nietzscheschen „Ideal" vom Uebermenschen sehr günstig. Es wird doppelt gefährlich durch die wundervolle Sprache des Zarathustra. Man muß diese Keime des Wahnsinns und Rückschritts zertreten, ehe sie emporwachsen und zum Fluche der Zeit werden, wenn Tolle die Blinden führen. Oder deutet das Auftreten dieses Zerstörers darauf hin, daß unsre Kultur eine Leiche birgt, die, zur Zersetzung reif, ihrer Würmer harrt?

Berlin. Dr. Fr. Rubinstein.

Litterarische Berichte.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1897.

Das vorliegende Werk ist eines der wertvollsten für die Geschichte der orientalischen Frage, in welcher der letzte russisch-türkische Krieg eine hervorragende Rolle spielt. Der Anteil Rumäniens an diesem Kriege war von entscheidender Bedeutung für die russischen Erfolge. — In der Heeresleitung der russischen Armee traten solche Mängel zu Tage, daß selbst General Totleben seine Unzufriedenheit mit derselben äußerte. — Fürst Anton von Hohenzollern schrieb am 1. März 1877 einen Brief an den König Karl von Rumänien, welcher im vorliegenden dritten Bande wiedergegeben ist. In diesem Briefe sagt Fürst Anton von Hohenzollern: „Rußland wird schwerlich große Erfolge erringen — sollten es auch einige militärische sein, so werden es jedenfalls keine wichtigen politischen sein dürfen; die Armee und das großslavische Element werden sich mit einem bißchen gloire begnügen müssen, während Kaiser Alexander sich glücklich schätzen dürfte, in friedliche und normale Verhältnisse zurückzukehren und einer Bewegung Herr zu werden, die für Rußlands Zustände von höchster Gefahr ist. Das einzig greifbare Resultat der russischen Initiative dürfte sein, daß das schutzherrliche Verhältnis der Pforte zu Rumänien sich in ein solches von Rußland zu Rumänien umwandelt." In diesem Briefe ist die damalige Lage klar ausgedrückt, wenn auch Rumänien nicht in Abhängigkeit zu Rußland kam, sondern glücklicherweise seine Selbständigkeit durch seine Waffenerfolge und durch die diplomatische Kunst seines Fürsten und seiner Staatsmänner erreichte. — Rumänien hat sich seit dieser Zeit zu dem mächtigsten und blühendsten Balkanstaat emporgeschwungen und bildet einen starken Schutzwall gegen abenteuerliche Gelüste auf der Balkanhalbinsel. — Den Lesern der „Deutschen Revue" sind eine Reihe von Abschnitten aus diesem Memoirenwerk bekannt, welches zuerst in dieser Zeitschrift zu erscheinen begann. Für jeden Staatsmann und Historiker ist dieses Werk eine wahre Fundgrube; es bietet einen reichen Schatz bisher noch ungedruckter und wichtiger Dokumente für die Geschichte des russisch-türkischen Krieges und der orientalischen Frage. — Warme Anerkennung und Dank gebührt dem Bearbeiter dieser reichen Sammlung diplomatischer und andrer Schriftstücke, welche er mit vortrefflichen Kommentaren begleitet und zu einem Ganzen gestaltet hat.

— Wir behalten uns vor, später noch weiter auf dieses hervorragende Memoirenwerk zurückzukommen.

Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Von Heinrich Rickert. Erste Hälfte. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Das Buch will über Wesen und Wert der historischen Wissenschaften Klarheit schaffen. Zu diesem Zweck bestimmt die bisher vorliegende erste Hälfte die Grenzen der Naturwissenschaft, indem von der Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung ausgegangen wird. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, welche die Mannigfaltigkeit der erlebten Wirklichkeit auf einfache Dinge zurückführt, ist nicht an die Grenzen der Körperwelt gebunden, sie kann auch durchaus auf seelische Vorgänge angewendet werden. Anderseits kann auch die geschichtliche Auffassung auf körperliche Gegenstände und Prozesse gerichtet werden. Es besteht also — rein logisch betrachtet — zwischen den sogenannten Natur- und Geisteswissenschaften kein Gegensatz der Objekte, sondern ein Gegensatz der Methoden; immerhin giebt es neben Gebieten, die beiden Verfahrungsweisen zugänglich sind, solche, die nur die eine oder die andre auf sich anzuwenden erlauben. — Eine Beurteilung des Werkes behalten wir uns bis zu dem Zeitpunkt vor, wo es vollständig vorliegen wird. M. D.

Die kaiserliche Politik auf dem Regensburger Reichstag von 1653—1654. Von Dr. phil. Albert v. Ruville. Berlin, J. Guttentag.

Unter Benutzung des ihm seitens des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs sowie des Berliner Geheimen Staatsarchivs zur Verfügung gestellten reichhaltigen Materials hat der Verfasser eine eingehende Darstellung der von dem habsburgischen Reichsoberhaupt Kaiser Ferdinand III. auf dem im Dezember 1652 in Regensburg zusammengetretenen und am 17. Mai 1654 verabschiedeten Reichstage verfolgten politischen Ziele gegeben. Diesem Reichstag war die große Aufgabe zugefallen, den Bestimmungen des westfälischen Friedens reichsrechtliche Sanktion zu verleihen, dieselben authentisch zu erklären und in umfassender Weise zu ergänzen. Den verderblichen Einfluß der Nachbarreiche Frankreich und Schweden abzuweisen und damit aus unserm Staatskörper das Gift auszustoßen, welches ihm zu Münster und Osnabrück samt der heilenden Arznei eingeflößt worden war, ist damals leider nicht gelungen. Dagegen ermangeln, wie der Verfasser ausführlich nachweist, so ziemlich alle Beschuldigungen, welche gegen Ferdinands Reichstagspolitik erhoben worden sind und noch heute erhoben werden, der Begründung. Unrichtig ist demnach auch die in neueren Geschichtswerken mehrfach sich findende Behauptung, der Kaiser sei aus den Kämpfen des Reichstags im ganzen als Sieger hervorgegangen und habe seine Ziele erreicht. Diese Ansicht beruht auf einer Verkennung der kaiserlichen Intentionen, auf der irrigen Meinung, Ferdinand habe die Verworrenheit der damaligen staatsrechtlichen Zustände zu erhalten gewünscht. Was er in Wahrheit erstrebte, das hat er nur zum geringsten Teile erreicht. Das geplante Regierungssystem kam nicht zu stande, und ebensowenig gelang es, die auf Lockerung des Reichszusammenhangs hinzielenden Fragen aus der Welt zu schaffen, obwohl ihre ausdrückliche Beantwortung im antinationalen Sinne verhütet worden ist. Nur wenige Aufgaben wurden wirklich zur Lösung gebracht, und auch ihre Lösung blieb zum Teil illusorisch, weil es der Zentralgewalt an Macht gebrach, das Beschlossene wirklich in allen Punkten zur Durchführung zu bringen. Für die gut deutsche Gesinnung Kaiser Ferdinands III. legt auch die vorliegende Publikation ein neues Zeugnis ab. —g—

Ludwig XVII. Eine historische Streitfrage und ihre Lösung. Von Dr. Wilhelm Gabler. Prag, Fr. Rivnac.

Von den 37 im Laufe der Jahre in Frankreich aufgetauchten „falschen Kronprinzen", welche sich für den laut offizieller Darstellung am 8. Juli 1795 im Templegefängnis zu Paris gestorbenen Dauphin Ludwig Karl ausgaben, hat der nach langjährigem Aufenthalt in Deutschland, meist in der Mark Brandenburg, am 26. Mai 1833 nach Paris gekommene Uhrmacher Naundorf von Anfang an die größte und nachhaltigste Beachtung gefunden. Er trat auf unter dem stolzen Titel eines Herzogs von der Normandie und verlangte von den Behörden unter Verzichtleistung auf den Thron seiner Vorfahren lediglich die Prüfung und Anerkennung seiner Ansprüche auf Namen und Familie sowie auf seine staatsbürgerliche Erbschaft. Wie bekannt, sind alle seine Bemühungen erfolglos geblieben, nur der auf ausdrückliche Anordnung der holländischen Regierung ausgestellte Totenschein und die Aufschrift auf dem Grabstein des Kirchhofes zu Delft, wo Naundorf am 10. August 1845 starb, nennen ihn Ludwig XVII. Die durch Jules Favre in den Jahren 1851 und 1874 vor den Pariser Zivilgerichten geltend gemachten Forderungen seiner Nachkommen wurden abgewiesen auf Grund der Akten von 1795, wonach die Befreiung des Dauphin aus dem Gefängnis als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnet und sein daselbst erfolgter Tod als festgestellt angenommen wurde. Für diese Annahme

sind hauptsächlich auch Beauchesne und Chantelauze eingetreten, während Gruau de la Barre, Otto Friedrichs („Un crime politique“) und jetzt wieder Wilhelm Gabler die Identität Naundorfs mit dem Sohne Ludwigs XVI. als unzweifelhaft darzustellen versuchen. Denn nicht die Lösung einer historischen Streitfrage, wie der Verfasser seine Arbeit allzu optimistisch zu nennen beliebt, ist das vorliegende Buch, sondern, wie alle übrigen Werke und Studien über diesen Gegenstand, der Versuch einer solchen. Wenn sich der Autor für die Richtigkeit seiner Ausführungen ganz besonders auf die im Jahre 1836 in London unter dem Titel: „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin, fils de Louis XVI.“ erschienene Autobiographie Naundorfs beruft, welche er als ein selten gewordenes Buch bezeichnet, so ist hier festzustellen, daß der Inhalt dieser Memoiren schon von Gruau de la Barre in seinem vierbändigen Werk: „Intrigues dévoilées ou Louis XVII., dernier roi légitime de France“ (1846—48) aufgenommen worden ist und somit diese Quelle den Vorzug der Neuheit für sich nicht in Anspruch nehmen kann. Daß wir mit der seltsamen Persönlichkeit Naundorfs heute noch vor einem Rätsel stehen, wie die Geschichte deren so manche aufweist, ist trotz alledem nicht zu leugnen, und wenn die offizielle „Preußische Staatszeitung“ in ihrer Nummer vom 30. Mai 1836 schrieb: „Alle Versuche, welche zu dem Zwecke gemacht wurden, um die Familie und den Geburtsort des H. Naundorf sicherzustellen, blieben insgesamt ohne befriedigendes Resultat“, so ist dies, ebenso wie das in dem Buche eingehend dargestellte, zum mindesten höchst eigentümliche Verhalten der preußischen und französischen Behörden dem Prätendenten gegenüber, allerdings wohl geeignet, die von Gabler für die Unanfechtbarkeit seines Standpunkts versuchte Beweisführung nicht unerheblich zu unterstützen. Hgn.

Studien und Phantasien. Von C. v. Rappard. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1897.

Eine Reihe interessanter Studien und Phantasien enthält die vorliegende Mappe, welche im ganzen viel Talent und eine reiche Erfindungsgabe zeigen, aber in der künstlerischen Durchführung doch noch manche Mängel enthalten. — Die Hauptaufgabe des Künstlers ist es nicht nur, einen interessanten Stoff wiederzugeben, sondern ihn auch künstlerisch durchzuarbeiten. Originell sind die Studien oder Phantasien der begabten Künstlerin über „Die französische Revolution“, über den „Fliegenden Holländer“, über die „Symphonie“ und andres, aber die Sucht nach Originalität, welche die meisten modernen Künstler beherrscht, schädigt oft die künstlerische Vertiefung. Das Auge muß sich an solche moderne Kunstschöpfungen erst gewöhnen, es fehlt ihnen die Ruhe, Harmonie und natürliche Einfachheit, durch welche die alten Meister so wohlthuend erhebend und begeisternd auf die Kunstliebenden einwirkten. — Die Erhabenheit und Vornehmheit in der Kunst liegt nicht in originellen und gesuchten Effekten, sondern in der nicht gesuchten, natürlichen und tiefempfundenen Wiedergabe eines großen oder schönen Stoffes. Nach weiteren Studien wird die begabte Künstlerin vielleicht auch diesen Weg betreten, um noch Schöneres zu schaffen. Die Reproduktionen der vorliegenden Studien sind vortrefflich ausgeführt.

In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup, 207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenige Werke sind wohl noch mit der gleichen Spannung erwartet worden wie der vorliegende Bericht über die kühne Polarfahrt Nansens. War auch vor dem Erscheinen der beiden Bände durch vorläufige Anzeigen und namentlich die Vorträge Nansens das Wichtigste über die Ergebnisse der denkwürdigen Expedition in weitere Kreise gedrungen, so läßt sich doch jetzt erst, nachdem wir eine ausführliche Darstellung über das ganze Unternehmen erhalten, die volle Tragweite desselben ermessen. Nachdem sich der erste Sturm der Begeisterung nach dem Wiederauftauchen Nansens und seiner Gefährten von der „Fram“ etwas gelegt hatte, trat hier und da wohl eine gewisse Ernüchterung ein, und man war, in gewissen Kreisen wenigstens, halb und halb geneigt, die Fahrt, wenn auch nicht für eine verfehlte, so doch für eine durchaus nicht so wichtige und ergebnisreiche zu halten, wie man es sich anfangs vorgestellt. Nichts könnte indes irrtümlicher sein als eine derartige Anschauung; davon überzeugt uns fast jede einzelne Seite der vorliegenden beiden Bände. Wie wenig es verschlagen konnte, ob die von Nansen vermutete Strömung wirklich über den Pol führe, darüber hatte sich der Veranstalter der kühnsten von allen bisher unternommenen Polarexpeditionen schon lange vor dem Antritte der Fahrt in einer Sitzung der Graphischen Gesellschaft zu Christiania im Februar 1890 ausgesprochen. Er beabsichtige, so sagte Nansen damals, nicht auszuziehen, um den mathematischen Punkt zu suchen, der das Nordende der Erdachse bilde — denn dieser Punkt habe an sich nur geringen Wert — sondern, um Untersuchungen in dem großen unbekannten Teile der Erde anzustellen, der den Pol umgebe, und diese Untersuchungen würden nahezu die gleiche große wissenschaftliche Bedeutung haben, ob die Reise über den mathematischen Pol führe

oder ein Stück davon entfernt bleibe. Es hat daher nur wenig verschlagen, daß die zwischen dem Pol und Franz-Josephs-Land in der Richtung nach Grönland führende Strömung Nansen nicht so weit nordwärts gebracht hat, wie er vermuten zu können glaubte; das Ziel der Fahrt wurde dennoch in nahezu vollkommener Weise erreicht, da hinfort über die Beschaffenheit der Nordpolregion kein Zweifel mehr herrschen kann. In dieser Hinsicht ist das wichtigste Ergebnis der Fahrt die Feststellung, daß entgegen der bisher gehegten Vorstellung die Gegend um den Pol in weiter Ausdehnung von einer Tiefsee bedeckt wird, und zwar von einer Tiefsee mit verhältnismäßig warmer Unterströmung. Es ergiebt sich sonach für die Erdgestalt eine ganz neue Anschauung: das von uns bewohnte, an seinen Polen abgeplattete Sphäroid weist für die Endpunkte seiner Achse gegensätzliche Verhältnisse auf, im Norden eine Senkung, die von einem mit ewigem Treib- und Packeis bedeckten Meere ausgefüllt wird, und im Süden eine Hebung in Gestalt eines vergletscherten Hochlandes. Nansen hat die Entdeckung von der Gestalt der Nordpolregion zum Teil auf der Drift mit seiner „Fram" gemacht, zum Teil auf dem mit nur einem Gefährten unternommenen waghalsigen Vorstoß nach dem engern Polargebiet. Man hat das letztere Unternehmen wohl als ein zweckloses und überflüssiges getadelt, allein mit Unrecht, denn es war das letzte Glied, das in die Kette der bis dahin gemachten Wahrnehmungen eingefügt werden mußte, um über die Bedeutung der letzteren volle Gewißheit zu bekommen. Gerade über diesen Punkt giebt die Lektüre des Buches in einer Weise Aufschluß, die jeden Zweifel beseitigt. Das Buch Nansens hat indes nicht nur einen wissenschaftlichen Wert, es ist ein Musterbild von anschaulicher Schilderung und liest sich dank seiner meisterlichen Darstellung zum Teil so flüssig und spannend wie ein Roman. Von hohem Interesse ist namentlich die Beschreibung des Lebens und Treibens an Bord der „Fram" während der endlosen, nahezu 500 Tage betragenden Winternacht. Elektrisches Licht, von einer auf dem Schiffe aufgestellten Windmühle erzeugt, verscheuchte das Dunkel und leuchtete zu regster, wissenschaftlicher Arbeit, zu Messungen und Beobachtungen am Himmel, auf dem Eise und in der See. Dabei fehlte es nicht an Episoden, die dem Humor zu seinem guten Rechte verhalfen und den Beweis dafür erbrachten, daß das kernhafte Menschengemüt sich jeder Lage zu fügen weiß, wenn nur ein hoher, edler Zweck ihm voranleuchtet.

h.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 8.—

Baumgarten, Hermann, und **Ludwig Jolly,** Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild. Tübingen. H. Lauppsche Buchhandlung. M. 4.75.

Bode, Wilhelm, Die Berliner Akademie. Gedanken bei der Feier ihres 200jährigen Bestehens. Berlin, F. Fontane & Co. 50 Pf.

Brandt, M. von, Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 7.—

Butler, William Allen, Zwei Millionen und Nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte. Uebersetzt von Eduard Dorsch. Herausgegeben von Karl Knortz. Zürich und Leipzig, Karl Hendell & Co.

Cuba unter spanischer Regierung. Landesgesetze und statistische Daten der Insel. Vom königlichen Kolonial-Bureau in Madrid zusammengestellt und herausgegeben. Autorisierte Uebersetzung von Edmund Carl Preiß. New York.

Dornblüth, Dr. Otto, Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Rostock, Wilh. Werthers Verlag. 90 Pf.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. (6.—10. Tausend) 9. 10. u. 11. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Grünhagen, Prof. Dr. C., Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796—1802. Nach archivalischen Quellen. Berlin, Franz Vahlen. M. 6.—

Hanstein, Dr. Adalbert von, Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin. Mit dem Bildnis Henrik Ibsens. Leipzig, Gg. Freund. M. 4.—

Hart, Julius, Geschichte der Weltlitteratur. Heft 1. (Vollständig in 40 Heften.) Neudamm, J. Neumann. 30 Pf.

Hecker, Dr. Oskar, Die italienische Umgangssprache in

systematischer Anordnung und mit Aussprachehilfen. Braunschweig, George Westermann. Geb. M. 4.—

Heinze, Paul, und Anna Heinze. Aus Dur und Moll. Gedichte. Leipzig, Breitkopf und Härtel. M. 3.50.

Hermann, Georg, Modelle. Ein Skizzenbuch. Berlin, F. Fontane & Co. M. 1.—

Hoffmann, E. T. A., Doge und Dogaressa — Signor Formica. Zwei italienische Novellen. Neue Ausgabe für Bücherliebhaber. Berlin, Fischer & Franke. Gebunden M. 6.—

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Lf. 1. 2. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Kommissionsverlag.

Jauitschek, Maria, Die Amazonenschlacht. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Jugend. Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. II. Jahrgang 1897, Nr. 27 bis 32. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kawerau, Waldemar. Hermann Sudermann. Eine kritische Studie. Magdeburg u. Leipzig, Walther Niemann. M. 3.—

Knille, Otto, Wollen und Können in der Malerei. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—

Kohl, Horst. Bismarckbriefe 1836—1872. Sechste, stark vermehrte Auflage. Mit einem Pastell nach F. v. Lenbach und vier Porträts in Zinkdruck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Gebunden M. 6.—

Kohn, S., Judith Löhrach. Roman. Straßburg i. E., Josef Singer.

Kretzmann, Friedrich Karl, Gedichte. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

Krüger, Herm. Anders, Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman. Leipzig, Alfred Janssen. M. 3.—

Köhler-Haußen, F. E., Kleine Geschichten. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann. M. 1.—

Lenk, P. H., Wer ist Gott? Leipzig, Bernhard Richters Buchhandlung. 80 Pf.

Lübke, Hermann, Volkslieder der Griechen. Freiheits-, Helden- und Liebeslieder aus Kreta, Cypern, Epirus und dem freien Griechenland. In deutscher Nachdichtung. Zweite Auflage. Berlin, S. Calvary & Co. M. 2.50.

Michael, Emil, S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Zweite unveränderte Auflage. 3. Lfg. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Teil II. (Deutsch-englisch). Lfg. 2. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Naumann, Gustav, Kennst du das Land? Band IV. Rom im Liede. Eine Anthologie. Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.50.

Neubürger, Ferdinand, Die Geschichten der sechs Ehrenfesten. Mit Bildern von Hans Ströse in München und andern. Dessau, Paul Baumann. M. 2.50.

Pastor, Willy, Wana. Roman. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr.)

Palotai, Rudolf, Ein Blick auf unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich. Budapest, Karl Grill. 40 kr.

Pasinli, Petri, Adriades. Venetiis, Typis Fratr. Visentini.

Penzler, Johs., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Erster Band. 20. März 1890 bis 11. Februar 1891. Leipzig, Walther Fiedler.

Prévost, Marcel, Der verschlossene Garten. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Hedwig Landsberger. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Prévost, Marcel, Fleurette. Autorisierte Uebersetzung von Emil Zisarsky. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. VIII.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Rack, Dr. L., Wandersport. Praktisches und hygienisches Vademecum für Wanderer und Radfahrer. Berlin, Boas und Hesse. M. 1.—

Reber, F. von, und **A. Bayersdorfer,** Klassischer Skulpturen-Schatz. 1. Jahrgang. Heft 8 bis 14. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. à 50 Pf.

Reichenau, von, Einfluß der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. M. 1.75.

Reichesberg, Dr. N., Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutz-Gesetzgebung. Bern, Stämpfli & Cie. 80 Pf.

Rigutini, Giuseppe, u. Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Zwölfte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1.—

Robran, Paul, Abschied und andre Novellen. Leipzig, L. Staackmann.

Ruland, Dr. W., Die Handelsbilanz. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung. Mit einem Vorwort von Dr. H. von Scheel. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.50.

Ruland, Dr. Wilhelm, Kleist's Amphitryon. Eine Studie. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. M. 1.—

Saar, Ferdinand von, Novellen aus Oesterreich. Erster Band: Innocens. — Marianne. — Der Steinklopfer. — Die Geigerin. — Das Haus Reichegg. — Vae victis! — Der „Excellenzherr". — Tambi. Heidelberg, Georg Weiß. M. 4.80.

Schenckendorff, E. von, Denkschrift über die Einrichtung deutscher Nationalfeste. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Schlaf, Johannes, Sommertod. Novellistisches. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Sighele, Prof. Scipio, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Dr. Hans Kurella. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Sigismund, Berthold, Kind und Welt. Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

Stein, K. Heinrich von, Vorlesungen über Aesthetik. Nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet. Mit H. v. Steins Bildnis. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 3.—

Storck, Karl, Otto von Leirner. Eine Studie. Berlin, Schall und Grund. M. 1.—

Treumann, Jos., Im Land des Yankee-Doodle. Neue Humoresken aus dem amerikanischen Leben. München, August Schupp.

Tschechoff, Anton, Ein Zweikampf. Erzählung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Korfiz Holm. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. VII.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Viebig, C., Rheinlands-Töchter. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. M. 6.—

Verus, S. E., Vergleichende Uebersicht (Vollständige Synopsis) der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut. (Luther-Uebersetzung, Revidierte Ausgabe Halle 1892). Leipzig, P. van Dyk. M. 2.40.

Vortragskurse, Ethisch-sozialwissenschaftliche. Bd. V: Dr. Emil Reich, Volkstümliche Universitätsbewegung. Bern, Steiger & Cie.

Wassermann, Jakob, Die Juden von Zirndorf. Roman. Leipzig, München, Paris. Albert Langen. M. 4.50.
Wedekind, Frank, Die Fürstin Russalka. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 3.—
Welschinger, Henri, Le roi de Rome (1811—1832). Avec un portrait d'après Isabey. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie.
Wilbrandt, Adolf, Hildegard Mahlmann. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 3.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Der neueste große Roman von Ida Boy-Ed erscheint gegenwärtig unter dem Titel „Die Flucht" in „Ueber Land und Meer". Ebendort wird auch eine Berliner Skizze „Der Omnibusonkel" von Max Kretzer veröffentlicht, während in der „Deutschen Romanbibliothek" ein Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius „Der neue Gott" von Richard Voß zum Abdruck gelangt. Daneben laufen noch die slavonische Dorfgeschichte „Der Herr Notarius" von Viktor v. Reisner und eine Novelle „Honni soit qui mal y pense" von Heribert Bauer. In „Aus fremden Zungen" erscheint das neueste Werk Pierre Lotis „Ramuntcho", in welchem er das Land, die Sitten und das Wesen des Baskenvolkes schildert. Die Sprache ist von hoher Schönheit, die ganze Darstellung von einer Pracht des Kolorits, wie sie unter den lebenden Dichtern nur Loti hervorzuzaubern vermag. Hieran schließt sich von J. A. Gontscharow: „Diener". Vier Porträts (aus dem Russischen), von Erna Juel-Hansen: „Die Geschichte eines jungen Mädchens" (aus dem Dänischen) und von W. G. v. Nouhuys: „Verhaftet" (aus dem Holländischen). Ungewöhnliches Interesse wird namentlich das neue Werk „Gleichheit" von Edward Bellamy erregen, das in einem der nächsten Hefte von „Aus fremden Zungen" zu erscheinen beginnt. „Gleichheit" behandelt denselben Stoff wie Bellamys vor fast zehn Jahren erschienenes Werk: „Rückblick aus dem Jahre 2000"; es ist eine unmittelbare Fortsetzung desselben und enthält, gewissermaßen als Kommentar dazu, in 38 Kapiteln eine erweiterte, detaillierte und vertiefte Schilderung des Bellamyschen Zukunftsstaates, die in Bezug auf alle die Gegenwart beschäftigenden wichtigen sozialen Fragen eine Fülle neuer Anregungen bietet. Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage sind erschienen:

Unter Zigeunern.
Roman
von

Kismet.
Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Combrowska.
Von

Johannes Richard zur Megede.

Preis jedes Werkes geheftet Mk. 3.—; elegant in Leinwand gebunden Mk. 4.—

Marie von Ebner-Eschenbach schreibt uns über den Autor u. a.: „Bis jetzt konnte ich nur ‚Kismet' lesen, das ist aber mit großer Freude und innigster Bewunderung geschehen. Eine prächtige Novelle, voll Kraft und Schwung, unübertrefflich in der Charakteristik, originell im Stoff, feurig und keusch . . ."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Edward Bellamy's neues Werk: „Gleichheit"

(Fortsetzung zu desselben Verfassers berühmtem Buche: „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000")

wird in einzig autorisierter deutscher Uebersetzung

im 17. Heft der Halbmonatsschrift

Aus fremden Zungen

zu erscheinen beginnen. Fast zehn Jahre nach dem Erscheinen des „Rückblick aus dem Jahre 2000", der bei den Gebildeten der ganzen Erde einen so beispiellosen Erfolg errungen und seinen Verfasser mit einem Schlage zum weltberühmten Manne gemacht hat, tritt **Edward Bellamy** jetzt mit einem neuen größeren Werke hervor. „Gleichheit" behandelt denselben Stoff wie der „Rückblick"; es ist eine unmittelbare Fortsetzung desselben und enthält, gewissermaßen als Kommentar dazu, in 38 Kapiteln eine erweiterte, detaillierte und vertiefte Schilderung des Bellamyschen Zukunftsstaates, die in Bezug auf alle die Gegenwart beschäftigenden wichtigen sozialen Fragen eine Fülle neuer Anregungen bietet und, wie der „Rückblick", in allen Kulturländern auf längere Zeit das Interesse der Denkenden und fortschrittlich Gesinnten in Anspruch nehmen wird.

Monatlich erscheinen 2 Hefte von je 48 Seiten.
Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Das erste Heft sendet jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung auf Verlangen zur Ansicht ins Haus.

Der laufende Jahrgang von „Aus fremden Zungen" brachte bisher nachstehende größere Werke:

Unser Herz. Roman von Guy de Maupassant.

Die Geschichte eines jungen Mädchens. Erzählung von Erna Juel-Hansen.

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy.

Ramuntcho. Von Pierre Loti,

ferner kleinere Novellen von

August Strindberg, P. Boborykin, Matilde Serao, Emilia Pardo-Bazán, Rudyard Kipling, Henrik Pontoppidan, Holger Drachmann etc. etc.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich** und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden. Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleich-**

83,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das **liche Wildunger Salz** ist ein künstliches zum Theil unlösliches Fabrikat. ber das Bad und Wohnungen im **Badehotelhause** und **Europäischen Hof**

Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

Dr. Freiherr von Krafft-Ebing sagt: Seit 10 Jahren verwende ich ausschliesslich diesen durch Reinheit und Aroma ausgezeichneten Cacao.

Briefmarken Billigst! Katalog gegen 20 Pf. in Marken. Markenhaus, Zelhel bei Zielesels.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Unser Herz.

Roman von

Guy de Maupassant.

Aus dem Französischen übersetzt von M. zur Megede.

Preis geheftet ℳ 2.—; elegant gebunden ℳ 3.—

Wie alle Werke Maupassants ist auch dieser Roman, eine seiner letzten und zugleich besten Schöpfungen, eine wahrhaft auserlesene Kost für jeden Litteraturfreund. Kein andrer neuerer Dichter hat das Empfinden moderner französischer Menschentypen mit solcher Schärfe, solcher Vertiefung und Objektivität analysiert wie Maupassant, und dabei trägt die Seelenanalyse bei ihm nie einen abstrakten Charakter wie bei so manchem der modernen psychologischen Schriftsteller, sondern ist stets nach echter Dichterart in eine lebendige, spannende Handlung verwoben, der jeder Leser mit dem größten Interesse folgen muß.

Der Manksmann.

Roman von

Hall Caine.

Aus dem Englischen übersetzt.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 6.—; elegant gebunden ℳ 9.—

Dieser Roman, der in England das größte Aufsehen erregte, darf als ein Muster moderner Romandarstellung bezeichnet werden. Fesselnd in seinen Charakteren und spannend in seiner Handlung, führt er dem Leser ein mit Meisterhand entworfenes Bild aus dem Leben der wegen der Eigenart ihrer Verhältnisse so bekannten englischen Insel Man im irischen Meere vor.

Der Lindenzweig.

Roman von

Karl Ewald.

Aus dem Dänischen übersetzt von Math. Mann.

Preis geheftet ℳ 2.—; elegant gebunden ℳ 3.—

Wenn auch die Romanschriftsteller sich heutzutage mehr als je quälen, neue, noch nicht dagewesene Stoffe und Konflikte zu erfinnen — der echte Dichter fragt nicht danach, ob und wie oft ein litterarischer Stoff schon vor ihm behandelt worden ist. Karl Ewald ist ein solcher echter Dichter, — das beweist dieser Roman. Aus einer höchst einfachen Handlung, die in ihren Grundzügen schon unzählige Male litterarisch verwertet worden ist — die Heldin ist eine junge Frau, die in ihrer äußerlich glücklich scheinenden Ehe nicht die volle Befriedigung findet und dann erst den „Rechten“ kennen lernt — hat Ewald etwas vollkommen Neues geschaffen, einzig durch die Art der Behandlung, durch die bis ins Tiefste dringende scharfe psychologische Beobachtung, die meisterhafte Charakter- und Sittenschilderung, welche ihn zum Rang eines der besten modernen Schriftsteller emporheben.

Der Nachtfalter.

Roman von

M. Gawalewicz.

Aus dem Polnischen übersetzt von H. Frank.

Preis geheftet ℳ 2.—; elegant gebunden ℳ 3.—

In seltener, geradezu idealer Weise finden sich in diesem Werke alle Vorzüge vereinigt, welche die Lektüre eines Romans lohnend und genußreich zu machen geeignet sind. Die Fabel ist außerordentlich packend, die Darstellung bei der größten künstlerischen Vollendung von solcher Lebenswahrheit, daß der ganze Roman bis in die kleinsten Züge dem Leben unmittelbar nacherzählt zu sein scheint.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiundzwanzigster Jahrgang. — Vierter Band.
(Oktober bis Dezember 1897.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXII

(Oktober bis Dezember 1897).

Seite

Heinrich v. Poschinger: Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck I. II. 1. 129

Alexandre Ular: Zwischen den Welten I. II. 21. 142

Dr. J. Sadger: Kranke Dichter und Krankendichtung 36

Groß: Der Einfluß der Luftverdünnung bei Hochfahrten mit Hilfe des Luftballons und dessen Benutzung als Expeditionsmittel . . 44

v. Helldorf-Bedra: Die heutigen Konservativen in England und Deutschland II. 57

Friedrich Rippold: Aus dem Bunsenschen Familienarchiv IV. . . . 82

v. Blume: Treibende Kräfte im deutschen Heerwesen 95

Oskar Vogt: Einiges über Suggestion und Hypnose 101

Sir Richard Temple: Die Beziehungen zwischen dem englischen und deutschen Volke 111

M. v. Brandt: Audiatur et altera pars 120

Dr. Friedrichs: Welchen Einfluß wird das Bürgerliche Gesetzbuch auf das nationale Leben ausüben? 123

Dr. Louis Robinson: Die Physiognomie der Kinder 156

Dr. Henrici: Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein und Sammer I. II. 160. 280

Dr. Wilhelm v. Bragassy: Pirogoff und Billroth 178

Friedrich Bienemann: Verfassungspläne unter Kaiser Nikolaus I. . . 188

A. Okolicsányi: Atelier-Plaudereien 201

Dr. S. S. Epstein: Von der Arbeitsstätte des Physiologen 208

Leone Fortis: Ein politisches Porträt. Emilio Visconti Venosta . . 220

Briefe des Grafen Usedom an eine Freundin 257

Seite

A. de Nora: Das Rätsel 267
Louise v. Kobell: Karl v. Perfall 296
M. v. Brandt: Wozu brauchen wir eine Flotte? 309
Dr. J. Sadger: Entnervung durch das moderne Leben 311
Fritz Lemmermayer: Carl v. Holtei und Friedrich Hebbel 319
Heinrich v. Poschinger: Etwas über den formellen Geschäftsgang des Bundesrats und sein Heim 337
O. Bütschli: Die lebendige Substanz 342
Prof. Dr. W. F. Wislicenus: Die Astronomie in Schillers „Wallenstein" 351
Paola Lombroso: Freiwillige und unbewußte Handlungen 362

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anthropologie.

Dr. J. Vosseler: Die ersten Menschen 238

Naturphilosophie.

Mag. W. Grüning: Zwei Welten und ihr Leben 242

Musik.

Eduard Reuß: Zwei ungedruckte Briefe von Paganini . . 368

Litteraturgeschichte.

Rudolf Krauß: Wilhelm Waiblinger und Herr v. Cotta . . 371

Kleine Revuen.

M. zur Megede: Litterarische Revue 233
Litterarische Berichte 127. 249. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 254. 377

Zweiundzwanzigster Jahrgang — Oktober 1897 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

OCT 3 1897

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich v. Poschinger . .	Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck. Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884	1
Alexandre Ular	Zwischen den Welten	21
Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien:	Kranke Dichter und Krankendichtung	36
Groß, Hauptmann der Luftschifferabteilung:	Der Einfluß der Luftverdünnung bei Hochfahrten mit Hilfe des Luftballons und dessen Benutzung als Expeditionsmittel	44
v. Helldorf-Bedra	Die heutigen Konservativen in England und Deutschland (Schluß)	57
Friedrich Nippold	Aus dem Bunsenschen Familienarchiv. IV. Die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850	82
v. Blume, General der Infanterie z. D.:	Treibende Kräfte im deutschen Heerwesen	95
Oskar Vogt	Einiges über Suggestion und Hypnose	101
Sir Richard Temple . . .	Die Beziehungen zwischen dem englischen und deutschen Volke .	111
M. v. Brandt, Kaiserl. Gesandter a. D.:	Audiatur et altera pars	120
Rechtsanwalt Dr. Friedrichs in Kiel:	Welchen Einfluß wird das Bürgerliche Gesetzbuch auf das nationale Leben ausüben?	123
Litterarische Berichte	. . . . .	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Ein neuer Roman von Ossip Schubin.

Wenn's nur schon Winter wär'!

Roman von

Ossip Schubin.

Preis geheftet ℳ 6.—; elegant gebunden ℳ 7.—

In diesem ihrem neuesten Werke zeigt sich die gefeierte Romanschriftstellerin auf der vollen Höhe ihres Schaffens. Sie läßt vor unsern Augen eine Familientragödie von packender Gewalt sich abspielen, die mit um so stärkerem Reize auf den Leser einwirken wird, als in das innere Getriebe desselben die Persönlichkeit eines hohen Kirchenfürsten eingreift. Aktuell im vollen Sinne des Wortes treten die Vorgänge, um die es sich handelt, in plastischer Lebendigkeit vor uns hin, sich von einem Hintergrunde abhebend, in dessen Schilderung die Verfasserin stets ihre Meisterschaft bewährt hat. Neben die glänzenden Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben in der Region der oberen Zehntausend treten andre idyllischere hin, aus denen eine liebevolle Vertiefung in das Leben der Natur zu uns spricht. Die Handlung ist straff geführt, und ihre Träger sind Gestalten von ausgeprägter Persönlichkeit; dadurch gestaltet sich die Lektüre des Werkes zu einer überaus spannenden und

kein Leser wird das Buch aus der Hand legen, bevor er es zu Ende gelesen hat.

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

„O du mein Oesterreich!"

Roman von

Ossip Schubin.

Dritte Auflage.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 10.—; elegant gebunden ℳ 13.—

Urteile der Presse:

Die Handlung schürzt sich straff zur Katastrophe, die mit einem Schlage die schwüle Spannung löst und, nachdem der Blitz sein Opfer zerschmettert, die Atmosphäre reinigt und mit goldenem Lichte klärt, so daß man unter dem unleugbaren Eindrucke eines Kunstwerks von dem eleganten Werke scheidet.

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Alle Vorzüge Ossip Schubins: die farbenprächtige Schilderung des vornehmen Verkehrs, die konsequente Durchführung der Charaktere, treten darin in das beste Licht, und das ernstgemeinte Buch wird ohne Zweifel allseitige Anerkennung finden. Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Die Verfasserin versteht es, durch die rasche Entwicklung der Handlung und die Trefflichkeit der Charakterisierung das Interesse des Lesers fortwährend derart rege zu erhalten, daß der außerordentliche Erfolg, den das Werk erzielt hat, begreiflich erscheint. Prager Abendblatt.

Es ist die Liebes- und Leidensgeschichte eines jungen wackeren Kavaliers und Offiziers, eines wahren Lichtbildes in diesem romanhaften Oesterreich, und einer ebenso edeln, geistreichen Cousine, der Tochter aus einer gräflichen Mesalliance. Die Darstellung dieses Liebespaares und namentlich das in reizender Ursprünglichkeit gehaltene Tagebuch der kleinen Zdena kennzeichnen Ossip Schubin neuerdings als das ungewöhnlich große poetische Talent, das man längst in ihr bewundert hat. Fremdenblatt, Wien.

Köstlicher Humor und Treffsicherheit im Charakterisieren nehmen den Leser schon auf den ersten Seiten des neuen Buches gefangen. Laibacher Zeitung.

Wer seine Freude an freier, dichterischer Gestaltung hat und statt beschönigender Phantasien Lebensbilder voller Wahrheit will, der wird der Erzählerin eine lebhafte Anerkennung nicht versagen können. Universum, Dresden.

In feiner Abtönung weiß Ossip Schubin auch in diesem Roman erschütternde seelische Vorgänge neben flott humoristische, oft scharf satirisch angehauchte Skizzen zu stellen, ohne daß die temperamentvolle Eigenart ihres Talents sich über die Grenzen des künstlerisch Schönen hinaus verliert. Illustrierte Frau—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Aus

Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck.

Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Mit der Größe Bismarcks hat seine Unnahbarkeit so ziemlich Schritt gehalten. Vor seinem Eintritt in den Staatsdienst war sein Verkehr ein eben so freier und ausgedehnter wie der andrer konservativer Abgeordneter. Als Gesandter in Frankfurt a. M. und St. Petersburg standen die Thüren seines Salons weit offen; sein Haus galt für gastlicher als das des gastlichsten unter seinen Kollegen. Nach der Ernennung zum Ministerpräsidenten mußte sich Bismarck aber schon mehr und mehr von der Geselligkeit zurückziehen; die Flut der Geschäfte der innern und auswärtigen Politik, die bis 1866 über ihn hereinbrach, zwang ihn in Bezug auf seine Zeiteinteilung zur größten Oekonomie. Die Geschäfte nahmen ihn damals täglich zehn bis zwölf und häufig noch mehr Stunden in Anspruch. Erst von Königgrätz ab datiert sein eigentliches Prestige; von jetzt ab war Bismarck der Mann, an den sich alles herandrängte. Die jahrelangen Arbeiten für das Gelingen seines großen Werkes: die Einigung Deutschlands, Arbeiten, wie sie kein zweiter Staatsmann aufweisen mag, hatten aber seine Gesundheit untergraben; es beginnen seine längeren Abwesenheiten auf dem Lande, 1867 erstmals in Varzin, in Berlin aber erneuerten sich die aufregenden Arbeiten, und es kamen hinzu die Sorgen um die Einrichtung und den Ausbau des Norddeutschen Bundes, die Angliederung der neuen preußischen Provinzen und das Inschachhalten der durch Sadowa erweckten französischen Aspirationen. Bismarck hatte jetzt in vier parlamentarischen Körperschaften zu erscheinen: im Reichstag, Zollparlament, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Zu dem Vorsitz im Staatsministerium war jener im Bundesrat hinzugekommen. Wir kennen aus dieser Periode eine Fülle staatsmännischer Akte Bismarcks, aber über Bismarck als Mensch haben damals nur wenige Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu sammeln, und wer dies ausnahmsweise konnte, dem fehlte vielleicht die Gabe, die gewonnenen Eindrücke wiederzugeben. Erst nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich wurde Bismarck wieder

zugänglicher, sein diplomatischer und sonstiger Generalstab mußte ihm die Familie ersetzen, und Moritz Busch verdanken wir es, daß uns die Gestalt des Gründers des Deutschen Reichs demnächst auch menschlich näher gerückt wurde. Von den späteren Leuten Bismarcks hat bisher keiner etwas über den Herrn und Meister veröffentlicht. Am meisten Material besitzen die Vorstände der Reichskanzlei v. Tiedemann und Dr. v. Rottenburg, von denen wir wohl hoffen dürfen, daß sie dereinst ihre Erinnerungen herausgeben. Nächst diesen beiden Beamten hat Bismarck, wenn man von den Ministern und Staatssekretären absieht, am meisten mit den Beamten des Auswärtigen Amts[1]) dienstlich und außerdienstlich verkehrt. Am nächsten unter ihnen stand ihm Lothar Bucher; aus seinem litterarischen Nachlaß ist aber für unsern Zweck nichts zu erwarten. Eine von Bucher ganz verschiedene und eigenartige Stellung nahm unter den Kollegen in der Wilhelmstraße Rudolf Lindau ein, der Bruder von Paul Lindau. Geboren am 10. Oktober 1829 in Gardelegen, machte derselbe seine höheren Studien in Frankreich und erwarb sich daselbst in der französischen Sprache Kenntnisse, die ihm für seine spätere litterarische und dienstliche Stellung von größtem Werte waren. 1860 zog er als Kaufmann nach Japan, vermittelte einen Handelsvertrag zwischen Japan und der Schweiz und wurde, wohl zum Lohne hierfür, zum schweizerischen Generalkonsul ernannt. Alsdann verweilte er mehrere Jahre in China, Cochinchina und Amerika und legte daselbst durch erfolgreiche Thätigkeit in der Seidenindustrie den Grundstock zu einem ansehnlichen Vermögen, mit dem er sich nach Frankreich zurückzog. Den Krieg gegen Frankreich machte Lindau als Sekretär des Prinzen August von Württemberg und Berichterstatter des „Staatsanzeigers" mit. Nach dem Friedensabschluß wurde er der deutschen Botschaft in Paris attachiert und 1878 in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts berufen, nachdem er durch seine umsichtige Berichterstattung Bismarcks Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte.[2]) Von da ab arbeitete er in einer Vertrauensstellung beim Fürsten Bismarck bis zu dessen Entlassung, avancierte 1880 zum Wirklichen Legationsrat, 1885 zum Geheimen Legationsrat.

Ich bin weit entfernt davon, Rudolf Lindau als Mitarbeiter Bismarcks mehr Bedeutung beimessen zu wollen, als seinen sämtlichen Kollegen in der politischen Abteilung gebührt; ob der Kanzler aber einem dieser Herren mehr persönliches Wohlwollen schenkte als Rudolf Lindau, möchte ich bezweifeln. Dieses Wohlwollen verdankte Lindau in erster Linie seiner Bescheidenheit, oder

---

[1]) Aus dem innern Dienst kann man die Geheimräte, welche das Glück hatten, ihm Vortrag zu erstatten und im kleineren Kreise zu Tisch gezogen zu werden, an den Fingern aufzählen.

[2]) Im Handbuch für das Deutsche Reich 1874 bis 1877 figuriert Rudolf Lindau als Attaché für Handelsangelegenheiten bei der Botschaft in Paris unter dem Fürsten Hohenlohe. Im Handbuch für das Jahr 1879 und 1880 erscheint er als kommissarisch beim Auswärtigen Amt beschäftigt mit dem Titel eines Legationsrats. Seit 1891 ist Lindau Vertreter des Deutschen Reichs bei der Verwaltung der türkischen Staatsschuld in Konstantinopel.

richtiger der Selbsteinschätzung seines geschäftlichen Wertes für den Fürsten Bismarck, sodann aber dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem sich niemand zu entziehen vermag. Rudolf Lindau ist ein geistvoller und angenehmer Causeur, in dessen Gesellschaft nach des Tages Arbeit und Mühe bei einem Glase Bier nebst Zigarre sich trefflich plaudern läßt. Man konnte, wenn er die Thüre hinter sich schloß, nicht sagen, großartige Gesichtspunkte gehört, einen Blick in neue Bahnen oder Welten gethan zu haben, aber Lindau hatte gewiß manches gesagt, woran man auch schon gedacht hatte, und er wußte aus Sphären zu erzählen, die Bismarck interessierten. Es giebt Menschen, die einem auf die Nerven gehen. Bei Lindau ist das gerade Gegenteil der Fall; er wirkt beruhigend auf die Nerven; das fühlte auch Bismarck, und deshalb zog er ihn gern in sein Haus. Rudolf Lindau würde es als einen taktlosen Mißbrauch des Vertrauens betrachtet haben, mit dem er beehrt wurde, wollte er von dem, was er dort gehört und wahrgenommen, außerhalb des Hauses sprechen; er hätte aber die Diskretion zu weit getrieben, wollte er es sich versagen, einige Notizen über den größten Staatsmann dieses und aller früheren Jahrhunderte niederzuschreiben, Bismarcks Persönlichkeit und Charakter unter die Lupe zu nehmen und demnächst zu beschreiben.

Mit Erlaubnis des Verfassers will ich im Nachstehenden versuchen, das interessante Bild, das Lindau von Bismarck gezeichnet hat, auch dem Leserkreise der „Deutschen Revue" zugänglich zu machen. Um dem folgenden Urteil Rudolf Lindaus gerecht zu werden, bitte ich zu erwägen, daß dasselbe im August 1878 gefällt wurde, also kurz nach Beendigung des Berliner Kongresses (17. Juni bis 13. Juli 1878), nach Auflösung des Reichstags auf Grund des Nobilingschen Attentats, um die Zeit, als Bismarck anfing, zu seinen bisherigen Erfolgen noch den neuen hinzuzufügen, Deutschland auch in wirtschaftlicher Beziehung in den Sattel zu heben, nachdem das Delbrück-Camphausensche Freihandelssystem gründlich abgewirtschaftet hatte.

1. Aeußere Beschreibung der Persönlichkeit Bismarcks.

Er ist ein kraftvoller Mann. Das fällt jedem sogleich auf, der ihn zum erstenmal sieht. Er ist sehr groß und von enormer Schwere, aber nicht unbehilflich. Jeder Teil seiner gigantischen Gestalt ist wohlproportioniert — der große runde Kopf, der massive Nacken, die breiten Schultern und die kräftigen Gliedmaßen. Er ist jetzt über dreiundsechzig, und die Lasten, welche er zu tragen hatte, sind ungewöhnlich schwer gewesen; aber obgleich sein Schritt langsam und schwer geworden ist, so trägt er sein Haupt hoch — wobei er sogar auf die, welche so groß wie er selbst sind, herabsieht — und seine Haltung ist noch aufrecht.

Während der letzten Jahre hat er an häufigen und schweren körperlichen Schmerzen gelitten, aber niemand konnte ihn für einen alten oder zu bemitleidenden

Mann ansehen. Im Gegenteil, jeder, der ihn sieht, fühlt, daß Fürst Bismarck noch immense physische Kraft besitzt.

Die Photographie hat seine Gesichtszüge allbekannt gemacht. Es ist ein ungewöhnliches Gesicht, welches überall die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, selbst wenn man nicht wüßte, daß es einem Manne angehörte, dessen Thaten unsre moderne Welt geändert haben. Es ist ein unvergeßliches Gesicht — durchaus nicht ein schönes, aber noch weniger ein häßliches Gesicht. Es war auffallend heiter, voller Humor, sogar voller lustiger Possen in längstvergangenen Tagen. Es ist jetzt ernst geworden, fast feierlich, mit einem Ausdruck unbeugsamer Energie und Furchtlosigkeit.

Die kahle runde Stirn — ein Gegenstand der Bewunderung für den Phrenologen[1]) — ist von ganz ungewöhnlichen Dimensionen; die großen hervorstehenden blauen Augen sehen aus, als ob sie ohne Blinzeln in die Sonne blicken könnten. Sie sind nicht leicht beweglich, sie wandern langsam von einem Gegenstande zum andern, wenn sie aber auf einem menschlichen Antlitz ruhen bleiben, werden sie so intensiv forschend, daß viele, wenn sie diesem durchdringenden Blick unterworfen sind, sich unbehaglich fühlen; und alle, selbst Bismarck Gleich- oder Höherstehende, werden gewahr, daß sie einem Manne gegenüberstehen, mit dem nur ein ehrlich Spiel zu empfehlen ist, da er wahrscheinlich die schlausten Kniffe entdecken werde. Seine dicken, wohlgeformten Augenbrauen sind besonders lang und buschig; sie tragen nicht wenig zu dem ernsten und zeitweilig etwas grimmigen Ausdruck seines Gesichtes bei. Von der Nase ist nichts Besondres zu sagen, als daß sie nicht so lang ist, wie bei dem Gesicht erwartet werden könnte; das Kinn ist groß und massiv.

Fürst Bismarck hat einmal von sich gesagt, daß er „der bestgehaßte Mann in Europa" wäre. Er hat in der That viele wütende Feinde in verschiedenen Teilen der Welt: mit seinem Vaterlande zu beginnen, unter den Partikularisten, den Ultramontanen und Sozialisten, und dann weiter in Rom, in Oesterreich, in Frankreich. Man hat nicht oft gehört, daß er sich darüber beklagt; indes kann ein heller Verstand nicht von einer solchen Thatsache Kenntnis besitzen, ohne darüber Trauer zu empfinden. Fürst Bismarck ist durchaus kein leichtherziger Mann. Kummer und Sorge haben sich bei ihm aufgehalten. Sie werfen einen Schatten auf seine Stirn und machen sich fühlbar im Klange seiner Stimme, in der häufigen Bitterkeit seiner stockenden Rede. Er ist nicht mehr jung; er anerkennt völlig die Thatsache, daß der beste Teil seines Lebens dahin ist, daß seine größten Kämpfe ausgefochten sind, und im Innern seines Herzens mag er das Gefühl haben, daß, während er für die Größe seines Landes vieles vollbracht, er nur wenig für sein eignes Glück gethan habe. Bisweilen, wenn er unter seinen persönlichen und vertrauten Freunden sitzt — er hat deren neben seiner Familie fünf oder sechs — von allem Zwange befreit, seine lange Pfeife

[1]) Den Durchmesser von Bismarcks Schädel habe ich in Band I. der „Neuen Tischgespräche ꝛc." S. 119 angegeben.

raucht, den Kopf seines geliebten Hundes streichelt und der in gedämpftem Tone um ihn herum geführten Unterhaltung gleichgültig zuhört, da läuft über sein kaltes Gesicht etwas wie ein leiser durchsichtiger Schleier, hinter welchem seine harten Züge weich werden und einen nicht vorhergesehenen Ausdruck gedankenvoller Schwermut annehmen.

2. Bismarcks inneres und Familienleben. Nach dem Blindschen Attentat.

Im ganzen ist Otto v. Bismarck, ein Kind der Mark, wo seine Familie seit dem dreizehnten Jahrhundert bekannt ist, durch und durch ein Deutscher. Obgleich einer der größten Männer der That, die die Welt je gesehen, trägt er in seiner Brust eine verborgene Ader tiefen Gefühls; und obgleich dies Gefühl sicherlich nicht von jener Art ist, welche die krankhafte Sentimentalität hervorbringt, und es schwer zu glauben ist, daß der junge Bismarck je seine Klagen an den Mond richtete, so befähigt es ihn doch, alles fein zu empfinden, was ein fühlendes Herz während des Ganges durch das Leben zu ertragen hat.

Seine Liebe zu Weib und Kindern ist groß, und diese tragen für ihn in einer Weise Sorge, welche beweist, daß die tiefste Zuneigung sie mit dem Familienhaupte verbindet. Sie sehen alle diejenigen, welche dem Fürsten Arbeit, Störung und Schwierigkeiten bereiten, als persönliche Feinde an; sie beschützen seinen Schlaf, seine Ruhe, seine Mußezeit sogar als die wertvollste Sache der Welt. Ist er krank, so pflegen sie ihn mit unermüdlicher Sorgfalt; seine leisesten Wünsche sind strengbefolgte Gesetze; sie sind erfreut, wenn er Freude hat, und wenn es jemand gelungen ist, den Fürsten zu belustigen oder ihn gar zum Lächeln zu bringen, so kann man versichert sein, daß die Fürstin und ihre Kinder ihm danken, als wenn er ihnen einen persönlichen Dienst geleistet hätte.

Was den Fürsten anbetrifft, so hat er während seines Lebens Beweise nicht nur einer treuen und ehrlichen Liebe zu der von ihm erwählten Ehefrau und zu den Kindern, welche sie ihm geboren hat, sondern auch einer delikaten, man kann sagen ritterlichen Zärtlichkeit gegen dieselben gegeben. Die Jahre haben darin nichts geändert. Wer zum vertraulichen Verkehr mit der Bismarckschen Familie zugelassen worden ist, vermag über den herzlichen und zugleich würdevollen Charakter des Verhältnisses zwischen dem Fürsten und der Fürstin zu urteilen. Hunderte von Stellen könnten zur Bestätigung hierfür aus den Briefen Bismarcks an seine Frau, von welchen einige veröffentlicht worden sind, angeführt werden. Es mag genügen, hier sein Verhalten in ihrer Gegenwart zu erwähnen, einige Minuten, nachdem der verwegene Angriff gegen sein Leben von Julius Cohen — besser bekannt als Blind, nach dem Namen Carl Blinds, der ihn als Sohn adoptiert hatte — gemacht worden war.[1])

[1]) Vergl. über dieses Attentat meine Werke: „Neue Tischgespräche" Band I S. 26 und „Bismarck und die Parlamentarier" Band I. S. 81, 82.

Es war im Jahre 1866. Bismarck — damals Graf Bismarck — kehrte aus dem Palais zurück, wo er zum Besuche des Königs gewesen war. Während er die breite „Unter den Linden" genannte Straße Berlins passierte und ganz nahe der Stelle war, wo Hödel und Nobiling inzwischen die Attentate gegen Kaiser Wilhelm unternommen haben, hörte er plötzlich einen dicht hinter sich abgefeuerten Schuß. Er drehte sich rasch um und sah einen jungen Menschen, der mit einem rauchenden Revolver auf ihn zielte. Er schritt sofort auf den Mann zu und ergriff den Arm, welcher den Revolver hielt, während er mit der andern Hand nach der Kehle des Mörders griff. Blind aber hatte Zeit gehabt, seine Waffe in die linke Hand gleiten zu lassen, und feuerte nun drei Schüsse schnell hintereinander ab. Bismarck fühlte sich an der Schulter und an einer Rippe verletzt, hielt aber seinen wütenden Angreifer fest, bis einige Soldaten hinzukamen und ihn festnahmen. Darauf wanderte Bismarck in frischem Schritt nach Hause und erreichte sein Haus lange bevor irgend jemand dort wissen konnte, was vorgefallen war.

Die Gräfin hatte einige Freundinnen zum Besuch, als ihr Gemahl in das Empfangszimmer trat. Er begrüßte alle in freundlicher Weise und bat um Entschuldigung für einige Minuten, da er ein dringendes Geschäft zu erledigen habe. Er ging darauf in das nächste Zimmer, wo sein Schreibtisch stand, und schrieb eine Mitteilung über den Vorfall an den König. Nach Erledigung dieser Pflicht kehrte er in das Empfangszimmer zurück und machte einen seiner kleinen ständigen Scherze, indem er seine eigne Unpünktlichkeit ignorierte und zu seiner Frau sagte:

„Nun, giebt es heut' bei uns kein Mittagessen? Du läßt mich immer warten."

Er setzte sich zu Tisch und sprach den ihm vorgesetzten Gerichten tüchtig zu; erst nach dem Essen ging er auf die Gräfin zu, küßte sie auf die Stirn, wünschte ihr nach alter deutscher Weise „Gesegnete Mahlzeit" und setzte dann hinzu:

„Du siehst, ich bin ganz wohl."

Sie blickte ihn an. „Ja," fuhr er fort, „du mußt nicht ängstlich sein, mein Kind. Jemand hat nach mir geschossen, aber es ist nichts, wie du siehst."

3. Bismarcks Herzensgüte. Liebe zur Natur.

Bismarck war der Abgott seiner Bauern, solange er unter ihnen in Kniephof und Schönhausen verweilte. Obgleich sein Leben mit außerordentlicher Genauigkeit von seinen Freunden sowohl als von seinen Feinden durchforscht worden ist, so ist niemals etwas zum Vorschein gekommen, das ihn in einem andern Lichte als in demjenigen eines gütigen Herrn erscheinen ließe. Er ist in keiner Weise das, was manche Leute „streng, aber gerecht" nennen, was aber in den meisten Fällen einfach „sehr streng" bedeutet. Er war immer wahrhaft gütig gegen alle, welche ein Recht hatten, sich um Hilfe an ihn zu wenden.

Eines Tages besichtigte er die Deiche von Schönhausen. Er kam zu einer Stelle, wo Ausflüsse aus der Elbe ein großes Stück Land bis zu einem Fuß Tiefe überschwemmt hatten. Er mußte hinüber, da er aber für diesen Fall nicht angekleidet war, so sah er sich nach einer passenden Uebergangsstelle um. Ein in der Nähe angelnder Bauer aus Schönhausen sah seine Verlegenheit.

„Steigen Sie auf meinen Rücken," sagte er zu dem jungen Bismarck, welcher damals ungefähr vierundzwanzig Jahre alt war, „ich will Sie hinübertragen."

„Ihr wißt nicht, was Ihr anbietet," antwortete Bismarck lachend, „ich hab' ein höllisches Gewicht."

„Thut nichts," versetzte der Mann. „Wir alle würden Sie überall durchtragen, wenn Sie auch noch ein Teil schwerer wären."

Bismarck hat sich in Bezug auf sein gütiges Wesen gegen Personen niedern Standes nicht geändert. Während unter den hohen Persönlichkeiten, welche sich ihm nähern — Geheimräte, Minister, Botschafter, sogar Prinzen — sich viele befinden, welche sich bis zu einem fast unglaublichen Grade vor ihm fürchten und buchstäblich vor ihm zittern, sprechen seine alten Diener von ihm und zu ihm mit jener besondern achtungsvollen Vertraulichkeit, welche nur zwischen einem gütigen Herrn und anhänglichen Dienern besteht.

Im Jahre 1877, als Bismarcks Lieblingshund „Sultan" im Absterben lag, wachte er neben dem armen Tiere mit einem so tiefen Kummer, daß Graf Herbert, des Fürsten ältester Sohn, endlich seinen Vater wegzubringen versuchte. Der Fürst machte einige Schritte nach der Thür zu, aber beim Umsehen begegneten sich seine Augen mit denen seines alten Freundes. „Nein, laß mich allein," sagte er und ging zu dem armen Sultan zurück. Als der Hund tot war, wendete sich Bismarck zu einem in der Nähe stehenden Freunde und sagte: „Unsre alten deutschen Vorväter hatten eine freundliche Religion. Sie glaubten, sie würden nach dem Tode in den himmlischen Jagdgründen alle die guten Hunde wieder antreffen, welche ihre treuen Gefährten im Leben gewesen waren. — Ich wünsche, ich könnte das glauben."

Bismarcks Liebe zu seinen Hunden[1]) kann bis in seine früheste Jugend verfolgt werden und ist ganz besondrer Art. Sie gleicht nicht im geringsten dem gewöhnlichen Wohlgefallen, das die meisten Menschen für ein Lieblingstier zu empfinden vermögen. Sie ist eine wirkliche Zuneigung, tief in seinem Herzen wurzelnd und eng mit jener Güte verbunden, welche er gegen alle beweist, auf deren Treue er sich verlassen kann und die auf ihn um Schutz blicken.

Ein andres, durchaus deutsches charakteristisches Kennzeichen des Fürsten Bismarck ist seine Liebe zur Natur und besonders zu den Wäldern. In vielen seiner Briefe an seine Frau aus Biarritz, Fontarabia, San Sebastian und andern Orten spricht er auch mit Enthusiasmus von der Schönheit der See. „Mein

[1]) Vergl. hierüber Band I. der „Neuen Tischgespräche" S. 100, 169, 173.

Gewissen schlägt mir," sagt er in einem dieser Briefe, „daß ich alle diese Schönheit für mich genieße — daß ich sie ohne Dich sehe."

Wenn Bismarck auf dem Lande ist, ist sein größtes Vergnügen, lange Ritte und Spaziergänge, häufig ganz allein, durch die dichten Wälder zu machen; die mit ihm zusammen Lebenden haben bemerkt, daß er niemals in besserer Stimmung ist, als wenn er von einem dieser Besuche bei „seinen alten Freunden", wie er die Bäume nennt, zurückkehrt. Ist er in Berlin mit Arbeit und Verantwortlichkeit überbürdet, so ist seine Haupterholung, aus der Stadt zu gelangen und Frieden und Ruhe in dem nahen Walde zu suchen. In Berlin, im Radziwillschen Palaste, wo der Fürst jetzt wohnt, — dem nämlichen Palais, wo der Berliner Kongreß seine Sitzungen abgehalten hat — hat des Fürsten Amtszimmer Aussicht auf einen schönen alten Park, der sich hinter dem Hause ausdehnt. Bismarck sitzt hier gern allein nach heißen politischen Erörterungen; in der sanften Musik der Bäume scheint er einen besänftigenden Balsam für seine überreizten Nerven zu finden.

Als er im Jahre 1878 darauf bestand, sich vom Amte zurückzuziehen, trotzdem ihm viele wichtige Zugeständnisse gemacht worden waren, gebrauchte er ein Argument, welches nicht leicht zu bekämpfen war.

„Die Geschäfte werden mich in Berlin zurückhalten," sagte er. „Ich hasse die Wilhelmstraße. Ich habe nicht mehr viele Jahre zu leben; ich möchte sie lieber in der Nähe meiner Bäume zubringen."

Des Kanzlers Entlassungsgesuche sind oft von „kundigen Leuten" bespöttelt worden. Diese kennen Bismarcks Privatcharakter wenig, sonst würden sie nicht daran zweifeln, daß er sich wirklich nach Frieden und Ruhe sehnt. Er ist ein sehr ehrgeiziger Mann gewesen, aber sein klares Urteil, das der erstaunlichste Erfolg im Leben nicht hat trüben können, sagt ihm, daß er über die Stellung, welche er seit dem Schluß des französischen Krieges einnimmt, nicht hinaus kann. Der Fürst hat keinerlei persönliches Interesse mehr an dem Verbleiben im Amte; wenn er verbleibt, so ist es hauptsächlich aus Liebe und Achtung für seinen Königlichen Herrn.

4. Bismarcks Loyalität gegen das Herrscherhaus. Sein Pflichtgefühl.

Ausländer können sich kaum vorstellen, wie tief die Loyalität gegen die Hohenzollern in allen preußischen Familien und in der Bismarckschen insbesondere wurzelt. Dies Gefühl ist durch neuzeitige Einflüsse nicht geändert, es gehört dem Mittelalter an. Der richtige preußische Junker — und Bismarck ist stolz darauf, ein solcher zu sein — blickt auf seinen König als auf seinen Souverän „von Gottes Gnaden", der Gewalt hat über das Leben und Blut seiner treuen Vasallen. Oft hat Graf Bismarck — wie später Fürst Bismarck — nicht mit dem König übereingestimmt, und viel öfter, als das Publikum glaubt, ist Bismarck derjenige gewesen, der nachgegeben hat. Wenn er vom Könige spricht,

so sagt er „Seine Majestät", ein Ausdruck, welcher durchaus nicht allgemein gebräuchlich ist, und die Worte werden niemals ohne die tiefste Ehrfurcht ausgesprochen.

„Ich kann niemals vergessen," sagte Fürst Bismarck einstmals, „daß Seine Majestät in Befolgung meines Rates zweimal seine Krone gefährdet hat. Er geruhte meinen Rat anzunehmen, als er in den Krieg mit Oesterreich ging, und vier Jahre später, als es zum Kriege mit Frankreich kam. Er wußte vollkommen, als er dies that, daß alles, was er in der Welt galt, auf dem Spiele stand. Aber er vertraute mir unbedingt. Aus diesem Grunde allein würde ich ihm nach meinen besten Kräften dienen, solange meine Dienste von ihm verlangt werden."

Nur um den alten Kaiser zufriedenzustellen, willigte Bismarck im Jahre 1878 ein, im Amte zu verbleiben. Seine Gesundheit verbot ihm indes, seine Arbeit in dem Umfange fortzusetzen, wie er es bis dahin gethan. Es wurde ihm ein langer Urlaub bewilligt. Graf Stolberg-Wernigerode wurde zum stellvertretenden Reichskanzler ernannt, und man kam überein, daß die Leitung der gewöhnlichen Geschäfte erfahrenen Staatsmännern wie v. Bülow und Camphausen überlassen werden sollte. Es wurde indes bestimmt, daß alle außergewöhnlich wichtigen Fragen Bismarck selbst zur Entscheidung vorgelegt werden sollten. Sein Versprechen, persönlich wichtige Geschäfte zu besorgen, gelangte in der Form eines merkwürdigen Gleichnisses zum Ausdruck.[1])

„Wenn ein Mann früh morgens auf die Jagd geht," sagte er bei einem seiner parlamentarischen Empfänge, „beginnt er auf alle Arten Wild zu schießen und ist leicht bereit, einige Meilen über schweren Boden zu gehen, um auf einen wilden Vogel zum Schuß zu kommen. Wenn er aber den ganzen Tag lang umhergegangen ist, wenn seine Jagdtasche voll ist und er sich nahe seiner Behausung befindet — hungrig, durstig, mit Staub bedeckt und todmüde — verlangt er nur noch Ruhe. Er schüttelt mit dem Kopfe, wenn der Jagdhüter ihm sagt, er brauche nur wenige Schritte zu machen, um auf einige Feldhühner auf dem angrenzenden Felde, ganz nahe dem Hause, zu stoßen. ‚Ich habe genug von diesem Wild', sagt er. Aber kommt jemand und sagt zu ihm: ‚In dem dichtesten Teile des Waldes dort drüben können Sie auf ein Wildschwein ankommen,' so werden Sie sehen, daß dieser müde Mann, wenn er Jägerblut in seinen Adern hat, seine Müdigkeit vergißt, sich aufrafft, losgeht und in den Wald eindringt, nicht eher befriedigt, als bis er das Wild gefunden und erlegt hat. Ich bin wie dieser Mann. Ich bin seit Sonnenaufgang auf zur Jagd gewesen. Es wird jetzt spät. Ich habe ein schweres Tagewerk vollbracht, und ich bin müde. Andre Leute mögen auf Hasen und Rebhühner schießen; ich

---

[1]) Vergl. über dieses Gleichnis auch mein Werk „Fürst Bismarck als Volkswirt" Bd. I. S. 111; den Artikel des „Berliner Tageblatts" vom 9. April 1877 „Die müden Jäger", abgedruckt bei Hahn, „Fürst Bismarck. Sein politisches Leben" Bd. III. S. 320, und die „Post" vom 17. April 1877. Kohl, Bismarck-Regesten, erwähnt das Gleichnis Ende März 1877.

habe genug von dieser Art Wild ... Aber, meine Herren, wenn ein Keiler zu erlegen ist, lassen Sie mich davon wissen, ich will in den dichtesten Wald gehen und ihn zu erlegen versuchen."

Er hat sein Wort gehalten. Er hat gänzlich in Varzin und Friedrichsruh gelebt, solange nur kleine Vögel über den politischen Horizont hinzogen; sobald aber der Kongreß zusammentrat, war Bismarck zum Präsidieren da. Und wir können sicher sein, daß er das Schlachtfeld nicht verlassen wird, solange der Kampf gegen den Sozialismus in Deutschland wütet.

5. Bismarcks Verhältnis zu Frauen.

Frauen scheinen besonders wenig Einfluß auf Bismarck ausgeübt zu haben. Es giebt eine alte Geschichte, wonach er einmal vor seiner Verheiratung verliebt gewesen sein soll; aber die Geschichte ist so schwankend, daß wir billig bezweifeln können, daß sie auf einer sichern Grundlage beruht. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er nicht ganz der süßen Jugendkrankheit, genannt „Liebesfieber", entronnen ist, aber er hatte sie sicherlich in milder Form, und sie ging bald vorüber. Auf alle Fälle hinterließ sie keine Spuren. Thatsache ist, daß er im Alter von zweiunddreißig Jahren heiratete und daß seit dieser Zeit niemand — selbst sein ärgster Feind nicht — versucht hat, den leisesten Argwohn auf seinen Charakter als Ehemann oder Vater zu werfen. Sein Familienleben ist vollkommen rein gewesen, und es ist allen in seiner Umgebung wohlbekannt, daß er eine unbeugsame Strenge gegen alle Uebertreter des sechsten Gebots zeigt. Während er gegen die meisten jugendlichen Extravaganzen und Streiche, von welchen seine eignen Jugendjahre voll waren, nachsichtig ist, kann er Libertins nicht ausstehen, welche ihm einen an Ekel grenzenden Widerwillen einzuflößen scheinen. Obgleich Bismarck immer freundlich und höflich in weiblicher Gesellschaft ist, hat er niemals eine der zahlreichen Schönheiten, denen er im Leben begegnet, derartig ausgezeichnet, um auch nur den Verdacht zu erregen, daß er irgend einer Frau besondere Aufmerksamkeit geschenkt oder gar den Hof gemacht habe. Er hat warme und hochgeachtete Freundinnen — worunter die Großfürstin Helene von Rußland gerechnet werden muß — gehabt, aber die einzigen Frauen, welche allem Anschein nach Raum in seinem Herzen gefunden und dasselbe besessen haben, sind seine Mutter, seine Schwester, seine Frau und seine Tochter.

Bismarcks Mutter, Louise Wilhelmine Menken, war im Jahre 1789 geboren und heiratete im Jahre 1806, erst sechzehn Jahre alt. Sie starb am 1. Januar 1839, ohne Augenzeuge der Größe ihres Sohnes gewesen zu sein. Sie gebar ihrem Manne Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck (geboren 1771, gestorben 1845) sechs Kinder, von denen drei: Ferdinand, Johanna und Franz als Kinder starben, während die drei andern: Bernhard (geboren 1810),[1] Otto (geboren 1815) und Malvine noch am Leben sind.

[1] Inzwischen auch gestorben.

Malvine, Bismarcks jüngste und allein noch lebende Schwester, wurde 1827 geboren und heiratete im Jahre 1844 den Freiherrn Oskar v. Arnim-Kroechlendorff. Die Beziehungen zwischen dieser Dame und ihrem Bruder Otto sind immer besonders herzlicher Natur gewesen. Er pflegte sie, wenn sie beide zu Hause waren, mit einer zarten Rücksicht zu behandeln, welche studierende Brüder selten gegen ihre jüngern Schwestern zeigen. Diejenigen, welche sich erinnern, sie als junge Leute zusammen gesehen zu haben, sagen, daß er so freundlich und rücksichtsvoll gegen sie war, als wenn sie seine Braut gewesen wäre. Als sie heiratete, schrieb er einen Brief an sie, der eine komische Mischung von Scherzhaftigkeit und Bedauern ist. „Es ist sehr unnatürlich und egoistisch," sagt er, „daß Mädchen, welche Junggesellen zu Brüdern haben, in unbedachter Weise hingehen und sich verheiraten, gerade als ob sie nichts andres in dieser Welt zu thun hätten, als ihren eignen Neigungen zu folgen." In diesen Briefen giebt er ihr allerlei Arten von zärtlichen Namen, und selbst wenn er bei schwerster Arbeit auf seinem segensreichen Wege ist, und wenn alle ihm sich Nähernden vor dem Ausdruck fast schrecklicher Strenge auf seinem Gesicht Scheu empfinden, bleiben seine Briefe an „seine geliebte Schwester, seine liebste Malvine, liebe Kleine" unverändert freundlich und sind oft voll von ausgezeichnet gutem Humor. Er macht Scherze über wichtige Angelegenheiten, über Menschen, die sich sehr groß dünken, und über sich selbst. Wenn aber seine Schwester Kummer hat, findet er wundervoll treffende Ausdrücke eines zarten und tiefen Mitgefühls, und durch die ganze Korrespondenz läuft sozusagen ein ununterbrochener Faden einer tiefen brüderlichen Liebe.

Bismarcks Gemahlin, Johanna von Puttkamer, aus einer alten adligen pommerschen Familie, wurde im Jahr 1824 geboren. Er machte ihre Bekanntschaft bei der Hochzeit eines Freundes, wo sie als Brautjungfer fungierte, und zwei Jahre später — im Jahre 1847 — hielt er um ihre Hand an. Ihre Familie war anfangs nicht zur Annahme seines Antrages geneigt.

Zu dieser Zeit genoß Herr v. Bismarck eines etwas sonderbaren Rufs. Er hatte den Beinamen „der tolle Bismarck" und hatte diesen Titel durch seine zahlreichen Duelle, seine verwegenen Reiterstücke und einige weitverbreitete Anekdoten über sein Verhalten gegen Professoren, Bürgermeister und andre Respektspersonen, die die deutschen Studenten „Philister" nennen, erlangt. Aber mehr noch verdankte er seinen Beinamen den sehr geräuschvollen Gelagen, welche er mit einer Anzahl junger Männer in Kniephof und Schönhausen abzuhalten pflegte.

Ruhigen, achtbaren, religiösen Leuten wie den Puttkamers schien er nicht ein passender Freier für ein einziges geliebtes Kind. Bismarck indes brachte die Frage schnell ins reine. Er ging zu Fräulein Johanna, und nachdem er sich durch einen Blick vergewissert, daß sie auf seiner Seite war, schloß er sie in die Arme und sagte, sich zu ihren erstaunten Verwandten wendend: „Was Gott zusammengethan, soll der Mensch nicht scheiden."

Die Fürstin Bismarck hat sich die ganze Einfachheit ihrer Jugend bewahrt.

Sie ist das vollkommene Muster einer deutschen Hausfrau im besten Sinne des Wortes. Sie ist sehr ruhig, trägt ihre Würden als das natürlichste Ding von der Welt, hält fest an den alten Freunden bescheidenerer Tage und hat nur einen großen Lebenszweck — ihren Mann und ihre Kinder glücklich zu machen. Sie sorgt für sie in ruhiger, mütterlicher Weise, und ihre gelassene Heiterkeit und Geduld, welche Bismarck immer ein ruhiges Heim gesichert haben, haben sicherlich zu seinem Erfolge im Leben beigetragen. „Sie hat mich," sagte er einst zu einem Freunde, „zu dem gemacht, was ich bin."

Fürst Bismarck hat drei Kinder — Marie, Herbert und Wilhelm. Graf Herbert ist in den diplomatischen Dienst getreten und ist jetzt seines Vaters Privatsekretär; sein Bruder hat die Rechte studiert. Beide Brüder werden wahrscheinlich dieses Jahr in das Parlament eintreten.[1])

Gräfin Marie soll ihres Vaters Lieblingskind sein und ihm am meisten im Charakter ähneln. Sie war vor zwei Jahren mit dem Grafen Eulenburg verlobt; aber ihr Verlobter wurde während eines Aufenthalts in Varzin krank und starb plötzlich am typhösen Fieber. Dieses tragische Ereignis brachte eine Zeitlang tiefe Betrübnis über die Bismarcksche Familie.

6. Charakterisierung von Bismarcks privater und amtlicher Korrespondenz.

Wir haben schon verschiedene Briefe des Fürsten Bismarck erwähnt. Aus seiner Korrespondenz könnte eine sehr merkwürdige Blumenlese gehalten werden, denn er ist ein vollendeter Briefschreiber. Seine Schrift ist ungewöhnlich groß, kühn und bestimmt. Sie sieht nicht aus wie die Hand eines Mannes, der schnell schreibt. Es ist wahrscheinlich, daß er schreibt, wie er spricht, eher langsam, immer nach dem möglichst klaren Ausdruck seines Gedankens suchend. Besonders sind ihm Unklarheit und Abschweifungen zuwider. Er weiß, bevor er irgend etwas schreibt oder spricht, genau, was er zu sagen hat, und ist nicht eher zufrieden, als bis er die genaue Uebertragung seiner Gedanken in Worte gefunden hat. Daher sein Stocken in der Rede, und daher wahrscheinlich ebenfalls seine Langsamkeit im Schreiben. Sein Stil indes enthält kein Zeichen von Unschlüssigkeit; er ist klar und fließend.

In seinen Privatbriefen ist Bismarck witzig, voll munteren, aber nicht sarkastischen Humors, ein scharfer Beobachter von Menschen und Dingen und ein Richter, der alles Niedrige, Gemeine verachtet. Seine Briefe enthalten selten etwas andres als Thatsachen und Beschreibungen, er überläßt sich kaum je den Gefühlen. Hin und wieder indes begegnet man einer kurzen Stelle, welche echtes, die Tiefe seines Herzens zeigendes Gefühl verrät. Seine Bilder und Vergleiche sind meist sehr gut und manchmal außerordentlich humoristisch.

---

[1]) Zunächst wurde 1878 nur Graf Wilhelm Bismarck in den Reichstag gewählt. Vergl. „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" Bd. II. S. 283 und Bd. III. S. 268.

Bismarcks amtliche Korrespondenz zeichnet sich durch ihre Klarheit aus. Er läßt keinen Zweifel darüber, was er sagen will, und er ist so bündig, daß es schwer sein würde, aus seinen längsten Depeschen auch nur wenige Worte auszustreichen, ohne dem Sinn des ganzen Dokuments Eintrag zu thun. Er hat eine starke Abneigung gegen Uebertreibungen, und selten brauchte er einen Superlativ irgend welcher Art. Gebraucht er aber einen starken Ausdruck, so kann man sicher sein, daß es seine feste Meinung ist — so wenn er sagte: „Nach Kanossa gehen wir nicht."

Neuerdings hat Fürst Bismarck es aufgegeben, seine Depeschen selbst zu schreiben. Nur bei wichtigen Anlässen greift er jetzt zur Feder. Manchmal schreibt er gewisse kurze in einer Depesche zu verwendende Sätze mit Bleistift nieder. Er thut dies nur, wenn er wünscht, seine Meinung über einen Punkt in den von ihm selbst gewählten Worten wiedergegeben zu sehen. In den meisten Fällen aber begnügt er sich damit, seinen Sekretären, welche für ihre Arbeit gut geschult sind, wenige mündliche Instruktionen zu erteilen, wobei er entweder im Zimmer auf und ab geht oder an seinem Schreibtisch sitzt und mit einem Falzbein spielt. Der anwesende Beamte, oft selbst ein Funktionär von hohem Range, hört zu, während der Kanzler spricht, und notiert sich seine Worte. Das Gesicht des Fürsten Bismarck ist bei dieser Art der Arbeit sehr merkwürdig. Wenn er zu einer solchen Zeit gemalt werden könnte und dem Bilde ein abstrakter Name gegeben würde, so würde es zu benennen sein: „Konzentration der Gedanken."

Wie alle Menschen, welche Großes vollbracht haben, hat Bismarck die Fähigkeit, in einem gegebenen Augenblick seine ganze Geisteskraft auf einen einzelnen Punkt zu konzentrieren, und es ist wundervoll, wie klar und gut er dann diesen einen Punkt sieht. Er könnte sicherlich nicht ein halbes Dutzend Briefe auf einmal diktieren, wie von Cäsar und Napoleon I. erzählt wird; es ist sogar wahrscheinlich, daß er es als eine Art von Humbug ansehen würde, gut geeignet, die Zuschauer in Erstaunen zu setzen, aber von geringem Zweck für die Beschleunigung der Arbeit. Bismarck hat oft die Ansicht ausgesprochen, daß eine Sache nicht gut gemacht ist, wenn sie nicht so gut wie möglich gethan ist, und daß keine Sache, selbst die unbedeutendste, so gut wie möglich geleistet werden kann, wenn nicht die ganze Aufmerksamkeit darauf verwendet wird. Aber während er dagegen ist, mehr als eine Sache zur selben Zeit zu thun, vermag er schnell von einer Sache zur andern überzugehen. Gerade wie sein Auge, welches an dem Gegenstande, auf dem es ruht, befestigt zu sein scheint, deswegen nicht lange auf demselben Punkte beharrt, so sieht und durchschaut sozusagen sein Geist eine besondere Frage, verläßt sie aber plötzlich und gänzlich, sobald die Aufmerksamkeit durch einen andern Gegenstand erfordert wird. Die Gründlichkeit der Bismarckschen Depeschen, welche selten irgend einen Teil einer Frage unbeleuchtet lassen, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich durch Uebung angewöhnt hat, dem gerade vorliegenden besondern Gegenstande ausschließlich seine Aufmerksamkeit zu schenken.

7. Bismarck als Redner.

Viele von Bismarcks Besonderheiten als Schriftsteller sind auch bei ihm als Redner zu bemerken. Es mangeln ihm einige Eigenschaften, welche als unentbehrlich für einen Redner gelten. Er spricht nur leise, er stockt thatsächlich — wenigstens bei Beginn seiner Reden — bei jedem dritten oder vierten Wort; man könnte vermuten, er hätte organische Schwierigkeiten bei dem Aussprechen seiner Worte zu überwinden. Er neigt sich etwas nach rückwärts und vorwärts, er dreht mit den Daumen und blickt von Zeit zu Zeit auf ein Stück Papier, auf welchem er sich einige Notizen vor dem Sprechen gemacht hat. Jemand, der ihn nicht gut kennt, würde er sicher verwirrt erscheinen — nein, sogar eingeschüchtert. Aber das ist nicht der Fall. Er zieht diejenigen, welche ihm zuhören, durchaus in Betracht, aber er ist wahrscheinlich durch ihre Anwesenheit weniger gestört als irgend ein andrer öffentlicher Sprecher. Er ist mit Leib und Seele bei der Arbeit, er hat das Bedürfnis, alles zu sagen, was er über die Sache denkt, und macht sich dabei wenig Sorge, ob seine Sprechweise angenehm ist oder nicht. Hält er mal inne, so fühlen seine Zuhörer, daß sie doch etwas Anhörenswertes vernommen haben und daß jedes Wort, das Bismarck gebraucht und das er sich so viel Mühe gegeben hat, zu finden, das richtige, direkt die Frage treffende war. Jemand unterbricht ihn; er geht nicht schnell wie der Blitz darauf ein, sondern nach einigen Sekunden — die Zeit zur Erwägung dessen, was er soeben gehört — da kommt eine vernichtende Antwort, welche schwer auf den Unterbrecher niederfällt und nicht selten ein Gelächter auf seine Kosten erregt.

Nach einer Weile wird er bei der Sache wärmer, und der Schluß einiger seiner Reden ist sehr gut, selbst vom ausschließlich rhetorischen Standpunkte aus. Der größte Teil dessen, was er in der Debatte gesprochen, liest sich gut; es ist voll von gesundem Menschenverstand und Logik und gänzlich frei von hochtönenden leeren Phrasen. Wäre das, was Bismarck sagt, nicht gut und wirksam, so würde ihm niemand Aufmerksamkeit schenken; aber im allgemeinen erscheint das, was er sagt, von vornherein so gewichtig, daß, obgleich er kein brillanter Redner ist, keinem Redner aufmerksamer zugehört wird. Dies war bereits der Fall, ehe er ein großer Mann wurde. Im Jahre 1848, als seine Gegner ungehindert über den preußischen Junker zu spötteln pflegten und er nur wenig Einfluß besaß, ermangelte keine seiner Reden im preußischen Parlamente, mehr oder weniger Aufmerksamkeit zu erregen.

8. Bismarcks persönlicher und politischer Wagemut.

Man mag Bismarck lieben oder hassen, so muß doch jeder anerkennen, daß er in geistiger Hinsicht dasselbe ist wie in physischer, ein kraftvoller Mann. Er selbst weiß das wohl und verläßt sich bis zu einem außerordentlichen Grade auf seine eigne Kraft. Daher sein Wagemut, der auch einen so hervorstechenden Zug in seinem Charakter bildet.

Bismarks Leben ist voll von authentischen Anekdoten hinsichtlich seiner außerordentlichen Furchtlosigkeit. Als Kind scheint er nicht gekannt zu haben, was Gefahr ist. Seine Mutter ist in beständiger Angst um ihn: wenn er nicht ertrinkt, so wird er sicher den Hals brechen. Es begegnen ihm viele Unfälle, und er entkommt oft mit genauer Not, aber irgendwie entkommt er stets. Als er älter wird, wird er vorsichtiger, aber noch immer kennt er keine Furcht. Nichts schreckt ihn zurück. Er liebt seine Lehrer, wenn sie ihn freundlich behandeln, und in diesem Falle finden sie ihn gelehrig, fleißig sogar; aber er lehnt sich auf gegen diejenigen, welche ihn durch Strenge zu zwingen versuchen, und sie können niemals irgend welche Autorität über ihn erlangen.

In Göttingen, wohin er zum Studium der Rechte ging, wurde er noch am Tage seiner Ankunft in vier Duelle verwickelt, weil er die Achtung, welche ein Fuchs den älteren Studenten schuldet, ganz vernachlässigte und vier derselben, welche sich die Freiheit genommen hatten, über ihn zu lachen, kühl und mit Bedacht beleidigte.

Während seines Militärdienstes rettete er seinen Diener mit Gefahr des eignen Lebens vom Ertrinken. Für diese That erhielt er eine Medaille, welche viele Jahre seine einzige Dekoration war. Er trägt sie noch, und es wird erzählt — und wir glauben es gern —, daß er darauf ganz ebenso stolz ist als auf die zahllosen Ordensbänder, Kreuze und Sterne, die jetzt seine Brust bedecken. Eine österreichische Excellenz fragte ihn eines Tages in Frankfurt, was diese ärmliche Medaille vorstelle. „Ach," versetzte Bismarck kühl, „ich rette gern Leute vom Ertrinken, wenn ich dazu Gelegenheit habe. Dafür erhielt ich diese Medaille."

Nach 1848 entfaltete sich Bismarcks Mut auf andern Gebieten. Er gehörte zu den ersten und sicherlich zu den bedeutendsten derjenigen Männer, welche, während alle rings umher von der Revolution mit fortgerissen wurden oder an der Möglichkeit des Widerstandes gegen dieselbe verzweifelten, kühn dagegen auftraten und offen dagegen agitierten. Er ergriff die Leitung der reaktionären Partei und wurde sehr unpopulär. Die liberale Presse in Preußen griff ihn mit großer Heftigkeit an. Im Parlamente begegnete er heftiger Opposition. Er verlor selten seine Gemütsruhe, aber er nahm niemals ein einziges Wort von seinen Angriffen auf die Revolution zurück. Als einige Anspielungen auf das Schicksal, das diejenigen allgemein erwarte, welche sich den Forderungen eines großen Volkes nach Freiheit zu widersetzen versuchen, gemacht wurden, zuckte er lediglich mit den Schultern. Er ist der Ansicht, daß „der Tod auf dem Schafott ein sehr ehrenhafter Tod sein kann".

Als er sich um die Wahl in Rathenow bewarb, fragte ihn ein alter Bauer, ob er dächte, daß es zweckmäßig sei, „gegen diese Berliner Demokraten zu kämpfen?"

„Es ist besser, Hammer zu sein als Ambos," versetzte Bismarck, „wir wollen sie auf alle Weise angreifen." Dies ist Bismarcks Politik durchs ganze Leben gewesen. Sobald er einen Gegner vor sich sieht, beginnt er den Angriff. Er hat immer so gehandelt, daß er der Hammer war.

Als er im Begriff war, Rathenow zu verlassen, umringte ein Volkshaufen den Wagen, in welchem er mit seinem Freunde Herrn v. Stechow saß. Man warf mit Steinen nach ihm, und ein Stein traf ihn an der Schulter. Er erhob sich, nahm den in den Wagen gefallenen Stein auf und schleuderte ihn auf die Menge zurück. Es war ein großer Haufen gegen zwei Mann; aber niemand wagte, Bismarcks Wagen aufzuhalten.

Im Jahre 1851, als die Flut der politischen Leidenschaft noch sehr hoch ging, trat Bismarck eines Tages in ein Gasthaus in Berlin, um ein Glas Bier zu trinken. Ein Mann in seiner Nähe, der sich durch die Anwesenheit seiner Freunde unterstützt fühlte, begann über ein Mitglied der königlichen Familie zu schimpfen. Bismarck sah ihn an und sagte ruhig: „Wenn Sie diesen Raum nicht verlassen haben, bevor ich mein Bier aus habe, so werde ich diesen Krug auf Ihrem Kopf zerschlagen." Dann leerte er bedächtig sein Glas, und da der Mann die Warnung nicht beachtete, führte er seine Drohung aus. Er ging auf den Burschen zu und schlug ihm mit dem Glas auf den Kopf, bis er heulend zu Boden fiel. Dann fragte er den Kellner: „Was kostet das Glas?" bezahlte es und ging gemächlich davon, ohne daß einer ihn zu belästigen gewagt hätte. Zu dieser Zeit war er schon ein Mann von politischer Stellung und der anerkannte Führer der konservativen Partei; aber getreu seinem Grundsatz nahm er stets die Offensive, indem er seine Gegner, wo immer er sie traf, mit allen Waffen angriff.

Bismarcks Haltung im Parlament war natürlich viel vom Hofe bemerkt worden. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte ein großes Gefallen an dem „Junker" gefunden, und als die Stelle des preußischen Ministers in Frankfurt frei wurde, gedachte er sie Bismarck anzubieten. Er war indes doch ein wenig überrascht, als der letztere, ohne Zeit zur Ueberlegung zu erbitten, sich zur Annahme des Vorschlags des Königs bereit erklärte.

„Aber Sie wissen doch, daß es ein sehr schwieriger Posten ist und daß er große Verantwortlichkeit bringt?" sagte der König.

„Eure Majestät können mir auf alle Fälle die Gelegenheit bieten," erwiderte Bismarck; „wenn ich nicht Erfolg habe, kann ich ja jederzeit zurückberufen werden."

Die Stellung, welche er mit einemmal in Frankfurt übernahm, verursachte dort großes Erstaunen. Oesterreich war zu der Zeit die leitende Macht im Bundestag, und die kleineren deutschen Staaten duldeten dies nicht nur als gesetzmäßig und unvermeidlich, sondern sie begünstigten thatsächlich die Ansprüche Oesterreichs; denn sie sahen in dem Hause Habsburg ihren natürlichen Beschützer gegen die Hohenzollern. Der letzte Vertreter Preußens bei dem Bunde hatte dafür keine Empfindung besessen und ruhig eingewilligt, eine niedere zweite Rolle zu spielen, indes Graf Thun, der österreichische Bundestagsgesandte und der Präsident der Versammlung der Gesandten, unverkennbar Nummer eins war. Dies war so weit gegangen, daß Bismarcks Vorgänger wie seine übrigen Kollegen dem Grafen Thun gestattet hatten, als einziger während der Ausschußsitzungen

zu rauchen. Keine Rücksicht konnte Bismarck abhalten, dagegen zu protestieren. Er nahm eine Zigarre aus der Tasche, bat den Grafen Thun zu dessen Entsetzen um Feuer und paffte frei weg, lange nachdem der österreichische Minister seine Zigarre weggeworfen hatte. Das war nur eine Lappalie, aber diese Lappalie verlangte mehr Mut, als irgend einer seiner Kollegen besaß, und Bismarck erlangte dadurch eine persönliche Stellung, deren sich sein Vorgänger nie erfreut hatte.

Wir haben diese Geschichten wiedergegeben, obgleich sie an sich unwichtig sind, weil wir es für interessant gehalten haben, zu zeigen, daß Bismarcks „historische" Kühnheit — wenn ein solcher Ausdruck gebraucht werden darf — ihren Ursprung in seinem natürlichen, angeborenen Wagemut hat. Es ist nicht schwer, eine furchtlose Stirn zu zeigen, wenn man sicher ist, der Stärkste zu sein; Kühnheit kann in solchen Fällen mit Arroganz und Insolenz verwandt sein. Aber es ist sehr verschieden, wenn ein Mann, allem Anschein nach der schwächere Teil, zur Verteidigung dessen, was er für richtig hält, mächtigen Feinden mutig ins Gesicht sieht. Bismarck ist niemals verzagt gewesen. Er hat nicht erst begonnen, laut und stolz zu sprechen und aggressiv zu werden, seit er ein großer Mann geworden; im Gegenteil, er hat sich zu dem, was er jetzt ist, erhoben, weil er kühn und stolz sprach und handelte, als er nur eine sehr kleine Persönlichkeit war. Er hatte zu jener Zeit nicht mehr Furcht vor seinem Pferde, seinen Lehrern, den älteren Studenten, die ihn ducken wollten, vor dem Ertrinken, vor einem Volkshaufen, als er sich in späteren Jahren vor einem nach ihm schießenden Mörder, vor parlamentarischen Mehrheiten, vor dem Haß einer großen politischen Partei und schließlich vor großen Nationen, die die Waffen gegen seine Politik erhoben, fürchtete. Er hat Gefahren jeder Art, obgleich er nicht blind dagegen war, mit demselben unerschütterlichen Mute Trotz geboten.

Er war nicht entmutigt, als er von seinen Landsleuten Verräter genannt wurde, noch als sie ihn anklagten, die preußische Verfassung verletzt zu haben; er zeigte sich besonders heiter in jenen ereignisvollen Tagen, als Wilhelm I. auf seinen Rat zuerst in den Kampf mit Oesterreich und dann mit Frankreich ging. Preußen hat sich stärker erwiesen als eins von diesen Reichen, aber man sollte berücksichtigen, daß, als es ins Feld zog, fast allgemein selbst bei seinen Freunden der Glaube herrschte, daß es geschlagen werden würde. Aber Bismarck war mit jenem grenzenlosen, beinahe an Tollkühnheit streifenden Optimismus begabt, ohne welchen keine große That je vollbracht worden ist, dem Optimismus, welcher Kühnheit giebt und der zu allen großen Eroberern gehört, zu Alexander, Cäsar und Napoleon. Er hoffte sicherlich, das Spiel, welches er spielte, zu gewinnen, aber er konnte sich nicht verbergen, daß alles mit ihm vorbei sei, wenn er es verlor. Wie ein Mensch, der immer Willens ist, seine Einsätze zu verdoppeln, und welcher, obgleich er lange Zeit ununterbrochen Glück gehabt hat, nichtsdestoweniger bei jedem neuen Spiel wieder und wieder sein ganzes Vermögen auf eine einzige Karte setzt, so hat Bismarck höher und höher gespielt. Was wäre Fürst Bismarck jetzt, wenn nach Düppel Preußen bei

Sadowa, oder nach Sadowa bei Gravelotte geschlagen worden wäre? Er bedachte dies, aber er scheute nicht davor zurück. Der arme Gutsbesitzer, der Junker, welcher Schulden machen mußte, um in der Stadt leben zu können, wurde allmählich ein einflußreicher Politiker, ein parlamentarischer Führer, Minister in Frankfurt, St. Petersburg, Paris; Ministerpräsident, Kanzler, Graf, Fürst, aber er blieb immer bereit, seinen Gegnern neue Chancen zu geben, ihn zu zerdrücken und zu vernichten, und es ist unsre feste Meinung, daß er im gegenwärtigen Augenblick, wo er auf dem Gipfel der Macht steht und sozusagen das Schicksal der Welt lenkt, den Handschuh aufnehmen würde, wenn er ihm zugeworfen wäre, alles, was er besitzt, alles, was er gewonnen, riskieren und kühn und furchtlos mit aller Macht, mit allen seinen Waffen kämpfen würde, wie er es stets gethan.

Von dem Marschall Soult wird eine Geschichte erzählt. In einer Schlacht, wo eine starke Position von seinen Truppen zu nehmen war, die schon verschiedenemal zurückgeworfen waren und zauderten, einem neuen Befehl zum Angriff zu gehorchen, soll Soult vor die Front getreten und seinen Soldaten zugerufen haben: „Ihr fürchtet euch? Was habt ihr zu verlieren? Ihr könnt nur gewinnen. Ihr seid nichts und habt nichts. Ich bin Marschall von Frankreich; ich habe zweihunderttausend Franken im Jahre; ich kann nichts gewinnen, aber alles verlieren — ich fürchte mich doch nicht. Vorwärts, folgt mir!" Und er führte den Weg und gewann die Schlacht.

Ein solcher Mann ist Fürst Bismarck. Er hat nichts mehr zu gewinnen; er kann alles, was er besitzt, verlieren, und das ist immens viel; aber er erscheint vor der Front, wenn irgend Gefahr da ist — und er hat keine Furcht. Das sollte berücksichtigt werden, wenn man ihn beurteilt. Das Glück hat ihn nicht verdorben, oder vielleicht müssen wir eher sagen, hat ihn nicht geändert. Er ist nicht übermütig geworden. Er ist nie Ambos, immer Hammer gewesen. Er ist in dieser Beziehung jetzt, was er vor vierzig Jahren war; nur empfand man damals seinen Willen nicht über Schönhausen und Kniephof hinaus, während er jetzt auf der ganzen Welt gefühlt wird.

9. Bismarcks Reserviertheit und Beläſtigung.

Ein Mensch kann sich nicht ungestraft über die große Mehrzahl seiner Mitgeschöpfe erheben. Er erlangt unvermeidlich einen überhohen Begriff von seinem persönlichen Werte und ist verleitet, sich gleichzeitig eine nur geringe Meinung von der Menschheit im allgemeinen zu bilden. Ein Mensch, welcher trotz mannigfacher Hindernisse große Dinge vollbracht hat, ist geneigt, zu glauben, daß er immer recht hat, und daß diejenigen, welche ihm opponieren, sich im Unrecht befinden.

Außerdem ist auch zu erwägen, daß in der Regel die Menschheit nicht viel Stolz und Selbstachtung besitzt und daß die meisten Menschen betteln gehen — nach Brot, nach Geld, Titeln, Begünstigungen, sogar nach bunten Bändern für das Knopfloch ihres Rockes. Die Bettelei ist mehr verbreitet in der Welt als Lügen-

haftigkeit, und niemand hat darunter so viel zu leiden, wie diejenigen, welche, nachdem sie selbst durch Energie, Kühnheit und Selbstvertrauen sich eine hohe Stellung erwarben, aus diesem Grunde einen besonders unbarmherzigen Widerwillen gegen Bettler empfinden.

Die an einen Mann wie Fürst Bismarck gelangenden Bettelbriefe können thatsächlich nach Tausenden gerechnet werden. Vor einiger Zeit, als der Kanzler krank in Varzin war, wurden alle an ihn gerichteten Briefe, welche nicht streng privater Natur waren, nach Berlin zurückgesandt, um dort gelesen und beantwortet zu werden. Der größte Teil dieser Briefe enthielt „gehorsamste Gesuche", jedoch kaum einer dieser Bettelbriefschreiber hatte irgend einen Anspruch an den Fürsten. Einer der Beamten, deren Geschäft es war, diese Gesuche zu lesen — ein ordnungsliebender Mann und augenscheinlich ein Liebhaber der Statistik — machte sich das Vergnügen, eine Liste aller Gesuche, nur soweit sie Geld betrafen, sich aufzustellen. Sie beliefen sich auf zehn Millionen Mark. Der Fürst lachte nicht, als man ihm dies erzählte, sondern zuckte die Schultern mit einem Blicke bitterer Verachtung. Andrerseits ist es natürlich, daß ruhige anständige Leute von Selbstachtung, welche nichts vom Fürsten verlangen und ihn nicht mit ihren Privatangelegenheiten zu stören wünschen, niemals mit ihm in Berührung kommen, sofern sie nicht in irgend einer amtlichen Beziehung zu ihm stehen oder ein wirkliches Geschäft sie zu ihm führt. So ist es ganz natürlich gekommen, daß Fürst Bismarck einen großen Teil der niedrigen Seite der menschlichen Natur sieht, und es überrascht kaum, daß er skeptisch und sogar misanthropisch geworden sein soll. Seine Erfahrung beweist, daß die Menschen in der Regel — eine Regel, welche glücklicherweise viele Ausnahmen erleidet — nicht den richtigen Stolz besitzen, daß sie geneigt sind, sich wegen ganz geringer Dinge zu demütigen; daß es viele Prahler unter ihnen giebt, und daß diese selben Prahler leicht übertölpelt werden können. Bismarck ist es sicherlich wohl bewußt, daß es viele sehr ehrenwerte Leute in der Welt giebt, aber die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß es sein Mißgeschick ist, mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl derselben Verkehr zu haben. Er hält fest zu den wenigen Männern und Frauen, denen er vertraut, weil er sie als seine wahren Freunde kennt, aber er ist argwöhnisch gegen Fremde. Sein erster Gedanke, wenn er ein neues Gesicht sieht, mag natürlich sein: „Nun, was verlangt dieser Mann von mir?" Dies erklärt, warum er allgemein gefürchtet ist, obgleich seine intimen Freunde seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit hoch rühmen.

10. Bismarcks Gesundheit und Leben auf dem Lande.

Fürst Bismarcks Gesundheit ist seit einiger Zeit dahin. Er ist mit seiner Kraft nicht haushälterisch umgegangen und hat nie, was man vom hygienischen Standpunkte eine rationelle Lebensweise nennt, geführt. Seine Nerven, welche überangestrengt worden sind, sind empfindlich geworden. Sein Schlaf ist nicht gut: er geht zu abnorm später Stunde zu Bett und findet oft erst Ruhe, wenn die

Sonne über dem Horizont steht.[1]) Unter diesen Umständen bekommt ihm das Leben auf dem Lande, wo er niemand sieht, außer Mitgliedern seiner Familie oder einigen Freunden, die entweder als Gäste eingeladen sind oder ihm als Sekretäre dienen, am besten. Seine Besuche in Varzin und Friedrichsruh sind allmählich länger und länger geworden. Es ist wahrscheinlich, daß dies so weiter geht und daß er sein ereignisvolles Leben als der „Einsiedler von Varzin" enden wird — eine Bezeichnung, welche bereits auf ihn angewendet worden ist.

Wenn Bismarck auf dem Lande ist, führt er das Leben eines Gutsherrn der alten Schule. Er sieht sorgfältig nach seinem Eigentum, nimmt großes Interesse an seinen Bauern, reitet, jagt und ist kein Freidenker. Er hat sich immer — ohne Ostentation, aber mit großem Ernste — als religiöser Mann bekannt. „Das Leben würde nichts wert sein," schreibt er an seinen Schwager, „wenn es mit dem Tode hienieden zu Ende wäre." Und in einem andern seiner Briefe findet sich folgende Stelle: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sein eignes Dasein nachdenkt, die Bekümmernisse und Sorgen dieses Lebens ertragen kann, wenn er nicht einen festen Glauben an Gott hat."

11. Schlußbetrachtung.

Auf vorstehenden Seiten haben wir versucht, die Umrisse des Bismarckschen Charakters zu skizzieren. Wir behaupten nicht, den Gegenstand erschöpft zu haben. Der Charakter eines Menschen ist eine wunderbar komplizierte Sache — eine merkwürdige Mischung von guten und bösen, großen und niedrigen Dingen. Befremdliche und sogar unerklärliche Widersprüche verwirren den Beobachter, und wer in seiner Beschreibung vollständig zu sein strebt, muß immer fehlgehen. Es ist unmöglich, bei solchen Dingen „die ganze Wahrheit" zu sagen. „Nur die Wahrheit" kann jemand sagen, der Auswahl trifft; wir haben versucht, um jeden Preis diesen Teil der Pflicht eines ehrenwerten Zeugen zu erfüllen. Bismarck kann noch einmal kämpfen müssen. Wer kann sagen, daß er wieder siegreich sein wird? Aber wenn er seiner Vergangenheit treu bleibt — und es kann kein Zweifel sein, daß er es wird —, wird er niemals nachgeben. Er wird bis zum Aeußersten kämpfen für das, was er als das Richtige betrachtet; und wenn er fällt, bevor der Tag gewonnen, so wird es nach einem furchtbaren Ringen, nachdem er seinen Feinden schwere Wunden beigebracht hat, und mit dem Gesichte gegen den Feind sein. Seine Grabschrift sollte lauten: „Er war ein kraftvoller und furchtloser Mann."

---

[1]) Es ist das Verdienst Schweningers, wofür ihm die deutsche Nation nicht genug danken kann, Bismarcks Leben rationell gestaltet zu haben. Seine Gesundheit ist heute nach fast zwanzig Jahren, befestigter als im August 1878, da Lindau obiges schrieb.

(Schluß folgt.)

Zwiſchen den Welten.[1]

Von

Alexandre Ular.

„... ihre Liebe aber war auf verſchiedenen Sternen gewachſen.“

München, den 12. Juni.

Meine wundervolle Paula!

Die vierzehn Tage, in denen ich Dich nun nicht mehr geſprochen und Deine beruhigende Nähe gefühlt habe, ſind mir zu einer wahren Hölle geworden — und ich will Dir ſagen, warum. Denn erſt, wenn Du weißt, was Deine Gegenwart für mich bedeutet, wenn Du weißt, daß ohne Dich meine Exiſtenz nur noch wie eine Abendlandſchaft iſt ohne untergehende Sonne, ſo grau, ſo ohne all die goldigen Farbennuancen und die endlos langen Schatten, die ſich behaglich zu recken ſcheinen und dann ganz allmählich und ſanft in Schlummer zerfließen, dann kannſt Du vielleicht verſtehen, welch ein elender Menſch ich jetzt bin, trotzdem Du mir wie eine ferne, milde, ſchneeweiße Sonne den Ausweg aus meinen Finſterniſſen zeigſt, deren Schwärze Du niemals wirſt ahnen können.

Ich weiß ſchon, wenn Du dieſe ſentimentale und zugleich doch ſo ernſthafte Einleitung lieſt, dann wird wieder jenes faſt diaboliſche zuſtimmende Lächeln um Deinen kleinen Mund herum huſchen, jenes Lächeln, das Du doch nie verbergen kannſt, wenn Du aus Rückſicht etwas als große Neuigkeit hinnimmſt, das Du ſelbſt ſchon ſeit langem herausgefunden haſt. Aber diesmal wirſt Du mit Deinem Lächeln doch — zum erſten Male vielleicht — im Irrtum ſein; denn wie es möglich iſt, daß ich jetzt zugleich ernſt und ſentimental ſein kann, das kannſt Du noch nicht wiſſen.

So wie jetzt habe ich, glaube ich, noch niemals geliebt. Du biſt die erſte, die mir als Friedensengel und nicht als blutgieriger Dämon erſcheint ... Und ich habe den Frieden ſo nötig. — O, dieſe himmliſche Ruhe nach den unendlichen Irrfahrten! O, dieſe ſüße, wiegende Stille in mir und um mich, ſeitdem Deine

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Brief, mit dem uns die vorſtehende, in deutſcher Sprache abgefaßte Novelle des franzöſiſchen Schriftſtellers zugegangen iſt, erſcheint uns intereſſant genug, um ihn unſern Leſern mitzuteilen. Er lautet:

Monsieur, j'ai l'honneur de vous envoyer en même temps que ces quelques lignes le manuscrit d'une nouvelle „Zwischen den Welten“, pour laquelle j'ai préféré la langue allemande parce qu'elle me semble plus capable d'exprimer les choses sévères et touchantes que j'y ai dépeintes que l'idiome un peu trop élégant et léger de mes compatriotes. Ce petit récit que j'ai lu à quelques littérateurs de mes amis, a obtenu un grand succès auprès d'eux, qui tous connaissent l'aventure d'un des plus illustres romanciers de notre temps qui est quelque peu le sujet de cette étude psychologique et paysagiste.

sonnige Seele die finsteren Eiswände wegtaut, die mich erstarren und doch nicht sterben ließen! ...

Ach, wenn Du wüßtest, wie müde ich bin — so furchtbar und wundervoll müde; denn meine Müdigkeit erlaubt mir das Einssein mit Dir! — Bist Du vielleicht nur ein Spiegelbild, eine Projektion aus einer andern Welt? ...

Unter Deinem Einfluß wird alles so anders. Ich fühle, wie ich aus allem herausgelöst werde, was ich früher war und zu sein glaubte — und das so ohne Schmerz, mit der Empfindung, von einer langen, schweren Krankheit zu genesen, gar nicht wie sich sonst immer eine Trennung, ein innerer Abschied auf Nimmerwiedersehen in mir vollzogen hat. Das war stets, wie wenn ich auf einer sonnigen Landstraße in der Ebene eilends und erfreut über meine unheimliche Geschwindigkeit dahinfuhr und ich plötzlich dicht vor mir einen entsetzlichen schwarzen Abgrund erblickte. Dann hatte ich — ob ich gleich einige Spannen vom Rande zu halten vermochte — doch das Gefühl, als stürzte ich in immer rasenderer Eile in eine unendliche Tiefe hinab, wo es immer wärmer wird und immer schwärzer. Mein Kopf drohte dann zu zerplatzen vor Hitze; die Augen erschienen mir glühend und wie von einem krampfhaften inneren Druck nach außen gepreßt; meinen Körper empfand ich als vollkommen leer, und nur im Halse ein fürchterliches Brennen, als ob eine Flamme zischend durch einen in Todesangst zusammengepreßt gehaltenen Mauerriß sticht und nun Herrin aller jenseits der Mauer aufgespeicherten Kostbarkeiten zu werden droht. Ja, ich hatte sogar das Gefühl, als würde ich von der Schnelligkeit des Sturzes zerrissen, als fiele der untere Teil meines Körpers schneller, und die Schultern hätten nicht mehr die Last meiner Arme und Hände zu tragen. — O, dieses Gefühl des Zerrissenwerdens und Hinabsausens ist fürchterlich.

Glaubst Du, daß solche innere Trennungen auf ewig, solche große teilende Abschnitte des Lebens auch anders als so plötzlich kommen können? Ich glaube es nicht; ich habe es nie anders erfahren. — Aber jetzt glaube ich, daß ein solcher Abschied, so plötzlich er erzwungen wird, doch anders auf uns wirken kann. Das habe ich jetzt gesehen, als ich die ganze Reinheit und Unberührtheit Deiner Schmetterlingsseele entdeckte, die mich mit ihren farbenreichen, sanften, zärtlichen Flügeln so lange gaukelnd verführte, bis ich mich in einem unbekannten, herrlichen Lande wiederfand, dessen Dasein ich verlacht und verflucht hatte.

Vielleicht weißt Du es nicht, daß auch dieses leicht- und schwersinnige Hinüberflattern in Dein Reich voll sonniger, klarer Höhenluft, erhabener Gletscher, eisiger, zackiger Gipfel und lieblicher grüner Matten mit Blumen in tausenderlei Farben — daß diese Auswanderung auch einen solchen Abschied auf ewig bedeutet? — daß Du mich aus einem Leben in ein andres geleitet hast, wie das Erwachen uns aus dem Traumland in die bessere Wirklichkeit zurückführt? — daß ich jetzt an jenes Leben nur noch mit einem geheimen fürchterlichen und wütenden Entsetzen zurückdenke, dem Entsetzen dessen, der das „zweite Gesicht" kennt und sich selbst hat tot daliegen sehen, kalt, aufgedunsen, von Würmern angefressen und stinkend vor Fäulnis ...

Ich möchte wohl wissen, ob Du in dem hellen, schleierhaften Schimmer Deiner — darf ich es sagen? — mystischen Weltanschauung im stande bist, Dir einen Menschen vorzustellen, der alles Entsetzliche, Grauenhafte, Scheußliche und Ekelhafte, das das Leben nur mit sich bringen kann, mit einer fürchterlichen, sicherlich perversen Leidenschaft aufsucht; zuerst aus der höchst fragwürdigen Vorliebe, die der Starke für alles hat, das ihm antipolar ist, später aber aus der verzweifelnden Haltlosigkeit, welche ihn packt, wenn er einzusehen vermeint, daß alle Fundamente seiner intellektuellen und moralischen Stärke nur langweilige Illusionen sind. — Ja, das ist das richtige Wort! Der Wille zum Bösen aus Langweile ... Siehst Du, dieser Mensch bin ich — oder war ich, ehe Du mich geheilt hast.

Du entsetzest Dich über mich, nicht wahr? — oder Du glaubst es nicht? — Aber es ist so, und ich will Dir jetzt auch sagen, wie solche Menschen zu stande kommen — die Du haßt ... wie nanntest Du sie noch? — Ich wollte damals nicht auf das Thema eingehen, an dem Abend, als die Alpenkette in wunderbarer Glut dalag und der bläuliche Schein, der sich ins Thal herabsenkte, uns so traurig stimmte, so still und so rasend traurig darüber, daß es Dinge giebt, die wir nicht erreichen können — und die uns doch die liebsten sind ....

Jetzt möchte ich wieder in Verzweiflung aufschreien wie damals, vor zwanzig Jahren, als das in seiner Alltäglichkeit beinahe lächerliche Ereignis eintrat, welches vor mir die Pforte zum „Leben" — ich könnte gleich genauer sagen: zur Hölle — aufstieß. Natürlich die alte Geschichte von dem geliebten Mädchen, das einen andern Geliebten hat ... Aber ich war erst zwanzig Jahre alt. Ich glaube, ich versuchte damals alles, um den drohenden Zusammenbruch meiner Psyche abzuwenden, den ich immer weiter herannahen fühlte. So lächerlich es klingen mag — aber was ist bei einem zart organisierten Menschen nicht möglich? Ich bin an jener Kinderei zu Grunde gegangen, und das in dem Momente, wo alles darauf ankam, meine Vitalität unbeeinträchtigt zu lassen — als mein Vater starb. Aber in dem Augenblick, als das letzte und kräftigste Mittel, das ich gegen psychische Verdauungsstörungen anzuwenden wußte, versagte, als ich nicht mehr arbeiten konnte, da brach ich zusammen und legte dieses segensreichste Stimulans zum „guten Leben" ad acta, bis Du es endlich wieder fandst, um mich dadurch nach zwanzig entsetzlichen Jahren zu einem neuen Leben zu erwecken.

Damals ergriff mich die Langweile am Leben, jenes schleichende, brennende Gift, welches, schlimmer als alle physischen, den Menschen selbst an seinem Kern packt, und zwar immer dann, wenn er am glücklichsten zu sein glaubt; ich war damals zufrieden im Gefühl der „Entsagung" ... Langweile als venerische Krankheit der Seele — sollte das stimmen? — Jedenfalls ist die Vergiftung gleich tragisch — und gleich komisch — und gleich zerstörend.

Du kennst nicht die Langweile aus Unfähigkeit zum Arbeiten und wirst es deshalb auch kaum verstehen, was es heißt, zu denken, ohne zu verdauen; es ist

ungefähr so, als ob man einen stark strömenden Fluß hinaufrudern will und rudert wie im Traume immer zu, ohne daß man merkt, wie man den Strom gar nicht überwindet, sondern immer weiter stromabwärts getrieben wird, bis man — o Ironie! — an einem Brückenpfeiler zerschellt. So ging es mir damals. Und der Brückenpfeiler, an dem mein Boot scheiterte, während die Wasser mich mit zerschlagenem Körper weit, weit hinabrissen — das war der „Glaube an das Gute" ...

Von da an war ich — ich will nicht den Spielball der Wellen citieren — der Mensch, der so fett ist, daß er stets oben schwimmt und nicht ertrinken kann, was ihn jedoch nicht hindert, sich an jedem weiteren Pfeiler, der im Flusse steht, ein weiteres Glied zu zerschlagen. — Die Sache ist eigentlich sehr komisch — aber sie thut einem noch nachträglich weh.

Was bei diesen immer häufigeren Verstümmelungen von mir übrig blieb, das errätst Du allein; denn Du weißt, daß ich ein „perverser Mystiker und fürchterlicher Viveur" gewesen bin: das sind ja Deine eignen Worte, nicht wahr? — Aber ich glaube, dieser Viveur sieht etwas anders aus als die meisten andern. Denn ich war Viveur nicht aus Dummheit und gleichsam durch meine Lebensumstände genötigt, wie es die Regel ist, sondern mit dem vollen Bewußtsein von dem, was ich that, sozusagen als Logiker, der seine Konsequenzen aus allem zieht und so auch aus der schlimmsten geistigen Krankheit, dem Pessimismus aus nervöser Langweile. Alle Symptome und Folge-Erscheinungen dieser Krankheit sind von einem und demselben Phänomen begleitet, welches vielleicht als einziges noch im stande ist, Mitleid zu erwecken — das ist eine schwermütige Müdigkeit; und die kommt daher, daß man beinahe immer das tötende Bewußtsein mit sich herumträgt, man gehöre eigentlich zu den wertvollsten Menschen — wenn man gesund wäre.

O, man empfindet ganz deutlich, daß man krank ist! — Aber diese Krankheit erzeugt ein wollüstiges Gefühl ... wie das Opium. Und ist es nicht bekannt, daß Wollust alle andern Instinkte tötet? — Ich spreche es aus, was Dich vielleicht für immer von mir trennt — in Deiner Reinheit: Das war die Wollust im Bösen. —

Du siehst, daß ich mich durchaus nicht schäme, Dir das einzugestehen. Denn, sei eine Krankheit noch so ekelhaft, man braucht sich ihrer nicht zu schämen, wenn man sie nicht selbst verschuldet hat. — Ich ahne wohl, daß ich Dir jetzt wieder ganz fremd erscheinen werde: Du kannst das nicht begreifen, und das gehört mit zu dem Schönsten, das Du an Dir hast. Ich glaube nicht, daß Du eigentlich weißt, was „Wollust" und was „Böse" ist. Aber Du kennst das Wort „Entartung", und Du fühlst vielleicht, daß jene Krankheit, an der ich litt, die letzte und entsetzlichste Stufe davon darstellt: wo nicht mehr die geringfügigste Handlung möglich ist ohne einen verdächtigenden Seitenblick.

Das Vergnügen wird zur Qual; alles gewinnt einen düsteren, schaudervollen Hintergrund und einen trüben, unheimlichen Aspekt — Glühwürmchen in einer feuchten Tropfsteinhöhle. Und die Liebe ist das blutdürstige Ineinander-

festsaugen zweier Vampyre, und das ganze Leben wie ein einziger fürchterlicher Krampf, der nur von Stunden gänzlicher Apathie unterbrochen wird. Und die Stunden der Apathie werden immer kürzer, und die wollüstige Gier nach immer heißerem, unnatürlicherem, raffinierterem Genuß wird immer stärker und droht einen zu ersticken. Und aus diesem wirbelnden, kreischenden Fieber tönt doch noch immer fürchterlich leise und dumpf das grausige Stöhnen nach Freiheit, Licht, Erlösung ...

Aber wozu erzähle ich das alles? Ich wollte Dir ja nur sagen, daß Du meine Göttin geworden bist, mein „rettender Engel", meine Fata Morgana, meine Vision aus dem Jenseits — und wie lieb ich Dich habe, und wie ich Dich lieb habe — wie eine Illusion, mit der man auf ewig zusammenfließen möchte; wie eine Wolke die andre, die ineinander verschmelzen, und niemand kann mehr unterscheiden, welche es ist. — Glaubst Du nicht, daß ein Seelen-eins-sein möglich ist ... meine Taube, die mir den Weg durch die gefährlichsten aller Symplegaden zeigte? ...

Wie Du das gemacht hast; wie ich Dich kennen gelernt habe; wie alles das, wie jener ungeheure Abschied vor sich gegangen ist, von dem allem habe ich keine Ahnung. Aber das weiß ich, daß ich damals auf dem verlorensten Felsgipfel stand, von wo aus es nur zwei Wege giebt, dem in seiner Unheimlichkeit erhabenen Grat, der rechts unendlich tief und senkrecht in die schwarze Schlucht des Nichts abfällt, während links fast ebenso steil der Abhang in ein grünes Thal hinabreicht — das aber wegen seiner Tiefe schwarz aussieht wie das andre. — Hier führtest Du mich sanft hinab, und ich fühlte keinen Sturz — und jetzt lebe ich wieder in Deiner Sonne und liebe Dich in Deiner Milde. —

O, wie Du mich glücklich gemacht hast! — welchen Frieden Du mir gegeben hast! und wie ich Dir dankbar bin für die müde Seligkeit, die Du mir schenkst: die Seligkeit des geretteten Greises, der nichts mehr wünscht als stille Seelengemeinschaft! — Und das hast Du gethan mit Deiner herrlichen Kunst und Deiner Persönlichkeit, die mir wie aus einem Jenseits entgegenschwebt ...

So wie Dich habe ich noch niemand geliebt, so rein und engelgleich, übersinnlich und doch brünstig ... und diese reine Brunst, mystisch und gewaltig, läßt mich nicht fern von Dir bleiben ...

Ich stehe ganz unter Deinem Bann, meine zierliche, durchsichtige, kleine Göttin ... Darf ich die Fata Morgana wieder vor meinen leiblichen Augen erstehen sehen?

Es ist so wunderschön im Hochgebirge! ...

Dein

Ferdinand.

NB. Dein herrliches Manuskript bringe ich mit.

*

Er las den Brief noch einmal durch. War es überhaupt möglich, ihn abzuschicken? Würde sie nicht lachen oder sich verletzt fühlen von seinen sentimentalen Ekstasen und der tiefen, sehnsüchtigen Unruhe, die aus jeder Zeile sprach? Konnte sie diese Selbstvivisektion, diese Zerfaserung und Bloßlegung seiner geheimen Aengste und Hoffnungen nicht brutal und unbescheiden finden?

Er begriff es eigentlich selbst nicht, wie er diesen pöbelhaften Brief hatte schreiben können — er schämte sich beinahe vor sich selber wegen seiner Geschwätzigkeit. Ja, er empfand jene Sätze geradezu als eine Beleidigung gegen sich selbst, als eine frevlerische und unkluge Profanierung seines Wesens. Und trotzdem fühlte er deutlich eine weite stille Ruhe auf sich herabschweben, wie er sie wohl noch nie kennen gelernt hatte: die Ruhe des einsam Gewesenen, der weiß, daß er nicht einsam zu sterben braucht.

Und wenn er sich Paula vorstellte, die kleine, bleiche, schwache Gestalt mit ihrer müden Schönheit, wie sie ihn ansah mit den Augen, die all das viele Licht, das durch die durchsichtige Haut in ihren Körper scheinen mußte, wieder ausstrahlten, nur viel milder, ruhiger, gedämpfter — dann wußte er, daß ihre Mitwisserschaft um sein früheres Elend und sein zukünftiges geheimes Glück nichts ändern konnte an dem Verhältnis der inneren Liebe, welches sie beide verband wie der unterirdische Draht zwei strahlende Kuppeln. Und sie strahlten beide durch eine Kraft, über deren Wirkungsweise sie sich keine Rechenschaft ablegen konnten; es war das felsenfeste Vertrauen von etwas Großem, Stillem, Jenseitigem, das Gefühl der Einheit in dem Suchen nach der Ruhe und den Leidenschaften eines Seelenlebens „au-delà du cerveau", eines Zustandes, in welchem die Erinnerung an die gehemmte irdische Existenz gewichen ist vor der visionären Empfindung einer unbeschränkten Freiheit und Unberührtheit vom Schlechten. Und dieses mystische Ziel von hoher Wünschbarkeit, das den beiden gemeinsam geworden war, erwirkte eine Liebe, die sehr verschieden war von der alltäglichen, eine Liebe, in der das Aesthetische ins Religiöse, das Sexuelle ins Metaphysische umgedeutet war. Eine solche Liebe ist nicht von dieser Welt — aber ist sie von einer andern?

*

Das Hotel, in dem Paula und das gute alte Tantchen zusammen wohnten, lag wirklich wundervoll. Die Aussicht vom Balkon, auf dem sie gewöhnlich saßen, — Tantchen konnte nicht mehr so viel gehen — umfaßte beinahe alles, was das Hochgebirge an Schönheiten zeigt und verheimlicht. Aber Paula entdeckte sehr leicht ... Im übrigen war das Hotel ein Hotel wie alle andern auch, mit vielen Touristen und viel Lärm und mit ursprünglich ganz hübschen Möbeln, die aber, trotzdem sie schon etwas verschossen waren, kein Zimmer so recht wohnlich und gemütlich machen konnten. Das besorgte aber Tantchens Gegenwart allein schon.

Sie trug immer ein schwarzseidenes Kleid und ein kleines schwarzes Spitzenhäubchen und eine schneeweiße Allongeperücke, denn Tantchen war schon über

siebzig Jahre alt. Wenn sie saß, hatte sie immer ein kleines Tabourett neben sich stehen, das ihr Paula hinsetzte, wo sie es haben wollte. Auf dem lag ihre Lorgnette, ihr weißes feines Spitzentaschentuch und irgend ein hübsch eingebundenes Buch, in dem sie aber nie las.

So saß sie manchmal stundenlang und blickte mit ihren liebevollen, freundlichen Augen auf Paula, wenn sie dasaß und schrieb; und sie glaubte, sie könnte jeden Satz, den Paula dachte, jeden Vers, den sie niederschrieb, auf ihrem Gesichte lesen, so fein spiegelte sich die große Seele in ihren kleinen Zügen. — Ach, Tantchen war ganz verliebt in sie, in den kleinen, schmalen Kopf mit den schweren schwarzen Haaren, die den zierlichen Hals fast abzubrechen drohten, wie die allzureichlichen Aepfel den Zweig, und in die kleinen weißen Hände mit den rosigen Nägeln, und in die ganze duftige, zerbrechliche Figur, die, wie Tantchen sagte, jeden Augenblick in Licht und Luft zerfließen konnte; deshalb mußte man immer auf sie aufpassen. — Und stolz war Tantchen auch; ja, sie bewunderte „ihre Kleine“ sogar, denn wer hätte geglaubt, daß in diesem zarten Köpfchen, von dem man ja fast nichts sah als die schwarzen Sternenaugen, und wo an den Schläfen die vielen Aederchen blau durchschimmerten — daß in diesem kleinen, viel zu durchsichtigen Raume so große, massive Gedanken entstehen, und daß diese schlanken, zerbrechlichen Mädchenfinger eine so gewaltige Schrift schreiben konnten?

Tantchen meinte, das nähme sicher kein gutes Ende; das wäre wieder einmal ein Unverstand vom Schöpfer gewesen, einen so kostbaren Inhalt in eine so winzige, unsolide Schale zu thun; aber gerade darauf war sie stolz; denn jetzt leuchtete der Inhalt überall durch, und die ganze Gestalt erschien eigentlich nur als eine Seele, die eine menschliche Form angenommen hat.

Manchmal lächelte Tantchen, wenn diese Form besonders fein und milde schimmerte; dann überlegte sie sich, ob es wohl einen Mann geben könnte, der diesen duftigen Schmetterling zu lieben vermöchte; und wenn Paulchen bei ihr saß und ihr vorlas, was sie eben niedergeschrieben hatte über die mystische Macht der Allliebe und über die wundervolle Aufopferung des Lebens zur Erlösung des Nächsten, dann sah Tantchen beinahe schwermütig drein; dann fragte sie sich, ob dieses über alle rein irdischen Dinge anscheinend so weit hinausgegangene Mädchen wohl im stande wäre, einen Mann zu lieben — so, wie sie selbst geliebt hatte.

Ihr Verhältnis zu Frey verstand sie überhaupt nicht. Sie begriff nicht, wie ein Geschöpf, das ganz aus Sonnenschein und hingebender Milde zusammengesetzt zu sein schien, an einem so dämonischen, unheimlichen, finsteren Menschen Gefallen finden konnte — und an eine „esoterische Liebe“ glaubte sie nicht. Eine ungeheure düstere Gewalt steckte in dem Menschen; als sie ihn gesehen hatte, glaubte sie erst an die Möglichkeit eines Faust und eines Don Juan. Und was wollte dieser mächtige Magier, der sogar ihre Ruhe beeinflußt und sie in seinen Bann gezogen hatte, mit ihrem tauigen, sonnigen kleinen Edelweiß machen? — Stand da eine jener erschütternden Katastrophen bevor, welche immer

eintreten, wenn zwei Gegensätze, die an verschiedenen Polen standen, von unüberwindlicher magischer Anziehungskraft getrieben, aufeinander losstürzend sich gegenseitig verschlingen und alles um sich her in der Gewalt der Umarmung zersprengen? — Tantchen fürchtete sich manchmal ...

Sie wollte der Sache doch auf den Grund kommen.

*

Tantchen kannte Freys Schrift sehr gut. Sie hatte einmal ein paar Gedichte von ihm im Manuskript gelesen, die sie zwar nicht recht verstanden hatte, durch die sie aber in einen so sonderbaren Zustand der dumpfen Ergriffenheit gekommen war, daß es ihr ganz unvergeßlich blieb.

Sonderbar! ...

Ja, wenn es nur eine rechtschaffene Liebe gewesen wäre; aber was es war, das war ihr ganz unklar. — Aber jetzt wollte sie fragen, was in diesem dicken Brief stände, der da eben gekommen war.

Während Paula ihn las, beobachtete Tantchen sie, so gut es ging — aber es fing schon an, dämmerig zu werden, und der Balkon lag gerade im Schatten, und außerdem saß Paula am andern Ende, und Tantchen sah nicht mehr gut; und die Lorgnette zu gebrauchen genierte sie sich.

Der Brief mußte sehr lang sein, und es mußten sehr ernsthafte Sachen darin stehen. Denn manchmal saß Paula eine ganze Weile zurückgelehnt in ihrem Korbstuhl, ließ die Blätter auf ihren Schoß sinken und blickte so feierlich mild und träumend in die Ferne, daß Tantchen kein Wort zu sprechen wagte.

Jetzt war wieder solch ein Abend wie damals, als er sich weigerte, über jene Klasse von entarteten Menschen zu reden, die sie mehr haßte als alle andern. Und nun redete er doch davon — und aus eigner Erfahrung. Wieder erglühten die eisigen Spitzen der Berge in brennendem, langsam ergrauendem Rot, wieder senkten sich die milden blauen Schleier, welche die Finsternis der Nacht vor der in Lebenspracht erglänzenden Natur verbergen wollen. Und wieder lullte die wogende, schwermütige Wärme der aufsteigenden Nacht die Gedanken ein in den süßen und doch so traurigen Halbschlummer, in dem wir nichts erleben als dämmernde, vorüberhuschende, sehnsüchtige Gefühle und die bald neckischen, bald düsteren Phantasien der liebenden Hoffnung und Furcht ...

Tantchen erschrak sehr. Sie sah in Paulas Augen Thränen stehen — und das waren keine Thränen des Schmerzes oder der Freude. Sie schüttelte langsam und etwas betrübt den Kopf und nahm den Roman in hübschem Einband; aber sie las nicht, sondern legte die Hände in den Schoß und blickte nicht mehr nach Paula hinüber. Denn sie durfte nicht sprechen; sie war zu wohl erzogen und zu sehr an alte, ehrwürdige Patrizieretikette gewöhnt, als daß sie hätte merken lassen, daß ihre sanfte, stets freundliche Stimme zitterte ... Der Abend war zum Traurigwerden schön — und Tantchen entdeckte immer neue lustige und wehmütige Beziehungen zwischen ihrem Lebensabend und der Stunde der unter-

gehenden Sonne. Aber das kleine junge Paulchen konnte das doch nicht verſtehen. Warum die wohl ſo ergriffen war? ...

Als Paula den Brief zu Ende geleſen hatte, ſah ſie noch lange mit halbverſchleiertem, trübem Blick zu den roſigen und goldigen Schäfchen empor, die hoch über den Bergen langſam und ruhig dahinzogen, wie wenn ſie noch eine weite, weite Reiſe vorhätten und ſchon aus unabſehbaren Fernen kämen. — War ſo nicht auch der Weg, den ſeine Seele gegangen war, unendlich lang und in Höhen, die der einfache Menſch nicht kennt? War dieſe wundervolle Abendſtille nicht wie die Stille ſeiner Seele, die jetzt wie durch klaren Aether dahinſchwebte — über allen Wolken und Winden? —

O, und doch! — Dieſer Abend war anders als jener, wo ſie zuſammen dort ſtanden und keiner ein Wort ſprach und ihre Seelen doch ineinander überfloſſen, wie die Strahlen zweier Sterne durch den eiſigen, finſteren Raum einander zufliegen und koſen. — Es war anders — und ſie wußte nicht, was anders war. Heute hätte ſie nicht mit ihm ſo ſtehen können, ohne ihn zu berühren und anzuſchauen — und das machte die Schläge ihres Herzens zittern, wie ſie nie gezittert hatten ... wie in freudiger Angſt. Und ſie wußte nicht, wann ein Menſch ſich über ſeine Angſt freuen kann ...

Und nun ängſtigte ſie ſich über dieſe Angſt. Sie fühlte, wie in ihr langſam und ganz ſchmerzlos irgend etwas gleichſam zerriß — und das war der undurchſichtige, feſte Schleier, der ſie bisher vor allen zudringlichen Blicken von außen geſchützt und ihr Inneres in Einheit und Unberührtheit zuſammengehalten hatte. Es war das Vertrauen in ihre Unverletzlichkeit. Die unvergleichlich ruhige und edle Harmonie ihrer Seele war an einer gefährlichen Stelle getroffen, und nun konnten alle zerſetzenden, ängſtigenden, beunruhigenden Gefühle, nun konnte alles, was den Menſchen unglücklich machen kann, in ihr Gemüt hineinſchleichen.

Sie durchlebte in dieſen wenigen Augenblicken ſo plötzlich, daß es keine Abwehr gab, das Fürchterlichſte, was ſie ſich hatte denken können, den Zuſammenbruch ihres ganzen mühſeligen Gebäudes von innerer Einheit, von Harmonie und Ruhe, des Gebäudes, welches ſie in jahrelanger Arbeit glaubte Stein für Stein errichtet zu haben nach eignem Grundriß — doch ſie hatte es eigentlich nicht errichtet, ſondern Stein für Stein in ſich entdeckt. — Und ſie erlebte dieſen Zuſammenbruch ſo plötzlich, daß ſie ihn gar nicht empfand und alles Fürchterliche, ohne in ihr Bewußtſein zu treten, vorüberging, ebenſo, wie tief unter der Oberfläche der Erde feurige, flüſſige Maſſen toben und wir doch ruhig und ohne es zu merken oben am Licht dahinleben können.

Erſchüttert und bewundernd zugleich ſah ſie jetzt auf ihn, der ſo Ungeheures durchgemacht hatte und nun durch ſie in ſein Paradies gelangt war. — O, wie ſie ihn liebte! — Wie ſie ſich immer wieder die reine Seelengemeinſchaft vorphantaſierte, in der ſie lebten oder in Zukunft leben wollten! — Ja, es war doch jene verſpottete heilige Einheit möglich, die Einheit, welche eine Vorſtufe bildet zu der Seligkeit der Seligkeiten, der Auflöſung in die Allſeele ... Sie wollten es beweiſen an ſich! Sie wollten dieſe Einheit leben! ... O, wie ſie

ihn liebte! — wie sie sich dieses Leben vorstellte! — mit ihm . . . an seiner Seite . . .

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn sie aus einem Traum erwachen wollte . . . An seiner Seite . . . Ja, sie sah ihn, sah seinen Körper, sein gewaltiges Haupt, seinen schwarzen, unheimlichen Bart, und die dämonischen, so fürchterlichen, so sanften Augen. Sie sah dieses zukünftige Leben; sie sah es nicht ohne seine körperliche Gewalt; sie sah nicht die Seeleneinheit — sondern ein körperliches Zusammensein. Sie fühlte gleichsam mit einer verzehrenden, glühenden Sehnsucht die ganze Süße seiner Gegenwart voraus. Sie ahnte das zarte Streicheln seiner Hand, den zärtlichen Flüsterton seiner Stimme und erschauerte in der Empfindung ganz unbekannter, unaussprechlicher Wonnen.

O, wie sie glücklich war! — Wie dieser traurige Brief sie jetzt fröhlich und still machte! — O, daß er doch käme und sie selig machte, sie, die ihn so unendlich, so heilig, so inbrünstig liebte! . . .

Wir träumen über die schwärzesten Abgründe des Lebens hinweg und merken es nicht. Wir rufen jauchzend aus: „Schien je die Sonne goldiger? — War das Meer jemals glätter?“ — und fahren in finsterer Nacht über fürchterliche, zerrissene Schluchten und Felszacken dahin. — O, daß wir blind würden, damit wir hellsehen lernten . . .

„O Tantchen, wie goldig ist das Leben . . .“

*

Jetzt wußte Tantchen, daß ihre kleine Paula sie gern verlassen und dem unheimlichen, ernsten, finstern Manne folgen möchte. Und sie wurde so betrübt darüber, daß sie sich einredete, es wäre gar nicht wahr; denn sie schämte sich, betrübt zu sein.

Als Paula den Brief sorgfältig in das geheimste und von ihr am seltensten benutzte Fach des Schreibtisches eingeschlossen hatte und dann langsam und beinahe schamhaft auf den Balkon zurückkam, da rief Tantchen sie zu sich, und sie mußte sich ganz dicht neben die liebe, alte „zweite Mama“ setzen und ihr die Hand geben, gerade so, wie sie es als kleines Mädchen immer gethan hatte.

Und dann streichelte Tantchen die feine, weiche Hand und sah dem „Kinde“ recht besorgt und prüfend in die Augen. Die guckten sie aber ganz groß und in unschuldigem Glück an, so daß Tantchen sich wieder einmal verliebte. Aber dann faßte sie sich ein Herz und sagte ganz leise und ruhig:

„Der Brief war wohl sehr schön, den du bekommen hast?“

Paulchen sah weg! — Das hatte Tantchen noch nie an ihr gesehen; da mußte etwas vorgefallen sein. Tantchen freute sich beinahe. Sie behielt doch recht!

„Nun, und dein Verhältnis zu Herrn Frey?“

Paulchen antwortete noch immer nicht. Aber sie blickte Tantchen mit einem so rührend hilflosen Blick in die Augen, daß sie beinahe ganz mitleidig geworden wäre und gar nichts mehr gesagt hätte.

„Du haſt ihn wohl ſehr lieb, nicht wahr? — Und er dich auch?“

„Ach ja ...“

„Und wie du glücklich und ängſtlich dabei ausſiehſt, wenn du das ſagſt!“

Tantchen drohte mit dem Finger — aber das that ſie immer, wenn ihr etwas ganz außerordentlich gefiel. Paula fing an, ganz leiſe zu lachen, und Tantchen verſuchte ein böſes Geſicht dazu zu machen. Aber das wäre ganz umſonſt geweſen ...

„Du, Paulchen, aber ein ſolches Liebespaar habe ich noch nie geſehen. Iſt das jetzt ſo modern?“

Ihre Stimme zitterte doch etwas; denn ſie war vor der Antwort bange. Sie dachte an die Zeit zurück, vor mehr als fünfzig Jahren, wo ſie ſo ähnlich bei ihrer Mutter ſaß; und ſie verglich in Wehmut und Beſorgnis zwiſchen einſt und jetzt. Wie ſie beide damals verliebt geweſen waren, vergnügt und toll, und dann doch wieder ſo ſtill und zart und traurig! Konnte man nicht mehr ſo lieben wie damals? —

Paula gab keine Antwort. Aber ſie ſchien unruhig zu ſein, wie als ob ſie von einem Vorwurf getroffen wäre, gegen den ſie ſich nicht zu wehren wagte. Vielleicht war ſie ſogar etwas beleidigt ... Das böſe Tantchen freute ſich darüber. War ſie vielleicht gar zu ſtolz, etwas zu antworten? — Das gefiel Tantchen.

„Du willſt mich alſo verlaſſen? ... Und ich möchte ſo gern allein bleiben ...“

Paula guckte ſie ganz erſchrocken an. Aber Tantchen lächelte ſo ſonderbar.

„Hat er denn ſchon mit dir davon geſprochen?“

Paula wurde plötzlich abwechſelnd rot und blaß. Sie fing an zu zittern und ſtand haſtig auf, ſo daß Tantchen aber nun wirklich ängſtlich zu ihr aufblickte und ihr recht unglücklich nachſah. Paula beugte ſich über die Brüſtung des Balkons und ſchaute lange, lange Zeit in das ſchwarze Thal hinab, von wo das Rauſchen des niederwärts ſtürzenden Gebirgsbaches geiſterhaft heraufſtönte. Tantchen hätte ſo gern geſehen, was alles ſich jetzt auf dem feinen Geſichtchen abſpiegelte, aber es war ſchon zu dunkel, und ſo wartete ſie geduldig, bis Paulchen wiederkam und ihr die Hände gab und leiſe, ganz leiſe und beinahe traurig ſagte:

„An ſo etwas haben wir noch niemals gedacht, noch niemals ...“

Sie ſchüttelte langſam und ſinnend den Kopf und blieb regungslos ſtehen.

Wo ihre Gedanken jetzt wohl weilen mochten? — Tantchen blickte ſehr ernſt in die blaue, klare Nacht hinaus, und es kam ihr ein ſonderbarer, halb ſchwermütiger und halb komiſcher Gedanke: ſie bedauerte alle die vielen Seelen, die vielleicht da oben auf den Sternen wohnten, körperlos und ſelig ... kannten ſie die Liebe? ... Aber Paulchen hatte doch einen Körper, wenn auch nur einen kleinen und zerbrechlichen ... Immer beſſer als gar nichts, dachte Tantchen. Jetzt konnte ſie ſogar lachen, und ſie lachte auch über ihre Sehnſucht nach einem jungen Körper und ihrer Vergangenheit und Jugend. — Und dann ſagte ſie ganz ruhig, obſchon mit einer geheimen Bewegung:

„Das habe ich wohl vermutet. — Aber, mein liebes Paulchen, wie habt ihr euch denn lieb? — Steht ihr euch denn nicht als Mann und Frau gegenüber?“

Paula stand ganz hilflos und mit einem ratlosen Kopfschütteln da. — Wie konnte man eine solche Frage stellen?

„Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht,“ sagte sie halb erstickt, wie wenn sie bei dem fruchtlosen Nachdenken ein dumpfes, zusammenpressendes Kopfweh ergriffen hätte.

„Und du glaubst, daß ihr euch so lieben könnt — körperlos, ohne Mann und Frau zu sein? — Daß ihr auf dieser Erde zusammen leben könnt, ohne euch mit leiblichen Augen zu sehen, mit leiblichen Sinnen zu fühlen? — Paulchen, mein armes, kleines Paulchen ... Und er wird also nicht kommen und dich holen und zu seiner rechtmäßigen Frau machen, wie es sich in unsrer Familie immer geziemt hat ... und du willst als Erdengeschöpf immer einsam bleiben bei ihm und niemals das wonnige Glück genießen ...“

Da kniete Paula plötzlich vor Tantchen nieder und legte den Kopf in ihren Schoß und weinte bitterlich und schluchzte so — so, als sollte ihre ganze kleine, zarte Seele mit dahinfließen in dem heißen Strom, der alles fortriß, was ihr so lieb gewesen war ...

*

Als sie von ihrem Morgenspaziergang zurückkehrte, den sie jeden Tag allein unternahm, während Tantchen auf dem Balkon die Zeitung las, hatte diese, wie sie schon vom Portier erfuhr, Besuch von einem Herrn. — Wer konnte das nur sein? Sie lief schleunigst die Treppe hinauf und horchte an der Thür; und da fing sie so an zu zittern, daß sie kaum noch aufrecht stehen konnte. — Wie kam er nur hierher — und warum? Zwar, er hatte ja gefragt, ob er wiederkommen dürfte; aber sie hatte ja noch gar nicht geantwortet.

Nachdem sie sich etwas Mut gefaßt hatte, trat sie ein. Tantchen und Ferdinand saßen einander gegenüber und schienen sich sehr angelegentlich und ernst zu unterhalten. Als er sie sah, schienen seine Augen aufzuleuchten; er erhob sich und reichte ihr die Hand und blickte sie mit dem halb schwermütigen, halb freudigen Blick an, den sie nie hatte ertragen können, weil er so traurig war. Sie konnte ihm kein Wort zur Begrüßung sagen, sondern stand mit gesenktem Kopf und schlaff herabhängendem Arm vor ihm wie ein Bonze vor seinem Gott, zu dem er nicht aufzublicken wagt.

„Ja, jetzt bin ich also schon wieder da. Die Großstadtluft bekommt mir nicht ...“

Paula zermarterte sich das Gehirn nach einer Antwort, aber sie brachte nichts heraus. Er lächelte.

„Mein Arzt hat mir vorgeschrieben, wieder ins Gebirge zu gehen ...“

Tantchen wollte Frühstück besorgen.

„Paula, du bist mir nicht böse, daß ich wiedergekommen bin? — Aber

ich konnte nicht mehr fern von dir bleiben. Dein wundervolles Werk hat mich so sehnsüchtig gemacht nach deiner felsenfesten Ruhe, und ich bin so schutzbedürftig. Nur bei dir bin ich jetzt vor einem Rückfall in das Chaos sicher, das du nun kennst. Nicht wahr? — Und du hast mich nicht verachten oder hassen gelernt, daß ich noch Anspruch auf Glück mache? — Du verabscheust mich nicht, daß ich mich wie in Todesangst an das Letzte, Liebste klammere, das mich retten kann und das ich vielleicht mit in den Abgrund ziehe, aus dem ich empor will? Du verlachst mich nicht, daß ich so feige bin und nicht einmal auf dem Wege zur Seligkeit allein vorwärts zu gehen wage? — und doch so glücklich werden möchte?"

„O, wir werden noch glücklich werden! — Sicher, wir werden es noch — wir beide ..."

„Durch unsre Liebe, diese reine Liebe, die ich erst jetzt, beinahe als Greis, kennen lerne und durch all die Jahre gesucht habe — diese heilige, körperlose Liebe der Seelen, in der ich dich anbete — und das wunderbare, wollüstige Ineinanderfließen unsrer Seelen, das uns vorbereitet auf jene unendliche Einheit, in der wir einstmals aufgehen wollen und deren Vision uns schon hier auf Erden glücklich macht. Diese Vision — werden wir sie erreichen? — werden wir glücklich sein?"

Langsam, wie fasciniert durch den weichen, dumpfen, fast flüsternden Klang seiner zitternden Stimme, wiederholte sie die letzten Worte: „... glücklich sein ..." und blickte zum Fenster hinaus, über das grüne Thal und die düsteren, tannenbewachsenen Berge und die bläulichen, starren Gletscher, immer weiter, immer höher in die unendliche Ferne, in den blitzenden, klaren Aether, der diesen ungefügen, braunen, plumpen Riesenball umfließt, und weiter, immer weiter — und sie erreichte die Pforte jenes Reiches nicht wieder, in das sie immer geflohen war, wenn sie sich losgelöst gefühlt hatte von dem klebrigen, schweren Grunde, auf dem die Menschenmassen kriechen; sie sah die Vision nicht mehr; sie begriff nicht mehr jenes schemenhafte Wesen, das sie gestern noch über alles geliebt hatte, jene „körperliche Einheit". Sie begriff es nicht — nein, sie vergaß auch es zu suchen; es war, als habe sie Nepenthe geschlürft und als trennte eine undurchdringliche Mauer sie von der Welt, in der sie früher gelebt hatte. Wie Siegfried seine Gedanken vergebens anstrengt, um seine geliebte Brunhild sich vorzustellen, so war auch vor ihrem Auge alles verlöscht, was sie dort, jenseits dieser Welt, gesehen hatte — und sie wußte nicht, daß sie dort ihr Glück hatte liegen lassen.

Und jetzt verstand sie nicht — verstand nicht wie ein kleines Kind, dem man von Doppelsternen und Mitternachtssonnen redet, und das zwei Löcher in der Thür, die das Licht ins Zimmer fallen lassen, für Doppelsterne hält und nach dem Nachtlicht greift, weil es die Mitternachtssonne haben möchte ...

„... glücklich sein ..."

Ferdinand sah träumend und gleichsam verklärt auf sie nieder, die nirgends fand, was er ihr zeigte, und traurig und hilflos dastand wie ein Blinder, der

das „Schweigen im Walde“ schauen soll und nicht ergriffen sein kann von der himmlischen, tiefsinnigen Stille, die über den Wald ausgegossen ist, und dem vor Ruhe zitternden fabelhaften Tier, das in sehnsüchtiger Einsamkeit seinen Frieden zu erträumen scheint.

„Glaubst du nicht, daß wir sie finden werden, die Vision? — Willst du sie mit mir suchen? — O, dann werden wir sie schauen! — Wir werden sie erreichen ...“

„Ja, ich — glaube, wir werden sie erreichen.“

Sie sprach das langsam und von einem tiefen, bedeutsamen Atemholen unterbrochen, welches all ihre schwache Unfähigkeit und all ihre Angst um das vergeblich Gesuchte enthielt.

„Ich glaube es ...“

„Und du willst es mit mir gemeinsam suchen und erleben, dieses Glück? — Du willst jene göttliche, mystische Einheit mit mir leben, welche die Rettung aus der Sinnenwelt in die Ewigkeit bedeutet?“

Paula schlang beinahe krampfhaft die kleinen Hände ineinander und blickte dabei mit einem so seligen und doch so unbestimmt fürchtenden Lächeln zu ihm auf, wie es nur das Gefühl der vollständigen hilflosen und freudigen Ergebung hervorzaubern kann. Aber er sah es nicht. Er sah nicht diesen kleinen, zerbrechlichen Körper, der da vor ihm bebte; er sah nicht die fieberhafte Spannung, die diese schamhafte, reine Hülle zu zerreißen drohte. Auf seine Augen hatten sich die Schleier des Ewigen gesenkt, welche ihn für alles Irdische, das er zu nahe, zu blendend und zu düster gesehen hatte, blind machten, und seinen Blick nach innen kehrten in die mildere, weißere Welt, welche er damals plötzlich entdeckt hatte, als alles in ihm zusammenbrach und die Trümmer seiner früheren Welt von ihrer liebenden Hand so ohne alle Mühe und wie unbewußt entfernt wurden.

Er sah vor sich gleichsam ein sonniges, einsames Land, in welchem niemals ein Wind wehte und in welchem kein lebendes Wesen wohnte, wo ewig die ruhige, klare Stille der Stunde herrscht, wann die Sonne im Mittag steht; wenn die Lichtwellen sich wiegen und alles so goldig erscheint, so überweltlich goldig, daß man sich selbst auf ewig vergessen möchte, und wie in einem wachen Schlummer liegt. — Dieses Land der Sehnsucht, über allem Diesseits ... dieser wache Schlummer jenseits von allem Sinnlichen ... diese Reise zu jenem wunderbaren Ziel ... diese einsame Seelengemeinschaft ... und diese gemeinschaftliche Seeleneinsamkeit ... und dieser Rückblick auf das Chaos ... dieses stille, selige Lachen ...

„Ich ... ich weiß nichts. — Ach, ich habe dich ja so furchtbar lieb! ...“

Sie stand noch eine kurze Weile mit verschlungenen Händen und mit Thränen in den Augen so da. Und als sie dann sein ruhiger, beinahe schwärmerischer Blick traf, der so viel aus einer fernen, unsichtbaren Welt erzählte — und so wenig, so unendlich wenig aus dieser, da überlief sie ein heißes Zittern, und ein plötzliches Gefühl der Oede und des Unbefriedigtseins verbreitete sich in ihrem

Herzen. Sie lief auf den Balkon hinaus und warf sich in einen dort stehenden Sessel und schlug die Hände vors Gesicht und weinte heftig und zuckend. — Das war nicht das Weinen des Glücks, der Freude über seine große, heilige Liebe; das war das Weinen des Schmerzes und beinahe der Verzweiflung über eine unverdiente Beleidigung, die einen für immer vernichtet und nicht wieder zurückgenommen werden kann. — Aber sie wußte nicht, warum sie weinte ...

Ferdinand war zusammengezuckt und lächelte dann vor sich hin, wie ein Mensch, dem soeben ein großer innerer Glücksfall widerfahren ist. Er sah mit einem unbeschreiblich rührenden, milden Blick auf die niedergebeugte feine Gestalt, die da draußen im strahlenden Morgensonnenschein saß und die in diesem Augenblick sicherlich mit einem Kapitel ihres Lebens abschloß. Sein Gesicht hatte gar nichts Dämonisches mehr in dieser Stimmung; vielmehr hatte der Kontrast zwischen der gewaltigen Form des Kopfes, den schwarzen Haaren, der bleichen Hautfarbe und der wunderbaren Ruhe und Weltentrücktheit, die jetzt aus seinen Augen sprach, beinahe eine Wirkung des Erhabenen, Heiligen. — Ob er das Weinen seiner Seelengefährtin zu deuten wußte, daß er so lächelte? Ob er empfand, welcher Art dieser Abschluß war, den sie durchmachte? — ob freudig oder traurig? ...

Er ging ihr ganz langsam nach und stellte sich neben sie und strich mit seiner Hand über ihre vollen, weichen, schwarzen Haare und sagte ganz leise und mit träumerischem Klang: „Meine liebe, liebe kleine Paula ...“ und ließ seine Hand auf ihrer Schulter ruhen und stand ganz still und unbeweglich, bis sie sich aufrichtete und unter Thränen lächelte und sagte:

„O, ich bin recht kindisch, nicht wahr? — Aber ich habe dich ja so lieb — und ich war mit einem Male so traurig — und ich weiß gar nicht warum —“

Ferdinand schaute auf den Wasserfall, der sich wie ein silberner Streifen den steilen Berg hinabschlängelte im hellen Sonnenschein, und sagte, ohne sie anzusehen:

„Aber du bist glücklich?“

Paula betrachtete ihn beinahe erschrocken und antwortete nach einer zögernden Pause halblaut und ängstlich:

„Ja; hast du mich lieb? So recht lieb ... wie sich nur zwei Menschen lieben können?“

„So rein, so heilig, so groß, wie ich es für unmöglich hielt zu lieben —“ noch immer blickte er in die Ferne.

Paula stand auf und stellte sich neben ihn, ganz, ganz dicht, und sah ihm von unten in die Augen, und die Augen sprachen von einer Sehnsucht nach Liebe und Berührung, und der süße Körper bebte in der Erwartung von irgend etwas Unbestimmtem, das jetzt erfolgen mußte. So stand sie ganz dicht bei ihm, und ihre Schulter war ihm etwas zugedreht, wie sehnsüchtig nach seiner Umarmung, und ihre Arme hingen schlaff herab, als könnten sie gar niemand Widerstand leisten, und ihre Haut war sanft gerötet und fiebrig, wie vor Scham, die

darauf wartet, berechtigt zu werden. Und ihre Augen glänzten feucht vor Erwartung und Freude.

Und so standen beide. Und er schaute noch immer hinaus in die sonnenstrahlende Welt, unbeweglich und in fernes Glück versunken; und er wußte nicht, daß er neben sich eine Seele und einen Körper verdorren ließ, und flüsterte zitternd und träumerisch:

„Wir werden sie doch noch erreichen, unsre Vision ..."

(Schluß folgt.)

Kranke Dichter und Krankendichtung.

Von

Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien.

Zu den gangbarsten, gläubigst nachgesprochenen Schlagworten, gehört die zunehmende „Entartung" unsers Jahrhunderts, sowie die „Zeithysterie", die ganze Völker befallen soll. Versuchen wir es, diesen Lieblingsworten moderner Kritiker ein wenig an den Leib zu rücken. Was heißt das zunächst: Zeithysterie? Es sollen alle oder doch zumindest die große Mehrheit sämtlicher Leute, die zu einer gewissen Zeit, sagen wir: fin de siècle, leben, von Hysterie ergriffen sein. Ist dies nun richtig, ja auch nur im entferntesten nachgewiesen? Man darf mit ruhigem Gewissen antworten: Nein! Wäre ja ein solcher Nachweis schon technisch undurchführbar! Einem jeden Fachmann ist es wohlbekannt, wie mühsam bei nicht markanten Fällen eine sichere Diagnose der Hysterie oft aufzubauen ist, und nun denke man sich diese Arbeit bei den Tausenden und Millionen eines Volkes wiederholt, und man wird begreifen, daß eine solche Leistung kaum durchzuführen ist. Sie ist auch meines Wissens niemals versucht, die Richtigkeit jenes Schlagwortes niemals nachgeprüft worden. Man hat sich dieser Arbeit in durchaus unwissenschaftlicher Weise dadurch entschlagen, daß man die Hysterie zusammenwarf mit einer Reihe andrer Begriffe, zumal der „Neurasthenie", der „Nervosität", der „Belastung" und „Entartung", ja vielfach sogar mit solchen Dingen, die von Krankheit überhaupt nichts mehr an sich haben, sondern Charakteranlage, Erziehungsmängel oder gar nur platte Nachahmung darstellen. Und was die zunehmende „Entartung" des Jahrhunderts betrifft, so ist dieselbe ebensowenig zu begründen wie das obige Schlagwort von der „Zeithysterie". Vorerst, was ist denn eigentlich „Entartung", wie grenzt sich dieselbe von andern ähnlichen Zuständen ab, was sind ihre kennzeichnenden, pathognostischen Symptome?

Seitdem Morel 1857 zum ersten Male eine Reihe von Erscheinungen unter dem Namen der dégénérescence zusammenfaßte, haben sich, außer einer erklecklichen Anzahl kleinerer, vornehmlich Magnan, Lombroso und Maudsley mit deren Bilde näher beschäftigt. Aber merkwürdigerweise hat nicht bloß jeder der Genannten andre Namen und Bezeichnungen gewählt — das wäre ja aus menschlichem Originalitätsbedürfnis leicht erklärbar —, sondern die Morelsche Entartung auch anders beschrieben. Es scheint also, daß jeder Autor anders gesehen und zur Degeneration bald diesen, bald jenen Symptomenkomplex zu rechnen sich bemüßigt glaubte. Beweist schon diese Erscheinung, wie fließend und unsicher der Begriff der Entartung selbst heutzutage ist, so wird diese Unsicherheit noch wesentlich dadurch verstärkt, daß eine Reihe von Symptomen, die der genaueste Beschreiber Valentin Magnan als bezeichnend angegeben, heute bereits mit aller Sicherheit ausgeschaltet werden müssen. So wissen wir zum Beispiel von allen Phobien und Manien, daß sie auch bei sonst Normalen vorkommen können, selbst aber bei Nervösen, nur wenn die spezifischen Ursachen vorhanden sind. Entartung ist da also niemals die Wurzel, sondern im günstigsten Falle Hilfsursache. Des weiteren erscheint mir eine große Anzahl körperlicher „Entartungszeichen" sehr problematisch und ihre Bedeutung gewaltig übertrieben. Ich fand zum Beispiel Plattfüße, große Mäler, vorzeitige Runzeln und dergleichen „Degenerationssymptome" mehr durchaus nicht selten bei völlig Gesunden und gesund Gebliebenen. Und endlich, wo ist die Grenze zwischen „Entartung" und „Belastung"? Was ist ein „héréditaire", ein „héréditaire dégénéré" und was ein „dégénéré" schlechtweg? Ein jeder Autor denkt sich da ein andres, und gar nicht selten werden all diese Begriffe in einen einzigen Topf zusammengeworfen. Das alles sind Thatsachen, die nach Klärung und Scheidung förmlich schreien, vor allem aber uns kritisch machen müßten im Gebrauch solch halbverstandener Begriffe.

Doch sehen wir von der mangelnden Begriffsbegrenzung ab, und denken wir uns als Kern der Degeneration nur jenen Komplex von Phänomenen, die von den meisten Autoren eingeräumt werden. Haben wir auch selbst in dieser engen Begrenzung ein Recht, von einer zunehmenden Entartung zu sprechen? Ich halte mich auf Grund meiner eignen Forschungen für berechtigt, diese Frage mit einem runden Nein! zu beantworten. Vermag ich doch selbst die Zunahme der „Nervosität" nur unter der Bedingung einzuräumen, daß man diesen Begriff auf das allerengste faßt und von der Nervosität im speziellen die Neurasthenie und Hysterie sorgfältig abtrennt. Es ist, von meinen ärztlichen Erfahrungen abgesehen, vornehmlich die Beschäftigung mit Dichtern gewesen, die mir den Glauben an das Ueberhandnehmen der Entartung gründlich genommen hat. Um es rundheraus zu sagen: Die wirklich kranken Dichter sind in unsern Tagen relativ gewiß nicht häufiger gesät, als dies in früheren Jahrhunderten der Fall war. Und selbst absolut genommen, wäre die Zahl derselben schwerlich größer, so man jetzo den Poetentitel nicht gar so liberal an Hinz und Kunz vergeben möchte. Freilich, wenn ein jeder, der im Kürschner steht, sich darum schon einen Schriftsteller heißt und heimlich wohl gar einen Dichter träumt, dann fehlt es uns

nicht an kranken Poeten. Von wirklich namhafteren Dichtern hingegen sind in Deutschland nur wenige krank, nur wenige belastet. So giebt es zum Beispiel seit einem Vierteljahrhundert keinen einzigen unter ihnen, der an krankhafter Veranlagung einem Kleist oder Grillparzer auch nur annähernd die Stange hielte. Nicht viel anders liegen die Verhältnisse in den übrigen Ländern. Ist es da nicht auffallend, daß gerade so ungewöhnlich pathologische Naturen wie Rousseau und Lord Byron just zu einer solchen Zeit lebten und blühten, da die moderne Entartung gar nicht oder doch nur in geringstem Maße bestanden haben — soll? Ja, wer ein Freund von Paradoxen ist, der könnte mit einem Schein von Recht behaupten, die steigende Erkenntnis der Degeneration habe verhängnisvoll gewirkt auf das Vorhandensein ihrer schwersten Formen. Trotz dieser unleugbaren Thatsachen erhält sich die Mähr von der zunehmenden Entartung nicht bloß in Kreisen berufsmäßiger Kritiker, sondern selbst in der Masse des Publikums, das in seinem Unterbewußtsein oft weitaus richtiger empfindet als all seine zünftigen Leithammel und Führer. Eine solche Erscheinung verdient Beachtung und muß in ihren psychologischen Wurzeln geklärt werden, um nicht zu falschen Schlüssen zu verleiten.

Als der Darwinismus zu Anfang der sechziger Jahre seinen Siegeslauf begann, da waren es zu Beginn nur die engsten naturwissenschaftlichen Kreise, die pro und contra sich eifrig erhitzten. Höchstens, daß der Klerikalismus die Abstammung des Menschen vom Affen zum hochwillkommenen Schlagworte nahm. Bald aber wurden die genialen Thesen des britischen Naturforschers befruchtend und betauend für zahllose Lebens- und Wissenszweige, ja selbst für die scheinbar fremdesten Disciplinen. Auch die Dichtung hatte, so paradox dies im ersten Augenblicke klingt, ein gut Teil neuer Ideen abbekommen. Wenn die Autoren beispielsweise mit besonderem Interesse das Milieu zu studieren, Charaktere und krankhafte Erscheinungen auf Entwicklung und Prämissen zu prüfen begannen, so erkennt jeder Fachmann in diesen Bestrebungen Darwins Prinzipien der Vererbung und Anpassung. Dieser naturwissenschaftliche Einfluß ist heute nicht nur nicht schwächer geworden, sondern beherrscht sogar schon die Kritik und Dichtungsgeschichte. Und meines Bedünkens besitzen wir heute zweifellos das Recht, von einem „Darwinismus in der Litteratur" zu sprechen. Man muß bekennen, die Dichtkunst hat sich dankbar erwiesen, das Pfund, das sie empfing, mit Wucherzinsen zurückgegeben. Denn erst durch sie ward der Darwinismus, oder besser gesagt, der Kern seiner Lehren den großen Massen wirklich geläufig, und was früher die sogenannten Gebildeten entzückte, war bald im Munde aller. Ich stehe nicht an, es rundweg zu erklären, daß beispielsweise Ibsens „Gespenster" die Vererbungsthese populärer gemacht haben als sämtliche Bücher und Schriften des Darwinismus. Denn ein Buch lehrt einzelne, der lebendige Vortrag im besten Falle ein paar hundert. Aber jeder einzelne Theaterabend sprach zu Tausenden und Abertausenden, sprach nicht zu ihren Ohren und Augen allein, auch zu Herz und Verstand, zum Fühlen wie zum Denken, er nahm ihren ganzen Organismus gefangen. Der biedere Philister, den nie im Leben ein

höheres Buch zum Lesen gereizt hat, erfuhr nun in packendster, eindringlichster Darstellung, daß das biblische Wort von den Sünden der Väter auch eine wissenschaftliche Basis besitze. Wie hochwillkommen aber mußte die Gelegenheit zu solchen Stoffen erst den Dichtern kommen und ihrem leichtbegreiflichen Wunsche, ein Neues, noch nicht Erschöpftes zu schaffen! Wir sind hier unversehens bei einem entscheidenden Punkte angekommen. Die Darstellung von Kranken, die Zeichnung pathologischer Zustände war etwas Neues. Für das nun massenweise Auftreten litterarischer Krankengeschichten war also nicht die Entartung der Autoren bestimmend und maßgebend, sondern aufgesaugte Vererbungslehren und physiologisches Originalitätsbedürfnis!

Und thatsächlich war vor noch nicht gar zu langer Zeit dieses Wühlen im Kranken etwas durchaus Neues. Und nun manifestierte sich ein merkwürdiger Gegensatz. Von den deutschen Dichtern des Jahrhunderts von 17 bis 1870 wissen wir und können es biographisch beweisen, daß ein bedeutender Prozentsatz just der besten und größten schwer „belastet", also von Haus aus krank gewesen ist. Aber in ihren Dichtungen ist herzlich wenig davon zu spüren. Selbst von den beiden stärkst Belasteten, Kleist und Grillparzer, wüßte ich keine andern Krankenproben anzuführen als den schwachsinnigen „Armen Spielmann", den Sonderling Ferdinand im „Bruderzwist" und die Nachtwandlerstudie im „Prinzen von Homburg". Nicht selten war damals also der Dichter krank, aber selbst die Kranken zeichneten nur Gesunde. Die Modernen hingegen sind meist Gesunde oder doch zumindest Unbelastete, aber was sie schildern, sind fast nur Kranke. Moritz Gottlieb Saphir hat von den Poetlein seiner Tage witzig gespöttelt, sie glaubten, unglücklich lieben zu müssen, um glücklich zu dichten, derweilen aber liebten sie glücklich und dichteten unglücklich. Die modernen Poeten wähnen krank zu sein und gesund zu dichten; in der Regel aber sind sie gesund und dichten nur von Kranken. Schon daraus also ersehen wir, wie falsch es ist, von pathologischen Erzeugnissen Rückschlüsse zu machen auf die Natur der Autoren.

Und um so verkehrter dünkt mich ein solches, da bezeichnenderweise nur die wenigsten unter ihnen Krankhaftes richtig zu zeichnen wußten. Selbst ein so mächtiges Genie wie Henrik Ibsen hat, wie ich vor Jahr und Tag es andern Ortes ausgeführt habe, weit mehr pathologisch phantasiert und Symptome erdichtet, als thatsächliche Aeußerungen wahrhaft beschrieben. Und was soll man erst von den Halb- und Viertelgöttern des Naturalismus sagen? Beschränken wir uns da zunächst auf die deutschen Dichter, so hat überhaupt nur „das Genie" unter ihnen, Gerhart Hauptmann, sich an größere Aufgaben und Themen herangewagt. Die andern hingegen begnügten sich sämtlich, den Alkoholismus und die Paralyse litterarisch auszuschroten, also jene beiden Psychosen, die als die verbreitetsten gewissermaßen in allen Straßen zu studieren sind. Zumal der erstere ward von den Naturalisten gar bald zum Hätschelkinde aufgepäppelt. So unbedeutend konnte gar kein Dichterling sein, daß er nicht ein oder den andern Säufer liebevoll behandelte. Die Dramen jener halbvergangenen Zeit, die trugen nicht selten den

Stempel der Mode prangend an der Stirne. „Im Suff", der bezeichnende Titel eines derselben, wäre als Gattungsname wohl zu gebrauchen. Ach ja, es war eine goldene Zeit für alle Besoffenen, ein Aufblühen alkoholistischer Romantik, das schwerlich jemals so herrlich wiederkommt. Wenn man ehedem die Trunkenbolde zur Ausnüchterung in den Polizeiarrest oder bei aggressivem Verhalten ins Narrenhaus sperrte, jetzt bedichtete man sie bloß und brachte sie begeistert auf die — „Freie Bühne". Wollte nun jemand aus solchen Produkten etwa schließen, daß all ihre Schöpfer auch fleißig gesoffen, so würde er in dieser Allgemeinheit sicherlich irren. Auch hier belehrt uns ein Beispiel der Vergangenheit, daß Grabbe, der belastete Alkoholist, der dem Schnapsteufel sein Genie geopfert, doch keineswegs ein Dichter der Trunksucht war. Noch schärfer tritt dieser Gegensatz zwischen Autor und Werk in einem zweiten Punkte hervor. Ich habe oben bereits angedeutet, daß zwar die Neurasthenie und Hysterie in unsern Tagen nicht häufiger geworden, wohl aber infolge mannigfacher Schädlichkeiten, zumal in der Großstadt, die einfache Nervosität, le névrosisme. Und wenn der Mensch schon gar nichts andres als ein „Zeitgenosse", dann war er mindestens auch noch „nervös". Es war rein zum Verzweifeln, der simpelste Hausknecht wollte schon nervös sein! Das erforderte dringend und gebieterisch Abhilfe. Und da es doch nicht anging, den überbegabten Edelneurastheniker zusammenzuwerfen mit der ganzen übrigen misera plebs nervosa contribuens, so schuf man sich eine neue Bezeichnung und nannte sich fortab „fein" nervös. Ich glaube zwar, die Naturalisten, die mit diesem Wörtchen in ihren Dramen so eifrig flunkerten, sie wären in bitterste Verlegenheit gekommen, so einer sie um genaue Definition gebeten hätte, da es ja bekanntlich eine „ordinäre" Nervosität zum Unterschied von der „feinen" durchaus nicht giebt. Aber das Signum der geistigen Vornehmheit war mit diesem Schlagwort endlich gefunden. Vor allem galt es nun, „Nerven" zu besitzen, Nerven wie ein hysterisches Frauenzimmer, Nerven, die bei den leisesten Aetherwellen wonneschauernd zu vibrieren begannen. Nur beileibe nicht gesund sein und von roten Wangen! Was würde mancher „Moderne" nicht darum geben, wenn er gleich Grillparzer eine wahnsinnige Mutter hätte oder verrückte Brüder oder mindestens doch einen Sonderling zum Vater! Es gab und giebt zur Stunde noch „Dichter", die ihren Eltern niemals verzeihen können, daß sie so heillos gesund geboren. Dünkt ihnen Gesundheit doch ein Zeichen von Plebejertum, um nicht zu sagen, von böser — Entartung! Die Unglücklichen aber, die gleichwohl keinerlei „Nerven" besaßen, die waren nicht faul und — erfanden sich welche. Was that man nicht alles, um Nerven zu „markieren"! Man schrieb „nervöse" Novellen und Ich-Romane, lebte nur mehr von „Sensationen" und unterhielt das Publikum von Perversitäten. Wir stehen hier den Wurzeln einer bösen Erscheinung gegenüber, die freilich immer bestand und immer bestehen wird, aber gerade zu jener Zeit einen ungeheuern Aufschwung nahm und leider auch heute noch in mächtiger Blüte steht. Ich meine das Posieren und Heucheln von Dingen, die man nicht ist, nicht thut und nicht empfindet. Haben wir doch sogar schon erlebt, daß man in Schwachsinn und Schweinereien posierte.

Nomina sunt odiosa. Es dünkt mich nicht recht, noch lebende — Schriftsteller an den Pranger zu schmieden. Aber jeder Kenner unsrer modernsten Dichtung kann zahlreiche Poseure mit Fingern weisen. Fast durchweg sind es gesunde Menschen, die sich mit angeschminkten Perversitäten drapieren. Das unerfahrene Publikum freilich wird durch solche Leute und Dichtungsprodukte nur allzuleicht dem Wahnglauben zugeführt, es müsse nur so wimmeln von Entarteten und Schwachsinnigen. Doch ist das liebe Publikum da den Nervengigerln einfach aufgesessen. Es hat die Pose für Wahrheit genommen und, was eine sorgfältig ausgeklügelte Manier war, für den unverfälschten Ausdruck eines kranken Geistes.

Ich hoffe, gezeigt zu haben, wieso die großen Massen an die „zunehmende Entartung" zu glauben sich bemüßigt fanden. Und ich hoffe weiter, den Beweis erbracht zu haben — und darauf kam es mir ja hauptsächlich an — daß wir mit nichten ein Recht besitzen, von Dichtungen leichthin auf Dichter zu schließen. Denn kranke Poeten schufen Gesundes und durchaus Gesunde krankhaft Entartetes. Niemals also ist es erlaubt, einen Dichter einzig nach seinen Schöpfungen „entartet", also schwachsinnig zu heißen. Denn über Gesund- oder Kranksein der Autoren entscheidet ausschließlich ein einziger Maßstab: die Gesamtheit all ihrer Lebensäußerungen. Von höchstem Wert ist bei noch lebenden eine exakt vollzogene ärztliche Untersuchung, die freilich, um wahrhaft lichtbringend zu sein, auch das kleinste Detail nicht übersehen darf. Und doch ist auch da schon ein Zusammentragen jedweden biographischen Materials fast ebenso wichtig als jene Untersuchung. Nur so ist nämlich Einseitigkeit auszuschalten, von der ständigen Erfahrung ganz abgesehen, daß eine Reihe wichtigster Einzelheiten dem Prüfling entfallen oder gänzlich unbekannt sind. Soweit nach eignen Studien zu urteilen ist, kann ich nur sagen, daß mir die Krankheitsbilder von toten Dichtern weit klarer und vollständiger vor der Seele stehen als solche von lebenden. Um so viel reicher ist das Lebensdetail, das lange nach dem Tod erst ruchbar zu werden pflegt. Freilich besitzen wir eine erschöpfende ärztliche Untersuchung eigentlich nur über einen Lebenden. Ich meine das umfangreiche Buch, das Eduard Toulouse im vorigen Jahr über Zola publizierte. Was da an reichen Daten aufgespeichert ist, das konnte mir nur die Ueberzeugung festigen, die „Entartung" der „Modernen" sei blaues Geflunker. Man darf es dreist und ruhig behaupten, so gründlich, so umfassend, so beutehungrig ist nie ein Genie noch ausgeforscht worden wie Emile Zola von jenem Arzte! Was aber ward nach unsäglicher Mühe zu Tage gefördert, nachdem man Herz und Nieren geprüft — diese Wendung läßt sich auch buchstäblich nehmen — nachdem man erforscht hatte, was nur irgend erforschbar war? Die Antwort lautet: Nicht viel mehr als nichts, als die meisten Gesunden auch wohl geboten, sofern man sie ähnlich geplagt und fürchterlich gemustert hätte. Oder soll man wirklich mit Cesare Lombroso, dem Kritiker des französischen Arztes, die breiten Backenknochen des Dichters, seine vorzeitigen Runzeln, sein nächtliches Aufschrecken als Symptome der „Fallsucht" und „Entartung" nehmen? Es ist wahrhaft zum Lachen, was heute schon kühnlich als „Entartung" bezeichnet wird. Wenn die Spannweite von Zolas Armen

1,77 Meter beträgt, seine Höhe aber um 6½ Centimeter weniger — man denke nur, wie schrecklich dieser Unterschied! — flugs ist er für Lombroso ein Epileptiker, flugs ein Entarteter. Aber Zola ist auch sonst noch ein arger Sünder. So empfindet er zum Beispiel die Spitzen des Tasterzirkels links schon beim Abstand von 1 Millimeter, rechts aber, so unglaublich dies manchen wohl klingt, erst in der Entfernung von 2 (!) Millimetern. Kein Zweifel, dies deutet auf geistige Störung! Wenn unser Dichter in den Sumpf der Entartung hinuntergestoßen wird, so ist dies wahrhaftig noch gelinde Strafe.[1]) Doch scheint eine Ahnung selbst Lombroso aufgedämmert zu sein, daß all jene Dinge am Ende nicht genügen könnten, um Zolas „Entartung" sicher zu stellen. Drum nimmt er zum Schlusse noch Zuflucht zu Max Nordau, der aus der Analyse der einzelnen Romane des Autors Schwachsinn zu erweisen trachtet. Wie hinfällig solche Schlüsse sind, habe ich oben bereits ausführlich dargelegt.

Mit Ausnahme des einen Zola jedoch ist noch kein lebender Poet umfassend geprüft worden. Wir sind also hier auf Biographisches angewiesen, eine Quelle freilich, die bei noch Lebenden teils gar nicht springt, teils nur sehr dürftig. So kenne ich, um selbst nur bei den Größten zu bleiben, über Ibsen nur zwei, über Tolstoj gar nur einen Biographen.[2]) Von den meisten aber ist gar nichts vermeldet, bis auf karge, vielfach verstreute Notizen, die niemand gesammelt und brauchfertig hergerichtet hat. Daß aus solchem Ueberfluß an Mangel keine wissenschaftlichen Theorien abzuleiten sind, erhellt ohne weiteres. Man sieht also, wie

---

[1]) Zur besseren Illustration sei hier die ganze köstliche Stelle beigesetzt. (C. Lombroso: Emile Zola d'après l'étude du docteur Toulouse et les nouvelles théories sur le génie, La semaine medicale, 6 janvier 1897): „Eurygnathisme (die breiten Backenknochen), grande envergure, pried préhensile, rides précoces, mancinisme sensoriel (die verschiedene Tastempfindlichkeit an beiden Händen), claustrophobie, peurs nocturnes sont des caractères fréquents chez les épileptiques." Für kein einziges all der genannten Symptome ist, wie ich ausdrücklich beisetzen will, die Zugehörigkeit zur Epilepsie auch nur irgend bewiesen. Mehrere wie der Eurygnathismus, die große Spannweite, der geringe Mancinismus und die vorzeitigen Runzeln sind meines Erachtens gar nicht pathologisch. Frühzeitige bleibende Runzeln finden sich zum Beispiel bei durchaus gesunden Kindern dann nicht selten, wenn sie der übeln Gewohnheit frönen, die Stirne häufig kraus zu ziehen. Was endlich die Furcht vor geschlossenen Räumen sowie das nächtliche Aufschrecken betrifft, so gehören beide Symptome zum Bilde der Angstneurose (Freud), und es mangelt auch keineswegs an der typischen Aetiologie, der sexuellen Abstinenz (quant à l'appétit sexuel, il eut cependant une grande influence sur la vie psychique). Auch die übrigen Phobien, die Toulouse und Lombroso nennen, gehen auf die gleiche Wurzel zurück, haben also mit Entartung gar nichts zu schaffen. Dasselbe gilt auch für Zolas Zwangsideen, die ja, wie Siegmund Freud für alle diese Vorstellungen überzeugend dargethan, auf sehr frühen sexuellen Erlebnissen fußen.

[2]) Und selbst von diesen wenigen giebt eigentlich nur Henrik Jäger brauchbare, wenn auch spärliche Daten. Passarge und noch weit mehr die übrigen Ibsenforscher, wie Reich und Hanstein, sind fast nur Aesthetiker und keine Biographen. Ein Gleiches gilt auch für Raphael Löwenfeld, der vor noch gar nicht langer Zeit die erste und einzige Tolstojmonographie geschrieben. Vielleicht erst in 30 bis 50 Jahren werden auch diese Dichter biographisch so beleuchtet sein wie heute etwa Heinrich v. Kleist und Nikolaus Lenau.

verwegen es ist, bei den Größten unsrer Zeit „Entartung" zu supponieren. Und um so verwegener dünkt mich dies Beginnen, als das, was ich bei Ibsen- und Tolstojforschern fand, mir auch nicht den Schatten von „Degeneration" bewiesen hat. Auch im persönlichen Verkehre erscheinen die Genannten, erscheinen Zola und andre „Entartete" als durchaus normal, ja mitunter als Recken. Aber selbst wenn dies alles nicht dagegen spräche, so hätten wir noch immer kein Recht, die obige ominöse Diagnose zu stellen. So wenig man befugt ist, in jedem Unbekannten von vornherein einen Verbrecher zu sehen, so wenig auch sicherlich den „Entarteten" und Schwachsinnigen. Hiezu bedarf es triftigerer Gründe als etwa bloß des Mancinismus und ähnlicher abgeschmackten Nichtigkeiten. Dem Laien freilich ist die gewohnheitsmäßige Zeichnung von Kranken gemeinhin gleichbedeutend mit Krankheit des Autors. Und doch existiert bloß ein einziger Fall, wo ein solcher Rückschluß erlaubt und verstattet, der Fall nämlich, wo Leben und Dichterschaffen in eins zusammenfließen. Ich meine die autobiographischen Schilderungen, die einzelne Dichter uns hinterließen. Aber freilich kenne ich deren bloß zwei, die in dieser Richtung verwertbar wären, bloß zwei in der gesamten Weltlitteratur, die „Confessions" und „Dialogues" von Jean Jacques Rousseau und August Strindbergs „Beichte eines Thoren".[1]) Höchstens, daß noch in Grillparzers Selbstbiographie ein paar Episoden aufzuspüren, die für des Autors Belastung erweisend und bezeichnend sind. Es dünkt mich durchaus kein bloßer Zufall, daß die beiden andern genannten Poeten just der Geisteskrankheit der Paranoia verfielen, das heißt an Verfolgungs- und Größenwahn litten. Denn nur der intensivste Drang, einmal die eigne Unschuld zu beweisen, dann aber auch die Schwärze der vermeintlichen Verfolgung und ihren Ungrund darzuthun, kann solchen Schöpfungen Pate stehen. Dieser Drang erst läßt sie auch so ausführlich reden, daß unsre Diagnose mit Sicherheit zu stellen ist. Es ist noch besonders hervorzuheben, daß beide Autoren mit deutlich ausgesprochenen Worten, ja mit Nennung ihres Namens von sich selber erzählen. Denn nur in diesem einen Falle, daß der Dichter ganz ausdrücklich von sich selber

[1]) Ueber Rousseau hat P. J. Möbius eine recht eingehende Monographie geleistet (Möbius, Die Krankheitsgeschichte Rousseaus), in welcher die pathologischen Züge sämtlich nachzulesen sind. „Die Beichte eines Thoren" aber ward von William Hirsch („Genie und Entartung", Seite 236 bis 241) psychiatrisch bereits so erschöpfend zerfasert, daß mir hinzuzufügen nichts mehr übrig bleibt. Die so gewonnene Diagnose aber giebt uns einen neuen, den einzig sicheren Maßstab ab für die ganze litterarische Thätigkeit Strindbergs. Wie männiglich bekannt, gehört der letztere zu den ärgsten Frauenhassern. Fast in sämtlichen Werken zeichnet er nur die Weibhyäne, die den Mann als Gattin, Tochter, ja selbst als Mutter in Wahnsinn, Tod und Verderben jagt. Es ist sein einziges, unablässig variiertes Thema, der Untergang des Mannes durch des Weibes Bosheit. Mich dünkt es höchst wahrscheinlich und plausibel, daß dieser unstillbare Haß seinen Quell in Strindbergs Verfolgungswahn hat. Wer sich selber ständig verfolgt und gehetzt glaubt, wird dies subjektive Empfinden nur allzugerne verallgemeinern. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich zu meinen Schlußfolgerungen mich einzig nur darum berechtigt halte, weil die Geistesstörung durch jenes autobiographische Selbstbekenntnis sichergestellt ist. Ich schließe also nicht aus den Werken auf die Diagnose, sondern von der Diagnose retrospektiv auf die Gründe des Schaffens.

spricht, sich selber redend und handelnd einführt, ist ein Werk für die Psychose seines Schöpfers schlankweg beweiskräftig. Sonst läßt sich Krankheit wohl vermuten, aber niemals aus Schöpfungen strikte erweisen.

Ich fasse das bisher Gesagte in folgendem Glaubensbekenntnis zusammen:

Ich glaube weder an die Zeithysterie, noch an die zunehmende Entartung.

Ich stütze diese Meinung auf das Fehlen fachmännischer Beweise, auf meine eignen Erfahrungen, sowie endlich auf das seltene Vorkommen schwerer „Belastung" unter modernen Dichtern.

Der Glaube des Publikums an jene Schlagworte hat seine Wurzel in zwei Erscheinungen: der massenweisen Produktion von litterarischen Krankengeschichten und dem Posieren der Autoren.

Pathognostisch aber sind nicht die Werke, sondern einzig und allein die Lebensgeschichten.

Die letzteren aber sprechen ganz auffällig gegen die zunehmende Entartung unsers Jahrhunderts.

Der Einfluß der Luftverdünnung bei Hochfahrten mit Hilfe des Luftballons und dessen Benutzung als Expeditionsmittel.

Von

Groß,

Hauptmann der Luftschifferabteilung.

Wer jemals einen Einblick in die Geheimnisse, Schönheiten und Schrecknisse einer großartigen Gletscherwelt gethan hat, wo die Sonne vergeblich versucht, die Schnee- und Eisrinde von den zerklüfteten Felszacken zu schmelzen, oder die hoch über den blauenden Thälern heranziehenden Wolken mit einem Schlage über jene Eisriesen herfallen, und der Schneesturm dann dort oben tobt, während die Almen grünen und blühen, den durchzieht wohl eine Ahnung von der Gewalt und der Großartigkeit der hohen Luftregionen, in denen Blitz und Donner regieren und die alles belebende Wärme der Mutter Erde in der ewig sich gleichbleibenden eisigen Temperatur des Weltalls sich auflöst und erstirbt.

Wie den Polarfahrer ein unwiderstehlicher Trieb nach dem eisigen Norden magnetisch zum Pole zieht, so lockt den Luftschiffer der tiefblaue Aether in seine Unermeßlichkeit und in die flimmernden Eiswolken zu sich empor, obwohl er weiß, daß dort oben das Reich des Todes herrscht.

Und doch jagen beide einem Phantome nach, durch dessen Ergründung der Menschheit kein greifbarer Nutzen oder Gewinn gebracht werden kann. Nur der nicht rastende Wissensdrang des Menschen erreicht hierdurch seine Befriedigung; die Männer der Wissenschaft lernen neue Faktoren kennen, mit denen rechnend sie neue Gesetze und Formeln ergrübeln können; das Reich des Verstandes dringt einen mühseligen Schritt weiter vor.

Zwei Wege stehen dem Menschen offen in die höheren Luftschichten der Atmosphäre vorzudringen. Er kann entweder mit unsäglicher Mühe und Anstrengung jene Bergriesen erklettern, deren beeiste Häupter mehr als 8000 Meter über den Meeresspiegel emporragen, oder er vertraut sein Leben einem Luftballon an, der ihn weit bequemer und schneller bis in Höhen hinaufbringt, die noch keines Menschen Fuß kletternd erreichen konnte.

Es ist auffallend, daß uns aus dem Altertume keine Berichte über Ersteigungen hoher Berge überkommen sind, die doch in der Geschichte der historischen Völker auch schon eine wichtige Rolle gespielt haben. Humboldt, unser berühmtester und erster Forscher auf diesem Gebiete, erklärt dieses Faktum sehr treffend, indem er sagt, daß die Alten mehr Scheu und Schrecken als Bewunderung für die Großartigkeit dieser Berge gehabt hätten, auf deren wolkenumhüllten Gipfeln sie ihre Götter thronend glaubten.

Der Hang zum Pittoresken der Natur ist eine moderne Empfindung. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt die Alpenwelt ihren Reiz auf den Menschen auszuüben und kühne Männer zur Ersteigung ihrer höchsten Gipfel zu verleiten, um den Einfluß des verminderten Luftdruckes auf den menschlichen und tierischen Organismus zu studieren.

Bekannt ist die erste Ersteigung des Montblanc durch den Genfer Physiker Saussure im Jahre 1787, bei der er schließlich vor Ermattung, Atemnot und Herzklopfen bis aufs äußerste erschöpft schrittweise den Gipfel erreichte und hier bei jeder geringsten Arbeit den Atem verlor. Das Beispiel Saussures fand bald Nachahmer, so daß heutzutage eine Ersteigung des Montblanc und der übrigen Eisriesen eine Art Sport geworden ist. Von fundamentaler Wichtigkeit für die Erkenntnis des Einflusses der Luftverdünnung sind die Bergbesteigungen A. v. Humboldts in Südamerika, bei welchen derselbe die Höhe von 6000 Meter erreichte. Die größte Höhe, die je Menschen zu Fuß erklommen haben, beträgt 6882 Meter. Es waren dies die Gebrüder Schlagintweit, welche im Jahre 1855 im Himalajagebirge diese erstaunliche Höhe mit unendlicher Energie zu erreichen vermochten.

Wenn wir die Beobachtungen aller dieser Bergsteiger zusammenfassen, so stimmen alle darin überein, daß der Einfluß der Luftverdünnung in diesen großen Höhen sich in Kopfschmerzen, Druck auf die Ohren, Herzbeklemmung, Atemnot, beschleunigtem Puls, einer trägen Mattigkeit und Erlahmung der Energie geltend macht, und daß geringste Arbeit in diesen Höhen die Leiden stark vermehrt. Wir werden hierauf noch zurückkommen.

Die Erfindung des Luftballons brachte in die Erforschung der höheren

Atmosphäre neues Leben und neue Gesichtspunkte. Hier erhebt sich der Mensch ohne Mühe und körperliche Strapazen unmittelbar und in wenigen Stunden in eine Höhe, die er bisher nur unter den allergrößten Anstrengungen in mehreren Tagen nicht einmal zu erreichen vermochte. Der sehr schnelle Wechsel des Luftdruckes beim Auf- und Abstieg läßt die Einwirkung desselben auf den menschlichen Organismus natürlich viel klarer und präziser studieren und erkennen, als bei dem langsamen und durch häufige Rasten unterbrochenen Aufstieg zu Fuß. Es fallen ferner hier alle Einwirkungen von körperlichen Strapazen auf das Wohlbefinden des Menschen fort, der im Korbe des Ballons sitzend sich emporheben läßt, während bei einer Bergbesteigung schwer zu unterscheiden sein dürfte, wie viel der krankhaften Erscheinungen nur auf Rechnung der körperlichen Strapazen zu setzen sind. Ein Vergleich beider Arten des Vordringens in die höheren Luftschichten war daher besonders lehrreich für die Erklärung der Erscheinungen, die man gegenwärtig mit dem Namen „Höhen- oder Bergkrankheit" bezeichnet. In allerneuester Zeit ist bei dem Projekte der Jungfraubahn dieser Krankheit von seiten medizinischer Autoritäten Aufmerksamkeit geschenkt worden, da sich aus Gesundheitsrücksichten Stimmen gegen die Ausführung einer solchen Bahn erhoben. Hierbei zeigte es sich, daß die Ansichten über diese Krankheit noch wenig geklärte sind, obwohl durch die Ballonhochfahrten und die Versuche Paul Berts sowohl der Grund der Krankheitserscheinung als auch deren Bekämpfung durchaus klargestellt sind.

Gehen wir nun auf einzelne Ballonhochfahrten ein, wobei wir nur solche, die Höhen von mehr als 7000 Meter erreicht haben, und deren Berichte als zuverlässig gelten können, behandeln wollen. Die erste, nur zur wissenschaftlichen Forschung unternommene und hierfür besonders ausgerüstete Ballonhochfahrt fällt in das Jahr 1803. Sie wurde von dem belgischen Physiker Robertson und dem Luftschiffer Lhoëst von Hamburg aus unternommen. Ueber die uns hier interessierenden Einflüsse der Luftverdünnung in einer Höhe von ca. 7000 Meter entnehmen wir dem Bericht Robertsons an die Société galvanique folgendes:

„Während der zahlreichen Experimente, die wir ausführten, befiel uns eine Art Angstgefühl und allgemeine Schwäche. Je mehr das Barometer sank, um so stärker wurde das Ohrensausen. Im Kopf fühlten wir einen ähnlichen Schmerz, als wenn man denselben lange Zeit unter Wasser hält. Unsre Brust schien gespannt und ohne Halt, mein Puls war sehr beschleunigt, der meines Begleiters weniger. Jener hatte, wie ich, geschwollene Lippen, blutunterlaufene Augen, alle Adern geschwollen aus der Haut hervorquellend. In der größten Höhe verfielen wir in physische und moralische Apathie; kaum konnten wir uns gegen den Schlaf wehren, den wir als den Vorboten des Todes fürchteten. Weder Speise noch Trank vermochten wir zu uns zu nehmen.

„Von zwei Tauben, die wir mitführten, war die eine tot, die andre schien betäubt. Als ich sie hinabwarf, da sie von selbst nicht abflog, fiel sie wie ein Stein in die gähnende Tiefe, sie vermochte nicht zu fliegen."

Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Fahrt fanden bei der Akademie der Wissenschaften in Paris Widerspruch. Dieselbe rüstete daher im Jahre 1804 eine Hochfahrt aus, welche der bekannte Physiker Gay-Lussac allein unternahm und hierbei gleichfalls die Höhe von 7000 Meter erreichte. Ueber die körperlichen Beschwerden giebt dieser Gelehrte folgendes an:

„In 7000 Meter angelangt, war meine Atmung sehr belästigt und schwierig, indessen war mein Befinden noch keineswegs beängstigend, so daß ich hätte an den Abstieg denken müssen. Puls und Atem waren sehr beschleunigt, so daß ich gewissermaßen nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trocknen schnappte, der Schlund war so trocken, daß ich nichts zu mir zu nehmen vermochte. Sonstige Beschwerden aber fühlte ich nicht."

Wir sehen hieraus, daß der Einfluß der Luftverdünnung nicht auf jeden Menschen gleich stark wirkt, sondern wohl sehr von der Konstitution des Individuums abhängt. So behaupten zum Beispiel auch Barral und Bixio, welche im Jahre 1850 eine Hochfahrt auf 7000 Meter Höhe ausführten, keinerlei körperliche Belästigungen verspürt zu haben.

Mit den Forschungsfahrten, welche in England in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts von dem Meteorologen James Glaisher ausgeführt wurden, beginnt eine neue bahnbrechende Periode auf dem Gebiete der Erforschung der höheren Atmosphäre, deren Ergebnisse die Grundlage für die Anschauung und Gesetze derselben bis in die neueste Zeit bildeten, wo nunmehr durch die deutschen Hochfahrten neue und sichere Aufklärung gebracht wurde.

Gleich bei seiner ersten Fahrt schlug Glaisher alle seine Vorgänger an Höhe, indem er am 30. Juni 1862 die Höhe von 8000 Meter erreichte. Am interessantesten ist seine dritte und gleichzeitig höchste Fahrt, bei welcher Glaisher und sein Ballonführer Coxwell in 8838 Meter[1]) Höhe das Bewußtsein verloren und wahrscheinlich noch bedeutend höher gestiegen sind. Der Bericht Glaishers über diese Fahrt lautet wie folgt:

„Am 5. September 1862 stiegen wir bei bewölktem Himmel und 15 Grad Wärme um 1 Uhr 13 Minuten nachmittags von Wolverhampton auf. Der Ballon trat bald in eine mächtige Wolke, die er 1 Uhr 17 Minuten durchflogen hatte. Kein Wölkchen trübte mehr den dunkelblauen Himmel über uns. 1 Uhr 21 Minuten 3218 Meter hoch, Temperatur 0 Grad, die Erde wird zeitweise durch Wolkenlücken sichtbar. Um 1 Uhr 34 Minuten überschritten wir die Höhe des Montblanc (5200 Meter), die Temperatur war auf — 9 Grad gesunken, es finden sich keine Spuren von Luftfeuchtigkeit mehr.

„Die ersten physiologischen Störungen beginnen sich fühlbar zu machen. Ich bemerke um 1 Uhr 34 Minuten, daß Coxwell außer Atem ist, was mich nicht wunder nimmt, da er andauernd bei der Führung des Ballons schwer gearbeitet

---

[1]) Wir werden noch sehen, daß diese Höhenangaben, sowie auch die aller seiner Vorgänger infolge mangelhafter Messung der Temperatur, welche bei der Reduktion der Höhe nach der Barometerablesung eine bedeutende Rolle spielt, viel zu hohe sind.

hatte. 1 Uhr 39 Minuten erreichten wir die Höhe des Chimborasso (6437 Meter), 10 Minuten später die des Dhawalagiri (8185 Meter). Die Temperatur ist auf — 18,9 Grad gesunken. Bis hierher hatte ich meine Beobachtungen ohne Schwierigkeiten ausführen können, während Coxwell, welcher dauernd zu arbeiten hatte, sehr ermattet schien. Um 1 Uhr 51 Minuten zeigte das Barometer 11,05 Zoll, bald darauf nur noch $9^3/_4$ Zoll, wir befanden uns also in einer Höhe von ca. 8800 Meter. Plötzlich kann ich nicht mehr die Gradeinteilung meiner Instrumente und die Zeiger der Uhr erkennen. Ich bitte Coxwell, mir hierbei behilflich zu sein, doch sehe ich, daß dieser in den Ring hinaufgestiegen ist, um die Ventilleine klar zu machen, die sich verwirrt hatte. Ich wende noch einmal meine ganze Energie auf, um die Instrumente abzulesen, indessen fühle ich, daß eine Ohnmacht mich befällt. Ich stütze mich auf den Instrumententisch, meine Arme, wie abgestorben, versagen mir ihren Dienst, mein Kopf sinkt auf die linke Schulter zurück. Ich versuche vergeblich mich aufzurichten, meine Glieder sind wie gelähmt. Ich sehe Coxwell noch im Ring sitzend, ich will ihn anreden, doch kann ich nicht mehr sprechen. Plötzlich wird es finster um mich, ich kann nicht mehr sehen, indessen habe ich noch volle Besinnung. Ich denke an den Tod, die Gedanken rasen durch mein Gehirn, dann verliere ich die Besinnung. Meine letzte Beobachtung hatte ich um 1 Uhr 54 Minuten aufgezeichnet, ich nehme an, daß ich um 1 Uhr 57 Minuten die Besinnung verlor. Plötzlich höre ich die Worte, ich kann nicht sagen wann, Temperatur, Beobachtung! Ich merke, daß Coxwell mit mir spricht und mich wecken will. Die Besinnung kehrt zurück, doch kann ich noch nicht sprechen. Plötzlich sehe ich wieder die Instrumente und meine Umgebung, ich richte mich auf und spreche mit Coxwell. Dieser erzählt mir, daß auch er den Gebrauch seiner Arme verloren habe, seine Hände wären ganz schwarz geworden. Er wäre vom Ringe herabgeglitten, vor Frost fast erstarrt und habe mich wecken wollen, doch habe er sich nicht von der Stelle rühren können. Endlich sei es ihm gelungen, mit den Zähnen die Ventilleine zu erfassen und zu ziehen.[1])

„Um 2 Uhr 17 Minuten nahm ich meine Beobachtungen wieder auf, der Ballon war in rapidem Fall, die Höhe betrug noch 7200 Meter, die Temperatur — 18 Grad. Ich nehme an, daß 3 bis 4 Minuten verstrichen, bis ich wieder meine Instrumente ablesen konnte. Wenn dem so ist, so bin ich um 2 Uhr 4 Minuten wieder erwacht und 7 Minuten ohnmächtig gewesen. Meine letzte Ablesung machte ich in 8838 Meter.[2]) Als ich ohnmächtig wurde, stiegen wir noch mit einer Geschwindigkeit von 305 Meter pro Minute, und als ich meine Beobachtungen wieder aufnahm, fielen wir mit 610 Meter pro Minute, also der doppelten

---

[1]) Diese Angabe verdient keinen Glauben, da selbst ein gesunder, kräftiger Mann mit den Zähnen ein Ballonventil nicht öffnen kann. Bemerkt sei hier, daß Glaisher nie seinen Ballonführer als wissenschaftlichen Mitarbeiter betrachtet hat.

[2]) Das von Glaisher selbst gezeichnete Diagramm giebt nur 8100 Meter Höhe und — 20,6 Grad Celsius an.

Geschwindigkeit. Dieser Umstand gestattet mir, die Höhe, welche wir erreicht haben müssen, zu berechnen, und zwar auf ca. 11000 Meter.[1])

„Interessant ist auch das Verhalten der bei dieser Fahrt mitgeführten Brieftauben. Die erste Taube, in 4800 Meter freigelassen, breitete die Flügel aus, konnte indessen nicht fliegen, sondern glitt wie ein Stück Papier im Falle nieder. Die zweite, in 6500 Meter Höhe entsendet, überschlug sich dauernd bei dem vergeblichen Versuche zu fliegen und stürzte nieder. Die dritte, in 8000 Meter losgelassen, fiel wie ein Stein hinab. Von den drei übrigen Tauben waren zwei im Käfig gestorben, die dritte erholte sich beim Abstieg, flog ab und erreichte auch Wolverhampton an demselben Tage."

Glaisher machte noch mehrere Fahrten, bei denen er die Höhe von 7000 Meter erreichte, berichtet indessen nichts über physiologische Störungen hierbei, er giebt an, daß sein Körper sich mehr und mehr an die Ertragung der verdünnten Luft gewöhnt habe.

Von den zahlreichen Fahrten französischer Luftschiffer verdienen nur zwei hier eingehender behandelt zu werden, welche von der Société de la navigation aërienne ausgerüstet und von Männern der Wissenschaft ausgeführt wurden, von denen leider zwei hierbei ihr Leben einbüßten, es sind dies die Fahrten Tissandiers mit Sivel und Crocé Spinelli. Diese Fahrten gaben die Anregung zu einem eingehenden Studium der Einwirkung der Luftverdünnung auf den menschlichen Organismus und zur Erforschung und Prüfung der Mittel zur Vermeidung dieser gefährlichen Erscheinungen. Dieses Studium kam auch uns sehr zu statten bei der Ausführung unsrer Hochfahrten, so daß wir unbeschadet unsrer Gesundheit in Höhen noch exakte Messungen zu machen vermochten, wo Glaisher das Bewußtsein, Sivel und Crocelli das Leben verloren.

Ehe jene drei Männer an die Ausführung ihrer Hochfahrten gingen, ließen sie durch den berühmten französischen Physiker Paul Bert an sich Versuche über den Einfluß der künstlichen Luftverdünnung anstellen. Dieser Gelehrte hatte durch Versuche mit Tieren unter der Glocke der Luftpumpe festgestellt, daß die Verminderung des Luftdruckes an sich nicht der Grund der Krankheits- und Todesursache ist, sondern daß vielmehr der Mangel an Sauerstoff in der verdünnten Luft die Ursache dieser Erscheinungen bildet. Durch Zuführung von sauerstoffreicher Luft während der Luftverdünnung, konnte er die fast toten Tiere unter der Glocke wieder neu beleben und die Luftverdünnung weiter treiben. Nicht zufrieden mit diesen Experimenten, wiederholte Paul Bert diesen Versuch an sich selbst, indem er sich im sogenannten pneumatischen Kabinett der Luftverdünnung aussetzte, und gleichzeitig hierbei ein Gemisch von Sauerstoff und Luft im Verhältnis 70 : 100 einatmete. Es gelang ihm jedesmal, durch Einatmen dieses Gemisches die sehr bedeutenden Beschwerden, die sich während der Luftverdünnung

[1]) Es ist fast unbegreiflich, wie ein so bedeutender Gelehrter einen so groben Rechenfehler machen konnte, indem er die Geschwindigkeit beim Aufstieg und Abstieg als eine konstante annimmt. Die Rechnung ist absolut falsch. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Ballon sehr bald in seine Gleichgewichtslage gekommen ist.

zeigten, zu beseitigen. Hierauf setzten sich Sivel und Crocé Spinelli einer Luftverdünnung aus, die einer Höhe von 7300 Meter entsprach. Hierbei waren die Krankheitserscheinungen beider Männer Besorgnis erregend. Das Augenlicht erlosch zeitweise, die Lippen wurden blau, die Gesichtsfarbe leichenhaft violett, die Glieder zitterten konvulsivisch; aber immer wieder konnte durch Zuführung von Sauerstoff der fast normale Gesundheitszustand hergestellt werden. Bei einem dritten Versuch, bei welchem Paul Bert dauernd Sauerstoff einatmete, konnte er die Luftverdünnung im Kabinett, ohne wesentlich zu leiden, bis zu einem Grade treiben, die einer Höhe von fast 9000 Meter entspricht. Diese Versuche ergaben also mit absoluter Sicherheit, daß der Mangel an Sauerstoff in erster Linie die Ursache aller dieser Leiden ist, und daß man durch künstliche Zufuhr von diesem Lebensgase die Gefahren der Luftverdünnung bis zu einem gewissen Grade vermeiden kann. Und doch sollten diese beiden Männer, die dieses praktisch erprobt hatten, in einer Höhe von ca. 8000 Meter ihr Leben einbüßen, weil sie eins nicht bedacht hatten, nämlich, daß sie in dieser Höhe den Atmungsschlauch dauernd im Munde führen mußten, da ihnen sonst plötzlich wie Glaisher und Coxwell die Kraft fehlen könnte, die Schläuche zu ergreifen. Die Todesfahrt dieser unglücklichen mutigen Männer ist so interessant und packend von dem Ueberlebenden geschildert worden, daß ich sie hier in der Uebersetzung wörtlich citieren möchte:

„Am 15. April 1875, vormittags 11 Uhr 35 Minuten, erhob sich der Ballon ‚Zénith' von der Gasanstalt La Vilette zu Paris mit G. Tissandier, Sivel und Crocé Spinelli an Bord. Drei kleine Ballons mit einer Mischung von Sauerstoff und Luft (70 : 100) waren am Ballonringe angebracht mit je einem Atmungsschlauche, welcher nach dem Korbe führte. In 4300 Meter Höhe begannen wir Sauerstoff zeitweise zu atmen, nicht weil dieses erforderlich gewesen wäre, sondern mehr um uns zu versichern, ob diese Organe in Ordnung seien. Um 1 Uhr 20 Minuten in 7000 Meter Höhe atme ich Sauerstoff — so berichtet Tissandier — da mir schwach wurde, und fühlte sofort den belebenden Einfluß dieses Gases. In dieser Höhe begann Sivel für Augenblicke die Augen zu schließen, sich zu setzen und die Farbe zu wechseln. Indessen lange gab er sich dieser Schwäche nicht hin, er warf weiter Ballast und setzte seine Experimente fort. Crocé Spinelli schien frisch zu sein, er beobachtete dauernd seine Instrumente. Eine Pulsmessung in 5300 Meter Höhe hatte bei Crocé Spinelli 120 gegen 75—85 auf der Erde und bei Sivel 155 gegen 76—86 ergeben. Die Zunahme der Herzthätigkeit war also schon eine recht bedeutende. Von 7000 Meter Höhe ab konnten wir uns nicht mehr aufrecht erhalten und setzten uns. Sivel für einen Moment erschlafft, erholt sich bald wieder, Spinelli bewundert laut die Schönheit einer Eiswolke, die der Ballon soeben durchfliegt. Die Kälte macht sich empfindlich geltend, meine Hände sind erstarrt, ich will meine Handschuhe, die ich in der Tasche habe, anziehen, indessen reicht meine Energie für diese geringe Arbeit schon nicht mehr aus. Mechanisch schrieb ich mit kaum leserlicher Handschrift in mein Notizbuch: ‚Meine Hände sind erstarrt, es geht mir gut, es

geht uns allen gut. Nebel am Horizont mit kleinen, rundlichen Cirruswolken. Wir steigen. Crocé atmet schwer. Wir atmen Sauerstoff. Sivel schließt die Augen, Crocé auch. Temperatur — 10 Grad. 1 Uhr 20 Minuten Druck 320 Millimeter. Sivel ist eingeschlafen. 1 Uhr 25 Minuten Temperatur — 11 Grad. Druck 300 Millimeter. Sivel wirft Ballast; Sivel wirft noch mehr Ballast.' Die folgenden Worte sind nicht mehr zu lesen. Sivel hatte sich mit der letzten Anstrengung erhoben, sein Gesicht verklärte ein eigentümlicher Glanz, er wandte sich zu mir und fragte: ‚Welcher Druck?' — ‚300 Millimeter', antworte ich, etwa 7450 Meter Höhe.

„‚Wir haben noch sehr viel Ballast, soll ich werfen?'

„‚Thut, was Ihr wollt,' antwortete ich.

„Er wandte sich zu Crocé und richtete dieselbe Frage an ihn. Crocé nickte nur zustimmend mit dem Haupte. Sivel ergriff hierauf sein Messer und schnitt der Reihe nach drei Sack Ballast ab; wir stiegen darauf rapide. Meine letzte klare Erinnerung reicht bis hierher zurück.

„Crocé hatte sich gesetzt, er atmete Sauerstoff, sein Haupt war auf die Brust gesunken, er schien schwer leidend. Ich hatte noch die Kraft, mit dem Finger auf das Barometer zu klopfen, um die Bewegungen seines Zeigers zu erleichtern; Sivel zeigte mit der rechten Hand nach dem Himmel. Bald darauf verlor ich den Gebrauch meiner Gliedmaßen. Sivel und Crocé sanken zurück in eine Ecke des Korbes. Ich will nach dem Sauerstoffschlauch greifen, doch kann ich den Arm nicht mehr heben. Mein Geist ist noch klar; ich richte meine Augen auf das Barometer, ich sehe den Zeiger auf 290 dann auf 280 sinken. Ich will ausrufen: ‚Wir sind auf 8000 Meter!' — aber meine Zunge ist starr. Plötzlich schließe ich die Augen, sinke zurück und verliere das Bewußtsein.

„Es muß etwa 1 Uhr 30 Minuten gewesen sein. 2 Uhr 8 Minuten wache ich für einen Moment auf. Der Ballon fällt rapide, ich schneide einen Sack Ballast ab und notiere: ‚Wir fallen, Temperatur — 8 Grad, ich werfe Ballast, Druck 315 Millimeter. Wir fallen immer noch. Sivel und Crocé sind ohnmächtig am Boden der Gondel. Wir fallen sehr stark.' Kaum habe ich dies geschrieben, als mich ein Zittern befällt und ich abermals die Besinnung verliere. Wenige Augenblicke darauf fühle im mich am Arm geschüttelt; ich erkenne Crocé, welcher erwacht ist; ob Sivel gleichfalls erwacht war, kann ich mich nicht entsinnen. ‚Werft Ballast,' ruft Crocé, ‚wir fallen rasend!' Doch ich kann mich nicht erheben. Ich entsinne mich, daß Crocé den großen Aspirator löste und über Bord warf, dann stürzte er Ballast und Kleidungsstücke über den Rand des Korbes. Alles dessen entsinne ich mich nur ganz unbestimmt, denn ich fiel in meine Lethargie zurück. Was mag inzwischen geschehen sein? Es ist zweifellos, daß der entlastete Ballon noch einmal in jene hohen Regionen gestiegen ist. Um 3 Uhr 30 Minuten ungefähr öffne ich die Augen wieder, ich fühle mich entsetzlich schwach und wie betäubt, indessen mein Geist ist klar. Der Ballon fällt mit erschreckender Schnelligkeit. Ich rutsche auf den Knieen zu meinen Begleitern hinüber und schüttle sie an den Armen, ihre Namen laut rufend.

Sie sind in der Gondel zusammengebrochen, den Kopf in ihre Reisedecken gehüllt. Ich nehme alle Kraft zusammen, um sie aufzurichten. Sivel hat ein vollständig schwarzes Gesicht, gebrochene Augen, den Mund weit geöffnet, mit Blut überströmt. Crocé hat die Augen geschlossen, den Mund voller Blut. Entsetzt pralle ich zurück. Ich werfe Ballast, die letzten beiden Säcke, denn der Ballon rast nach unten, der Erde entgegen, welche plötzlich erscheint. Ich will den Anker lösen, doch ich finde mein Messer nicht, ich bin wie toll und rufe donnernd: ‚Sivel, Sivel!' Der Ballon stürzt mit rasender Gewalt auf die Erde, der Wind erfaßt ihn und schleift ihn über die Felder. Die Leichen meiner unglücklichen Freunde werden im Korbe hin und her geworfen. Endlich um 4 Uhr gelingt es mir, den Ballon zum Halten zu bringen. Indem ich aus dem Korbe steige, verliere ich abermals die Besinnung."

Nach den Angaben der registrierenden Barometer ist der Ballon auf eine rohe Seehöhe von 8600 Meter gestiegen, richtig reduziert mit Berücksichtigung der Temperatur ergiebt sich eine Höhe von nicht ganz 7900 Meter. Man kann den unglücklichen Forschern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie zu wenig auf einander geachtet haben, und daß sie im Gebrauch des Sauerstoffes unverantwortlich leichtsinnig gewesen sind; denn sie mußten wissen, daß von 7000 Meter Höhe ab dauernd Sauerstoff geatmet werden mußte, um einen so plötzlichen Schwächezustand zu vermeiden. Doch Friede ihrer Asche und Ehre ihrem Andenken, sie sind im Dienste der Wissenschaft wie der Soldat auf dem Schlachtfelde gestorben!

Seit dieser unglücklichen Fahrt im Jahre 1875 ist lange Zeit nichts Bemerkenswertes auf dem Gebiete der Erforschung der höheren Atmosphäre geschehen. Es scheint, als wenn der Tod jener beiden kühnen Forscher abschreckend gewirkt hätte. Erst als im Jahre 1893 94 von seiten des Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt in Verbindung mit dem königlichen meteorologischen Institut und der Militär-Luftschifferabteilung eine Reihe von Ballonfahrten nach einem genauen Arbeitsplane zur Erforschung der meteorologischen Verhältnisse der Atmosphäre unternommen wurden, nahmen zwei Männer, Herr Berson und der Schreiber dieses, auch den Plan mit in das Programm auf, bis in die höchsten Regionen vorzudringen, um die Messungen Glaishers und Tissandiers sowie ihrer Vorläufer einer Kontrolle zu unterziehen. Es hatte sich nämlich schon bei unsern ersten Fahrten gezeigt, daß die Temperaturmessungen der früheren Luftschiffer viel zu hohe Werte ergeben hatten, da sie mit Instrumenten gemessen waren, welche von der Sonnenbestrahlung sehr stark beeinflußt waren. Wenn zum Beispiel Glaisher in 8883 Meter nur —20 Grad und Tissandier in 7500 Meter Höhe gar nur —11 Grad als Lufttemperatur angegeben hatten, so konnte dieses nach den bisher geltenden Gesetzen der Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe unmöglich richtig sein. Die Richtigkeit dieser Gesetze, welche durch die Messungen der meteorologischen Höhestationen bestimmt sind, hatte sich aber durch unsre Messungen mit vollkommenen Instrumenten, welche dem störenden Einfluß der Sonnenbestrahlung nicht unter-

worfen sind, durchaus als richtig bestätigt. Es wurde daher erforderlich, daß wir den Versuch wagten, die bisher erreichten Höhen ebenfalls zu ersteigen, um auch hier die richtigen Werte zu finden. Daß hierbei auch ein wenig Ehrgeiz mit im Spiele war, unsre Vorgänger an Höhe womöglich zu schlagen, will ich gern zugeben. Die angegebenen Maximalhöhen unsrer Vorgänger sind sogenannte rohe Seehöhen. Dieselben müssen reduziert werden durch die Einführung eines Temperaturfaktors, um die wahre absolute Höhe zu bestimmen. Wenn wir dieses unter Annahme der von uns in jenen Höhen gemessenen Temperatur (bei 8000 Meter beträgt die Durchschnittstemperatur ca. — 40 Grad Celsius und nicht, wie Glaisher angiebt, kaum —20 Grad), so büßen jene Fahrten wesentlich an Höhe ein. Glaishers letzte Messung liegt hiernach nicht in 8838 Meter, sondern knapp auf 8000 und Tissandiers Messung nicht in 7500 Meter, sondern auf ca. 7000 Meter. Uns gelang es am 11. Mai 1894, die Höhe der Glaisherschen letzten Messung um wenige Meter zu überbieten, Herrn Berson allein aber am 4. Dezember 1894 die Höhe von 9100 Meter zu erreichen und hier noch sichere Messungen anzustellen. Ohne diese erwähnte Temperaturreduktion beläuft sich die Höhe der Bersonschen Fahrt auf über 10000 Meter.

Uns Deutschen gebührt also unstreitig wie bei der Bergbesteigung so auch im Luftballon der Ruhm, die „hochfahrendsten" Männer bisher zu sein.

Was die körperlichen Beschwerden bei unsern Hochfahrten betrifft, so sind sie namentlich bei der Fahrt am 11. Mai ähnliche, wie die von Glaisher und Tissandier geschilderten, indessen waren wir durch unsre viel vollkommeneren Apparate für die Sauerstoffzuführung in der Lage, uns frischer zu erhalten. Charakteristisch hierfür ist zum Beispiel eine Notiz in meinem Fahrtenbuch, in 8000 Meter Höhe noch leserlich geschrieben: „Wir sind sehr schwach" und eine Notiz Bersons in 9150 Meter: „Ich befinde mich lächerlich wohl." Wir hatten uns die Erfahrungen Paul Berts wohl gemerkt, daß die Sauerstoffzuführung in jenen größten Höhen eine andauernde und nicht unterbrochene sein darf. Wir ließen von 7000 Meter Höhe an daher den Atmungsschlauch nicht mehr aus dem Munde. Eine ganz wesentliche Verbesserung unsrer Apparate aber bestand darin, daß wir den Sauerstoff nicht wie unsre Vorgänger aus einem Reservoir zu saugen brauchten, eine Arbeit, die unter Umständen die Lunge nicht mehr leisten kann, sondern daß wir den Sauerstoff in komprimiertem Zustande in Stahlbehältern mitführten, so daß derselbe unter Druck von selbst in unsre Atmungsorgane einströmen mußte.

Die psychologisch interessanteste Beobachtung, die wir ähnlich wie Glaisher und Tissandier machten, scheint mir die Thatsache zu sein, daß in jenen großen Höhen der Körper nicht mehr dem Willen gehorcht. Der Geist ist noch frisch und klar, man weiß genau, was man thun müßte, aber — man thut es nicht. Es ist, als wenn der Zusammenhang des Willens mit den Organen, welche sonst instinktiv diesen Willen zur That machen, aufgehoben wäre. Als Beispiel hierfür will ich anführen, daß wir in ca. 8000 Meter Höhe entsetzlich froren —

es waren —37 Grad Celsius — ich fühlte, daß mir die Finger und Oberschenkel zu erfrieren begannen, vor uns lagen die schweren Pelze am Boden des Korbes, wir wollten sie anziehen, aber wir thaten es nicht. Interessant ist ferner die Schwäche der Muskeln. Aehnlich wie Coxwell und Glaisher ihre Arme nicht mehr heben konnten, so vermochte ich mich zeitweise nicht aufzurichten, nachdem ich einmal zusammengebrochen war. Herr Berson saß auf seinem Sitzgurt, sein Kopf war für einen Augenblick auf die Brust gesunken, seine Lippen waren hellblau, seine Augen geschlossen, als ich ihn durch Schütteln in 8000 Meter Höhe aufweckte. Auch bei seiner Fahrt allein giebt er an, daß er dauernd gegen den Schlaf ankämpfen mußte und sich durch lautes Sprechen mit sich selbst wach erhielt.

Interessant ist ferner der Einfluß der geringsten Anstrengung auf das Wohlbefinden. Schon ein Bücken, das Heben einer ganz geringen Last, ja überhaupt jede Bewegung und Arbeit erzeugt sofort eine rapide Zunahme der Herzthätigkeit und Atemnot. So war ich zum Beispiel bei weitem schwächer als Herr Berson, da ich bei der Führung des Ballons körperlich arbeiten mußte, während letzterer meist sitzend nur die Instrumente ablas.

Auch der Magen leidet in jenen Höhen. Wir konnten nicht einmal etwas heißen Thee, den wir gegen die Kälte zu uns nahmen, bei uns behalten; jedes Essen erzeugte sofort Uebelkeit und Erbrechen.

Inzwischen sind auch die von uns erreichten Höhen um mehr als das Doppelte überboten worden, allerdings durch unbemannte Ballons, die nur registrierende Instrumente bis über 20 000 Meter Höhe getragen und hier eine Temperatur von —80 Grad konstatiert haben. Doch jene toten Instrumente können nicht das leisten, was der Mensch dort oben beobachtet, deshalb dürfen wir uns nicht begnügen mit dem, was bisher erreicht worden ist, wir müssen versuchen, uns selbst noch höher hinauf zu heben.

Diese Frage ist gar nicht so schwer zu lösen, sie ist technisch zweifellos ausführbar, nur die Kosten eines solchen Unternehmens sind so enorme, daß sie für diesen nur ideellen Zweck schwerlich aufzubringen sein möchten. Wie der Taucher in der Taucherglocke tief unter der Meeresoberfläche zu arbeiten vermag, so kann auch der Luftschiffer ganz ähnlich in einem abgeschlossenen Raum in Höhen eindringen, deren Luft ihm sonst das Leben nicht mehr gestatten würde. Es hat gar keine technischen Schwierigkeiten ein absolut luftdichtes Kabinett aus dünnen Metallblechen herzustellen, dessen Wände einen Ueberdruck von ca. 1 Atmosphäre ertragen können. Ein solches Kabinet als Aufenthalt der Luftschiffer gedacht, kann mit Hilfe des Aluminiums verhältnismäßig leicht konstruiert sein, so daß der Ballon nicht zu stark hierdurch belastet wird. Das Instrumentarium kann außerhalb angebracht und durch ein Fenster abgelesen werden. Auch die Bedienung des Ballons läßt sich vom Kabinett aus bewirken, ohne daß hierbei ein Luftaustausch einzutreten braucht. Die Mitnahme von Luft und Sauerstoff in komprimiertem Zustande bietet keine Schwierigkeiten. Um ein solches Kabinett von 2 bis 3 Menschen auf ca. 20 000 Meter Höhe zu heben, würde freilich ein

Riesenballon von ca. 20000 Kubikmeter Inhalt erforderlich sein — der Ballon Phönix, der uns auf 8000 Meter hob, besaß einen Inhalt von 2600 Kubikmeter — indessen bietet der Bau eines solchen Ballons heutzutage keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr.

So hat der Luftballon als einzigstes Expeditionsmittel in vertikaler Richtung in seiner gegenwärtigen Unvollkommenheit immerhin dem Forschungsdrange des Menschen schon wesentliche Dienste geleistet und wird, weiter vervollkommnet, unsre Kenntnis der höheren Luftschichten mehr und mehr noch bereichern und erweitern. Als verfrüht aber muß man es bezeichnen, mit diesem Spielball der Luftströmungen Expeditionsreisen zu unternehmen, die nach einem bestimmten Punkte der Erde, wie zum Beispiel nach dem Nordpol, sich richten sollen. Die tollkühne Fahrt Andrées und seiner Begleiter mit einem Ballon, der nicht einmal als technisch vollkommen bezeichnet werden kann, hängt nur vom Zufall ab. Man kann sie also eigentlich gar nicht eine Expedition nennen, denn dieser Name bedingt die Innehaltung eines bestimmten und gewollten Kurses. Nansen ließ zwar auch sein Schiff „Fram" mit dem Eise treiben, hatte also ebenfalls keinen Einfluß auf seinen Kurs, aber er wußte, daß dieses Eis eine bestimmte Bewegung besitzen mußte, und richtete hiernach seinen Ausgangspunkt ein. Andrée aber hat, ebensowenig wie die berühmtesten Meteorologen, keine Ahnung von den Windströmungen der Polarregion, deren Spielball er ist.

Doch die Fahrt ist angetreten, sie interessiert daher mit Recht, wie jedes kühne Unternehmen, die Menschheit. Es dürfte daher hier am Platze sein, in Kürze die Frage zu beleuchten, inwieweit sich der Luftballon in seiner gegenwärtigen Vollkommenheit oder, besser gesagt, Unvollkommenheit zu Reisen von längerer Dauer eignet, wobei es ganz gleichgültig ist, wohin diese Reisen sich richten sollen, da dieser Punkt nicht von dem Willen des Menschen abhängt. Es ist klar, daß, wenn sich ein Luftballon bauen ließe, welcher sich mehrere Monate lang sicher in der Luft schwebend erhalten könnte, Aussicht vorhanden wäre, irgendwo auf der Erde wieder zu landen, von wo aus mit andern Transportmitteln der Ausgangspunkt einer solchen Irrfahrt wieder erreicht werden könnte. Eine solche Fahrt hätte natürlich überhaupt nur Sinn über Gegenden unsrer Erde, die sonst nicht zugänglich sind, also zum Beispiel über den beiden Polarmeeren, wobei das südliche infolge seiner riesenhaften Ausdehnung kaum in Betracht kommen könnte. Ein solcher Luftballon ist aber technisch nicht ausführbar, nicht nur weil Stoffe, welche wegen ihrer Leichtigkeit hier nur verwendbar sind, nicht absolut gasdicht herzustellen sind, sondern namentlich auch, weil ein Ballon infolge wechselnder Temperatur des Gases und des Luftdruckes nicht horizontal längere Zeit in der Luft schwebend zu halten ist und hierdurch stets Gas verlieren muß.

Die Idee Andrées, welcher diese Gesetze und Eigenschaften sehr wohl kennt, diesen Uebelstand dadurch zu vermeiden, daß er den Ballon dauernd an Schleppseilen über die Erde gleiten lassen will, ist nur auf kürzern Strecken ausführbar, die hier gar nicht in Betracht kommen. Leider hat Andrée schon gleich bei seiner

Abfahrt die Wahrheit dieses Ausspruchs kennen lernen müssen: denn er ist ohne Schleppseil abgefahren und auf ca. 800 Meter Höhe gestiegen. Wenn es ihm auch gelingen kann, seine Reserveschleppseile in Funktion zu bringen und allmählich auf diesen zur Erde hinabzugehen, so muß sich dieses Spiel dauernd wiederholen und diese Einrichtung, auf welche eigentlich sein Unternehmen basiert ist, wird ihm schließlich nur ein willkommener Ballast sein, den er abwerfen wird, sobald die Tragkraft seines Ballons erschöpft ist.

Bisher sind Ballonfahrten von zwei Tagen Dauer ausgeführt worden, bei denen auch ein großer Teil am Schleppseil zurückgelegt wurde. Ich will nicht leugnen, daß sich Ballons, welche eigens für diesen Zweck konstruiert werden, länger noch in der Luft schwebend erhalten lassen werden. Wenn aber Andrée aus dem Umstand, daß sein Ballon nur ca. 50 Kubikmeter Gas durchschnittlich pro Tag verlor, als er gefüllt in der Ballonhalle stand, schließt, denselben so viel Tage in der Luft erhalten zu können, als sein Ballast ein Vielfaches von 50 . 1,1 [1]) = 55 Kilogramm ist, so begeht er hierbei den großen Rechenfehler, daß er die sehr bedeutenden Verluste an Gas, die er durch Erwärmung und Höhersteigen unfehlbar hat, nicht rechnet, und auch nicht bedenkt, daß das im Ballon verbleibende Gas dauernd durch Mischung mit Luft, welche durch die Poren seines Ballons in diesen eindringt, erheblich an Tragkraft einbüßt.

Hoffen wir, daß ein Sturmwind den Ballon erfasse, um ihn möglichst schnell über jene ungangbaren Regionen hinwegzuführen, ehe seine Kraft erschöpft ist: denn nur so kann es jenen tollkühnen Männern gelingen, ihr Leben zu bewahren und uns Kunde von den bisher auch von Nansen nicht erreichten Breiten zu bringen.

Den Luftballon als Expeditionsmittel zu verwenden, ist kommenden Geschlechtern noch vorbehalten. Hierzu muß er erst lenkbar gemacht werden und eine Fahrgeschwindigkeit erhalten, die ihm trotz widriger Winde in wenigen Tagen solche Strecken zurückzulegen gestattet, wie zum Beispiel die des nördlichen Polarmeeres repräsentiert.

---

[1]) 1,1 Kilogramm ist die Tragkraft eines Kubikmeters Wasserstoffgas.

Die heutigen Konservativen in England und Deutschland.

Von

v. Helldorf-Bedra.

(Schluß.)

II.

Ob der Umschwung zu einer konservativen Auffassung in der Mehrheit der englischen Bevölkerung ein dauernder sein wird, kann erst die fernere Zukunft lehren. Daß er gegenwärtig eingetreten ist, haben die letzten Wahlen dargethan. Jedenfalls war die Erörterung der Entwicklung, die dahin geführt hat, und der Mittel, diesen Zustand zu fördern und zu erhalten, nicht nur für die Kenntnis englischer Zustände, sondern auch für richtige Beurteilung der politischen Parteiverhältnisse in Deutschland von hohem Interesse. Der Verfasser erörtert nicht das Programm einer Partei, wie das meist in Deutschland geschieht, wo gewissermaßen ein Glaubensbekenntnis aufgestellt und seine Vorzüge vor allen andern ins Licht gerückt werden, sondern er legt in klarer historischer Objektivität die Elemente und Kräfte dar, auf welche die thatsächlich vorhandene Partei sich stützte, ihre Entwicklung und die thatsächlich eingetretenen Veränderungen in längeren Zeiträumen, und er zieht daraus die notwendigen Folgerungen für die zukünftig zu empfehlende Haltung. Versuchen wir in ähnlicher Weise und mit Hinblick auf die sich vielfach bietenden Analogien die deutschen Verhältnisse zu betrachten.

Die Geschichte des englischen Parlamentarismus ist mehr als zwei Jahrhunderte älter als die unsere. Die parlamentarischen Kämpfe, die Parteien haben infolge der eigentümlichen Entwicklung der englischen Verfassung in dieser langen Zeit, während auf dem Kontinent fast ausnahmslos die kaum beschränkte Monarchie herrschte, die maßgebende Bedeutung für das ganze Staatsleben gehabt. Es ist daher erklärlich, daß die Beschäftigung mit der Politik in diesem Sinne dort schon lange eine Aufgabe war, der die hervorragendsten Geister sich zuwandten, daß sie einen Einfluß auf die Erziehung, auf den Bildungsgang übte. Unser politisches Leben ist noch jung, und die Beschäftigung mit dieser Kunst wird vielfach recht dilettantenhaft betrieben. Wer wenig mehr als die sehr mäßige Gabe besitzt, vor einer mehr oder weniger urteilslosen Masse zu reden, ist geneigt, sich für einen gewiegten Politiker zu halten, mögen seine sonstigen Kenntnisse des Staatslebens, der Gesetzgebung, der Verhältnisse und geschichtlichen Entwicklung auch kaum notdürftigsten Anforderungen genügen. Wir haben daher alle Ursache, auf Urteile englischer Politiker über Parteiverhältnisse und Parteitaktik ein hohes Gewicht zu legen.

Es wird kaum angehen, die beiden großen englischen Parteien der Tories und Whigs, deren gegenseitige Verhältnisse durch zwei Jahrhunderte die englische

Politik bestimmt haben, ohne weiteres mit konservativ und liberal in deutschem Sinne zu identifizieren. Immerhin finden sich viele gemeinsame Gesichtspunkte. Macaulay sagt bei Besprechung der Entstehung der englischen Parteien, daß der Unterschied zwischen denjenigen, die damals im langen Parlament in diese zwei Parteien sich schieden, in einem gewissen Sinne immer bestanden habe, weil er seinen Ursprung in Verschiedenheiten des Temperamentes, des Geistes und der Interessen habe, welche sich in allen Gesellschaften finden und nicht nur in der Politik, auch in der Kunst, in der Wissenschaft, in praktischen Beschäftigungen sich geltend machen. Hierin liegt die Erklärung für die Thatsache, daß in allen Staaten, wo ein öffentliches Leben bestand, und zu allen Zeiten Parteien bestanden haben, die man als konservative bezeichnen kann, mit gewissen gemeinsamen Eigenschaften, und ebenso ihnen entgegengesetzte. Aus dem Ringen zwischen den beiden Kräften ergiebt sich die Entwicklung des Staatslebens, aus ihrem richtigen Zusammenwirken auf der mittleren Linie jeder wirkliche Fortschritt.

Es ist wohl richtig, daß die englischen Whigs überwiegend die Vertreter liberaler oder demokratischer Forderungen waren, aber liberal oder demokratisch in kontinentalem Sinne waren sie ehedem wohl ebensowenig, wie man von den Tories sagen kann, daß sie in diesem Sinne konservativ waren. Das erklärt sich aus der geschichtlichen Entwicklung Englands, wo der Kampf zwischen der Monarchie und der Volksvertretung schon vor Jahrhunderten zu Gunsten des parlamentarischen Regiments entschieden wurde.

In dem Aufsatz, der uns beschäftigt, wird nicht ein einzigesmal der königlichen Gewalt gedacht oder von Beziehungen der Parteien zur Monarchie gesprochen.

Der Verfasser spricht von den „demokratischen Institutionen". Die moderne Entwicklung aber hat die Verhältnisse der englischen Parteien wesentlich umgestaltet, sie hat sie in weit höherem Maße als früher dem genähert, was auch wir in unsern Parteiverhältnissen als konservativ und dem entgegengesetzt ansehen. Das ist eine Wirkung der prinzipiellen Ideen über Staat und Gesellschaft, die zum ersten Male in der französischen Revolution zur praktischen Ausgestaltung kamen und ihrer konsequenten Fortentwicklung zur sozialen Demokratie, die in England erst viel später und allmählich sich geltend machten. Dort war der Kampf gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt längst entschieden, die nötigen Garantien für bürgerliche Freiheit längst geschaffen, die durch viele Menschenalter geübte Beteiligung am öffentlichen Leben, das ruhigere Temperament der englischen Rasse, hatten in politischen Kreisen in weit höherem Maße als anderswo ein Verständnis für die geschichtliche Entwicklung, für die Staatsnotwendigkeit gezeitigt. Daraus erklärt sich, daß englische Politiker und Historiker nicht ohne Ueberhebung auf die politischen Kämpfe herabblicken, die infolge der großen französischen Staatsumwälzung alle kontinentalen Staaten erschütterten, daß sie England für dagegen gesichert wähnten, daß die englische Politik alle nicht bloß liberale, sondern direkt revolutionäre Bestrebungen in andern Ländern direkt oder indirekt begünstigen zu dürfen glaubte, ohne eine Rückwirkung auf die

eignen Verhältnisse befürchten zu müssen. Das hat sich als ein Irrtum ergeben. Die universelle Bedeutung der großen Bewegung, die Ende des vorigen Jahrhunderts mit der französischen Revolution den ersten großen äußeren Erfolg erzielte, der noch immer die ganze zivilisierte Welt durchzittert, liegt darin, daß in ihr die größten Fragen der Staats- und Gesellschaftsordnung auf die Tagesordnung gesetzt wurden, Fragen, die embryonisch schon überall und zu allen Zeiten hie und da gestellt, die aber in ihrer prinzipiellen Bedeutung erst damals formuliert wurden, erst formuliert werden konnten, weil das eine gewisse Höhe des Kulturzustandes, des allgemeinen Bildungsniveaus voraussetzte; Fragen, bei deren Behandlung und Lösung tiefe Gegensätze der menschlichen Natur mitwirken. Es handelt sich nicht nur um die Fragen der Form des staatlichen Regiments, der Staatsordnung, sondern um die Grenzen der Gewalt staatlicher wie kirchlicher Organisation, um das Recht des einzelnen gegenüber der Gesamtheit, um den Bestand oder die Reform jener Einrichtungen und Rechtssätze, die bisher als grundlegend für den Bestand der Gesellschaft überhaupt betrachtet wurden.

Es war ein Irrtum, zu glauben, daß das gefestigte Staatswesen Englands von dieser Bewegung unberührt bleiben könne, und wenn sie verspätet dort ihre Wellen schlägt, rächen sich vielleicht Versäumnisse und Fehler früherer Zeit: die rücksichtslose Ausbeutung der Gunst der Lage für die Entwicklung von Industrie und Handel, die Versäumnis der Förderung der Volksbildung in den unteren Klassen, der Mangel einer wirklich leistungsfähigen Wehrverfassung und weiser Fürsorge für richtige Gestaltung der agrarischen Verhältnisse.

Die Darstellung der Verhältnisse in jenem Aufsatz ist ein Beleg für die Wirkung, welche das Eintreten dieser Bewegung in England übt, und das, was uns an ihm so lebhaft interessirt, sind die praktischen Konsequenzen für die Parteihaltung, die daraus gezogen werden. Die prinzipiellen Gegensätze werden, ganz anders wie es bei Erörterung solcher Gegenstände in Deutschland üblich, nur streifend erwähnt, so, recht charakteristisch, bei der Darlegung der Einwirkung der Ereignisse von 1870 und 1871.

Der deutsch-französische Krieg, die furchtbaren Kämpfe, in denen die Franzosen unter den Augen der Belagerer in Paris sich zerfleischten, übten eine gewaltige Wirkung auf die Stimmung in England. Man begann zu begreifen, „daß Fortschritt der Wissenschaft und Bildung und Errungenschaften der Kultur die menschliche Natur gelassen hatten, wie sie immer gewesen war und immer sein mußte."

Es wird da hingewiesen auf den tiefsten und innersten Unterschied konservativer und liberaler Auffassung in allgemeinstem Sinne. Mehr auf der Oberfläche liegt auf dieser Seite: der rücksichtslose Kampf für erstrebte Ideale, der leicht das Bestehende in seinem Wert unterschätzt — auf jener: das Eintreten für das geschichtlich Gewordene, seine auch wohl von Mitwirkung kurzsichtiger Interessen nicht freie Verteidigung. Der tiefste, innerste Unterschied liegt in der Auffassung der menschlichen Natur. Die konservative Denkweise fordert in

richtiger Würdigung des Bestehenden als Produkt der geschichtlichen Entwicklung die richtige Auffassung des Menschen, wie er wirklich ist von Natur und als Produkt von Kultur und Erziehung, nicht als Idealwesen mit theoretisch gedachten gleichen Eigenschaften.

Hieraus in letzter Instanz ergeben sich die richtigen Gesichtspunkte in dem Kampf um die Stellung des einzelnen in Staat und Gesellschaft, der unsre Zeit bewegt.

Es bedurfte längerer Zeit, diese Grundgedanken der Parteiauffassung überhaupt zu entwickeln und weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, und die Gründe sind angedeutet, aus denen in England dies verhältnismäßig später eintrat als auf dem Kontinent, als bei uns, obgleich unser öffentliches Leben erst um Jahrhunderte später sich entwickelte.

Ueber die trostlose Verworrenheit deutscher Parteizustände — so schwer verständlich, verglichen mit den einfacheren Verhältnissen eines längst konsolidierten Staatswesens wie England — wird man billiger urteilen, wenn man sich der gewaltigen Wandlungen erinnert, die für Deutschland die letzten Menschenalter — noch kein volles Jahrhundert — gebracht haben, von der Auflösung des alten Reichs bis zum jetzigen Zustand. Es würde weit mehr als den zulässigen Raum fordern, hier auch nur skizzierend diese Entwicklung zu verfolgen, nur an einige, zum Verständnis der Parteiverhältnisse nötige wichtigere Momente mag erinnert werden. So an die eigentümliche Art, in der die umwälzenden Gedanken von 1789 nach Deutschland übermittelt wurden, zum Teil durch die französische Invasion, der jener erste große nationale Aufschwung der Freiheitskriege folgte, ein idealer Aufschwung zugleich, der, vielfach den leitenden Gedanken der französischen Revolution entgegengesetzt, mit echt christlichen und konservativen Auffassungen durchsetzt war. An jenen vormärzlichen Liberalismus, der zunächst in den konstitutionellen Kämpfen wesentlich der süddeutschen Staaten Parteigestaltung gewann, der viele echt konservative Elemente umschloß, die für die berechtigten an alte deutsche Staats- und Rechtsauffassung anknüpfenden konstitutionellen Forderungen und für die nationale Einheit eintraten, deren Träger wesentlich dieser Liberalismus war. Dann an die teilweise Scheidung der Geister, die mit der revolutionären Bewegung von 1848 eintrat, die zwar mit dem Sieg der monarchischen Elemente und der Erhaltung des morschen bundesstaatlichen Verhältnisses endete, aber überall die Einführung der modernen konstitutionellen Verfassung, der modernen Formen der Staatsverwaltung und Beseitigung der Reste mittelalterlicher Beschränkungen des Eigentums und des wirtschaftlichen Lebens zur Folge hatte. An den langen Verfassungskampf in Preußen, in dem die konservativen Elemente eigentlich zuerst zum Zusammenschluß und festerer Parteigestaltung gelangten, an den sich anknüpfenden Kampf um die Armeereorganisation, oder, richtiger ausgedrückt, um die wirkliche konsequente Durchführung des großen Scharnhorstschen Gedankens; ein Kampf, der von besonderer und typischer Bedeutung war, weil hier der demokratische Staatsgedanke mit einer Monarchie in den Kampf eingetreten war, die nicht

wie in andern Staaten, wo er müheloſe Siege erfocht, in kurzſichtiger und egoiſtiſcher Art gewirtſchaftet und ihres hohen Berufes vergeſſen hatte, ſondern mit einer Monarchie, die in einer langen Folge hervorragender Regenten dem wirklichen Staatsgedanken gedient, eine vortreffliche Verwaltung geſchaffen und ein Volk zu gewiſſenhafter treuer Pflichterfüllung erzogen hatte. Wir müſſen uns dann der Zeit erinnern, in der eine wunderbare Fügung, das Zuſammentreffen hervorragendſter Kräfte an leitender Stelle, eines Herrſchers von Kaiſer Wilhelms großem und reinem Charakter, eines Staatsmanns von Bismarcks weitem Blick und genialer Thatkraft, die Ausnützung der wohlgeſchonten und geleiteten Volkskraft es ermöglichten, den jetzigen Bau des Reiches zuſammenzuſchmieden.

Bismarck, ſelbſt aus den Kreiſen jener konſervativen Partei hervorgegangen, und nach einem harten Kampf, in dem die Armeereorganiſation gegen den Widerſtand des geſamten Liberalismus, allein unterſtützt von der im Abgeordnetenhaus nur ſchwach vertretenen konſervativen Partei, durchgeführt war, hat es damals mit genialem Blick für die Stimmung des Volksgeiſtes verſtanden, die ganze politiſche Bewegung auf höhere Ziele zu richten, ſie dadurch zu beherrſchen und großen nationalen Intereſſen dienſtbar zu machen. Er hat es damals in wunderbarer Weiſe verſtanden, ſein großes Werk durchzuführen, hauptſächlich geſtützt auf die große Mehrzahl derer, die ihm bis dahin in erbittertem Konflikt als Gegner gegenüber ſtanden. In dieſer Zeit, die mit Recht für immer durch ſeinen Namen gekennzeichnet bleiben wird, ſind mit der großen Weltſtellung, die das neu erſtandene Deutſche Reich errungen hatte, neue weite Gebiete und Aufgaben in den Geſichtskreis des politiſchen Lebens getreten: die notwendigen Folgen des großen geeinigten Staatsweſens auf dem Wirtſchafts- und Verkehrsgebiet, die Beziehungen zum großen Weltverkehr, die unmittelbaren Beziehungen zu allen den großen Fragen, welche jetzt die Weltgeſchichte beſchäftigen. Es iſt erklärlich, wenn bei der Schnelligkeit dieſer Entwicklung, der Größe und Schwierigkeit der ſich drängenden Aufgaben unſer Parteileben dieſen noch vielfach unſicher und mit mangelhaftem Verſtändnis gegenüberſteht. Es kann nicht ausbleiben, daß die Gewinnung des Verſtändniſſes für feſte, allgemeine Zielpunkte in weiteren Kreiſen um ſo ſchwieriger wird, um ſo langſamer ſich vollzieht, je mehr die gehobene Stimmung jener Zeit des großen nationalen Aufſchwungs mit der Generation, die ſie getragen, ſchwindet und mit ihr das Gedächtnis der traurigen Zuſtände, aus denen man ſich emporgerungen, und je mehr andrerſeits die den Moment beherrſchenden Intereſſenkämpfe den Blick von größeren allgemeinen Geſichtspunkten ablenken.

Ob die Entwicklung der fürſtlichen Stellung in Deutſchland, aus einem Verhältnis des Dienſtes für höhere Zwecke, darauf hingewirkt hat, der monarchiſchen Gewalt in deutſchen Landen einen andern Charakter als in den meiſten andern Ländern zu geben, mögen die Hiſtoriker erörtern. Thatſache iſt es, daß in allen deutſchen Ländern, nicht nur in Preußen, dieſe Stellung eine feſtere und volkstümlich begründetere war als anderswo, und daß das vor allem in

Preußen sich ausprägt. Der tiefste Unterschied gegenüber der politischen Entwicklung in England liegt darin, daß hier, daß in dem führenden preußischen Staat eine Monarchie bestand, in lebendiger Machtfülle, in der sich der Staatsgedanke in großartigster Auffassung verkörperte, und von ihr geschaffen und sorgfältig gepflegt, die Armee und Wehrverfassung, die dem König als Kriegsherrn, als Herzog des Volks in Waffen, eine Stellung sicherte, der nirgendwo Gleiches zur Seite gestellt werden konnte.

Während in den meisten andern Ländern die stehenden Heere nur als Stützen des absoluten Regiments, als Mittel zu Verfolgung dynastischer Zwecke gepflegt und von der andern Seite bekämpft werden, ersteht in Preußen in jener Notzeit der Napoleonischen Unterdrückung der großartige Gedanke, der in der Armee das Volk in Waffen zu organisieren versteht, der aus der Heereseinrichtung eines der wirksamsten Mittel der Bildung, der Erziehung, der Disciplinierung der Nation schafft. Die Bedeutung des Gedankens, zunächst nur von äußerlichster Seite, als Machtmittel betrachtet, hat nach der glänzenden Bewährung der preußischen Wehrkraft die Nachahmung fast in allen zivilisierten Ländern angeregt, und damit, vielleicht nicht überall beabsichtigt, aber faktisch, einen der wesentlichsten Fortschritte der Zivilisation. In ihrer idealen Bedeutung wird sie noch längst nicht überall in vollem Maße gewürdigt. In jenem englischen Aufsatz wird an einer Stelle sehr treffend bemerkt:

„Liebe zum Vaterland, wir sind glücklich, das behaupten zu können, ist das fast universelle Attribut jedes Engländers, um aber völlig die Ziele, Ueberlieferungen und Bestrebungen zu würdigen, welche das ausmachen, dazu gehört ein gewisses Maß von Intelligenz, wie auch Freisein von der Sorge ums tägliche Brot, welches der Regel nach nur in den gebildeten und wohlhabenden Klassen zu finden ist."

Man vergegenwärtige sich nun, wie in Preußen und in wachsendem Maße in ganz Deutschland, (denn keine Institution ist mit so propagandistischer Kraft ausgedehnt worden wie die der preußischen Heereseinrichtung) die Vaterlandsliebe, der nationale Gedanke gerade durch die Armee, durch die auch nach dem Ausscheiden aus derselben gepflegte Kameradschaft, gefördert, erhalten und den großen Massen, nicht nur der Minderzahl der Gebildeten und Wohlhabenden vermittelt wird. Jeder, der einigermaßen das Volksleben kennt, muß anerkennen, daß es sich hier um ein ideales Element von höchster Bedeutung handelt, nicht bloß momentaner kriegerischer Begeisterung dienend, sondern auch dem Verständnis der notwendigen Gliederung, Unterordnung, dem Verständnis für Dienst, Treue und rechten Sinn, eine Thatsache auch von hoher sozialer Bedeutung.

Man wird das verstehen, wenn ich an die Aeußerung eines hervorragenden französischen Generals erinnere, der als Hauptmomente der Stärke der deutschen Armee zwei Dinge bezeichnete: die Stellung des Kriegsherrn und die Disciplin der Nation, die auf der militärischen Vorerziehung, die darauf beruhe, daß der Soldat im Durchschnitt in der Armee als Vorgesetzte die wiederfindet, die ihm auch im bürgerlichen Leben als Autorität gegenüberstehen.

So kommt der Eigenart der Armee, den Beziehungen zu der Armee und

der Wehrverfassung in Preußen und Deutschland eine hervorragende politische Bedeutung zu, und der beste Beweis für diese Bedeutung ist der stets gleiche Eifer, mit dem alle bewußt demokratischen Elemente jede sich bietende Gelegenheit benutzen, das feste Gefüge derselben und den ihr eigenen und notwendigen Geist in der Armee zu untergraben oder zu lockern.

Es war kein geringes Verdienst, welches sich die konservative Partei um des Reiches Gründung dadurch erworben hat, daß sie vor den Kämpfen von 1866 und 1870 fest zur Krone und für die Armeereorganisation eingetreten war, und man wird eine Verstimmung begreiflich finden, die nach jenen Ereignissen eintrat, als die Regierung sich vielfach auf die liberalen Elemente stützte, die man mit voller Berechtigung vorher so heftig bekämpft hatte.

Ehe wir auf die teilweise zersetzende Wirkung, die jene Aera auf die Parteien übte, weiter eingehen, gilt es einen Blick auf den Zustand der konservativen Partei zu werfen, wie sie aus den Kämpfen seit dem Jahre 1848 sich entwickelt hatte. Sie wurde vielfach als Regierungspartei bezeichnet und bekämpft, und das lag in der Natur der Sache, denn sie trat mit der Regierung in den Kampf gegen die Neuerungen ein, welche liberale Doktrin und Demokratie forderten. Es war natürlich, daß sich ihr zunächst alle diejenigen Klassen und Schichten der Gesellschaft anschlossen, die in naher Beziehung zu dem bestehenden Regiment standen. Vor allem der Großgrundbesitz in seiner großen Mehrheit, mit seinen seit langen Zeiten bestandenen nächsten Beziehungen zur Armee und zu der gesamten Verwaltung, die große Masse der Beamten, namentlich der Verwaltungsbeamten, die in Preußen eine ganz andere, bedeutendere und vielfach selbständigere Stellung einnehmen als in England, der größere Teil der Geistlichkeit und in vielen Gegenden ein erheblicher Teil des ländlichen Kleinbesitzes. Wir betonen ausdrücklich „nur ein Teil“ der ländlichen Bevölkerung, denn der Liberalismus hatte es außerordentlich gut verstanden, die naturgemäß unvermeidlichen Reibungen zwischen den ehemals bevorrechteten Gütern und der bäuerlichen Bevölkerung infolge der Landeskulturgesetzgebung und ihrer Durchführung für sich auszunützen.

Die Befreiung des Grundbesitzes von vielfachen Beschränkungen und Lasten, die aus der Verfassung früherer Jahrhunderte stammten, war in ihren Grundgedanken nicht ein Werk des Liberalismus, sondern der Staatsweisheit der Regierung, aber sie war durch die Gesetzgebung nach den Ereignissen von 1848 beschleunigt worden. Wer sich jener Zeiten noch erinnert, weiß, welche große politische Wirkung damals die Aufhebung des Jagdrechts, der gutsherrlichen Polizei hatte. In den konservativen Kreisen fehlte es nicht an solchen, die überhaupt der konstitutionellen Staatsform feindlich waren, sich nach der guten Zeit des wohlwollenden Absolutismus zurücksehnten und auf die vielfachen Schwächen und Uebelstände hinwiesen, die bei Durchführung so vieler Neuerungen nicht ausbleiben konnten. Aber es wäre falsch, die ganze Partei, wie sie in jener Zeit sich bildete, lediglich als Feinde jeder Neuerung, Verfechter ererbter Vorrechte oder willenlose Werkzeuge der Regierung anzusehen.

Die grundlegenden Gedanken konservativer Staatsauffassung sind damals mit Geist verfochten, begründet und theoretisch gestaltet worden, naturgemäß unter dem Einfluß der Zeit und der herrschenden Zustände. Der noch später in anderm Zusammenhang zu erörternde Umstand, daß mit der politischen Bewegung in Deutschland auch eine kirchlich liberale Bewegung Hand in Hand ging, die kirchlichen Auffassungen, die König Friedrich Wilhelm IV. und seine Umgebung charakterisierten, die geistvollen Theorien eines bedeutenden Rechtslehrers, Stahl, und seiner Freunde, blieben nicht ohne Einfluß auf die Partei und wirkten vielfach trennend von solchen Elementen der Bevölkerung, die sonst ihrer ganzen Stellung und politischen Auffassung nach zur konservativen Partei neigten.

„Gouvernemental" ist und war nach der herrschenden liberalen Auffassung das verächtliche Gegenteil von Selbständigkeit und Manneswürde — ein äußerst wirksames Schlagwort! — Gouvernemental in diesem übeln Sinne ist die konservative Partei auch damals nicht gewesen, aber das ist richtig, daß sie ihre Wahlerfolge weit weniger der eignen Thätigkeit als der Hilfe der Regierung verdankte, und daß die große Masse derer, die damals mit der Partei gingen, das weit weniger thaten, weil sie von der Richtigkeit konservativer Staatsauffassung durchdrungen waren, als weil sie Zutrauen zu einer Regierung hatten, die dieses Vertrauen durch viele Generationen so wohl verdient hatte.

Wer schon vor vierzig Jahren Wahlen mitgemacht hat, wird sich des Zustandes politischer Unschuld erinnern, welche damals in konservativen Kreisen herrschte, während man auf liberaler Seite schon längst in der Kunst, die öffentliche Meinung und Wahlstimmung zu lenken, die nötige Fertigkeit erworben hatte. Man darf nicht vergessen, daß damals der Einfluß der Presse, die Lektüre der Presse namentlich in ländlichen Kreisen noch äußerst gering war.

Die Wahl nach den präsumtiven Wünschen der Regierung, des Königs war keine Bethätigung einer tadelnswerten Gesinnung oder Unselbständigkeit, sondern ein natürliches Resultat eines wohlberechtigten und achtbaren Autoritätsgefühls, denn selbst der erbittertste Gegner muß zugestehen, daß das Regiment der Hohenzollern mit dem der Bourbonen oder Stuarts vor der Revolutionsära jener Länder niemals auch nur die entfernteste Aehnlichkeit gehabt hat.

Aus dem, was über den Zustand der konservativen Partei und über den Einfluß der Armee auf die politische Stimmung gesagt wurde, wird sich unschwer die Erklärung finden, sowohl für den starken Rückgang der konservativen Stimmen während der kurzen liberalen Aera unter der Regentschaft, wie für das auffallende Resultat der Wahlen am Tage von Königgrätz.

Wir wollen in keine Untersuchung darüber eintreten, ob bei der Errichtung und dem ersten Ausbau des neuen Reiches ein größeres Verdienst der konservativen Partei zukam, oder dem großen Teil der liberalen Partei, der sich damals rückhaltlos auf nationalen Boden stellte. Sie haben beide dazu beigetragen, und fast alle wesentlichen Grundlagen sind unter dem Zusammenwirken beider geschaffen worden. Sie waren eben nur Mitwirkende, denn das steht fest, daß

weder die eine noch die andre dieser Parteigruppen, noch ihr Zusammenwirken diese gewaltigen Resultate wirklich verursacht hat. Dieses Verdienst steht andern zu, und vor allem Bismarck, der die disparaten Kräfte zu dem großen Ziel zu lenken und mit fester Hand zu führen verstand.

In dem englischen Aufsatz wird die Hochflut des Liberalismus geschildert, welche den ersten Teil der „Viktorianischen Aera" kennzeichnete. Wenn wir einen Zeitpunkt für die analoge Erscheinung in Deutschland angeben wollen, werden wir kaum irre gehen, denselben in den ersten Zeiten des neuen Deutschen Reiches zu finden — in dem ersten Teil der Aera, die mit größerem Recht durch den Namen einer die Zeit beherrschenden Persönlichkeit bezeichnet werden kann. Als sich Bismarck damals wesentlich auf die liberalen Elemente stützte, die in der nationalliberalen Partei des Reichstags eine mehrere Jahre lang ausschlaggebende Stellung einnahmen — geschah es nicht ohne Verstimmung und Widerspruch auf konservativer Seite. Nach dem entscheidenden Sieg im österreichischen Feldzug erwarteten und forderten alte Parteifreunde von ihm eine Regierung in konservativem Sinne, und der Hinweis auf die konservativen Erfolge der letzten Wahl zum preußischen Abgeordnetenhaus, schon vor dem Sieg, auf die gewaltigen Erfolge trotz der schärfsten Bekämpfung der Regierungspolitik von seiten des Liberalismus motivierte das hinlänglich. Er mochte recht haben, daß er die Unterlage der konservativen Partei allein für nicht ausreichend tragkräftig hielt. Jedenfalls wandte sich damals, um die Worte des englischen Autors zu brauchen, die intellektuelle Bewegung fast ausschließlich dem Liberalismus zu — und hat einer Reihe der wichtigsten und grundlegenden Gesetze jener Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Und doch ist das Gesamtresultat der Bismarckschen Aera in der Hauptsache die Zersetzung des Liberalismus — einer der sich langsam vollziehenden Vorgänge, die erst spät in ihrem Zusammenhang erkannt und aus denen erst noch später die notwendigen Folgerungen gezogen zu werden pflegen.

Unter den Thatsachen, die seit jener Zeit einen hervorragenden Einfluß auf die Parteiverhältnisse übten, ist zunächst der Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechts für den Reichstag zu gedenken, weil es auf die ganze weitere Entwicklung und die Verhältnisse aller Parteien einwirkte. Die ersten Wahlen waren selbst der konservativen Partei nicht ungünstig — der Umschlag der Stimmung nach den großartigen Erfolgen wirkte mit, und vor allem waren die alten Autoritätsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter damals noch nicht erschüttert. Das Wahlsystem des preußischen Abgeordnetenhauses hat mit seiner Abgrenzung von Wählerklassen nach den Summen der Steuerleistung oft den Spott herausgefordert, und es ist hierin ein Denkmal der eigentümlichen Geschmacksrichtung der Zeit, die sich willig dem geistlosen Formalismus einer Zahlenabgrenzung unterwirft, aber sich dagegen sträubt, die reellen Verhältnisse des wirklichen Lebens anzuerkennen. Es gab indessen doch den wohlhabenderen und bis zu einem gewissen Grade den intelligenteren Klassen einen verstärkten Einfluß — aber diese gerade standen damals in ihrer Hauptmasse unter der

Herrschaft der liberalen Strömung. Einer Partei kam das allgemeine Wahlrecht sofort zu gute, nämlich der katholischen Partei, die sich als Zentrum organisierte. Das war eine Wirkung, die von denjenigen Liberalen, die vor allem ein Wahlrecht auf breitester Grundlage befürwortet hatten, schwerlich gehörig vorausgesehen wurde. Gleichzeitig wurde der Liberalismus direkt dadurch geschädigt, daß der nicht unerhebliche Teil der liberalen Katholiken, die namentlich in den Rheinlanden reichlich vertreten waren, zum Zentrum überging. Erst später hat die Sozialdemokratie dieses Wahlrecht in ausgedehntestem Maße für sich ausgenutzt. Hätte man diese Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts genügend vorausgesehen, so wäre vielleicht dieser Schritt unterblieben, der nicht absolut geboten war. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Bismarck selbst, wenigstens zeitweise, davon überzeugt gewesen ist, daß er damit einen verhängnisvollen Fehler begangen hat; — den die zufällige Lage der damaligen Verhältnisse, die Vorgänge der früheren Verhandlungen über die Reform des Bundestages mehr erklären als entschuldigen. Wir halten den direkten Einfluß, den dieses Wahlrecht auf die Wahlresultate übt, namentlich zu Gunsten der Sozialdemokratie, noch nicht für die nachteiligste Wirkung desselben. Der schwerste Schaden liegt darin, daß die Notwendigkeit, an die Stimmung der breitesten Massen zu appellieren, das geistige Niveau des ganzen politischen Lebens herabdrückt, die parlamentarischen Sitten und die Presse depraviert — und einer Reihe von Eigenschaften einen Vorsprung gewährt, die für wirkliche politische Befähigung und Intelligenz nur äußerst geringe Sicherheit gewähren. Es ist eine Frage der Zeit, wie lange unsre Zustände diese rohe Institution aushalten, aber es ist nicht unsre Aufgabe, hier zu erörtern, ob und wie eine Aenderung oder Korrektur herbeizuführen ist. Hier kommt es nur darauf an, mit der bestehenden Thatsache zu rechnen.

Zu den Veränderungen der Zustände, die das ganze politische Leben beeinflußten, gehört die unendlich gesteigerte Möglichkeit und Schnelligkeit des Verkehrs und der geistigen Mitteilung — zu der die Ausnützung der Naturkräfte, die Verbesserung der Verkehrsanstalten und der gewerblichen Technik — die Verbreitung der Presse und ihrer Benutzung in allen Schichten der Bevölkerung, zusammenwirkten. Neben großen Fortschritten auch schwere Schäden, der ganze Volkskörper ist sensibler — erregbarer geworden — kleine Schäden steigern sich leicht, wie im Körper des einzelnen, zu fieberhaft auftretenden Krankheitserscheinungen, weil die notwendigen Elemente der Ruhe gemindert sind. In nahem Zusammenhang damit und nach gleicher Richtung hin wirkend: eine zunehmende Verflachung der Bildung — der äußerliche Firnis vielfach den Mangel an Gehalt verdeckend — und durch ein an sich gutes und humanes Streben, durch einige vorzügliche Eigenschaften der Rasse gefördert — eine starke Ueberproduktion von Bildung — für deren Verwendung und Beschäftigung es an Platz fehlt — und als Resultat eine große Zahl unbefriedigter Existenzen.

Die Entwicklung der Großindustrie, der zunehmenden Arbeitsteilung und die unausbleibliche Folge einer Beschränkung und teilweisen Vernichtung des kleinen handwerksmäßigen Betriebes hatte ja längst vor der Bismarckschen Aera

begonnen — aber sie wurde wesentlich erst fühlbar und auch wesentlich gefördert in jener Zeit, und die großen Kriegserfolge, die Milliarden der Kriegsentschädigung sind nicht ohne Einfluß geblieben. Von größtem Einfluß war es dann, daß neben der Beseitigung aller Schranken der Freizügigkeit, welche die Anhäufung der Arbeitermassen in den industriellen Kreisen, die fast krankhafte Anschwellung der Großstädte förderten, zu den notwendigen Freiheiten auch die möglichste Befreiung der Association des Kapitals von allen Schranken gerechnet und durchgeführt wurde.

Mit diesen großen Veränderungen fällt eine weit wirkende Thatsache zusammen: die Umgestaltung des Weltverkehrs und damit aller Handelsbeziehungen zum Ausland — nicht nur durch die Telegraphie, sondern vor allem durch die verbesserte Ausnutzung der Dampfkraft, die Ersetzung der Segelschiffahrt durch die Dampfschiffe und die dadurch erzielte Schnelligkeit und Verringerung der Frachtkosten.

Das alles tritt für Deutschland fast gleichzeitig ein mit der Notwendigkeit, die Stellung im Weltverkehr zu gestalten und zu behaupten, die mit der endlich erkämpften Einigung des bis dahin politisch zersplitterten Deutschlands unerläßlich war. Die Einigung Deutschlands auch als einheitliches Verkehrsgebiet, die Zusammenfassung in gemeinsamen Zollgrenzen, die Rückkehr zu einer Handelspolitik, die den Schutz der nationalen Arbeit als ihre Hauptaufgabe erkannte, war nicht nur ein Akt von höchster politischer Bedeutung, von weit schauender Voraussicht, sondern auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit.

Mit dieser ganzen Entwicklung aber, mit dem Einfluß, welchen die jetzt schnell wirkenden Veränderungen des Weltverkehrs, der Produktion und Konsumtion ferner Länder auf die eignen wirtschaftlichen Zustände üben, treten die Kämpfe um schwer wiegende materielle Interessen in den Vordergrund, mit Recht manche alte Fragen der politischen Doktrin beiseite schiebend — leider aber auch vielfach die Teilnahme mindernd für hochwichtigste Fragen idealer Natur — die doch schließlich für die Schicksale des Menschengeschlechts von entscheidender Bedeutung sind.

Es kann nicht ausbleiben, daß die vielfachen Veränderungen in der Art der Produktion, des Verkehrs manche einzelne Existenzen schädigen und bedrohen, daß der schnelle Wechsel in den Bedürfnissen, die Beweglichkeit der Arbeitskräfte, die so häufig an manchen Stellen Mangel an Arbeitskraft und an andern Mangel an Arbeitsgelegenheit zur Folge hat, zeitweise Notstände hervorruft — und sehr wesentlich haben dabei die Veränderungen und die Veränderlichkeit der Bedürfnisse, der Geschmacksrichtung (man gedenke der Mode, der wachsenden Menge der Saisonartikel — des Schwindens bestimmter Volkstracht und so weiter) mitgewirkt.

Unbefangene Vergleichung mit den Zuständen einer längeren Vergangenheit muß zu dem Resultat führen, daß im großen und ganzen in allen Betriebsarten, in allen Schichten der Bevölkerung, auch bei voller Berücksichtigung der geminderten Kaufkraft des Geldes, die Erträge aus der wirtschaftlichen Thätigkeit

sich erhöht haben, daß dies vor allem von der Klasse der Arbeiter gilt. Aber allerdings gleichzeitig haben auch die Ansprüche an das Leben, die Bedürfnisse eine Steigerung erfahren, — und das gilt für alle, auch die untersten Schichten, — die jenen Fortschritt vielfach mehr als aufwiegt. Es wird sich kaum bezweifeln lassen, daß jene Steigerung der Ansprüche zu einem sehr großen Teile an sich wertlosen Genüssen und der Befriedigung der Eitelkeit dienen. Das ist eine weit verbreitete Quelle der Unzufriedenheit, deren Aufdeckung allerdings recht unpopulär und deshalb selten ist.

Man muß sich dieses Zustandes, des Zusammenhanges aller dieser Veränderungen und Erscheinungen erinnern, um das schnelle Anwachsen der Sozialdemokratie in diesem letzten Menschenalter zu begreifen — und ebenso das Aufwachsen aller der schnell entstehenden und wechselnden Bildungen, von dem Antisemitismus bis zur neuesten nationalsozialen Bewegung, die im letzten Grunde denselben Gedanken entstammen. Sie alle finden in dem Zustand der Gesellschaft — und wir müssen hervorheben: vor allem in dem geistigen Zustand derselben — den Nährboden für eine Partei-Agitation, die sich immer mit mehr Erfolg an die Hoffnung und Phantasie als an den Verstand der Masse wendet.

Diese ganze Bewegung ist die wichtigste Erscheinung der jetzigen Lage, die auf die Parteiverhältnisse, das ganze politische Leben eine zersetzende Wirkung übt. Für England ist diese Einwirkung, aus der man dort zu Gunsten der konservativen Partei die Folgerungen gezogen hat, in jenem Aufsatz so treffend geschildert, auch für unsre Verhältnisse so belehrend, daß wir dem nichts hinzuzufügen haben. Nur auf einiges, was die deutschen Verhältnisse besonders charakterisiert, möchten wir hinweisen.

Die Sozialdemokratie beutet für sich all die Zugkraft aus, die der Gedanke möglichster Freiheit des einzelnen von allen Schranken seit jeher zu Gunsten der Demokratie ausgeübt hat — „Volksfreiheit gegenüber der Staatsbevormundung und Staatsallmacht", wie der Grundgedanke des Liberalismus in einem demokratischen Blatt kurz zusammengefaßt wurde — und doch preist sie eine Staats- und Gesellschaftsorganisation als Heilmittel an, die, wenn sie durchführbar wäre und durchgeführt würde, von individueller Freiheit wenig übrig lassen dürfte. Aber selbst diese starke Zumutung an die Gedankenlosigkeit erweist sich nur als geringes Hindernis der agitatorischen Kraft, bei der Stimmung breiter Massen, deren Gründe vorher dargelegt wurden. Begünstigt wird das durch deutsche Charaktereigenschaften, die einem unklaren Idealismus größere Macht verleihen als bei andern Völkern, bei denen der ruhigere praktische Sinn, der starke praktische Egoismus in den unteren Klassen in höherem Maße entwickelt ist. Es ist ein fast humoristisches Schauspiel, zu sehen, wie die alte, rein politische Demokratie, die Fortschritts- und Volkspartei, mehr und mehr von der Sozialdemokratie aufgesogen wird, obgleich sie sich für deren stärksten und prinzipiellsten Gegner hält — und wie sie teilweise in einseitiger Verfolgung des Gedankens individueller Freiheit zur Rolle einer Schutztruppe für jede Ausbeutungsfreiheit, für das moderne Raubrittertum, herabsinkt.

Kaum zweifelhaft ist es, daß die Sozialdemokratie den Höhepunkt ihrer geistigen Entwicklung überschritten hat — und es kann sein, daß die Bewegung etwas an innerer Kraft verloren hat. Aber es würde ein Fehler sein, die Gefahr der Bewegung zu unterschätzen. Sie ist überaus groß, weil einer thatkräftig und geschickt geleiteten Bewegung gegenüber die große Masse derer, die nicht geneigt sind, die Grundlagen von Staat und Gesellschaft preiszugeben — die noch immer die große, weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden —, in sich uneinig und gespalten ist infolge jenes unpraktischen Idealismus, unklarer Humanitätsgedanken und eines schiefgeleiteten Gerechtigkeitsgefühls. So wird eine so unnatürliche Lage möglich wie die jetzige, in der eine Gruppe, welche ganz offen die Zerstörung des bestehenden Staats- und Gesellschaftsgefüges mit revolutionären Mitteln als ihr Ziel bekennt und mit Ausbeutung aller Leidenschaften der Masse verfolgt, als legitime Partei anerkannt wird, in der man sie mit allen Mitteln und Freiheiten ausstattet, die von Rechts wegen doch nur dem zustehen sollten, der als notwendige Konsequenz dessen, was ihm der Staat und die Gesellschaft ist, auch die Pflicht anerkennt, nicht auf ihren Umsturz hinzuarbeiten.

Zu keiner Zeit hat sich die allgemeine Teilnahme in so hohem Maße der Förderung der Wohlfahrt der Arbeiterklasse zugewendet wie in diesen letzten Jahrzehnten. Daß die moderne Entwicklung manche besondere Leiden und Notstände für die Arbeiterkreise gebracht hat, ist gewiß unbestreitbar, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß noch nie eine Zeit so große Verbesserungen in der materiellen und rechtlichen Lage der Arbeiterklasse gebracht wie die jetzige, und in keinem Lande in dem Maße wie in Deutschland. Die Durchführung der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung sind eine so großartige That der Fürsorge für die unbemittelten Klassen der Gesellschaft, daß nichts Aehnliches in andern Ländern und Zeiten ihr an die Seite zu setzen ist. Man würde der großen Masse der Gesellschaft — „der Ausbeuter", nach sozialdemokratischer Bezeichnungsweise — sehr unrecht thun, wenn man nur Angst vor der Sozialdemokratie als Ursache dieser Thaten ansehen wollte. Sie sind in Wirklichkeit getragen von einem gewaltigen Wachstum humaner Auffassung in allen Schichten der Bevölkerung, und wenn ihnen jetzt noch so vielfach dankbare äußere Anerkennung in Arbeiterkreisen fehlt oder nicht laut zu werden wagt — eine tiefgehende Wirkung auf den ganzen Kampf gegen diese Umsturzrichtung üben sie dennoch. Kräftige revolutionäre Bewegungen dürften nicht leicht eintreten, wenn nicht weit verbreitete wirkliche Notstände vorhanden sind — und das gute Gewissen, welches thätig und mit Opfern geübter Fürsorge entspringt, ist nicht bloß von sittlichem Wert, sondern auch ein wertvolles Moment der Kraft.

Durch jene an sich so wertvolle humane Richtung der Zeit, welche den sozialen Fragen die allgemeine Teilnahme zuwendet, wird auch jene Bewegung gefördert, die unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Gruppen sich geltend macht, die man zusammenfassend als den Sozialismus der bemittelten oder gebildeten Klassen bezeichnen könnte.

Sie ist allmählich neben der organisierten und mit großem taktischem Geschick geleiteten Sozialdemokratie erwachsen und befindet sich teilweise in dem Glauben, diese korrigieren zu können, während sie in Wirklichkeit kaum mehr als eine Hilfstruppe dieser Bewegung bildet. Sie wird zu einer großen Gefahr, weil sie die Einigkeit der natürlichen Gegner der Sozialdemokratie zerstören hilft, die Widerstandskraft der Gesellschaft gegen den revolutionären Umsturz schwächt. Die Unklarheit dieser Bewegung zeigt sich in der schnell wechselnden Bildung von Parteigruppen, deren Ziele weniger in praktisch durchführbaren Reformen als in der phrasenhaften Forderung einer „Sozialreform auf christlicher Grundlage" formuliert werden. Zu ihren charakteristischen Eigenschaften gehört das Hervortreten jenes politischen Dilettantentums, welches sich besonders häufig in gewissen Berufskreisen findet. Vielleicht eine Folge einer psychologischen, mit der Berufsthätigkeit zusammenhängenden Entwicklung bei denen, die das Lehren zu ihrem Beruf gemacht, und dem nahe verwandten geistlichen Beruf, der in Deutschland besonders häufig und nicht selten mit einem hervorragenden Mangel an Urteilsfähigkeit über praktische Verhältnisse verbunden ist. Jedenfalls übt diese Bewegung, durch diesen Umstand gesteigert, eine sehr bedenkliche Einwirkung auf die Heranbildung der Jugend aus, bei der dem natürlichen Idealismus noch keine ausreichende Kenntnis der Wirklichkeit in realpolitischem Sinne korrigierend gegenüber steht.

Die am meisten hervortretende charakteristische Eigenschaft ist die Begründung durch eine besondere christliche Auffassung. Wir finden völlig parallel entwickelt, sowohl in protestantischen wie in katholischen Kreisen, diese christlich-soziale Richtung, die man hie und da wohl, ohne ihr unrecht zu thun, auch als christlich-demokratische bezeichnen könnte. Die Erscheinung ist nicht neu, sie ist schon in verschiedenen Zeiten hervorgetreten und erklärt sich aus der geschichtlichen Entwicklung.

Die weltbewegende, das ganze Kulturleben umgestaltende Kraft des Christentums besteht ja gerade darin, daß die Gotteskindschaft aller, daß auch im Geringsten der Bruder, daß die Pflicht, über die Gaben dieser Welt als getreuer Haushalter zu walten, anerkannt wird, und auf diesen erhabenen Gedanken, darauf, daß sie das Gesellschafts-, das Staatsleben durchdringen, beruhen alle Fortschritte der Freiheit und der Menschlichkeit. — Daß die „Religion dem Volke erhalten werde", wie unser großer Kaiser das so schön und einfach aussprach — die Religion, die diese Auffassung trägt und nährt —, erscheint daher als eines der wichtigsten Interessen, welches als unserm ganzen Kulturleben gemeinsam erkannt werden sollte. Sie wendet sich an den Menschen, sie faßt den Menschen in seinem ganzen innersten, sittlichen Wesen — nicht in seiner Eigenschaft als Produzent und Konsument, als Glied im wirtschaftlichen und staatlichen Organismus. — Sie soll die Richtlinie geben für sein persönliches Verhalten zum Nebenmenschen, auch in wirtschaftlichen Dingen — und sie übt dadurch ihren Einfluß auch auf die politische und wirtschaftliche Gestaltung.

Aber sie will weder noch kann sie geben die Richtlinie für politische und wirtschaftliche Gestaltung und Organisation, die von den verschiedenen und

wechselnden Zuständen und Bedürfnissen der Völker und Zeiten bedingt, die das berechtigte Gebiet weltlicher Staatskunst, der Politik sind, und mit der Bezeichnung „christliche" Sozialpolitik ist demnach für deren Inhalt wenig gewonnen. Der erhabenen Stellung der Religion, ihrem Einfluß im Volke, wird, wie uns scheinen will, schwerlich dadurch gedient, daß sie in den Dienst der Tagespolitik gestellt wird, und die Befürchtung scheint nicht unbegründet, daß die wichtige politische Wirkung, welche religiöse Gesinnung der Bevölkerung mittelbar auch auf die politischen Verhältnisse übt, dadurch mehr geschwächt als gestärkt wird. — Die christliche, die wahrhaft humane Gesinnung aber, die jeder Thätigkeit für soziale Aufgaben und soziale Organisation zu Grunde liegen sollte — allein für ein bestimmtes Gepräge religiöser Auffassung, für eine bestimmte dogmatische Richtung in Anspruch zu nehmen, dürfte doch wohl weder der thatsächlichen Lage noch richtiger christlicher Gesinnung und Duldung entsprechen.

Man hat im Laufe der Zeiten schon oft versucht, aus der Schrift politische Doktrinen zu rechtfertigen, und Doktrinen von verschiedenster Auffassung. Auf protestantischer Seite sollte man sich der Art erinnern, in der unsre Reformatoren dem Versuch dieser Ausnützung seiner Zeit entgegengetreten sind. Auf katholischer Seite hat diese christlich-demokratische Bewegung noch eine andre Seite, die mit dem Herrschaftsgedanken der römischen Politik in naher Beziehung steht, aber, wie es scheint, im protestantischen Deutschland wenig Verständnis findet. — Diese soziale Richtung in protestantischen Kreisen, deren einzelne Gruppen bei der fortdauernden Entwicklung weder sachlich noch persönlich scharf auseinander zu halten sind — wurde seiner Zeit wesentlich von konservativen Kreisen und durch einen Teil der konservativen Presse gefördert.

Die Begründung durch eine spezifisch christliche Auffassung wirkte in konservativen Kreisen erheblich zu ihren Gunsten — und erst die spätere Entwicklung dürfte der Erkenntnis zum Durchbruch verholfen haben, daß, wie vorstehend dargelegt wurde, diese an sich keinerlei Gewähr gegen das Eindringen politisch-demokratischer Tendenzen biete. Es bestand aber auch noch ein tieferer innerer Grund dafür, daß diese Richtung auf derjenigen politischen Seite sich zuerst entwickelte, die dem Liberalismus gegenüberstand. Die Zustände, welche überall die sozialen Fragen auf die Tagesordnung gesetzt haben, stehen in nahem Zusammenhang mit dem Abwirtschaften des Liberalismus oder der liberalen Doktrin auf allen Gebieten.

In jenem englischen Aufsatz wird darauf hingewiesen, daß zu jener Zeit, als die Flutwelle des Liberalismus sich zur Ebbe wendete, alle diejenigen bedeutsamen Reformen durchgeführt waren, „die mit Erhaltung unsrer Konstitution vereinbar waren oder mit Recht oder Unrecht die (damals politisch herrschenden) Mittelklassen interessierten." Das trifft in vollem Maß jetzt auch für Deutschland zu. Alle jene großen politischen Forderungen, die seinerzeit der liberalen Bewegung in Deutschland die Sympathie der überwiegenden Mehrheit sicherten, die nach Garantien gegen Willkür der absoluten Gewalt in konstitutionellen Verfassungsformen, der nationalen Einheit, der Garantien für Unabhängigkeit

der Gerichte, Beteiligung der Bevölkerung bei der Verwaltung eigner Angelegenheiten, der Freiheit politischer Diskussion und so weiter, sind längst erfüllt, und wenn auch hie und da noch über Detailausführung und Abgrenzungen Differenzen bestehen, doch in der Hauptsache gesetzlich festgestellt und von keiner Seite angefochten und bedroht. Auch die Befreiung der wirtschaftlichen Bewegung von allen nur irgend entbehrlichen Schranken, die den betriebsamen bürgerlichen Erwerbskreisen vor allem am Herzen lag, ist in weitestem Umfange durchgeführt und die freieste Bewegung des Verkehrs hergestellt und gefördert worden. — Was jetzt noch an angeblich liberalen Forderungen geltend gemacht wird, sind längst nicht mehr Forderungen jener großen liberalen Masse von früher — die man zuweilen wieder als „liberales Bürgertum" mobil zu machen sucht —, sondern Forderungen der wirklichen Demokratie, die an dem alten Aberglauben festhält, daß alle Gewalt am besten bei der Masse geborgen und von ihr geübt sei, die mit den monarchischen Institutionen, mit den gesellschaftlichen Grundlagen unsers Staatswesens, wie es wirklich ist und sich entwickelt hat, mehr oder weniger in Widerspruch stehen.

Aber nicht dies allein ist es, daß das, was an den Forderungen des alten, ehemals so mächtigen Liberalismus berechtigt, mit der Konstitution unsers Staatswesens vereinbar war, erreicht, also nicht mehr als Ziel- und Vereinigungspunkt für eine Parteibildung dienen kann — sondern auch die liberale Doktrin hat abgewirtschaftet. Die Entwicklung gerade der letzten Zeit hat es erkennbar, den weitesten Kreisen fühlbar gemacht, daß vieles von dem, was ehedem für jeden Liberalen als unbestreitbare Wahrheit, als notwendige prinzipielle Vorbedingung jeder Wohlfahrt galt, in Wirklichkeit weder wahr noch unter allen Umständen wohlthätig ist. — Der Glaube, daß die möglichste Freiheit des einzelnen in seiner wirtschaftlichen Thätigkeit, die möglichste Förderung des Verkehrs — und wunderbarerweise rechnete man zu den erstrebenswerten Freiheiten auch die möglichste Freiheit der Kapitalassociation —, der Glaube, daß die freieste Konkurrenz das beste Heilmittel gegen alle Schäden sei — der Einfluß, den er auf die Gesetzgebung und Verwaltung geübt, die Beseitigung von Schranken und Organisationen auf natürlicher Grundlage, nicht bloß der abgestorbenen und überlebten — hat seine Früchte getragen. — Die großartigen Fortschritte, die der Menschengeist in der Erkenntnis und Beherrschung der Natur gemacht, deren Verwendung für technische und Verkehrszwecke unsre Zeit charakterisieren, dienen gewiß im großen und ganzen dem menschlichen Fortschritt, aber daneben doch auch in hervorragender Weise der fesselosen Selbstsucht des Individuums. — Ueberall treten neben zweifellosen Fortschritten und wohlthätigen Wirkungen auch die tiefen Schattenseiten hervor, die Kehrseite der Medaille, die neben den Segnungen der Freiheit auch auf die Folgen des Mißbrauchs hinweist.

Jene ganze soziale Bewegung ist wesentlich von der Erkenntnis veranlaßt und gefördert, daß die Wege, welche der Liberalismus auf dem wirtschaftlichen

und sozialen Gebiet empfohlen, sich zum großen Teil als Irrwege erwiesen haben, daß die ganze Auffassung vom Staat, dem der Liberalismus wenig mehr als eine Nachtwächteraufgabe zubilligen wollte, einen ziemlich traurigen Bankrott gemacht hat — und, wie es im menschlichen Leben überall geht, ist man leicht geneigt, nach dem andern Extrem hin zu weit zu gehen —, wie das die moderne sozialistische Richtung thut.

Auch auf politischem Gebiet ist der Glaube an lange Zeit unbestritten herrschende Doktrinen erschüttert. Man würde der großen Masse des Liberalismus unrecht thun, wollte man ihn einer antimonarchischen Tendenz beschuldigen. Aber immerhin gehörte doch die möglichste Beschränkung der Monarchie durch parlamentarische Institutionen, die Behandlung der bewaffneten Macht als eine im Grunde der bürgerlichen Gesellschaft feindliche und gefahrdrohende Einrichtung, zu den grundsätzlichen Tendenzen des Liberalismus. Daß die Zeit der Reichsgründung, daß die ganze Bismarcksche Aera diese Anschauungen wesentlich verändert hat, wird niemand verkennen, der noch in der Lage ist, die Stimmung aus der Konfliktszeit vor 1866 mit der jetzigen zu vergleichen. Dazu kommen die Erfahrungen, die seitdem mit den parlamentarischen Einrichtungen, vor allem im Ausland über ihre Leistungsfähigkeit, über ihren Wert als Garantie für weises Regiment, für Fernhaltung von Mißbräuchen und niedriger Gesinnung gemacht wurden.

Es dürfte kaum übertrieben sein, von einem tiefen Niedergang des Parlamentarismus zu sprechen, von einer herben Enttäuschung über seine Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten.

Wenn man von demjenigen Teil der Bevölkerung Deutschlands absieht, dessen ganzer Gedankenkreis unter dem Bann der Sozialdemokratie steht, dürfte die Zahl derjenigen, welche die Durchführung eines parlamentarischen Regiments für möglich halten und von ihr segensreiche Folgen erhoffen, nur noch verschwindend gering sein.

Die Stimmung in Bezug auf diese Fragen der Verfassung, der politischen Organisation hat sich in einem Menschenalter wesentlich verändert, auf allen Seiten. Auch auf der Rechten, auf der die ehemaligen Gegner der konstitutionellen Einrichtungen überhaupt längst ausgestorben sind, wo die Notwendigkeit parlamentarischer Institutionen an sich, mit wirksamen Befugnissen, die Beteiligung der Bevölkerung bei der Verwaltung ihrer Angelegenheiten ebenso voll anerkannt wird wie auf der linken, während auf dieser der Gestaltung nach orthodoxliberaler Doktrin nicht mehr der frühere Wert beigelegt werden dürfte. Eine praktischere Betrachtung dieser Fragen fängt an Platz zu gewinnen, und das schärfere Hervortreten der Kämpfe um materielle, wirtschaftliche Interessen vermindert die Teilnahme für die Fragen politischer Doktrin.

Diese ganze Entwicklung und vor allem das Hervortreten der sozialen Fragen, das gewaltige Anwachsen der Sozialdemokratie hat einen zersetzenden Einfluß auf die bisherigen liberalen Parteien geübt. Der alten politischen Demokratie wird mehr und mehr der Boden von der zugkräftigeren Sozial-

demokratie entzogen, und der gemäßigte Liberalismus, die nationalliberale Gruppe, hat selbst keinen rechten Glauben mehr an ihren Liberalismus. Schon vor Jahren hat Bismarck wiederholt den Nationalliberalen gesagt, daß sie die notwendige Schwenkung nach rechts vergessen hätten. Nur zur Bekämpfung des „Junkertums" oder einer „Reaktion", an die niemand denkt, läßt sich eine Partei weder schaffen noch erhalten.

Es mag sein, daß diese Wandlung von den Beteiligten selbst noch nicht überall empfunden wird. Wer die Stimmung nach den Artikeln der Presse, nach den Kundgebungen der Parteien allein beurteilen will, wird leicht fehl gehen, denn das sind ja nur die Erzeugnisse des Kampfes für Erhaltung des alten Parteibestandes, eines Kampfes, der notwendig von der Schürung des Parteifanatismus, der Ausnützung der Fehler der Gegner lebt.

Wenn wir von einer Zersetzung des Liberalismus sprachen, so berechtigt dazu namentlich ein innerer Zusammenhang, der bei der ganzen Wandlung der Auffassung zu Grunde liegt. Es handelt sich überall um die durch praktische Erfahrung sich aufdrängende Erkenntnis eines Irrtums, der allen diesen wirtschaftlichen wie politischen Gestaltungen nach liberaler Doktrin zu Grunde liegt, nämlich der Voraussetzung von Idealmenschen, die nur das wirtschaftlich und politisch Richtige erstreben, aus deren Einzelstreben von selbst die Harmonie erwachsen soll. Es ist ein praktisch geführter Beweis für die überwiegende Richtigkeit konservativer Anschauung, die von einer tieferen und richtigeren Auffassung der menschlichen Natur, wie sie wirklich ist, ausgeht.

Man wird dem gegenüber geltend machen, daß die zersetzende Wirkung der Bismarckschen Aera nicht allein auf die liberalen Parteien sich geltend gemacht habe. Rein äußerlich betrachtet ist dies auch nur teilweise richtig. Die Sozialdemokratie macht entschieden davon eine Ausnahme; es wäre ein bedenklicher Optimismus, den kleinen häuslichen Streitigkeiten zwischen einzelnen Häuptern oder Organen dieser Partei eine solche Tragweite beizumessen; und auch beim Zentrum trifft es nicht zu. Richtig ist, daß die Wirkungen dieses rohen allgemeinen Wahlrechts, die Tonart der Presse und der öffentlichen Diskussion, die es erzogen hat, die Versuchung, der Momentsstimmung der breiten Massen nachjagend Augenblickserfolge zu erstreben, bei allen Parteien sich geltend gemacht haben, und wie wir zu unserm lebhaften Bedauern zugestehen müssen, hat auch die konservative Partei keine Ausnahme davon gemacht.

Aber demungeachtet bleibt das innere Resultat der Entwicklung bestehen: der Mangel praktischer Bewährung der liberalen Theorien, die überall wachsende oder aufdämmernde Erkenntnis, daß nach liberalen Rezepten, die schließlich auf ein Gehenlassen und das Vertrauen auf zunehmende Wirkung von Bildung und Selbsterkenntnis hinauslaufen, weder die Nöten der Zeit zu kurieren sind, die der Bethätigung des menschlichen Egoismus entspringen, noch die Gefahr des Umsturzes zu beseitigen ist, mit der die Sozialdemokratie uns bedroht, die mit dem rücksichtslosesten Terrorismus und der raffiniertesten Verhetzung und Ausnützung jeder Art von Mißvergnügen ihre Ziele verfolgt. Von der Gesetzgebung,

vom Staat wird mit Recht erwartet und gefordert, daß er eingreift, den Mißbrauch des Eigentums, der Bewegungsfreiheit beschränkend, wo der Schutz der Schwächeren, wo das Wohl der Gesamtheit dies fordert, aber nicht minder auch zum Schutz des Eigentums und berechtigter wirtschaftlicher Freiheit, wo sozialistische Agitation und sozialistischer Terrorismus sie bedrohen. Ein energisches Vorgehen in diesem Sinne, eine scharfe Abwehr von Bildungen, die den Bestand, den Zweck des Staates gefährden, das ist eine notwendige Konsequenz des Staatsgedankens, und es entspricht völlig einer konservativen Auffassung von Aufgabe und Pflicht des Staates, dafür einzutreten.

Die Sozialdemokratie ist schon längst eine internationale Erscheinung, eine alle Kulturvölker bedrohende Gefahr geworden, und die deutsche Sozialdemokratie rühmt sich nicht mit Unrecht der am besten organisierten und prinzipiellsten Entwicklung. Der ideale Zug des deutschen Nationalcharakters hat dabei, wie bei dem Anwachsen der neben der Sozialdemokratie herlaufenden, oben charakterisierten sozialen Bewegung zweifellos mitgewirkt. Ein glücklicher Umstand ist es, daß in Deutschland auch die entgegenstehenden Kräfte — erhaltenden, konservativen Charakters möchten wir sagen — und ihre Anlehnung an monarchische Institutionen vorhanden sind, die in der Gesinnung eines überwiegenden Teiles der Bevölkerung noch eine feste Grundlage haben.

Ganz ähnlich wie in England, wo die Parteiverhältnisse um vieles einfacher liegen, hat diese Entwicklung der sozialen Frage gewirkt, sie hat die Hochflut des Liberalismus der Ebbe zugeführt, wie dies in jenem Aufsatz nachgewiesen wird, und das auch für unsre um so vieles verwickelteren deutschen Parteiverhältnisse nachzuweisen, war unsre Aufgabe.

Es wird darauf ankommen, ob diese Lage von der konservativen Partei, sei es der bestehenden oder einer sich erst neu bildenden begriffen und ausgenutzt wird; ob man vor allem das begreift, was in jenem Aufsatz als fundamentalster Satz des Konservatismus bezeichnet wird:

„Daß die Interessen, welche allen Klassen im Volke gemeinsam sind, die Erhaltung von Gesetz und Ordnung, der Religion, der persönlichen Freiheit, politischen Ehrlichkeit und des privaten Eigentums unendlich viel stärker und allgemeiner sind als die miteinander streitenden Interessen besonderer einzelnen Klassen."

Wenn es gelingt, die konservativen Elemente auf dieser Grundlage, mit diesen weiten und idealen Gesichtspunkten, die hinausführen über den trostlosen Streit um kleinlichste Interessen, zu verständnisvoller Zusammenarbeit zu vereinigen, würde eine der wesentlichsten Garantien für die Wohlfahrt unsres Staatslebens und für den Bestand unsrer Reichseinheit geschaffen sein, für ein Staatswesen von so eigentümlicher Zusammensetzung, daß es in der That nur unter sorglicher Schonung der bestehenden, so verschieden gestaltigen Verhältnisse, nur mit großer Weisheit, nur im rechten, echt konservativen Sinne regiert werden kann.

Zu einer Reaktion in diesem Sinne, die von dem gemeinsamen Interesse aller Besitzenden, aller, die nicht von der Diktatur der Arbeiterklasse das Heil erwarten, getragen wird, die im Grunde nur den vernünftigen Staatsgedanken

zur Geltung bringt, reift die Stimmung mehr und mehr heran, einer Reaktion, die allerdings nichts mit dem Gespenst von Reaktion zu thun hat, welches der Liberalismus zur Rettung seiner sinkenden Fahne ausmalt.

Wir würden die vielen feinen und auf unsre Verhältnisse anwendbaren Bemerkungen in jenem englischen Aufsatz nur abschwächen, wollten wir sie nochmals wiederholen oder erläutern. Wir haben auch nicht die Absicht, hier in eine Kritik einzutreten über die bisherige Haltung der konservativen Partei, über das, was verfehlt oder versäumt ist, oder Ratschläge für das praktische Vorgehen zu geben; das ist die Aufgabe der Politiker, die durch ihre Stellung dazu berufen sind. Wir wollen nur noch einige Punkte erörtern, die durch in Deutschland bestehende eigentümliche Verhältnisse einer besonderen Beachtung bedürfen.

Wir haben auf die im Vergleich zu England vielfach günstigeren Verhältnisse des Grundbesitzes, der Bodenverteilung in Deutschland hingewiesen und auf die politische Bedeutung des Bauernstandes sowohl wie des Großbesitzes. Es ist begreiflich, wenn hier weit mehr als dort Vertretung der Agrarinteressen als eine Hauptaufgabe konservativer Politik angesehen wird.

Wir notierten uns aus dem Vortrag eines Politikers der jüngsten Zeit (Pfarrer Naumann) den Satz: „Lebensfähige politische Parteien müssen Interessengruppen sein," und verstehen, wie solche Sätze, bei einem Anschein realpolitischer Wahrheit, in politischen Versammlungen mit Beifall aufgenommen werden können. Es ist ein Körnchen Wahrheit, aber nicht viel mehr, darin. Die Parteibildungen knüpfen sich historisch und naturgemäß an gewisse Klassen der Bevölkerung, jeder Politiker wird das beachten müssen. Aber im Grunde würden Interessenparteien zu einer Negation des Staates führen, es wäre ein Unglück, wenn je eine solche mächtig genug würde, den Staat zu lenken, und es gehört eine Art von manchesterlichem Aberglauben dazu, aus dem Kampf solcher Parteien das Hervorwachsen des Gemeinwohls, der Harmonie zu erwarten.

Die konservative Partei müßte tief herabsteigen von der Höhe, von der Aufgabe, die wir ihr vindizieren möchten, wenn sie zur Parteigestaltung einer Interessengruppe werden sollte in diesem Sinne.

Der Politiker, der überhaupt auf diese Bezeichnung Anspruch machen sollte, kennt für alle Interessen eine unüberschreitbare Grenze, die des Gemeinwohls; sie zu finden, richtig zu bestimmen, ist seine wesentliche Aufgabe.

Wirklich berechtigte Interessen leiden in der Regel durch nichts mehr als durch die einseitige Vertretung derselben, die alle nicht mitinteressierten Elemente zu notwendigen Gegnern macht. Es kommt auf Vertretung der Interessen an, weil und insoweit sie gleichzeitig Interessen der Gesamtheit sind, und wir möchten gerade für die agrarische Bewegung auf die sehr richtigen Bemerkungen hinweisen, die in dem englischen Aufsatz sich finden. Ist eine Partei, die zu beherrschender Stellung sich den Beruf und die Aufgabe zutraut, auf die Zustimmung weiter Volkskreise angewiesen, so darf sie die Interessen einzelner Kreise nur so weit vertreten, als sie wirklich gleichzeitig von allgemeinem Interesse, und in einer Art, die auch diesen weiten Kreisen verständlich ist.

Man wird ferner nicht übersehen dürfen, daß zunächst doch auf die mögliche Macht derjenigen Stimmen zu rechnen ist, die zur Geltung kommen können; und da ist es ein Fehler, als Machtbereich einer einseitig agrarischen Agitation die Gesamtheit der ländlichen Bevölkerung in Rechnung zu stellen. Wir haben Anlaß genommen, die Bedeutung und den Wert der landwirtschaftlichen Interessen in dem ersten Teil unserer Darlegungen einer sorgfältigen Abwägung zu unterziehen, hier möchten wir noch darauf hinweisen, daß die große Zahl der Landarbeiter nur ein sehr bedingt in Rechnung zu setzendes Element ist. Auch auf die bäuerliche Bevölkerung ist keineswegs in ihrem ganzen Bestande zu rechnen.

Wir haben große Gebiete in Deutschland, in denen der Bauernstand mit kleinem, zersplittertem Besitz in sehr bedenklicher Weise in ein demokratisches Fahrwasser geführt ist, und wesentlich durch jene antisemitisch oder sich christlich nennende Richtung, die leider nicht ohne konservative Schuld groß gezogen wurde.

Wer den Charakter der Bauern kennt, mit seinem stark egoistischen Zug, der wird auch die Gefahr nicht unterschätzen, daß denn doch das Ausspielen von wirklichen oder vermeintlichen Interessengegensätzen gegen den Großbesitz, an denen die Gegner das größte Interesse haben, und für die sie keine Mühe scheuen, vielfach Erfolg haben und die Harmonie stören könnte. Es ist ein sehr zu bedauerndes Vorgehen und ein äußerst gefährliches Experiment, wenn jetzt, wie es vielfach von agrarischer Seite geschieht, die Unzufriedenheit gegen die Regierung gewendet und diese selbst für solche Dinge verantwortlich gemacht wird, die sie nicht ändern konnte, oder wegen Vorgängen angeklagt wird, in denen sie in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit der Volksvertretung handelte. Das naive Vertrauen eines großen Teiles der ländlichen Bevölkerung zu der Regierung, zum Landesherrn, das auf der wohlberechtigten Erfahrung guter Fürsorge von alters her beruhte, war ein in die konservative Wagschale fallendes Machtelement, und man sollte von wirklich konservativer Seite Sorge tragen, es zu behüten.

Soll die konservative Auffassung die große Aufgabe im Staatsleben erfüllen, welche die Natur der Dinge und eine durchaus nicht ungünstige Lage ihr zuweist, so muß sie nach einer breiteren Basis sich umsehen, als die ist, welche die einseitige Vertretung agrarischer Interessen bietet. Wir glauben, daß selbst in der gegenwärtig bestehenden konservativen Partei nur noch von wenigen der Glaube geteilt wird, daß man mit einer christlich-sozialen Politik der Sozialdemokratie erfolgreiche Konkurrenz machen und einen wesentlichen Teil der Arbeiterklasse für konservative Politik gewinnen könne. Auch die an und für sich einige, sehr gute und berechtigte Gedanken vertretende Handwerkerbewegung führt keine Hilfstruppen von bemerkenswerter Stärke zu. Man wird sich nach den breiten Schichten umsehen müssen, die jetzt ihre politische Vertretung in der Hauptsache in den liberal gerichteten Mittelparteien gefunden haben, nach allen den Klassen, die in ihrer Existenz von der wachsenden Sozialdemokratie sich bedroht fühlen, die von dieser ganz richtig ebenso wie der ländliche Grundbesitz zu den Aus-

deutern gerechnet werden, nach diesen Klassen, in denen der Glaube an die liberalen Rezepte jetzt wesentlich erschüttert ist.

Der straffe Corpsgeist, der in dem deutschen Parteiwesen eine Rolle spielt, erschwert Wandlungen der Art, da aus teils natürlichen, teils zufälligen Gründen es sich herausgebildet hat, daß bestimmte Erwerbs- und Interessengruppen fast ausschließlich von bestimmten politischen Parteien vertreten werden. Aber manche Erscheinungen der neuesten Zeit haben dieses Verhältnis gelockert. Auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und Zollfragen wird so mehr und mehr anerkannt, daß nur eine Zusammenfassung sowohl der landwirtschaftlichen wie der industriellen Interessen in dem höheren Gesichtspunkt des Schutzes nationaler Arbeit zum Ziele führen kann. Sollte es da nicht möglich sein, die gemeinsamen Gesichtspunkte auch für die sozialen und politischen Fragen zu finden, welche die ganze Lage beherrschen und von weit tieferer und dauernder Bedeutung sind?

Wir müssen hier des Einflusses gedenken, den noch fortgesetzt die große Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts auf die inneren Verhältnisse Deutschlands übt, ein Verhältnis, welches in ähnlicher Weise in keinem andern Lande, oder wenigstens nicht so tief, eingreift wie in Deutschland, welches seit mehr als einem Jahrtausend zu dem Schlachtfeld bestimmt scheint, auf dem die großen Kämpfe der Weltgeschichte zum Austrag kommen. Daß sich mit der Entstehung des neuen Reiches die große geschlossene und fest organisierte katholische Partei gebildet hat, nehmen wir hier als eine Thatsache hin, ohne die Gründe, die Frage, ob es so kommen mußte oder vermeidlich war, erörtern zu wollen; sie muß als Thatsache gewürdigt werden, die auf die Gestaltung der Parteiverhältnisse in Deutschland den größten Einfluß übt. Der überwiegende Teil der katholischen Einwohner des Reiches (fast zwei Fünftel derselben ausmachend) steht unter der Herrschaft dieser Partei, des Zentrums, die in der straffen Organisation der katholischen Kirche, die in keinem andern Lande eine so starke und achtunggebietende, auf wirklich kirchliche Gesinnung der Bevölkerung gestützte Stellung einnimmt wie in Deutschland, ein Machtmittel, einen Zusammenhalt besitzt, dem keine andre Partei Aehnliches zur Seite stellen kann.

Diese große Partei umfaßt Anhänger von den verschiedensten politischen und sozialen Anschauungen, zurzeit ist eine starke spezifisch katholisch-demokratische bezüglich sozialistische Richtung zu beachten, die vielleicht im Laufe der Zeit zu einem Moment der Zersetzung führt. Die oft widerspruchsvoll erscheinende Politik der Partei wird man nur verstehen, wenn man bedenkt, daß einerseits der Zusammenhalt der Partei als Hort und Kämpe für spezifische Interessen der katholischen Kirche höchstes Ziel, daß aber die Macht der menschlichen Interessen, die den einzelnen bewegen, groß genug ist, auch dem stärksten und entschlossensten Führer Schranken aufzuerlegen. Man würde den deutschen Katholiken, die dem Zentrum folgen, unrecht thun, wollte man ihnen in der Gesamtheit Nationalgefühl und Interesse für den Bestand des Reiches absprechen, aber daß für sie und für die Leitung der Partei noch andre Interessen bestehen, und daß diese nicht überall mit denen des Reiches sich decken, wird kaum zu bestreiten sein.

Entsprechend dem höchsten Interesse des eignen Parteizusammenhalts ist das lebhafteste Interesse erklärlich, der Partei die entscheidende Stellung zwischen den andern unter einander uneinigen Parteien zu erhalten. Man darf sich nicht wundern, wenn das, was ehemals als Kartellpolitik bezeichnet wurde, auf das lebhafteste und mit Erfolg vor allem von dem klugen Führer des Zentrums bekämpft wurde. Nun hat das Hineinspielen kirchlicher Fragen in die Parteiverhältnisse einen tiefgreifenden Einfluß auf diese geübt, und dieser Einfluß ist nur im Hinblick auf den Bestand und die Tendenzen des Zentrums richtig zu verstehen und zu würdigen.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß in jener Zeit, in der die Anfänge einer konservativen Partei sich bildeten, unter der Regierung von Friedrich Wilhelm IV., neben der politischen Bewegung eine kirchliche herlief, sowohl in katholischen wie protestantischen Kreisen (Neukatholiken, freie Gemeinden ꝛc.), die nicht ohne Beziehungen zu der politischen Bewegung war, und eine ähnliche Bewegung knüpfte an die Zeit des vatikanischen Konzils, die Zeit, in der im ersten deutschen Reichstag die katholische Partei sich konstituierte, an den sogenannten Kulturkampf an. Daß der politische Liberalismus in der Hauptsache auch der Verfechter der kirchlich-liberalen Richtung wurde, ebenso wie die konservative Partei der entgegengesetzten, erklärt sich aus den historischen Vorgängen; hat aber zugleich doch seinen tieferen Grund, der mit der Verschiedenheit der politischen Auffassung in notwendigem Zusammenhange steht. Wir haben in Bezug auf die sozialen Fragen dargelegt, daß das Christentum, daß wahre, innerliche christliche Auffassung zwar notwendig eine Einwirkung ausübt, weil die ganze Denkungsweise, die Gestaltung der Verhältnisse jedes einzelnen zu seinem Nebenmenschen von ihr beeinflußt wird, daß aber für die Fragen der Gestaltung und Organisation an sich die entscheidenden Richtlinien nicht auf dem Gebiet der Religion und des Glaubens zu finden sind. Auf politischem Gebiet gilt an sich dasselbe; wir können die Lehren der Geschichte, ja die Erfahrungen, die man noch jüngst an Vorgängen innerhalb der konservativen Partei gemacht, als Beleg dafür anführen. Aber auf diesem Gebiet besteht eine Ausnahme, insofern, als der katholische Glaube nicht nur einen religiösen, sondern einen direkt politischen Inhalt hat in den als Glaubenssatz der katholischen Kirche festgehaltenen Ansprüchen des Papsttums, einen politischen Inhalt, der für die Verhältnisse unsers Deutschen Reiches von höchster Bedeutung ist.

Dem Liberalismus fehlte bei seinem Mangel an historischem Sinn und an richtig zutreffender Auffassung der Menschennatur, wie sie ist, entschieden die richtige Würdigung der Stellung und Bedeutung der Kirche; während die konservative Auffassung, ihrer inneren Natur entsprechend, für die christlichen und kirchlichen Einrichtungen, welche die Träger des religiösen Lebens unsres Volkes sind, wie dies in dem Frankfurter Programm der deutschen Konservativen von 1876 einen so schönen und richtigen Ausdruck fand, ein weit tieferes und richtigeres Verständnis hatte.

Aus dem entscheidenden Einfluß, den zu jener Zeit der liberalen Hochflut

die liberale Auffassung und ihr mangelhaftes Verständnis für die Stellung der Kirche im Volksleben hatte, erklären sich zum Teil die Fehler, die Mißerfolge und unser politisches Leben tief schädigenden Folgen der Art, in welcher jener sogenannte Kulturkampf geführt wurde. Aber verschweigen dürfen wir nicht, daß auch auf konservativer Seite vielfach für die politische Seite jenes Kampfes und seines Hintergrundes das volle Verständnis getrübt war. Wenn auch nie die konservative Partei als solche diese Wege eingeschlagen hat, so hat es doch nicht an einzelnen, an Gruppen und Blättern gefehlt, die ein Zusammengehen von Konservativen und Zentrum für möglich und ersprießlich für konservative und kirchliche Zwecke gehalten haben.

Von allen Seiten hat man nur zu oft übersehen, daß dieselben Maßregeln auf die katholische und protestantische Kirche eine ganz verschiedene Wirkung üben, und bei jenen konservativen Hinneigungen zu gemeinsamer Aktion mit dem Zentrum wurde in bedauerlicher Weise die politische Gesamtlage übersehen, die zweifellose Thatsache, daß die Grundlagen des Reichs und der preußischen Monarchie im protestantischen Deutschland liegen.

Bei dem jetzigen Verhältnis der liberalen, der sogenannten Mittelparteien zu den konservativen Elementen spielt die Stellung zu den kirchlichen Fragen eine um so erheblichere Rolle, je mehr die politischen Doktrinen des Liberalismus an Glauben und Zugkraft in der Masse verloren haben. Aber wir haben den Eindruck, daß hier viel weniger die Stellung zu den inneren kirchlichen Fragen, die mehr der lieberalen oder der positiven Seite zuneigende Richtung von politischem Einfluß ist als die Stellung zu der großen kirchenpolitischen Frage, die sich auf das Verhältnis des Papstes und der katholischen Kirche zu dem weltlichen Regiment in Deutschland bezieht. Wenngleich jetzt, nach Beseitigung mancher früher bestandenen Schranken, der offene Kampf gegen Christentum und Kirche überhaupt vielfach äußerlich hervortreten mag, in Wirklichkeit hat die lebendige innere Teilnahme für kirchliches Leben und Organisation, für Liebeswerke auf diesem Gebiet, wie uns scheint, in dem letzten Menschenalter mehr zu- als abgenommen. Gerade die Bedrohung unsrer Staats- und Gesellschaftsgrundlagen durch eine dem Christentum feindlich gegenüberstehende sozialdemokratische Richtung fängt an, in weitesten Kreisen das Verständnis für den Wert der Kirche und ihrer Lebenskräfte wieder zu fördern. Aber es will uns scheinen, als ob das Wachstum auf diesem Gebiet am besten gefördert wird, wenn es dem wüsten Treiben der Tagespolitik möglichst fern gehalten, wenn es von allen Verständigen und Wohlgesinnten gepflegt wird als Grundlage, als Vorbedingung unsrer Kultur und Gesittung, und ohne es als Parteisache in Anspruch zu nehmen.

Jene kirchen*politische* Frage aber fordert bestimmte Stellungnahme, und eine konservative Partei, die sich die Zukunft erobern will, wird ihre Stellung nur festigen können, sie wird ihre werbende Kraft in den Kreisen, die jetzt einem niedergehenden Liberalismus noch anhängen, verdoppeln, wenn sie keinen Zweifel darüber läßt, daß sie in dieser Frage fest und unentwegt auf nationalem Boden steht.

Der Gedanke, welcher seinerzeit bei der Formulierung der preußischen Verfassungsurkunde zu Grunde lag, die freie Kirche im freien Staat, die Behandlung der Kirche etwa genau so wie die jedes andern erlaubten Vereins, ist ein gründlich liberaler Gedanke, der der Wirklichkeit, den Verhältnissen, wie sie eine tausendjährige Geschichte entwickelt, so wenig Rechnung trägt wie die liberale Doktrin überhaupt. Eine wirkliche Lösung der großen, schwierigen Aufgabe, welche die kirchenpolitischen Fragen der Regierung eines Landes stellen, in dem verschiedene Konfessionen mit so verschiedenen Ansprüchen zusammen in Frieden hausen sollen, eine Lösung, die auch dem wirklichen inneren religiösen Bedürfnis der Katholiken, die zugleich Deutsche sein und bleiben wollen, gerecht wird, ist nur in jenem großen Gedanken hohenzollernscher Politik zu finden, den vor kurzem Professor Zorn in Königsberg in einer so bemerkenswerten, aber in der Presse nicht in wünschenswertem Maß besprochenen Schrift als eigenstes Verdienst dieses Fürstenhauses nachgewiesen hat, in dem *Gedanken der Toleranz unter gleichzeitiger voller Wahrung der Staatsautorität über allen*. Er sollte in einem Lande, über welches Glaubenskämpfe so unermeßliches und erst nach langer, langer Zeit mit Gottes besonderer Hilfe überwundenes Elend gebracht haben, auf allen Seiten die gebührende Würdigung finden.

Es ist hervorgehoben worden, daß der tiefste Unterschied zwischen den englischen und deutschen Verhältnissen in der hier noch erhaltenen starken Stellung der Monarchie besteht, die in Wirklichkeit der Träger der Regierung und Verwaltung des Landes ist. Die Herstellung der Gesundung des Parlamentarismus, die Beseitigung mancher Uebelstände und Konflikte, die aus der jetzigen Art der Organisation der mitwirkenden Volksvertretung entspringen, die Findung der Formen, die Konflikte beseitigen und das Gefühl der Mitverantwortlichkeit der Volksvertretung und ihrer Mitglieder für das Gesamtwohl stärken und sichern, wird eine wesentliche Aufgabe der Zukunft sein. Aus der Stellung der Monarchie in Deutschland aber und aus der besonderen Stellung, welche eine konservative Partei zu dieser historisch und der Natur der Sache nach einnimmt, folgt für diese auch die Notwendigkeit, in ihrem Verhalten Fehler zu meiden, zu denen nur zu leicht eine Zeit verführt, in der die bestehenden Einrichtungen die Parteien zwingen, an die Stimmung der Masse zu appellieren. Die Aufgabe einer konservativen Partei ist die Vertretung des Staatsgedankens in seiner vollen Ausdehnung und Konsequenz, sie ist die Stütze der Regierung in demselben Gedanken, und die Wahrung der Autorität ist beiden gemeinsames Interesse. Die selbständige Gesinnung bethätige sich in der Form, die dem warnenden Freunde ziemt, nicht in dem Haschen nach der Popularität der Opposition, nach der Ausbeutung des Mißvergnügens, welche keiner mit so schonungslosem Sarkasmus gegeißelt hat wie seinerzeit Fürst Bismarck.

Es giebt kaum etwas andres, was einer konservativen Partei eine so starke werbende, die besten Elemente ihr zuführende Kraft verleihen wird, wie eine Haltung, welche mit sicherem Takt und in vornehmer Form nur durchaus vorwurfsfreier Mittel sich bedient, die Künste der Demagogie verschmähend, dem

Volke nur Wahrheit, nur das Beste bietet und nach dem Ruhm strebt, die Partei der ruhigen, anständigen Leute zu sein.

Mögen die Gedanken, die wir im Anschluß an den so beachtenswerten Aufsatz des englischen Autors entwickelt haben, zum Nachdenken anregen und von denen, welche in den nächsten Kämpfen zu führender Stellung berufen sind, in Thaten übersetzt werden.

Aus dem Bunsenschen Familienarchiv.

Mitgeteilt von

Friedrich Nippold.

(Fortsetzung.)

IV. Die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850.

Die im nachstehenden mitgeteilten Briefe des Prinzen an Bunsen vom 17. Juli und 23. Dezember 1850 müssen mit seiner gesamten Thätigkeit während des Jahres 1850 in Verbindung gebracht werden. Wie jeder neue Einblick in die Anschauungs- und Handlungsweise des großen Kaisers sein Bild immer bedeutsamer heraustreten und zugleich seine persönliche Bedeutung beständig wachsen läßt, so gilt dies besonders von der genaueren Erforschung seiner schon lange vor der eignen Regierung ausgeübten Mitarbeit für die Lösung der deutschen Frage. Es giebt kaum eine ungeschichtlichere Auffassung als diejenige, welche den Kaiser als Werkzeug und Handlanger eines seiner Minister erscheinen läßt. Wem die Priorität in der Erkenntnis des richtigen Weges zukommt, wird schon keinem Leser der Denkschrift vom 19. Mai 1850 zweifelhaft bleiben können.

1. Denkschrift des Prinzen von Preußen vom 19. Mai 1850.

Diese zuerst in der „Historischen Zeitschrift" von 1893 S. 90/5 [1]) veröffentlichte Denkschrift ist mit der folgenden Nachschrift versehen: „Beistimmend ge-

[1]) Im engeren Historikerkreise war diese Denkschrift schon seit 1868 bekannt. Aber das Recht zur Veröffentlichung stand denjenigen, die sie kannten, ebensowenig zu, als den vertrauten Militärs, welchen der fürstliche Verfasser seine Arbeit bereits 1850 mitgeteilt hatte. Die zu der großen Gedenkfeier des 22. März 1897 erschienene Onckensche Festschrift ruft jedoch einen interessanten Beleg darüber, inwiefern die wichtigen, in dieser Festschrift veröffentlichten Dokumente dem rechten Manne anvertraut wurden, in Erinnerung. Oncken hatte ebenso wie Treitschke die Denkschrift vom Mai 1850 vertraulich erhalten. Nicht lange nach

lesen von Prinz Karl, Major Kirchfeld, v. Boyen, v. Schlegel, Rittmeister Graf Goltz, Hofmarschall Graf Pückler, Generallieutnant v. Lindheim, Graf Perponcher, Graf Waldersee." Ebenso hat der Prinz persönlich Bunsen eine Abschrift gesandt. Dieselbe war, wie nach mündlichem Bericht des Generals v. Boyen festgestellt werden konnte, von dem letzteren zu diesem Behuf abgeschrieben. Der Sohn des von beiden königlichen Brüdern gleich verehrten Feldmarschalls [1]) war bereits während des englischen Aufenthalts des Prinzen von 1848 sein steter Begleiter gewesen. Nach der Herausgabe der Biographie Bunsens hat derselbe die Darstellung der ihm bekannten Ereignisse als durchaus zutreffend erklärt.

Da die Denkschrift bereits im Wortlaut veröffentlicht wurde, kann an dieser Stelle ein kurzer Auszug genügen. Die Einleitung entwickelt in knappen, inhaltreichen Sätzen zunächst den deutschen Beruf Preußens, sodann sowohl die Folgen des Wiener Kongresses für Preußen und Deutschland, wie das Gegengewicht dagegen im Deutschen Zollverein, um schließlich einen kurzen Blick auf den 18. und 19. März zu werfen.

In Bezug auf den ersten Punkt heißt es klipp und klar: „Preußens geschichtliche Entwicklung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten." Desgleichen ist es ein recht eigentliches Kompendium deutscher Geschichte, was hier über den Wiener Kongreß gesagt wird: „Die Wiener Kongreßbestimmungen hinsichtlich der Länderverteilung zeigen bezüglich auf

---

1870 schrieb er dem Kollegen, der sie ihm mitgeteilt, ein solches Dokument dürfe nicht länger unbekannt bleiben; es sei hohe Zeit, daß unser Volk es wirklich erfahre, was der Fürst, der sein eignes Verdienst so gern hinter dem seiner Gehilfen zurücktreten lasse, persönlich bedeute. Onckens Wunsch scheiterte damals an der Nichtberechtigung zu dieser Herausgabe. Erst im Jahre 1893 hat v. Sybel die Denkschrift veröffentlichen können. Um so mehr freut es uns, bei diesem Anlaß konstatieren zu können, wie früh der Biograph des großen Kaisers die objektiv geschichtliche Anschauung über denselben gewonnen hatte.

[1]) In dem Vorwort zu den „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen" ist neben Briefen Friedrich Wilhelms III. und IV. an ihren beiderseitigen Kriegsminister auch der Brief des Prinzen von Preußen an seinen späteren Adjutanten nach dem Tode von dessen Vater mitgeteilt (III. S. X. 1). Es heißt in diesem Briefe (vom 16. Februar 1848): „Ein großer Mann, ein großer Name ist mit ihm dem Vaterlande entrückt, aber auf ewige Zeiten ist sein Andenken in den Annalen Preußens verzeichnet. Ich preise die Zeit, die mich mit dem Verewigten in seinen letzten Lebensjahren in nähere Stellung brachte, da ich, bei oft divergierender Ansicht, immer den glühenden Patrioten in ihm erkannte und wir immer Freunde blieben und als solche schieden."

Einen Monat später waren der Schreiber und der Adressat dieses Briefes zusammen im Exil in England.

Es darf bei diesem Anlaß auch wohl daran erinnert werden, daß schon im Vorwort zum ersten Bande der Boyenschen „Erinnerungen" die auf ihn bezügliche Rede Kaiser Wilhelms nach der Rückkehr aus Frankreich, am 31. März 1871, mitgeteilt wird (I. S. IV.), und daß es mit Bezug auf den gleichen Punkt weiterhin heißt (I. S. XXIV.): „Auf der ersten Reorganisation der preußischen Armee, dem Werke Scharnhorsts und Boyens, hat die zweite Reorganisation, das eigenste Werk Kaiser Wilhelms des Großen, sich aufgebaut." Die Vorrede datiert vom 3. August 1889. Damals war diese Bezeichnung noch in keinerlei offiziellem Erlasse gebraucht.

Preußen deutlich, daß man auf alle Weise diese Entwicklung hemmen wollte. Die abnorme Einteilung Preußens in zwei getrennte Hälften hatte wohl keinen andern Grund als den, dasselbe nicht einig und daher nicht mächtig werden zu lassen." Unmittelbar daran schließt sich das Gegenbild: „Trotz jener Länderzerstückelung ist jene Absicht vereitelt worden. Preußen hat sich intellektuell gehoben, durch seine Institutionen dem vernünftigen Fortschritt gehuldigt, durch seine Wehrverfassung eine ungewöhnliche Kraftentwicklung ermöglicht. Daher waren auch die Augen von ganz Deutschland auf dasselbe gerichtet; es wurde gefürchtet, weil es beneidet wurde. Der Zollverband bahnte zuerst eine wirkliche politische Einigung Deutschlands an. Bei jeder Gefahr von außen richteten sich die Blicke von ganz Deutschland auf Preußen als die rettende Macht (1830—1840)." Endlich lernen wir die Auffassung des Prinzen von dem berechtigten und dem unberechtigten Teil der Märzereignisse kennen: „Als 1848 die Revolution in Frankreich ausbrach und anfing, in Deutschland Anklang zu finden, wendeten sich die Süd-Staaten desselben durch eine Mission an Preußen, um es an die Spitze des gesamten Deutschlands zu stellen. Aus Pietät gegen Oesterreich fanden frühere Insinuationen dieser Art keinen Anklang. Als aber die Nachricht der Wiener Revolution in Berlin eintraf (16. März), war kein Augenblick zu verlieren: Das Manifest am 18. März morgens kündigte die Intention des Königs an. Die Katastrophe des 19. März vereitelte alles!"

An der Rekapitulation der weiteren Ereignisse der Jahre 1848 bis 1850 — Frankfurter Parlament, Aufstände in Baden, Pfalz, Sachsen, Dreikönigsbund, Erfurter Parlament — müssen wir, so lehrreich es auch ist, das eigne Urteil des späteren Kaisers über alle diese Episoden im einzelnen zu verfolgen, an dieser Stelle vorbeigehen. Dagegen darf die aus den Prämissen gezogene Schlußfolgerung nicht fehlen:

„Auf dem betretenen Wege muß Preußen mit den unierten Fürsten vorwärts schreiten, wenn es nicht diese im Stiche lassen will, sich der größten Inkonsequenz schuldig machen und mit Recht alles und jedes Vertrauen vor der Welt verscherzen will."

Der Hauptwert der diese Forderung begründenden Nachweise liegt jedoch darin, daß der fürstliche Verfasser sich über die möglichen Konsequenzen seiner Forderung durchaus klar ist. Das, was im Jahre 1866 sich abgespielt hat, sieht man hier bereits 1850 ernstlich ins Auge gefaßt:

„Da bisher als Kontraprojekt der Union nur das Münchener vom 17. Februar 1850 bekannt geworden, dasselbe aber durch die öffentliche Meinung bereits gerichtet ist, so kann Preußen nur auf Durchführung der Union beharren, trotz aller Drohungen, da Oestreich die Kluft nur zu gut kennt, die zwischen dem gedrohten und auszuführenden Landfriedensbruch und Bruderkrieg besteht. Die Entscheidung über diesen Bruderkrieg liegt jetzt in Frankfurt a. M., Oestreich hat einen Gesandten-Kongreß dahin entboten, basiert auf die Bestimmungen über den Bundestag. Daß diese allseitig als erloschen angesehen worden, seit Einsetzung des Reichsverwesers und des Interims, bedarf keiner Ausführung.

Dem Protest, den Preußen in dieser Beziehung veröffentlicht hat, haben sich die Unions-Fürsten angeschlossen, als sie übereinkamen, Frankfurt a. M. dennoch zu beschicken, um keinen Versuch unbeschritten zu lassen, der zur Ausgleichung mit Oestreich und dem übrigen Deutschland führen könne. Die Unions-Fürsten erscheinen in Frankfurt solidarisch gegeneinander gebunden. Vermag Oestreich in Frankfurt a. M. nichts Besseres vorzulegen als die Union, so schreitet diese zu ihrer definitiven Konstituierung, regelt ihre Stellung zu den nicht beigetretenen deutschen Staaten, durch Revision der Bundesakte von 1815. Tritt Oestreich diesem Vorhaben dann noch mit Krieg entgegen, so wird die Welt entscheiden, wer im Recht und wer im Unrecht ist. Gegen die Vorwürfe, die uns Oestreich in Bezug auf quaest. § 11 macht, wird ihm die Frage vorgehalten werden, ob es durch seine Verfassung vom 4. März die Bundesakte nicht auf das entschiedenste verletzt habe, indem es elf Millionen Deutsche aus Deutschland entfernte; ob es durch eine Kriegserklärung gegen deutsche Lande nicht die erste Basis, auf welcher der Bund beruht, daß nämlich die deutschen Staaten sich untereinander nicht bekriegen dürfen, auf das empfindlichste verletzt; daß eine gleiche Verletzung des Bundes stattfände, wenn es verlangt, zweiundzwanzig Millionen Slaven ꝛc. in Deutschland aufzunehmen? Will Oestreich diese Bundesverletzungen mit gewaffneter Hand durchzuführen suchen, so wird es den gebührenden Widerstand finden, das Glück der Waffen wird entscheiden.

„Von entscheidendem Einfluß auf Oestreichs Kriegsgelüste wird die Haltung von Rußland, Frankreich und England sein. Es kommt daher jetzt vor allem darauf an, daß diese drei Mächte von Preußens Recht in Bezug auf § 11, und von Oestreichs eben dargestelltem Unrecht sich überzeugen, damit sie letzteres vom Kriege abhalten, oder um, wenn dies nicht gelingen sollte, diese drei Mächte von jeder aktiven und passiven Teilnahme an dem Kriege abzuhalten.

„Sollte der Krieg zwischen Oestreich und Preußen unvermeidlich sein und günstigenfalls beide Großmächte keine andern Alliierten finden als die mit ihrem Intresse verbundenen deutschen Staaten, so ist die kritische Lage Preußens gegenüber seinen an numerischem Gehalt überwiegenden Gegnern nicht zu verkennen. Denn wenn auch die in Berlin versammelten Unions-Fürsten auf die erste vom Könige an sie gerichtete Frage, ob sie unter den kriegerischen Chancen am Bündnis halten wollten, mit bestimmten Ja geantwortet haben, so ist doch die materielle Kraft, die sie Preußen zuführen, nur gering. Dieser kritischen Lage ist nur der Stern Preußens gegenüberzustellen, seine tüchtige Armee und sein Recht, während die öffentliche Meinung bald zu Ungunsten Oestreichs entscheiden wird."

Daß die Vorbedingung für die hier geforderte Lösung der deutschen Frage, die Veränderung in der Stellung Rußlands, Frankreichs und Englands zu den beiden Rivalen in Deutschland, im Jahre 1866 erfüllt war, ist und bleibt das außerordentliche Verdienst der genialen Bismarckschen Staatskunst. Daß aber damit nur die vom Prinzen von Preußen lange vor seinem späteren Minister (dessen damalige Anschauung wir aus seinem Briefwechsel mit Gerlach kennen)

gehegten Zukunftsgedanken ausgeführt sind, ersieht man weiter daraus, wie der Prinz schon damals sowohl das Anrecht auf die Kaiserkrone als das enge Bündnis mit dem aus dem deutschen Bunde ausgeschiedenen Oesterreich klar ins Auge gefaßt hat. Ueber das erstere heißt es:

„Mit der Kaiserwahl war Preußen ein Anrecht auf das Haupt Deutschlands zugefallen, d. h. in der Regelung der Zukunft Deutschlands die Initiative zu ergreifen."

Mit Bezug auf den zweiten Punkt erklärt der Verfasser, nachdem er dargethan, wie Oesterreich sowohl durch die Verfassung vom 4. März 1849, wie durch die Erklärung von Kremsier gezeigt habe, daß es nur Rechte, nicht Pflichten in Deutschland anerkenne:

„Es konnte daher dem zu einer Gesamtmonarchie erklärten Oestreich nur eine Stellung neben Deutschland angewiesen werden, welche es aber mit demselben in eine enge Alliance oder Union bringen sollte."

Es sind dieselben Gedanken, welche Fürst Leiningen schon 1846/47 ausgeführt hatte, und welche nunmehr von Radowitz als Minister des Auswärtigen ernstlich an die Hand genommen waren. Aber es ist so gut wie unbekannt geblieben, mit welcher Energie der Prinz von Preußen in derselben Zeit, wo die Gerlachsche „Camarilla" (wie wir aus Gerlachs eignen Denkwürdigkeiten Tag für Tag verfolgen können) an dem Sturz von Radowitz arbeitete, diesem Vorläufer der Bismarckschen Politik sekundiert hat.

Zu der Denkschrift vom 19. Mai gesellt sich nämlich als weiterer Beleg dafür zunächst der nach dem neuen Aufenthalt des Prinzen in England geschriebene Brief an Bunsen.

2. Brief des Prinzen an Bunsen vom 17. Juli 1850.

Schloß Babelsberg 17/7. 50.

Unmöglich kann ich Perponcher abreisen lassen, ohne Ihnen noch diese Worte des Danks für alle Ihre Güte während meines Aufenthalts in London zu sagen. Es war eine ebenso schöne und angenehme als höchst merkwürdige Zeit; es sind 14 Tage, die in Englands Geschichte einen wichtigen Platz einnehmen, und die mir durch Ihre genaue Kenntniß der Verhältnisse ungemein lehrreich gewesen sind.

Hier habe ich, was den König und Radowitz betrifft, die deutsche Frage in der allervortrefflichsten Lage gefunden; der König war niemals fester in seinen Plänen und Ansichten; er will und wird die Sache der Union nicht aufgeben, solange man ihn nicht verläßt; wird durch Abfall vieler Staaten der Bund zum Minimum, so kann das große Verfassungsproject dann nicht mehr Platz greifen und muß man sich mit der Stipulation des 26. Mai begnügen und den 28. Mai vorerst ruhen lassen. Der Moment, dies auszusprechen, kann nach des Königs Befehl erst eintreten, wenn die 3 provisorischen Monate abgelaufen sind. Das Ministerium ist aber nun mit Einemmale umgeschlagen und will diesen

Ausspruch thun, wenn jetzt ausweichende oder abfallende Erklärungen einzelner Regierungen auf die letzte Anfrage eingehen werden!!! Es ist zum Verzweifeln! Ich hoffe immer noch, daß Brandenburg sich eines Andern besinnen wird. Schleinitz ist am meisten für des Königs Ansicht. Manteuffel geht aber so weit, eine Cabinetsfrage daraus zu machen, und seine Collegen schwanken wie Rohr. Meiner Ansicht nach geht die Ansicht des Ministeriums aus der Ermüdung hervor, die ihnen das Hin- und Herziehen der Angelegenheit überhaupt erzeugt. Oestreich hätte also seinen Zweck vollkommen erreicht, aus Ermüdung die Nachgiebigkeit zu erlangen. Das Ministerium sagt, da wir doch zum Fallen lassen des Verfassungsentwurfs und zur Beibehaltung des 26. Mai's kommen müssen, so ist es besser, dies sogleich auszusprechen. Wir, d. h. der König und Radowitz und ich, sagen: erstlich ist dies Müssen noch gar nicht erwiesen (sans modifications), und zweitens wäre dieser sofortige Ausspruch eine Treulosigkeit gegen die unirten Staaten, vor allem aber die unterwürfigste Concession gegen Oestreich, die es seit einem Jahre anstrebt, und eine Degradation Preußens im Auge der Welt, wie sie noch nie dagewesen ist. Der Ausspruch der Großherzogin Stephanie wird alsdann wahr, wenn sie sagt: l'Autriche veut avilir et faire démolir la Prusse. — Der König käme, wenn eine Cabinetsfrage daraus entstände, in große Verlegenheit. Er muß ganz rechts oder sehr links greifen, und Beides ist unmöglich, so daß eine Modifikation oder sogar Beibehaltung des Ministeriums nöthig werden könnte, und damit Aenderung der deutschen Politik, was ich vor Allem suchen werde, zu verhindern. Wie wichtig übrigens die Beibehaltung des Ministeriums Brandenburg für die innere Gesetzgebung ist, begreifen Sie, da nur diesem die Concession auf dem conservativen Boden von den Kammern zu erlangen möglich ist. Das Dilemma ist groß!!

Daß diese Mittheilungen nur für Sie sind, versteht sich, und auch dem Prinzen Albert dürfte wohl nur eine leise Andeutung zu machen sein... Manteuffel gefällt mir in der ganzen Sache am wenigsten, denn er läßt durch alle Zeitungen die Artikel unwiderrufen gehen, daß er für die sofortige Einsetzung des Définitivum gestimmt habe, während er es gerade ist, der dagegen war und, wie gezeigt, noch viel weiter in seinen Concessionen vorgeht!! Wir bereiten uns militairisch vor für den Fall, daß Oestreich ein einseitiges Interim in Frankfurt a. M. einsetzt und die nicht Beitretenden etwa durch Exekutionen zum Beitritt zwingen will. Gott verhüte dann einen Zusammenstoß, der den Krieg bringen müßte!

Ihr

Prinz von Preußen.

Wie schmerzlich hat mich der Tod des H. v. Cambridge ergriffen!
Ihrer ganzen Familie 1000 Herzliches!

3. Die Staatsratssitzung vom 2. November 1850.

Im Juli 1850 sehen wir den Prinzen, in welchem der preußische Staatsgedanke seit dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen seine festeste

Inkarnation gefunden hatte, noch mit seinem Bruder im Einklang. Auch noch unmittelbar vor der schmachvollen Katastrophe, die in dem Wort „Olmütz“ ihre typische Zusammenfassung gefunden hat, ist ursprünglich noch das Gleiche der Fall. Aber dann folgen in raschem Fluge der Sturz von Radowitz, der Tod von Brandenburg, die schwere Demütigung Preußens in der hessischen und schleswig-holsteinischen Frage. Die Entscheidung fiel — nach Brandenburgs Rückkehr aus Warschau — in den ersten Tagen des November 1850. Für die Stellungnahme des Prinzen von Preußen in diesen Tagen kommt obenan die Staatsratssitzung vom 2. November 1850 in Betracht. Wir sind heute in der Lage, durch die Verbindung der in den Gerlachschen, Natzmerschen und Roonschen Denkwürdigkeiten über dieselbe mitgeteilten Thatsachen sowohl mit den Briefen des Prinzen an Radowitz wie mit der mündlichen Erzählung des kompetentesten Augenzeugen den kritischen Moment uns recht eigentlich plastisch zu vergegenwärtigen.

Hören wir zuerst Gerlach! Unter dem 28. Oktober hat er wieder einmal, wie so oft, sein Universalrezept niedergeschrieben, d. h. die Karl Ludwig Hallersche Restaurationsformel: „Bruch mit der Revolution“ (Revolution natürlich im Hallerschen Sinne gefaßt). Am 29. berichtet er über eine Konferenz des Königs mit dem Prinzen, Radowitz und Stockhausen, unter den üblichen heftigen Ausfällen gegen Radowitz-Bunsen. Am Abend ist „der König in höchster Aufregung, der Prinz indigniert über den Kaiser Nikolaus“. Am 30. ist der König in Berlin. Gerlach erhält „Warschauer Briefe von Münster und Rochow“, dann ein Abschiedsgesuch des Ministers v. Manteuffel, „er könne nicht mit einer Politik gehen, die mit den Gothaern anfange und mit den Rothen endige.“ Er selbst hat „in einem Briefe an Stockhausen ein exposé der Radowitz'schen Politik aufgesetzt, um ihn auf einen soliden Angriff und Widerstand bei der Rückkunft Brandenburgs vorzubereiten.“ Das Entlassungsgesuch Otto v. Manteuffels wird nach Rücksprache mit Edwin v. Manteuffel nicht überreicht. Dagegen konferiert Gerlach zweimal an einem Tage mit dem russischen Gesandten v. Budberg („außer sich über Radowitz, durch dessen Beseitigung schnell alle Schwierigkeiten gehoben werden würden“) und Stockhausen („erzählte mir noch, daß der König zuletzt dem Prinzen die Entscheidung überlassen, und daß dieser für den Krieg votiert hätte“). Am Abend u. a. noch „Kreuzzeitungs-Thee“.

Ueber den 31. Oktober hat Gerlach wieder allerlei charakteristische Details aufgezeichnet. Wir heben daraus nur die Daten über die Rückkehr Brandenburgs, sowie Gerlachs alsbaldige neue Maßnahmen — in vollstem Gegensatz zu den Forderungen des Prinzen — hervor. „Brandenburg war angekommen und meine Nachrichten durch Edwin Manteuffel, die von den beiden Ministern Stockhausen und Manteuffel kamen, gingen dahin, daß Brandenburg sehr vernünftig und in der Hauptsache mit ihnen einig war. Den Abend hatte ich noch einen langen Vortrag und ging dann zum Thee. Dem Prinzen von Preußen bewies ich den Unsinn der französisch-russischen Alliance.“

Vom 1. November, von welchem auch die Aufzeichnungen über den vorhergegangenen Tag stammen, heißt es unmittelbar weiter: „Heut ein Brief von Brandenburg, in dem er einen Minister-Conseil zu morgen verlangt. Als es ihm der König gewährt, nehme ich mir Urlaub nach Berlin, mit der Idee, die Nacht dort zu bleiben. An Brandenburg antwortete ich auf seine Anfrage und setzte ihm dann meine Vorschläge auseinander ... Gegen Brandenburg bemerkte ich außerdem, daß das wirksamste Mittel, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die Entlassung von Radowitz wäre." Nachdem dann noch eine Fahrt Gerlachs nach Berlin mit Besuchen bei Stahl und Stockhausen und die Berufung aller Minister zum Conseil nach Sanssouci erwähnt sind, hören wir noch über den Abend des gleichen Tages: „Endlich kommen sie, Brandenburg erklärt sich mit mir einig, klagt über den König und den Prinzen von Preußen. Manteuffel sagt, der König habe sich noch nicht entschlossen. Dann zum Souper: Der König sehr passiv, gegen mich sehr gleichgültig, noch mehr der Prinz, der, als alles auseinander ging, sich noch mit dem Könige in sein Kabinett begab."

Nach dieser „Vorgeschichte" folgt dann endlich die entscheidende Sitzung vom 2. November, bezüglich deren wir den Gerlachschen Bericht durch den Roonschen so merkwürdig ergänzen können. In der Gerlachschen Erzählung, die überdies in dem Zwischengespräch Gerlachs mit dem Könige während der Unterbrechung des Conseils einen weiteren wichtigen Beitrag zu dem Spiel hinter den Coulissen (ganz besonders in jener Art von Suggestion, die Gerlach in solchen Momenten vorzüglich auszuüben verstand) gewährt, heißt es speziell über die Stellungnahme des Prinzen: „Um 10 Uhr kamen der Prinz von Preußen und die Minister. Die Konferenz begann in gewöhnlicher Art, so daß man den König durch die Thüre viel allein reden hörte ... Der Conseil wurde unterbrochen, und die Minister gingen in das andre Zimmer. Der König ließ mich rufen ... Als der Conseil zu Ende war, $2^1/_2$ Uhr, kam der Prinz von Preußen zornig heraus, schalt auf die Minister, weil sie nicht mobil machten."

Stellen wir nunmehr diesem Gerlachschen Zeugnis über das Verhalten des Prinzen das Roonsche (I. S. 240/3) zur Seite! In dem Briefe vom 20. November 1850 wird darüber erzählt:

„Der Prinz hat, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: ‚Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen!' Darauf hat er sich wieder hingesetzt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der bekanntlich auf seiner Seite war), während Manteuffel fortwährend von den Schrecken eines Bruderkrieges und unserem wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen, dozirte. Endlich sagt Stockhausen, der Kriegsminister: ‚Nun, es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Oest. schlägt.' Bei diesen Worten springt der Prinz auf und widerspricht im Namen der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzte er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und

sagte schluchzend: ‚Es ist alles verloren, mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen.‘“

In diesem Brief ist allerdings ein einzelner Irrtum zu korrigieren. Gerlach hat dem Staatsrate nicht beigewohnt, sondern nur in der Zwischenzeit den König privatim (in überaus geschickter Weise) bearbeitet.

In allem übrigen ist der Bericht mit der eignen Erzählung des Prinzen in voller Uebereinstimmung. Zugleich aber muß, damit die volle Tragweite des Momentes gewürdigt werden kann, auch die Roonsche Berichterstattung ebenso wie die Gerlachsche in den Gesamtzusammenhang seiner Denkwürdigkeiten hineingestellt werden. Ueber die damalige Stellung Roons ist nämlich kurz vorher erzählt:

„Major v. Roon übernahm im Herbste 1849 wieder die Funktionen als Chef des Generalstabs des 8. Armeecorps. Er war glücklich, daß somit sein dienstliches Verhältnis zum General v. Hirschfeld bestehen blieb. Ebenso vermehrten sich die dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen zu S. K. Hoheit dem Prinzen von Preußen, da dieser, nach dem Feldzug in Baden zum Militär-Gouverneur für Rheinland und Westfalen ernannt, seine dauernde Residenz in das Schloß zu Koblenz verlegt hatte. Es war eine politisch schwer bewegte Zeit. Es ist auch kein Geheimnis, daß der damalige Prinz von Preußen in jenen Jahren die schwankende Haltung der Regierung namentlich in den deutschen Angelegenheiten und auf dem auswärtigen Gebiete entschieden mißbilligte.“

In demselben Zusammenhange wird noch der damaligen Umgebung des Prinzen gedacht, die im ausgesprochensten Gegensatze gegen die Gerlachsche „Camarilla“ stand. Es werden Griesheim, Kirchfeld, Fischer, Gustav Alvensleben — alle untereinander „in herzlicher Freundschaft“ — mit Namen genannt. Ueber ihre gemeinsame Stimmung in dieser kritischen Zeit aber heißt es nachdrücklich: „Alle diese Männer waren vor allem einig in dem heißen patriotischen Streben, die heillose Unklarheit der öffentlichen Zustände, welche in Folge der Uneinigkeit und Unentschiedenheit der maßgebenden Regierungskreise noch immer andauerte, durch den Einfluß des von ihnen so hochverehrten Prinzen von Preußen zu beenden und zugleich die gründliche Revision der Bundestagsverhältnisse, eine Auseinandersetzung mit Oestreich, sowie eine heilsame Reform der preußischen Heeresorganisation herbeizuführen.“

Den gedruckten Berichten über diesen dies nefastus können wir endlich noch beifügen, daß der Adjutant, welchem der Prinz „schluchzend um den Hals fiel“, der gleiche Boyen war, dessen auch Gerlach als in Sanssouci anwesend gedenkt (neben Wrangel, Boddien und den Ministern). In einem Briefe von dem gleichen 2. November berichtet Boyen selber über den Hergang: „Der Prinz weinte wie ein Kind, daß ich nicht anders konnte, als ihm um den Hals fallen und sagen, daß die Ehre seines Namens wenigstens für die Geschichte gerettet sei.“ Ebenso hat er schon eine Reihe von Jahren vor dem Druck der Roonschen Denkwürdigkeiten bei Anlaß eines Gesprächs über die oben berücksichtigte, von ihm abgeschriebene Denkschrift den Hergang fast wörtlich so wie jene berichtet. Nur kamen noch einige bezeichnende Züge hinzu. Als

die beiden im Vorzimmer wartenden Adjutanten „den König durch die Thür viel allein reden hörten," suchte Boyen seinen älteren Kameraden möglichst fern von der Thür zu halten und durch lautes eignes Gespräch jene nicht für ihre Ohren bestimmten Worte weniger vernehmbar zu machen. Als dann der Prinz zur Thür herausstürzte und ihm um den Hals fiel, hat es längere Zeit gedauert, bis derselbe, nachdem sie zusammen weggegangen waren, im stande war, ihm im Zusammenhang von dieser Stunde der tiefsten Schmach zu berichten. Auch vor und bei dem gemeinsamen Mittagessen aber gab es noch ein bezeichnendes Nachspiel. Die Prinzessin hatte, bevor der Prinz selbst zu Tisch kam, von Boyen Bericht über den Hergang gewünscht, worauf dieser erwidert hatte, daß er, weil nicht Mitglied des Staatsrats, darüber nichts berichten könne. Als dann der Prinz selber eintrat, wurde die gleiche Frage an ihn selber gerichtet. „Hat Dir denn Boyen nichts erzählt?" „Nein, der will ja von nichts wissen!" Der Blick, den der Prinz daraufhin dem treuen Diener zuwarf, ist diesem zeitlebens unvergeßlich geblieben. War das persönliche Verhältnis schon vorher ein ungewöhnlich vertrautes, so ist doch die einzigartige Vertrauensstellung der späteren Zeit von Boyen stets auf diesen Tag zurückgeführt worden.

Die Stellung des Prinzen während dieser schweren Krise ist uns aber heute noch von weiterer Seite bekannt: durch die bei Radowitz' hundertjährigem Geburtstag (in der Nationalzeitung vom 6. Februar 1897) veröffentlichten Briefe des Prinzen an ihn. Nachdem, wie Gerlach am 3. November triumphierend berichtet, Radowitz auf seiner Entlassung bestanden hatte, hat ihm der Prinz am folgenden Tage geschrieben:

Babelsberg, 4. November 1850.

Unendlich werthvoll ist es mir, daß Sie mir Ihr Votum sendeten, sowie Ihren Ausspruch der Theilnahme am B. Ich war vernichtet. Gott wird es Ihnen lohnen, was Sie zur Ehre Preußens wollten. Sieht Brandenburgs Zustand nicht wie ein Gericht der Nemesis aus? Doch keine Bitterkeit und kein Hohn beschleicht mich.

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen.

Aus den am gleichen Orte mitgeteilten späteren Briefen des Prinzen ist hier noch das Votum vom 29. September 1851 von Belang:

„Erst handeln, dann raisonnieren, heißt es jetzt. Das Entgegengesetzte haben wir nun $1^1/_2$ Jahre vergeblich angewandt."

Wieder ein Jahr später, am 11. September 1852, wirft der Prinz ebenfalls einen Rückblick auf die „bei Seite gelegte Politik von 1849 und 1850", um dann fortzufahren:

„Daß man deshalb jedoch Preußens Aufgabe in Deutschland, wie sie seit Friedrich des Großen Zeit sich kundgegeben, nicht vergißt, versteht sich dabei von selbst; aber auch diese Auffassung verlangt nicht eine sofortige Schilderhebung gegen Oestreich. Die großen Ereignisse entwickeln sich langsam; 1850 glaubte

ich mit Ihnen, der Moment sei gekommen, wo Preußen durch das Schwert sich seine Stellung in Deutschland erobern werde. Es sollte nicht sein — es war verfrüht."

Nach dem Tode von Radowitz hat der Prinz in einem Briefe an dessen Witwe, vom 30. Dezember 1853, denselben als einen „Freund" bezeichnet, „den ich in den schwersten Zeiten, die das Vaterland trafen, erst vollkommen gefunden und als solchen erfunden habe."

Auch die am gleichen Orte mitgeteilten Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Radowitz (vom 5. und 6. November 1850) bezeugen, wie der König ursprünglich mit ihm und dem Prinzen übereingestimmt hatte. Er hat dann Radowitz nach England gesandt. Dort ist der Plan zu der Einladung des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu der Ausstellung von 1851 gefaßt worden. Daß dieser Gedanke in die Zirkel der „Camarilla" nicht paßte, liegt auf der Hand. Die Intriguen, durch welche die Reise verhindert werden sollte, sind in dieser Revue (November 1895) nach den eigenen Briefen des Königs und des Prinzen geschildert.

Eine bedeutsame Ergänzung dieser Briefe an Radowitz bildet ferner der an General v. Natzmer gerichtete Brief des Prinzen vom 4. April 1851 (die Antwort auf ein Schreiben Natzmers vom 22. März, zum Geburtstage des Prinzen). Es heißt hier:

„Jawohl! Es war im November ein zweites 1813, nur vielleicht erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte; es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte. — Es sollte noch nicht sein. Es muß wohl verfrüht sein, und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr. Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Handinhandgehen mit Oestreich, doch beides muß mit Ehren geschehen, und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen. Unser jetziges, momentan festeres Auftreten wird sich gewiß auch wieder in Wohlgefallen auflösen. Das Kommando, das mir des Königs Vertrauen im November anwies, war recht gemacht, um zu glauben, daß man die Welt stürmen könnte. Ich sah mit großem Vertrauen den Ereignissen entgegen, obschon ich die Gegner nicht gering schätzte und großen Feldherrn entgegenging, denn in dem Geist, der unsere Armee belebt, lag das Gefühl der Nachhaltigkeit."

Diesen bereits gedruckten (wenngleich noch nirgends gesammelten) Aeußerungen des Prinzen können wir aber endlich noch einen längeren Brief an Bunsen mit einem Rückblick auf die ersten Folgen des Olmützer Traktats anschließen, beachtenswert besonders durch die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher der Prinz auch nach einer Zeit größter Erregung alle günstigen Chancen berechnet:

Berlin, 23. 12. 50.

Die Einlage, um deren gütige Besorgung ich Sie ersuche, gibt mir Veranlassung, Ihnen einige Zeilen zuzusenden. Eigentlich habe ich auf mehrere

Ihrer Briefe zu antworten; sie trafen mich indessen zu einer Zeit, in welcher wir in solcher Krise lagen, daß eine Meinungsäußerung fast unmöglich war, wenn man nicht in geregelter Korrespondenz sich befindet. Jetzt sehen wir anders in die Zukunft als sonst — ob besser, das muß die Zeit lehren. Der Mann, mit dessen System der König und ich seit dem 26. März 49 gingen, ist bei Ihnen gewesen. Er wird Ihnen die Schilderung des 2. November gemacht haben. Der 6. November gab uns Allen neues Leben — obgleich er ein edles Leben endete, das am gebrochenen Herzen starb! eine so edle Natur, wie die des Grafen Brandenburg, mußte der so frechen Inconsequenz erliegen! Friede seiner Asche! —

Der 29. November zu Olmütz und der 1. Dezember zu Potsdam entschied den Wechsel des Systems Preußens in der deutschen Frage! Da es meinem Charakter zuwider ist, einem Schaukelsystem Beifall zu klatschen, so habe ich mich ganz zurückgezogen von allen Verhandlungen. Daß ich deshalb nicht mit dem Könige und dem Gouvernement gebrochen habe, wird Ihnen einleuchten. Ein solcher Bruch muß Unheil über das Vaterland bringen und darf nur im alleräußersten Falle eintreten. Ich habe, meinem Charakter getreu, unparteiisch die Stipulationen von Olmütz erwogen. Sie haben uns Dinge gewährt, die wir seit der Errichtung des Pseudo-Bundestags unausgesetzt verlangt hatten, freie Conferenzen und Mitsprechen in allen deutschen Angelegenheiten, — welches uns durch jene Création verweigert war, um Proselyten bei der Union zu machen, Preußen zuletzt zu isoliren oder zum Eintritt in den pseudo Bundestag zu zwingen oder es durch Isolirung, durch Krieg vielleicht — zu demoliren. — Dagegen haben wir die Concession in Hessen gemacht und die Massacre in Holstein in mögliche Aussicht gestellt. Beides sind moralische Schläge ins Gesicht der Armee, die mit bewunderungswürdiger Begeisterung unter die Waffen trat. Dies trat allen Patrioten sofort klar vor die Augen, in der ersten Aufregung übersah man die gute Seite von Olmütz. — Wie natürlich! Jetzt hat sich die Stimmung sehr beruhigt, man wägt unparteiisch ab und trauert nur über die Inconsequenz in Hessen!

Ob uns Dresden etwas Reelles bringen wird, weiß der Himmel! Zurückweisen durfte man die Conferenzen nicht, da wir sie seit dem May selbst verlangten. Man scheint ziemlich entschieden von unserer Seite auftreten zu wollen, indessen wie oft hat dieser Schein betrogen. Man sollte jetzt den weiteren Bund möglichst lax constituiren, für den engeren die Stärke reserviren und dessen Constituirung auf dem Prinzipe des 26. May später erst vornehmen. Dieses Canevas ist sehr weitschichtig; geschickte Hände können aber ein schönes Gebild darin einzeichnen!

Empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Familie auf das Herzlichste. Sollten Sie die Königin und den Prinzen sehen, so legen Sie mich zu Füßen. Bleibt Frieden, so hoffe ich zur Exhibition zu erscheinen.

Ihr

Prinz von Preußen.

Die preußischen Urheber der Demütigung Preußens haben selber noch anders über ihre damalige Thätigkeit urteilen gelernt. Unsre politische Litteratur enthält schwerlich etwas Lehrreicheres als die Lehrjahre Bismarcks in Frankfurt am Main, wie sie in den Briefen an seinen früheren Lehrmeister L. v. Gerlach sich abspiegeln. Bismarcks damaliger Freund und späterer Rivale Edwin v. Manteuffel sagt in einem seiner Briefe an Ranke[1]) über die von ihm mit korrigierte Ausgabe des Briefwechsels des Königs mit Bunsen (Allg. Ztg. 1896, Nr. 113, Nr. 4):

„Das Unglück damaliger Zeit war eben, daß im Innern des Landes Nachschwingungen der Märztage Gewalt hatten. So wurden auch die auswärtigen Fragen vielfach von dem reinen Parteistandpunkt beurteilt, und wurde vor allem der Gesichtspunkt ins Auge gefaßt, ob das konservative oder das revolutionäre Prinzip durch die oder die Lösung Vorteil haben könne. Bruch mit Oestreich und Rußland wurde von sehr tüchtigen Leuten als Aufgeben des Königstums und Sieg des Jacobinismus angesehen.

„Hätte ich nicht Ihre Vorträge bei Prinz Albrecht und auf der Universität gehört gehabt, ich hätte auch leicht zu weit gehen können nach der Richtung: so hielt ich fest, daß die nationale Selbstständigkeit und das Staatsinteresse niemals dem abstrakten Prinzip untergeordnet werden dürften."

Vor allem aber sind es die Gerlachschen Denkwürdigkeiten selber, aus

---

[1]) In den gleichen Briefen (vergl. Nr. 116, Brief 12) wird ein höchst bezeichnender Umstand berichtet, wie die gleiche Kamarilla, welche den Prinzen von Preußen und Radowitz bekämpfte, seit Jahren systematisch an Bunsens Sturz arbeitete:

„Ich erinnere mich, General Rauch zu General Alvensleben sagen gehört zu haben: ‚Ist es wahr, daß der König Bunsen gehen lassen will, wenn du das Ministerium nimmst?' — ‚Ja.' — ‚Nun, dann wirst du doch Minister?' — ‚Nein.' — ‚Da bist du kein Patriot; ich kann versichern, daß, wenn der König zu mir sagt: Rauch, willst du dich hier an dem Baum aufhängen lassen, wenn ich Bunsen den Abschied gebe? so knöpfe ich selber den Kragen auf und reiche meinen Hals hin. Nimm doch das Ministerium wenigstens auf 24 Stunden, lasse die Ordre von Bunsens Abschied zeichnen und nimm dann selbst wieder deinen eignen!' Sie glauben gar nicht, welche Kämpfe der König zu bestehen hatte, um Bunsen zu halten."

Auch das Urteil Manteuffels über die Ursachen, weshalb diese Intriguen nicht früher zum Ziele führten, ist — zumal für die Auffassungsweise des Briefschreibers selber — höchst bezeichnend:

„Fragen kann man sich, warum der König, obgleich er sah, daß Bunsen schon nicht mehr mit ihm übereinstimmte, ihn doch immer noch zu Vertrauensaufträgen brauchen wollte. Mir fällt ein, was mir der hochselige König da einmal von dem General Willisen gesagt: er lobte viele Eigenschaften von ihm, auch wie er ihm ergeben sei; ‚aber,' sagte er, ‚er ist nahe daran, ganz in die Hände der Gott versuchenden, modernen Liberalen zu fallen; er schwankt am Rande eines Abgrundes, und nur ein Strohhalm stützt ihn vor dem gänzlichen Sturz, der Strohhalm ist sein Gefühl für mich, entziehe ich ihm jetzt mein Vertrauen, suche ich nicht immer wieder durch Aufträge ihn zu mir heranzuziehen, so schwindet der Strohhalm, der ihn noch im Gleichgewicht hält, und er stürzt unmittelbar in den Abgrund!' Sollte nicht ein ähnliches Gefühl den König trotz aller Ratschläge von Rauch und Brandenburg und Alvensleben immer wieder verleitet haben, Bunsen in die Geschäfte hineinzuziehen?"

welchen das über seine damalige Thätigkeit ergangene Gericht der Geschichte zu Tage tritt. Als es sich um die Regentschaft des Prinzen handelte, welche seine Partei so lange zu durchkreuzen gesucht hatte, mußte er zu seinem Schrecken erkennen: „Der Prinz beabsichtigt in einen viel schärferen Gegensatz gegen das bisherige System zu treten, als man gedacht hat.“ Als die Ursache dieses Gegensatzes bezeichnet er selber den Olmützer Traktat. Und er war zugleich durch die Vermittelung der Königin Elisabeth in der Lage, den Brief des Prinzen an den bisherigen Ministerpräsidenten, in welchem letzterem seine Entlassung mitgeteilt wurde, seinem Tagebuch einzuverleiben (II S. 631):

„Ich erkenne es in vollstem Maße an, wie vor allem Sie als Mitglied des damaligen Ministeriums Brandenburg den Thron und das Vaterland von einem schweren Verhängnis erlöset und in Verbindung mit den jetzigen Ministern seit einer Reihe von Jahren unserem jetzt so schwer betroffenen König und Herrn nach bestem Wissen mit Rat und That gedient haben. Ich habe aber auch, als neben der Regierung stehend, mich leider oft nicht in Uebereinstimmung mit den Regierungsmaßregeln befunden und ist Ihnen das nicht unbekannt geblieben, ebensowenig wie den übrigen Staatsministern, da ich stets mit Offenheit und Ueberzeugung mich darüber ausgesprochen habe, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Meine abweichenden Ansichten sind theils principieller, theils formeller Natur, sodaß ich die nöthige Uebereinstimmung mit meinen Ansichten und eine Einmütigkeit des Handelns mit mir bei dem ferner zu beobachtenden Gange der Regierung nicht voraussetzen kann. Unter diesen Umständen habe ich daher beschlossen, ein neues Staatsministerium zu bilden.“

Treibende Kräfte im deutschen Heerwesen.

Von

General der Infanterie z. D. **v. Blume.**

Das deutsche Heerwesen erfreut sich der Anerkennung des In- und Auslandes. Es hat sich im Kriege bewährt und seitdem rüstig fortentwickelt. Dabei waren und sind fortdauernd besondere Schwierigkeiten zu überwinden, die der Herstellung und Erhaltung der Einheitlichkeit und Kraft des Heerwesens in einem Bundesstaate unvermeidlich entgegenstehen und die bei uns durch widrige Volksströmungen und Parteirücksichten noch gesteigert werden. Trotzdem herrschen Einheitlichkeit, frisches Leben und erfolgreiches Streben im deutschen Heerwesen.

Jeder Vaterlandsfreund wird das Bedürfnis empfinden, die treibenden Kräfte zu kennen, auf die diese erfreuliche Erscheinung zurückzuführen ist, denn

deren Erhaltung und Pflege ist von eminenter Bedeutung für die Sicherheit des Landes und die Zukunft der Nation. Eine erschöpfende Behandlung aller einschlägigen Fragen ist nun freilich im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes nicht möglich. Wohl aber möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf einige Einrichtungen in unserm Heerwesen hinlenken, die einen bestimmenden Einfluß auf dessen Entwicklung ausüben und der Beachtung weiterer Kreise um deswillen besonders wert erscheinen, weil der ihnen zu Grunde liegende Gedanke sich vielleicht auch auf andern Gebieten des staatlichen Lebens nutzbar machen ließe.

Eigenartig ist zunächst die Zusammensetzung des preußischen Kriegsministeriums, der die Organisation der Kriegsministerien von Bayern, Sachsen und Württemberg mit den durch den geringern Umfang ihres Wirkungskreises bedingten Abweichungen entspricht. Bekanntlich beschränkt sich die Thätigkeit des ersteren nicht auf die preußische Armee und die mit ihr verschmolzenen Bundeskontingente, sondern es erfüllt auch — zwar nicht verfassungsmäßig, aber doch thatsächlich — wesentliche Aufgaben einer militärischen Zentralverwaltungsbehörde des Reichs. Hieraus und aus dem Umstande, daß die Landesverteidigungsinteressen das ganze Staats- und Volksleben durchdringen, ergiebt sich eine solche Vielseitigkeit der Aufgaben und Beziehungen des Kriegsministeriums, daß an dessen Arbeitskräfte in Bezug auf Kenntnisse, Einsicht, Erfahrung und Weitsichtigkeit mindestens ebenso hohe Anforderungen als an die andrer Ministerien gestellt werden müssen.

Das preußische Kriegsministerium ist in vier Departements und zwei selbständige Abteilungen gegliedert. Die Departements setzen sich aus mehreren Abteilungen zusammen, deren im ganzen zwanzig bestehen. Ein Unterstaatssekretär ist nicht vorhanden. An der Spitze der Departements stehen Generallieutenants oder Generalmajors, an der Spitze der Abteilungen vier Generalmajors, zehn Stabsoffiziere im Regimentskommandeurrange und fünf Ministerialräte vom Zivil. Die Medizinalabteilung wird vom Generalstabsarzt der Armee geleitet. Als vortragende Räte sind vierundvierzig Stabsoffiziere und Hauptleute, drei obere Militärärzte und zwanzig Zivilbeamte der Militärverwaltung thätig. Dazu kommen fünf Offiziere, drei Sanitätsoffiziere und fünf Zivilbeamte als Hilfsarbeiter, sowie das verhältnismäßig nicht zahlreiche Expeditions-, Registratur-, Kanzlei- und Hauspersonal.

Diese Organisation bietet die Möglichkeit, dem Krigsministerium die geeignetsten Kräfte aus allen Rangstufen des Offiziercorps zuzuführen und für die bei ihm zu verwendenden Offiziere einen zweckmäßigen Wechsel zwischen Bureauarbeit und praktischer Thätigkeit eintreten zu lassen. Die in Ratsstellen des Kriegsministeriums berufenen Hauptleute treten nach einigen Jahren als Compagniechefs oder Bataillonskommandeure in die Armee zurück, kommen zum Teil nach mehrjähriger praktischer Thätigkeit als Abteilungschefs wieder in das Kriegsministerium, werden dann Regiments- oder Brigadekommandeure in der Armee, um unter Umständen nochmals als Departementsdirektoren im Kriegsministerium Verwendung zu finden. Aber auch die Departementsdirektoren

beendigen in der Regel ihre Laufbahn nicht in der Schreibstube; man sorgt dafür, daß ihren wichtigen Stellen immer rechtzeitig frisches Blut zugeführt wird.

Der Wechsel zwischen Arbeit im Kriegsministerium und praktischer Thätigkeit ist ebenso segensreich für den Staatsdienst wie für die beteiligten Personen. Verantwortliche Teilnahme an den Arbeiten einer Zentralbehörde erweitert zweifellos den Gesichtskreis. Aber wenn sie, wie es sein muß, mit höchster Anspannung der Kräfte verbunden ist, so nutzen sich diese leicht ab; und ausschließliche Thätigkeit am grünen Tisch auf hoher Zinne trübt auf die Länge der Zeit nur zu leicht den Blick für die Anforderungen des praktischen Lebens. Unfruchtbare Vielschreiberei hoher Behörden und bureaukratische Bevormundung durch sie haben ihren Ursprung fast immer in Verknöcherung der bei ihnen thätigen Arbeitskräfte. Dieser Gefahr wird vorgebeugt, wenn letztere mit der Praxis des Lebens in naher Fühlung erhalten und rechtzeitig aufgefrischt werden.

Wir verkennen hierbei nicht den Wert, den die von älteren Ministerialräten in langjähriger ununterbrochener Thätigkeit an der Zentralstelle gewonnene Erfahrung und Geschäftsgewandtheit hat. Selbst der begabteste Neuling in einem Ministerium bedarf einer gewissen Anleitung und Zeit zum Einarbeiten, bevor er schöpferisch thätig werden kann. Solche Uebergangszeiten sind unbequem für die Vorgesetzten und nehmen deren Kräfte in höherem Maße in Anspruch. Aber die im Kriegsministerium gemachten Erfahrungen sprechen dafür, daß dieser Nachteil aufgewogen wird durch die größere Frische und Leistungsfähigkeit, die sich aus dem häufigeren Wechsel der Personen ergiebt. Wer beim Eintritt in das Ministerium darauf rechnen kann, daß er nach einigen Jahren angestrengter Arbeit unter Anerkennung tüchtiger Leistungen praktischer Thätigkeit zurückgegeben werden wird, geht mit anderm Sinn ans Werk wie der, der voraussichtlich seine Laufbahn in der erlangten Stellung endigt; jener hat wenig Grund, seine Kräfte zu schonen, aber Eile, seine Ideen zu verwirklichen und sich durch tüchtige Leistungen hervorzuthun. Trotz des häufigen Personenwechsels, wenn nicht infolge desselben, erfüllt das preußische Kriegsministerium seine schwierigen, vielseitigen Aufgaben mit verhältnismäßig geringem Personal.

Die Durchführbarkeit des Systems ist allerdings davon abhängig, daß eine gewisse Zahl von Mittelspersonen zwischen dem Minister und den vortragenden Räten vorhanden sei, wie sie das Kriegsministerium in den Departementsdirektoren und den Abteilungschefs besitzt. Denn der Minister kann bei häufigem Wechsel der Räte unmöglich deren Anleitung und Kontrolle unmittelbar und allein ausüben. Bei richtiger Abgrenzung der Geschäftsbereiche und der Verantwortlichkeiten beeinträchtigen solche Zwischenglieder so wenig die Initiative der vortragenden Räte wie die Autorität des Ministers. Erforderlich ist nur, daß die Räte bei Meinungsverschiedenheiten mit dem Abteilungschef und dem Departementsdirektor befugt seien, die Entscheidung des Ministers anzurufen, und daß sie die hierzu erforderliche Charakterstärke besitzen, daß andrerseits Kleinlichkeit, Rechthaberei, Eifersüchtelei und Mißtrauen aus dem dienstlichen und persönlichen Verkehr im Ministerium ferngehalten werden.

Vorbedingung ist ferner eine entsprechende Regelung der Etatsverhältnisse. Wenn die Mitglieder eines Ministeriums in Rang und Einkommen so hoch stehen, daß sie überhaupt nicht oder nur mit Nachteil in auswärtige Stellungen versetzt werden können, so wird hiervon abgesehen werden müssen. Verlegenheit entsteht daraus namentlich dann, wenn in den Angelegenheiten eines Dezernats, zum Beispiel bei einem Ministerwechsel, eine grundsätzlich veränderte Richtung eingeschlagen werden soll. Mit Personenwechsel innerhalb des Ministeriums läßt sich in solchem Falle nicht immer Hilfe schaffen, wenigstens nicht unter Erhaltung voller Arbeitsfreudigkeit des Verdrängten. Wird aber der bisherige Dezernent in seiner Stellung belassen, so muß der Minister sich mit widerwilliger Förderung seiner Absichten durch ihn begnügen, wenn nicht gegen seinen passiven Widerstand ankämpfen. Mindestens doch für Fälle dieser Art müßten die Etatsverhältnisse die Versetzung von Ministerialräten in auswärtige Stellen und die Heranziehung frischer Kräfte ermöglichen. Läßt sich dies auf andre Weise nicht erreichen, so vielleicht dadurch, daß durch das Etatsgesetz die Ermächtigung zur Fortgewährung der bisherigen Gehaltsansprüche an eine gewisse Zahl auswärts verwandter Ministerialräte erteilt wird. —

Eine eigenartige und für unser Heerwesen bedeutungsvolle Einrichtung ist ferner die Kriegsakademie. Sie ist eine Fortbildungsanstalt für Männer, die, in reiferem Lebensalter stehend, in ihrem Berufe bereits praktische Erfahrungen gesammelt und sich so bewährt haben, daß bei kräftiger Weiterentwicklung ihrer geistigen Anlagen und Kenntnisse besonders gute Dienste in der Zukunft von ihnen erwartet werden können.

Zu diesem Zweck werden alljährlich 133 Offiziere aller Waffengattungen der deutschen Armee — mit Ausnahme der bayrischen, die ihre besondere Akademie in München hat — zur Kriegsakademie in Berlin kommandiert. Die Zahl der sich um diese Gunst bewerbenden Offiziere ist stets groß, oft zwei- bis dreimal so groß wie die Zahl der Aufzunehmenden. Die Bewerber müssen mindestens drei Jahre als Offiziere praktischen Dienst gethan haben; empfohlen aber ist, die Meldung bis nach erfüllter sechsjähriger Offizierdienstzeit zu verschieben. Die Bewerber sind also in der Regel 22 bis 26 Jahre alt, nicht selten bereits verheiratet oder verlobt. Die Auswahl erfolgt auf Grund einer schriftlichen Prüfung, zu der nur solche Offiziere zugelassen werden, die nach ihren Charaktereigenschaften, ihren geistigen Fähigkeiten und ihrer praktischen Tüchtigkeit zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Die Nichteinberufenen können sich in einem nachfolgenden Jahre nochmals zur Prüfung melden. In der Prüfung wird das Hauptgewicht auf die allgemeine Geistesbildung gelegt; doch setzen auch die geforderten Kenntnisse anhaltend fleißiges Studium voraus.

Die Studienzeit auf der Kriegsakademie währt drei Jahre. Sie wird durch Ferien nur auf je vierzehn Tage zu Weihnachten und Ostern und auf eine Woche zu Pfingsten unterbrochen. In der Zeit der großen Sommer- und Herbstübungen, vom 1. Juli bis 30. September, werden die Offiziere Truppenteilen

andrer Waffengattungen als der eignen überwiesen, um auch deren Dienst praktisch zu erlernen.

Die Vorlesungen, die an der Akademie gehalten werden, liegen teils auf dem Gebiete der militärischen Fachwissenschaften, teils auf dem der allgemeinen Wissenschaft. Die ersteren, von älteren Offizieren, meistens des Generalstabes, gehalten, sind obligatorisch, ebenso die Vorträge über Geschichte und Geographie, Staats- und Völkerrecht, sowie über Verkehrsmittel. Außerdem sind die kommandierten Offiziere verpflichtet, entweder sich den mathematischen Wissenschaften — Mathematik, Physik, Chemie, physikalische Geographie und Geodäsie — oder einer der drei Sprachen: französisch, russisch oder polnisch zu widmen. Daneben wird der Besuch von Vorlesungen an der Universität begünstigt. In den nichtmilitärischen Fächern üben Universitätsprofessoren das Lehramt an der Kriegsakademie aus.

Der Besuch der Vorlesungen, sowohl der obligatorischen wie der selbstgewählten, wird als Dienstpflicht behandelt und streng überwacht. Die kommandierten Offiziere erblicken darin keine Herabwürdigung, sondern nehmen es, obgleich es für sie eines Zwanges gewiß nur in seltenen Ausnahmefällen bedarf, als selbstverständlich hin, zumal der Staat nicht nur die gesamten Unterrichtskosten trägt, sondern ihnen auch ihre Gehälter fortgewährt. Am Schluß jedes Jahreskursus werden schriftliche Prüfungsarbeiten angefertigt.

Der erfolgreiche Besuch der Kriegsakademie gewährt keinerlei unmittelbare Anwartschaft auf Bevorzugung in der weiteren Laufbahn, aber thatsächlich ergänzt sich der Generalstab und das Kriegsministerium fast ausschließlich, die höhere Adjutantur und das Lehrpersonal an den Kriegsschulen überwiegend aus ehemaligen Besuchern der Akademie, und die Mehrzahl der höheren Truppenführer geht aus derselben Kategorie von Offizieren hervor.

Die meisten Besucher der Kriegsakademie haben, bevor sie in den Militärdienst eintraten, die Abiturientenprüfung an einer höheren Lehranstalt abgelegt, sind nach etwa einjährigem praktischem Dienst in den Unterchargen auf der Kriegsschule fast ein Jahr lang wissenschaftlich sehr angestrengt thätig gewesen, haben dann, das Ziel der Konkurrenzprüfung zur Kriegsakademie vor Augen, an ihrer Fortbildung gearbeitet, um endlich sich als herangereifte Männer drei volle Jahre ausschließlich dem ernstesten Studium zu widmen. Sie werden an allgemeiner und fachwissenschaftlicher Bildung den gleichalterigen Männern andrer Berufsstände sicherlich nicht nachstehen. Namentlich dürften die dreijährigen Studien auf der Kriegsakademie reichere Früchte bringen als in der Regel der drei- oder vierjährige Aufenthalt unsrer studierenden Jugend an den Universitäten.

Wir wissen nun sehr wohl, daß die Einrichtungen der Kriegsakademie auf die Universitäten nicht übertragen werden können, daß für die Entwicklung der akademischen Jugend andre Gesichtspunkte in Betracht kommen als für die Fortbildung von Offizieren. Aber die Frage, die wir durch den Hinweis auf die Kriegsakademie angeregt haben möchten, ist die, ob es sich nicht empfiehlt, für

strebsame ehemalige Studierende in andern Berufszweigen, nachdem sie reiferes Urteil, sowie einige Erfahrung im praktischen Leben gewonnen haben, zum Beispiel für Regierungs- und Gerichtsassessoren, Fortbildungskurse ähnlicher Art, wenn auch von geringerer Zeitdauer, einzurichten? —

Noch auf einen dritten Punkt möchten wir die Aufmerksamkeit hinlenken: auf die Verteilung der Verantwortlichkeiten im Heere und auf die Entschiedenheit, mit der darauf hingewirkt wird, daß jedem Inhaber einer Dienststelle das seiner Verantwortlichkeit entsprechende Maß von Selbständigkeit gewährt werde.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Stellung der kommandierenden Generale. Sie sind nicht, wie in allen andern Armeen, Dienstuntergebene des Kriegsministers. Zwar haben die Generalkommandos in Verwaltungssachen den Anordnungen des Kriegsministeriums Folge zu leisten. Für den kriegstüchtigen Zustand der Truppen aber, namentlich für deren Disciplin und Ausbildung, sind die kommandierenden Generale lediglich und unmittelbar dem Allerhöchsten Kriegsherrn verantwortlich. Von ihm allein haben sie in diesen Beziehungen Weisungen anzunehmen, an ihn auch würden sie sich wenden, wenn etwa vom Kriegsministerium Verwaltungsmaßnahmen verfügt werden sollten, von denen sie Nachteile für die Kriegstüchtigkeit der ihrem Befehle anvertrauten Truppen befürchten. Aehnlich ist das Verhältnis der Generalinspektionen und des Chefs des Generalstabes der Armee zum Kriegsministerium.

Die Stellung des Kriegsministers wird dadurch zweifellos erschwert. Sie ist in ungewöhnlichem Maße von seiner Persönlichkeit und dem Vertrauen des Monarchen abhängig. Woher sollte er sonst das Ansehen gewinnen, dessen er bedarf, um die Armee und die Landesverteidigungsinteressen den andern Regierungs- und den Gesetzgebungsfaktoren gegenüber wirksam zu vertreten?

Aber die grundsätzliche Unabhängigkeit der kommandierenden Generale vom Kriegsministerium in allen andern als den Verwaltungsangelegenheiten ist eine der wichtigsten Einrichtungen unsers Heerwesens. An ihr darf nicht gerüttelt werden. Wie in ihr das so wichtige persönliche Verhältnis des Monarchen zur Armee seinen reinsten Ausdruck findet, so ist durch sie dafür gesorgt, daß das persönliche Element in der Armee, das im Kriege doch den Ausschlag giebt, nicht durch das bureaukratische verdrängt werde, und daß an den Spitzen des Heeres Unabhängigkeit des Charakters im Verein mit Treue und Gehorsam herrsche. Großer Verantwortlichkeit der kommandierenden Generale steht das entsprechende Maß von Selbständigkeit gegenüber.

Unabhängigkeit der obersten Befehlshaber giebt nun zwar an sich keine Sicherheit dafür, daß auch deren Untergebenen das der Größe ihres Wirkungskreises entsprechende Maß von Selbständigkeit gewährt werde, zumal ja die Vereinigung des Prinzips strengster Unterordnung, wie sie im Heere bestehen muß, mit dem der Selbständigkeit der Untergebenen ein sehr schwieriges Problem ist. Es gehört dazu Einsicht, Selbstbewußtsein und Takt der Oberen, Vertrauen erweckende Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Untergebenen; Einsicht der Oberen in die Bedeutung der Sache, ein Selbstbewußtsein, das kleinliche Besorgnis für

die eigne Autorität in ihnen nicht aufkommen läßt, ein Takt, der befähigt, die Zügel in richtiger Weise nachzulassen und anzuziehen; Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Untergebenen, weil ihnen nur so viel Selbständigkeit gelassen werden kann, wie sie zweckmäßig und unter Wahrung der notwendigen Einheitlichkeit des größeren Ganzen zu verwerten wissen. Die Schwierigkeit der Sache macht es erklärlich, wenn in der Praxis hie und da Verstöße gegen das Prinzip vorkommen. Aber das Prinzip selbst ist Gemeingut der Armee, ihr eingeimpft durch die bestimmtesten Befehle der Könige auf Preußens Thron und gefördert durch die Art und Weise, wie die Heeresangelegenheiten von der Allerhöchsten Stelle geleitet werden. Wiederholt ist in königlichen Ordres ausgesprochen worden, daß kein höherer Offizier in seiner Dienststellung belassen werden könne, der nicht versteht, seinen Untergebenen das ihnen gebührende Maß von Selbständigkeit zu gewähren und sie darin zu schützen.

Und kein Zweifel wird darüber gelassen, daß der Zweck der gewährten Selbständigkeit darin besteht, freudige und verantwortungsbereite Selbstthätigkeit an allen militärischen Dienststellen zu fördern. Immer wieder weisen die Dienstvorschriften hierauf hin; die bezüglichen Anweisungen gipfeln in dem wörtlich in der Felddienstordnung und in den Exerzierreglements aller Waffen wiederholten Satze: „Ein jeder — der höchste Führer wie der jüngste Soldat — muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.“ —

Wo gegängelt wird, erstirbt das Verantwortlichkeitsgefühl und die Dienstfreudigkeit, kommt eine frische Initiative nicht auf. Die vortrefflichste Leitung vom grünen Tisch macht aber die Selbstthätigkeit der ausführenden Organe nicht entbehrlich. Das gilt, wie für den militärischen Dienstbereich, so auch für die andern Zweige des Staatsdienstes.

Einiges über Suggestion und Hypnose.

Von

Oskar Vogt.

Als vor einigen Monaten die Aufforderung an mich herantrat, gelegentlich einmal in der „Deutschen Revue“ über eins meiner Forschungsgebiete, den Hypnotismus, etwas zu berichten, glaubte ich dieser Aufgabe durch einfache Mitteilung einiger interessanter Erfahrungsthatsachen genügen zu können. Inzwischen hat sich die Sachlage den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber für mich etwas geändert. Es ist mittlerweile in der „Deutschen Revue“ ein Artikel des Herrn

Ludwig Büchner erschienen, dem ein Aufsatz eines Fachmannes nicht folgen kann, ohne daß dem ersteren zu Anfang einige Worte gewidmet werden.

Was der Herr Büchner in seinem Artikel als „Dichtung im Hypnotismus" berichtet, hat mit dem Hypnotismus absolut nichts zu thun. Des weiteren wird sich Herr Büchner nicht mehr das Verdienst erwerben können, im „Interesse der Wahrheit" der Lehre von Suggestion und Hypnose Ziele und Wege vorzuschreiben. Die Wissenschaft hat diese Arbeit längst vollbracht. Der Artikel des Herrn Büchner konnte nur aus einer vollständigen Vernachlässigung der wissenschaftlichen Litteratur über den Hypnotismus hervorgehen.[1])

Die Lehre von der Suggestion und der Hypnose ist, das sei zunächst festgestellt, ein Teil der Psychophysiologie.

Wir müssen da zunächst den Begriff „Psychophysiologie" erörtern. Unter „Psychologie" verstehen wir die Lehre von den Bewußtseinserscheinungen, das heißt den Erscheinungen, wie sie ein jeder von uns aus sich selbst, aus seiner sogenannten „inneren Erfahrung" kennt. Unter „Physiologie" verstehen wir die Lehre von der Art und Weise, wie die einzelnen Organe der lebenden Wesen „funktionieren", verstehen wir mit einem Wort die Lehre von den Lebensprozessen. Diese Lehre bildet also einen Teil der Naturwissenschaft, jener großen Disciplin, die von den Erscheinungen der Außenwelt handelt, von jenen Erscheinungen, die wir dank einer besonderen Eigentümlichkeit unsrer Empfindungen als objektiv, das heißt als außerhalb unsers Bewußtseins vorhanden annehmen.

Aus zahlreichen Thatsachen wissen wir nun, daß zu gleicher Zeit, wo wir Bewußtseinserscheinungen in uns wahrnehmen, gewisse physiologische Vorgänge in unserm Gehirn stattfinden. So giebt es also Erscheinungen, die eine psychologische und gleichzeitig eine physiologische Betrachtungsweise zulassen. Weiter wissen wir, daß gewissen psychischen Erscheinungen physiologische Vorgänge vorangehen, zum Beispiel den Empfindungen periphere Erregungen der Sinnesorgane. Ebenso folgen physiologische Prozesse den Bewußtseinsphänomenen, zum Beispiel gewissen Gefühlen physiologische Muskelbewegungen.

Diese Thatsachen veranlassen in Verbindung mit andern Gesichtspunkten, die zu erörtern hier zu weit führen würde,[2]) uns zur Aufstellung einer Disciplin, die neben allen psychologischen Erscheinungen die physiologischen Phänomene so weit berücksichtigt, als sie zu Bewußtseinsvorgängen in Beziehung stehen. Diese Disciplin ist die Psychophysiologie. Einen Teil derselben bildet die Lehre von der Suggestion und der Hypnose.

Um nun diesen Teil näher zu definieren, wollen wir mit einem Beispiel

---

[1]) Wer sich näher für die wissenschaftliche Litteratur interessiert, den verweise ich an Forel, „Der Hypnotismus", Stuttgart, Enke, dritte Auflage, und an die „Zeitschrift für Hypnotismus ꝛc.", Leipzig, Barth. In letzterer wird die gesamte wissenschaftliche Litteratur besprochen.

[2]) Ich verweise hier auf die ausführlichen Lehrbücher: Wundt, Grundriß der Psychologie, und Wundt, Physiologische Psychologie, Kulpe, Psychologie, Zächen, Leitfaden der Psychologie ꝛc.

beginnen. In meiner Gesellschaft befinden sich mehrere Personen. Ich sage plötzlich zu diesen, obwohl keine Rose auf dem Tische liegt: „Sehen Sie doch diese schöne Rose hier auf dem Tische!“ Durch diese Worte rufe ich bei allen Personen die Vorstellung wach, daß sie beim Blick auf den Tisch eine Rose sehen würden. Wenn wir nun die verschiedenen Personen fragen, was sie für Bewußtseinserscheinungen hatten, als sie nach meinen Worten ihr Auge nun auf den Tisch richteten, so können wir verschiedene Antworten erhalten. Die eine Person antwortet: „Ich habe mich sofort überzeugt, daß Sie nur einen Witz gemacht hatten.“ Eine zweite Person erklärt: „Ich sah wirklich einen Moment eine Rose auf dem Tische liegen; erst ganz deutlich, dann wurde sie allmählich undeutlich, um darauf vollständig zu schwinden.“ Eine dritte Person sieht noch immer die Rose. Sie erklärt, eine schöne dunkelrote Rose zu sehen mit zwei grünen Blättern. Sie riecht den Duft, ja, sie nimmt die vermeintliche Rose (in Wirklichkeit nichts) in die Hand und steckt sie mir ins Knopfloch.

Wir sehen in diesem Beispiel, daß die Idee, eine Rose zu sehen, zu ganz verschieden starken Folgewirkungen geführt hat. Die Folgewirkung meiner Worte im Bewußtsein der ersten der drei Personen war die normale. Bei der dritten Person war sie am stärksten abnorm. Wo immer aber eine solche Folgewirkung an Intensität das Durchschnittsmaß überschreitet, bezeichnen wir sie als eine suggestive. Jedes psychophysische Geschehen, das entgegen dem normalen, dem durchschnittlichen Ablauf der fraglichen Prozesse durch die Vorstellung von seinem Eintreten hervorgerufen wird, ist eine Suggestiverscheinung.

So bildet also die Lehre von der Suggestion jenen Teil der Psychophysiologie, der sich mit denjenigen psychophysischen Phänomenen befaßt, welche als abnorm intensive Folgewirkungen vorangegangener Vorstellungen von ihrem Auftreten folgten.

Aus dieser Definition geht, das wollen wir gleich jetzt betonen, zur Genüge hervor, daß es die abnorme Intensität ist, welche die Suggestionserscheinungen charakterisiert. Sie stellen dagegen nichts qualitativ Neues dar.

Unter den Erscheinungen nun, die man auf suggestivem Wege hervorrufen kann, bilden die schlafähnlichen Zustände eine große Rolle. Sie thun es deshalb, weil diese schlafähnlichen Zustände ihrerseits das Zustandekommen von weiteren Suggestionen sehr begünstigen. Soweit wir nun schlafähnliche Bewußtseinszustände auf suggestivem Wege hervorrufen, bezeichnen wir sie als Hypnosen. Die Lehre von der Hypnose ist also ein Teil von der Suggestionslehre, ist die Lehre von den suggestiv erzielten schlafähnlichen Bewußtseinszuständen.

Im normalen Wachsein ruft ein genügend starker peripherer Reiz eine Empfindung hervor, und an diese Empfindung schließt sich dann eine Reihe verwandter, aber nicht sinnlich lebhafter Erinnerungsbilder an. Im Schlafzustand sind diese Vorgänge stark gehemmt. Die Reizschwelle ist erhöht, das heißt nur wesentlich intensive periphere Reize veranlassen Empfindungen, und

diese Empfindungen rufen kaum verwandte Vorstellungen wach. Es handelt sich eben um eine starke Herabsetzung der Erregbarkeit der Bewußtseinselemente. Dagegen macht sich eine andre Erscheinung als charakteristisch für den Schlafzustand bemerkbar, das ist die Zunahme der Lebhaftigkeit unsrer Erinnerungsbilder. Im Traume glauben wir zu erleben, was wir uns vorstellen, das heißt aus unsern Erinnerungsbildern komponieren. Diese Lebhaftigkeit der einmal erregten Vorstellungen geht einer Abnahme der Zahl der überhaupt in einer Zeiteinheit erregten Vorstellungen parallel. Was an Extensität verloren geht, wird — wenigstens bis zum gewissen Grade — an Intensität gewonnen. Dieses Charakteristikum der normalen Schlaf- und Traumzustände finden wir nun in der Hypnose wieder. Darauf beruht eben auch, daß sich Suggestionen in der Hypnose leichter verlieren als im Wachen. Wir sehen des weiteren, daß sich diese Eigentümlichkeit unsers Schlafes in der Hypnose um so mehr ausbildet, je mehr sich die Hypnose einem tiefen Schlafe nähert.

Wir sahen, daß diese Zunahme der Lebhaftigkeit unsrer Erinnerungsbilder auf einer Hemmung beruht. Letztere kommt im Schlaf durch das Unlogische des Inhaltes unsrer Träume zum Ausdruck. Aber es giebt hier Ausnahmen. Es giebt Schlafzustände, in denen das Gros der Bewußtseinselemente stark an Erregbarkeit eingebüßt hat, eine Reihe von Bewußtseinselementen aber, die in ihrer Gesamtheit zu irgend einer Leistung erforderlich sind, noch sämtlich eine annähernd normale Erregbarkeit bewahrt haben. Dann kommt die Herabsetzung der Erregbarkeit des Gros der Bewußtseinselemente dieser kleinen Gruppe zu gute, das heißt in dem eingeengten Kreise ist eine abnorme Leistung möglich.[1]) Ich erinnere hier daran, daß so mathematische Aufgaben im Traume gelöst sind, und dann an die motorische Kraft und Geschicklichkeit mancher Nachtwandler.

Nun unterscheidet sich zumeist der von mir durch Suggestion hervorgerufene Schlafzustand einer Person von ihrem gewöhnlichen Schlafe dadurch, daß ich seine Tiefe und seine Ausdehnung willkürlich regulieren kann. Ich kann eine Person einmal so schlafen lassen, wie sie nachts schläft. Dann wieder kann ich einen Schlafzustand hervorrufen, in dem der Schläfer alles hört, was ich sage, dabei aber gegen alle andern Gehörseindrücke taub ist. Schließlich aber kann ich den Schlafzustand auch vollständig eng umschreiben, zum Beispiel ihn ausschließlich auf die Empfindungen eines Armes einschränken. Dann ist die betreffende Person im übrigen vollständig wach, nur der eine Arm schläft, das heißt, er ist für Reize irgendwelcher Art, zum Beispiel Stiche, unempfindlich, und gleichzeitig kann ihn die Person nicht bewegen.

Die Thatsache einerseits nun, daß Träumer in den oben erwähnten Schlafzuständen die Leistungsfähigkeit ihres Wachseins überschreitende Handlungen ausführten, und diejenige andrerseits, daß man in der Hypnose den Umfang

---

[1]) Vergl. O. Vogt, Zur Kenntnis des Wesens und der psychologischen Bedeutung des Hypnotismus. Zeitschr. f. Hypnotismus ꝛc. Bd. 3 und 4.

und die Tiefe des Schlafes willkürlich regulieren kann: diese beiden Thatsachen können uns nun weiter veranlassen, der Frage näher zu treten, ob man nicht durch passende Gestaltung des Schlafumfanges jederzeit einen Zustand gesteigerter intellektueller Leistungsfähigkeit auf suggestivem Wege schaffen kann. Unter gesteigerter Leistungsfähigkeit ist dabei die Fähigkeit zu solcher intellektuellen Arbeit zu verstehen, die in irgend einer Richtung das Normalmaß überschreitet, ohne andrerseits in andrer Richtung etwas einzubüßen, die also an „Güte" gewinnt.

Wir sahen oben, daß es Träumer gegeben hat, die im Schlaf mathematische Aufgaben lösten. Waren solche Träumer aber einerseits nun auch einer besondern intellektuellen Leistung fähig, so war doch andrerseits das Bewußtsein von ihrer eignen Persönlichkeit und dem Verhältnis dieser zur Außenwelt sehr getrübt. Sie hatten zum Beispiel nicht das Bewußtsein, im Bett zu liegen, sondern glaubten sich am Schreibtisch oder in ähnlichen Situationen. Ebenso ist das Bewußtsein der Nachtwandler von unlogischen Traumvorstellungen erfüllt. Solche Traumvorstellungen können natürlich jederzeit eine fragliche intellektuelle Leistung durchkreuzen und so die Logik der letzteren stören. Jedenfalls verliert diese in solchen getrübten Bewußtseinszuständen mehr an Sicherheit, als sie an Intensität gewinnen kann.

Wir müssen also zunächst aus dem Bewußtsein des Individuums jede Traumvorstellung ausschalten. Wir müssen einen Schlafzustand schaffen, in welchem das „Selbstbewußtsein" des Schlafenden klar erhalten ist, das heißt, in welchem der Schlafende über sein eignes Ich, über das, was in seinem Bewußtsein vor sich geht und über die Situation, in der er sich befindet, durchaus klar ist. Alle diesbezüglichen Bewußtseinselemente müssen die Erregbarkeit des normalen Wachseins zeigen.

Aber selbst, wo dieses erreicht ist, ist damit noch durchaus nicht die Garantie für ein richtiges Urteil gegeben. Ich will ein Beispiel anführen: Es kommt zu mir in mein Sprechzimmer eine Patientin, die ich früher öfter hypnotisiert habe. Gleich nach Eintritt in mein Zimmer, das sie zum ersten Male sieht, lasse ich sie sich setzen und die Augen schließen. Ich fordere sie dann auf, alles das zu nennen, was sie auf einem bestimmten Tische an Gegenständen hat liegen sehen. Sie erklärt, gar nicht darauf geachtet zu haben. Sie erinnert sich nur, daß auf dem Tisch ein Kaffeeservice stände, kann aber über die Einzelheiten desselben durchaus keine Auskunft geben. Ich versetze nun diese Patientin, ohne daß sie ihre Augen wieder öffnet, in hypnotischen Schlafzustand. Ich suggeriere speziell einen Bewußtseinszustand, in dem sie über die gegenwärtige Situation durchaus im klaren ist. Sie weiß, daß sie sich in meinem Zimmer auf einem Stuhl in hypnotischem Bewußtseinszustand befindet. Ich kann mich mit ihr unterhalten wie mit einer Wachen. Dagegen ist sie zum Beispiel gegen anderweitige Gehörseindrücke vollständig unempfindlich. Ich konzentriere jetzt ihre Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten jenes Kaffeeservices auf dem Tisch. Und siehe da! Sie macht jetzt eine ganze Reihe richtiger Angaben über die einzelnen

Teile jenes Services, über die gegenseitige Stellung und die Form desselben. Wie ist dies möglich? Bei dem Eintritt der Person in mein Zimmer hat das Kaffeegeschirr Erregungen in ihrem Nervensystem hervorgerufen. Aber da die Patientin zurzeit ihre Aufmerksamkeit auf andre Punkte gerichtet hatte, blieben diese Punkte dunkel bewußt oder ganz unbewußt. Jetzt konzentriert sie nachträglich ihre Aufmerksamkeit auf die ehemaligen Erregungen und vermag so die diesbezüglichen Erinnerungsbilder noch klar zu Bewußtsein zu bringen. — Ich frage sie dann auch nach der Farbe. Hier stockt sie anfangs. Dann aber nennt sie zwei Farben, beschreibt genau die Verteilung derselben an den einzelnen Stücken des Kaffeegeschirrs und erklärt, sich jetzt sicher dieser Farben und ihrer Verteilung zu erinnern. Darauf wecke ich die Versuchsperson. Sie überzeugt sich sofort, daß sie durchaus falsche Farben genannt hat, indem sie dieser Konstatierung gleich hinzufügt: „Natürlich war es falsch; denn ich habe ja die Farben eines Kaffeegeschirrs genannt, wie ich sie auf dem Weg zu Ihnen in einem Laden gesehen habe."

Analysieren wir etwas näher dieses Beispiel: Im normalen Wachsein können wir uns im allgemeinen nur an das erinnern, was zuvor einmal voll bewußt war. Aber in ganz geringem Grade haben wir auch die Fähigkeit, uns zu erinnern an dunkelbewußte Erlebnisse und wieder auch an solche unbewußte Erregungen des Nervensystems, bei denen dieses Unbewußtbleiben einer anderweitigen Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit zuzuschreiben ist. Ich gehe zum Beispiel in Gedanken vertieft eine Straße entlang. Plötzlich steigt in mir die Idee auf, du bist eben an einer bekannten Person vorbeigegangen, die du hättest grüßen müssen. Und ich erinnere mich jetzt nachträglich gewisser Einzelheiten. Man hat diese Frage auch experimentell studiert und eine Bestätigung unsrer Angaben gefunden. Diese Fähigkeit nun sahen wir bei der obigen Versuchsperson bedeutend gesteigert. In dieser Richtung ist also die intellektuelle Leistungsfähigkeit jener Patientin an Intensität vermehrt. Dieser Intensitätssteigerung liegt eine weitgehende Schlafhemmung andrer Bewußtseinselemente zu Grunde. Wir sahen nun weiter, daß sich die Versuchsperson bezüglich der Farbe vollständig irrte. Für diesen Irrtum gab sie nach dem Erwachen sofort eine kritische Erklärung. Jener Kritik war sie aber in der Hypnose unfähig gewesen. Warum? Jene an die fraglichen Farben geknüpfte Association, daß sie ein derartig gefärbtes Geschirr in einem Laden gesehen hatte, diese Association gehörte zu den schlafenden Bewußtseinselementen. So haben wir also im vorliegenden Fall, trotzdem keine Traumvorstellungen bezüglich der gegenwärtigen Situation vorhanden waren, eine Intensitätssteigerung der intellektuellen Leistungsfähigkeit nicht ohne Abnahme der Kritik: also noch eine durchaus unbrauchbare Art der Intensitätsvermehrung.

Wir müssen also einen Bewußtseinszustand zu schaffen suchen, der ein volles Wachsein nicht nur aller für das „Selbstbewußtsein" notwendigen psychischen Elemente darstellt, sondern auch alle jene Vorstellungen umfaßt, die dem Individuum eine Selbstkritik seiner intellektuellen Leistung ermöglicht. Diese Kritik-

fähigkeit darf gegenüber dem normalen Wachsein zum mindesten durchaus nichts einbüßen.

Diesbezügliche eingehende Studien haben mir nun gezeigt, daß man einen den genannten Anforderungen entsprechenden Bewußtseinszustand sehr wohl auf suggestivem Wege hervorrufen kann. In dem obigen Beispiel handelte es sich um eine ungebildete, im logischen Denken und in einer kritischen Selbstbeobachtung durchaus ungeübten Patientin. Macht man dagegen entsprechende Versuche mit Individuen, die logische Klarheit im Denken mit kritischer Selbstbeobachtung verbinden, so kommt man zu durchaus positiven Resultaten.[1])

Solche Bewußtseinszustände zeigen dann die Vorteile einer das Normalmaß überschreitenden Konzentration der psychophysischen Energie. Das Unterscheidungsvermögen für periphere Reize, das Vermögen, Erinnerungsbilder zu wecken, die Fähigkeit, richtige Urteile zu fällen und in passende Worte einzukleiden: alle diese Vermögen nehmen zu. Eine in einem derartigen Bewußtseinszustand befindliche Versuchsperson nimmt bereits Sinnesreize wahr, die im Wachsein noch unbewußt bleiben. Sie unterscheidet noch Nuancen, in Tönen zum Beispiel, die sie im Wachen nicht zu trennen vermag. Ihr steht nicht nur eine größere Reihe von Erinnerungsbildern zur Verfügung, sondern diese zeigen auch eine stärkere Lebhaftigkeit. Eng hiermit in Zusammenhang steht die Thatsache der größeren Sicherheit im Urteil. Parallel mit dieser qualitativen Verbesserung der intellektuellen Leistungsfähigkeit geht eine quantitative Vermehrung. Die Versuchsperson arbeitet schneller und mit geringerer Ermüdung.

Von besonderem Interesse sind hier die Steigerungen des Erinnerungsvermögens. Ich will einige diesbezügliche Beispiele anführen:

Eine mir bekannte Malerin erhielt eines Tages den Auftrag, von einer Gegend zwei Bilder zu malen, in der sie sich vor mehr als zwölf Jahren eine einzige Stunde aufgehalten hatte. Sie erinnerte sich im Wachsein nicht an die Gegend und glaubte so dem Auftrage nicht gerecht werden zu können. Da half ich ihr mit einer Hypnose. In dieser ließ ich die Malerin ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Erinnerungsbilder konzentrieren, welche sich auf jenen kurzen Aufenthalt beziehen. Sie erzählt mir jetzt, daß sie sich jetzt äußerst lebhaft erinnert, wie sie nach einem langen Marsche jenen Ort erreicht, wie sie sich ermüdet auf einen Stein gesetzt und vor sich die betreffende Scenerie, die Berge mit einer Burg und über den Bergen heraufziehendes Gewitter beobachtet habe. Die Künstlerin war jetzt im stande, ihrem Auftrage nachzukommen.

Ich will eine weitere Beobachtung anführen, die, wie die vorige, nicht aus den Reihen meiner psychologischen Experimente, sondern direkt aus dem Leben gegriffen ist. Ich traf in der Zeit, wo ich als Arzt in einem Krankenhause thätig war, eines Abends auf der Visite in einem der Säle einen der Patienten

---

[1]) Vergl. darüber meinen auf dem Münchener Psychologenkongreß gehaltenen Vortrag: „Die direkte psychologische Experimentalmethode in hypnotischen Bewußtseinszuständen." Leipzig, Barth 645.

bereits schlafend. Ich spreche mit den andern Kranken, treffe meine Anordnungen und verlasse den Saal. Ich notiere aber nunmehr genau die Gespräche mit den andern Patienten und meine Anordnungen, da ich mir ein entsprechendes Experiment für den morgigen Tag vornehme. Am andern Tage erklärt mir der Patient, daß ich keine Visite gemacht und daß er eine dementsprechende Wette mit einem andern Patienten eingegangen sei. Ich hypnotisiere jetzt den Patienten und konzentriere seine Aufmerksamkeit auf meinen gestrigen Besuch. Und siehe da! Er erinnert sich nunmehr mit kleinen Unrichtigkeiten aller Einzelheiten meiner gestrigen Abendvisite, ja zahlreicherer Details, als ich ohne besondere Notizen noch wissen würde.

Im ersten dieser Fälle handelt es um die im Wachen unmögliche Reproduktion eines ehemaligen vollbewußten Erlebnisses. Im zweiten Falle waren die nervösen Vorgänge, für die der Patient nachher in der Hypnose Erinnerungsbilder hervorrufen konnte, bei ihrem ersten Auftreten dunkelbewußt, vielleicht auch unbewußt geblieben. Der in der Selbstbeobachtung nicht weiter geübte Patient erklärt, mit der jetzigen Erinnerung an die Vorgänge der gestrigen Abendvisite nicht die Vorstellung zu verbinden, daß diese Vorgänge ihm gestern abend zum Bewußtsein gekommen wären.

Man kann nun aber mit Hilfe in der psychologischen Selbstbeobachtung geübter Versuchspersonen unzweifelhaft nachweisen, daß man Erinnerungsbilder an gewisse Vorgänge kenne, die bei ihrem Auftreten unbewußt geblieben sind. Ich habe den grundlegenden Versuch meines Lehrers Forel[1]) an zahlreichen absolut sicheren Versuchspersonen wiederholt. Der Versuch ist folgender: Auf suggestivem Wege ruft man bei einer im übrigen wachbleibenden Versuchsperson eine vollständige Empfindungslosigkeit eines Armes hervor. Die Versuchsperson empfindet keine Berührungen oder Striche dieses Armes. Man läßt die Versuchsperson jetzt die Augen schließen. Man fordert dann dieselbe auf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Arm zu konzentrieren und darauf zu achten, ob der Arm berührt werde. Man berührt dann den Arm. Die Versuchsperson erklärt, keine Berührung empfunden zu haben. Man läßt nun noch den Arm wenigstens einige Minuten anästhetisch; dann kann man die Anästhesie wieder beseitigen. Auch jetzt erinnert sich die Versuchsperson keiner Berührung. Darauf versetzt man dann die Versuchsperson in den fraglichen hypnotischen Bewußtseinszustand. Man fordert jetzt die Versuchsperson von neuem auf, darüber nachzudenken, ob sie zuvor an dem Arm berührt worden sei. Man erhält dann die Antwort: „Ich weiß jetzt, daß ich da und da von Ihnen berührt bin. Ich habe es damals nicht empfunden; aber, daß ich trotzdem berührt worden bin, ist mir jetzt durchaus sicher."

Dieser Versuch verdient eine allgemeinere Beachtung. Er zeigt uns, daß gewisse unbewußte nervöse Vorgänge einer spätereren Reproduktionsfähigkeit im Bewußtsein gegenüber sich ebenso verhalten wie bewußte Vorgänge. Wir dürfen

---

[1]) Vergl. Forel, „Gehirn und Seele." Bonn 1895.

daraus schließen, daß es für gewisse hirnphysiologische Vorgänge ausschließlich die Intensität ist, welche bestimmt, ob dieser Vorgang von einem Bewußtseinsvorgang begleitet ist oder nicht.

Bekanntlich kann man die philosophische Weltanschauung der großen Mehrzahl der heutigen Naturforscher als eine monistische bezeichnen. Mein hochverehrter Lehrer Ernst Haechel[1]) glaubt, daß Neunzehntel aller klar denkenden gegenwärtigen Naturforscher dieser Anschauung huldigen. Sie basiert auf dem Prinzip, daß Nichts aus Nichts entstehen kann. Ebenso wenig wie wir einen einzigen Fall kennen, wo sich Materie nicht aus Materie bilde oder wo Kraft nicht eine Umwandlung einer andern Kraft darstelle, ebensowenig kann das Psychische plötzlich aus einem Nichts entstehen. Wenn wir den Stammbaum der Lebewesen bis zu den einzelligen Organismen verfolgen, welcher neurophysiologische Vorgang sollte da dadurch ausgezeichnet sein, daß ihm ein erster Bewußtseinsvorgang parallel ginge? Und wenn wir umgekehrt aus dem einzelligen Ei ein höheres Lebewesen entstehen sehen, wann sollte da der erste physiologische Prozeß stattfinden, der die ganz neue Eigentümlichkeit habe, gleichzeitig ein bewußter Vorgang zu sein? So sind es vergleichende und entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkte, die uns zu jener monistischen Weltanschauung führen, daß jedem physiologischen und weiterhin jedem materiellen Vorgange ein Etwas parallel geht, das sich in seiner höchsten Intensität als psychisches Phänomen offenbart. Diese philosophische Ansicht erhält durch das obige Experiment eine neue Stütze.

Wir haben im Verlauf unsrer Ausführungen gesehen, daß der Mensch in gewissen hypnotischen Bewußtseinszuständen eine abnorme intellektuelle Leistungsfähigkeit gewinnt. Nähern wir uns damit aber nicht den Lehren der Spiritisten und Occultisten? Da der Herr L. Büchner in seinem oben citierten Aufsatz diese Gebiete miteinander vermengt, wollen wir darauf zum Schluß kurz eingehen.

Der Spiritismus lehrt die Existenz von Geistern. Diese Lehre widerspricht allen unsern Kenntnissen vom Zusammenhang des Psychischen und des Körperlichen. Wir wissen, daß die „Persönlichkeit" ein Komplex von Bewußtseinselementen darstellt, der ein gemeinsames Arbeiten einer großen Reihe nervöser Elementarorganismen zur Voraussetzung hat. Da, wo ein Teil dieser durch eine anatomisch nachweisbare Gehirnkrankheit zerstört wird, schwindet auch ein Teil der Persönlichkeit. Diese Erfahrung zeigt aufs deutlichste, daß die isolierte Existenz einer geistigen Persönlichkeit eine Unmöglichkeit ist. Die Psychophysiologie und damit auch ihre Teildisciplin, die Lehre von der Suggestion und der Hypnose, muß jede Form von Spiritismus a priori als undiskutierbar zurückweisen.

Nun giebt es noch Occultisten, die den Spiritismus ebenfalls bekämpfen, die aber behaupten, daß es Kräfte gäbe, die uns noch unbekannt seien und die

---

[1]) Vergl. E. Haechel, „Der Monismus."

unter Umständen zwar nicht wirklich „übernatürliche“, aber äußerst abnorme Bewußtseinserscheinungen hervorrufen könnten.

Eine derartige Anschauung kann man nicht a priori als undiskutierbar zurückweisen. Von unserm Standpunkte aus können wir aber folgendes bemerken:

Die Frage, ob es noch „occulte“ psychische Phänomene giebt, ist eine Frage der gesamten Psychophysiologie, nicht aber eine solche der speziellen Lehre von der Suggestion und der Hypnose. Das Studium der Suggestion und der Hypnose lehrt uns keine einzige qualitativ neue psychophysiologische Thatsache kennen. Es handelt sich nur um intensivere Phänomene, die aber auch außerhalb des Rahmens der Suggestion und der Hypnose im normalen Schlaf, in krankhaften Bewußtseinszuständen und gelegentlich einmal auch im Wachsein vorkommen. Giebt es andrerseits occulte Phänomene, so werden diese — wie es auch die Occultisten behaupten — außerhalb hypnotischer Bewußtseinszustände vorkommen.

Was nun die Stellung der gesamten Psychophsiologie diesen occulten Behauptungen gegenüber anbelangt, so wird von occultistischer Seite behauptet, die Psychophysiologie nehme dem Occultismus gegenüber eine ähnlich ablehnende Stellung heute ein, wie sie ehedem dem Hypnotismus gegenüber gezeigt habe. Diese Behauptung ist falsch. Die Psychophysiologie hat dem Hypnotismus gegenüber nie eine ablehnende Stellung eingenommen. Unsre Gegner befanden sich in den Reihen der psychologisch ungebildeten Aerzte und Naturforscher. Man kann direkt sagen, je psychologisch gebildeter ein Mensch war, um so mehr Verständnis hat er dem Hypnotismus entgegengebracht. Ein andres Benehmen der Psychologen wäre auch unbegreiflich gewesen. Denn zwischen dem Hypnotismus und dem Occultismus giebt es einen gewaltigen Unterschied. Die hypnotischen Phänomene können wir jederzeit experimentell hervorrufen und so jedem Kritiker vor Augen führen. Die Occultisten geben dagegen selber zu, noch nicht die Wege einer experimentellen Hervorrufung der von ihnen behaupteten Phänomene zu kennen. So lange ist aber der Skeptizismus der Psychophysiologie berechtigt.

Nur unklare Köpfe können den Hypnotismus mit dem Spiritismus und dem Occultismus vermengen. Die Lehre von der Suggestion und der Hypnose umfaßt Thatsachen, die nichts Occultes enthalten, die sich durchaus psychophysiologisch erklären lassen.

Paris, 3 Rue Bonaparte. 30. V. 97.

Die Beziehungen zwischen dem englischen und deutschen Volke.

Von

Sir Richard Temple.

Ich beabsichtige in diesem Artikel kurz darzulegen, was man in England in Bezug auf Deutschland und die Deutschen denkt und empfindet. Ich lasse dabei die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern oder den beiden Regierungen ganz aus dem Spiel. Ich halte mich lediglich an das, was in England die allgemeine Ansicht ist. Diese Ansicht kann nach deutscher Ueberzeugung richtig oder falsch sein. Aber selbst, wenn sie falsch ist, kann sie, wenn sie nur die bei dem englischen Volke wirklich vorhandene ist, für Deutsche von Interesse sein. Alles, was ich schreibe, soll jedenfalls in der freundschaftlichsten Absicht geschrieben sein.

Zunächst haben die Engländer sich stets mit Deutschland verwandt gefühlt und thun das auch noch, was bezüglich keines andern Landes der Fall ist. Sie wissen, daß sie selbst halbe Deutsche sind. Sie haben nie ihre angelsächsische Abkunft vergessen und wissen, daß die Urheimat ihres Stammes im Grenzgebiet Westfalens und des Teutoburger Waldes liegt. Selbst der Name England bedeutet das Land der deutschen Angeln. Jeder vaterländisch gesinnte Engländer bedauert, wenn er das Schlachtfeld von Hastings besucht, daß seine sächsischen Vorfahren ohne ihr Verschulden von Wilhelm und seinen Normannen geschlagen wurden. Und bis zu dem heutigen Tage ist der gefallene Harald der volkstümlichste der englischen Helden. Im gewöhnlichen Gespräch bezeichnen die Engländer alles, was nicht zum britischen Reiche gehört, entweder als Fremde oder als Amerikaner. Sie machen aber einen Unterschied zwischen Deutschen und andern Fremden, und sie betrachten deutsche oder germanische Stämme nicht mit denselben Augen wie die lateinischen, keltischen oder slavischen Volksstämme. Mit einem Worte, sie erkennen eine Gemeinschaft zwischen sich und den Deutschen an. Sodann haben sie, während sie mit Spanien, Frankreich, Holland, Rußland und andern Ländern tödliche Kämpfe ausgefochten, niemals Deutschland im Kriege gegenübergestanden, und es ist niemals deutsches Blut von Engländern vergossen worden. Dagegen ist oft auf Schlachtfeldern deutsches Blut geflossen, wenn Deutsche und Engländer als Freunde und Verbündete nebeneinander kämpften. Der gegenwärtige Deutsche Kaiser hat bei Gedächtnisfeiern die englische Armee mehr als einmal an diese Thatsache erinnert. Derartige Erinnerungen sind vernünftig und geeignet, das Band internationaler Freundschaft zu erhalten. Noch im Krimkriege traten Deutsche — mit Erlaubnis ihrer Regierung — in britische Kriegsdienste.

Die englische Dynastie ist hauptsächlich deutschen Stammes; für eine englische Prinzessin wird eine deutsche Heirat für das Passendste gehalten. Viele Tausende

von Deutschen leben als Kolonisten in britischen Kolonien, und wenn sie auch ihre Sprache und ihre deutschen Ideen beibehalten, sind sie doch loyale und patriotische britische Unterthanen. In England selbst giebt es in den Industriezentren viele Deutsche, und besonders London ist überreich an ihnen. Auf dem Gebiet der englischen Hauptstadt leben so viele Deutsche, daß sie die Bevölkerung einer großen deutschen Stadt ausmachen könnten. Dieselben sind in den verschiedensten Geschäftszweigen thätig. Einzelne naturalisieren sich nicht, doch viele, ja fast die meisten thun das. Viele verheiraten sich auch mit Engländerinnen, und sobald das der Fall ist, werden sie ganz und gar Engländer. Ein Deutscher, der längere Zeit in England lebt, nimmt englische Sitten und Gewohnheiten so willig und so vollständig an, wie es bei den Angehörigen irgend eines andern europäischen Volksstamms gar nicht möglich wäre. Viele Deutsche haben sich im englischen Regierungsdienste in Indien und sonstwo ausgezeichnet. Die Verkaufsstellen für deutsche Bücher, Zeitschriften und Zeitungen in London und die Verbreitung deutscher Litteratur daselbst würden Deutsche, die mit den betreffenden Verhältnissen nicht näher vertraut wären, in Erstaunen setzen.

Andrerseits erkennen die Engländer willig die Aufmerksamkeit an, die man in Deutschland der englischen Litteratur zuwendet, die Würdigung Shakespeares und die Verbreitung englischer Bücher, wie sie namentlich von der Firma Tauchnitz betrieben wird.

Nun sollten doch alle diese Dinge, wie man zu sagen pflegt, „auf den Frieden hinarbeiten“ oder wenigstens den Grund zu einer internationalen Freundschaft und den möglichst besten Beziehungen legen. Glücklicherweise sind diese Beziehungen niemals durch einen offenen Bruch gestört worden. Doch haben sie ab und zu eine Trübung erfahren und drohten gelegentlich sich zu einem Bruch zuzuspitzen.

Ich will kurz diese Dinge auf ihren Grund zurückführen, und wenn meine Darstellung deutschen Lesern unrichtig erscheint, mögen sie bedenken, daß ich nur den englischen Standpunkt vertrete, den sie doch kennen lernen wollen, wie immer er in seinem Werte beschaffen sein mag.

Nach dem französisch-deutschen Kriege gewahrten die Engländer, daß die deutsche Presse und die deutsche öffentliche Meinung ihnen feindlich waren — offenbar, weil die Deutschen glaubten, England habe ihnen während des Konfliktes übelwollend gegenübergestanden. Die Franzosen erhoben dieselbe Klage. Beide Klagen konnten aber nicht richtig sein; bei der einen oder der andern mußte ein Mißverständnis obwalten. Thatsächlich hatten die großen Mittelklassen Englands auf seiten Deutschlands gestanden, wenn auch die oberen Klassen sich nach Frankreich hinneigen mochten. Doch mag das alles sich verhalten, wie es wolle, die Engländer sahen mit Freuden die Errichtung des Deutschen Reiches auf Grundlage der deutschen Einheit und unter wirklich deutscher Führung. Ihre Ansicht entsprach fast ganz und gar derjenigen, welche später so trefflich in dem berühmten Kapitel über die deutsche Einheit in v. Sybels Geschichtswerk auseinandergesetzt worden ist. Sie hatten stets mit Bedauern gesehen, wie die

alte Kraft Deutschlands sich durch die Teilung und Unterabteilung in viele kleine Einzelstaaten zersplitterte. Sie freuten sich, daß diese Kraft unter einen einzigen kaiserlichen Willen zusammengefaßt und ein Mittelreich zwischen den beiden Großmächten Frankreich und Rußland errichtet werden solle. Der erste Kaiser, Wilhelm, war in England sehr angesehen, Kaiser Friedrich und seine Gemahlin wurden daselbst geliebt. Der gegenwärtige Kaiser Wilhelm wußte sich in kluger Weise mit dem englischen Volke zu stellen und wurde ganz populär. Ein Jahr erschien er in Portsmouth und ein andres in Aldershot, und seine Bekanntschaft, die in Marine- und Militärkreisen begann, erstreckte sich bald auf die Gesellschaft im allgemeinen. Seine gesellschaftlichen Besuche in Cowes zu den Jachtfahrten wurden sehr populär. Als er im Jahre 1889 mit seiner kaiserlichen Gemahlin der Stadt London einen förmlichen Besuch abstattete, wurde ihnen ein so feierlicher Empfang zu teil, wie die große Weltstadt ihn nur je gekrönten Häuptern bereitet hat. Die friedliche und freundliche Ansprache, die er bei dem Guildhallbankett hielt, fand die höchste Anerkennung. In allem diesem lag vieles, was die Freundschaft zwischen den beiden Nationen nur befestigen konnte.

Nach Errichtung des Deutschen Reiches kam der Ehrgeiz nach kolonialer Ausdehnung oder Erweiterung. Dieser Ehrgeiz wurde von den Engländern als an sich berechtigt und vernünftig anerkannt. Nichtsdestoweniger empfanden sie seinetwegen eine gewisse Besorgnis, weil die deutsche Kolonisation eine wesentlich auf den Handel gerichtete ist — darin ungleich der französischen, die hauptsächlich politisch ist und selten zu nennenswertem Handel führt.

Eifersucht ist stets und allerorts in der Welt vorhanden gewesen; je unvernünftiger sie gewesen, desto heftiger ist sie geworden. Die Engländer sind nicht die ersten gewesen, die dieses Gefühl empfunden, und werden auch nicht die letzten sein!

Die erste Wolke, welche den Horizont trübte, erhob sich von Neu-Guinea her, als Deutschland sich dort niederzulassen begann. Es ist das eine große, langgestreckte Insel vor der Küste Australiens. Sofort wandten sich die Australier mit Beschwerden nach dem Mutterlande. Schließlich wurde die Insel geteilt, wobei der nach Australien zu gelegene Teil an England fiel. Dann kam die Angelegenheit wegen der Walfischbai, welcher Platz von den Deutschen genommen worden war, während die Engländer meinten, er liege zu nahe bei der Kapkolonie, als daß er von Fremden in Besitz genommen werden könne. Als sie aber die offiziellen Zeitungen studierten, wandte sich ihr Tadel gegen die eigne Regierung und nicht gegen Deutschland. Etwas Aehnliches geschah, als später Deutschland Besitz von Kamerun an der Westküste Afrikas ergriff. In diesen verschiedenen Fällen waren die Engländer unzufrieden mit ihrer eignen Regierung, weil sie der Ansicht waren, ihre Interessen seien nicht mit der nötigen Vorsicht und Promptheit wahrgenommen worden; ein gewisser Unwille erhob sich insbesondere gegen einige Staatsmänner.

Andrerseits war bei den Engländern der Eindruck vorherrschend, daß das Vorgehen und das Verhalten Deutschlands ein freundliches bezüglich Aegyptens

gewesen sei, wo sie einen lang währenden und etwas gefährlichen Zwist mit Frankreich gehabt hatten. Selbst das Zuwarten Deutschlands in dieser Angelegenheit wurde von den Engländern als günstig erachtet.

Bald darauf folgte eine Reihe von Bewegungen in Ostafrika, die allgemein als ehrenvoll für den deutschen Unternehmungsgeist angesehen wurden. Allein sie erstreckten sich bis auf die der Insel Sansibar gegenüber gelegene Küste. Darauf kam es denn zu einer, wenn vielleicht auch nur indirekten, so doch nicht minder wirksamen Einmischung in die Angelegenheiten der Insel selbst. Nun würde wohl im Hinblick auf die innigen Beziehungen, die so lange zwischen England und Sansibar bestanden hatten, wahrscheinlich ein unparteiischer Deutscher zugeben, daß hier mindestens die Engländer Grund zur Eifersucht hatten. Thatsächlich wurden sie in hohem Grade eifersüchtig. Die Unruhe wurde indes vorderhand durch eine Teilung der Landgebiete zwischen die deutsche und die englische ostafrikanische Gesellschaft beschwichtigt. Doch bald entstand eine neue Schwierigkeit. Die deutsche Gesellschaft begann sich bis Uganda auszudehnen, das hinter dem Viktoria Njansa liegt und sich bis zu dem berühmten Mondgebirge erstreckt. Das wurde für eine Bedrohung der britischen Position in dieser Gegend angesehen. Die Aufmerksamkeit wurde hierauf namentlich von Stanley bei seiner Rückkehr von der Expedition durch das „dunkelste Afrika" gelenkt, und die öffentliche Meinung in England geriet in eine gefährliche Gärung.

Allein zur rechten Zeit wurde im Jahre 1890 die englisch-deutsche Uebereinkunft veröffentlicht, die sich auf die Anerkennung der englischen Schutzherrschaft über Sansibar und die Schwesterinsel Pemba durch Deutschland, die Abtretung der Insel Helgoland von England an Deutschland und die Festsetzung und Berichtigung der Grenze der von der englischen und deutschen ostafrikanischen Gesellschaft gleichzeitig in Anspruch genommenen Gebiete erstreckte, wonach forthin Uganda mit seinen Nebenbesitzungen ein für allemal an England fiel. Einen Augenblick lang war man in England im Zweifel darüber, ob die getroffenen Bestimmungen richtig seien oder nicht. Aber Stanley — dem in dieser Hinsicht das englische Publikum sein Vertrauen schenkte — trat auf und erklärte, sie seien gut. Daraufhin freute man sich in England, nicht nur, weil eine umfangreiche Gebietsfrage erledigt worden, sondern auch, weil es zu einem Einvernehmen mit Deutschland gekommen war. Große Bedeutung maß man Lord Salisbury wegen dieser glücklichen Lösung bei, indem man dieselbe als eine bemerkenswerte Episode in seiner ruhmvollen Laufbahn betrachtete. In Zukunft, so hoffte man in England, werde es nach dieser umfassenden Abmachung zu keinem Zerwürfnis mehr mit Deutschland in Afrika kommen können. In Wirklichkeit sind auch die Bestimmungen jenes Uebereinkommens von beiden Seiten ehrlich gehalten worden.

Ungefähr zwei Jahre später traf England Abmachungen mit den Behörden des Kongostaates wegen Abtretung eines schmalen Landstreifens, wodurch eine telegraphische Verbindung zwischen seinen Provinzen in Südafrika und seinen Stationen im Norden, das heißt, von einem Ende des afrikanischen Festlandes

bis zum andern, hätte hergestellt werden können. Daraufhin erhob Deutschland so nachdrücklichen Einspruch, daß England bewogen wurde, von der Abmachung abzustehen. Die Engländer hielten das gewiß für sehr unfreundlich von seiten Deutschlands, doch lag die Sache zweifelhaft und verwickelt, und so sagten sie weiter nichts.

Dann kam es in den letzten Tagen des Jahres 1895 und den ersten des Jahres 1896 zum Staunen Englands, und nicht minder Deutschlands, zu dem bewaffneten Streifzuge Jamesons von britischem Gebiet nach dem Transvaal, der als „Jamesons Einfall" bekannt ist. Aber dieser großen Ueberraschung folgte eine andre, noch größere. Es wurde ein von dem Deutschen Kaiser an den Präsidenten von Transvaal gerichtetes Telegramm veröffentlicht, in welchem ersterer dem letzteren Glück dazu wünschte, daß er diesem Einfall begegnet sei und ihm Halt geboten habe. Die Ausdrücke der Beglückwünschung wurden von den Engländern so aufgefaßt, als hätten sie besagen wollen, Krüger sei glücklicherweise im stande gewesen, das ohne die Hilfe seiner auswärtigen Freunde zu thun, mit dem Nebensinn, daß, wenn es erforderlich geworden, Hilfe aus Deutschland zu haben gewesen sei. Weiter glaubten sie, es sei in jenem Augenblicke eine Bewegung deutscher Blaujacken von der Delagoabai her beobachtet worden.

Dann ereignete sich etwas, was bemerkt zu werden verdient und vielleicht sogar von Deutschland und ganz Europa nicht vergessen werden sollte. Die Engländer gerieten mit einem Male in Aufregung und schienen sofort auf einen Krieg gefaßt zu sein. Die Regierung ließ ein ansehnliches Geschwader in Kampfbereitschaft stellen, das nach der Südostküste Afrikas abgehen sollte. Gleich darauf wurde das Parlament zusammenberufen, und zweifelsohne würde eine große Summe, sagen wir 50 bis 100 Millionen Pfund Sterling, einstimmig bis auf die wenigen entgegenstehenden Stimmen der sogenannten „kleinenglischen" Partei zu Kriegszwecken bewilligt worden sein. Sofort kam eine Adresse aus Australien, die das Mutterland beschwor, sich jeder fremden Einmischung in Südafrika zu widersetzen. Wäre in Wort oder That irgend ein Schritt von Deutschland unternommen worden, so würde es zu einem Kriege gekommen sein und die traurige Thatsache sich verwirklicht haben, daß zwei verwandte Volksstämme, Engländer und Deutsche, mit dem Schwerte einander entgegengetreten wären. In England lief das geflügelte Wort um, es stehe der Kampf zwischen einem Walfische und einem Elefanten bevor! Glücklicherweise wurde von Deutschland kein weiterer Schritt unternommen; das englische Geschwader lag bei Spithead bereit, stach aber niemals in See. Der Sturm, der gedroht hatte, schien verweht worden zu sein, und vielleicht würde man schon angefangen haben, ihn zu vergessen, wenn nicht die neuerliche parlamentarische Untersuchung über den „Einfall Jamesons" ihn ins Gedächtnis zurückgerufen hätte. Der Wortlaut dessen, was Cecil Rhodes als Zeugenaussage oder zu seiner Verteidigung vorzubringen hatte, lief, wie bekannt, darauf hinaus, daß er das Recht zu einer bewaffneten Einmischung gehabt habe, weil er gewußt habe, daß eine fremde Macht, will besagen Deutschland, in Transvaal eingeschritten sei und mit Präsident

Krüger in Verbindung gestanden habe. Alles das prägte sich dem englischen Gemüt ein. Selbstverständlich wird zugegeben, daß Cecil Rhodes unrecht hatte, als er eine bewaffnete Macht organisierte, um sich derselben möglicherweise im Transvaal zu bedienen. Trotzdem ist er in diesem Augenblicke bei der großen Mehrzahl der Engländer populär. Er konnte nicht gerichtlich belangt oder sonstwie zur Verantwortung gezogen werden, denn die öffentliche Meinung würde es nicht geduldet haben. Doch ist von deutscher Seite nichts Weiteres unternommen worden, und die Engländer, die den Deutschen wohlwollend gesinnt sind, bitten zu Gott, daß nichts Weiteres geschehen möge. Was Präsident Krüger anlangt, so wird sich England mit ihm und den Seinigen schon in der richtigen Weise abzufinden wissen. Hinsichtlich des Briefwechsels, den er früher mit der deutschen Regierung gepflogen, sind die Engländer, wie es auch darum stehen mag, gewillt, Geschehenes geschehen sein zu lassen.

Bei diesem Verlaufe der Dinge sind verschiedene Punkte beachtenswert.

Zunächst möchte man allgemein der Ansicht sein, daß in unsern modernen Zeiten ein Krieg nicht plötzlich ausbrechen könne. Es müßten erst Auseinandersetzungen stattfinden, diplomatische Verhandlungen, ein Briefwechsel, der immer schärfer und schärfer werde, und so fort. Im vorliegenden Falle kam es, soviel das englische Volk weiß, zu nichts von alledem. In einem Augenblicke war die unvorhergesehene Katastrophe wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie ein Sandsturm der Sahara vor uns und drohte mit ihrem finstern Antlitz.

Sodann sind die Engländer gewiß ein friedliebendes Volk und nicht gewillt, einen Krieg zu beginnen, wenn sie es vermeiden können. Zu diesem Ende werden sie es an Geduld und Nachgiebigkeit nicht fehlen lassen. In gewissen Fällen aber würden sie ohne Säumen in den Krieg ziehen und mit dem festen Entschlusse, ihn bis auf das Aeußerste fortzuführen. Man glaubt oft vom Löwen, er ruhe oder schlafe gar. Derweil aber verfolgt er durch sein halbgeschlossenes Auge alles, was ringsum vorgeht, soweit es Bezug auf ihn haben kann. Hat er einmal seinen Fuß in einer bestimmten Richtung niedergesetzt, dann wird er dabei bleiben mit einer Hartnäckigkeit, von welcher die Geschichte Zeugnis ablegen kann.

Die Transvaal-Angelegenheit war ein Beispiel für die Reichspolitik. Ob das Wort Suzeränität oder Oberherrlichkeit in einem jeden der getroffenen Abkommen gebraucht wird oder nicht — die Engländer nehmen an, daß es der Fall ist. Sie gewährten den Leuten von Transvaal Autonomie oder Unabhängigkeit nach innen, und diese wird streng respektiert werden. Aber das geschah unter der Bedingung, daß die Kontrolle nach außen, das heißt die Oberaufsicht über die Beziehungen zum Auslande den Engländern zustehen und kein Uebereinkommen mit einer fremden Macht getroffen werden solle, ohne daß vorher die Zustimmung Englands eingeholt werde. Daran werden die Engländer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln festhalten.

In Angelegenheiten, die sich auf den Handel beziehen, hat zwischen England und Deutschland in verschiedenen und vielleicht in vielen Teilen der Welt eine

gewisse Nebenbuhlerschaft bestanden, und sie wird bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft auch weiter bestehen. Eine Zeitlang hießen die Engländer den deutschen Handels- und Unternehmungsgeist in Indien und auch sonstwo im britischen Reich willkommen. In neuerer Zeit ist ihnen der Eifer und die Thätigkeit aufgefallen, womit Deutschland seinen Handel bis in jeden Winkel der Welt ausgedehnt hat. Das regt bei den Engländern nichts weiter als einen edeln Wetteifer an. Allerdings ist in England eine gewisse Eifersucht oder eine gewisse Mißstimmung wegen der ausgedehnten Verwendung deutscher Handelsgehilfen in den großen kaufmännischen Unternehmungen Londons und anderen großen Handelszentren vorhanden. Diese Gehilfen werden natürlich verwendet, weil sie fremde Sprachen verstehen und die Korrespondenz in Deutsch und Französisch führen können. Die Engländer dürfen sich darüber nicht beklagen, denn es ist ihre eigne Schuld, wenn sie nicht Deutsch lernen, wie die Deutschen Englisch lernen. Ihre insulare Lage macht sie ungeeignet und nicht aufgelegt zum Erlernen fremder Sprachen. Diesem Fehler kann leicht abgeholfen werden; solange er aber vorhanden ist, muß man sich dabei bescheiden, seinetwegen etwas Unbequemlichkeit in den Kauf zu nehmen.

Ein gewisses Unbehagen hat man in England stets über das System der Ausfuhrprämien auf dem europäischen Kontinent verspürt. Die konservative Partei hat sich thatsächlich bemüht, einige Einschränkungen dieses Systems zu erlangen, da dasselbe allerorts den britischen Produzenten benachteilige. Die liberale Partei konnte jedoch dem nicht zustimmen, indem sie behauptete, daß, wenn es dem deutschen oder französischen Steuerzahler beliebe, künstlich verwohlfeilerte Produkte nach England zu senden, es dem englischen Konsumenten gestattet sein müsse, den Vorteil davon zu ziehen.

Obwohl England aufrichtig an dem Freihandelssystem festhält und dem Schutzzoll nach wie vor feindselig gegenübersteht, hat sich doch in jüngster Zeit in dieser Hinsicht in der öffentlichen Meinung etwas wie ein Wechsel vollzogen. Die sich fortwährend steigernden Zolltarife auf dem europäischen Kontinent und in Amerika — die sich nach englischer Auffassung hauptsächlich gegen britische Waren richten — und der immer heftiger werdende Wettbewerb, der allerwärts von fremden Nationen geboten wird, haben England bewogen, sich nach Mitteln zur Hebung seines Handels bei seinen Kolonien umzusehen. Selbst ein so liberaler und einflußreicher Staatsmann wie Chamberlain hat während des letzten Jahres Reden gehalten, deren Inhalt etwa dahin ging, daß eine Art handelspolitischer Einheit und Solidarität des ganzen britischen Reiches, die das Mutterland, die Kolonien und die abhängigen Gebiete umfasse, das Mittel sein solle, die Reichseinheit in allgemein politischer Hinsicht für alle Zeiten herzustellen. Viele Konservative dürften sich zweifellos dieser Ansicht anschließen. Andrerseits dürften viele Liberale dagegen sein, während die Engländer im allgemeinen sich noch nicht recht vorzustellen vermögen, wie das in seinen Einzelheiten zu bewerkstelligen sei.

Eine unbestreitbare Wirkung ist aber von der Versammlung von Kolonial

vertretern bei der neulichen Jubiläumsfeier in London ausgegangen. Es gab namentlich der Premierminister von Kanada deutlich zu verstehen, daß diese große Kolonie nicht abgeneigt sei, einen Differentialtarif einzuführen, der dem Mutterlande besondere Vorteile gegenüber den andern Ländern gewähre. Nun vermutet man, daß die andern großen Kolonien gewillt seien, dem Beispiele zu folgen. Im Hinblick hierauf ergab sich die Notwendigkeit, gewisse Verträge mit Deutschland und andern Ländern zu kündigen, für die ein Ende ausdrücklich nach vorheriger Kündigung vorgesehen ist. Dieser Schritt ist nunmehr in der Ansprache der Königin an das Parlament förmlich verkündet worden. Da die Maßregel erst im Vorbereitungsstadium ist, sind die Gründe nur kurz und im allgemeinen angegeben worden. Doch sehen die Engländer ein, daß ihr Sinn dahin gerichtet ist, daß es in den britischen Kolonien möglicher- oder wahrscheinlicherweise zur Einführung zweier Tarife kommen werde, eines günstigeren für das Mutterland und eines natürlich weniger günstigen für die andern Länder. Eine derartige Maßregel, glaubt man, würde zumeist die deutschen Kaufleute und Händler treffen, welche die größte Thätigkeit und Energie in dem Absatz ihrer Waren an die britischen Kolonien entfalten. Die Engländer wissen noch nicht, wie all das zur Ausführung gelangen und zu welchen weiteren Schritten es in England, den Kolonien und Deutschland kommen soll.

Thatsächlich haben jedoch die Engländer, wenn sie auch durch das Anwachsen des fremden Wettbewerbs etwas ängstlich geworden sind, immer noch das Zutrauen zu ihrer industriellen Tüchtigkeit, daß dieselbe in der Herstellung wenn nicht aller, so doch der meisten Gegenstände der aller andern Nationen überlegen ist. Sie werden in diesem Glauben durch die Thatsache bestärkt, daß fast in allen Ländern Schutzzollschranken gegen sie durch Tarife oder sonstige Abwehrmaßregeln getroffen sind. Sie sagen sich, daß, wenn Deutschland, Frankreich und Amerika ebenso gute Dinge wie sie zu dem gleichen Preise hervorbringen könnten, diese Schutzzolleinrichtungen nicht aufrecht erhalten werden würden und man den freien Wettbewerb Englands zulassen würde. Solange man eine derartige Freiheit nicht einräumt, werden die Engländer für sich die Ehre der Ueberlegenheit auf den Hauptmanufakturgebieten in Anspruch nehmen.

Unter anderm haben die Engländer in neuerer Zeit unter dem Eindrucke gestanden, als sei die deutsche Presse ihnen feindlich. Dieser Glaube mag richtig oder unrichtig sein, thatsächlich ist er vorhanden gewesen und ist das vielleicht noch, und insofern hat er einen ungünstigen Einfluß auf das freundschaftliche Gefühl ausgeübt, das England naturgemäß für Deutschland empfinden sollte. Die Engländer sind nicht im stande, deutsche Zeitungen zu lesen, und wörtliche Uebersetzungen der Artikel erscheinen selten oder nie. Aber die Londoner Zeitungen halten sich unterrichtete und gebildete Korrespondenten in allen europäischen Großstädten, die Auszüge aus dem, was die deutschen Blätter schreiben, nach England senden und dabei wenigstens die Hauptsache und den Sinn richtig wiedergeben. Daraus haben die Engländer geschlossen, daß zuweilen ein Tadel nicht nur gegen einzelne Maßregeln der britischen Regierung, sondern, was wesentlicher, gegen die nationale

Politik und die nationalen Grundsätze Englands erhoben worden ist. Die englischen Blätter haben allerdings einigemal entgegnet, doch, soviel ich weiß, in anständiger Form und mit äußerster Mäßigung, um eine unnötige Reizung zu vermeiden. Jeder weiß in unsrer heutigen Zeit, wie wertvoll die Freiheit des Gedankens und der gegenseitigen Meinungsäußerung, in der Politik und anderwärts, ist. Auch mögen die äußerst gut geschulten und erfahrenen Journalisten Deutschlands immer noch gewillt sein, anzuerkennen, daß es gut ist, so höflich zu schreiben, wie die Umstände es erlauben, wenn eine Nation in Betracht kommt, die mit Deutschland so eng durch Abstammung und alte Bundesbruderschaft verbunden ist wie England.

Deutsche Leser mögen sich vielleicht darüber wundern, wie die Engländer bei den so mannigfaltigen und dringenden eignen Geschäften, die sie daheim zu erledigen haben, es fertig bringen, in zuverlässiger Weise die Angelegenheiten ihres Reichs bis in die entferntesten Teile der Welt zu verfolgen. Es ist das bei den Engländern eigentlich aber gar nicht der Fall. Sie haben eine allgemeine Vorstellung, daß sie über die ganze Welt sich verzweigende Interessen haben, die um jeden Preis und unter allen Umständen gewahrt werden müssen. Darüber hinaus ist ihr Wissen allzuoft nur verschwommen und unbestimmt. Sie vertrauen aber ihren Landsleuten, die auswärts gewesen sind, daß sie die öffentliche Meinung aufklären und, wie man zu sagen pflegt, auf dem Laufenden halten. Und England ist sehr reich an derartigen Leuten. Der eine wird dieses und der andre jenes von den entlegenen Gebieten wissen. Von ihnen insgesamt aber lernen sie alles kennen, und diese Kenntnis wird regelmäßig sowohl innerhalb des Parlaments wie außerhalb desselben in parlamentarischen und politischen Kreisen verbreitet. Besonders wird sie den Wählern bei politischen und öffentlichen Versammlungen von Mitgliedern des Parlaments, von Kandidaten und den Rednern, welche diese auf der Rednerbühne unterstützen, beigebracht. Auf diese Weise erhalten die Engländer namentlich rasch zuverlässigen und sich bis auf die letzte Zeit erstreckenden Aufschluß von Männern, die an der betreffenden Angelegenheit beteiligt und an Ort und Stelle gewesen sind, wenn irgend eine Krisis droht.

Die in obigem berührten Gegenstände sind zu umfassender Natur, als daß sie in der gebührenden Weise in einem Artikel wie dem vorliegenden behandelt werden könnten. Ich habe nicht den Versuch gemacht, in irgend ein Staatsgeheimnis einzudringen oder irgend eine offizielle Information kundzugeben. Ich habe nur das zusammengefaßt, was in England jedermann weiß. Ich habe nur Ansichten von einem englischen Standpunkt aus festgestellt. Ich vermag nicht zu sagen, wie weit diese englischen Ansichten dem deutschen Publikum bekannt sind. Vielleicht hat man von ihnen in Deutschland noch nichts gewußt, vielleicht sind sie aber dort schon bekannt. Jedenfalls ist es gut, sie jetzt den deutschen Lesern zu Gemüte zu führen, sie zu der Kenntnis derselben zu bringen oder sie ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, je nachdem der Fall liegt. Was das Gefühl des größern Teils der Engländer anlangt, so wird es den Deutschen

zweifelsohne erwünscht sein, es kennen zu lernen und es sich seiner ganzen Ausdehnung nach zu vergegenwärtigen. Es ist gut, daß sie sich vergegenwärtigen, wie äußerst kritisch die internationale Situation in den ersten Wochen des Jahres 1896 gewesen ist.

Ich flehe zum Himmel, und ich bin überzeugt davon, meine Landsleute werden das Gleiche thun, daß die allwaltende Vorsehung künftig kein ernstliches Mißverständnis aufkommen lassen und daß der Friede zwischen Deutschland und England für immer gesichert bleiben möge.

Audiatur et altera pars.

Eine Erwiderung auf den vorstehenden Aufsatz Sir Richard Temples.

Von

M. v. Brandt, Kaiserl. Gesandten a. D.

Sir Richard Temple hat sich in dem vorstehenden Aufsatze die anerkennungswerte Aufgabe gestellt, die Frage der zwischen Engländern und Deutschen bestehenden Verstimmung ohne Rücksicht auf die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu lösen. Daß ihm dies nicht gelungen, geht schon daraus hervor, daß die Gründe, die er für die in England herrschende Stimmung anführt, nach seiner Ansicht, wenn man von der Frage des kommerziellen und industriellen Wettbetriebs absieht, ausschließlich in politischen Schritten der Regierung des Reiches zu suchen sein würden.

Ebenso unmöglich würde es sein, die Stimmung der Deutschen gegen die Engländer zu verstehen, ohne auf die geschichtliche Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern zurückzukommen, für welche die Akte der Diplomatie doch nur der äußere Ausdruck sind. Man braucht nicht gerade zur Treitschkeschen Schule zu gehören oder auf die Zeit des ersten Wiener Kongresses und die Ereignisse unter Friedrich Wilhelm IV. zurückzugreifen, um das tiefe Mißtrauen zu verstehen, das den deutschen Staatsmann gegen England erfüllen muß, aber die Ereignisse der letzten Jahrzehnte haben mit den Sympathien für England auch in den Kreisen der Liberalen und Freihändler, in denen sie sich am längsten gehalten hatten, recht gründlich aufgeräumt. Noch ist es unvergessen, daß es der schwunghafte Handel mit Waffen und Munition gewesen, den das neutrale England mit Frankreich getrieben, der unserm Gegner im Jahre 1870/71 gestattete, seinen Widerstand weit über das Maß der eignen Hilfsmittel hinaus fortzusetzen, und die bitteren Gefühle, welche damals die siegreichen deutschen

Armeen erfüllten, sind auch heute noch nicht ganz verschwunden. Im übrigen ist Sir Richard Temples Beweisführung typisch für die englische Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses. Deutschland, das das Bedürfnis fühlt, aus der Stellung als reine Kontinentalmacht herauszutreten, nimmt einen Teil der herrenlosen Insel Neu-Guinea, England fühlt sich in seinen Interessen bedroht und schmollt; Deutschland nimmt nicht die Walfischbai, wie Sir R. Temple irrtümlich anführt, sondern ein Gebiet an der Westküste Afrikas mit Ausnahme der bereits von England annektierten Walfischbai, weil England trotz wiederholter Aufforderungen sich nicht entschließen will oder kann, den in diesem Gebiet engagierten deutschen Interessen den nachgesuchten englischen Schutz zu erteilen, England zürnt wieder und schmollt; Deutschland nimmt das herrenlose Kamerun und ein ebenfalls herrenloses Stück an der Ostküste von Afrika, und wieder fühlt sich England in seinen Interessen bedroht und schmollt. Ja, giebt es denn nur englische Interessen auf der Erde und scheint die Sonne nicht für alle?

England hat sich, mühsam genug allerdings, daran gewöhnen müssen, das Vorhandensein russischer und französischer Interessen als nicht ganz unberechtigt anzuerkennen, und es wird sich entschließen müssen, dasselbe auch mit den deutschen zu thun, selbst wo dieselben mit englischen kollidieren sollten. Weil England seit langen Jahren sich an allen möglichen Punkten festgesetzt hat, kann es doch unmöglich das Recht beanspruchen, alle andern Nationen von dem Mitbesitz der Erde ausschließen zu wollen.

Was die Transvaalangelegenheit anbetrifft, so lassen sich die deutschen Sympathien mit dem durch einen Flibustierzug bedrohten schwächeren Staat nicht ableugnen, aber es ist charakteristisch für das abgeschwächte sittliche Gefühl der Engländer, wenn ein Mann wie Sir R. Temple erklären muß, daß Cecil Rhodes „nicht gerichtlich belangt oder sonstwie zur Verantwortung gezogen werden kann, da die öffentliche Meinung es nicht geduldet haben würde." Unter den Umständen hat die deutsche Regierung unzweifelhaft sehr richtig gehandelt, dem Cecil Rhodesschen Plan der transafrikanischen Telegraphenlinie nicht zuzustimmen, denn die bewaffneten Posten, die zum Schutze derselben angelegt werden sollten, hätten zu Zwischenfällen Veranlassung geben können, bei denen die englische öffentliche Meinung vielleicht ebenfalls quand même auf seiten Cecil Rhodes gestanden haben würde. Im übrigen werfen die Aussagen des Soldaten Frank W. Sykes und der Inhalt des Olive Schreinerschen Buchs „Trooper Peter Halket of Mashonaland" ein recht interessantes Licht auf die Zustände in Rhodesia, der Schaffung des Lieblings des englischen Volks.

Was die Gefahr eines Krieges zwischen England und Deutschland anbetrifft, die infolge der Vorgänge in Transvaal gedroht haben soll, so behaupten Wissende, daß es der englischen Regierung besonders um den darüber erhobenen Lärm zu thun gewesen wäre, der einen vortrefflichen Hintergrund und Unterlage für die sehr erheblichen Marineforderungen gebildet habe, die an das Parlament zu richten gewesen wären. Daß aber die diplomatische Einmischung einer dritten Macht zwischen zwei andre dem Direktor einer Chartered Company, wäre es auch

selbst die Chartered Company gewesen, als Entschuldigung für einen Einfall mit bewaffneter Hand in das Gebiet einer befreundeten Macht dienen könne, ist ein Satz, der sich bis jetzt kaum in einem Lehrbuch des Völkerrechts finden dürfte.

Sir Richard Temple scheint auch der Ansicht zu sein, daß die englische Presse bei der Zeitungspolemik mit der deutschen sich stets einer „anständigen Form und äußerster Mäßigung" befleißigt habe. Da diese Auffassung unzweifelhaft auf gutem Glauben beruht, so läßt sich eben nur annehmen, daß die Bekanntschaft Sir R. Temples mit den englischen Blättern eine recht beschränkte sein müsse, wenn er nicht die während der letzten Jahre über das deutsche Volk, die deutsche Regierung und den deutschen Kaiser in reichster Fülle ausgegossenen englischen Liebenswürdigkeiten im Pickwickschen Sinne zu betrachten geneigt sein sollte. Sonst könnte man mit einer durchaus zeitgemäßen Variante sagen: „Die englische Presse glaubt zu lügen, wenn sie höflich ist," doch habeat sibi!

In Deutschland besteht weder politisch noch persönlich ein prinzipieller Gegensatz gegen England, auch nicht nach der Kündigung des Handelsvertrags, für den man in der Haltung einiger Kolonien dem Mutterlande gegenüber eine hinreichende Erklärung findet, und es würde nicht schwer sein, zu einem guten Verständnis, zum mindesten zu einem sehr annehmbaren modus vivendi zwischen den beiden Staaten zu gelangen, wenn England sich entschließen könnte, sich zu dem Grundsatz des „Leben und Leben lassens" zu bekehren. Dazu gehört freilich eine gewisse Rücksichtnahme auch auf den lieben Nächsten, und die haben die Engländer bis jetzt aus süßer alter Gewohnheit stets aus den Augen gelassen; es hängt also nur von ihnen ab, in dieser Beziehung Aenderung und Besserung zu schaffen. Kein Mensch in Deutschland wünscht oder will einen Krieg mit England; nicht weil derselbe uns besonders gefährlich erschiene — er könnte uns die bis jetzt sehr wenig rentabeln Kolonien kosten und unsre Schiffahrt, vielleicht unsern Handel recht erheblich schädigen — sondern weil der erste Kanonenschuß einen Kampf entfachen müßte, der England Aegypten und wahrscheinlich mehr kosten würde, und wir, bis jetzt wenigstens, kein Interesse daran haben, Englands Besitzstand geschädigt zu sehen.

Leider scheint wenig Aussicht für eine solche Verständigung vorhanden zu sein, sonst hätte die „Times" in ihrem Artikel vom 27. August wohl kaum ihrer Befriedigung darüber Ausdruck gegeben, „daß die Erklärungen an Bord des „Pothuau" der Vorherrschaft — das Wort Diktatur dürfte nicht zu stark sein — ein Ende machten, die in Europa auszuüben in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts Deutschlands Ehrgeiz gewesen sei." Es war im Herbste 1872, daß ein hoher russischer Staatsmann in Wiesbaden einer Dame gegenüber, die die Siege Deutschlands beklagte, sich dahin äußerte, daß man Gott gar nicht genug dafür danken könne, daß Deutschland diese Siege erfochten habe, weil, wenn Frankreich nur die Hälfte der Erfolge gehabt hätte, die Deutschland errungen habe, es überhaupt in Europa schon nicht mehr auszuhalten sein würde. Vielleicht wird selbst die „Times" diese Worte nicht ganz unberechtigt und bei einigem Nachdenken ihre Wiederholung nicht einmal ganz unzeitgemäß finden, jedenfalls

aber ist ihr Artikel eine recht eigentümliche Illustration zu den jedenfalls sehr wohlgemeinten Bemühungen Sir Richard Temples. Mir fällt bei dem Gebaren der englischen Presse immer der alte Vers ein:

„I often heard on Afric's sunny shore
A second lion roar a louder roar
And the first lion thought the last a bore!"

Welchen Einfluß wird das Bürgerliche Gesetzbuch auf das nationale Leben ausüben?

Von

Rechtsanwalt Dr. Friedrichs in Kiel.

Hunderte von Gesetzen gehen jedes Jahr durch die verfassungsmäßigen Gesetzgebungskörperschaften des Reiches und jedes der Einzelstaaten hindurch und werden in Kraft gesetzt, auch wohl nach kurzer Zeit wieder aufgehoben, ohne daß das Publikum, selbst das der gebildeten Stände, Anlaß nehmen könnte, sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Wie manchmal leben Erinnerungen an längst vergangene, längst beseitigte Verhältnisse in der Form von Sprichwörtern und Regeln im Munde der Leute fort, bis einmal im Falle eines Streites der Beteiligte zu hören bekommt, daß die Entwicklung von so und so viel Jahren spurlos an ihm vorübergegangen sei. Und wo es einmal nötig ist, daß jeder mit einem neuen Gesetze bekannt wird, weil dieses von jedem Einzelnen eine bestimmte Thätigkeit oder ein bestimmtes Verhalten fordert (ich denke zum Beispiel an das viel umstrittene „Klebegesetz", das Reichsgesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889), so sind es wieder nur einzelne Paragraphen, die das gebildete Publikum berühren, während die Hauptsache von den Behörden und nach ihren Anweisungen von den beteiligten Geschäftsleuten erledigt wird.

Bisher ist dies auch ohne jeden Schaden und Nachteil hingegangen, da bis jetzt keine umwälzenden, das tägliche Leben berührenden Gesetze ergangen sind, sondern alle bisher eingeführten Neuerungen sich auf solche Lebensgebiete bezogen, bei denen das Publikum auch ohnehin sich des Rates eines Rechtsverständigen zu bedienen pflegt.

Nun wird es aber anders. Am 1. Januar 1900, ein Jahr vor dem Beginne des neuen Jahrhunderts, wird das Bürgerliche Gesetzbuch vom 18. August 1896 und mit ihm eine Reihe von Neben- und Hilfsgesetzen des Deutschen Reichs und vielleicht noch eine Reihe von Ausführungsgesetzen der Einzelstaaten in Kraft treten, durch die in der einschneidendsten Weise in alle Verhältnisse des täglichen Lebens, auch der Privatleute, eingegriffen werden wird, und die es nötig machen, daß das gesamte Publikum sich um ihren Inhalt bekümmert, um Schäden zu vermeiden, die sich nicht wieder gut machen lassen. Nicht, daß ich meinte, der einzelne solle sich bemühen, recht viele Bestimmungen des neuen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze kennen zu lernen! Ein solches Unterfangen würde die darauf verwandte Arbeit kaum lohnen, und wenn irgendwo, so ist auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft eine ehrliche Unwissenheit jedem halben Wissen vorzuziehen; denn auf jede Frage,

die an einen Juristen gestellt werden kann, muß die Antwort aus dem Zusammenwirken und dem Ineinandergreifen einer ganzen Reihe von gesetzlichen Bestimmungen entnommen werden, die sich in der Form von verschiedenen Paragraphen an den verschiedensten Teilen des Gesetzbuches zerstreut finden, und die der Jurist alle auf einmal überschauen muß, um die richtige Antwort geben zu können. Eine Rechtsfrage läßt sich ebensowenig aus einer einzigen gesetzlichen Bestimmung beantworten, wie eine Sprachfrage aus einer einzigen grammatischen Regel.

Deshalb sind Laien, die nur einzelne Paragraphen auswendig gelernt haben, stets die größte Plage der Anwälte. Sie haben einzelne Teile des Gesetzes in ihrer Hand, aber es fehlt ihnen das geistige Band, das Verständnis des Zusammenhanges, durch das allein auch das Verständnis der einzelnen Teile ermöglicht wird.

Was aber auch der Laie wissen muß, ist etwas andres. Er muß wenigstens im allgemeinen eine Vorstellung davon haben, welche Angelegenheiten von dem neuen Gesetze betroffen werden. Wer nicht Jurist von Beruf ist, thut in juristischen Dingen am besten daran, gleich Parsifal ein „reiner Thor" zu bleiben, aber er muß, anders als Parsifal, verstehen, zur rechten Zeit zu fragen. Wen man fragen soll, kann keinem Zweifel unterliegen. Jeder Rechtsanwalt wird es sich zur Ehre schätzen, über das neue Recht eine möglichst richtige und verständliche Auskunft zu geben; aber auch die Briefkästen der besseren Zeitungen werden in der Regel von tüchtigen Juristen bedient.

Was will nun das Bürgerliche Gesetzbuch? An dem Namen hat einmal jemand Anstoß genommen. Er meinte, es würden besondere Vorschriften für den Bürgerstand geschaffen und dadurch der Gegensatz zu dem Adel verschärft und verewigt. Das ist ein großes Mißverständnis. Das Bürgerliche Gesetzbuch enthält die Vorschriften für das bürgerliche Leben, Gesetze für den Verkehr der Privatleute untereinander, um deren Erfüllung der Staat sich in der Regel nicht kümmert, da er es den einzelnen überläßt, ihre Rechte gegeneinander selbst wahrzunehmen, und sie nicht dazu zwingt, wenn sie selber es nicht wollen. Die „Privatrechte" sind in der Regel verzichtbar, deshalb enthält das Gesetz auch viele Bestimmungen, die nur dann gelten sollen, wenn die Parteien nichts andres verabredet haben. So können die Hauswirte mit ihren Mietern jede beliebige Kündigungsfrist verabreden. Nur wenn gar nichts darüber abgemacht ist, bestimmt das Gesetz und nicht mehr, wie bisher vielfach, der Ortsgebrauch die einzuhaltende Kündigungsfrist. Ebenso können die Ehegatten unter Innehaltung gewisser Formen und Beschränkungen miteinander die Vermögensverhältnisse ordnen, und nur wenn eine solche Ordnung nicht stattgefunden hat, tritt das Gesetz mit seinen Regeln ein. Andrerseits enthält das Gesetzbuch auch gebietende Vorschriften. Die Großjährigkeit tritt immer mit der Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres ein, nur unter besonderen Voraussetzungen kann das Gericht einen Achtzehnjährigen für volljährig erklären. Dagegen ist es den Privaten nicht erlaubt, wie es vielfach versucht wird, durch Testamente oder auf andre Weise eine andre Bestimmung einzuführen.

Das Inkrafttreten des neuen Gesetzes mit dem 1. Januar 1900 hat nicht die Wirkung, daß nun mit diesem Tage alle seine Bestimmungen ohne Ausnahme anzuwenden wären. Vielmehr wird in der Regel auf die vorher begründeten Verhältnisse das alte, bisherige Recht noch weiter angewandt. Wenn eine Ehe vorher geschlossen ist, so hat das neue Gesetz auf die Güterrechte der Gatten keinen Einfluß. Ein Testament, das vorher errichtet ist, bleibt gültig und wirksam; wenn aber der Erblasser nach dem Inkrafttreten des Gesetzbuches stirbt, so wird die Frage, wer die natürlichen Erben sind, und somit auch, ob diese gebührend berücksichtigt sind, nach dem neuen Rechte entschieden. — Eine sogenannte Grunddienstbarkeit (Servitut), die bei dem Inkrafttreten des Gesetzbuches besteht, bleibt in Kraft. Wer also das Recht hat, auf einem fremden Grundstücke zu gehen, zu fahren oder Vieh zu treiben, wer berechtigt ist, seine Mauer auf die seines Nachbarn zu stützen, behält sein Recht auch in Zukunft. Aber neue derartige Rechte können nur durch die Eintragung in das Grundbuch erworben werden, und es ist daher auch jedem der Beteiligten das Recht gegeben, die

alten, bestehenden Servituten gleichfalls in das Grundbuch eintragen zu lassen. Aber dieser Grundsatz ist aus praktischen Gründen mit vielfachen Ausnahmen versehen. So tritt zum Beispiel mit Rücksicht auf alle bestehenden Miet- und Pachtverhältnisse das neue Gesetzbuch sofort in Kraft, wenn diese Verhältnisse nicht sofort aufgekündigt werden.

Was den Inhalt des Gesetzbuches im einzelnen betrifft, so beherrscht es, wie gesagt, das ganze tägliche Leben, auch der Privaten, mit einigen Ausnahmen, von denen die wichtigste wohl die ist, daß für das Verhältnis der Herrschaften zu ihrem häuslichen und ländlichen Gesinde in den wesentlichsten Beziehungen die bisherigen Gesetze bestehen bleiben. Nur die Züchtigung ungehorsamer Dienstboten wird in Zukunft auch da, wo sie bisher erlaubt war, verboten sein.

Das Bürgerliche Gesetzbuch zerfällt, wie die meisten modernen Lehrbücher des bürgerlichen Rechts, in fünf Bücher mit den Ueberschriften:

Allgemeiner Teil,
Recht der Schuldverhältnisse,
Sachenrecht,
Familienrecht,
Erbrecht.

Jedes dieser Bücher zerfällt in Abschnitte, diese in Titel und diese in Paragraphen, deren Gesamtzahl 2385 beträgt.

Der Allgemeine Teil behandelt das Recht der Personen und einige andre Vorschriften, die sich auf alle Gebiete des Rechts beziehen sollen, die also keinen selbständigen Inhalt haben, sondern zur Ergänzung, Vervollständigung und Erläuterung der übrigen, der „besonderen" Vorschriften dienen. Diese allgemeinen Vorschriften beziehen sich nach dem Wortlaut und dem Willen des Gesetzbuches nur auf die von ihm selbst geregelten Angelegenheiten. Es wird aber in der Praxis gar nicht anders möglich sein, als daß sie auch auf die Angelegenheiten angewandt werden, die sonst der Landesgesetzgebung vorbehalten bleiben, so daß die Bedeutung der landesgesetzlichen Regeln durch die Einführung des Reichsgesetzbuches vielfach eine kleine Aenderung erleiden wird. So wird man die Vorschriften des Gesetzbuches über Form, Wirksamkeit und Widerruf einer Vollmacht auch dann anzuwenden haben, wenn die Vollmacht benutzt wird, um einen Verlagsvertrag abzuschließen, obgleich im übrigen auf den Verlagsvertrag die bisherigen Gesetze und die etwa von den Einzelstaaten neu zu erlassenden Gesetze anzuwenden sind.

Das Personenrecht umfaßt außer den Vorschriften über Geburt, Tod, Handlungsfähigkeit und Todeserklärung der natürlichen Personen (der lebenden Menschen) auch Vorschriften über die „juristischen Personen" (Vereine und andre Korporationen und Anstalten). Im einzelnen sind von den Vereinen nur die „idealen" (Kegel-, Schützen-, Gesang-, Politik-) Vereine behandelt. Wegen der übrigen (Aktiengesellschaften, Gewerkschaften, Genossenschaften aller Art und dergleichen) bleiben die bisherigen Einzelbestimmungen in Kraft, soweit sie nicht durch das Handelsgesetzbuch und die häufigen Novellen zur Gewerbe-Ordnung abgeändert werden.

Der Umfang des Obligationenrechts ist am schwersten klar zu machen. Jeder Anspruch, den eine bestimmte Person gegen eine andre hat, mag er sich auf ein Geben, Handeln, Dulden oder Unterlassen beziehen, gehört grundsätzlich in das Obligationenrecht oder das Recht der Schuldverhältnisse. Ob und wann ein Hausbesitzer für die aufgenommenen Hypotheken Zinsen zu bezahlen hat, was er seinem Mieter zu gewähren hat, und was er von ihm verlangen kann, ferner was zu geschehen hat, wenn eine gekaufte Sache bei der Beförderung Schaden erleidet, wenn sie überhaupt nicht ankommt, oder wenn der Käufer den Preis nicht bezahlt, das alles hat das Obligationenrecht zu entscheiden: Darlehen, Miete und Kauf sind die häufigsten und wichtigsten Obligationsverhältnisse, aber mit ihnen ist die Reihe bei weitem nicht erschöpft. Die Köchin, die sich in der Nachbarschaft ein Sieb für ein halbes Stündchen ausbittet, schließt im Namen des Hausherrn (nicht der Hausfrau!)

ein Kommodat ab; bittet sie um ein paar Eier, so ist es ein Darlehen, da nicht die Rückgabe derselben Stücke, sondern andrer von gleichem Werte versprochen wird. Wie weit der Hausherr durch solche Geschäfte seiner Dienerin verpflichtet wird, kann zu den interessantesten Untersuchungen Anlaß geben, zum Beispiel, wenn die Köchin die im Namen der Herrschaft erbetenen Eier ihrem Grenadier vorgesetzt hat. Eine Werkverdingung liegt sowohl in dem Auftrag an den Dienstmann, der einen Brief für mich zu besorgen hat, wie in dem Auftrag an einen Handwerker, eine Reparatur oder eine andre Arbeit, sei es die größte oder die kleinste, für mich vorzunehmen. Bei allen diesen hat das Gesetz zu bestimmen, wer den Schaden trägt, wenn eine zu leistende Sache durch Schuld eines Beteiligten oder durch Zufall verschlechtert oder zerstört wird, wann und wo Leistung und Gegenleistung zu gewähren sind, und ob und wie hoch eine Geldschuld zu verzinsen ist.

Das Sachenrecht regelt die Befugnisse, die nicht einem bestimmten Schuldner gegenüber begründet sind, sondern die jeder Besitzer einer bestimmten Sache ausüben kann oder je nachdem sich gefallen lassen muß. Die Sachen zerfallen in zwei Arten, bewegliche und unbewegliche, und jede Art hat fast durchgehend ihr eignes Recht. Zu den sachenrechtlichen Befugnissen, die dem Berechtigten gegen jeden Besitzer der Sache zustehen, gehören die Rechte aus einem Pfande. Und ein Pfand wird an beweglichen Sachen durch Uebergabe, an unbeweglichen durch Eintragung in das Grundbuch (als Hypothek) bestellt. Wenn, wie wir andeuteten, die Bestimmungen über die Verzinsung, Kündigung und Rückzahlung eines durch Hypothek gesicherten Darlehens in das Recht der Schuldverhältnisse gehören, so bestimmt das Sachenrecht darüber, welche Rechte der Gläubiger durch die Hypothekenbestellung an dem verpfändeten Grundstück erwirbt und wie weit er in Konkurrenz mit andern Gläubigern bei der Verwertung des Pfandstücks vorgeht oder zurückzutreten hat.

Alle diese Regeln haben mit dem Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner nichts zu thun, denn der Schuldner muß die eine Schuld so gut bezahlen wie die andre, sondern sie beziehen sich nur auf die verschiedenen Rechte der Gläubiger zu der zu ihrer Befriedigung bestimmten Sache. In das Sachenrecht gehören außer den Regeln über das Pfandrecht und den Vorschriften über Erwerb und Verlust des Eigentums auch die oben angeführten Dienstbarkeiten (Servituten). Pfandrecht und Servituten sowie die andern hierher gehörigen Rechte sind in ihrem Bestande davon, wer der Eigentümer des belasteten Grundstückes ist, ganz unabhängig.

Das Familienrecht zerfällt in die drei Abschnitte: Ehe (Eheschließung, Ehegüterrecht, Scheidung), Verwandtschaft und Vormundschaft. Mit diesen Worten ist der Inhalt auch dem Laien einigermaßen klar.

Das Erbrecht beschäftigt sich mit dem natürlichen (gesetzlichen, sogenannten Intestat-) Erbrecht, mit der Abänderung desselben durch Testamente, Erbverträge und dergleichen und mit dem Uebergang der Schulden sowie der Erbteilung.

Die Einführung des neuen Gesetzes hat die Wirkung, daß jeder praktische Jurist seinen ganzen bisher angesammelten Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen darauf prüfen muß, ob sie dem neuen Rechte gegenüber noch zu verwerten sind. Die einfachsten, formularmäßig zu erledigenden Sachen müssen in der ersten Zeit sorgfältig an der Hand des Gesetzes durchgearbeitet werden, bis sich in jedem einzelnen eine neue Erfahrung gebildet hat.

Für den Laien ist es gleichfalls wünschenswert, daß er von seinen bisherigen Erfahrungen absieht; dies ist für ihn aber sehr viel schwerer, da er wohl in den seltensten Fällen im stande ist, eine bestimmte Regel als Rechtsregel zu erkennen. Die erläuternden Ausgaben des Gesetzes, die von vielen Buchhandlungen herausgegeben werden, werden ihm wenig helfen, da — abgesehen von der Frage, ob der Inhalt der Erläuterungen überhaupt richtig ist — der Gebrauch eines solchen Buches erst gelernt sein will. Die Erfahrung des täglichen Lebens beweist, daß der Besitz eines guten Kochbuches den, der sonst nicht in der Küche Bescheid weiß, nicht zu einem Koche macht. Anders liegt die Sache für die Juristen. Das eigne Studium des Gesetzes kann ihnen nicht erspart werden. Aber es kann durch

Vorarbeiten erleichtert und gefördert werden. Freilich sind die Vorarbeiten, die Motive und die bei der Beratung gehaltenen Reden von sehr geringem Werte. Die Motive werden nicht unter der Verantwortung der Regierung veröffentlicht, die Reden beweisen nur die Ansicht des Redners, die richtig oder falsch sein kann. Außerdem wird das Gesetz gerade aus dem Grunde in eine möglichst sorgfältige und bestimmte Fassung gebracht, damit es, losgelöst von allen Vorarbeiten, für sich selbst und auf eignen Füßen stehen soll. Wenn sich daher ergiebt, daß das Gesetz eine andre Bedeutung hat, als seine Verfasser ihm zu geben beabsichtigten, so gilt nicht der Wille des Gesetzgebers, sondern der Wille des Gesetzes. Dies ist anerkannten Rechtens und ist auch ohne Zweifel bei der Auslegung des Bürgerlichen Gesetzbuches zu beachten. Von Bedeutung sind aber Untersuchungen über den Sprachgebrauch des Gesetzes, da man aus dem Zusammenhange, in dem ein bestimmter Ausdruck im Gesetze vorzukommen pflegt, sichere Schlüsse auf seine Bedeutung im einzelnen Falle ziehen kann. Ferner ist es von Nutzen, wenn zu jedem Gesetze die übrigen Bestimmungen, die denselben Gegenstand betreffen, oder die sonst geeignet sind, die Bedeutung zu beeinflussen, notiert werden. Mitteilungen über den Zweck und den Anlaß des Gesetzes sind von großem Wert für den Lernenden, dem sie den trockenen Stoff etwas genießbarer machen und das Behalten erleichtern; im übrigen haben sie, wenn das Gesetz klar ist, gar keinen Wert für die Auslegung, und wenn das Gesetz unklar ist, nur einen geringen. Denn es muß noch immer geprüft werden, ob das Gesetz auch das, was die Gesetzgeber mit ihm bezweckten, erreicht hat. Dasselbe ist von Beispielen zu sagen. Dem Schüler kann durch geschickt gewählte Beispiele eine Menge Gedächtnisstoff abgenommen, das Lernen durch Begreifen ersetzt werden, aber für die Auslegung haben die Beispiele keinen Wert. Denn dem praktischen Juristen liegt ja gerade ein konkreter Fall vor, und es ist seine Aufgabe, zu ermitteln, für welche Regel er ein Beispiel in Händen hat. Von ungeheuerm Werte würde es sein, wenn das große Gedankenmaterial, das in den vielen gedruckten Entscheidungen der höchsten deutschen Gerichte enthalten ist, uns dadurch erhalten würde, daß jemand systematisch untersuchte, welche von diesen Entscheidungen noch von Bedeutung sind und welche durch die Veränderung des Rechts ihre Bedeutung verloren haben. Eine Untersuchung würde mit großer Vorsicht gemacht werden und vielleicht mehrere Male wiederholt werden müssen. Denn, wenn man ein neues Gesetz richtig handhaben will, so ist es zweckmäßig, daß man sich zuerst die Unterschiede von dem bisherigen Rechte einprägt und erst dann, wenn dieses feststeht, die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen lenkt.

Litterarische Berichte.

Rechtsgeschäfte der wirtschaftlichen Organisation. Von Dr. Emil Steinbach. Wien, Manzsche k. und k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Der Verfasser sucht in der kleinen, glänzend geschriebenen Abhandlung einen neuen Begriff in das Rechtssystem einzuführen, indem er den Rechtsgeschäften des Güteraustausches solche der „wirtschaftlichen Organisation" gegenüberstellt. Hierunter versteht er die Geschäfte, vermöge deren die Wirksamkeit und Thätigkeit einer Person durch Hinzutreten von koordinierten Genossen (zum Beispiel Gesellschaft) oder von subordinierten Hilfskräften (zum Beispiel Mandat) ergänzt oder erweitert werden soll. Die besonderen Verhältnisse dieser Rechtsgeschäfte werden an der Hand verschiedener deutscher und fremder Rechte geprüft, und im Anschluß daran einige gegenwärtig praktische Gesetzgebungsfragen bearbeitet und ihrer Lösung näher geführt.

Jeder Versuch, den Rechtsstoff von einem neuen Gesichtspunkt aus zu beleuchten, ist dankbar, denn auch wenn er mißlingt, ist

das negative Ergebnis nicht ohne Interesse. Im vorliegenden Falle ist es dem Verfasser aber wirklich gelungen, einige neue wesentliche Aehnlichkeiten in den von ihm zusammengefaßten Geschäften nachzuweisen; es ist für die Rechtswissenschaft ein neues Arbeitsfeld gewonnen, das aber noch sehr der Beackerung in die Tiefe bedarf.

Es ist schade, daß alles zu einer Zeit erscheint, wo es für das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch nicht mehr verwertet werden kann. Ein Verwaltungsstreitverfahren wie das auf Seite 182, 183 vorgeschlagene ist in Preußen schon seit Jahrzehnten mit bestem Erfolg in Uebung. Dies hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen. K. F.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Gegenwärtig erscheint eine prächtige Humoreske „Starrköpfe" von Robert Pohl in „Ueber Land und Meer". Ebendort wird „Die Equipage der Familie Rodanelli" von Friedrich Fürst Wrede veröffentlicht, während in der „Deutschen Romanbibliothek" ein Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius „Der neue Gott" von Richard Voß zum Abdruck gelangt. Daneben läuft noch die Novelle „Erlkönigs Töchter" von Herbert Fohrbach. In „Aus fremden Zungen" erscheint Edward Bellamys neues Werk „Gleichheit", das denselben Stoff behandelt wie desselben Verfassers vor fast zehn Jahren erschienenes Werk: „Rückblick aus dem Jahre 2000"; es ist eine unmittelbare Fortsetzung davon und enthält, gewissermaßen als Kommentar, in 38 Kapiteln eine erweiterte, detaillierte und vertiefte Schilderung des Bellamyschen Zukunftsstaates, die in Bezug auf alle die Gegenwart beschäftigenden wichtigen sozialen Fragen eine Fülle neuer Anregungen bietet. Neben dem Bellamyschen Werk finden wir noch eine Erzählung aus dem Volksleben „Der Tod des Pallikaren" von Kostis Palamâs (aus dem Griechischen) und „Das gemietete Kind" von Marie Corelli (aus dem Englischen). Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage sind erschienen:

Unter Zigeunern.
Roman
von

Kismet.
Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Combrowska.
Von

Johannes Richard zur Megede.

Preis jedes Werkes geheftet Mk. 3.—; elegant in Leinwand gebunden Mk. 4.—

Julius Stinde schreibt uns über den Autor u. a.: „Mit dem größten Interesse habe ich die beiden herrlichen Bücher ‚Unter Zigeunern' und ‚Kismet' von zur Megede gelesen. Das sind echte Schilderungen des modernen Getriebes, kunstvoll in der Behandlung des Stoffes, klar erschaut, miterlebt und glänzend geschrieben. Ich bin heilfroh, daß eine solche Kraft sich der deutschen Litteratur entdeckt hat."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

In unserm Verlage ist soeben erschienen eine

billige Volks-Ausgabe

von

Fred Graf Frankenbergs

Kriegstagebücher

von 1866 und 1870/71.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet Mark 2. 50; in schmiegsamem Einband Mark 3. —

Die vor Jahresfrist erstmals ausgegebenen „Frankenbergschen Kriegstagebücher" haben gleich von vornherein in allen Kreisen die glänzendste Aufnahme gefunden — erst vor kurzem ließen S. M. der König und J. M. die Königin von Sachsen dem Verfasser Ihre warme Anerkennung für das Buch aussprechen — und die Thatsache, daß während des kurzen Zeitraums seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe von dieser **zwei starke Auflagen nahezu verkauft** worden sind, legt dafür ein beredtes Zeugnis ab. Die maßgebende Presse urteilt über das Buch:

Ueberall begegnet man in den Aufzeichnungen einem klaren und sicheren Blick, einer feinen Beobachtung, einer von tiefer Vaterlandsliebe getragenen Begeisterung und einer schönen und gewandten Ausdrucksweise. Alle diese Vorzüge machen das Tagebuch des Grafen Frankenberg zu einem der angenehmsten Unterhaltungs- und in gewissem Sinne auch Belehrungsmittel. **Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.**

Es ist ein wichtiges historisches Dokument, eine deutsche Geschichtsquelle voll Lauterkeit, Wärme und Wahrheit. **Gegenwart, Berlin.**

Eine kostbare Gabe, wertvolle Quelle für die Geschichtsforschung der Gegenwart und Zukunft. **Schlesische Zeitung, Breslau.**

Durch diese Tagebücher bekommen wir einen trefflichen Einblick in die ganze Moltkesche Kriegsmaschine. **Das Magazin für Litteratur, Berlin.**

Eine hervorragende litterarische und nationale Leistung. **Dresdner Nachrichten.**

Mit diesem Buche erfährt die Litteratur über die große Zeit Deutschlands eine neue, hochinteressante und wertvolle Bereicherung. **Bohemia, Prag.**

Eine Unmasse Kriegstagebücher der verschiedensten Kombattanten und Nichtkombattanten haben uns im Laufe der Jahre und besonders im Jubiläumsjahre vorgelegen, wenige davon aber haben unser Interesse in dem Maße in Anspruch genommen wie das vorliegende. Allen Vereinsbibliotheken zur Anschaffung und den Kameraden zur fleißigen Benutzung sind diese Tagebücher zu empfehlen. **Deutscher Kriegerbund, Zittau.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie Störungen der Blutmischung, als **Hämorrhoiden, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Theil unlösliches Fabrikat.** Prospekte gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen**

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

van Houtens Cacao

Seiner Güte und Reinheit verdankt er seinen Weltruf und seinen enormen Absatz.

Briefmarken billigst! Katalog gegen 20 Pf. in Marken. **Nerlenhaus, Zelhel bei Bielefeld.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neue belletristische Erscheinungen.

Die Fahrt um die Erde.

Roman von

Wilhelm Meyer-Förster.

Preis geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—

Ein Radfahrer-Roman, der allen Stahlroßreitern aufs wärmste empfohlen sei. Was Meyer-Förster immer auszeichnet: die straffe Komposition, die starke, bis zum letzten Kapitel vorhaltende Spannung und der kurze, treffende Ausdruck — findet sich auch in diesem Roman durchweg. Dazu kommen eine feinsinnige Landschaftsschilderung und ein frischer, wirksamer Humor, der auch die dunkeln Schattierungen des feingetönten Sportbildes vergoldet. Es ist ein Roman, der sich ohne Zweifel rasch die Gunst des Publikums erringen wird.

Die Achenbacher.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—

Der Roman führt uns in das Bauernleben des oberbayrischen Gebirgs ein, das er uns aber in einer von der herkömmlichen durchaus verschiedenen Weise vorführt. Sein Schwerpunkt liegt in der psychologischen Begründung der Charaktere. Dabei entwickelt sich seine Handlung dramatisch und spannend, so daß der Leser mit unwillkürlicher Anteilnahme den dargestellten packenden Begebenheiten folgt.

Wer hat den Frieden?

Roman von

Alexander Römer.

Preis geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—

Dies ist ein gutes, denn es ist ein wahres Buch. Viel Licht, viel Schatten. Was das Weltstadtleben an hohlem Glanze kestigt, an biegsamem Strebertum und Herzenskälte, an freudlosem Genuß und friedlosem Ende, zieht in fesselnden Bildern an uns vorüber.

Unser Herz.

Roman von

Guy de Maupassant.

Aus dem Französischen übersetzt von M. zur Megede.

Preis geheftet ℳ 2.—; elegant gebunden ℳ 3.—

Wie alle Werke Maupassants ist auch dieser Roman, eine seiner letzten und zugleich besten Schöpfungen, eine wahrhaft auserlesene Kost für jeden Litteraturfreund. Kein andrer neuerer Dichter hat das Empfinden moderner französischer Menschentypen mit solcher Schärfe, solcher Vertiefung und Objektivität analysiert wie Maupassant, und dabei trägt die Seelenanalyse bei ihm nie einen abstrakten Charakter wie bei so manchem der modernen psychologischen Schriftsteller, sondern [illegible] echter Dichterart in eine lebendige, spannende [illegible] woben, der jeder Leser mit dem größten Inter[illegible]"

Zu beziehen durch alle Buchh[illegible]

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiß in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in S[illegible]

Zweiundzwanzigster Jahrgang **November 1897** Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

N 12 1897

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich v. Poschinger . .	Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck. Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884 (Schluß)	129
Alexandre Ular	Zwischen den Welten (Schluß)	142
Dr. Louis Robinson . . .	Die Physiognomie der Kinder	156
Dr. Henrici	Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig Holstein und Sammer	160
Dr. Wilhelm v. Bragassy .	Pirogoff und Billroth	178
Friedrich Bienemann in Freiburg i. B.:	Verfassungspläne unter Kaiser Nikolaus I.	188
A. Okolicsányi	Atelier-Plaudereien	201
Dr. S. S. Epstein	Von der Arbeitsstätte des Physiologen	208
Leone Fortis	Ein politisches Porträt. Emilio Visconti Venosta	220
M. zur Megede	Litterarische Revue	233
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . .	238
Anthropologie: **Dr. J. Vosseler**: Die ersten Menschen.		
Naturphilosophie: **Mag. W. Grüning**: Zwei Welten und ihr Leben.		
Litterarische Berichte	. . . . .	249
Charles Gounod. Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bräuer. — Geschichte der Musik in England. Von Dr. Wilib. Nagel. — Drei Essays. Von Oskar Fäßler. — Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Von K. G. Bockenheimer. — Das Recht der Frauen nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt von Hermann Jastrow. — Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung von Prof. K. Erbe in Stuttgart. — Wenn's nur schon Winter wär'! Roman von Ossip Schubin. — Die Doppelkraft des Lichtes und ihre Metamorphose. Ein monistisch-antimaterialistisches Natursystem, aufgestellt von Paul Meyer. — Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. — Hermann Sudermann. Eine kritische Studie von W. Kawerau. — Otto v. Leixner. Eine Studie von K. Storck. — Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Von Karl Weinhold. — Gesundheit und Glück. Von Dr. Nikolaus Seeland. — Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen von Jacob Robinsohn. — Kultur und Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen von Dr. Mehemed Emin Effendi. — Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von F. Th. Vischer.		
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	. . . . .	254

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Soeben wurde ausgegeben das **erste** Heft des **neuen, vierzigsten** Jahrganges von

„Ueber Land und Meer“

Deutsche Illustrirte Zeitung

Großfolio-Ausgabe.

Preis in wöchentlichen Nummern von 2½ Bogen vierteljährlich M. 3. 50; bei den Postämtern M. 3. 75 Pfg.

Preis in vierzehntägigen Heften von 5 Bogen pro Heft 60 Pfg.
im Abonnement.

Den vierzigsten Jahrgang eröffnet der neueste Roman von

Theodor Fontane: „Stechlin“,

in dem der erste lebende Meister der Kunst des Erzählens und Schilderns im Rahmen einer spannenden Handlung vielfach Schlaglichter auf die politischen Vorgänge und sozialen Strömungen des verflossenen Jahrzehnts wirft. — Daneben läuft die humoristische Erzählung

„Eine Künstlerfahrt nach Halb-Asien“ von Kurt Eckberg.

Der Erzähler versetzt hier ein konzertierendes Künstlertrio in das Milieu einer polnisch-jüdischen Kleinstadt und schildert das von ihm veranstaltete Konzert und die dasselbe vorbereitenden, begleitenden und schließlich jäh unterbrechenden Ereignisse mit einer drastischen Lebendigkeit ohnegleichen.

Nach dem großen Erfolg des Romans **„Quitt!“** im abgelaufenen Jahrgange haben wir es uns angelegen sein lassen, uns auch den neuesten Roman von **Johannes Richard zur Megede** zu sichern. Der schnell berühmt gewordene Autor hat sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt, abweichend von der Schablone der Kriminalromane, der psychologischen Vorgeschichte eines Verbrechens nachzuspüren.

An Romanen und Novellen haben wir ferner erworben Werke von: **Goswina von Berlepsch**: „Der Strapphansl“. — **Gertrud Franke-Schievelbein**: „Die Hungersteine“. — **Ernst Johann Groth**: „Die Revisionsreise“. — **Otto v. Leitgeb**: „Das Gänsemännlein“. — **Stanislaus Lucas**: „Lumpa der Hase“. — **Charlotte Niese**: „Das Kuckucksei“. — **Georg Freiherr von Ompteda**: „Oberprima 1883“. — **Alexandre Ular**: „Die Geschichte vom kleinen Arlecchino“ u. a.

In unsern Artikeln werden wir bemüht sein, das Leben der Gegenwart und schwebende Fragen auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Technik zu behandeln. Ganz besonders möchten wir auf eine Serie von Abhandlungen über die **Frauenfrage** von dem auf diesem und verwandten Gebieten als geist-, maßvoll und sachlich rühmlichst bekannten Dr. Richard Wulckow, auf eine Reihe illustrierter Artikel über das wenig bekannte Leben an Bord der Kriegsmarine und über den Radfahrsport hinweisen. — Eine besondere Pflege werden wir wiederum jener Abteilung unsers Weltblattes angedeihen lassen, die den Tagesereignissen in Wort und Bild gewidmet ist.

Die Liebhaberei der **illustrierten Postkarten**, die alle Stände und jedes Alter beherrscht, hat uns veranlaßt, unsrer ersten Nummer für unsre Abonnenten eine erste Serie von acht in künstlerischem Buntdruck ausgeführten Postkarten beizulegen, die, auf einem Karton gedruckt, leicht auseinandergeschnitten und versandfähig gemacht werden können. Auch haben wir versucht, das photographische Verfahren in den Dienst unsrer Abonnenten zu stellen durch unsre

Ueber Land und Meer-Photographien.

Wir liefern allen und neuen Abonnenten auf die Nummern- oder vierzehntägige Heft-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ Vervielfältigungen jeder eingesandten Original-Photographie in **künstlerisch ausgeführten Matt-Photographien**, aufgezogen auf gekörnten weißen Kabinett-Karton in Blinddruckrahmen,

das erste Dutzend für 2 Mark 50 Pfennig,
jedes weitere Dutzend für 1 Mark 50 Pfennig.

Die Beschaffung derartig ausgeführter Matt-Photographien, die heute die Mode beherrschen, war wohl den meisten außerhalb großer Städte wohnenden Abonnenten bis heute unmöglich, und selbst in diesen waren die für Matt-Photographien geforderten Preise nur den glücklichen „Oberen Zehntausend“ erschwinglich. Daß solche durch ihre Vornehmheit bestechenden, gutem Geschmack schmeichelnden Photographien fortan jedermann zu beispiellos billigem Preise zugänglich sind, ist eine Vergünstigung, die **nur** „Ueber Land und Meer“ seinen Abonnenten bieten kann. — **Die uns zur Vervielfältigung zugehenden Photographien müssen im Auftrag der Dargestellten selbst (oder der für sie zu handeln Befugten) aufgenommen sein. Auch bei Amateur-Aufnahmen bedarf es der Zustimmung des Anfertigers.**

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** nehmen alle **Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen** entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe. — Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zur gefälligen Benutzung bei.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verl**

12 1897

Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck.

Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

(Schluß.)

Das erste Bild, das Rudolf Lindau uns von Bismarck gezeichnet hat,[1]) entstand im Jahre 1878, kurz nach dem Berliner Kongresse. Im Juli 1884 machte sich derselbe noch einmal an die Arbeit, nachdem Bismarck inzwischen sechs Jahre lang für die Erhaltung des europäischen Friedens gearbeitet, nachdem er die Zolltarifreform durchgeführt, die Gesetzgebung zum Besten der wirtschaftlich Schwachen inauguriert und Deutschland zu einem Kolonialreich umgestaltet hatte. 1878 hatte man geglaubt, Bismarck sei auf dem Zenit seines Ruhmes und seiner Größe angelangt; er hat bis 1890 ungezählte neue Lorbeeren gepflückt, und man würde staunen, wenn man sähe, wo wir heute ständen, wenn auf die Dienste dieses einzigen Staatmannes nicht vorzeitig verzichtet worden wäre. Wenige Wochen, bevor Rudolf Lindau zum zweiten Male seine Gedanken über Bismarck aufzeichnete, wurde in Berlin der Grundstein zu dem jetzigen neuen Reichstagshause gelegt. Bei diesem feierlichen Anlaß waren drei Männer anwesend, welche den Blick aller auf sich zogen: der Kaiser Wilhelm, der Reichskanzler Fürst Bismarck und der Generalfeldmarschall Graf Moltke — die edelsten Vertreter der deutschen Einigkeit, Größe und Macht, die Verkörperung deutscher Zähigkeit, deutscher Furchtlosigkeit, deutscher Disciplin und deutschen Pflichtgefühls; drei seltene Männer — ein großer Herrscher, ein großer Staatsmann, ein großer Soldat! Als Rudolf Lindau sie so sah, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß Berlin etwas besitze, worauf es stolz sein könne; daß dort etwas Herrliches zu sehen sei und daß jene armseligen Leute, welche nach Berlin kommen und nichts zu bewundern sehen, indem sie alles gewöhnlich, gemein und häßlich finden, selbst sehr kleinliche Wesen sein müssen. Kaiser Wilhelm und Moltke erfreuten sich unzweifelhaft der größten Popularität, die Persönlichkeit aber, die jeder Bewohner und

[1]) Oktober-Heft der „Deutschen Revue" S. 1.

Besucher Berlins am liebsten sehen wollte, war Fürst Bismarck. Hören wir, was Rudolf Lindau noch weiter über ihn zu erzählen weiß:

Bismarcks frühere Abgeschlossenheit und Neugeburt seit Schweninger.[1])

Bis in die letzten sechs Monate konnte man kaum hoffen, den Fürsten Bismarck auch nur ganz vorübergehend zu Gesicht zu bekommen; denn er lebte in vollständiger Abgeschlossenheit und ging, wenn er sich in Berlin befand, nie aus seinem Palais, außer zum Vortrage beim Kaiser oder um im Parlament über eine Frage von besonderem Interesse zu sprechen. Aber selbst bei diesen seltenen Gelegenheiten war es kaum möglich, etwas von ihm zu sehen. Er fuhr durch die Straßen in einem ganz geschlossenen Wagen, welcher nicht die Aufmerksamkeit erregen konnte. Ein Fremder, welcher zufällig an einem Tage im Parlamente war, wo der Reichskanzler sprach, konnte sich für sehr vom Glück begünstigt betrachten; denn niemand hätte ihm eine Stunde vorher sagen können, ob Fürst Bismarck überhaupt anwesend sein würde. Sonst war es hoffnungslos, ihn anderwärts zu sehen zu bekommen: er ging nie in Gesellschaft noch zu Hofe, noch zu den Empfängen der Botschafter oder Minister; und Eintritt in sein eignes Haus zu erlangen, war nur denjenigen möglich, welche einen sehr hohen Rang in ihrem Lande einnahmen oder eine besondere geschäftliche Angelegenheit mit ihm zu besprechen hatten. Alte Freunde oder nahe Verwandte erfreuten sich allein des Vorrechts, ihn privatim zu sehen. Neuerdings ist in dieser Beziehung etwas Wechsel eingetreten. Vor ungefähr einem Jahr, als er körperlich leidend war, vertraute sich der Reichskanzler der Behandlung eines Arztes, Dr. Schweninger, an, dessen Verfahren sich als sehr erfolgreich erwies, und seitdem vermag er wieder die gewohnten körperlichen Bewegungen auszuführen. In Friedrichsruh oder in Varzin geht er tüchtig spazieren; in Berlin zieht er vor, seine Leibesübung hauptsächlich zu Pferde vorzunehmen. Die Bewohner Berlins waren sehr überrascht, als die Zeitungen vor einigen Monaten mitteilten, der Kanzler sei zu Pferde im „Tiergarten“ erschienen. Seitdem hat man ihn oft dort gesehen. In seiner Jugend war er ein passionierter Reiter, und er zeichnet sich noch jetzt durch einen guten Sitz und eine gefällige Haltung im Sattel aus. Er reitet manchmal mit einem seiner Söhne aus, meist aber allein, gefolgt von einem Reitknechte. Ein Fremder, der ihn nie vorher gesehen und ihm zufällig begegnet, würde nicht nötig haben zu fragen, wer er sei; er würde sogar in einiger Entfernung diese starke, machtvolle Gestalt in Kürassieruniform und diesen massiven runden Kopf erkennen, dessen charakteristische Züge jedem durch Tausende von Zeichnungen und Photographien vertraut sind.

---

[1]) Dem jetzigen bayrischen Gesandten in Wien, Freiherrn v. Podewils, gebührt das große Verdienst, daß sich der Fürst in die ärztliche Behandlung Schweningers begab.

Bismarck in Lenbachscher Auffassung.

Es giebt verschiedene mehr oder weniger gute Porträts des deutschen Reichskanzlers; aber kein fremder Besucher Berlins sollte versäumen, in die National-Gemäldegalerie zu gehen und ein von Franz Lenbach, einem der besten Maler der Jetztzeit, gemaltes Porträt anzusehen. Es ist ihm in bewundernswerter Weise gelungen, Bismarck, wie er vor drei Jahren, sechsundsechzig Jahre alt, und wie er noch jetzt aussieht, darzustellen — schon alt, müde und furchtbar ernst, aber sicher weder streng noch unfreundlich aussehend, und der richtige Typus ungeschwächter, kühner Energie und gewaltiger Intelligenz. Daß Fürst Bismarck ein bejahrter Mann, beweist das Datum seiner Geburt, daß er müde ist, überrascht nicht, denn er hat sein Leben lang eine so schwere Arbeitslast und Verantwortlichkeit getragen, daß die meisten Menschen schon lange darunter niedergebrochen wären. Wie könnte er anders als nachdenklich und ernst sein bei seinem klaren Erkennen der Armseligkeit und der Leiden des Menschengeschlechts und nachdem er so viel Niedriges und Klägliches während seines langen Lebens mitangesehen hat? Aber daß er andrerseits ein gütiger Mann ist, werden alle, die ihm näher treten, bestätigen; und daß seine Energie ungebrochen, seine hohe Einsicht ungeschwächt, zeigt sich jeden Tag durch seine Thätigkeit als leitender Staatsmann Europas und durch seine unermüdlichen Anstrengungen, trotz mächtigen und heftigen Widerstandes die großen sozialen Reformen, denen er sich gewidmet hat, zur Ausführung zu bringen.

Bismarck ein Heros, der Einiger Deutschlands.

Bevor ich weitergehe, halte ich es für angezeigt, kurz den Gesichtspunkt darzulegen, den ich bei der Beurteilung Bismarcks einnehme. Ich bekenne, daß ich stark von gewissen Grundsätzen eingenommen bin, welche Carlyle in seinem Werke über das Heroische in der Geschichte niedergelegt hat. Ich weiß wohl, daß diese Grundsätze keine sichere Festung sind — daß sie Angriffen ausgesetzt und oft, manchmal mit offenbarem Erfolge, angegriffen worden sind. Andrerseits bieten sie feste, leicht zu verteidigende Punkte, und ich bin der Meinung, daß sie wissentlich oder unwissentlich allgemein von allen Schriftstellern festgehalten werden, welche mit Sympathie für ihren Helden letzteren andern so darzustellen versuchen, wie sie selbst ihn sehen. Dies Verfahren erhält indes selten Billigung, besonders wenn es auf eine Person angewendet wird, die noch lebt. Wenn man bei der Beschreibung eines Führers der Menschen populären Erfolg haben will, so wird man seinen Zweck viel besser dadurch erreichen, daß man feststellt, der große Mann sei im ganzen nicht besser als gewöhnliche Sterbliche, als daß man zeigt, er stehe auf einer höheren Linie und seine Zeitgenossen müßten zu ihm aufsehen. Unsre Zeit leugnet, wie Carlyle sagt, das Vorhandensein von Helden. Zeigt einen solchen unsern Kritikern, und sie werden sagen, daß er lediglich das Erzeugnis seiner Zeit, daß seine Zeit alles und er nichts that! Aufrichtige Bewunderung für das wirklich Große betrachten sie als einen Mangel an Urteils-

kraft oder brandmarken es als „interessierte“ Schmeichelei. Die letztere Art der Verurteilung ist besonders volkstümlich; denn, obwohl außerordentlich niedrig stehend, ist sie sehr leicht und bietet den Vorteil, gleichzeitig den verhaßten Bewunderer und den Gegenstand der Bewunderung zu treffen. Aber wie steht es mit dem, der so unwillig gegen „interessierte Schmeichelei“ protestiert? Während er nicht veranlaßt werden kann, an die einsichtige und natürliche Bewunderung für einen großen Mann zu glauben, findet er es ganz natürlich — nein, er findet es kühn und edel — die höchsten Eigenschaften jener unfaßbaren, undefinierbaren, millionenköpfigen Einheit, genannt „das Volk“, zuzuschreiben. Dem Volke will er auf das Aeußerste schmeicheln, und wenn er dabei Insulten auf einen einzelnen großen Mann herabregnen lassen kann, so wird er glauben, eine große Unabhängigkeit des Charakters bewiesen zu haben, „die große Nation, die edle Nation, die tapfere Nation!“ wird er sagen und dann verächtlich von seinem „Unterdrücker“ sprechen. Hört man eine gewisse Klasse deutscher Politiker, so wird man erstaunt sein zu erfahren, daß es in keiner Weise Bismarck war, der unter der Regierung König Wilhelms und mit Hilfe Moltkes an der Spitze des deutschen Heeres Deutschland zu dem gemacht hat, was es ist, sondern daß die deutsche Nation es niemand als sich selbst zu verdanken hat, wenn sie zu dem Range, den sie jetzt einnimmt, aufgestiegen ist. Nichts kann weniger wahr sein! Bismarck an der Spitze einer Horde Samojeden oder Hottentotten würde sicherlich nicht haben vollbringen können, was er gethan hat; aber andrerseits würde Deutschland niemals in den Krieg mit seinen mächtigen Nachbarn gezogen sein, es würde niemals die Stellung, die dasselbe jetzt innehat, erreicht haben, hätte Bismarck nicht, trotz einer zahlreichen und aufgeregten Opposition, den Wert der Deutschen als Soldaten richtig beurteilt. Man betrachte das italienische „Volk“ vor Victor Emanuel, Cavour führte es nach Rom! Man betrachte, wohin Frankreich, früher „die große Nation“ par excellence, gekommen ist, weil es an Stelle eines Königs Wilhelm, eines Bismarck und eines Moltke einen Napoleon III., einen Ollivier und einen Leboeuf hatte! Hätte es im Jahre 1870 einen französischen König Wilhelm, einen französischen Bismarck und einen französischen Moltke gegeben, wie stände es wohl dann heute damit?

Die politische Geschichte der Nationen ist die Biographie ihrer leitenden Staatsmänner, gerade wie die Geschichte der Zivilisation im allgemeinen die Geschichte großer Reformatoren, Kriegsmänner, Gelehrten, Künstler und Schriftsteller ist — kurz, die Geschichte der großen Männer, welche in der Welt gelebt haben. Wenn man sagt, das deutsche Volk schuf das neue Deutsche Reich, so könnte man ebensogut sagen, daß es „Faust“ und „Wallenstein“ schrieb und die Bibel übersetzte; daß das englische Volk das Gesetz der Schwere entdeckte und daß Italien Raffaels und Tizians Gemälde schuf. Man kann zwar die Sache umdrehen und sagen, Goethe, Schiller, Newton, Molière, Raffael, Tizian wären nicht möglich gewesen, wenn es kein deutsches, englisches, französisches oder italienisches Volk gegeben hätte, so wie diese Völker waren, als jene großen Männer lebten. Es liegt etwas Wahrheit darin, aber meiner Meinung nach

nicht genügend, um die den großen Männern schuldige ehrerbietige Bewunderung zu vermindern. Ich will meinerseits nicht die Befriedigung verkleinern, welche es mir gewährt, die Helden des Menschengeschlechts dadurch zu bewundern, daß ich versuche, ihnen gerecht zu werden. Sie waren alle Menschen und hatten als solche ihre Fehler. Aber Millionen und aber Millionen teilten ihre Mängel, und nur wenige besaßen bis zu einem gewissen Grade jene charakteristischen Eigenschaften, welche sie zu dem machten, was jene waren — Heroen! Daß Beethoven taub und wunderlich, Tizian jämmerlich servil, Raffael ausschweifend, daß Goethe sich gern „Ew. Excellenz" nennen hörte, daß Friedrich der Große die Flöte spielte und Tabak schnupfte — hat keine Konsequenz irgend welcher Art. Daß diese Männer große Männer waren, ist allein wichtig, das übrige thut gar nichts!

Bismarck Gegenstand der größten Publicität.

Wir kennen alle aus eigner Erfahrung die außerordentliche Leichtigkeit, mit der sich Legenden bilden ...

Hätte Bismarck zur Zeit der Kreuzzüge gelebt, so würden wir wahrscheinlich Bilder von ihm haben, in welchen er als Riese von acht Fuß Höhe dargestellt wäre.

Das Anwachsen der Tagespresse während der letzten fünfundzwanzig Jahre und der Einfluß des elektrischen Telegraphen und der Stenographie auf dieselbe haben das Ergebnis gehabt, daß das öffentliche Leben eines großen Mannes, all sein Reden und Thun, in den Zeitungen wie in einem Spiegel und von jedem denkbaren Gesichtspunkte wiedergegeben werden. Ich glaube sicher, daß niemals ein Mann gelebt hat, dessen ganzes Leben, soweit es das Leben eines Mannes der Oeffentlichkeit gewesen ist, so gründlich untersucht und so treu beschrieben worden ist wie dasjenige des Fürsten Bismarck; sein Porträt ist mit Sonnenlicht aufgenommen worden, das jede Falte wiedergegeben hat: seine Reden sind von unerbittlich unparteiischen Reportern niedergeschrieben worden, Fürst Bismarck hat in einem Glashause gelebt. Wenn er ein Pfund Körpergewicht verliert — wenn er seinen Bart wachsen läßt oder ihn wieder abrasiert — wenn er einen Ritt im Tiergarten macht oder auf einen Tag nach Friedrichsruh geht — wenn er einen Fremden in seinem Hause empfängt oder wenn er einen Brief schreibt — das Publikum wird sogleich davon in Kenntnis gesetzt. Bei dieser Lage der Dinge ist es überraschend, daß er seinen Feinden so wenig Waffen gegen sich geliefert und daß kein Gegner im stande gewesen ist, trotz wiederholter und heftiger Angriffe, sein Charakterbild zu schädigen.

Bismarcks unvergleichliche auswärtige Politik.

Es würde unmöglich sein, eine Geschichte seiner politischen Handlungen zu schreiben, denn das würde gleichbedeutend mit dem Schreiben einer zeitgenössischen Geschichte Europas sein. Es wird genügen, auf die Thatsache hinzuweisen, daß, als Bismarck im September 1862 leitender Minister von Preußen wurde, dies

Land das letzte unter den Großmächten Europas war und vollständig von Frankreich, England, Rußland und Oesterreich in den Schatten gestellt wurde. In weniger als zehn Jahren bewirkte Bismarck eine vollständige Umwälzung in dieser Hinsicht: Deutschland ist die mächtigste Nation des Kontinents geworden, und das Ansehen seines politischen Leiters ist derart, daß es sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus erstreckt. Es geht kaum zu weit, wenn man sagt, daß heutigentags eine politische Frage als gelöst bezeichnet werden kann, wenn Fürst Bismarck seine Ansicht geäußert hat. Es kann kein Zweifel sein, daß viele große Mißgriffe von europäischen Staatsmännern gethan worden sind, seitdem Fürst Bismarck einen dominierenden Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten ausgeübt hat; aber es ist eine bemerkenswerte Thatsache und sicherlich nicht einem Glückszufall allein zu verdanken, daß keiner dieser Mißgriffe sich den deutschen Interessen schädlich erwiesen hat, und daß einige ihnen thatsächlich von Nutzen gewesen sind. Wenn der Politik Englands in Aegypten, Rußlands in Asien und den französischen Unternehmungen in Tunis, Madagaskar und Tonkin von seiten Deutschlands nicht entgegengetreten worden ist, so ist sicherlich der Grund der gewesen, daß Deutschland ruhig ansehen konnte, was vorging, ohne irgend welche Befürchtung, seine Macht oder Interessen aufs Spiel gesetzt zu sehen.

In dem Zeitraume von acht Jahren hat Bismarcks Politik Deutschland in drei Kriege geführt — gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich — das Ergebnis davon war die Errichtung des deutschen Kaiserreichs und seine Stellung als größte Militärmacht Europas. Seitdem hat dieselbe Politik Deutschland an die Spitze eines auf Bismarcks Antrieb gebildeten Friedensbundes gestellt, welcher starke Garantien für die Aufrechterhaltung des status quo, soweit die Grenzen des Deutschen Reiches in Betracht kommen, bietet. Die gegenwärtig bestehenden freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland einerseits und Oesterreich, Rußland, Italien und Spanien andrerseits sind ganz der geschickten auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck zu verdanken. Was Frankreich anbetrifft, so ist es Thatsache, daß die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen ausgezeichnete sind. Nationen werden in ihrem Verkehr mit andern Mächten allein durch ihre Regierungen vertreten; ein direkter Verkehr von Volk zu Volk ist unmöglich. Deutschland stand auf gutem Fuße mit der Regierung des Herrn Thiers und der des Marschalls Mac Mahon, und es steht auf sehr befriedigendem Fuße mit der gegenwärtigen Regierung Frankreichs. Politisch ausgedrückt: die Beziehungen zwischen den beiden Ländern können als gut bezeichnet werden. Daß viele Franzosen die Deutschen und den Fürsten Bismarck insbesondere hassen, ist eine Sache, für welche es kein Heilmittel giebt. Fürst Bismarck hat diese Frage sicherlich sorgfältig in Betracht gezogen, aber er scheint zu der Schlußfolgerung gekommen zu sein, daß der Preis, zu welchem das französische Wohlwollen erkauft werden könnte, zu hoch ist; in der That, weder Straßburg, noch Metz, noch Elsaß-Lothringen sogar könnten es erkaufen. Französische Chauvinisten werden fortfahren, die Deutschen zu hassen, bis sie ihre „Rache für

Sedan" gehabt haben — das heißt, bis sie Deutschland auf dem Schlachtfelde geschlagen haben. Kein deutscher Staatsmann kann ihnen freiwillig diese Genugthuung geben. Die deutsche Regierung muß deshalb mit der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu der französischen Regierung zufrieden sein. Und insofern hat Fürst Bismarck, wie ich schon gesagt habe, völlig Erfolg gehabt.

Was England anbetrifft, so wird es genügen zu sagen, daß, wie auch immer die persönlichen Gefühle beschaffen sind, welche Fürst Bismarck und Herr Gladstone für einander empfinden, dieselben in keiner Weise die Beziehungen zwischen England und Deutschland beeinflußt zu haben scheinen, welche allem äußeren Anschein nach niemals aufgehört haben, sehr freundlich zu sein. Fürst Bismarck macht es sich als Politiker zur Regel, niemals sein Urteil von seinen Gefühlen beeinflussen zu lassen.

Mit einem Worte, Bismarcks Werk ist bis jetzt gewesen: das — durch seine Politik geeinigte — Deutschland zum mächtigsten Reiche des Kontinents zu machen und so freundliche Beziehungen zu den andern europäischen Mächten zu schaffen, daß sie sich als eine starke Garantie für die Aufrechterhaltung des Friedens Europas erweisen können. Wir haben nun zu prüfen, wie er dieses große Werk vollbracht hat.

Die Schwierigkeiten, mit denen Bismarcks Werk zu kämpfen hatte.

Ein Mensch, der schwere physische Arbeit zu vollbringen hat, bedarf des unbehinderten Gebrauchs seiner Glieder. Will er einen Baum fällen, zieht er seinen Rock aus, und der beste Schwimmer kann ertrinken, wenn er mit gefesselten Händen und Füßen ins Wasser stürzt. Diese Regel findet auch auf geistige Arbeit Anwendung. Soll ein Mensch sein Bestes thun, so muß ihm der unbeschränkte Gebrauch seiner Fähigkeiten gestattet sein. Ich gebe zu, daß er sorgfältiger und infolge dessen besser arbeiten mag, wenn er sich unter einem Zwange befindet, aber er wird in diesem Falle außerordentliche Anstrengungen zu machen haben, um das zu vollbringen, was er mit vergleichsweiser Leichtigkeit ausgeführt haben würde, wenn er unkontrollierter Herr seiner Handlungen geblieben wäre. Eine unter großen Schwierigkeiten geleistete gute Arbeit beweist große Kraft bei dem Manne, der sie geleistet.

Wir haben gesehen, daß Bismarck ein großes Werk vollbracht hat. Er leistete es unter außerordentlichen Schwierigkeiten. Solche Schwierigkeiten werden wahrscheinlich mit der Zeit aufhören, außergewöhnliche zu sein, und seine Nachfolger werden mit denselben zu kämpfen haben wie er, aber sie hemmten sicherlich seine Vorgänger nicht, mit welchen allein wir ihn vergleichen können. Die großen Staatsmänner und politischen Reformer der Vergangenheit waren im Vergleich mit Bismarck freie Männer. Was sie thaten, thaten sie nach ihrem eignen freien Willen und Urteil. Niemand stand — um nur Beispiele aus der preußischen Geschichte anzuführen — zwischen dem Willen des Großen Kurfürsten oder Friedrichs des Großen und der Ausführung dieses Willens in Handlungen. Die Ueberlegenheit ihres hervorragenden Intellekts befähigte sie

zu begreifen, was für die Größe ihres Landes notwendig war, und sie unternahmen es kühn. Kühnheit ist das charakteristischste Zeichen der Größe. Sie hatten die ganze Kraft der Nation zur alleinigen Verfügung: die Reformen, welche sie für gut hielten, führten sie aus; sie nahmen das Heer und das Geld des Staates, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen — es war ihr eignes Heer, ihr eignes Geld — und schritten kühn auf ihrem Wege vor. Hätten sie „verantwortliche" Minister zu befragen und deren Unterschrift für ihre gewagten Unternehmungen zu erlangen gehabt, hätten sie mit einem Parlament verhandeln müssen — so ist es zum mindesten zweifelhaft, ob sie so erfolgreich gewesen wären. Wenn ich das sage, so klage ich nicht die konstitutionelle Regierungsform an. Ich will damit nur ausdrücken, daß es ihr Zweck und ihr Ergebnis ist, wie ein Hemmschuh auf den Mann an der Spitze der Regierung zu wirken.

Dieser Hemmschuh ist immer ein Hindernis für Bismarcks Handeln gewesen. Er wollte große und schwierige Dinge ausführen, und er hat dieselben vollbracht, obgleich er niemals den freien Gebrauch seiner Fähigkeiten gehabt hat. Er stürzte sich kühn in den reißenden Strom, obgleich ihm Arme und Beine gefesselt waren, und er ist trotz alledem über den Strom gesetzt.

Einst hat er in seiner politischen Laufbahn, ungeduldig und ärgerlich über die Kurzsichtigkeit und Zaghaftigkeit seiner parlamentarischen „Bremser", die Ketten, die ihn hemmen sollten, zerbrochen und ist auf seine Gefahr, unter Riskierung seines Lebens und seiner Freiheit, allein vorwärts gegangen, weil er lieber untergehen wollte, als seine Arme verschränken und ruhig zusehen, wie eine Gelegenheit, sein Land groß zu machen, unbeachtet vorüber ging — eine Gelegenheit, welche er, und er allein, sah. Aber er kehrte von seinem Siege nicht übermütig zurück; er nahm die Ketten, welche er gebrochen, wieder auf und band sie sich wieder an, indem er das Parlament um „Indemnität" für das, was er gethan, ersuchte — indem er um Amnestie dafür bat, daß er den ersten, den kühnsten und schwierigsten Schritt zur Einigung Deutschlands unternommen hatte. Es ist mehr als befremdlich, daß die Männer, welche ihm im Parlament entgegentraten, als er das deutsche Heer für den Kampf bereit machen wollte, der zur Gründung des „Norddeutschen Bundes" und später zur Errichtung des Deutschen Reiches führte, dieselben Männer sein sollen, welche jetzt zu verlangen wagen, daß sie, nicht er, Deutschland groß, mächtig und einig gemacht haben. Nicht ein Pfennig preußisches Geld, nicht ein Soldat des preußischen Heeres würde Bismarck zur Verfügung gestanden haben, als er in den Krieg für Deutschlands Größe zog, hätte er nicht eigenhändig nach der Macht gegriffen, welche das Parlament ihm versagte. Ob vom theoretischen Standpunkte Bismarck deswegen zu tadeln ist, ist eine Frage, welche der Erörterung der Professoren des Konstitutionalismus überlassen bleiben kann. Vom politischen Gesichtspunkte aus — Politiker tragen nur den praktischen Ergebnissen Rechnung — war Bismarcks Handeln von ungeheuerm Erfolge gekrönt; er wurde der volkstümlichste Mann des Landes und überall als der Heros Deutschlands gepriesen.

Die Verkleinerer Bismarcks.

Das war eine große Zeit für Deutschland — eine Zeit warmen, unverfälschten Patriotismus und Enthusiasmus. Die Deutschen waren stolz auf ihren alten Kaiser, ihr bewundernswertes Heer, ihren schweigsamen, kalten Generalstabschef Grafen Moltke, über alles aber waren sie stolz auf ihren politischen Leiter, den furchtlosen und klugen Bismarck, den sie den „Abkömmling der Nibelungen" benannten. Sie fühlten sich viel stolzer, stärker und besser als je zuvor, und sie wußten und sprachen es offen aus, daß sie dies Bismarck zu verdanken hätten. Er hatte sie stolz darauf gemacht, Deutsche zu sein; er hatte wie mit einem magischen Zauberstab das demütigende Gefühl der Minderwertigkeit zerstört, welches Deutsche bis dahin so oft empfunden hatten, wenn sie in fremden Ländern die Position Deutschlands mit der Macht und dem Ansehen Englands und Frankreichs betrübt verglichen. Das war jetzt alles verändert; die Landsleute der Helden von Gravelotte und Sedan und des eisernen Kanzlers waren berechtigt, stolz zu sein — und recht stolz waren sie.

Diese Zeit des reinen Enthusiasmus dauerte gerade so lange, wie solche Zeiten dauern können. Sehr bald wurden die Deutschen an ihre neue Lage in der Welt gewöhnt, und nun machten sich deutsche Skeptiker ans Werk und begannen mit ihrem Helden „abzurechnen". Was hat Bismarck im ganzen genommen gethan, um solche Lobpreisungen zu verdienen? Hat er denn die Höhen von Spichern und St. Privat erstürmt, Straßburg, Metz, Paris belagert und eingenommen, sein Leben in den mörderischen Schlachten gewagt, wo teures Blut die süßen Früchte des Sieges erkaufte, die sie jetzt verdientermaßen genossen? Er hatte seine Pflicht gethan! Natürlich hatte er das! Das hatte jeder Deutsche; welchen Dank hatten jene dafür erhalten? Hatte er im Gegenteil nicht den vollsten Lohn empfangen? War er nicht zu nie dagewesener Macht, Ehre und Stellung gestiegen? Daß Deutschland eine gewisse Schuldverbindlichkeit gegen ihn eingegangen, war richtig; aber war diese Schuld nicht voll und anständig bezahlt worden? Was erwartete er noch mehr? Suchte er das ganze Guthaben für das durch die vereinigten Anstrengungen Deutschlands geschaffene große Werk allein für sich in Anspruch zu nehmen! Ernstlich, eine solche Frage konnte gar nicht debattiert werden.

Ach, die menschliche Natur! Sie ist immer so gewesen und wird immer so sein: der Held hat seine Arbeit gethan — der Held kann nun gehen! Eitelkeit, Selbstsucht und Haß haben immer die Gefühle der Völker gegen große Männer geleitet. Tote Männer hören auf, Mitstreber zu sein. Nationen ehren im allgemeinen ihre toten Heroen, aber sie fühlen sich nicht in gleicher Weise geneigt, der mitlebenden Größe Ehren zu erweisen. Undankbarkeit oder absichtliche Blindheit bezüglich derselben ist die allgemeine Regel. Millionen von Deutschen widmen ohne Zweifel auch ferner Bismarck eine aufrichtige und dankbare Bewunderung; aber diese Menschen, meist von ruhiger, zufriedener und konservativer Gemütsrichtung, die ihm allmählich Vertrauen geschenkt hatten und jetzt fest auf

seiner Seite standen, ließen sich der Regel nach nicht vernehmen; deshalb wurde die Opposition, ermutigt durch ihren Erfolg mit den „Enterbten der Nation", täglich lauter und aggressiver. Die politische Zufriedenheit verhält sich im allgemeinen ruhig, während es das Wesen der Opposition ist, geräuschvoll zu sein. In der Presse wie im Parlament wurde es bald Sitte, heftige Angriffe gegen den Kanzler zu richten, und viele Politiker ohne persönliches Verdienst, die nie etwas zum Wohle ihres Landes gethan, erlangten allmählich eine gewisse politische Stellung lediglich als Gegner Bismarcks und erregten Aufmerksamkeit, weil sie sich in dem Lichtkreise, der ihn umgab, bewegten. Diese Politiker machten niemals selbst Vorschläge; sie waren entweder zu furchtsam oder zu unbedeutend dazu. Was sie gern in Vorschlag gebracht hätten, wagten sie nicht offen zu bekennen, oder sie hatten nichts zu bekennen und vorzuschlagen. Aber es gehörte weder große Einsicht noch großer Mut dazu, „Nein" zu jedem vom Kanzler ausgehenden Vorschlage zu sagen und zu beweisen, daß diese Vorschläge wie jeder menschliche Plan ihre Fehler hatten. Unter den Gegnern Bismarcks gab es zweifellos gute und durchaus ehrenwerte Männer, welche es wirklich für ihre Pflicht ansahen, ihm entgegenzutreten; aber es gab viele andre, welche gefunden hatten, daß die „Opposition" zu einem einträglichen Geschäft gemacht werden konnte, welches diejenigen, die es klug ausführten, zu Wohlsein und Ruf brachte. Einige von dieser letzteren Klasse von Männern waren außerdem von schlechter Erziehung und schlechten Manieren, und gegen solche Mängel ist Bismarck merksam empfindlich und besonders unduldsam.

Er hatte kein Recht, zu erwarten, daß seine Vorschläge ohne Widerspruch durchgehen würden, und sein klarer Geist mußte sehr wohl wissen, daß die Diskussion die Seele des Konstitutionalismus ist; aber jeder Deutsche war ihm für das, was er vollbracht, Achtung und Dankbarkeit schuldig, und kein Deutscher durfte ihm anders als höchst respektvoll opponieren. Dies ist nicht der Fall gewesen. Es haben sich Männer gefunden, welche es augenscheinlich für sehr fein gehalten haben, den Kanzler in sehr roher Weise zu kritisieren, wie wenn sie ihn zu Ungeduld und zu Bitterkeiten treiben wollten, während viele andre solcher Niedrigkeit Beifall gezollt und sich an dem Schauspiel von Bismarcks Zorn belustigt haben.

Wahrscheinlich in dieser Zeit sind gewisse scharfe Worte des Kanzlers über Zeitungsschreiber und öffentliche Redner als Agitatoren allgemein bekannt geworden; aber man sollte sich erinnern, daß diese Aussprüche aus der Zeit herrühren, als Bismarck am populärsten war, und auf tief eingewurzelten Ueberzeugungen und Ansichten beruhten, statt daß sie, wie angenommen wird, das Ergebnis des Zorns oder schlechter Laune sind.

Bismarck als Monarchist.

Fürst Bismarck ist durch und durch monarchisch. Treue gegen den Souverän wird von ihm nicht nur als eine Haupttugend, sondern als die erste aller politischen Tugenden bei einem Manne seiner Stellung angesehen. Er hat oft

von sich gerühmt, ein treuer „Vasall“ seines Königs zu sein. Für ihn ist dies eine Frage persönlicher Ehre. Er konnte auf sehr gutem Fuße mit einem auswärtigen Republikaner stehen; für Herrn Thiers zum Beispiel hegte er aufrichtige Sympathie, und er ehrt noch jetzt das Andenken dieses Staatsmannes, dessen warmer, selbstloser und zugleich kluger Patriotismus ihm wahlverwandt war; jedoch gegen einen Deutschen, welchem, nach seinem eignen Maßstabe gemessen, es an Loyalität gegen seinen Souverän mangelt, hat er nur Gefühle der Verachtung oder des Mitleids. Er ist so aufrichtig überzeugt, daß Deutschlands Größe und Macht fest mit der Größe und der Macht der Monarchie verbunden ist, daß er jeden Angriff auf die Rechte, die Würde oder die Privilegien des Souveräns als Verrat gegen Deutschland ansieht. Unternimmt dies ein Deutscher, so wird er Bismarcks persönlicher Feind; denn er betrachtet ihn als einen Menschen, welcher entweder kein Urteil oder keinen Patriotismus besitzt und welcher auf alle Fälle eine schlechte Handlung begeht. Die Mehrheit der Deutschen ist sicherlich monarchisch; aber es giebt viele unzufriedene Leute in Deutschland — wie auch überall — und unzufriedene Leute wünschen Veränderung und hören willig auf diejenigen, welche solche vorschlagen. Veränderungen aller Art in Vorschlag zu bringen, ist das Hauptgeschäft einer gewissen Klasse dunkler, unverantwortlicher Zeitungsschreiber, welche täglich Ratschläge vorbringen, deren Befolgung allmählich die Rechte und Privilegien des Souveräns vermindern und Deutschland dem Republikanismus zutreiben würde. Die Schreiber, welche diese antimonarchischen Reformen vorschlagen, sind natürlich dieselben, welche am heftigsten den Kanzler als Vorkämpfer des Königtums angreifen; aber wenn Bismarck solche Leute mit bitterlicher Verachtung behandelt, so geschieht es, weil er sie die Monarchie unterminieren sieht, die er als den Schlußstein der Größe Deutschlands ansieht. Fürst Bismarck kennt die Macht der Presse und schätzt sie vollkommen, aber er haßt gründlich diejenigen, welche einen schlechten Gebrauch davon machen. Der Mißbrauch einer solchen Macht ist leicht, denn derjenige, welcher sie handhabt, kann, sofern er es wünscht, mit nur wenig Klugheit und Diskretion anonym bleiben.

Bismarcks Rücktritt — Deutschlands Rückschritt.

Es giebt kleine, aber mit jener so sehr von Zeitungsherausgebern geschätzten Leichtigkeit des Stils begabte Menschen, welche kaum wagen würden, die Augen in Gegenwart des großen Kanzlers zu erheben, und welche nichtsdestoweniger täglich ihren Lesern — und einige derselben haben recht viele Leser — mitteilen, daß „Fort mit Bismarck“ der Ruf jedes wahren Deutschen sein sollte. „Fort mit Bismarck“ wird eines Tages eine Thatsache werden, denn eines Tages wird er gegangen sein; aber zum Heile Deutschlands und im Interesse des Friedens Europas ist zu hoffen, daß dieser Tag noch sehr fern ist; denn Bismarck an der Spitze der deutschen Staatsgeschäfte bedeutet nichts Geringeres als die vollkommene Sicherheit Deutschlands. Sein Ansehen ist ein derartiges, daß, solange er die politischen Geschicke Deutschlands leitet, man ruhig

behaupten kann, keine fremde Macht werde ernstlich daran denken, es anzugreifen oder zu beleidigen. Ebenso sicher ist es, daß die Hoffnungen der Feinde Deutschlands hauptsächlich auf dem Umstande beruhen, eines Tages werde der Wunsch jener Zeitungsschreiber erfüllt und Bismarck „weg" sein. Haben sich die Deutschen, welche in diesen Ruf mit einstimmen, überlegt, was für Sorge und Kummer danach folgen kann? Deutschlands Macht wird an diesem Tage nicht dahin sein. Dies zu sagen hieße ungerechtfertigte Zweifel an seiner nationalen Größe, an der Zähigkeit, der Tüchtigkeit und dem Patriotismus seiner Bürger aussprechen; aber das Gefühl vollkommener Sicherheit, welches Deutschland jetzt genießt, wird sicherlich dahin sein, und dann wird vielleicht der ungeheure Vorteil der gegenwärtigen Befreiung von Befürchtungen richtig geschätzt werden. Nichts beweist, meiner Meinung nach, treffender die Größe Bismarcks als die Thatsache, daß er gegenwärtig „die Wacht am Rhein" des volkstümlichen deutschen Liedes personifiziert, und daß Deutschland fühlt, es sei sicher, solange Bismarck in Waffen steht und Wache hält.

Ich habe manchmal überlegt, welchen Preis Frankreich zum Beispiel wohl bereit sein würde zu zahlen, und berechtigterweise zu zahlen, um sich die Dienste eines Bismarck zu sichern. Das sind unnütze Betrachtungen! Mag sein, aber die Deutschen könnten nichts Besseres thun, als sich denselben hinzugeben; es würde sich ihnen auf alle Fälle zeigen, daß sie in ihrem leitenden Staatsmann einen unschätzbaren Besitz haben, den sorgfältig so lange wie möglich zu halten sie gut thun würden.

Bismarcks Ansicht über Beredsamkeit und den Parlamentarismus.

Einige der vorstehenden Bemerkungen finden auch auf Bismarcks Empfindungen für die parlamentarische Regierung, oder ich sollte vielmehr sagen, gegen eine gewisse Klasse von Parlamentsmitgliedern Anwendung. Er hört eine schöne Rede gerade so an, wie er einen gewandt geschriebenen oder sensationellen Leitartikel liest; keines von beiden macht großen Eindruck auf ihn. Mit einem Wort, Beredsamkeit steht nicht in hoher Achtung bei ihm. Er ist der Ansicht, daß in dieser Zeit der parlamentarischen Regierung jeder Politiker im stande sein müßte, einer Versammlung in klarer Weise die Gründe darzulegen, warum eine Maßregel angenommen oder abgelehnt werden solle; aber er scheint zu denken, daß in einer solchen Rede keine Kunst enthalten zu sein brauche: sie sollte ein nüchterner und klarer, an die Urteilskraft, nicht an die Gefühle der Zuhörer appellierender Bericht sein. Das Gefühl ist nach Bismarck in politischen Dingen etwas Ueberflüssiges und Gefährliches. Kein Staatsmann sollte sich davon leiten lassen. Die Beredsamkeit wendet sich hauptsächlich an das Gefühl; ihr Zweck ist oft, die Leute zu etwas zu veranlassen, was sie bei kühlerer und besserer Ueberlegung ablehnen würden, und sie mit fortzureißen „fast gegen ihren Willen". Ein Bericht müßte, um gut zu sein, klar, sorgfältig und wahrhaftig sein. Nun kann ein Meisterstück der Beredsamkeit unsorgfältig und

trügerich sein — kann thatsächlich eine Lüge sein. Der Anwalt, welcher einen Angeklagten verteidigt, von dem er weiß, daß er schuldig, und welcher durch seine Fähigkeit die Jury zu einem freisprechenden Urteil überredet, kann ein sehr guter Redner sein, aber er ist nicht aufrichtig. Bismarck achtet einen solchen Mann nicht, er betrachtet ihn als ein gefährliches Wesen. Eine schöne Rede, lediglich als Rede beurteilt, kann eine schlechte Handlung sein. Bismarck, dessen Lauterkeit als patriotischer Deutscher niemand anzweifeln kann, und dessen beste und mächtigste Reden ganz nüchterne, sorgfältige und wahrhafte, allein an den Verstand und die Urteilskraft der Zuhörer sich wendende Berichte sind, mag wohl der Meinung sein, daß in einigen Fällen, wo seine politischen Gegner durch ihre Klugheit und Beredsamkeit Erfolg gehabt haben, dieselben so gewissenlos wie der Anwalt gehandelt haben.

In Bezug auf Bismarcks Ansichten über den Parlamentarismus ist noch ein andrer Punkt zu erwähnen: wenn man einige der volkstümlichsten parlamentarischen Führer ihrer Beredsamkeit oder vielmehr ihrer besonderen Befähigung, über jeden möglichen Gegenstand fließend zu sprechen, entkleidete, so würde man häufig finden, daß sie als politische Charaktere ohne wirklichen Wert, daß sie thatsächlich lediglich „Dilettanten" sind. Nun ist Bismarck selbst ein berufsmäßiger Staatsmann, ein praktischer Geschäftsmann, und als solcher hat er eine starke Abneigung gegen den Dilettantismus. Er machte eine lange Lehrzeit durch, bevor er Meister wurde, und als Meister, der alle Geheimnisse seines Geschäfts gut kennt, hat er nur eine geringe Meinung von der Amateurarbeit und verwahrt sich streng dagegen, daß die Staatskunst als eine Art Himmelsgabe betrachtet werde, wie es von den meisten Leuten geschieht. Es ist klar, daß ein Mann ein Gelehrter erster Klasse, ein gewandter Schriftsteller, ein verdienstlicher Banquier und ein beredter Sprecher und zugleich doch ein armseliger Politiker sein kann. Auf Rechnung einiger von Fürst Bismarcks einflußreichsten Gegnern können gewisse politische Mißgriffe gesetzt werden, welche kein berufsmäßiger Fachmann begangen hätte, und welche das Vertrauen erschüttern sollten, das sie und ihre Freunde unzweifelhaft auch ferner in ihre eigne Weisheit setzen. Es ist sicher, daß das deutsche Parlament eine große Zahl politischer Dilettanten enthält, welche nichtsdestoweniger beträchtlichen Einfluß auf die parlamentarischen Beschlüsse ausüben, und es ist nicht überraschend, daß Fürst Bismarck, indem er auf seine eignen Erfolge als Staatsmann und auf die zahlreichen Versäumnisse seiner Gegner zurückblickt, sich in keiner Weise geneigt zeigt, die überlegene Weisheit der Gegnerschaft anzuerkennen, daher die gegen ihn gerichtete offene und heftige Feindseligkeit gewisser politischer Führer. Sie empfinden es als eine persönliche Beleidigung, daß, wie groß auch immer ihre Gelehrsamkeit, Beredsamkeit oder Popularität sein mag, der Kanzler hoch über ihnen auf der hervorragenden Stelle steht, auf welche sein Verstand und Charakter ihn erhoben, und wo die öffentliche Meinung nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa ihn verbleiben läßt. Der Ruhm und die Geschichte können die Menge kleiner Leute nicht berücksichtigen, welche vereinigt hin und wieder Erfolg haben, indem sich

die Wagschale zu ihren Gunsten gegen den einzigen gewichtigen Mann wendet, der allein ihnen allen entgegentritt.

Bismarcks Größe ist unerreichbar.

Ruhm und Geschichte verzeichnen große Handlungen und die Namen der wenigen großen Männer, die sie vollbrachten. Die Größe besteht in der Kraft zu wollen, zu wagen und zu handeln. Es giebt keinen lebenden Mann, der dem deutschen Kanzler in der Kraft und Zähigkeit der Absicht und im furchtlosen Wagen gleicht, und daß er vollbringen kann, was er will und wagt, haben die Geschichte seines Lebens und die zeitgenössische Geschichte Deutschlands und Europas gezeigt. Es sind zweifellos Männer von großer Fähigkeit unter Bismarcks politischen Gegnern zu finden; aber nicht allein als Politiker, sondern auch einfach als Menschen kann keiner von ihnen ihm das Gegengewicht halten. In allen zivilisierten Ländern wird man viele andre Gelehrte, Schriftsteller, Redner, Künstler und ausgezeichnete Männer aller Art finden, mit welchen jene wohl verglichen werden können — einen zweiten Bismarck wird man nicht finden. Er ist ein ganz außerordentlicher Mann, und man muß bis zu dem heroischen Typus zurückgehen, um andre zu finden, die zu der gleichen großen Spezies von Menschen gehören. Gemeinsam mit allen Gliedern der heroischen Familie — die so spärlich über die Erde verbreitet, in deren Thaten aber die Geschichte der Welt beschrieben ist — besitzt er einen unbeugsamen Willen, unerschrockenen Mut und jene besondere Größe der geistigen Fähigkeiten, welche ihm gestattet, die Absichten andrer richtig zu beurteilen, während seine eignen Pläne ein Geheimnis für jedermann bleiben. Wie der wirklich große Mann aller Zeiten, zeigt er außerdem einen wunderbaren Mangel an gewöhnlichem Egoismus, äußerste Nichtberücksichtigung seiner persönlichen Position und nie fehlende Bereitwilligkeit, wieder und wieder alles, was er gewonnen, behufs Förderung der nichtpersönlichen Zwecke seines Lebens aufs Spiel zu setzen.

Zwischen den Welten.

Von

Alexandre Ular.

(Schluß.)

Tantchen war jetzt wirklich ganz böse auf Frey. Er richtete doch mit seinem dämonischen Wesen Unglück an, wohin er kam. Und als Paula ihr an demselben Abend von ihm erzählte, fand sie es sogar ganz recht, daß er früher ein so unglücklicher, immer unbefriedigter Mensch gewesen war, der wie der wilde Jäger in alle Ewigkeit durch seine Nacht dahineilen muß und doch weiß, daß

er niemals das erreichen kann, wonach er jagt. Und sie fand es beinahe frevelhaft von „ihrem kleinen Paulchen", daß sie jetzt die Senta dieses fliegenden Holländers spielen wollte.

Aber das schien sie gerade zu wollen. Ueberhaupt war sie ja mit dieser Rolle schon fertig. Sie hatte ihn ja glücklich gemacht, ihn geradezu erlöst, und darauf war sie stolz; und sie hatte sich selbst deshalb noch gar nicht aufzuopfern gebraucht, ganz im Gegenteil. Tantchen mochte ihn nur nicht leiden, weil sie ihn gar nicht verstand. Und sie hatte ihn ja so lieb — und er sie auch. Sie konnte überhaupt nicht mehr ohne ihn leben...

Und Tantchen hatte ihre Händchen gestreichelt und den Kopf geschüttelt und ganz leise und traurig gesagt:

„Mein armes, armes Paulchen..."

*

Frey hatte in demselben Hotel noch ein Zimmer gefunden, und so war er fast immer mit Paula und Tantchen zusammen. Und es hieß bei den andern Gästen, Paula und der interessante, ernste, dunkle Mann, der allgemein unter dem Namen „der grimme Hagen" ein beliebtes Gesprächsthema bei alten und jungen Damen bildete, die beiden seien verlobt. — Aber das war gar nicht wahr.

Auf den Bergen brannten die Johannisfeuer, und Frey war mit Paulchen noch am Abend spät aufgebrochen, um in der wundervollen Nacht eine Höhe zu besteigen — die beiden ganz allein. Tantchen fand das sehr unpassend, aber Paulchen hatte sie ausgelacht und hinzugefügt:

„Wir sind ja nicht verlobt!"

Und Tantchen hatte sie ruhig gehen lassen, denn sie konnte ja doch nichts dagegen thun.

Aber Paulchen hoffte heimlich und mit einer beinahe verzweifelnden Angst, daß Tantchen mit ihrer Besorgnis recht behalten möchte...

Und als sie nach Hause kam, des Morgens um drei Uhr, da warf sie sich schluchzend auf ihr Bett und lag lange angekleidet da, den Kopf in die Kissen vergraben.

Sie konnte die Vision nicht sehen, die er ihr gezeigt hatte als ihr wundervolles gemeinsames Ziel; die Liebe schien sie nicht gelehrig zu machen — und sie hatte ihn ja so... so lieb, daß sie alles, alles für ihn hingeben und alles, alles für ihn und um seinetwillen thun möchte.

Wie war es nur möglich, daß die Liebe so unglücklich machen kann, die Liebe, die die andern eine „glückliche Liebe" nennen?

*

Sie gingen jetzt sehr oft zusammen aus, beinahe jeden Tag; das Wetter mochte sein, wie es wollte. Er that es so gern, und sie folgte.

Er hätte sich auf die Spitze des Gebirgs stellen und ihr rufen können; und sie hätte sich die Füße an spitzen Steinen, an verworrenen Baumwurzeln, an dem eisigen, stachligen Boden der Gletscher zerrissen, um zu ihm zu gelangen.

Sie war immer bereit für ihn und dachte an nichts, als bereit zu sein, wenn er sie wollte. Sie war bereit für ihn wie die Braut des weisen Herrschers.

Aber sie suchte vergebens, ihm zu dienen. Sie verzehrte sich in qualvollen, unfruchtbaren Gedanken über die Möglichkeit dieses Elends bei solchem Glück.

Und er war so glücklich! — Mit jedem Tage, an dem sie ihn von neuem sah, schien er ihr ruhiger, verklärter und immer mehr gleichsam umhüllt von einem glänzenden, unsichtbaren Kleide, das niemand erlaubte, ihm zu nahen wie andern Menschen. Und sie fühlte, daß diese wunderbare Hülle ihn vor jeder Berührung mit der Alltagswelt schützte, und daß nichts aus dieser körperlichen Welt einen Einfluß hatte auf etwas ihr Entsprechendes, das vielleicht auf dem Grunde seiner fast greisenhaft milden Seele lag. Sie fühlte, daß auch sie für ihn nichts war als eine Seele, eine von ihm geliebte Seele, die ihm losgelöst erschien von aller sinnlichen Freude, und nur als etwas seiner eignen mystischen Gedanken- und Gefühlswelt Aehnliches.

Das machte sie manchmal recht unglücklich — wenn sie nicht bei ihm war. Aber sie wunderte sich jedesmal wieder über sich selbst: in seiner Nähe war alles das ganz anders. Da war sie glücklich wie ein armes, kleines, süßes Mädchen, das einen gewaltigen Herrscher zum Liebsten hat. Da war es ihr unmöglich, überhaupt noch etwas andres zu denken und zu fühlen als ihre gänzliche Hingabe an den magischen, beglückenden Bann, in den seine beinahe dämonische, beinahe engelhafte Persönlichkeit sie fesselte. Da empfand sie es nicht als Schmerz und als Beleidigung, daß er sie nicht sah, wie sie war, sondern nur als ein Schemen aus einer jenseitigen Welt, welches ihm dorthin vorschweben sollte. Da fühlte sie nichts als die unendliche Freude, ihm etwas zu sein, ihm wertvoll zu sein, sein Höchstes zu sein ...

Und diese Freude verzehrte sie allmählich, wie jede brennende Freude, die immer wiederkehrt, die Menschen verzehrt ... Ist es nicht sonderbar, daß die höchste Freude und der tiefste Schmerz dieselbe so lieblich empfundene und in Wahrheit so traurige Wirkung haben? Sollte der Mensch sich von seinen glücklichsten Zufällen, seinen Ekstasen fernhalten — um nicht zu Grunde zu gehen? ... Aber was kümmert uns unser Tod? ...

Paulas durchsichtiger Körper wurde noch durchsichtiger, ihre bleiche Haut wurde noch bleicher und ihre feinen Finger noch feiner. Und in ihrem Leben hatte sich viel geändert. Sie arbeitete jetzt niemals mehr. Wenn sie allein war oder bei Tantchen und Tantchen sprach nicht mit ihr, dann saß sie gewöhnlich ganz still da und blickte träumerisch ins Weite, wie in einem wachen Schlaf, in welchem man nichts empfindet von dem, was um einen herum vorgeht, und doch die innere Empfindung so wach ist, daß sie Feinheiten verspürt, die sie sonst immer unbemerkt lassen muß.

Tantchen war manchmal recht böse und betrübt ...

*

Jetzt nahmen sie zusammen noch einmal das Manuskript von ihrem „Gotamo" durch. Er hatte es so gern gewollt — und sie folgte, obwohl sie sich gar nicht mehr so recht dafür interessierte. Dann gingen sie weit hinaus ins Gebirge, des Morgens, wenn noch der Tau an Bäumen und Sträuchen in Millionen Farben unter dem brünstigen Strahl der Sonne erzitterte, hoch hinauf, zu einer wunderschönen, einsamen Lichtung, auf der nur eine einzige, ehrwürdige, riesige Tanne stand. Dort saßen sie dann; er auf einem niedrigen Felsblock mit dem dicken Pack weißer, beschriebener Blätter in der Hand, und sie daneben auf dem Boden. Und wenn er dann vorlas, stützte sie ihren Arm auf den Stein und blickte ihm ins Gesicht und war sehr erstaunt, daß alles, was sie da hörte, so ganz anders war, als wie sie es in der Erinnerung hatte.

Und oft saßen sie auch da, ohne ein Wort zu sagen, und blickten in die herrliche Gebirgswelt hinab und hinauf und hörten das leise, märchenhafte Geflüster der alten Tanne, die alte Geschichten von stillem Glück und Frieden erzählte.

Und wenn er sie dann so daliegen sah, den reizenden, feinen, elastischen Körper, und es ihm war, als sei sie nichts als ein Gefühl, das eine körperliche Gestalt angenommen hatte, dann blickte er wohl mit einem bewundernden und beinahe ratlosen Staunen auf die Blätter, deren Inhalt er verbessern sollte.

Wie war es möglich, daß in diesem Wesen eine solche Gewalt des Denkens, eine solche Tiefe des Gefühls und eine solche glänzende Gestaltungskraft vereint waren? — Ja, war das möglich? — Oder war das alles nur ein Ausfluß jener mystischen Kraft, die sich, wie er fest glaubte, manchmal in irdische Seelen ergießt und sie Dinge verrichten läßt von übermenschlicher Tiefe und Schönheit? — Wäre es ihr sonst wohl möglich gewesen, ihn wie im Spiel aus dem entsetzlichen Chaos seines Unfriedens in einem Augenblick in die klare Höhe seines gegenwärtigen seelischen Lebens zu heben?

Er betrachtete sie beinahe ehrfürchtig und scheu und sagte sich immer wieder, daß sie selbst schon eine Vision sei, die ihn gebannt hielt und die er über alles ehren müsse, wenn sie ihn nicht in die alte Finsternis zurücksinken lassen sollte.

Sie blickte zu ihm auf und sah, wie seine Augen mit einem so inbrünstigen Feuer auf sie oder etwas in ihr Liegendes gerichtet waren, wie wir es uns nur vielleicht bei einem jener ehrwürdigen Anachoreten im Himalaja denken, der zu den himmlischen Gipfeln hinaufschaut, wo sein Gott wohnt, und über Schnee und Eis emporklimmt, um in seiner Nähe zu sterben.

Da lachte sie laut auf, wie ein Kind lacht, das die Mama recht angeführt hat, und nahm ihm die Blätter weg und sagte:

„Ganz närrisch wirst du noch von dem Zeug, und sogar mich siehst du schon nicht mehr. Bin ich dir denn nicht so viel wert wie das Papier? — Warte nur, du! — Guck, so viel ist das wert!"

Und dann warf sie das Papier hoch in die Luft, daß die Blätter weit umherflogen, und lachte ihn aus, als er erschrocken aufsprang und ihr lächelnd drohte und hin und her lief, um die Blätter wieder zu sammeln. Und sie half

ihm hierbei sogar — und verbot ihm ein für allemal, das Zeug wieder mitzunehmen, wenn sie ausgingen. Sie würde sonst eifersüchtig darauf und traurig, daß er das Papier lieber hätte als sie...

Und an diesem Morgen merkte er, daß jene wunderbare mystische Welt, die hier in den Versen niedergelegt war und in die er sich gerettet hatte, sie beide nicht mehr umfaßte. Und er fühlte mit einem plötzlichen schneidenden Schmerz, daß ihre gegenseitige Liebe sich in Welten verlor, die nicht da waren. Sie war auf verschiedenen Sternen gewachsen, und ein unendlicher finsterer Raum trennte sie, den er nicht wieder durchmessen konnte...

*

Es ist sonderbar: wenn die Menschen am unglücklichsten sind, sind sie gewöhnlich auch am leichtsinnigsten. Der herbe Schmerz über etwas wider Hoffnung schlecht Ausgegangenes wird dann durch eine passive Beweglichkeit der Seele gemildert zu einer eigentümlichen Müdigkeit und Haltlosigkeit, der wir uns mit einer beinahe wollüstigen Empfindung überlassen. Und diese Wollust im Unglück läßt uns alles, was um uns ist, und uns selbst auch noch, gerade so betrachten, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Wir ersehnen dieselbe Zukunft, ob wir gleich wissen sollten, daß sie ein für allemal zerstört ist; wir haben Vergnügen an den geringfügigsten, alltäglichsten Dingen, ob wir gleich eingesehen haben sollten, daß sie verschwindend sind gegen das Ungeheure, welches uns betroffen hat. Aber in der Leere, in der wir dann leben, sind wir dankbar für das Kleinste, das „Etwas" ist; denn wir fürchten und hassen nichts so sehr als das Nichts in uns — so sehr, daß wir nicht einmal im stande sind, seine Möglichkeit zu begreifen. — Es ist, wie wenn ein Gefühlloser durch ein großes Feuer gehen wollte: er empfindet keinen Schmerz, aber er verbrennt dennoch. —

Jeden Morgen kam Frey herauf und holte Paula zum Spaziergang ab wie früher; und jeden Morgen gingen die beiden zusammen in den Wald hinauf, schweigsam...

Und er wußte nun auch, daß er eine ganz andre Aufgabe an ihr zu erfüllen hatte, als ihre Verse verbessern zu helfen. Er fühlte mit jedem Tage mehr, daß er in einer ungeheuern Täuschung dahingelebt hatte, die er sich egoistisch ersonnen. Er hatte sich und sie in jene mystische Liebe hineinphantasiert, die nur ein kleiner Ausschnitt aus der Alliebe sein soll, jener Liebe, die ihn selig machte, weil er ohne Kraft zum Sinnenleben nur nach einem greisenhaften, milden, späten Abendsonnenschein verlangte, der wie durch einen Schleier aus einer andern Welt herüber leuchten sollte; denn irdischer Sonnenschein hätte ihn verzehrt.

Aber wunderbar: trotzdem er gemerkt hatte, daß sie ihn anders liebte als er sie, irdischer, körperlicher, mit den Sinnen, so hatte sich doch in seinem Verhältnis zu ihr nichts geändert, so hatte er sie gerade wie vorher geliebt, als seine Göttin, als die Inkarnation einer mystischen Wahrheit, als etwas Unweltliches, Jenseitiges.

So gingen sie nebeneinander her, und keiner sah den andern, sondern nur eine Hallucination von ihm, der nichts in der Wirklichkeit entspricht.

Aber allmählich vermißte notwendig jeder von ihnen den Einfluß des andern, den Einfluß auf das Innenleben, der eine Liebe erst zur Liebe macht. Und beide fingen an, sich unglücklich zu fühlen; und sie hatten Sehnsucht nach einander, trotzdem sie stets zusammen waren. Aber diese Sehnsucht konnte nicht befriedigt werden: sie wußten nicht, worauf sie gerichtet war; und jeder schämte sich, sie einzugestehen.

*

Ebensowenig wie Paula konnte Frey jetzt arbeiten, wenn er allein war. Das war er jeden Nachmittag, wenn sie mit Tantchen zusammen Kaffee trank und dann einen kleinen Spaziergang in die nächste Umgebung des Ortes unternahm, zu dem Wasserfall, der des Nachmittags im hellen Sonnenschein die herrlichsten Regenbogen erzeugte, oder zu dem Aussichtspunkt, von wo man das lange Thal hinauf und hinunter sehen konnte, das an beiden Enden von himmelhohen gletscherbedeckten Bergen verschlossen zu sein schien. Dann pflegte er allein und unstet die Wälder zu durchstreifen, denn er konnte keine Ruhe finden.

Er verfiel immer wieder in ein erhitzendes, unfruchtbares Grübeln: Wie war es möglich, daß unter dem reinen, so lange ersehnten Glück, das er jetzt genoß, ein geheimes Unglück schlummern konnte, das er dumpf ahnte? — Und er fragte sich vergeblich, wie das mit seiner Liebe zusammenhängen könnte. Er suchte Paulchens Seele zu vivisezieren und die geheimsten Winkel zu durchspüren. Aber er fand nichts, das ihm Aufklärung gebracht hätte. Er hatte nur das dumpfe Gefühl der Erinnerung an irgend etwas Aehnliches, das er früher einmal erlebt oder beobachtet haben mußte, diese Freudigkeit in ihrer Stimmung, diese Hingebung, diese geheime Angst irgend wovor, und nicht zuletzt dieser sehnsüchtige, träumerische, brennende und beinahe verzehrende Blick ...

Diesen Blick kannte er. — Er fürchtete sich beinahe davor ...

*

In diesem Sonnenschein und bei dieser scharfen, klaren Luft zusammen herumklettern in den Bergen, um die Wette die steilsten Stellen hinauf kriechen und die schönsten Aussichtspunkte suchen; sich verstecken und wieder fangen; und dabei immer das beglückende Gefühl der eignen Kraft! — Und dann schließlich zusammen ausruhen an dem schönsten Platze, nebeneinander liegen im hohen Grase und einen Grashalm kauen und in den Himmel hinaufblicken oder in die Augen des Geliebten ...

Wie wunderschön ist diese Hochgebirgsnatur an solchem milden, klaren Tage, der zu jeder Tändelei und Liebe wie geschaffen ist; wo die zitternden Libellen einander haschen im blitzenden Sonnenschein, und die Grashüpfer so vergnügt zirpen, und die klugen Rinder kopfschüttelnd über den bunten, duftenden Boden

dahingehen, als begriffen sie nicht, warum der Tag so schön ist und warum der Hirtenbub so vergnügt und schwermütig zugleich auf seinem einfachen Horn bläst. — An solchem Tage feiert die Welt das harmlose Fest der Liebe. Alles tanzt und hüpft und springt und jagt sich und küßt sich, und die Blätter kichern und flüstern, und die Sonnenstrahlen haschen nach jedem zitternden Lüftchen und umarmen alles in seliger, brünstiger Lust.

O wie schön! — wie wunder — wunderschön! . . .

„Sieh nur die süßen beiden Schmetterlinge! — wie sie umeinander herumfliegen und sich auf den schwanken Grashalmen wiegen. Weißt du nicht, wie sie heißen?"

Er wußte es nicht. Er wußte überhaupt fast keinen Namen von Pflanzen, Steinen und Tieren.

„Warum durch eine elende Binomenklatur diese wunderschöne Stimmung zerstören, warum diese Harmonie zerreißen? — Ist diese Natur nicht übernatürlich schön, in der wir alle unsre Ziele verkörpert sehen? — alles vereint durch das Band der einen großen Liebe, die jenseits dieser Welt in reiner Geistigkeit herrscht . . . O Paula, wie können wir lieben lernen von der Natur!" —

Und sie sahen die Liebe der summenden Fliegen und die neckischen Tänze der verliebten Mücken und das selige Hinüber- und Herüberwiegen der zitternden Grashalme. Sie sahen, wie die Blume ihr Köpfchen den kosenden Sonnenstrahlen zuwandte und wie sie in Wonne erschauerte, wenn ein emsiges Bienchen ihren Honig raubte. Sie hörten das übermütige Gezwitscher der Vögel und das schwermütige Brüllen der Rinder, das einen so sehnsüchtig und so traurig machen kann. Und sie empfanden den brünstigen Duft der Erde, welche die befruchtende Wärme in stiller Wonne in sich aufnahm.

Und dabei träumen — träumen von einem fernen, ewigen Glück; — und nicht dieses selbe Glück genießen, das die ganze Natur durchzittert . . .

„O sieh nur, sieh nur! — Wieder die beiden süßen Schmetterlinge! — Jetzt sitzen sie zusammen dort auf dem Halm. — O sieh nur, wie sie sich küssen und kosen . . ."

Sie hatte sich auf ihre Hand gestützt und war abwechselnd rot und blaß geworden. Und sie wandte ihm ihr schamhaftes Köpfchen mit den traurigen Augen langsam zu.

„Du . . . warum küßt du mich niemals?" . . .

O, wie fürchterlich wird die Schönheit der Welt, wenn wir uns ausgestoßen fühlen! — Wie schnell überzieht sie sich mit düsteren Schleiern, wenn wir sie beleidigen! . . .

„Ich . . . ich weiß nicht . . . Ob wir sie erreichen, unsre Vision?" . . .

Er zuckte plötzlich zusammen und starrte entsetzt vor sich ins Leere. — Dieser Blick — diese Erinnerung!

Sie, die Heiligste — auf dem Wege zum Sinnenverderben — durch ihn! —

Ironie! — Lächerliche Ironie!

„O, wie bin ich entsetzlich unglücklich . . ."

Er schüttelte langsam den Kopf und schlug die Hände vors Gesicht und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und lag regungslos ...

Und Paula standen die Thränen in den Augen, und sie streichelte sein Haar und sagte kaum hörbar und wie erstickt:

„Ich ... ich will ja gar nichts von dir ... ich hab' dich ja so lieb!" ...

*

Staunend und wie in einem ehrfürchtigen Schauder vernehmen wir selten, ganz selten von ungeheuerlichen Katastrophen, die vor Jahrtausenden und Jahrhunderttausenden in fast undenkbaren Fernen von uns geschehen sind.

Wir hören, daß zwei glühende Welten, von einer fatalen Kraft aufgestört, aus den Finsternissen des unendlichen Raumes aufeinander zuschweben, immer näher, in immer rasenderer Eile; so daß sie mit einer unvorstellbaren Gewalt aufeinander stürzen und sich gegenseitig zerschmettern müssen, um zusammen einer neuen Welt Leben zu verleihen, die beide umschließt und doch keine von beiden ist.

Und wenn die beiden Bahnen nicht an einem Punkte zusammentreffen, dann stürzen die Welten aneinander vorbei, sich gegenseitig versengend; ihre Bahnen krümmen sich einander zu, und sie eilen umeinander im Kreise herum, ohne sich trennen zu können, ohne sich zu vereinigen — in alle Ewigkeit, bis ein gewaltiger Antrieb erfolgt, der sie auseinander reißt. Und dann schweben sie einsam weiter, jede dahin, woher die andre gekommen war — weiter durch die stille Ewigkeit in die unendlichen Finsternisse, kalt — und doch glühend ...

*

Ein Tag nach dem andern verging — und in dem Verhältnis Paulas zu Frey änderte sich äußerlich nichts. Jeden Tag gingen die beiden zusammen spazieren, und jeden Tag schüttelte Tantchen betrübt den Kopf, wenn sie sie nach Hause kommen sah, nebeneinander gehend, ohne sich zu berühren. — Es kam ihr manchmal so vor, als ob sie hier mit leiblichen Augen sähe, was sie früher einmal irgendwo gelesen hatte, daß nämlich zwei junge Leute sich innig lieben, aber keins die Sprache des andern versteht ... Und dieser Gedanke war gar nicht so verkehrt. —

Vielleicht giebt es keine lächerlichere Lage als die, in der Frey war, — und vielleicht auch keine entsetzlichere. — Er stand vor demselben Dilemma wie etwa ein Seemann, der soeben wie durch ein Wunder aus der tollen Brandung gerettet ist und jetzt sieht, wie seine Geliebte durch eine Riesenwelle gerade vom Ufer fortgerissen wird. Soll er ihr nachspringen? — Wunder pflegen nicht zweimal zu geschehen! — Trotzdem! — aber er sinkt zu Tode erschöpft nieder, zu schwach, sich auch nur in die vernichtenden Wellen stürzen zu können ...

Frey quälte sich auf jede Weise. Er konnte nicht anders; und trotzdem rieb er sich auf. Denn er hatte jetzt Angst vor sich selbst. — War er schon

so senil, oder war er so pervers? — Wie war es möglich, daß man einen so reizenden Körper verschmähen konnte?

Er fragte sich zum zehntausendsten Male, warum er jetzt dieses Mädchen nicht so lieben konnte, wie er zweihundert andre geliebt hatte; warum dieser Körper, sobald er ihn berühren wollte, gleichsam entschwand und nichts zurückließ als eine schemenhafte Form, in die sich noch etwas viel Schöneres gehüllt hatte. — Und noch ein andrer Gedanke, der ebenso lächerlich wie quälend war, ließ ihm keine Ruhe: Wenn die Sache so stand, dann ging er einer fürchterlichen Blamage vor Paula entgegen.

Er wußte nicht, was er thun sollte. Das fortwährende Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedensten Entschlüssen machte ihn beinahe rasend vor Aufregung. Schließlich kam er zu dem verzweifelten Entschluß, unter Zurücklassung eines Briefes heimlich abzureisen. Aber auch das war ihm unmöglich. Diese großen, fragenden, sehnsüchtigen Augen ließen ihn nicht fort. Er lachte über die beabsichtigte Gemeinheit; — er lachte jetzt nur noch, wenn er sah, daß sich wieder ein Ausweg verschlossen hatte; — das irre Lachen des fliegenden Holländers, der im rasenden Sturm mit vollen Segeln toll dahinsaust in der Hoffnung, an einem Riff zu scheitern und in den tobenden Wellen seine Ruhe zu finden.

Und die fortwährende Heuchelei! —

Ob sie wohl eine Ahnung von seinem Zustand hatte? — Aber konnte sie die Denkbarkeit solcher Perversitäten auch nur fassen? —

Aber doch grübelte sie immer über die Frage nach: „Warum küßt er mich nicht? Warum umarmt er mich nicht, so tüchtig, daß ich fast ersticke? — Und ich . . ."

Sie hatte ihn ja so furchtbar lieb und wollte alles thun, was er wollte. Sie war ganz Hingebung und Unterwürfigkeit; und eine gewisse Wollust der Demut ließ sie alles entbehren, was sie ersehnte . . .

*

Das Wetter war jetzt schon seit mehreren Tagen sehr schlecht. Es regnete fast fortwährend, und es war für diese Jahreszeit ungewöhnlich kalt. Tantchen wollte abreisen, aber Paula bat sie so flehentlich, noch zu bleiben, daß sie ihr schließlich nachgeben mußte, wenn sie auch nicht recht verstand, was Paula bei diesem trostlosen grauen Himmel und den halb weggewaschenen Wegen noch für Gefallen an einem längeren Aufenthalt finden konnte. Und ob es gerade ein so besonderes Vergnügen war, bei Regen und Sturm Ausflüge zu machen, sich durchnässen zu lassen und sämtliche Kleider zu verderben?

Auf die andern Hotelgäste machte es einen eigentümlichen Eindruck, Paula und Ferdinand selbst bei dem zweifelhaftesten Wetter zusammen ausgehen zu sehen, und immer mit einem Ernst und einer Schweigsamkeit, die jedenfalls bei einem jungen Brautpaar ganz unangebracht war. —

Am Nachmittag war nun seit fast einer Woche zum erstenmal die Sonne herausgekommen. Die Regentropfen, die noch an den Bäumen hingen, strahlten in allen Farben wie Diamanten; die nassen Felsen glitzerten wie Spiegel, und die Gletscher, über denen noch tiefschwarze Wolkenmassen drohten, blendeten in fast gespenstischer, unheimlicher Weiße. Es war, als wenn in eine düstere Höhle, an deren Finsternis man sich allmählich gewöhnt hat, plötzlich ein heller Lichtstrahl fällt, der einem erst zeigt, wie unheimlich und entsetzlich unheilschwanger die ganze Umgebung ist.

Paula und Ferdinand machten sich sofort auf, um einen größeren Ausflug zu unternehmen. Zwar wußte jeder von beiden, daß auf diesen Sonnenschein ein um so heftigeres Unwetter folgen würde. Aber keiner sagte es, Paula, weil sie jede Minute herbeisehnte, in der sie mit ihm allein sein konnte, und Ferdinand, weil er sich innerlich so schwach und krank fühlte, daß er zu allem seine Zustimmung gab, was sie wollte. Er wußte kein Mittel mehr, ihr seine Liebe auf andre Weise zu zeigen. —

Seit einiger Zeit war er immer mehr verbittert geworden, immer mehr in eine fatalistische Stimmung hineingeraten, die sich von seinem früheren entsetzlichen Zerrissenheitsgefühl durch nicht viel mehr unterschied als durch ihre senile Kraftlosigkeit, durch die Unfähigkeit, sich mit gewaltigem, unheilvollem Schwung dagegen aufzubäumen und in allem, was nur die Nerven reizt und die Sinne fesselt, Vergessenheit zu suchen. Er war sich dieser Senilität auch vollkommen bewußt und lachte manchmal selbst darüber, daß er noch immer den Eindruck des philosophischen, milden, über alle irdischen Fährlichkeiten erhabenen Weisen machen mußte. Aber manchmal vergoß er heimlich auch wütende Thränen, wenn er daran dachte, daß Paula noch in demselben Irrtum befangen war, daß er sie auf alle Weise darin zu erhalten suchen mußte, und daß sie sich jetzt noch auf alle Weise abmühte, seinem „hohen Gedankenfluge" zu folgen.

Welche Mißverständnisse! — Welche unnützen Quälereien! — Welches Aneinander-vorbeilieben! — Er lachte und weinte sich selbst aus.

Die Sonne stach und brannte so heiß durch die feuchte Atmosphäre, daß Paula der Regenmantel zu heiß wurde und Ferdinand ihn tragen mußte. Aber auch so wurde ihr der Spaziergang nicht angenehmer. Sie fühlte sich müde und abgespannt und dabei so überreizt und unruhig wie noch niemals. Aber sie schämte sich vor ihm und wollte ihn nichts merken lassen.

Als sie mit vieler Anstrengung auf ausgewaschenen Pfaden, durch sumpfige Stellen und über glatt polierte Felsplatten den schönen Aussichtspunkt erreicht hatten, wo sie damals den „Gotamo" korrigieren wollten, da war die Sonne schon wieder hinter einer schwarzen Wolkenwand verschwunden, und sie hielten es für besser, umzukehren.

Nach kurzer Zeit aber brach das Unwetter los. Es wurde ganz dunkel. Die Gipfel der Berge nur leuchteten fahlgrau herab, und der Sturm, der die Wolkenfetzen wie einen Haufen um Gnade heulender Geister an den Abhängen hinjagte, schüttelte in wütendem Uebermut die Tannen und pfiff dazu unheimliche

Melodien. Es war nicht möglich, in diesem tollen Freiheitstanz ohne Gefahr den Abstieg zu unternehmen. Sie wußten aber, daß sich ganz in der Nähe eine Futterhütte befand, in die man vielleicht unterkriechen konnte.

Die Hütte war schon fast ganz mit Heu gefüllt. Nur dicht bei der Thür war noch gerade Platz für die beiden, wenn sie sich ganz dicht zusammensetzten. Sie waren beide schon ziemlich naß geworden, und Paula fror jämmerlich. Trotzdem nahm ihre gute Laune zu; sie lehnte sich behaglich in das weiche Heu zurück und schwatzte allen möglichen Unsinn, wie ein rechter Backfisch, so daß er sie ganz verwundert anguckte und kaum wußte, was er mit ihr machen sollte. Er gestand sich, daß ihn dieses — weibliche Benehmen ziemlich unangenehm berührte; und er fühlte zugleich, daß eine harte, verzweifelte Energie in ihm immer stärker wurde, die ihn auf jeden Fall vor einem Rückfall in das Elend seines friedlosen Umherjagens bewahren würde.

Er hörte Paulas reizendes Geplauder kaum. Es bewegte ihn vielmehr unaufhörlich die eine große, verhängnisvolle Frage: Wie war es möglich, daß er sein Ziel, die Auflösung ins All, dieses eminent selbstlose Ziel, nur sollte erreichen können durch den brutalsten Egoismus, durch die seelische Vernichtung dieses entzückenden Wesens, das er mehr liebte als alles — oder haßte er es vielleicht? —

Er fühlte, daß es lächerlich war, in dieser Lage solchen Betrachtungen nachzuhängen, und er kam sich plötzlich selbst so grenzenlos kindisch und dumm vor, daß er ganz unruhig wurde, aufsprang und hinaus lief. — Und es dauerte einige Zeit, bis er, zwar durchnäßt, aber lachend, zurückkam.

Paula stand unmittelbar an der Thür und sah so niedergeschlagen und traurig aus, daß er beinahe erschrak. Ihre Lippen zuckten; sie schien nur mit Mühe das Weinen zu verbeißen, und die großen mit Thränen gefüllten Augen sahen ihn halb vorwurfsvoll, halb verliebt an.

„Aber Paula, warum so traurig? — Habe ich dir etwas zuleide gethan?“

„Du — du hörst mir ja nicht einmal zu,“ sagte sie ganz leise und stockend.

Da rann es mit einem Male wie ein heißer Strom durch seinen Körper. Es ergriff ihn ein eigentümliches, beinahe ihn selbst beschämendes Mitleid, wie man es etwa mit einem Menschen empfindet, den man ins Unglück gestoßen, obwohl man sich für ihn verantwortlich fühlte. Er umfaßte sanft ihren schlanken, zitternden Körper und zog sie an sich, als wenn er sie küssen wollte. Aber das dauerte nur eine Sekunde, dann ließ er sie wieder los.

Doch in demselben Augenblick schien sie wie aus einer langen Erstarrung zu erwachen, und das wochenlang zurückgedrängte Liebesbedürfnis brach in einem ungeheuren Krampfe hervor. Sie schlang ihre weichen weißen Arme fest wie zwei mörderische Schlangen um seinen Hals; halb reckte sie sich zu ihm empor, halb zog sie ihn zu sich hinab und küßte ihn, küßte ihn mit all der ungeheuren Leidenschaft, die sich in ihr aufgehäuft hatte, ohne daß die Möglichkeit einer Ausladung dagewesen war; küßte ihn mit all der verzweifelten Seligkeit, die

nicht weiß, aber vielleicht fühlt, daß sie nur einen einzigen jammervollen Augenblick währt; küßte ihn mit all der rasenden Wollust, die nur der erlebt, welcher lange Zeit mit unheimlicher Absichtlichkeit seine Begierden konzentriert und verstärkt hat, bis sie wie eine sorgfältig und kunstvoll gearbeitete Höllenmaschine in einem Augenblick explodieren und alles in Stücke reißen, was ringsum eben noch lebte und blühte; sie sog sich in wollüstigem Krampf an seinen Lippen fest und flößte ihm das süße, tödliche Gift ein, das jedes Weib in ihrem ersten leidenschaftlichsten Kusse dem Geliebten mitgiebt, das süße Gift, welches Herz und Gehirn verbrennt und oft den Anfang der großen zehrenden Blutvergiftung bildet, die Kenner als „amour-passion" bezeichnen.

Aber er kannte dieses Gift; er fühlte es wieder durch sein Gehirn ziehen, wie damals, vor zwanzig Jahren; er sah in einer Sekunde noch einmal die ganze Entsetzlichkeit des Lebens, das er geführt hatte; und er sah auch das himmlische Glück, welches ihm in diesem Augenblick von seinem Glücksengel selbst wieder geraubt wurde. Und eine entsetzliche Angst und eine brennende, verzweifelte Wut befiel ihn. Mit einem ungeheuren Ruck riß er ihre Arme von seinem Halse:

„Vampyr!"

Sie taumelte sinnlos gegen den Thürpfosten, totenbleich, mühsam atmend, und die Augen starr und wie in beginnendem Wahnsinn auf sein Gesicht geheftet.

Er zitterte am ganzen Körper, seine bleiche Haut leuchtete fast gespenstisch unter dem massenhaften schwarzen Haare hervor, und seine Augen bewegten sich wie in entsetzlicher Aufregung hin und her, als suchten sie einen Gegenstand, an dem sich die aufs äußerste überreizten Nerven entladen könnten.

Plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und schüttelte sich wie im Ekel. Dann ließ er sie langsam wieder sinken und stand ihr jetzt unbeweglich und mit dem Ausdruck einer eisernen Ruhe gegenüber, die aber nur die drohende Gärung im Innern verbirgt.

Paula stand noch immer unverändert an den Thürpfosten gelehnt.

Eine unbewegliche fieberhafte Ruhe ...

Beide wußten, daß sich in diesem Augenblick eine ungeheure Kluft zwischen ihnen aufgethan hatte, daß all das Schreckliche, das sie kaum zu ahnen gewagt hatten, in die Wirklichkeit getreten war.

Selbst die Natur schien auf den feierlichen Augenblick zu achten, in welchem zwei große Menschenseelen auf ewig voneinander schieden, zwei Seelen, die wie durch ein unabänderliches Fatum aus unendlichen Fernen einander zugetrieben waren und zum höchsten Glück bestimmt schienen, aber nach wenigen kurzen Tagen der entzückungsreichsten Seligkeiten die Fundamente ihres Zusammenseins erschüttert sahen und sich langsam — ganz langsam und schmerzvoll voneinander trennen mußten! In der gewaltigen Welt des Hochgebirges herrschte die feierliche Ruhe des Abends — dem die Nacht folgt mit ihren Stürmen und Blitzen. Die Nebel schwebten in abenteuerlichen Gestalten über die Thäler dahin

und senkten sich auf die Niederungen, die der Stille des Himmels nicht würdig sind. Die Gipfel der Bergriesen ragten klar in den Aether, und die Abendsonne umblitzte mit ihren letzten Strahlen die Gletscher. — Donnernd krachte eine Steinlawine nieder.

Er fuhr erschreckt zusammen. Dann atmete er tief auf und begann leise und ruhig zu sprechen; aber seine Stimme klang kalt und stählern wie ein Dolch.

„Ich glaube, du hast unser Verhältnis falsch aufgefaßt. Ich habe nie daran gedacht, dich als Mädchen zu lieben und dich zu meiner Frau oder meiner Geliebten zu machen. Was ich wollte und was ich ersehnte, weißt du. Und du weißt auch, was ich am meisten fürchte: das, was du am meisten gehaßt hast und jetzt beinahe aus mir wieder gemacht hättest. Du bist anders geworden, ich weiß nicht, wie. Aber ich weiß, daß du mir zu neuem Verderben werden mußt . . ."

Er wurde von Sekunde zu Sekunde erregter. Paula konnte sich der suggestiven Wirkung seiner Worte und seiner Erregung nicht entziehen. Sie ballte langsam die Hände zur Faust und richtete sich höher auf und sah ihm mit dem Ausdruck immer heftigeren Schmerzes, immer fürchterlicherer Enttäuschung ins Gesicht.

„Zum Verderben . . . du. — Ich habe entsetzlich gekämpft mit mir — deinetwegen. — Ich . . . ich darf dich nicht *so* lieben. — Ich . . . *ich* bin hier; — *mein* Heil gilt es; — ich opfere mich nicht . . . für dich . . . für . . . für eine — eine, die sich einem Manne wollüstig an den Hals wirft . . ."

Paula war in wachsender Spannung seinen Worten und seinen immer mühsameren, krampfhafteren Gebärden gefolgt. Und als er jetzt dastand mit dem Ausdruck des Hasses und der Verachtung, beide Arme ausgebreitet wie Thor, der die Midgardschlange erblickt, und ihr die letzte lächerliche Anklage entgegenrief; da starrte sie ihn einen Augenblick wie geistesabwesend an, und ihr Gesicht verzog sich zu einem blöden Grinsen. Dann lachte sie plötzlich laut heraus, mit einem irren, gurgelnden Ton, und rief ihm zu:

„Komm doch mit! — Hochzeit feiern! — Hast es ja früher so schön gekonnt! Komm zum zweihundertsten Male!" —

Und sprang den Weg hinab mit demselben irren Lachen . . .

Die Sonne ging unter. Es war eine tolle Jagd. — Tiefer unten regnete es in Strömen. Aber Paula schien nichts zu merken; sie sprang von Fels zu Fels, raste an den gefährlichsten Stellen vorbei und lachte nur, wenn er nicht nachkommen konnte.

Der Abstieg wurde immer unheimlicher. Der Regen klatschte herunter und machte den Weg schlüpfrig; es wurde stockfinster. —

„Hochzeitsreise!" —

Den Hotelgästen aber sagte sie, dieser Rückweg sei ein wahrer Totentanz gewesen. —

Sie sagte mit dumpfer, harter Stimme zu ihm: „Wir haben allein zu reden; komm in mein Zimmer."

„Aber Paula! Dein Ruf?“ —

„Mein Ruf! — Die Liebe kümmert sich um keinen Ruf.“

Er wollte ihr noch immer nicht folgen ...

„Fürchtest du etwa ein Attentat auf dich?“

„Paula!“

Sie führte ihn in ihr Zimmer und sagte mit unheimlicher, zitternder Stimme: „Ich will dir nur etwas zeigen.“

Sie ließ ihn mitten im Zimmer stehen, zündete hastig die kleine Lampe mit der rosa Kuppel an, die zur Beleuchtung einer Liebesstunde wie geschaffen schien, und entnahm dem Schreibtisch einen Stoß beschriebener Blätter. Ferdinand sah ihr verständnislos zu. — Sie nahm die Blätter und zerriß sie hastig in lauter ganz kleine Stücke, die sie auf den Boden streute. Dann stellte sie sich ihm gegenüber, ruhig und würdig, mit einer fast majestätischen Energie in ihren sonst so sanften Zügen. Er sah sie bewundernd an.

„Das habe ich dir zeigen wollen. Das war mein alles — der zweite Teil des ‚Gotamo‘. Ich habe ihn geopfert.“

Er starrte fassungslos auf die Papierschnitzel — zu schwach, sich auch nur zu erregen. „Warum?“

Beinahe kreischte sie auf: „Weil ich in dich verliebt bin!“

Sie konnte ihm keine größere Beleidigung zurufen in diesem Augenblick. — Er schrak zusammen und blickte langsam um sich ... Dann wandte er sich zur Thür.

„Ich ... ich hab' dich ja so furchtbar lieb ...“

Noch einmal stand sie ihm gegenüber in all ihrer reizenden jungfräulichen Hilflosigkeit. In ihren Augen standen Thränen, und die Hände hielt sie wie betend gefaltet.

Eine ungeheure Erregung erschütterte ihn. Mit raschem Schritt ging er auf sie zu und flüsterte:

„Mein liebes — liebes Kind!“ —

Und nahm sie noch einmal in seine Arme, so zart, so sanft, wie man ein neugeborenes Kind in die Arme nimmt, und küßte sie auf den süßen Mund, der in krampfhaftem Schmerz zuckte, und auf die wundervollen Sternenaugen und sagte so ruhig und tröstend und milde:

„Du wirst noch glücklich sein ... du ... recht glücklich ...“

Und dann begann er leise zu weinen und streichelte ihre weichen, vollen Haare und wiederholte noch einmal:

„... glücklich ... recht glücklich ...“

Und dann wandte er sich ab und ging leise und gebückt hinaus wie ein Greis und ließ die arme kleine Paula allein.

Und als die merkte, daß er sie für immer verlassen hatte, da stürzte sie auf ihr Bett und vergrub ihren Kopf in den Kissen und schluchzte so ... so herzzerreißend, daß das gute alte Tantchen aufwachte und sich fürchtete zu kommen und sie zu trösten, und nur den lieben Gott bat, er möchte ihr

süßes, kleines, unglückliches Paulchen recht bald wieder gesund und vergnügt machen ...

Und er ging leise hinaus und gebückt wie ein Leidtragender, hinaus in den Regen; und er wanderte den Bergpfad hinauf in der düsteren Nacht, allein und in stiller Ruhe.

Und je höher er stieg, um so klarer ward die Luft; und als er die Stelle erreichte, wo er so glücklich und so unglücklich geworden war, da strahlte über ihm das glitzernde Firmament.

Und dort saß er lange und unbeweglich und schaute in die unendliche Ferne hinauf und wartete auf seinen neuen Tag.

Und als der neue Tag beginnen sollte, da ward es eisig kalt und klar, und er erlebte einen wundervollen, feurigen Sonnenaufgang.

Die Physiognomie der Kinder.

Von

Dr. Louis Robinson.

Der Physiognomiker sucht gewöhnlich aus einem jungen Gesicht eine Prophezeiung und aus einem alten eine Erinnerung herauszulesen. In der Regel sagt uns das Antlitz eines ganz jungen Kindes sehr wenig von der Zukunft. Es ist in den letzten Jahren in einer englischen illustrierten Zeitschrift eine Anzahl von Photographien hervorragender Leute aus verschiedenen Lebensabschnitten veröffentlicht worden. In den meisten Fällen geben die in der Jugend aufgenommenen Bilder auch nicht die leiseste Spur der Energie und der geistigen Kraft zu erkennen, die sich in den aus einer späteren Zeit stammenden aussprechen. In ähnlicher Weise werden wir oft durch den Mangel an Uebereinstimmung zwischen den hoffnungsvollen Versprechen junger Gesichter und den spätern Leistungen enttäuscht. Wenn uns aber die jugendlichen Züge wenig oder gar nichts von der Zukunft der einzelnen Persönlichkeit verraten, geben sie uns doch eine ganze Menge von Andeutungen über die frühere Geschichte unsrer Rasse.

Einige Leser der vorliegenden Blätter erinnern sich vielleicht noch, daß der Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren auf gewisse Aehnlichkeiten aufmerksam machte, die zwischen Kindern und Affen vorkommen, bei Erwachsenen jedoch nicht so deutlich zu erkennen sind. So wurde gezeigt, daß bei einem ganz jungen Kinde der Oberschenkel beständig in einer gebogenen Lage bleibt und nicht in

gleiche Richtung mit dem Rückgrat gestreckt werden kann. Das Verhältnis, in welchem bei dem jungen Kinde die obern und untern Extremitäten zu einander stehen, hat entschieden etwas Affenartiges an sich, und, was das merkwürdigste, es hat sich herausgestellt, daß jedes Kind, wenn es zur Welt kommt, in seinen Händen so viel Streckvermögen besitzt, daß es die ganze Last seines Körpers tragen kann. Aber trotz dieser Aehnlichkeiten mit dem Vierhänder unterscheiden sich kleine Kinder nach andern Richtungen hin weit ausgesprochener von unsern nächsten Verwandten im Tierreich als Erwachsene.

So bietet das volle, rotbackige Gesicht eines Kindes einen Anblick dar, der so weit wie möglich von dem des schmalen jungen Affengesichts verschieden ist, und es steht die Hilflosigkeit und unverkennbare geistige Trägheit des jungen Menschenkindes während der ersten Wochen seines Daseins in bemerkenswertem Gegensatz zu der Behendigkeit und Eleganz des jungen Makaken und andrer Schmalaffen, die zuweilen in Europa geboren werden.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch von Vorfahren abstammt, die auf Bäumen wohnten, so giebt das junge Menschenkind einige Eigentümlichkeiten zu erkennen, die sich entwickelt haben müssen, seitdem er von den Bäumen herabgestiegen ist; bemerkenswert sind hierunter namentlich das volle Gesicht und die allgemeine Abrundung der Glieder, Züge, die dem flüchtigen Beobachter am meisten bei kleinen Kindern in die Augen fallen. Es ist erwiesen, daß junge Affen, welcher Art sie auch angehören, sehr leicht und mager sind und unter der Haut nur wenig Fettgewebe besitzen. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Alte Affen müssen ihre Jungen mit sich tragen, wenn sie auf den Zweigen umherklettern, und wenn dieselben nicht leicht und gut zu tragen wären, würde sich das recht schwierig gestalten und für Mutter wie Kind mit beträchtlichen Gefahren verbunden sein, falls sie sich vor einem verfolgenden Feinde zu bergen hätten. Nun tritt aber diese Eigenschaft, die wir bei allen höhern Tieren finden (nur nicht beim Menschen, den wir einstweilen außer Betracht lassen wollen), so fest und ständig auf, daß man mit voller Zuversicht annehmen kann, daß die Kinder der ersten auf die Erde herabgestiegenen Menschen von dieser schmächtigen und affenähnlichen Beschaffenheit gewesen sein müssen.

Wie sollen wir uns dann aber die vollen Backen und die allgemeine rundliche Gestalt des normalen menschlichen kleinen Kindes erklären? Der Unterschied zwischen ihm und seinen nächsten Verwandten aus dem Tierreich ist ein so ganz außerordentlicher, daß man sich gar nicht vorstellen kann, daß er bloß dem Zufall zu verdanken sein soll. Zudem findet man in der ganzen Welt, daß gesunde kleine Kinder diese Eigentümlichkeit in hohem Grade aufweisen, und es gilt bei den Anhängern der modernen Entwicklungslehre als Grundsatz, daß, wo man ein ständiges Merkmal bei allen Gliedern einer Art antrifft, das nur durch die Thatsache erklärt werden kann, daß es sich zu einer bestimmten Zeit im Kampfe ums Dasein als vorteilhaft erwiesen haben muß. So eifrig wir uns nun aber in der natürlichen Geschichte des Menschen umsehen, so vermögen wir doch keinen Grund für den Nutzen ausfindig zu machen, den einem kleinen

Kinde ein ungewöhnlicher Fettreichtum gewähren soll. Ziehen wir die medizinische Wissenschaft zu Rat, so ist diese sofort mit der Erklärung bei der Hand, daß eine ungewöhnliche Körperfülle die Wahrscheinlichkeit für die Lebenserhaltung eines Kindes beträchtlich herabmindert, wenn es an gewissen allgemein verbreiteten Krankheitsformen leidet. Es muß das sowohl von den Wilden wie von uns selbst gelten, ja es liegt auf der Hand, daß da, wo Nomadensitten herrschen (und fast alle Naturvölker führen ein unstetes Leben), dicke und schwere Kinder ein ganz besonderes Hindernis für die Bewegungsfreiheit der Eltern bilden müssen. Fast alle Wilden sind genötigt, beständig auf der Lauer gegen feindselig gesinnte Nebenbuhler zu liegen, so daß Flucht vor dem Gegner in dem Alltagsleben der Wilden eine weit wichtigere Rolle spielt als bei den in der Gesittung weiter vorangeschrittenen. Wenn darum Fettreichtum bei menschlichen Kindern mit Vorteilen verbunden wäre, die es denjenigen, welche sich ihrer erfreuten, ermöglichten, im Kampf um das Dasein die Oberhand zu gewinnen, so würden diese Vorteile doch mehr als genügend von den handgreiflichen Nachteilen aufgewogen werden, die wir eben ins Auge gefaßt haben.

Ein näheres Eingehen auf die Bedingungen der Lebensführung bei den Wilden und auf die Geschichte des Menschengeschlechts setzt uns in den Stand, uns die rundliche Gestalt des Gesichtes und der übrigen Körperteile bei unsern kleinen Kindern in einer Weise zu erklären, die meiner Meinung nach jeden Zweifel ausschließt.

Alle Naturvölker, die genötigt sind, von der Jagd zu leben, sind beständig der Hungersnot ausgesetzt. Noch jeder wilde Stamm, den wir kennen gelernt haben, hat diese Thatsache erhärtet. Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unsre Vorfahren in der Steinzeit von der Jagd lebten. Wie immer die Nahrung des Baumbewohners beschaffen gewesen sein mag, er wurde Fleischesser, kurz nachdem er von den Bäumen herabgestiegen war. Die sich fortwährend mehrenden Zeugnisse, welche die Archäologen und Geologen beibringen, beweisen, daß unsre Vorfahren eine lange, wahrscheinlich nach Hunderttausenden von Jahren zählende Zeit hindurch in einem Zustande lebten, der fast ganz genau dem des heutigen Wilden auf niedrigerer Kulturstufe entsprach. Während dieses ganzen Zeitraumes müssen beständig wiederkehrende Zeiten des Nahrungsmangels durchgemacht worden sein. Wenn nun aber bei den heutigen Wilden ein Mangel an Lebensmitteln eintritt, so wissen wir, daß sie sich häufig das Leben dadurch fristen, daß sie die ihnen zur Kleidung dienenden Wildhäute verzehren oder ihren Hunger durch das Abnagen von Wurzeln oder durch andere ähnliche verzweifelte Mittel stillen. Es ist aber klar, daß die zahnlosen Kinder nicht im stande sein würden, sich gleichfalls in dieser beschwerlichen Weise zu ernähren, und daß dazu die stillenden Mütter unter solchen Umständen nichts oder wenig haben würden, was sie ihren Säuglingen darreichen könnten. Daher der ungeheure Wert eines Vorrats von Nahrungsmitteln, der in den Fettgeweben innerhalb der Haut des kleinen Kindes aufgespeichert wird. Wir sehen hier in der That ganz genau dieselbe Erscheinung vor uns wie bei den Tieren, die

einen Winterschlaf durchmachen und sich im Herbste zur Vorbereitung auf die lange Fastenzeit anmästen.

Einzelne Kinder, die zufällig besser genährt waren als der Durchschnitt, wurden in den Stand gesetzt, Zeiten des Mangels zu überstehen, und erzeugten eine Nachkommenschaft, die ihnen ähnlich war, während die schmächtigen Kinder von einem primitivern, mehr affenartigen Typus an Erschöpfung zu Grunde gingen.

Das erklärt jedoch nur die ungewöhnliche Fettleibigkeit der Kinder, es giebt aber andre Punkte, in denen sie sich weit entschiedener von den Affen unterscheiden als erwachsene Menschen. Die Wohlbeleibtheit der modernen Kinder erzählt nicht nur eine Geschichte von Hungersnot und Elend, sondern es scheinen sogar ihre Zierlichkeit und ihr artiges Wesen Erinnerungen an einige der schwierigeren Phasen des Kampfes um das Dasein zu bilden. Darwin erzählt eine lehrreiche Geschichte von einem südamerikanischen Indianerhäuptling, der die Gewohnheit hatte, sich ein rasches Pferd dicht bei seinem Wigwam angezäumt zu halten, wegen der beständigen Gefahr eines Ueberfalles durch feindliche Stämme. Einstmals, als eine gegnerische Kriegerschar das Dorf unversehens überfiel, ergriff er rasch sein Lieblingskind, schwang sich auf sein Pferd und entkam, und es waren diese beiden fast die einzigen, die das Blutbad überlebten. Ein derartiger Vorfall dürfte bei allen ungestümen und kriegerischen Wilden, wie unsre Vorväter zu der Steinzeit es waren, zu den alltäglichen Begebenheiten gehören, und das Lieblingskind, das man so aufgreifen und dem drohenden Unglück entreißen würde, würde wahrscheinlich ein solches sein, das sich vor den übrigen durch sein artigeres Aussehen und sein gewinnenderes Wesen auszeichnete.

Die Neigung, ein hübsches Kind zu „verziehen", dürfte heute sicherlich nicht verdienen, aufrecht erhalten zu werden; nimmt man aber einen Stand der Dinge an, bei welchem es eine offene Frage war, ob die Familie Hungers sterben solle oder nicht, so konnte eine Liebkosung, die man gelegentlich einem besonders geliebten Kind hatte zu teil werden lassen, entscheidend für Leben oder Tod werden. Man wird unwillkürlich versucht, die Schönheit der Kinder auf diese oder ähnliche Weise zu erklären, weil sie von einer andern Art zu sein scheint als die der Erwachsenen. Die letztere hat zweifellos ihren Grund in der geschlechtlichen Zuchtwahl. Man findet beinahe unabänderlich, daß besonders schöne Kinder entweder ihre Schönheit, wenn sie heranwachsen, einbüßen oder daß sie einen andern Schönheitstypus annehmen. Es muß in der That jeder die Wahrnehmung gemacht haben, daß in dieser Hinsicht zwischen Kindern und Erwachsenen keine Uebereinstimmung herrscht. Jedenfalls entsprach die Ansicht von der Schönheit, welche sich im Gemüte der ursprünglichen Menschen bildete, und nach welcher das Kind sich zu richten hatte, derjenigen, welche man im allgemeinen beim Weibe für wünschenswert hielt, doch ist, wie oben auseinandergesetzt, das gute Aussehen des kleinen Kindes in der Regel nicht auf direkte Vererbung zurückzuführen, sondern einer besondern Ursache zuzuschreiben.

Eine merkwürdige Eigentümlichkeit beim Kindergesichte ist der feste Ausdruck der Augen. Es ist absolut unmöglich, ein kleines Kind dadurch außer Fassung zu bringen, daß man es anstarrt, und man sieht, daß, wenn erwachsene Leute den Gesichtsausdruck von Kindern nachmachen wollen, sie hierin gewöhnlich das Richtige verfehlen. Der feste Ausdruck der Augen ist natürlich nur das Zeichen eines noch unbeirrten Gemüts.

Was die allgemeine Beschaffenheit des europäischen Kinderantlitzes anlangt, so ist die Wahrnehmung interessant, daß in ihnen mehr das Bestreben vorwaltet, dem ursprünglichen Stamm als den zivilisierten Eltern zu gleichen. Bei Stämmen wie die Adamanesen und Hottentotten findet man, daß der kindliche Typus sich das ganze Leben hindurch erhält.

In dieser Hinsicht scheint das menschliche Kind der allgemeinen Regel zu folgen, daß noch nicht ausgewachsene Tiere weniger von der Spezies an sich haben als erwachsene.

Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein und Samwer. [1]

Von

Dr. Henrici.

Das gleichzeitig mit meinen Lebenserinnerungen [2] gegen Ende des Jahres 1896 im Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden erschienene Werk „Schleswig-Holsteins Befreiung", aus dem Nachlasse des Professors Karl Jansen herausgegeben von Dr. Karl Samwer, will eine die Zeit von 1863 bis 1866 umfassende Geschichte Schleswig-Holsteins liefern und sucht die Lösung dieser Aufgabe in der Vorführung eines massenhaften Details, begleitet mit Anschauungen aus längst verklungener Zeit.[3])

Schon seit länger als einem Vierteljahrhundert erfreut sich die deutsche Nation der unvergleichlich großen Erfolge der Bismarckschen Politik. Schon längst hat in Schleswig-Holstein der anfänglich vorherrschende Widerwille der Erkenntnis weichen müssen, daß die Einverleibung in Preußen sich zum großen

[1]) Ein Beitrag zur Kritik des Werkes „Schleswig-Holsteins Befreiung".

[2]) Unter dem Titel „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" erschienen im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

[3]) Auf das Werk werden sich alle Citate beziehen, die nur in der Angabe der Seitenzahlen oder Nummern der Beilagen bestehen.

Segen fürs Land gestaltet hat. Und doch mutet uns das gedachte Werk jetzt noch zu, was Bismarck in jener gärenden Zeit gethan und gesprochen, in dem Lichte betrachten zu sollen, in dem es seinerzeit allen Nichteingeweihten erscheinen mochte.[1]) Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf: Wozu soll dies dienen? Sicherlich nicht um die einst in den Herzogtümern herrschende Erbitterung wieder neu anzufachen. Offenbar aber wäre es ein vergebliches Abmühen, die Verdienste des weltberühmten Staatsmannes verkleinern zu wollen. Und doch was soll man dazu sagen, wenn man Seite 148 liest: „War die dänische Regierung klug genug, die Großmächte (bezüglich ihrer dem Kriege vorausgehenden diplomatischen

[1]) Vergleiche zum Beispiel Seite 116, 139, 140, 145, 148, 184, 235, 336, 337, 363, 427 Anmerkung 2, 588, 589.

Die „Nationalzeitung" übt scharfe Kritik, indem sie in ihrer Abendausgabe vom 19. Dezember 1896 sagt: „Etwas so Borniertes, Unpolitisches, Ungeschichtliches ist uns seit langer Zeit nicht vorgekommen. Das deutsche Volk ist der Meinung, daß Bismarck durch eine Politik, die um so meisterhafter war, je größere Schwierigkeiten ihr entgegenstanden, Schleswig-Holstein zu Deutschland zurückgebracht hat, der Sinn der vorliegenden Darstellung aber ist, daß der damalige preußische Ministerpräsident nur durch Ereignisse, die er weder gelenkt noch vorhergesehen, zu einer nationalen Politik in der schleswig-holsteinischen Frage genötigt worden. Dieser Eindruck entsteht dadurch, daß der Verfasser, gänzlich unbelehrt durch den Gang der deutschen Geschichte seit dem Juni 1866, völlig darauf verzichtet hat, die Jahre 1863 bis 1866 im Lichte dieser späteren geschichtlichen Entwicklung im Zusammenhang zu betrachten; er hat, indem er die Zeit vom Tode König Friedrichs VII. von Dänemark im November 1863 bis 1866 von Tag zu Tag erzählt, auf jede Revision der damaligen falschen Urteile verzichtet, welche unter dem Eindrucke des Verfassungsstreites und der notgedrungen gerade damals überaus verschlungenen Bismarckschen diplomatischen Taktik herrschten. Indem man genötigt wird, diese längst widerlegten Bekundungen — heute nach dreißig Jahren sich wie unwiderlegte Wahrheiten vortragen zu lassen, fühlt man sich wie von der Luft aus einer politischen Totenkammer angeweht."

In der schleswig-holsteinischen Presse tritt eine sehr verschiedenartige Auffassung hervor; die „Nord-Ostsee-Zeitung" tadelt den Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, weil er gleich nach dem Erscheinen des Werkes „Schleswig-Holsteins Befreiung" sich veranlaßt gesehen, in einem offiziösen Blatte zu erklären, daß er dieser Veröffentlichung absolut fernstehe und erst nach deren Erscheinen davon Kenntnis erhalten habe; dagegen sprechen sich die „Itzehoer Nachrichten" unterm 25. Dezember 1896 ähnlich ungünstig aus wie die „Nationalzeitung" und meinen, es sei eine nicht genug zu dankende Fügung, daß gleichzeitig ein andres Buch (meine Lebenserinnerungen) erschienen sei, welches in der frappantesten Weise, ohne es zu wollen, die tendenziöse Geschichtsschreibung Jansens beleuchtet, während umgekehrt ein Aufsatz der „Kieler Zeitung", welcher einen äußerst gereizten Ton gegen meine Lebenserinnerungen anschlägt, es als eine glückliche Fügung empfindet, daß gleichzeitig ein andres Werk (Schleswig-Holsteins Befreiung) erschienen ist, welches, auf Urkunden gestützt, die herzogliche Politik in unanfechtbarer Weise dargestellt und insbesondere das ganze Material über die Zugeständnisse, die der Herzog Friedrich der norddeutschen Großmacht zu machen bereit war, bringt.

Ich habe auf diesen anonymen, durch Spezialabdrücke verbreiteten Aufsatz betitelt: „Henricis Lebenserinnerungen im Lichte urkundlicher Wahrheit", und auf einen zweiten Aufsatz von Otto Jensen, der eine ähnliche Sprache führt, in der „Kieler Zeitung" Entgegnungen folgen lassen, in denen ich mir vorbehalten habe, die sogenannte urkundliche Wahrheit in einem für eine Zeitschrift bestimmten Aufsatz ausführlich zu beleuchten.

Mein Gesundheitszustand hat die Vollendung dieses Aufsatzes verzögert.

Noten) beim Worte zu nehmen, so waren die Herzogtümer für Deutschland verloren. Wenn es anders kam, so war dies nicht ein Verdienst von Bismarck und Rechberg, die ja mit Hochdruck auf ein Nachgeben Dänemarks hinarbeiteten,[1]) sondern nur die Folge dänischer Fehler, die niemand mit absoluter Gewißheit vorhersagen konnte."

Ich möchte glauben, stärker hat sich nicht leicht eine Verkleinerungssucht verrennen können als hier. Denn welcher Staatsmann würde wohl je im rechten Moment zum Handeln kommen, wenn er dafür die absolute Gewißheit des Erfolges zur Voraussetzung nehmen wollte. Und es hat ja noch viele andre Gelegenheiten gegeben, bei denen sich der sichere Weitblick Bismarcks bewährt hat und wo der kurzsichtige Politiker, der gern alle Erfolge auf ein den kühnen Staatsmann unbegreiflicherweise stets verfolgendes Glück zurückführen möchte, sich zu dem Ausruf veranlaßt sehen müßte, daß Bismarck doch unmöglich mit absoluter Gewißheit habe voraussehen können, was eingetreten sei.

Doch ich will dies nicht im einzelnen verfolgen, und zurückkehrend zu der oben aufgeworfenen Frage, möchte ich die Annahme nicht für unwahrscheinlich erachten, daß der Herausgeber geglaubt hat, nur an der Hand der seinerzeit herrschenden Auffassung die von seinem Vater befolgte Politik in ein günstiges Licht stellen zu können.[2])

Daß ihm dies gelungen, möchte ich in Zweifel ziehen. Samwer, der vertraute politische Ratgeber des Herzogs Friedrich, war meines Erachtens, soweit die Staatskunst sich erlernen läßt, als Staatsmann bestens vorgebildet. Allein die Politik ist, wie Bismarck einst sagte, eine Kunst.[3]) Sie erfordert Talente und Eigenschaften, die sich nicht erlernen lassen. Und was Samwer hieran fehlte — kaltblütige Besonnenheit und ein auf sicherer Kombinationsgabe beruhender Weitblick — konnte der beste Wille nicht ergänzen.

Aber wo hätte wohl der Herzog einen entsprechenden Ersatz finden können für Samwer, der mit der Geschichte der Herzogtümer so vertraut war wie kaum ein andrer und sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit große Verdienste um die schleswig-holsteinische Sache erworben hatte, auch sowohl seinerzeit in Schleswig-Holstein, als auch später in Gotha, in auswärtigen Angelegenheiten thätig gewesen war und, wie Seite 113 erwähnt wird, durch Verwendung für diplomatische Aufträge viele europäische Fürsten und Staatsmänner kennen gelernt hatte. Ich

---

[1]) Rechberg wäre wohl ein Nachgeben der dänischen Regierung willkommen gewesen. Anders stand Bismarck dazu, und von ihm ward richtig vorausgesehen, daß die Macht der Eiderdänen in Kopenhagen zu stark sei, um keine Nachgiebigkeit in Aussicht nehmen zu müssen.

[2]) Diese Annahme setzt freilich voraus, daß man den Herausgeber für den gesamten Inhalt des Werks als verantwortlich glaubt betrachten zu dürfen, und abweichend von der Nationalzeitung, welche ihre scharfen Vorwürfe gegen den verstorbenen Professor Jansen richtet, bin ich der Meinung, daß man sich an den Herausgeber halten muß, da dieser sich ja nach seinem Vorwort zu Aenderungen durch Minderung und Ergänzungen für ermächtigt erachtet hat.

[3]) Vergleiche „Deutsche Revue", Juniheft 1897, S. 257.

wüßte auf diese Frage auch heute noch keine befriedigende Antwort zu erteilen.[1])

In meinen Lebenserinnerungen habe ich nicht von einer Samwerschen Politik gesprochen, weil meine Wahrnehmungen nicht so weit reichten, um mir ein sicheres Urteil darüber bilden zu können, ob Samwers Vertrauensstellung vergleichbar gewesen mit der eines verantwortlichen Staatsministers des Aeußern. Den Herausgeber werden aber die Aufzeichnungen seines Vaters in den Stand gesetzt haben, sich hierüber ein Urteil zu bilden, so daß man ihm wohl darin wird folgen müssen, wenn er seinem Vater gewissermaßen die Verantwortlichkeit für die herzogliche Politik zuweist.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Samwer zur Zeit des Todes des dänischen Königs Friedrich VII. die Anschauungen und Bestrebungen des Nationalvereins teilte, habe auch nie Gelegenheit gehabt zu der Wahrnehmung, daß sich bei ihm, gleichwie bei Jensen,[2]) dem zweiten vertrauten Ratgeber des Herzogs Friedrich, ein völliger Umschwung der politischen Anschauung vollzogen habe, und möchte vielmehr sein Widerstreben gegen Verhandlungen mit Bismarck hauptsächlich auf das ihn beherrschende Mißtrauen gegen diesen Staatsmann und namentlich auf die Besorgnis zurückführen, daß die Einleitung von Verhandlungen benutzt werden könnte, um den Herzog bei Oesterreich und den Mittelstaaten zu diskreditieren.

Samwer stand bei dem Kronprinzen von Preußen in besonders gutem Ansehen.

Der Herzog selbst war bekanntlich mit dem Kronprinzen eng befreundet, erfreute sich auch eines entschiedenen Wohlwollens des Königs. Aber von der schon aus jenem Freundschaftsbande erwachsenen Anhänglichkeit an das preußische Königshaus etwas wesentlich Verschiedenes war das von einem vollen Verständnis für die Bedeutung Preußens geleitete deutsche Nationalgefühl, welches jeden Versuch, auch ohne Preußen oder gar gegen Preußen zur Regierung zu gelangen, ausgeschlossen hätte.

Einen solchen Deutschland über alles stellenden Patriotismus, dem es ein Bedürfnis gewesen, durch Aufopferung von Souveränitätsrechten Preußen

---

[1]) Ein Aufsatz der „Kreuzzeitung" bezeichnet mich thörichterweise als einen Rivalen von Samwer, dessen Stellung doch wahrlich keine beneidenswerte war. Der Verfasser liefert denn auch den Beweis, daß er mein kleines Buch nur stellenweise und sehr flüchtig gelesen hat, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß ich auch der von den Kommissaren der beiden Großmächte eingesetzten gemeinsamen Regierung angehört habe, obwohl ich mich ausführlich über die Zusammensetzung derselben und über das seltsame Kompromiß verbreitet habe, dem ich es verdankte, daß ich nach Auflösung der holsteinischen Landesregierung als Direktor der holsteinischen Oberdikasterien nach Glückstadt zurückkehren konnte. Uebrigens habe ich ja auch nur zweimal unaufgefordert dem Herzog einen Rat zu erteilen mir erlaubt, und die dabei zwischen mir und Samwer hervorgetretene Meinungsverschiedenheit berechtigt doch wahrlich nicht zu dem daraus gezogenen Schluß.

[2]) Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 65 und 92.

zur Führerschaft in Deutschland zu verhelfen, habe ich dem Herzoge abgesprochen.[1])

Einer auf so festem Boden stehenden Politik wären stets die einzuschlagenden Wege vorgezeichnet gewesen. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, daß ein solcher sicherer Leitstern die notwendige Voraussetzung gewesen, um dem Rechte zum Siege zu verhelfen. Das Recht aber konnte unter den gegebenen Verhältnissen nicht ohne Unterstützung durch eine richtige Politik zum Ziele gelangen. Und ob es nicht hieran gefehlt hat, das ist eine Frage, für deren Beantwortung das Werk von Jansen und Samwer ein reichhaltiges Material darbietet.

Ein schwer wiegender, nicht wieder gut zu machender Fehler war zunächst schon der in der Proklamation des Herzogs entsprechend dem Staatsgrundgesetz von 1848[2]) enthaltene Eid.

Ein weiterer sehr bedenklicher Schritt war es, daß dem Kaiser Napoleon durch einen Abgesandten, den Prinzen von Reuß, das beifällig aufgenommene Schreiben überreicht wurde, welches in Bernhardis Tagebuchblättern Band V Seite 189 und folgende abgedruckt ist. Und einen geradezu abenteuerlichen Charakter trug die Note Samwers an Hall, mit der Aufforderung an die dänische Regierung, innerhalb vierzehn Tagen die in Schleswig-Holstein befindlichen dänischen Truppen zurückzuziehen und die in Dänemark befindlichen

---

[1]) Mir bleibt es unverständlich, wie manche darin die Erhebung eines schwer wiegenden Vorwurfs erblicken können. Hat man denn schon vergessen, daß die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung sich durch „Blut und Eisen" vollzogen hat und sie schwerlich je erreicht wäre, hätte die deutsche Nation so lange warten sollen, bis die deutschen Fürsten zum freiwilligen Aufgeben von Souveränitätsrechten sich entschlossen hätten. Und erinnert man sich jetzt auch nicht mehr, daß es vor 1866 einen sogenannten großdeutschen Verein gab, der davon ausging, daß nur mit Einschluß von Oesterreich Deutschland stark genug sei, um jedem Angriff erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, und dessen zahlreiche Mitglieder, als die schleswig-holsteinische Frage durch den Tod des dänischen Königs kritisch wurde, eine ebenso deutsche Gesinnung zeigten als der Nationalverein? Oder will man doch alle Männer, welche derzeit jener Partei angehörten, deshalb aus der Zahl der deutschen Patrioten streichen, weil sie kein richtiges Verständnis dafür gehabt, was Preußen für Deutschland bedeute?

Meines Erachtens wäre es sehr ungerecht, wollte man es dem Herzog Friedrich zum Vorwurf machen, daß er nicht von einem Deutschland über alles stellenden Patriotismus beseelt gewesen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob er unter Verhältnissen groß geworden, die darauf fördernd hätten einwirken können. Und ich möchte glauben, daß alle, welche jetzt bemüht sind, diese in ein günstiges Licht zu stellen, damit dem Herzog einen schlechten Dienst erweisen.

[2]) Seite 115 wird von dem den Herzogtümern teuren Staatsgrundgesetz gesprochen, mit dem Zusatz: „Die Ritterschaft hatte ein Vorurteil dagegen". In Wirklichkeit war aber die Wiedereinführung desselben nur den Demokraten erwünscht, und auch um diese, die doch nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung bildeten, für das sich auf das Successionsrecht des Herzogs stützende Landesrecht zu gewinnen, bedurfte es wahrlich nicht des Schwurs auf das Staatsgrundgesetz. Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 66.

Was Samwer zur Rechtfertigung dieses verhängnisvollen Schrittes in seinem Schreiben an Stockmar Beilage 31 Seite 125 schreibt, zeugt von großer Kurzsichtigkeit.

schleswig-holsteinischen Truppen gegen Kostenersatz nach den Herzogtümern zurückzusenden, widrigenfalls der Herzog die zur Aufrechterhaltung seiner legitimen Regierungsrechte erforderlichen Maßregeln ergreifen würde.

In der That waren diese ersten von Gotha ausgehenden Schritte nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Dazu kam dann noch das dem Rate des Königs von Preußen Trotz bietende plötzliche Auftreten des Herzogs in Kiel, das, wie mir kürzlich erzählt worden, auf Bismarck einen geradezu verblüffenden Eindruck gemacht hat. Alle Welt glaubte, daß auf die mit großer Vorsicht auf Umwegen unternommene Reise nach Kiel die kühne That des Regierungsantritts folgen werde. Als dies nicht geschah, da mochte man sich in Berlin wohl bei der Betrachtung beruhigen, daß die dem Herzoge als dem angestammten Landesherrn massenhaft dargebrachten Huldigungen dazu beitragen könnten, das Loskommen vom Londoner Protokoll zu erleichtern. Die vertrauliche Aufforderung Oesterreichs, man möge den Herzog Friedrich inhaftieren und so der ganzen Bewegung ein Ende machen, ward abgelehnt. Vergleiche Seite 181.

Während nun Jansen und Samwer es sich zur Aufgabe stellen, immer wieder aufs neue die nationale preußenfreundliche Gesinnung des Herzogs zu betonen, behauptet Jensen sogar im Oktoberheft der „Deutschen Revue" 1896, „daß der Herzog sowohl wie Samwer von Anbeginn völlig davon überzeugt waren, daß die Geltendmachung des Rechts nur mit preußischer Hilfe möglich sei, daß die definitive Gestaltung der Dinge daher so erfolgen müsse, daß Preußens Interesse dabei gefördert werde."[1])

Aber diese Behauptung wird doch wohl aufs gründlichste widerlegt durch die Bernhardischen Tagebuchblätter Band V; diese berichten unterm 11. Dezember 1863 Seite 216/7:

„Ich spreche von den Gefahren der gegenwärtigen Lage, daß der Gang der Dinge, wenn es nicht gelingt, in Berlin eine günstige Wendung zu bewirken, notwendigerweise zu einem neuen Rheinbund führe.

„Der Herzog meint, das könne wohl sein, aber er dürfe auf diese Gefahren, so sehr er sie bedaure, keine Rücksicht nehmen, er habe bestimmte Pflichten gegen die Herzogtümer zu erfüllen und gehe seinen geraden Weg vorwärts, ohne Rücksicht darauf, was daraus entstehe."[2])

---

[1]) Aehnlich sprechen sich übrigens auch Jansen und Samwer Seite 134 aus.

[2]) Im VI. Bande Seite 135 erzählt Bernhardi unterm 26. März 1865 von einem Artikel der „Kieler Zeitung", wie er meint aus der Zeit, nachdem der Herzog von Berlin zurückgekehrt sei, ohne einen Vertrag mit Preußen zum Abschluß gebracht zu haben, in welchem gesagt werde, wenn der Herzog und die Herzogtümer auf anderm Wege nicht zu ihrem Recht kommen könnten, würden sie eben den mächtigen Schutz Frankreichs anrufen, und wenn darüber Preußen — Deutschland — das linke Rheinufer verlieren sollten, so werde das sehr zu bedauern, aber eben nicht die Schuld des Herzogs oder der Schleswig-Holsteiner sein. Bernhardi, der sich erinnert, diesen Artikel, der die Ueberschrift „Ultima ratio" getragen hat, selbst gelesen zu haben, will erfahren haben, daß derselbe von Samwer veranlaßt — verfaßt aber sei von einem derzeit in Ulkebüll auf Alsen lebenden Prediger, der seinerzeit durch ein hübsches Gedicht sich als schleswig-holsteinischer Patriot hervorgethan

Unterm 21. Dezember 1863 berichten die Tagebuchblätter weiter Seite 238 ff.:

„Samwer ruft mir entgegen: Vortreffliche Nachrichten aus Frankfurt — Bayern geht sehr entschieden vor und verlangt die Anerkennung des Herzogs; Preußen hat sich schwankend gezeigt — sie schlagen Chamade!

„Der Herzog sagt mir ‚*er habe in München den König von Bayern in sehr gehobener Stimmung gefunden und im vollen Bewußtsein seiner Stellung*‘ (das heißt: der König von Bayern steuert auf die deutsche Trias los und meint, jetzt sei der günstige Augenblick für ihn gekommen, Bayern als die dritte Großmacht in Deutschland zur Geltung zu bringen. Das ist die ‚Stellung‘, deren Bewußtsein er hat.“ —

„Nach Tisch ein langes Zwiegespräch mit dem Herzog in seinem Kabinett. Da erhalte ich den Kommentar zu den früheren Worten über die gehobene Stimmung des Königs von Bayern sehr ausführlich und mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

„Ich gewahrte nämlich sehr bald mit Schrecken, daß die Reise nach München dem Herzoge nicht gut gethan und sehr viel verdorben hat. Er ist am bayrischen Hofe, wo man partikularistisch-dynastische Zwecke verfolgt, ganz den Intriguen verfallen, die dort angezettelt werden, und kehrt seltsam eingesponnen in die dort herrschenden Ansichten zurück. Um das Unheil vollständig zu machen, hat die ‚gehobene Stimmung‘ des Königs von Bayern auch ihn angesteckt und ihm eine sehr erhabene Idee eingeflößt von dem, was Bayern vermag.

„*Er ist diesen Einflüssen in solchem Maße verfallen, daß er Preußen gar nicht zu brauchen glaubt!* — Was in Berlin vorgeht, ist jetzt in seinen Augen von sehr untergeordneter Bedeutung.

„Ich berichte wie die Sachen in Berlin stehen und welche Ratschläge ‚unsre dortigen Freunde‘ dem Herzoge vorlegen. Sie fordern ihn auf, nach Holstein zu gehen, teils weil er einmal im Lande nicht beseitigt werden kann, teils weil er dadurch wahrscheinlich in Berlin den Systemwechsel herbeiführen würde, der die günstige Entscheidung seiner Sache unfehlbar zur Folge hätte.

„‚*Ihr Standpunkt ist der preußische*‘, bemerkt der Herzog seltsam vornehm, und meine Vorschläge wie meine Ansichten werden demgemäß kühl abgewiesen.

„Er belehrt mich, wenn er überhaupt nach Holstein geht, wird es geschehen ohne alle Rücksicht auf Preußen — er ‚spekuliere‘ auf den Geist des deutschen Volkes, auf die Mittelstaaten, auf den herrschenden Zwiespalt unter den Großmächten. — Bezüglich Frankreichs meint er, die freundschaftliche Gesinnung Napoleons, die ihm kein Hindernis in den Weg legt, genügt von dieser Seite. — Er rechne um so weniger auf Preußen, weil ihm dort nicht bloß das gegenwärtige System im Wege stehe; er gewahre dort überhaupt einen großen Mangel

---

hatte. Bernhardi erwähnt auch hier eines mißglückten Versuchs, die Nordschleswiger zur Entsendung einer Deputation an Napoleon zu bestimmen, um dort einen Notschrei zu erheben.

an Energie. Der Geist im preußischen Offiziercorps sei abscheulich; das preußische Offiziercorps sei der Ansicht, er, der Herzog, müsse jetzt seine Sache aufgeben und fallen lassen, weil die Liberalen sich ihrer angenommen haben; denn da das einmal der Fall sei, könne kein Mann von Ehre etwas mit ihm zu thun haben. — Er, der Herzog, rechne auch deshalb nicht auf Preußen, weil Bismarck sich bereits so weit engagiert habe, daß selbst ein andres Ministerium die Schritte nicht mehr zurückthun und die einmal eingeschlagene Politik nicht mehr ändern könne.

„Preußen steht gegenwärtig sehr tief im übrigen Deutschland.

„Sehr nonchalant, vornehm-nachlässig fügt der Herzog zuletzt hinzu: ‚wolle Preußen sich später seiner Sache anschließen, so werde ihm das natürlich ganz lieb sein. Aber er gehe seinen Weg ohne alle Rücksicht auf Preußen.‘“

Diese Erlebnisse Bernhardis fallen indessen in eine Zeit, wo der Herzog nur bei dem Bundestage und den ihm günstig gesinnten Klein- und Mittelstaaten auf Unterstützung rechnen durfte. War er doch von Berlin ohne Hoffnung auf eine ihm von dort zu teil werdende Unterstützung nach Gotha zurückgekehrt. Vollends war aber auf Oesterreich nicht zu rechnen.

Bernhardi hatte denn auch, wie er Seite 177 mitteilt, bei seiner ersten Begegnung mit Samwer [1]) sich diesem gegenüber dahin ausgesprochen, „in Berlin sei nun nichts weiter auszurichten, der Bundestag müsse nun die Sache machen, dort müsse sie gefördert werden.“ Und wer mag es nun dem Herzoge verdenken, daß er bestrebt war, sein Recht auch ohne Preußen durch den Bundestag mit Hilfe der Mittel- und Kleinstaaten zur Geltung zu bringen? Nur darf man nicht behaupten wollen, der Herzog sowohl wie Samwer seien schon von Anbeginn an völlig davon überzeugt gewesen, daß die Geltendmachung des Rechts nur mit Preußens Hilfe möglich sei.

Wenngleich nun die Lage des Herzogs dieselbe blieb, solange es ungewiß war, ob es zum Kriege der Großmächte mit Dänemark kommen werde, so war doch nach dem Ausbruch dieses Kriegs und nachdem die Dänen sich hinter die Düppeler Schanzen zurückgezogen hatten, zu deren Erstürmung nun das preußische Heer die erforderlichen Vorbereitungen traf, der Augenblick gekommen, wo das eigne Interesse des Herzogs eine entschiedene Wendung in der bisher befolgten Politik gebieterisch forderte.

Man wußte, daß Bismarck die Absicht ausgesprochen hatte, die Herzogtümer für Preußen zu erwerben, daß er aber mit diesem Plane auf einen sehr entschiedenen Widerspruch beim Könige gestoßen war, und man mußte sich sagen, unmöglich könne Preußen zugemutet werden, daß es, nachdem es die Dänen durch blutige Kämpfe aus Schleswig vertrieben, die vom Dänenjoch befreiten Herzogtümer einfach dem Herzoge überliefern solle, ohne erhebliche Vorteile für Preußen zu erlangen.

---

[1]) Das unterm 21. Dezember 1863 Referierte fällt in die Zeit seines zweiten Besuchs in Gotha.

Man wußte ferner, daß der Großherzog von Oldenburg glaube, Ansprüche auf die Herzogtümer erheben zu können [1]), und mußte darauf gefaßt sein, daß derselbe, wenn er auch mit seinen vermeintlichen Ansprüchen nicht hervortreten könne, solange Rußland für die Integrität Dänemarks eintrete, nicht säumen werde, sie nach Wegfall dieses Hindernisses geltend zu machen, dadurch aber die schleswig-holsteinische Sache sich in einer bedenklichen Weise verwickeln werde.

Es war also jetzt der Moment gekommen, wo man sich fest und ausschließlich an Preußen halten mußte. Und es war wohl die bedenklichste Seite der Samwerschen Politik, daß sie zu einem solchen Entschluß erst führte, als es schon zu spät war [2]), und daß man, während in Berlin ein preußenfreundliches Gesicht gezeigt wurde, in Wien, wo der Herzog durch den bekannten Preußenfeind v. Wydenbrogk vertreten war, eine jedweder Konzession an Preußen abgeneigte Gesinnung zur Schau trug.[3])

Daß es ebenso auch bei den übrigen Preußen feindlich gesinnten Höfen gehalten worden, läßt sich um so weniger bezweifeln, da ja bei jeder Gelegenheit die ängstliche Besorgnis hervortritt, daß eine preußenfreundliche, zu Konzessionen geneigte Gesinnung des Herzogs bekannt werden könnte.[4])

Womit kennzeichnete sich nun nach dem ernsten Vorgehen Preußens im Kriege gegen Dänemark eine für notwendig erachtete Wendung in der bisher befolgten Politik?

Am 19. Februar 1864 wandte sich der Herzog mit einem vertraulichen Schreiben an den Kronprinzen von Preußen,[5]) in welchem einleitend bemerkt wird: „Nachdem Bismarck sich den Kieler Professoren gegenüber dahin geäußert hatte, daß ihm noch keine Eröffnungen von hier aus gemacht seien und nachdem Schl(einitz) dem Könige ein Memoire über die eventuellen Konzessionen vorgelesen, schien es nötig, irgend einen Schritt von hier aus zu thun, um Bismarck keinen Vorwand zu geben, dem Könige zu sagen, man habe hier von der Sache nichts wissen wollen. Die Sache hat aber ihre große Schwierigkeiten. Die Gefahr

---

[1]) Vergleiche Seite 130, 131 und meine Lebenserinnerungen Seite 98.

[2]) Vergleiche Seite 437. Noch am 21. Juni 1864, also nach dem Scheitern der persönlichen Verhandlung des Herzogs mit Bismarck (1. Juni) und dem einlenkenden Schreiben des Herzogs an den König vom 20. Juni 1864, schrieb Samwer an Max Dunker: „Nur in einem Punkte weiche ich von Dir ab, die Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Mittelstaaten zu gering anzuschlagen. Wir haben die Erfahrungen von 1848—1851, die einer alleinigen Allianz mit Preußen. Vestigia terrent. Ist die Alleinigkeit zu vermeiden, so ist es gut." Seite 348 Anmerkung 4.

[3]) Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 101.

[4]) Vergleiche Seite 353. Beilage 18 Seite 105. Beilage 27 Seite 719. Beilage 36 Seite 744. Beilage 37 Seite 737. Beilage 38 Seite 739, 740. Beilage 41 Seite 746. Vergleiche auch Bernhardi Band VI, wo Seite 110 mitgeteilt wird, Samwer habe nach der Audienz beim Könige, weil er selbst nicht mehr dazu die Zeit habe, Gessken gebeten, an Luckner (den Gesandten des Herzogs in Dresden) zu schreiben, daß er (Samwer) den König nicht gesehen habe, und sei sehr verwundert gewesen, als Gessken dies abgelehnt habe.

[5]) Vergl. Beilage 18 S. 705 u. fg.

liegt nahe, daß Bismarck von hier gemachte Anerbietungen benutzt, um uns mit Oestreich und den Mittelstaaten zu verfeinden."

Im Schreiben werden dann verschiedene Anerbietungen gemacht. Aber wie? Nicht etwa so, daß der Kronprinz ermächtigt worden wäre, sie als vom Herzoge ausgehende Anerbietungen dem Könige vorzulegen. Nein, er soll sie nur als seine eignen Gedanken dem Könige unterbreiten.

Die Konzessionen, welche gemacht werden könnten, sollten in zwei Gattungen zerfallen, nämlich in solche, „gegen welche Oesterreich und die deutschen Staaten nichts einzuwenden haben werden", und solche, welche „wahrscheinlich den Wünschen Oesterreichs und der Mittelstaaten nicht entsprechen."

Daß die Militärkonvention hier in zweiter Linie steht, hat mich nach meinen Erlebnissen nicht überraschen können,[1]) desto peinlicher berührte es mich aber, unter die Konzessionen erster Linie eine aufgenommen zu sehen, wodurch sich die Herzogtümer verpflichten, „einen Kanal zwischen Ost und West in fünf Jahren zu bauen, der für alle Kriegsschiffe passierbar ist, sowie die Durchfahrt deutscher Kriegsschiffe in Kriegs- und Friedenszeiten unentgeltlich zuzulassen."

Ohne eine solche Anregung hätte der König wohl schwerlich in seinem Schreiben vom 16. April 1864 die Sicherung des großen Kanals für unsern Verkehr und unsre Flotte gefordert,[2]) es mag auch wohl zweifelhaft sein, ob er darunter die im Schreiben des Herzogs vom 29. April angebotene Sicherstellung der Anlage des großen Kanals[3]) und nicht vielmehr die Sicherung des Kanals durch Anlagen von Festungswerken vor Augen gehabt hat, haben doch selbst die im übrigen sehr weitgehenden Februarbedingungen eine Belastung der Herzogtümer mit der Garantierung des Baus des Kanals ihnen nicht zugemutet. Vergl. S. 443.

Ueber die in zweiter Linie neben einer Defensiv- und Offensivallianz erwähnte Militär- und Marinekonvention wird bemerkt: „Verabredungen hierüber werden jedenfalls von hier aus nicht angeregt werden können, namentlich, da man nicht weiß, ob Preußen sie wünscht und zum Beispiel Oesterreich gegenüber in der Lage ist, sie abschließen zu können." Und doch war die Militärkonvention eine so entschieden im Interesse der Herzogtümer liegende Abmachung, daß sie in keinem Vertrage fehlen durfte.

Besonders beachtungswert sind auch noch die Schlußworte des Schreibens. Vorausschicken muß ich jedoch zum Verständnis derselben, daß ein zweites ostensibles Schreiben angeschlossen wird, welches sich auf sehr allgemein gehaltene Aeußerungen beschränkt, die eine Geneigtheit zu Konzessionen nur überaus schwach durchschimmern lassen.

Jene Schlußworte lauten so:

„Ich will Dir es nun überlassen, ob Du es für richtig hälst, den anliegenden

---

[1]) Vergl. meine Lebenserinnerungen S. 96.

[2]) Vergl. Beilage 24 S. 715.

[3]) Vergl. Beilage 27 S. 719.

Brief an den König zu schicken. Solltest Du Aenderungen wünschen oder überhaupt abraten, so hast Du wohl die Güte, mir dies wissen zu lassen, sowie, ob Du ihn abschickst. Den Inhalt dieses Briefes darf ich getrost Deiner Diskretion anvertrauen, da Du aber im Felde stehst, darf ich vielleicht bitten, daß Du ihn verbrennen willst. Welche der einzelnen von mir angegebenen Punkte und in welcher Fassung Du sie dem Könige schreiben willst, überlasse ich Dir ebenfalls selbstverständlich, da sie ja Deine Gedanken sein sollen."

Später hat man die Furcht, daß Bismarck die Einleitung der Verhandlungen mit ihm benutzen würde, um den Herzog bei Oesterreich und den Mittelstaaten zu diskreditieren, insoweit überwunden, daß mein Freund Warnstedt vom Herzoge zu Verhandlungen mit Bismarck ermächtigt worden ist.

Warnstedt hatte mir nun zwar bei seiner Abreise von Kiel die Nachricht zurückgelassen, daß er nicht ganz zufriedengestellt sei,[1]) und ich erfuhr auch bald nachher durch die in meinen Lebenserinnerungen Seite 95 und 96 mitgeteilte Unterredung, wie abgeneigt der Herzog einer Militärkonvention nach Art der Coburger sei. Mir war es jedoch nicht glaublich erschienen, daß dieser Abneigung irgend welche Folge gegeben sei.[2]) Und obwohl durch den mir inzwischen bekannt gewordenen Brief des Herzogs an den Kronprinzen vom 19. Februar einigermaßen vorbereitet, war es mir doch überraschend, im sechsten Bande der Bernhardischen Tagebuchblätter S. 74 zu lesen:

„29. März. Herr Martin, aus Kiel gestern angekommen, hat Bernstorff gesehen, der sehr freundlich war, der ihm aber gesagt hat, man sei in Berlin sehr irritiert über den Herzog; es seien Verhandlungen wegen einer Militärkonvention im Gange gewesen, die sich zerschlagen hätten. — Wollte der Herzog darauf nicht eingehen? — Nicht so, wie von Preußen verlangt wurde."

Hiernach wären also doch Warnstedt, der in seinem Promemoria unter die nach seinem Vorschlage Preußen zu machenden Konzessionen auch die den Herzog besonders beunruhigende Coburger Militärkonvention[3]) aufgenommen hatte, in dieser Beziehung Schranken gesetzt worden, was, wie wohl vorauszusehen war, den König ernstlich verstimmt hatte.

Die Verhandlung Warnstedts hatte am 3. März stattgefunden (S. 323), und wenn nun der Kronprinz in seinem Schreiben vom 24. April (Beilage 24 S. 717) hervorhob, daß das abschriftlich anliegende Schreiben des Königs vom 16. April eine Erwiderung sei auf das Schreiben des Herzogs an ihn (den Kronprinzen) vom Monat März, so liegt doch wohl die Annahme nahe, daß der Herzog sich auch bei dieser Gelegenheit an den Kronprinzen gewandt und zur Hebung der Verstimmung des Königs sich in einem ostensiblen Brief unbedingt zur Abschließung einer Militärkonvention im Sinne der Coburger bereit erklärt hat. Nun will freilich eine Anmerkung zur Seite 717 im Briefe des Kronprinzen

---

[1]) Vergl. meine Lebenserinnerungen S. 95.

[2]) Vergl. das. S. 96.

[3]) Vergl. das. S. 96.

Februar an die Stelle von März setzen. Aber was berechtigt zu dieser Korrektur?

Den Brief des Kronprinzen vom Februar, dem das ostensible Schreiben des Herzogs vom 19. s. Mts. (Beilage 19 S. 707) angeschlossen war, hatte der König bereits am 28. Februar beantwortet, und wenn er nun durch die Eingangsworte seines Schreibens vom 16. April (Beilage 24 S. 714) zu erkennen gab, daß er diesen Brief dem Herzoge gegenüber als Erwiderung auf den Brief vom Februar angesehen wissen wollte, so mußte doch, unter der Voraussetzung, daß in Wirklichkeit der Brief des Herzogs vom März die unausgesprochene Veranlassung zu dem Schreiben vom 16. April gegeben hatte, der Kronprinz sich eben dadurch aufgefordert sehen, dies hervorzuheben.[1])

Was über den Erfolg der Verhandlungen Warnstedts mit Bismark S. 323 berichtet wird, steht nicht in Einklang mit meinen Erlebnissen. Nach ihnen hatte ich infolge eines mir von Warnstedt zugegangenen Briefes die Veranlassung gegeben, zur Einleitung von Verhandlungen mit Bismarck, womit Warnstedt war beauftragt worden.[2]) Mir war aber weder über deren Verlauf noch über weitere durch v. Ahlefeldt geführte Verhandlungen eine Mitteilung gemacht worden, als ich mit Jensen zu Wagen nach Rendsburg fuhr, um als Deputierte der Landesregierung für Holstein dem von Düppel zurückkehrenden Könige von Preußen an der holsteinischen Grenze den Dank der Holsteiner für die Befreiung der Schleswiger von der dänischen Willkürherrschaft auszusprechen. Erst auf der Rückfahrt sagte mir Jensen: so streng auch das Geheimnis gewahrt werden müsse, mir, der ich die Verhandlungen mit Bismarck veranlaßt hätte, könnte er es doch nicht verheimlichen, daß dem Herzoge ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Preußen zugegangen sei, welches von Bismarck konzipierte Bedingungen aufstelle, die unbedenklich angenommen werden könnten. Es suchte mich sodann Samwer eines Tages auf, um mir zu erklären, er fühle sich doch gedrungen mir mitzuteilen, daß er unrecht und ich recht gehabt habe,[3]) Bismarck wäre bereitwilligst auf Verhandlungen eingegangen und diese hätten einen günstigen Verlauf genommen.[4])

---

[1]) Jene Eingangsworte lauten so: „Als Du mir Ende Februar die Eröffnungen des Erbprinzen von Augustenburg machtest, wirst Du Dir gesagt haben, wie schwierig, ja fast unmöglich es für mich war, darauf zu antworten. Auch war sein eigner Brief an Dich sehr vager und unbestimmter Natur, während Dein Brief an mich mehr Andeutungen enthielt, wozu der Erbprinz sich werde verstehen müssen, wenn seine Zukunft von Preußen unter einem günstigen Lichte betrachtet werden sollte. Jetzt hat er wohl mit Rücksicht auf die bevorstehenden Konferenzen die Sache wieder aufgenommen. Der Fürst Löwenstein war bei mir, um mir ganz ähnliche Anträge des Erbprinzen zu machen, wie sie Dein Brief quaest. enthielt."

[2]) Vergl. meine Lebenserinnerungen S. 94 u. 95.

[3]) Er hatte nämlich bei der mit mir in des Herzogs und Jensens Gegenwart geführten Besprechung die Ansicht vertreten, daß Bismarck sich auf keine Verhandlungen einlassen werde. Vergleiche am angeführten Orte Seite 94.

[4]) Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 97. — Es mag auch an dieser Stelle noch daran erinnert werden, daß Warnstedt nach dem Scheitern der persönlichen Verhandlung

In dem Werke von Jansen und Samwer wird nun aber Seite 323 behauptet, daß Bismarck sich nicht auf Einzelheiten habe einlassen wollen. Und ich frage doch wohl mit Recht, was hätte Jensen bestimmen können, mir ein streng zu wahrendes Geheimnis zu verraten, wenn nicht die von mir veranlaßten Verhandlungen Warnstedts mit Bismarck ihn gedrängt hätten, mir deren günstigen Erfolg mitzuteilen?

Und was anders hätte wohl Samwer bewegen können, mir zu erklären, er hätte unrecht, ich recht gehabt, Bismarck wäre bereitwilligst auf Verhandlungen eingegangen? Wären die Verhandlungen erfolglos geblieben, weil sich Bismarck auf keine Einzelheiten hätte einlassen wollen, so hätte ja Samwer sich umgekehrt gegen mich darauf berufen können, daß ich unrecht und er recht gehabt.[1])

In der Anmerkung 4 zur Seite 323 heißt es nun: „Henrici — Deutsche Revue, Juliheft 1896, Seite 31 ff. — bauscht diese (Warnstedts) Mission über Gebühr auf."

Von einem Aufbauschen kann aber offenbar nicht die Rede sein, sondern nur darum kann es sich handeln, ob meine Lebenserinnerungen wahre oder erfundene Erlebnisse mitteilen.

Dies scheint denn auch Jensen nicht zu verkennen, der im Oktoberheft der Deutschen Revue 1896 Seite 107 ff. unter Berufung auf Nichtwissen und Nichterinnern, was wir gemeinsam erlebt, in Abrede stellt und darin so weit geht, daß er nichts weiß von dem Briefe meines Freundes Warnstedt, nichts von dessen Verhandlungen mit Bismarck[2]) und keine Erinnerung hat von unsrer Unterredung auf der Rückfahrt von Rendsburg nach Kiel, was doch wohl auf jeden Unbefangenen den Eindruck machen muß, daß wir hier vor einem dunkeln Punkte stehen, der keine Aufhellung verträgt.

Als ich nun in dem Werke von Jansen und Samwer die Seite 710 ff. und 717 ff. als Beilagen 24 und 27 abgedruckten Schreiben des Königs an den Kronprinzen vom 16. April 1864 und des Herzogs an den König vom 29. desselben Monats las, wollte es mir nicht in den Sinn kommen, daß diese

---

des Herzogs mit Bismarck nochmals mit einer Mission betraut worden ist. Denn es ist doch wohl schwerlich anzunehmen, daß gerade er für die schwierige Aufgabe, die verfahrene Sache wieder ins rechte Geleis zu bringen, ausersehen worden, wenn seine erste Mission erfolglos gewesen wäre.

[1]) Die Verhandlungen Ahlefeldts, welche mir bisher unbekannt geblieben, über die aber Seite 324 und 325 ausführlich referiert wird, während über die Verhandlungen Warnstedts mit wenigen Worten hinweggegangen wird, waren ja resultatlos verlaufen.

[2]) Wer den Verhältnissen näher gestanden hat, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß der Warnstedtsche Brief, dessen Aushändigung Samwer sich in Jensens Gegenwart von mir erbeten hat, seinem ganzen Inhalt nach von letzterem aufs sorgfältigste geprüft und mit Samwer besprochen worden, sowie ferner, daß es ihm nicht unbekannt geblieben, daß Warnstedt aufgefordert worden, nach Kiel zu kommen und dort für die Verhandlungen mit Bismarck instruiert worden, und endlich, daß er auch über den Erfolg dieser Verhandlungen durch Einsichtnahme der Berichte Warnstedts aufs genaueste unterrichtet worden war.

Urkunden dieselben sein sollten, welche mir seinerzeit von dem jungen Juristen Griebel in einem gedruckten Buche waren vorgelegt worden.[1])

Ich habe mir aber sagen müssen, daß, da mir nur ein flüchtiger Einblick in diese Urkunden gewährt worden, mein Gedächtnis mich immerhin täuschen könne, wenn ich mich namentlich zu erinnern meine, daß im Antwortschreiben des Herzogs die Militärkonvention ohne Nebenbemerkung angenommen war und rücksichtlich des Beitritts zum Zollverein nicht nur die Genehmigung der Stände vorbehalten, sondern auch auf die Gewährung eines praecipuums[2]) ähnlich wie für Hannover hingewiesen war.

Nun kommt aber noch ein anscheinend ausschlaggebender Umstand hinzu. Nach dem Staatsanzeiger vom 26. April 1864 ist der König am 24. früh morgens nach Berlin zurückgekehrt, es muß also der 23. April der Tag gewesen sein, an dem mir Jensen auf der Rückfahrt von Rendsburg nach Kiel von dem eingegangenen Schreiben des Königs erzählt hat. Und da nun das Begleitschreiben des Kronprinzen, mit dem er dem Herzog ein Schreiben des Königs vom 16. selbigen Monats abschriftlich übersendet, vom 24. April datiert ist (vergleiche Beilage 26 Seite 717), so muß es, die Richtigkeit dieses Datums vorausgesetzt, ein anderes Schreiben des Königs als das dem Herzoge erst nach dem 23. April zugesandte vom 16. selbigen Monats gewesen sein, von dem mir Jensen sagte, daß darin von Bismarck konzipierte Bedingungen aufgestellt seien, die unbedenklich angenommen werden könnten.

Unter solcher Voraussetzung mag der anscheinend auffallende Umstand, daß auf den Brief des Königs an den Kronprinzen schon nach wenigen Tagen ein an den Herzog gerichtetes Schreiben des Königs gefolgt wäre, wohl darin seine Erklärung finden können, daß Bismarck es für erforderlich erachtet, dem Herzoge die Bedingungen in einer fest formulierten Gestalt so vorzulegen, daß er sich darüber in einer vertragsmäßig bindenden Form erklären könne.[3]) Ein

---

[1]) Wenn es jetzt Seite 326, Anmerkung, bestritten wird, daß Sammer in London oder anderswo eine Urkundensammlung habe drucken lassen, so kann ich freilich aus eigner Wahrnehmung nur bezeugen, daß es ein gedrucktes Buch war, in welchem mir ein Schreiben des Königs vom April 1864 und die Antwort des Herzogs zur Einsichtnahme von Griebel vorgelegt worden sind. Ich habe auch diesen inzwischen verstorbenen jungen Herrn nicht genau genug gekannt, um für die Wahrheit alles dessen, was er mir gesagt, aufkommen zu können. Rätselhaft bleibt es mir aber, was ihn zu unwahrer Mitteilung über dies Buch bewogen haben könnte, von dem er mir ja sagte, daß es in London gedruckt, nur wenigen Vertrauenspersonen zugestellt sei und er sein Exemplar zwar nicht aus den Händen geben dürfe, mir aber doch zur Einsichtnahme vorlegen werde. Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 98.

[2]) In der Instruktion an Ahlefeldt für die Verhandlungen über die Februarbedingungen Beilage 48 wird Seite 760 auch noch auf die Notwendigkeit, daß ein praecipuum gewährt werde, hingewiesen.

[3]) Wollte man die Frage aufwerfen, wie Jensen habe wissen können, daß die Bedingungen von Bismarck konzipiert seien, so möge darauf hinzuweisen sein, daß die Einsichtnahme des Warnstedtschen Berichts ihn darüber hat belehren können, daß in dem Schreiben des Königs die Bedingungen genau so formuliert seien, wie sie Bismarck Warnstedt gegen-

Analogon liegt uns vor in dem Schreiben des Königs vom 18. Januar 1864 (Beilage 14 Seite 701), welches stark kontrastiert zu der Unterredung des Königs mit Samwer, wie sie nach dessen Aufzeichnungen (Beilage 12 Seite 696 ff.) am Tage zuvor im kronpinzlichen Palais stattgehabt hatte, so daß wohl mit Grund Seite 204 die Vermutung ausgesprochen wird, daß Bismarck diese einen ernsten und verweisenden Ton anschlagende Antwort auf das dem Könige von Samwer übergebene Schreiben des Herzogs in der Audienz, die er am 18. Januar beim Könige gehabt, durchgesetzt hat.[1])

Jansen und Samwer teilen Seite 293 und 294 nur mit, daß der König am 20. April abends nach Düppel abgereist und Bismarck am 22. selbigen Monats in Flensburg angelangt sei. Der Tag der gemeinsamen Rückreise wird sodann in dem erwähnten Aufsatz der „Kieler Zeitung" vom 5. und 6. Januar 1897 auf den 23. April angegeben,[2]) und der offenbar zu dem Herausgeber des Werkes „Schleswig-Holsteins Befreiung" in naher Beziehung stehende anonyme Verfasser meint damit den Beweis zu liefern, daß es nicht wahr sein könne, was meine Lebenserinnerungen über die Unterredung mit Jensen auf der Rückfahrt von Rendsburg nach Kiel berichten. Er übersieht indessen, daß das Datum des Schreibens des Kronprinzen vom 24. April, mit dem er das Schreiben des Königs vom 16. selbigen Monats abschriftlich zusendet, und die Thatsache, daß die Rückreise des Königs am 23. April angetreten worden, doch eben nur vor die Alternative stellen: entweder muß in Uebereinstimmung mit den oben angeführten Umständen angenommen werden, daß das Schreiben des Königs, dessen wesentlichen Inhalt mir Jensen am 23. April mitteilte, nicht das erst später in Kiel angelangte Schreiben vom 16. April, sondern ein andres, an den Herzog gerichtetes eigenhändiges Schreiben des Königs gewesen ist, oder mir muß zugetraut werden, daß, was ich über jene Mitteilung Jensens berichtet habe, eine aus der Luft gegriffene Lüge ist.

Von einem Mißverständnis, von einer nach so langer Zeit erklärlichen Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses kann hier nicht die Rede sein. Denn war

---

über aufgestellt habe. Uebrigens hatte mich auch Jensen, den ich am 23. April mit unserm Wagen von Samwers Wohnung abholen sollte, so lange warten lassen, daß er vollauf Zeit zu solcher Vergleichung gehabt hat.

[1]) Es heißt hier unter anderm: „Ihre Sache wäre in einer andern Lage, wenn Ew. Durchlaucht sich mit konservativen Ratgebern umgeben, wenn Sie Meine wohlgemeinten Ratschläge befolgt und es vermieden hätten, vorzeitig den Charakter eines anerkannten Souveräns in Anspruch zu nehmen und in solcher Eigenschaft selbst den Beistand ausländischer Souveräne anzurufen."

An andrer Stelle heißt es weiter: „Der Ueberbringer Ihres Schreibens, Herr Samwer, hat vor einigen Tagen amtlich an Mein Ministerium als Ihr Minister in der Form geschrieben, als ob Ew. Durchlaucht als Souverän von Schleswig-Holstein bereits anerkannt wären. Dies macht es Mir unmöglich, mit einem Manne in Verbindung zu treten, welcher diese amtliche Eigenschaft beansprucht, und ihm Mein eigenes Schreiben anzuvertrauen."

[2]) Er will sogar Grund für die Annahme haben, daß der Brief des Kronprinzen vom 24. April erst am 27. selbigen Monats in Kiel angelangt sei.

am 23. April noch kein Schreiben des Königs in Kiel angelangt, so konnte ja Jensen mir überhaupt keinerlei Mitteilung darüber machen, und alles, was ich hierüber berichtet habe, wäre also Erdichtung.

Uebrigens werden wohl noch manche am Leben sein, denen ich schon vor vielen Jahren diesen Vorgang, der auf mich begreiflich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, genau so erzählt habe, wie er in meinen Lebenserinnerungen Seite 97 referiert wird. Und was in aller Welt hätte mich denn wohl zu einer solchen Erdichtung veranlassen können?

Andrerseits liegen die Gründe nahe, welche es den vertrauten Ratgebern des Herzogs eventuell können wünschenswert gemacht haben, die Enthüllung des Geheimnisses zu verhindern, daß es einen Moment gegeben, wo der Herzog es in der Hand gehabt hat, durch einfache vorbehaltslose Annahme der in einem Schreiben des Königs aufgestellten Bedingungen einen ihm die Thronfolge sichernden Vertrag zum festen Abschluß zu bringen.[1])

Manchem mag es nicht schwer fallen, einem andern, und wäre es auch ein im einundachtzigsten Lebensjahr stehender Mann, der im langen Leben sich den Ruf der Redlichkeit und Wahrheitsliebe bewahrt hat, eine schwerwiegende, unentschuldbare Lüge zum Vorwurf zu machen. Mir geht es umgekehrt. Ich überlasse es gerne allen, die mir Glauben schenken, aus der Thatsache, daß der König seine Rückreise schon am 23. April angetreten hat, dem jetzt vorliegenden Werke gegenüber die ihnen unvermeidlich erscheinenden Schlüsse zu ziehen. Meinerseits möchte ich es vorziehen, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Auszug aus dem mehrerwähnten Schreiben des Kronprinzen ein unrichtiges Datum trägt, also etwa 21 statt 24 zu lesen ist und Jensen mithin bei seiner Mitteilung das Schreiben des Königs vom 16. April vor Augen gehabt hat und aus dem nur auszugsweise mitgeteilten Briefe des Kronprinzen vielleicht hat ersehen können, daß die im Schreiben des Königs aufgestellten Bedingungen von Bismarck konzipiert seien.[2])

Stelle ich mich dann nun auf den Boden, daß es sich nur um die in den Beilagen 24 (Seite 714 ff.) und 27 (Seite 717 ff.) abgedruckten Schreiben handeln könne, so würde ich auch unter dieser Voraussetzung der Ansicht sein

---

[1]) Der jüngere Bruder des Herausgebers hat mir, als er in Leipzig studierte, aus Aufzeichnungen seines Vaters einiges vorgelesen, nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, daß sein Vater Stellen bezeichnet habe, die niemand mitgeteilt werden dürften. Es fiel mir auf, daß nach dem, was mir vorgelesen wurde, das Scheitern der Hoffnungen des Herzogs auf dessen Verhandlungen mit Bismarck zurückgeführt und der vorausgegangenen Verhandlungen, namentlich aber des Schreibens des Königs vom April und der darauf erteilten Antwort mit keiner Silbe erwähnt wurde, was mir schon damals den Gedanken nahelegte, daß es sich wohl um einen das Licht scheuenden Grund handeln möge.

[2]) Daß Jensen von einem eigenhändigen Briefe des Königs gesprochen, ließe sich wohl so erklären, daß er es nicht für notwendig erachtet, mir des breiteren auseinanderzusetzen, daß der eigenhändige Brief des Königs an den Kronprinzen gerichtet sei, der ermächtigt gewesen, ihn dem Herzoge mitzuteilen.

müssen, daß die Klugheit dem Herzoge geboten hätte, sich vorbehaltslos zur Erfüllung der aufgestellten Forderungen zu verpflichten.

In dem Schreiben vom 16. April erwähnt der König, weshalb er sich nicht mit Löwenstein auf Unterhandlungen eingelassen, und erklärt sich bereit, schriftliche Wünsche und Vorschläge des Erbprinzen entgegenzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß dieser keine Mittelspersonen hineinziehe, „sondern die ganze Sache als eine rein persönliche zwischen Fürst und Fürst behandle." Er zählt die Bedingungen auf, die für ihn „unerläßlich sind" und zwar mit dem Bemerken, daß sie ziemlich übereinstimmten mit den von ihm (dem Kronprinzen) und Löwenstein formulierten. Sodann fährt er so fort: „Ich setze also voraus, daß der Erbprinz sich über diese Punkte bestimmt gegen mich ausspricht. Teile ihm dies vertraulich mit. Wenn es ihm wirklich ernst ist, so wird er Deinen Wink schon verstehen. Du kennst meine Gesinnungen und weißt, wie mir die Sache selbst am Herzen liegt, die ich hier in Deine Hände lege. Diese (soll wohl heißen direkte) Zusicherungen, deren Verwirklichung ja von mir allein nicht abhängt, kann ich dem Erbprinzen nicht machen, aber es ist selbstverständlich, daß ich seine Wünsche mit um so besserem Erfolge fördern kann, je mehr er mich in den Stand setzt, meinem Volke die Ueberzeugung zu gewähren, daß unsere Interessen gleichzeitig mit denen der Augustenburger durch die Opfer gefördert werden, die den letzteren allein zu bringen von der öffentlichen Meinung sicherlich nicht gutgeheißen werden würde."

Eine weiterreichende Zusicherung konnte der König nicht geben. Stand doch derzeit Preußen noch vor der schwierigen Aufgabe, unter Fernhaltung von europäischen Verwicklungen, die Beseitigung des Londoner Protokolls herbeizuführen, was nur durch eine vorsichtige Haltung erreichbar wurde, welche die Dänen so eklatant ins Unrecht versetzte, daß ihnen von keiner Seite eine wirksame Unterstützung in Aussicht stand.[1])

Es konnte also nur von einer für den Fall, daß der Herzog zur Regierung käme, abzuschließenden Vereinbarung die Rede sein. Der König hatte seine Forderungen gestellt, und es bedurfte nun nur, daß sich der Herzog für jenen Fall bei Fürstenwort vorbehaltlos verpflichtete, sämtliche Forderungen zu erfüllen, um damit dem Bismarckschen Annexionsplan einen festen Riegel vorzuschieben.[2])

Diesen einfachen, sichern Weg schlägt die Antwort des Herzogs nicht ein. In dem Schreiben vom 29. April, Beilage 27 Seite 718, erklärt der Herzog:

---

[1]) Als mir Samwer zur Zeit der Eröffnung der Konferenz den Bismarckschen Operationsplan mitteilte, war es mir eine große Beruhigung, daraus zu ersehen, daß preußischerseits das Loskommen vom Londoner Protokoll als das zu erstrebende und erreichbare Ziel erachtet wurde. Mir blieb aber noch die Besorgnis, daß die Dänen durch Nachgiebigkeit im letzten Augenblick den Plan vereiteln würden. Der Erfolg hat aber gezeigt, daß Bismarck, der über die Kopenhagener Zustände wohl besser unterrichtet sein mochte, richtig gerechnet, indem er sich auf die verblendete Hartnäckigkeit der Eiderdänen verlassen hat.

[2]) Daß dies eintreten werde, hatte ja denn auch Bismarck nach der in meinen Lebenserinnerungen Seite 105 erwähnten Aeußerung offenbar vorausgesetzt.

„Ich glaube Ew. Majestät gnädigen Intentionen zu entsprechen, wenn ich zunächst im allgemeinen rein persönlich erkläre, welche Verpflichtungen ich Ew. Majestät gegenüber zu übernehmen bereit bin. Ich erlaube mir jedoch zugleich auszusprechen, daß ich ebenso bereit sein werde zu einer Erörterung der einzelnen Fragen im Detail und zu einem Abschluß in vertragsmäßiger Form. Die spätere Ratifikation seitens der Landesvertretung wird ein reelles Hindernis nicht sein können, denn die Bevölkerung der Herzogtümer wird, wenn sie der definitiven Trennung von Dänemark sicher ist, schon an sich für einen engen Anschluß an Preußen geneigt sein, und ich bin gewiß, von jeder Landesvertretung der Herzogtümer in dieser Hinsicht alles Vernünftige erreichen zu können. Auf den einzigen Punkt, der hier in Frage kommen könnte, den Anschluß an den Zollverein, werde ich mir erlauben weiter unten zurückzukommen."

„Demnach erbiete ich mich Ew. Majestät gegenüber" ꝛc. ꝛc.

Es folgen dann eine Reihe von Anerbietungen, die im wesentlichen sich mit den Forderungen des Königs decken, zum Teil aber auch darüber hinausgehen, wie namentlich die unter jene nicht mit aufgenommene „zum Abschluß einer Marinekonvention" mit dem nicht unbedenklichen Zusatz: „Das Marinebudget der Herzogtümer würde etwa die Hälfte des bisherigen dänischen betragen können."

Nur in Beziehung auf den Beitritt zum Zollverein wird es zur Bedingung gemacht, „daß derselbe auf die Grundlage des Handelsvertrages mit Frankreich von neuem abgeschlossen wird, weil andernfalls nicht mit Bestimmtheit darauf zu rechnen sei, daß dem Beitritt der Herzogtümer seitens der Landesvertretung keine Schwierigkeiten gemacht würden."

Weiter heißt es dann in diesem Schreiben: „Ich wage Ew. Majestät unterthänigst anheimzugeben, ob Ew. Majestät geruhen würden, eine nähere Erörterung der einzelnen Punkte eintreten zu lassen, aus welcher sich dann eine formelle und spezifizierte Feststellung ergeben würde, wenn auch in dieser Angelegenheit die größte Diskretion zu beobachten sein dürfte. Je mehr eine günstige Lösung der schleswig-holsteinischen Frage als eine Vergrößerung der Machtsphäre Preußens erscheint, desto heftiger wird der Widerstand, welcher eine solche Lösung von andrer Seite findet. Ich habe schon mehrfach Gelegenheit gehabt zu empfinden, wie meine preußischen Sympathien, von denen ich nie ein Hehl gemacht habe, von verschiedenen Staatsmännern zu meinen Ungunsten in Rechnung gebracht worden sind. Aber auch das preußische Interesse dürfte den durchaus vertraulichen Charakter dieser Angelegenheit festzuhalten gebieten, und dürfen Ew. Majestät versichert sein, daß ich sowohl den Inhalt dieses Schreibens als auch den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit stets aufs diskreteste behandeln werde."

„Allergnädigster König! Ich habe um so freudiger die vorstehenden Erbietungen machen können, je mehr ich davon überzeugt bin, daß sie im Interesse meines Landes sein werden. Ich darf ebenso annehmen, daß Ew. Majestät in denselben Vorteile für Preußen erkennen. Die Herzogtümer sind von dem wärmsten Danke erfüllt, daß Ew. Majestät die Gnade gehabt haben, hochherzig

für ihr Recht einzutreten, daß die Krieger Ew. Majestät für dieses Recht ihr Blut vergossen haben. Um so zuversichtlicher darf ich die Hoffnung aussprechen, daß, da das Interesse Preußens und Schleswig-Holsteins Hand in Hand geht, Ew. Majestät geruhen wollen, auch ferner einzutreten für das volle Recht der Herzogtümer, welches eins ist mit meinem Recht. Wenn Ew. Majestät, gestützt auf Ihr herrliches Heer, es nicht wollen, kann in diesen Landen nie wieder eine illegitime Regierung hergestellt werden."

Diese Antwort brachte also keine fest bindende Verpflichtung, stellte vielmehr den Forderungen des Königs nur Erbietungen zur Seite und zwar nicht ohne dabei zu erkennen zu geben, daß eine nähere Erörterung der einzelnen Punkte einer festen Abmachung werde vorausgehen müssen.

Damit war nicht erreicht, was sich jedenfalls hätte erreichen lassen, nämlich daß der König es als abgemacht ansehen durfte, der Herzog habe sich zur Erfüllung seiner Forderungen in bindender Form verpflichtet.

(Schluß folgt.)

Pirogoff und Billroth.[1]

Von

Dr. Wilhelm v. Bragassy.

„... terra tegit, populus moeret,
Olympus habet."

„Es wird mich freuen, Sie, geehrter Herr, bei mir in Wisznja zu sehen," schrieb mir am 23. Dezember die Witwe des berühmten russischen Chirurgen Pirogoff.

Mein langgehegter Wunsch, das denkwürdige Haus zu sehen, das an ein Vierteljahrhundert für Tausende Kranker ein „Mekka" gewesen ist, stand nun unmittelbar vor der Verwirklichung.

Um diese Zeit war ich im Gouvernement Podolien auf Schloß P. bei Graf Grocholski zu Gast. Die imposante Residenz P. wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zum Schutze gegen die Mongolen durch kriegsgefangene Haidamaken[2] erbaut.

Dieses vornehme „adelige Nest", seit Jahrhunderten im Besitze der Familie

[1] Ein Besuch bei der Witwe des berühmten russischen Chirurgen Pirogoff.

[2] Kleinrussische Freibeuter.

G., liegt inmitten eines prächtigen, ausgedehnten Parks auf einer die Thalsohle des „Boh“ dominierenden Anhöhe hart an der Stadt Winnica, mit welcher dieser Privatbesitz einst ein Krongut bildete. Etwa acht Werst südlich davon befindet sich Wisznja, ein kleines ruthenisches Dorf, wo Pirogoff nach seinem Mitte der sechziger Jahre erfolgten Rücktritte vom Schauplatze des öffentlichen Wirkens, fern vom Weltgetriebe, seine dem Dienste der Wissenschaft und Humanität geweihte letzte Lebenszeit verbracht hatte.

Im Besitze von Frau Pirogoffs Billet, entschloß ich mich, meinen Besuch in Wisznja sofort auszuführen, und tags darauf, am Tage des heiligen Abends, befand ich mich bereits in der ersten Morgenstunde auf dem Wege dahin.

Tiefer Schnee lag über der Landschaft, und ein frostiger Nordost fegte die weißverhüllten Fluren entlang. Ueber den Saatfeldern und dem Walde hing ein träger, weißer Nebel. Im gestreckten Trabe ging's durch den Wald über eingewehte Wege. Unter dem Schutze des dichten Nebels konnte das geräuschlos durch die wildreichen Gehege der G.'schen Forsten dahingleitende Gefährte an das oft gruppenweise in den dicht am Pirschsteige errichteten Futterhütten Aesung suchende Rehwild auf wenige Schritte unbemerkt herankommen. Dann ging es querfeldein über hochgelegene Stoppelfelder, von welchen der Wind den Schnee bis auf eine dünne Schichte weggefegt hatte.

Als ich das freie Feld erreicht hatte, stand die Sonne noch tief am Horizonte, in eine dichte Dunstschicht gehüllt, die wie ein Schleier die Aussicht in das Land verwehrte.

Nach und nach zerteilte sich der Morgennebel, und allmählich erglänzte die ganze Natur in hellem aktinischen Lichte, und der Himmel blickte aus seiner azurnen Höhe wie ein blaues Auge heiter auf die Erde herab.

Ich hatte bereits die malerisch gelegene Stadt Winnica mit ihren Türmen, Zinnen und farbigen Kuppeln im Rücken.

Winnica hat einst bessere Tage gesehen; gegenwärtig ist es die Bezirkshauptstadt jenes Occupationsgebietes, das heute den Namen „Podolskaja Gubernia“ führt. Linker Hand südlich gewahrt man einen immensen Rotziegelbau; eine in Rußland wohlbekannte Irrenheilanstalt, die einst auch Dostojewski, den geistreichen Verfasser „Raskolnykoffs“, beherbergt haben soll.

Etwa eine Werst in gerader Richtung vor mir liegt Wisznja mit seinen auf einem flachhügeligen, wellenförmigen Terrain zerstreuten kleinen, reinlich aussehenden, meist strohgedeckten Häusern.

Am nördlichen Teile der Ortschaft, auf einem etwas erhöhten Punkte, von wo aus man einen prächtigen Fernblick in das Land hinein gewinnt, bemerkt man ein schlichtes, ebenerdiges Haus. In diesem Hause hat Nicolai Iwanowitsch Pirogoff die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens verbracht, und hier ist er gestorben.

Ich war am Ziele meiner Fahrt. An der Schwelle ihres Salons meiner harrend empfing mich die Witwe und hieß mich willkommen.

Alexandra Antonowna steht im siebzigsten Lebensjahre; sie trägt Trauer,

die sie seit dem Tode des Gatten nicht abgelegt hat und nie wieder abzulegen gedenkt.

Mittelgroß, von stämmigem Wuchs und gesundem Aussehen; das frische, einnehmende Antlitz ist von zwei an den Schläfen in mäßig geschwungenen Bogen geordneten silbergrauen Scheiteln umrahmt und von zwei klugen, lebhaften Augen geziert. Nur wenn sie lesen oder schreiben will, pflegt sie das hellblaue Augenpaar mit runden, in Stahl gefaßten, altväterischen Brillen zu bewaffnen.

Hinter dem kaschmirartig weichen jugendlichen Organ liegen Milde und Herzensgüte verborgen, ohne dabei eine Willensstärke und Entschlossenheit vermissen zu lassen, deren unumschränkte Besitzerin Alexandra Antonowna sein soll.

Sie drückt sich in drei Sprachen, Deutsch, Englisch und Französisch, gleich gewandt aus, mit jenem anmutigen, eigenartigen Tonfall, welcher den nordslavischen, an Kadenzen so überreichen Idiomen eigentümlich ist.

Ansehnliche Beredsamkeit und abgerundete Form verleihen ihren Schilderungen viel Reiz und leichte Anknüpfung an den Gedankenaustausch.

Wie sprach sie begeistert und mit welcher Ehrfurcht von dem Gatten; man fühlte sich in ihren Empfindungskreis unwiderstehlich mit hineingezogen.

„Er war eine vornehme, groß angelegte Natur, ein Freund der Menschen und der Wahrheit," sprach sie, während ich die über dem niederen Bücherschranke anspruchslos angebrachte Porträtbüste Pirogoffs — ein Meisterwerk Repins — in Bewunderung versunken betrachtete.

Wir befanden uns in diesem Augenblicke in jenem Gemache, welches zu Lebzeiten des Gatten sein Arbeitszimmer gewesen ist.

Eine große Anzahl von Kränzen lag da, in Flor verhüllt, oder hing an der Wand des in seinem ganzen Umfange schwarz drapierten Raumes.

Stiche, Aquarelle, Photographien mit Widmungen, dann Ehrendiplome, Dankschreiben und Ehrengaben der verschiedensten Art waren hier in künstlerischer Unordnung angehäuft. Ein Ehrendiplom der Stadt Moskau, seiner Geburtsstadt, fiel mir auf, ferner eine Kreidezeichnung, Pirogoff aus dem Jahre 1851 darstellend, mit den Worten daran: „Grati auditores medici."

Durch die pietätvolle Teilnahme, die ich beim Betrachten dieser Denkwürdigkeiten bekundete, sichtlich angeregt, war Frau Pirogoff bemüht, mir alles, was da war, zu zeigen.

Sie öffnete unter andern einen Schrank, welcher Gegenstände enthielt, die in stetem Handbereich des Verblichenen gewesen sind.

Bücher, Broschüren, Monographien, Manuskripte, Apparate, Instrumente, pathologische Präparate u. s. f. Während ich all diese Gegenstände in flüchtigen Augenschein nahm, gewahrte ich unter andern eine Sammlung interessanter Photographien, deutscher, französischer und russischer Gelehrten, darunter auch eine Theodor Billroths, die folgenden Worte auf der Rückseite tragend:

„Dem verehrten Meister Nicolaus Pirogoff. — Wahrheit und Klarheit im Denken und Empfinden, wie in Wort und That, sind die Sprossen auf der Leiter, welche die Menschen zum Sitze der Götter führt. Ihrem ebenso kühnen als sicheren Führer

auf diesem nicht immer gefahrlosen Wege nachzufolgen soll stets mein eifriges Bestreben sein.

Ihr aufrichtiger Bewunderer und Freund

Billroth."

Billroth hatte dieses Bildnis Pirogoff in Wien am 14. Juni 1881 — so ist es datiert — eigenhändig überreicht. Allein die photographische Aufnahme mußte einem früheren Zeitpunkte entstammt sein, denn sie stellt Billroth in seiner Vollkraft und ganzen Validität dar, wie er 1881, aus welcher Zeit die Dedikation datiert, es nicht mehr gewesen ist. Dafür spricht auch jener denkwürdige, seinerzeit vielfach kommentierte Brief, den Billroth nach Pirogoffs Tod an den russischen Arzt Dr. Wiwodzeff gerichtet hatte.

Ein wehmütiger Hauch durchweht diesen Brief und läßt den beginnenden Niedergang des großen Chirurgen psychischer und physischer Kraft erkennen.

Auf diesen Brief werde ich an andrer Stelle zurückkommen; so viel will ich indessen schon hier bemerken, daß er nachmals, in der Krankheitsgeschichte Pirogoffs, nach dessen Tode eine Aufsehen erregende, kontroverse Rolle zu erfüllen bestimmt war.

Nachdem Frau Pirogoff mir zur Erinnerung an den Besuch in Wisznja und zum Andenken an ihren Gatten aus dessen ehemaligem Instrumentarium einen Gegenstand (Klemmzange) geschenkt hatte, bat ich sie um einige Daten aus Pirogoffs Leben, Krankheit und seinen letzten Lebenstagen, worunter ich die nachfolgenden, wenig bekannten Einzelheiten ihr zu verdanken habe.

„Es fiel mir auf," so begann die Witwe, „daß mein Mann, etwa zwei Jahre vor seinem Tode, die Gewohnheit annahm, tagüber öfters, auch während der Mahlzeiten, sich den Mund mit warmem Wasser auszuspülen. Auf meine Frage nach dem Grunde dieser mich beunruhigenden Angewöhnung sagte er, es geschehe, um die Mundhöhle gegen die schädliche Wirkung des Tabaks — er war starker Raucher — zu schützen.

„Eines Tags, es mochte im Januar 1881 gewesen sein, stieß er, während er sich der Mundschale bedient hatte, einen heftigen Schrei aus und äußerte, er habe sich mit zu heißem Wasser die Mundhöhle verbrüht. Ich besah die angeblich verbrühte Stelle und entdeckte hinter dem rechten oberen Eckzahn, am harten Gaumen" — Frau Pirogoff drückte sich anatomisch und chirurgisch stets staunend korrekt aus — „unweit der Zahnalveole, ein kleines, etwa linsengroßes grau-weißes Bläschen, das sich bei Druck etwas schmerzhaft erwies und von einer pfenniggroßen, flachen, ziegelroten Zone umgeben war.

„Wenige Tage darauf bemerkte er zu mir: ‚Ich weiß nicht, was ich im Munde habe, am Ende ist es gar Krebs.'

„Zu Tode erschreckt telegraphierte ich," fuhr Frau Pirogoff weiter fort, „um Dr. Sklarewski in Kiew. An seiner Statt und unabhängig von meiner Aufforderung kam Dr. Bertenson aus St. Petersburg, uns zu besuchen. Dieser untersuchte und erklärte in anscheinend gleichgültigem Tone, es wäre nichts und die Sache werde bald wieder heilen. Aber in Odessa äußerte er

sich später den Kollegen gegenüber mit voller Bestimmtheit, daß mein Mann an Krebs leide.

„Die Diagnose Bertensons erfüllte uns mit Zuversicht, und mein Mann war geneigt, das Uebel als die Folge einer Zahnextraktion — was auch Billroth später in Wien betont hatte — zu deuten und war bestrebt, die kleine Schwellung weich zu erhalten.

„Um diese Zeit kam mittlerweile aus Moskau auch Dr. Sklifasowski nach Wisznja und erklärte dort, obschon er die Malignität des Leidens sofort erkannt hatte, es sei eine unheilbare Fistel, aber keineswegs bösartig.

„Sklifasowskis Ausspruch hat meinen Mann sichtlich aufgerichtet, und freudig ging er wieder an die Arbeit.

„Doch nicht lange sollten wir uns der Wohlthat dieser Tröstung freuen.

„Den 24. Mai, etwa drei Monate nach Sklifasowskis Besuch, wurde meinem Mann und mir in Moskau vor den dort aus Anlaß der Gedenkfeier meines Mannes aus dem ganzen Reiche versammelten Aerzten verkündet, daß die Krankheit Carcinom sei.

„Die Aerzte in Moskau bestanden auf einer unverzüglich vorzunehmenden Operation; allein mein Mann entschloß sich, vorher Billroth zu sprechen und die Entscheidung in die Hände jenes Mannes zu legen, den er als die höchste wissenschaftliche Autorität verehrte. Wir fuhren daher auf der Stelle nach Wien . . ."

Aus Wien kehrte Pirogoff, durch Billroth getröstet, neubelebt, aber nicht ohne das Gefühl einer gewissen Demütigung nach Rußland zurück, denn indem Billroth rundweg die Malignität des Leidens bestritt, stellte er sich in Gegensatz zur Diagnose der russischen Kollegen, die er gleichsam desavouierte, und das kränkte Pirogoff.

In der ersten Zeit seiner Rückkehr dachte er wohl kaum mehr an Krebs, zumal es obendrein zu seiner Kenntnis gekommen war, daß Billroth auch die Anfragen mehrerer hohen Persönlichkeiten im Lande nach dem Wesen seiner Krankheit die Malignität des Leidens ausnahmslos verneinend beantwortet hatte.

Sieben Monate nach der Konsultation in Wien ist Pirogoff gestorben.

Kaum daß sich im Lande die Nachricht seines Todes verbreitet hatte, als sich ein Sturm des Unwillens und der Entrüstung gegen Billroth entfesselte. Zunächst unter dem unmittelbaren Eindrucke des Verlusts, den die vaterländische Wissenschaft erlitten, dann aber auch ursächlich der aus Billroths gegenteiliger Diagnose abgeleiteten, irrig gedeuteten Schlüsse.

Gleich einem Orkan fegte diese Entrüstung durch die öffentliche Meinung und die Spalten der Tagespresse. Letztere, in solchen Dingen in der Regel wenig umständlich, beschuldigte unter anderm Billroth schlechtweg, durch irrige Diagnose respektive Unterlassung einer Operation geradezu Pirogoffs frühzeitigen Tod verschuldet zu haben.

Diesen „bona malaque fide" manipulierten und kolportierten Gerüchten gegenüber sah sich Billroth zur Abwehr dieser gegen ihn gerichteten Angriffe

veranlaßt, Stellung zu nehmen und zur Wahrung seines Rufs in dem bereits erwähnten Briefe an Dr. Wiwodzeff seiner Meinung Ausdruck zu geben.[1])

Dem an Dr. Wiwodzeff gerichteten Briefe, welcher in der Nummer 9 der russischen periodischen Zeitschrift „Wradsch" (Der Arzt) veröffentlicht ist, will ich einige Stellen entnehmen, die mir nach mancher Richtung beachtenswert erscheinen. Erstens präzisieren sie Billroths Haltung in der kontroversen Frage zu Rußlands Aerzten und öffentlicher Meinung, zweitens liefern sie einen kleinen Beitrag zu seiner Kennzeichnung als Mensch und Arzt.

Ich will mich hier auf die Wiedergabe bloß jener Stellen des Briefes beschränken, welche Billroths sachliche und sittliche Gründe enthalten und welche ihn bewogen hatten, von einem operativen Eingriff an Pirogoff Umgang zu nehmen.

„. . . Wie sehr auch," schreibt Billroth, „das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung belehrend und wie strikt auch die Aetiologie des Prozesses erwiesen war, sah ich in diesem Falle, ungeachtet der manifesten Diagnose des Carcinoms, keinen zwingenden Grund zu einem operativen Eingriffe.

„Der Kranke, wenngleich noch recht frisch, ist jenseits der siebziger Jahre gewesen, mit deutlichen Merkmalen des beginnenden Marasmus und überdies Kataraktenbildung an beiden Augen.

„Schwerlich würde er die Operation gut bestanden haben; und selbst in diesem günstigen Falle war die Befürchtung eines Recidivs naheliegend.

„Ich versichere Sie, daß ich eine solche Operation selbst bei einem Kranken, wenn dieser um zwanzig Jahre jünger und kräftiger gewesen wäre, nicht unternommen haben würde, denn meine dreißigjährige Erfahrung als Chirurg hat mich darüber belehrt, daß sarkomatose und krebsartige Tumoren, die vom hintern Teil des Oberkiefers ausgehen, niemals auf gründliche Weise entfernbar sich erweisen, selbst in jenen Fällen nicht, wo alle Gewähr dafür zugegen ist, daß der Kranke die Operation gut bestehen würde.

„Die Totalentfernung der Geschwulst mittels des Messers ist an dieser Stelle unmöglich; teils wegen der anatomischen Verhältnisse, teils wegen der technischen Schwierigkeiten, mit Ausnahme jener Fälle, wo der Tumor abgesackt ist."

An anderer Stelle des Briefes sagt Billroth:

„Jetzt bin ich nimmer jener dreiste Operateur, den Sie seinerzeit in mir in Zürich gekannt haben. Ehe ich jetzt den Entschluß fasse, eine Operation auszuführen, stelle ich mir stets vorerst die Frage: Würde ich die Operation, die ich an dem Kranken machen will, an mir selbst zulassen? Ja, mit den Jahren und der Erfahrung gelangt man zu einem gewissen Grade von Zurückhaltung. Mit jedem Jahre meines Lebens erstaune ich mehr und mehr über das Mißlingen unsrer Kunst."

Wehmütig, wie eine Klage klingen diese Worte des großen Meisters und

[1]) Mir stand bloß die russische Uebersetzung von Billroths Brief zur Verfügung, daher ich nicht weiß, wie weit dessen Verdeutschung mit dem Wortlaute des Originals sich deckt.
Der Verfasser.

weisen auf die Hemmungsgebiete unsrer Kunst und unsers Wissens; und eine bewunderungswürdige Entsagung drückt sich in den schlichten Worten des großen Gelehrten aus, der, ohne einen Augenblick zu zaudern, von der Höhe seiner von der wissenschaftlichen Welt anerkannten geistigen Bedeutung herabsteigt und sich demutsvoll zur Verneinung seines Könnens bekennt.

Billroth, dessen bahnbrechende Ideen nicht bloß der praktischen Chirurgie sondern auch auf dem umfangreichen Gebiete pathologisch-physiologischer Forschung neue Wege, ja neue Richtung wiesen, welche in der Wissenschaft, die er lehrte, und der Kunst, die er übte, für die Berufsgenossen alsbald über dem ganzen Erdball zu unabänderlichen Gesetzpunkten wurden, verzichtete mit Ehrfurcht gebietender Bescheidenheit in der obwaltenden Frage auf das entscheidende Wort ...

„Es ist wahr," so schreibt er, „ich hätte den Chirurgen, der es gewagt haben würde, Pirogoff zu operieren, nicht tadeln können; allein soweit es mich betrifft, glaubte ich annehmen zu können, daß in vorliegendem Falle kein günstiges Resultat zu gewärtigen war. Ich wollte die Aufmerksamkeit des Kranken vom Wesen seines Leidens ablenken, seinen Mut heben und ihn zur Geduld ermahnen. Dies ist leider alles, was wir in ähnlichen Fällen vermögen ... Ich war darauf gefaßt, daß in Bezug auf diesen Fall zwischen mir und meinen geehrten Kollegen in Rußland ein Widerspruch sich ergeben würde; allein ich habe gehandelt, wie es auf Grund meiner Erfahrung mir meine Pflicht vorgezeichnet hatte. Wenn Sie diesen Brief veröffentlichen wollen, habe ich nichts dawider einzuwenden.

„Der litterarischen Thätigkeit habe ich nunmehr für immer entsagt und beschränke mich heute meinen Schülern gegenüber nur noch auf das ‚gesprochene' Wort und die That.

„Genehmigen Sie u. s. f."

*

Pirogoff ist am 23. November 1881 gestorben.

Versöhnt mit Gott und Welt, in sein Schicksal ergeben, fromm, demutsvoll, ein wahrer Christ, ist er aus dem Leben geschieden. Wenn sein genialer Landsmann Turgenjeff darin recht hat, daß die Russen in der Kunst zu sterben, groß sind, so war Pirogoff darin ein Meister.[1])

---

[1]) Die letzten Lebenstage Pirogroffs schilderte mir seine Witwe wie folgt:

„Es wurde nichts unterlassen, um meinem Mann, wenn auch nicht das Leben zu erhalten, so doch zu verlängern. Zwei Aerzte und eine „Soeur de charité" aus St. Petersburg wurden im allerhöchsten Auftrage an das Krankenlager befohlen.

„Außerdem fanden sich mehrere hervorragende Aerzte aus St. Petersburg und Moskau, darunter auch Dr. Karel, ehemals Leibarzt des Kaisers Nikolaus, in Wisznja ein, um den Kranken zu trösten und zu pflegen. Karel verordnete Menschenmilch, die der Kranke mehrere Wochen hindurch genoß. Eine kräftige podolische Bäuerin gab die Milch, die der Kranke dann aus einem Glase nahm.

„Trotz alledem schwanden unaufhaltsam und zusehends seine Kräfte, und am 12. September war der Kranke genötigt, das Lager aufzusuchen, um es nie wieder zu verlassen.

Nicolai Iwanowitsch Pirogoff war Russe nach außen, Russe nach innen, Russe durch und durch; eine wahre „schirokaja Natura“ [1]): Viel Herz gepaart mit viel Verstand; streng rechtlich, honnett und gerecht, vielleicht zuweilen mit einem Schein von Härte nach außen; leicht schäumend, war er ebenso leicht wieder versöhnt; nachgiebig und mild für die Schwächen andrer; freigebig, beinahe „prodigue“, wie eben ein Russe.

In seinen Honorarforderungen war er von seltener Bescheidenheit; das Geld schien ihm nur insofern von Belang, als es zur Deckung seiner bescheidenen Bedürfnisse erforderlich war; darüber hinaus war es ihm ein plus, für das er keine Würdigung hatte. Er wollte schaffen und wirken, und dazu mußte er die Lebensbedingungen aufbringen. Was er erworben, gab er wieder mit vollen Händen aus — den Dürstigen; freilich wurde er dabei häufig mißbraucht, doch was beirrte das einen Mann seiner Art!

Aus diesem letztern Grunde war seine Umgebung genötigt, — so hörte ich — um ihn vor den Folgen seiner Freigebigkeit zu schützen, seiner freien Vermögensverwaltung in milder Form zuweilen Einschränkungen aufzuerlegen.

Mit Politik befaßte Pirogoff sich wenig, worin er, als Russe und Persönlichkeit von seiner Bedeutung, als eine Seltenheit anzusehen ist.

„Ende Oktober fühlte er sein Ende nahen, und mit den Tröstungen seines Glaubens versehen, empfing er das heilige Abendmahl.

„Doch erholte er sich wieder — man glaubte einen Augenblick an die Wirkung der Menschenmilch — aber bald darauf stellte sich ein rascher Kräfteverfall ein.

„Schweigsam, in sich gekehrt, lag er in völliger Abtrennung von seiner Umgebung, und nur sehr selten sprach er einzelne Worte oder bezeugte mir seine Dankbarkeit von Zeit zu Zeit durch einen schwachen Händedruck.

„Jegliche Erinnerung an die Vergangenheit, ja selbst an die Gegenwart, angesichts der bevorstehenden Trennung von seinen Lieben, war ihm peinlich und verursachte ihm einen Schmerz, den er zu bemeistern und zu larvieren sorgfältig bemüht war.

„Völlig teilnahmslos gegen alles, was ihn umgab, weigerte er sich selbst seine Kinder zu sehen, als diese durch die Nachricht seines raschen Verfalles an das Krankenlager herangeeilt waren.

„Um eine möglichst vollständige Isolierung von der Außenwelt zu bezwecken, ließ er unter anderm an den Stirnteil seines Baretts einen Lappen befestigen, welcher wie ein Visier ihm das Antlitz verhüllte.

„Seitdem er auf diese Weise dem Tageslicht entsagt hatte und die rapid zunehmende Zerstörung in der Mundhöhle, ihm das Sprechen erschwerend, das Wort unverständlich machte, öffneten sich nur noch selten seine Lippen.

„In der ersten Zeit seiner Isolierung hörte man, von seinem Lager her, noch häufig, von einem kurzen Seufzer begleitet, die Worte: „Eli, Eli, lamma sabactani.“

„Etwa zwei Wochen vor seinem Ende verstummte er für immer. Eine so hochgradige Salivation stellte sich ein, daß der ganze Hausvorrat an Tüchern nicht ausreichte, man mußte Leintücher schaffen, um ihn trocken zu erhalten. Bei dem dadurch notwendigen Lagewechsel gab der Kranke Zeichen großer Schmerzen. Schließlich nahm er keine Nahrung mehr zu sich, als ihn endlich die milde Hand des Todes berührte und, bei intaktem Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke, ihm die Erlösung brachte.“

[1]) Breite Natur.

Einmal soll er allerdings geäußert haben: „Solange das ‚Schwarze Meer' kein russischer See geworden, wird kein Friede in Europa." — Hingegen brachten ihn seine anderweitig freiheitlichen und fortschrittlichen Ideen von Zeit zu Zeit in Gegensatz zu der „allerhöchsten Willensmeinung"; dann aber erwies er sich „von steifem Nacken und festem Rückgrat".

Er war ungemein thätig, das, was der Engländer „a hard worker" nennt, und sehr mobil.

Früh morgens entstieg er dem Lager und machte, im Sattel oder zu Fuß, ausgiebige Touren. Maßvoll im Essen und Trinken, war er hingegen, wie die meisten Russen, starker Raucher.

Um die Mittagsstunde empfing er Kranke, um 4 Uhr nahm er die Hauptmahlzeit ein, worauf er wieder zu Pferde oder im Wagen resp. Schlitten sich in Gottes freie Natur begab, um ihre Wunder zu schauen.

In seiner Hausordination hatte er das System der verschiedenwertigen Honorare eingeführt, zu 1, 3 und 5 Rubel, um dadurch auch den Minderbemittelten den Zutritt zu ermöglichen. Die 5 Rubel Zahlenden hatten, weil sie oft weiten Wegs kamen, bloß den Vortritt, sonst aber keine andre Begünstigung.

Für 1 bis 10 Werst Entfernung vom Hause, nahm er ein Honorar anfangs von 100, später von 200 Rubel ...

Von Mittellosen nahm er kein Honorar. Ungewöhnliches Gedächtnis wird ihm nachgerühmt. Er kannte die meisten seiner Kranken beim Namen.

„Mein Gott, was ist aus Ihnen geworden, Bogdan F ..." redete er einen seiner Kranken an, „Sie sind ja ganz grau geworden, seit ich Sie kürzlich — wo war es denn doch? — gesehen habe!" -- „In Dorpat," erwiderte der Angeredete, „immerhin sind es an die 40 Jahre."

Ein andermal empfing er einen ehemaligen Kameraden von der Schulbank, den er seit circa 50 Jahren nicht gesehen haben soll, mit den Worten: „Ihr seit Nicolai P..., doch nicht gekommen, Euch die Balggeschwulst am Kopfe entfernen zu lassen ...?"

„Sagen Sie mir doch, Täubchen," sprach er zu einem hohen Offizier, der gekommen war, ihn zu konsultieren, während er einen Schritt vor diesem scheu zurückgewichen war, — „wird man denn im Himmel auch befördert? Ich dachte, Sie wären der scheußlichen Kopfwunde, die Sie im Krimkriege erlitten, erlegen, und hielt Sie längst für tot." — „Das war mein Bruder; man sagt, ich sehe ihm ähnlich," entgegnete dieser ...

Ein ganzer Sagenkreis ähnlicher Vorfälle knüpft sich an das Andenken Pirogoffs.

Ein reicher russischer Bauer aus der Nachbarschaft, der seine Tochter wegen eines Fehltritts verstoßen hatte, kam eines Tags zu ihm, sich von ihm operieren zu lassen. Pirogoff, der vom Schicksale des verirrten Mädchens zufällig Kenntnis hatte, erwiderte dem nach der Honorarsumme fragenden Bauer: „Wenn Ihr versprecht, Eure Tochter ins Haus zurückzunehmen, ihr zu verzeihen und sie mild zu behandeln, dann entferne ich Euch die Geschwulst da umsonst, wo nicht, so reicht Euer ganzes Vermögen nicht hin, mich zu honorieren."

Und er operierte den Bauer ...

Von der Terrasse des geräumigen Salons der Witwe sieht man in der Entfernung, über dem Garten und Dorf hinweg, eine malachitgrüne Kuppel, deren Höhe ein von der Abendsonne hell beleuchtetes, goldenes Kreuz abschließt. Es ist das Gewölbe der Basilika, welche die Witwe dem Andenken ihres Gatten erbauen ließ. Ihre Gruft birgt zwei Tote: Vater und Sohn.

Kränze aus verdorrten Blüten und Blättern decken reich die beiden metallenen Särge. In jenem, in der Mitte der Gruft, ruht der Vater. Seine über der Brust gekreuzten Hände umfangen ein kleines byzantinisches Kreuz aus Ebenholz in Silberfassung.

Das Haupt bis zur Stirnhöhe ist von einem schwarzen Barett bedeckt.

Wären die Augenhöhlen nicht leer, würde man meinen, der große Chirurg schläft, so ausdrucksvoll ist das Antlitz ...

Und wieder stand die Sonne niedrig am Horizonte, diesmal im Westen, als ich, Wisznja im Rücken, auf dem Heimwege nach P. begriffen war.

Unbewußt sah ich mich nochmals um; meine Gedanken weilten beim Toten.

Wie waren seine Züge friedlich! Versöhnt mit dem Tode, dessen Todfeind er im Leben gewesen ist, ruhte da der Menschenfreund. —

Ja, im Tode sind wir alle gleich, groß oder klein.

Ewiger Friede umgiebt uns, an welchem zuweilen nur noch die frivole Nachwelt zu rütteln wagt.

Aehnliche Gedanken bewegten mich, als ich einst von Chiselhurst kam, wo ich in einem stillen, einsamen Erdenwinkel auch zwei Tote, Vater und Sohn, ruhen sah.

Allein welche Unterschiede in ihrem Schicksale!

Jenen Vater dort hat die „Gloire" noch im Leben, gleich einer lockeren Dirne, verlassen. Treu folgte diesem der Ruhm ins Grab hinab und lebt fort im Gedächtnisse der ehrfurchtsvollen Nachwelt.

Es war Abend geworden.

Die sinkende Weihnachtssonne lag mit ihren letzten Strahlen noch über der grünen Kuppel mit dem funkelnden Kreuze; sie sandte einen langen, zögernden Scheidegruß dem erloschenen Stern, der einst in hellem Glanze weit über Rußlands Boden hinaus leuchtete.

Noch berührten die vibrierenden Sonnenstrahlen mit rotgoldigem Widerschein die Gipfel der gigantischen russischen Birken, deren Kronen und Aeste unter der Last des Rauhfrostes wie Trauerweiden sich zur Erde neigten.

An dem nahen Waldsaume waren die großen Ulmen mit beweglichen schwarzen Punkten besät; heimkehrende Raben und Dohlen, die krächzend und glucksend, in wüstem Unfrieden sich gegenseitig verdrängend, einander am Aufbäumen hinderten.

Ueberall im Leben derselbe erbitterte Kampf ums Dasein!

Ein blaß-orangegelber matter Schein in der Richtung meiner fernen Heimat im Westen verkündete, daß dort hinter der Bergscheide die Sonne bereits untergegangen war.

Hinter mir erglänzte der Abendstern, und auf halber Höhe des Firmaments prangte die silberne Mondsichel mit ihrem schmalen, gleichsam durchscheinenden Doppelrande durch den luftdünnen Weltraum; so deutlich sah man, wie sie sich von dem tiefblauen Hintergrunde abhob und so nahe schien es, als ob man mit der Hand hätte dahinter langen können.

Während zwischen den opalnen Wipfeln der Bäume noch der blaßgrüne Himmel kaum merklich hindurchschimmerte, lag die Schneedecke über dem Erdreiche bereits im Schatten, kalt bläulich-weiß sah sie aus, wie mit einer dünnen Indigolösung übergossen.

Die Temperatur sank rapid; die Kälte wurde unerträglich. Ich zog meine Renntiermütze tief über die erstarrten Ohren herab.

Mein Schlitten glitt mit Windeseile auf dem ebenen Weg zum Schloßparke.

Völlige Dämmerung war mittlerweile herangebrochen, und obwohl ich bereits vor der Ringmauer der Grocholskischen Residenz gestanden, war ich in Gedanken immer noch in Wisznja.

Verfassungspläne unter Kaiser Nikolaus I.

Mitgeteilt von

Friedrich Bienemann in Freiburg i. B.

Im Januar- und Februarhefte der „Deutschen Revue“ 1895 Seite 100 ff. ward über die Vertrauensstellung berichtet, die das ordentliche Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Georg Friedrich Parrot, dem Kaiser Nikolaus gegenüber einnahm. Nächst den an diesem Orte veröffentlichten Briefen bieten weitere anziehende Zeugnisse für die dem Monarchen von Parrot vorgelegten Verfassungspläne für Rußland, die durch seinen Brief vom 30. Oktober (11. November) 1827 eingeleitet werden:

„— — Ew. Majestät haben mich aufs neue durch Herrn von Bludow ermuthigt, Ihnen Denkschriften zu unterbreiten. Ich arbeite eine über die Organisation der Ministerien aus, über die ich seit langem nachgedacht habe. Die Ihrigen sind nicht gut organisiert, und das lähmt Ihre Bemühungen. Sie arbeiten mehr als Sie dürften, und Ihre Erfolge sind weit entfernt, der Ermüdung zu entsprechen, die Sie weder körperlich noch seelisch lang aushalten

werden. Das war das Loos Kaiser Alexanders, der sich genöthigt sah, andauernd Hülfe bei besonderen Comités in jedem schwierigen Falle zu suchen. Ew. Majestät finden sich in derselben Lage. Sie haben zur Zeit 12 bis 15 besondere Comités in Thätigkeit. Diese Methode zerstört die ganze Einheit in der Verwaltung, vervielfältigt maßlos die Papiere und Ihre eigene Arbeit und zerstückelt unnütz die Thätigkeit ihrer besseren Arbeiter.

„Glauben Ew. Majestät nicht, daß dies einzig an der Ungewandtheit einiger Minister liegt. Kaiser Alexander hatte deren einige ausgezeichnete. Es liegt besonders an der übeln Organisation der Ministerien, und so lang diese Organisation Bestand hat, werden auch die besseren Minister sich nicht zur Höhe ihres Amtes erheben können.

„Ich werde Ew. Majestät eine eingehende Denkschrift über diesen großen Gegenstand in wenigen Wochen unterbreiten; aber ich wage die Bedingung mir zu erbitten, daß die Urheberschaft der Denkschrift durchaus geheim bleibe. Geruhen Ew. Majestät es mir zu sagen, ob Sie darin willigen. Mein Alter und meine Körperschwäche erlauben mir nicht mehr, einen offenen Kampf mit Ihren Großen zu entfachen, wie ich es einst für den Kaiser Alexander gethan habe, der mich überdies liebte. Ew. Majestät können mich nicht lieben. Sie kennen mich nicht, und unser Alter ist zu verschieden.

„Wenn Sie den Plan billigen und ihn ausführen wollen, theilen Sie ihn niemand als meine Arbeit, sondern als die Ihrige mit. Bearbeiten Sie ihn selbst nach Ihrer eigenen Ueberzeugung. Es handelt sich hier nicht um das Verdienst der Erfindung, sondern um den Erfolg.

„Der Himmel schütze und führe Sie!

„Petersburg, den 30. Oktober 1827.

Ew. Kaiserl. Majestät

ergebenster, gehorsamster und treuester Unterthan

Parrot."

Nach wenigen Wochen folgte

Parrots Denkschrift über die Organisation der Ministerien.

Uebergeben im November 1827.

Wo man von Ministerien spricht, wird überall und stets über die in ihnen herrschende Bureaukratie geklagt. Man schildert sie richtig als brandiges Geschwür der Regierung, das die Verantwortlichkeit dorthin verlegt, wo sie nicht statthaben kann, das den Diener zum Herrn setzt, eine Schreibmaschine zum wirklichen Minister. In Rußland, wo dieses Uebel seinen Gipfel erreicht hatte, glaubte man es durch zwei Maßnahmen zu heilen. Die eine bestand in der Zerstücklung der Bureaukratie, indem man jedes Ministerium in mehrere Departements teilte und jedem dieser einen besonderen Chef und eine besondere Kanzlei gab; die andere darin, daß jedem Minister ein Rat beigesellt wurde, der, aus den Departementschefs zusammengesetzt, ein- bis zweimal wöchentlich

sich versammeln mußte. Es ist wichtig zu prüfen, ob diese doppelte Maßregel die Aufgabe gelöst hat.

Zwar hat sie die Machtvollkommenheit der Kanzleichefs durch Teilung derselben geschwächt. Aber der Minister, der letzte Mittelpunkt der Geschäfte, hat den seinigen, der sein geheimer Rat ist und bei Talent oder auch nur einiger Geschicklichkeit eine große Machtfülle an sich reißt. Was sind andrerseits die Departementschefs an ihrem Teil? Gegenüber ihren Untergebenen sind sie absolute Herren, gegenüber dem Minister sind sie — Kanzleichefs. Ihr Charakter als Räte ist nur ein Titel. Sie können nicht wollen, was der Minister nicht will, weil sie keine gesetzliche Macht haben, weil sie keine Verantwortlichkeit für die Ratschläge, die sie erteilen, besitzen, und weil sie dem Minister mißfallen und sich zu Grunde richten können, wenn sie seiner Meinung sich entgegensetzen. Ihre Verantwortlichkeit ist nur für die Ausführung vorhanden, folglich die eines Kanzleichefs.

Als man an die Verantwortlichkeit dachte, sah man nur die mindere Seite derselben, die sich auf die Ausführung erlassener Befehle bezieht. Die nicht weniger wichtige andre Seite, welche die dem Minister zu erteilenden Ratschläge betrifft, wurde nicht bemerkt. Wenn der Minister unterzeichnet hat, sind seine Räte entlastet. Ueberdies kann ein solcher Rat, der da weiß, daß seine Stimme nichts ist, wenn sie nicht mit der seines Chefs übereinstimmt, nicht die Erhabenheit der Seele besitzen, um der Versuchung zu widerstehen, seine Ansichten geschickt in den Geist des Ministers fließen zu lassen, derart, daß dieser glaubt, sie gehörten ihm zu eigen. Seine Geschicklichkeit wird selbst so weit gehen, einige Einwände gegen diese Ansichten zu machen, um für die Folge auch den leisesten Vorwurf von sich fern zu halten. Ich spreche nicht von solchen Ministern, die dem Kaiser Papiere vorlegen, deren Inhalt sie nicht zu begründen vermögen, sondern von den Ministern, die den Gegenstand, welchen sie der höchsten Genehmigung unterbreiten, kennen wollen; selbst diese sind in den Händen ihrer ersten Unterbeamten, die allein hinter die Karten sehen und sie durch die Vielfältigkeit der Materien zu betäuben wissen.

Der Monarch will die Verantwortlichkeit der Minister, weil sie seine Ratgeber sind. Muß nicht dieselbe Gunst den Ministern in betreff ihrer Räte zugestanden werden? Eine Gunst übrigens, die sie nicht verlangen, um nicht ihre willkürliche Macht aufzugeben.

Ehe wir das Kapitel der Verantwortlichkeit verlassen, prüfen wir die des Monarchen selbst. In den konstitutionellen Monarchien ist der Monarch für unverantwortlich erklärt. In den absoluten Monarchien verantwortet der Monarch alles, weil man von ihm glaubt, daß er alles thue, und da es keine gesetzliche Autorität giebt, die diese Verantwortlichkeit geltend machen könnte, so nehmen es Meuchelmörder auf sich. Das Unglück der absoluten Monarchen ist, daß sie außer dem Gesetz stehen. Seit England eine Verfassung besitzt, bietet der Thron Großbritanniens nicht mehr tragische Scenen, und die französische Revolution ist durch das Erlöschen der Generalstände geboren. Ich bin weit entfernt, dem

Kaiser Nikolaus zu raten, heute in Rußland eine konstitutionelle Monarchie aufzurichten. Ich habe den Kaiser Alexander davon abgelenkt, weil eine solche Monarchie nicht für ein Volk von Sklaven paßt, nicht für ein Reich, das aus dreißig bis vierzig noch wenig miteinander verbundenen Völkerschaften zusammengesetzt ist und in dem es beinahe keine Bürger giebt. Aber es ist nicht minder wahr, daß die absolute Monarchie die ist, wo der Herrscher die größte Verantwortlichkeit trägt. Die ganze Regierung des Kaisers Alexander ist eine lange Beweisführung dessen; jeder Tag bot davon ein neues Beispiel. Darum arbeiten die Großen überall mit solcher Strenge für das Prinzip der absoluten Macht. Sie besitzen diese Macht; die Verantwortlichkeit bleibt dem Monarchen. Vergeblich heucheln sie, den Herrscher vor dieser Verantwortlichkeit schützen zu wollen, indem sie die öffentliche Meinung und die Freiheit der Gedanken austilgen. Die Meinung ist nicht weniger vorhanden, aber heimlicherweise; die Gedanken laufen um, aber verstohlen, und aus diesem dunkeln Gewölk geht der Sturm der Revolutionen und der Blitz, der Könige trifft, hervor.

Zur Sicherung des Thrones und zur Wahrung des geheiligten Charakters der Unverletzlichkeit des absoluten Monarchen, der nie aufhören sollte, ihn zu umgeben, muß seine Verantwortlichkeit aufhören, und eines der zuverlässigsten Mittel zu diesem Zweck ist eine Verwaltung, in der die Minister aufhören Despoten zu sein.

Doch es giebt noch einen Gesichtspunkt, unter dem die Ministerien betrachtet werden müssen. Der Monarch muß sie beherrschen, nicht nur durch seine ganze Macht, ein oft sehr illusorisches Mittel, sondern durch die Verfassung dieser Verwaltungsorgane selbst. Der Minister ist selbst ein kleiner Monarch in seiner Sphäre und in allen großen Staaten ein absoluter Monarch. Er muß in seiner Amtsführung ein Gegengewicht seiner Machtfülle haben, das den Monarchen über begangene Fehler unterrichtet. Diese Belehrung soll nicht durch geheime Angeberei erfolgen, die der Seele des Fürsten, der nur von edeln Seelen umgeben sein darf, unwürdig wäre. — Sie soll sich gesetzlich, offen ergeben. Kurz gesagt: die Beamten des Ministeriums sollen nicht Beamte des Ministers, sondern des Staates und des Monarchen sein.

Endlich sollen die Ministerien eine Schule sein, in der sich die künftigen Minister bilden. Das ist eine große Sache in Rußland, wo die Kultur des Geistes wie die des Bodens noch zurück ist. In Frankreich und in England kann der König heute alle seine Minister, so vollkommen sie seien, entlassen, und morgen hat er andre vom gleichen Schlage. Dort bilden die Kammern, hier die Parlamente die Minister nach ihrem Geist wie nach ihrem Talent. In Rußland muß man dieses Ziel durch die Organisation der Ministerien selbst zu erreichen suchen.[1]) Aber überdies muß eine solche Organisation die Seele dieser

[1]) Der Reichsrat sollte diese Ministerschule bilden. Wenn er einst sich dazu eignet, werden die gut organisierten Ministerien noch ihre andern Vorzüge bewahren und um so nützlicher sein, wenn sie dem Geiste entsprechen, der den Reichsrat beleben sollte.

ersten Diener des Staates und des Fürsten durch Gesetzlichkeit und Vertrauen erheben. Das ist möglich, und unglücklich der Herrscher, der die menschliche Natur gering genug schätzt, um daran zu zweifeln.

*

Das sind die Aufgaben, welche die Organisation der Ministerien lösen soll. Der Hauptmittelpunkt, auf welchen alle Gedanken der neuen Organisation sich zurückbeziehen, ist die Bildung eines Conseils des Ministeriums, aber eines wahren Ratskollegiums, welchem die Würde gesetzlicher Macht und Verantwortlichkeit eignet. Sie werden aus wenigen Gliedern bestehen, um nicht den Gang der Geschäfte aufzuhalten. Sie können anfangs unter den besseren gegenwärtigen Departementschefs, unter den Staatssekretären oder sonstwo gewählt werden. Die Räte werden an allen Geschäften ihres Ministeriums in fünf Sitzungen wöchentlich von 9 bis 1 Uhr teilnehmen, unter dem täglichen Vorsitze des Ministers, der außerdem im Bedürfnisfall außerordentliche Sitzungen zu ihm passender Stunde anberaumen kann. Die Geschäfte werden erörtert und nach Stimmenmehrheit entschieden. Die nicht nach kurzer Prüfung entschieden werden können, werden einem Mitgliede zum schriftlichen Bericht in kürzester Frist überwiesen. Aber da ein Ministerium die monarchische Form festhalten soll, hat der Minister das Recht, auf seine alleinige Verantwortung gegen die Stimme der Mehrheit zu entscheiden und auszuführen. In diesem Falle werden die Stimmen in ein besonderes Protokoll verschrieben. Ebenso wenn ein Rat glaubt, daß die Entscheidung der Mehrheit ungerecht oder außerordentlich schädlich sei; er hat das Recht, seine besondere Meinung im selben Protokoll zu verzeichnen.

Die Verantwortlichkeit, die Seele dieser Institution, der Zügel aller Administratoren, müßte schwer auszuüben scheinen gegenüber einem Minister, dessen hervorragender Posten, vielleicht auch persönliches Verdienst, Rücksichten fordert, die jedes Strafgesetz beugen würden. Aber bedenkt man, daß das Ansehen eines Ministers in einer absoluten Monarchie fast ganz von der Meinung abhängt, die der Herrscher von ihm hat, so findet sich leicht das Mittel, dem Wort von der Verantwortlichkeit für den Minister wie für die Räte wirksamen Sinn zu geben. Der Kaiser wird jeden Monat eine allgemeine Sitzung aller Ministerien abhalten, der die Minister und die Räte beiwohnen. In dieser Sitzung liest der jüngste Rat jedes Ministeriums das Protokoll vor, das die Fälle verzeichnet, in denen der Minister gegen die Mehrheit entschieden, oder in denen ein Rat gegen die Stimme der Mehrheit Verwahrung eingelegt hat. Der Kaiser läßt die Materie durch die Beteiligten erörtern, und auch die andern Minister und Räte können an der Diskussion teilnehmen, wenn sie es für notwendig erachten. Zum Schluß thut der Kaiser in Gegenwart der ganzen Versammlung seine Meinung kund, die im Notfall eine allmächtige Rüge sein wird, der niemand zu trotzen wagen dürfte, um so weniger als, oft wiederholt, sie die volle Ungnade

nach sich ziehen würde. In diesen schweren Fällen wird der Kaiser nicht zögern, die schon befohlene oder sogar ausgeführte Maßregel durch einen besonderen Ukas zurückzunehmen, und dadurch beweisen, wie teuer ihm die Volkswohlfahrt und die Gerechtigkeit sind. Da diese Fälle selten sein werden, wird das Publikum in solchem Schritte nicht einen Widerspruch der Prinzipien, sondern eine Berufung des schlecht unterrichteten Kaisers an den besser unterrichteten sehen, und der Fehler fällt auf den zurück, der ihn begangen. Eine der größten Geißeln der Verwaltung ist, eine schädliche und ungerechte Verordnung eine Zeitlang gelten zu lassen, nur weil sie einmal veröffentlicht worden ist.

In noch schwebenden Fällen, wo der Kaiser über eine Angelegenheit Zweifel hegt, die der Minister bereits vorgelegt hat, kann er unvermutet in die Conseilssitzung dieses Ministeriums gehen und sich nach dem Rechten erkundigen. Nicht nur vermag er hierdurch unrichtigen Entscheidungen vorzubeugen — diese Diskussion wird schon an sich eine Zensur, eine Verwirklichung der Verantwortlichkeit in einem geringeren Grade sein. Um sich der Verantwortung zu entziehen, wird der Minister dem Kaiser vielleicht nur unentschiedene Meinungen vorlegen und ihm die Wahl lassen. Der Herrscher soll das nie dulden, sondern über jede Sache eine entschiedene Ansicht fordern.

Die Frage ließe sich aufwerfen, ob die Räte ihre besonderen Vota werden äußern oder ob die Mehrheit wird anders stimmen wollen als der Minister. Es ist nicht zu zweifeln, daß in ihrer Zahl sich anfangs doch einige finden, und wenn der Kaiser diese Voten ermutigt, selbst in dem Fall, daß sie sich irrten, so wird ihr Beispiel bald Folge haben. Wenn in einem oder dem andern Ministerium sich eine Vereinigung gegen dieses Vorgehen zu bilden schiene, brauchte der Kaiser nur einige Besuche in diesen Ministerien zu machen, um die Koalition zu vernichten oder um sich zu vergewissern, daß die scheinbare Einmütigkeit eine wirkliche sei und daß folglich in gutem Geiste gearbeitet werde. Endlich hat er noch ein Mittel, sich darüber aufzuklären; das besteht darin, in der allgemeinen Versammlung die Angelegenheiten zur Besprechung zu stellen, die im Ministerium ihm nicht gut bearbeitet dünkten.

In diesen Sitzungen wird der Monarch am besten seine Ueberlegenheit merkbar machen und sich in der Kunst des Regierens üben. Von einigen wird diese Kunst sehr leicht, von andern für die schwerste gehalten; man kann sich versucht fühlen, beiden recht zu geben. Das hängt von den Ministerien ab, von denen der Herrscher umgeben ist. Wenn er gegen Ungeschick oder gar Untreue seiner eignen Gehilfen zu kämpfen hat, dann ist er verloren, er wird die Beute des Mißtrauens; aber hat er unterrichtete Minister, deren Einsicht ihm Bürge ist, dann regiert er mit Vertrauen, ohne Ermüdung, ruhmvoll und zu seiner eignen Befriedigung. Doch um dieses Ziel, das höchste Glück eines Fürsten, zu erlangen, muß er selbst aufgeklärt sein, und er wird es nie, wenn er nicht eine freisinnige Zensur einrichtet. Diese Zensur wird nicht nur zur neuen Stütze der Verantwortlichkeit, sondern ebenso auch zur Aufklärung der Ministerien über die Verwaltung der unteren Beamten und Behörden dienen. Sie wird zur

Wohlthat für die Minister wie für den Monarchen werden. Nur despotische Minister fürchten eine freisinnige und anständige Zensur.

Der Kaiser soll seine Zeit in vier wohlgeschiedene Abschnitte teilen: 1. die Zeit, in der er allein arbeitet; 2. die Zeit, in der er mit den Ministern gesondert arbeitet, die nicht drei Stunden am Tage überschreiten darf, um die Minister zu gewöhnen, ihm nur seiner Aufmerksamkeit würdige Sachen vorzulegen. Jeder Minister soll wöchentlich eine Audienz haben. Der eine wird mit einer halben Stunde genug haben, der andre wird zweier Stunden bedürfen. 3. die Zeit der Lektüre. Ein Monarch soll alle Zeitschriften halten, die sich mit der Verwaltung beschäftigen, und einige Artikel daraus lesen. Man soll wissen, daß er liest. Der Kaiser soll außerdem eine kleine gewählte Bibliothek in seinem Kabinett haben. Napoleon hat sich selbst eine Reisebibliothek zusammengestellt. 4. die Zeit der Muße, nicht nur für seine Gesundheit, sondern besonders damit sein Geist nicht stets in Anspruch genommen sei. Eine beständige Beschäftigung verwirrt die Gedanken.

Der Kaiser thäte gut, einen Tag in der Woche zu haben, an dem er einige Minister nach seinem augenblicklichen Wunsch bei sich zur Tafel sähe, auch einige Ministerialräte, sogar einige Departementschefs und einige sehr hervorragende Männer der Wissenschaft. Diese Mahlzeiten sollen der Heiterkeit und freier Unterhaltung geweiht, Scherz und Satire nicht von ihnen ausgeschlossen sein. Wenn der Kaiser sorgt, daß seine Tafelgenossen die Ueberzeugung gewinnen, daß sie nur durch Unschicklichkeit sein Mißfallen erregen können, wird er oft in diesem Aufschwung des Frohsinns Lichtstrahlen über Politik und Litteratur beobachten, von denen er Nutzen zu ziehen wissen wird. Friedrich der Große kannte den Wert solcher Mahlzeiten.

Die Vorzüge, die die also organisierten Ministerien bieten, sind handgreiflich. Da die Arbeit geteilt ist, macht sie sich schneller und besser. Die Glieder der Ministerien überwachen sich gegenseitig, und da sie einer wahren Verantwortlichkeit unterworfen sind, werden sie notwendig fleißig und unbestechlich. Da die Sitzungen regelmäßig und stark besucht sind, wird die Arbeit regelmäßig erledigt. Ein solider Geist der Verwaltung wird sich bilden, ein Geschäftsgang und Grundsätze werden sich feststellen, die nicht durch einen neuen Minister wieder aufgegeben werden können. Die Verwaltung wird stark und ehrfurchtgebietend, mehr durch ihren Geist als durch Gewalt. Solche Ministerien werden geachtet sein, und das ewige Geklatsche der Residenz wird aufhören. Die Ministerien werden Pflanzstätten, in denen der Monarch leicht neue Minister finden wird. Der Kaiser selbst wird sich in der erhabenen Kunst des Regierens vervollkommnen. Gründlich unterrichtet man sich nur durch Widerspruch. Noch ein Vorteil erwächst aus den Ratskollegien der Ministerien und den allgemeinen Sitzungen: das ist die Gewöhnung der Verwaltungschefs an Diskussion mit lauter Stimme. Einmal fragte ich Kaiser Alexander, was das Ministerkollegium über eine gewisse Sache gesagt habe. Er antwortete: „Glauben Sie, daß diese Herren reden? Sie geben ihre Stimme ab, und das ist alles.“ Bei ähnlichem Anlaß sagte mir

Graf Sawadowski,[1]) der schweigsamste aller Minister: „Wir haben in Rußland keine Parlamente."

*

Nach diesen allgemeinen Grundzügen der Organisation bedarf es des Eingehens in einige praktische Einzelheiten.

Das Wichtigste ist die Verteilung der Geschäfte unter die verschiedenen Ministerien.

Zurzeit sind einige Ministerien zu sehr belastet, andre zu wenig. Die Zuweisung darf sich nicht nach den Eigenschaften der augenblicklichen Minister, sondern einzig nach der Beschaffenheit der Sachen regeln. Man soll nicht einen geistvollen Mann zu sehr beschweren und die Aufgabe eines Schwachkopfs erleichtern. Der eine wird entkräftet, um den andern zu schonen, und wenn die Personen wechseln, muß eine neue Verteilung vorgenommen werden. Das bringt Unordnung in die Geschäfte und giebt der Verwaltung einen unsichern Gang, der ihr alles Ansehen nimmt.

Das Finanzministerium zum Beispiel ist überlastet. Das Manufakturdepartement sollte nicht zu seinem Ressort gehören; es gehört notwendig zum Ministerium des Innern, dessen Chef durch das Wesen seines Amtes der Minister der nationalen Industrie ist. Dasselbe gilt vom auswärtigen Handel. Denn da es im Wesen eines Finanzministers liegt, immer so schnell wie möglich die Staatseinnahmen zu vermehren zu suchen, läuft er Gefahr, es zum Schaden des Handels oder sogar der Manufakturen zu thun und bedroht die Quellen, aus denen sein Nachfolger schöpfen könnte. Ich rede hier nicht von den Leuten, die das après nous le déluge im Munde führen, und der gegenwärtige Finanzminister[2]) ist sicher nicht von dieser Art. Aber jeder Mensch, der seine Stellung liebt, will sie möglichst in die Höhe bringen, und dieser lobenswerte Egoismus verführt oft auch die weisesten.

Der Minister des Innern hat zu wenig zu thun, obwohl er, wenn ihm die ihm zukommenden Aufgaben zugewiesen würden, einer der meistbeschäftigten sein würde.

Der innere und auswärtige Handel mit seinen verwandten Gebieten erfordert ein besonderes Ministerium; mit Unrecht ist dieser Verwaltungszweig gespalten. Dieses Ministerium (und das des Innern) soll ein Gegengewicht gegen das der Finanzen bilden. Das Departement der Verkehrswege und die Post gehören natürlich zu seinem Ressort. Das erstere von diesen hat jetzt seinen besonderen Chef, den Herzog von Württemberg,[3]) der nicht nur als Oheim des Monarchen, sondern auch wegen seines musterhaften Eifers, den er auf seinem Posten aufbietet, und wegen seiner für seinen Rang seltenen Kenntnisse, die er

[1]) Unterrichtsminister 1802 bis 1810. Anm. d. Herausg.

[2]) Graf Cancrin. Anm. d. Herausg.

[3]) Herzog Alexander Friedrich Karl 1771 bis 1833. Anm. d. Herausg.

in seinem Fache erworben hat, die Rechte, die er besitzt, sich zu erhalten verdient. Er wird seine Berichte nicht mehr dem Generalstab, sondern dem Handelsminister einzureichen haben.

Die fremden Konfessionen dürfen als solche nicht einem Ministerium unterstellt sein. Es reicht hin, daß die Zivilsachen, die zu diesen Konfessionen gehören, wie bisher ans Justizkolleg gehen, das vom Justizministerium abhängt. Ein Kultusminister ist immer versucht, sich in die Religion zu mischen, und hat tausendfache Gelegenheit dazu. Das führt nur zu Verwirrung und Klagen zwischen dem Ministerium und der Geistlichkeit. Eine Erfahrung von zwanzig Jahren beweist das ausreichend. Ist es übrigens gerecht, den protestantischen Ritus den Meinungen eines orthodoxen Ministers zu unterwerfen? Und selbst wenn der Minister zufällig Protestant wäre, wird er seine Meinung für sich haben und sie zum Schaden des Geistes des Protestantismus zur Geltung bringen wollen. Jeder, der in Religionssachen Macht hat, ist unduldsam. Seit dreißig bis vierzig Jahren hat die Liebe zur Religion in den protestantischen Ländern sehr bezeichnende Fortschritte gemacht, und man kann nicht sagen, daß dies durch die Bemühung der Regierungen geschehen ist, sondern vielmehr trotz ihrer Bemühungen. Die Epoche der Verwaltung des Ministers Wöllner in Preußen ist in den protestantischen Kirchen ganz Deutschlands noch unvergessen. Ueberlasse man doch die Sorge für den Gottesdienst der fremden Konfessionen der Geistlichkeit dieser Konfessionen! Alles ging in Rußland gut, solang das stattfand.

Der griechische Ritus, der Ritus der herrschenden Religion, dessen Klerus zwar einen weniger als bei den römischen Katholiken hervortretenden, aber sehr wirksamen politischen Einfluß, dank der großen Masse, auf die er wirkt, ausübt, ist durchaus nicht einem Ministerium, sondern seiner unabhängigen Synode unterworfen. Warum nicht dem protestantischen Kultus das gleiche Recht zugestehen? Die Katholiken haben sogar ihr Konkordat, durch das die Bischöfe von der römischen Kurie abhängen.

Die Diener des protestantischen Kultus haben keinen politischen Einfluß. Die Konsistorien, heute wie früher aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, reichen hin, den Geschäften obzuliegen, und für wichtige Fälle, die einen größern Meinungsaustausch erfordern, läßt sich leicht eine Synode konstituieren, die aus den Superintendenten von Kurland, Livland, Estland, beiden Finnland, Ingermanland und Sjaratow gebildet wird und alle fünf Jahre in Petersburg auf Kosten der Krone zusammentritt und ihre Wünsche durch den Justizminister dem Monarchen unterlegt. Kein Generalkonsistorium, das nur unnütze Kosten und Diskussionen wie ein Ministerium verursachen würde! Die Protestanten Rußlands haben niemals den Hang nach Ausbreitung gezeigt und sind wohl zufrieden, wenn sie bewahren, was sie haben. Die massige Größe Rußlands und die Energie der Regierung würden ihnen Scheu einflößen, wenn sie solche Gedanken fassen wollten.

Der römisch-katholische Kult kann von Synoden absehen; seine Formen sind

unveränderlich, und was die Bekehrungswut anlangt, von der er nie lassen wird, ist es Sache der Polizei, sie zu unterdrücken. Die Generalgouverneure werden sich ihrer leicht entledigen.

Unter dem Namen der Polizei sind drei völlig verschiedene Verwaltungszweige miteinander vermengt. Der eine hat die öffentliche Sicherheit hinsichtlich des Physischen zum Zweck, der zweite bezweckt die Sicherheit von Personen und Eigentum gegen Angriffe auf diese und sollte Korrektivpolizei heißen; der dritte ist die Medizinalpolizei. Beide letzteren Bezeichnungen sind schon im Gebrauch. Die physische Polizei wacht über die Beleuchtung der Städte, über Pflasterung, Schadenfeuer, Ueberschwemmungen. Sie gehört mit der Medizinalpolizei zum Ressort des Ministeriums des Innern. Die Korrektivpolizei, die auch die hohe Polizei (die unmittelbar über die Sicherheit des Staates wacht) in sich schließt, gehört zum Geschäftskreis des Justizministeriums, dessen Oberaufsicht um so notwendiger ist, als diese Polizei mit Kraft und Raschheit handeln muß.

Die Bittschriften der Armen und Unterdrückten sind eines besonderen Ministeriums wert, das zwei Departements haben sollte. Der Kaiser von Rußland kann nicht öffentliche Audienz erteilen, die nur eine Formalität wäre, welche ihn für alles Gute, das er nicht thun kann, verantwortlich machte.

So möge er mit besonderer Aufmerksamkeit prüfen, wie viel Bedeutung er dieser heiligen Sache beilege!

Die Zahl der Ministerialräte soll möglichst gering sein. Nur das Unterrichtsministerium wird eine Ausnahme erfordern. Es wird ebenso viele Glieder haben, als es Kuratoren der Akademien und Universitäten giebt.[1]) Aber diese werden nur ein Drittel der Bezüge der andern Räte genießen, auf Grund ihrer geringeren Arbeit und weil diese Glieder Zeit haben, sonst zu dienen. Alle andern Räte können keinen weitern Posten bekleiden.

Das kaiserliche Haus ist eine häusliche Angelegenheit und sollte nicht unter die Zahl der Ministerien gerechnet werden. Denn Ministerien haben nur die öffentliche Verwaltung zum Gegenstand. Uebrigens ist der Kaiser Herr, dem Vorsteher seines Hauswesens den Titel zu geben, der ihm gut dünkt.

Der Kaiser hat eine zu ausgedehnte Kanzlei, die er nur beschäftigen kann, wenn er selbst die Verrichtungen eines Ministers auf sich nimmt. Das ist mit seinem höchsten Beruf unverträglich, nimmt ihm zu viel Zeit und schwächt seine Kräfte durch ihre Teilung. Nach der Organisation der Ministerien wird er allem mit zwei Sekretären gewachsen sein, einen zum Entwurf der Immediatbefehle, den andern zu Auszügen. Jeder muß zwei Schreiber haben. Der Kaiser selbst wird das Beispiel zur Einschränkung des Kanzleiwesens geben.

Aber was jeder Monarch wesentlich nötig hat, ist ein *vertrauter Rat*, mit dem er alle Dinge besprechen kann, die er nicht vor besonderer Prüfung entscheiden will. Es ist unglaublich, wenn man es nicht selbst erfahren hat,

---

[1]) Alle Universitätskuratoren hatten derzeit ihren Sitz in St. Petersburg. Anm. d. Herausg.

von welchem Werte solche durchaus freie Erörterungen mit einem in der Sache nicht interessierten Manne sind. Dieser geheime Rat, dessen Name nur ein Titel geworden, während das Wesen verloren ist, muß sehr gewissenhaft gewählt werden, ein gut organisierter Kopf und eine ehrenhafte Seele. Um die Reinheit seiner Gesinnungen zu bewahren, muß er wissen, daß er niemals höher steigen kann und daß der Kaiser ihm nie Geldgeschenke oder Auszeichnungen verleihen wird. Der Kaiser wird wissen, ihn auf andre Weise an sich zu fesseln. Uebrigens wird nicht dieser Rat die Arbeit machen; der Kaiser soll sie sich durchaus vorbehalten.

Die Verminderung der Beamten ist ein allgemein empfundenes Bedürfnis. Doch muß den verabschiedeten Beamten ihr Gehalt wenigstens drei Jahre gelassen werden oder bis sie einen entsprechenden Posten gefunden haben.

Zunächst darf der Minister nicht eine besondere Kanzlei haben, sondern nur einen Sekretär und einen Schreiber für seine Privatarbeiten. Er soll sich immer erinnern, daß er sich nicht von seinem Conseil isolieren darf. Jedes Departement wird einen Chef haben, einen Kanzleichef und eine hinreichende Zahl Schreiber. Der Departementschef wird die Sachen arbeiten, welche ans Conseil des Ministeriums gehen, der Kanzleichef alles expedieren, was vom Ministerium ausgeht, und die Arbeit den Schreibern zuweisen, die wie jetzt an mehreren Tischen nach der Beschaffenheit der Sachen verteilt sind; aber diese Tische werden keine besonderen Vorsteher haben. Das wird die Departements- und Kanzleichefs zur Arbeit nötigen, die nicht ihre Kräfte übersteigen wird, wenn man das Unnütze beiseite läßt.

Die Verminderung der Arbeit und der überflüssigen Papiere ist ein tägliches Unterhaltungsthema im Publikum und in der Verwaltung selbst, schon unter dem Kaiser Alexander. Aber bis heute hat sich die unnütze Arbeit vermehrt, und die Papiere haben sich ins wunderbare gehäuft. Eine durchgreifende Maßregel thut endlich not. Doch sehen wir zuvor, welcher Art diese unnützen Papiere sind. Da sind vor allem die, die aus der Vorsorge fließen, Veruntreuungen aller Art zu verhindern. Man glaubte — man wollte den Monarchen glauben machen — daß kraft an die Unterbehörden gestellter Fragen und kraft ihrer zu bestimmter Frist eingereichten Berichte man die Unterdrückung des Betrugs erzielen könnte. Ueberdies wollte man durch die Tausende von Kanzleinummern eine Vorstellung von der ungeheuren Thätigkeit der ersten Staatsbeamten geben, von denen es physisch erwiesen ist, daß sie nur den vierten Teil der Papiere lesen konnten. Der Kaiser selbst hat jüngst die Zahl der unnützen Berichte durch die Anordnung vergrößert, daß monatlich ihm über die Ausführung aller seiner Befehle berichtet werde. Schon jetzt sitzen die Kanzleien während der letzten sechs bis sieben Tage des Monats das Doppelte der gewöhnlichen Zeit, um dieser Verordnung zu gehorchen, und da eine große Zahl dieser allerhöchsten Befehle im Laufe eines Monats oder sogar mehrerer nicht ausgeführt werden kann, ist man genötigt, mehrere eingehende Berichte in derselben Sache abzufassen. Wird die Kaiserliche Kanzlei zu dieser Lektüre ausreichen und der

Kaiser zu den Berichten seiner Kanzlei, wenn diese Nutzen schaffen sollen? Und wenn das unmöglich ist, werden die Kanzleien und Unterbehörden das nicht lange wissen und ihre Berichte nach dieser Ueberzeugung einrichten? Der Kaiser hat nur ein Mittel, aus diesem Labyrinth von Ungewißheiten herauszukommen: die Organisation der Ministerien, die ihm gestatten, Vertrauen zu haben. Jetzt geht er in der Finsternis des Mißtrauens.

Einer der Gründe, die dem Anschein nach die Vermehrung der Arbeit erklären, findet sich in den allgemeinen Berichten, die jährlich und monatlich eingereicht werden müssen. Gegen das Ende jedes dieser Zeitabschnitte haben die Kanzleien doppelte und dreifache Arbeit, zu welcher die Kräfte, welche die laufende Arbeit bewältigen, unmöglich ausreichen können. Diese Berichte müssen um so mehr aufhören, als sie ins einzelne gehen, nicht nur um die Arbeit zu verringern, sondern weil kein Vorgesetzter sie zu lesen vermag. Nur die Papierfabriken gewinnen dadurch. Jede Behörde soll der übergeordneten am Jahresschlusse eine Uebersicht des Standes der Dinge ihres Geschäftskreises geben, aber nur eine Uebersicht, während die Daten in einem besonderen Buche, das die Ergebnisse zusammenfaßt, sich anhäufen mögen. Die Jahresberichte der Dorpater Universität an das Ministerium der Volksaufklärung könnten als Muster dienen.

Um diese Verminderung der Geschäfte und unnützen Papiere zu bewirken, hätte der Kaiser ein Mittel in der Hand: das wäre, nach vollzogener Organisation der Ministerien, der Befehl an jeden Minister, binnen vierzehn Tagen ihm die zur Verminderung der Geschäftslast geeigneten Maßnahmen zu unterlegen. Jeder dieser über die wichtige Frage vorgelegten Pläne wird ein Licht auf die andern werfen und den Kaiser in den Stand setzen, selbst sie zu verbessern oder durch die Minister verbessern zu lassen, was in den einzelnen Fehlerhaftes sich findet.

*

Nach dieser Darlegung der Grundsätze der Reorganisation sei es dem Verfasser zur Abrundung seiner Arbeit wie zur praktischen Ueberschau gestattet, zwei Gesetzentwürfe anzuschließen. Sie führen in die Einzelheiten der Verteilung der Geschäfte unter die verschiedenen Ministerien und Departements eines jeden einzelnen. Sie bedürfen der Nachsicht, soweit sie die Ministerien des Auswärtigen, des Kriegs und der Marine angehen, weil der Verfasser deren gegenwärtige Organisation zu wenig kennt und er sich nicht über sie zu unterrichten vermochte, ohne Gefahr zu laufen, sich zu verraten. Die Abneigung gegen eine Lücke in dieser Arbeit hat allein ihn dazu bewogen, diese drei großen Geschäftsgebiete nicht mit völligem Schweigen zu übergehen, da er überdies hofft, daß dieser Versuch, so unvollkommen er sein mag, doch einige Gesichtspunkte enthält, die der Kaiser geruhen werde nicht zu verwerfen.

— —

Ueber die Aufnahme der Denkschrift meldete Graf Alexander Benckendorff am 28. November (10. Dezember) d. J. dem Verfasser, daß der Kaiser ihm

danke und ihn bitte, in der Mitteilung seiner scharfsinnigen Beobachtungen fortfahren zu wollen, die Seine Majestät immer mit der gleichen Befriedigung lesen werde, da er ebenso den tiefen und erfahrenen Geist, der sie ihm eingebe, wie die Wahrheit, die sie kennzeichne, in vollem Werte schätze. „Ja," fügte Benckendorff hinzu, „diese ungeschminkte Wahrheit liebt Seine Majestät zu hören und ihr leiht er so gern sein Ohr."

In der That war Nikolaus I. kraftvoll genug, die Wahrheit und, wie die Leser gesehen, starke Wahrheiten zu hören. Aber oft nahm er sie in sich auf, ohne sie sich anzueignen, und es bleibt sehr fraglich, ob er sie als objektive Wahrheit, die ins Leben zu führen seine Pflicht und zum Wohle des Staates sei, erkannte. Viel spricht dafür, daß er die wohldurchdachten Darlegungen einer ihm so achtungswerten Persönlichkeit, wie Parrots, als höchst schätzbare Gesichtspunkte für seine eigne Beurteilung des Staatswesens und seiner Verwaltung gar nicht mehr missen mochte, aber freilich weit entfernt war, ihnen maßgebenden Einfluß auf seine Regierungsweise einzuräumen. Wie er dem Verfasser der Denkschrift freieste Kritik über sich selbst, seine Regierung und deren Organe und Gehilfen gestattete, so hat er auch wieder seine Kritik an den Anschauungen, mitunter an den Kenntnissen der Denkschrift ausgeübt. Diese Lage hat Parrot oft nicht erfaßt, wie er denn in seiner Antwort vom 2. (14.) Dezember auf die huldvolle Aufnahme seiner Schrift offen bekennt: „Aber ich gestehe, daß ich nicht ganz den Sinn dieser gnädigen Erwiderung fasse. Ich hatte den Wunsch bezeigt, des Glückes teilhaft zu werden, mit Ew. Majestät persönlich die Denkschrift diskutieren zu dürfen. Denn nur in der mündlichen Erörterung treten die Unvollkommenheiten eines Plans deutlich hervor und lassen sich ausgleichen." Er denkt gleich an die Verwirklichung seiner Gedanken, so bereit er auch ist, im einzelnen Irrtümer zuzugeben und zu Aenderungen die Hand zu bieten. Aus der Anerkennung seiner Arbeit und des aus ihr redenden Geistes schloß er gleich auf die Absicht ihrer praktischen Verwertung. Dem Kaiser selbst und dem Menschenmaterial, über das dieser zu verfügen vermochte, hatte er in seinem unverwüstlichen Optimismus zu viel zugetraut, das Schwergewicht der rudis indigestaque moles des Bestehenden zu gering geschätzt. Das Schweigen des Monarchen gegenüber seinem Wunsche hielt ihn nicht ab, ein Jahr später, als Nikolaus aus dem Türkenkriege heimgekehrt war, im November 1828, den zweiten Teil seines Verfassungsplanes, die Reform des Reichsrats, einzusenden.

Atelier-Plaudereien.

Von

A. Okolicsányi.

War das eine reizende Epoche in der Kunstwelt Wiens, die unvergeßlichen siebziger Jahre. Wir nannten sie schlechtweg die zweite Renaissance, und wahrlich der Name war bezeichnend.

Wie pulsierte das neue Leben in der alten Donaustadt! Die Basteien waren verschwunden, an allen Ecken und Enden regte sich ein frischer Geist des Schaffens. Das Parlamentshaus, das Rathaus, das Opernhaus und Burgtheater, die Kunstmuseen! Und hunderte von sonstigen Bauten, fast durchgehends monumental. Wo ein Platz frei blieb, liebliche Parkanlagen oder prachtvolle Reiterstatuen. Und welche Namen traten in den Vordergrund! Nach Fernkorn, ein Hasenauer, ein Makart, ein Zumbusch. Dies die Fixsterne, um welche sich zahllose Satelliten scharten. — Wer wüßte sie in der Eile aufzuzählen, die Alten und die Jungen, die wetteiferten miteinander im Drange, ihr Bestes zu leisten. Und wie gut war dieses Beste, wie reicherfüllt war die Atmosphäre von Keimen einer großen Zukunft!

Auch an zugewanderten fremden Sternen, die zu jener Zeit vorübergehend am Wiener Kunstfirmamente erglänzten, gab es gar manchen zu sehen: Semper, Lenbach und viele andre.

Den unvergleichlichen, für die Epoche höchst charakteristischen Mittelpunkt dieser Heroenschar bildete unstreitig das im alten Gußhause eingerichtete Atelier Makarts, des kleinen Riesen, des zweitgrößten Schweigers unsrer Zeit.

Wie viele herrliche oder ruhig gemütliche Stunden verbrachte ich nicht in diesem Zauberraum, ich und so viele andre!

Von neun Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags war das kleine, niedliche Männchen mit dem mächtigen Haupte, der Denkerstirn und dem blitzenden Auge, in der Sammetjacke und weiten Kniehosen, mit leibhaftigen Anstreicherpinseln und einer Riesenpalette bewaffnet, vor der großen Seitenwand anzutreffen, welche Catharina Cornaro, der Ariadne Zug auf Naxos oder Karls V. Einzug in Antwerpen von der Decke bis zum Fußboden bedeckte.

Dieser gegenüber unter dem Kontrollspiegel, mit einem bequemen orientalischen Diwan versehen und hinter malerischer Draperie halb versteckt, befand sich der kosige Winkel, in welchem behaglich hingestreckt, eine Havanna rauchend, ich mit dem Auge den kühnen Strichen des Meisters stundenlang folgen durfte. Oft aber ließ der große Hans sein der Vollendung nahes Kunstwerk schnöde im Stiche, um sich mit gewohnter Energie auf kleine Spielereien zu werfen. So fand ich ihn einst, als die Ausstellung schon vor der Thüre war und seiner

Ariadne harrte, mit Dekorierung von Ostereiern beschäftigt, die einer oder der andern seiner Gömerinnen zum Angebinde bestimmt waren. Allerdings handelte es sich auch da nicht um niedliche Produkte des heimischen Hühnerhofes, Geringeres als Straußeneier würdigte unser Hans keines Pinselstriches. Ein andresmal war die Riesenleinwand an der Seitenwand vergessen, weil Makart, entrüstet über stümperische Illustrationen der Götterdämmerung aus Bayreuth heimgekehrt, einige Tage auf die kühnsten Walkürenritte und so weiter verwendete, mit deren fantastischen Gestalten in Grisaille er Lust fand, wohl ein Dutzend kleiner Leinwande zu bedecken. Und erst wenn ein Kostümfest in Aussicht stand, bei sich oder im Künstlerhause! da war an keine ernste Arbeit zu denken. Das große Atelier, in eine Schneiderwerkstatt verwandelt, bot ein Bild buntesten Treibens. Wie ein Gnom schlüpfte Makart bald hinter eine Näherin, der er kostbare Stoffe und Spitzen in den Schoß warf, bald verschwand er in einem seiner Riesen-Renaissanceschränke, um aus deren unerschöpflichem Brunnen neuen Vorrat zu schaffen.

Handelte es sich um ein Fest im eignen Atelier, da war er mit Hammer und Nägeln überall bei der Hand, wo eine Draperie festgemacht werden sollte. Er kauerte am Boden oder balancierte auf einer hohen Leiter anscheinend planlos hämmernd und klopfend; doch hatte er so eine Zeit gewirkt, da bot sich den Blicken des müßigen Zuschauers ein wie durch Zauber entstandenes Bild voll Farbenpracht und Linie, der passende Tummelplatz für eine durchaus moderne Gesellschaft, die berufen war, irgend eine malerische Epoche der Kunstgeschichte möglichst treu wiederzugeben. — Für die Gäste war es bloß eitel Lust und Freude, die so vorbereitet wurde, für den Hausherrn aber ein neuer Quell künftiger Leistung. Makart schuf sich mit diesen Festen Eindrücke; er nahm die Farben und Linien, die sie darboten, in sich auf, um vielleicht am nächsten Morgen schon mit Pinsel und Farbe für deren Verewigung zu sorgen.

Makart eröffnete übrigens die herrlichen Räume seines Ateliers auch ohne spezifischen Kunstzweck.

Jede in Wien durchreisende Größe konnte auf des Meisters prunkvolle Gastfreundschaft zählen.

Noch sehe ich, wie eines Abends aus der bunten Menge der Geladenen drei gewaltige Stirnen mir entgegenleuchten: Richard Wagner, Hans Makart und Andrássy!

Letzterer war ein gar fleißiger Besucher des Ateliers.

Das Große zog Andrássy an, wo immer es sich ihm darbot. Auch war es für ihn eine Wohlthat, sich aus den Wogen des immerhin einseitigen politischen Lebens in die Sphären des Idealismus zu flüchten, dessen Walten auf dem Gebiete der Kunst er um so mehr huldigte, je strenger er es aus jenem des eignen Handwerkes verbannt hat.

Mit Porträts verlor Makart wenig Zeit, nicht als ob er sich dieser edlen Branche seiner Kunst entzogen hätte, aber er schüttelte sie förmlich aus dem Aermel. Eine, zwei Sitzungen genügten, um ein Bildnis zu schaffen, das zwar

sprechend ähnlich war, das Original aber meist durch phantastisches Kostüm in ein fernes Zeitalter entrückte.

Noch sehe ich eine kühne Renaissance-Jägerin vor mir mit einem Falken auf der Rechten, welch letzterer im Laufe einer halben Stunde, während meines Besuches bei Tilgner im kleinen Atelier, in eine herrliche, mit Elfenbein reich besetzte Arkebuse verwandelt wurde. Mannigfach waren die Metamorphosen, denen Makart nahezu vollendete Gestalten mit verblüffender Schnelle unterzog. So war einst die blendend weiße Haut der Kleopatra mit grünen Reflexen im Handumdrehen förmlich tätowiert, — weil ein Palmenbaum vor dem Atelierfenster von heißen Sonnenstrahlen durchleuchtet, solche zufällig auf die Leinwand warf. Später erst mußte als Motivierung dieses optischen Wunders besagter Palmenbaum in eigner Person auf Kleopatras Nilschiff verpflanzt werden. Tags darauf unter dem Einflusse eines bleichen Winterhimmels, waren von der Leinwand Palme und Reflexe wieder verschwunden. Ein andresmal fand ich den gestern noch stahlgrauen Sammetanzug des auf der Strickleiter zu Julien hinauf kletternden Romeo in schönstes Violett verwandelt. Ein Blick auf die vom Monde hell erleuchtete Mauer zeigte mir aber auch dort Spuren der rötlichen Lasur, welche Makart lachend erst dann wegzukratzen sich bequemte, als ich ihm zu bedenken gab, er hätte seinem Helden denn doch einen Stoff spenden können, der nicht so unverschämt abfärbt.

Aber nur selten durfte während der Arbeitsstunden der träumerische Dunstkreis, mit welchem der Meister sich umgab, durch einen banalen Kalauer entheiligt werden. Meist vergingen Stunden, ohne daß ein Wort gewechselt wurde.

Auch die gesprächigste Weltdame ward zur Bildsäule verwandelt, sobald sie, durch des Meisters kundige Hand entsprechend kostümiert, auf der Modellbank thronte.

Kürzlich noch wurde ich durch Gräfin P. an eine Scene erinnert, die mich voll in jenen Zauberkreis versetzte.

Hans malte an seiner Catharina Cornaro. Die reizende Frau X. saß in reichem altvenetianischem Kostüm Modell zu einer der Hofdamen, und Liszt am Klavier, die Scene mit himmlischen Tönen begleitend. Ich war wie gewöhnlich auf meinen Observationsdiwan hingestreckt. Das den Eingang schirmende Gobelin ward von zarter Hand gehoben, und an der Schwelle blieb die Erzählerin, Gräfin P., eine herrliche Frauengestalt, wie verzaubert stehen, um den Eindruck des sich darbietenden Gesamtbildes in sich aufzunehmen. Für mich bleibt dieser Eindruck doppelt unvergeßlich, da es mir vergönnt war, auch noch die Lauscherin zu belauschen.

An Zeichnung und unhaltbarer Farbe mag kritteln, wer will; die kühnsten Träume auf ja und nein glänzend zur Anschauung zu bringen, war selten ein Künstler im stande wie Makart.

Er arbeitete nicht, er schwelgte im Malen, und wer ihm zusah, mußte mitschwelgen.

Wie leicht es ihm zu jener Zeit wurde, die Kosten seines fürstlichen Auf-

wandes zu bestreiten, mag folgende verbürgte Anekdote beweisen: Die Ariadne, ursprünglich zur Bühnen-Courtine bestimmt, erwies sich, in Oel gemalt, zu diesem Zwecke nicht brauchbar. Nahezu vollendet, prangte sie als Hauptzierde des Ateliers auf der langen Wand, als ein älterer Herr, von einem Fremdenführer geleitet, eintrat. Nach einem kurzen Rundgang frug er den Meister, was das Bild koste. Makart entgegnete, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, fleißig weiter pinselnd, halb verständlich über die Schulter hinweg: 40000 Gulden. „Aw 40000 Gulden," (zum Führer): „How much is that? 40000, aw! I aben aber not 40000 Gulden, I aben nur 60000; Sie müssen mir for the rest noch etwas malen." Rasch wurde man handelseinig. Makart malte dem reich gewordenen, wenn ich mich recht erinnere, schottischen Buchhändler oder Buchbinder den Plan einer zu erbauenden Galerie mit der Ariadne auf einer der Schmalseiten. Lenbach erhielt den Auftrag, Makarts Porträt für besagte Galerie zu malen, und kurze Zeit später war bereits der Karton Karls V. auf der langen Wand des Ateliers zu sehen.

Um der Gunst des Mitschwelgens beim Malen zuweilen teilhaftig zu werden, mußte man Makart aber auch in seinen Mußestunden zur Seite stehen. Des Nachmittags verschiedene Ausflüge meist mit einer Croquetpartie zum Ziele, des Abends die Bierkneipe, mit und ohne Kegelspiel, waren Vergnügungen, die man mit dem Meister häufig genug teilen mußte, wollte man nicht bei ihm in Vergessenheit geraten.

So fuhr ich mit meinem unvergeßlichen Hans an einem heißen Sommernachmittage nach Hietzing zu Frau Wolter (Gräfin O'Sullivan).

Wir trafen die große Künstlerin in schlichtem Gewande unter der Linde ihres Hofes sitzend, umgeben von ihren Lieblingshühnern, beim Nachmittagskaffee.

„Aber Kinder, was sucht ihr bei mir, wißt ihr denn nicht, daß ich spiele?" Das Coupé stand auch schon zum Einspannen bereit, und wir mußten beschämt eingestehen, den Theaterzettel nicht konsultiert zu haben. Nun verlegten wir uns in unsrer Croquetleidenschaft pflichtvergessen aufs Bitten. „Melden Sie sich krank!" — „Was, krank soll ich mich melden? Und mein armes Publikum, das bei fünfundzwanzig Grad Réaumur bereits in den dumpfen Räumen des Burgtheaters auf mich harrt, ich sollte es enttäuschen? Nein, Kinder, das giebt es nicht bei der Wolter! Ein andresmal guckt fleißig aus, ob ich auch frei bin."

Und so mußten wir uns mit der huldvoll verabreichten Gabe je einer von Frau Charlotte selbst gepflückten Rose begnügen und beschämt wie bekümmert die Heimfahrt antreten.

Auch im schlichten Familienkreise, in Gesellschaft der braven Mutter, der putzigen alten Dame, wie Lenbach sie nannte, der Schwägerin und den reizenden zwei Kindern Makarts, war es mir zuweilen vergönnt, einige behagliche Stunden zu verleben. Wie in der großen Welt, so erschien der Meister auch hier sehr verschieden. Oft hörte man seine Stimme den ganzen Tag über kaum, während

zuweilen der Strom seiner Rede gar nicht aufzuhalten war. So sagte ihm einst beim Dessert eines langen Diners seine Tischnachbarin, die berühmte Gallmeyer, nachdem er sich an zwei Stunden ausgeschwiegen hatte: „So, mein lieber Hans, und jetzt reden wir von etwas anderm.“ Eines Abends hingegen kam man in der Kneipe zufällig auf die Institution der Fideikommisse zu sprechen. Wir waren nur mehr zu dritt, der verstorbene Fürst R. L., ich und Makart. Nachdem wir ersteren uns zwar nur flüchtig, aber unumwunden *für* dieselben bekannt hatten, ließ uns Makart bis zwei Uhr morgens nicht nach Hause oder auch nur zu Worte kommen, um nachzuweisen, — *daß wir Recht hatten*.

Wie populär Makart war, beweist der Andrang der schönsten Frauen aller Klassen der Gesellschaft zum Dienste auf der Modellbank. Die herrlichen Kostüme, Spitzen und Geschmeide, welche der Meister im Vorrate hatte und den Auserwählten verschwenderisch zur Verfügung stellte, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm die passive Hilfe der schönsten Augen und Gesichtsformen zu sichern. Doch war er ziemlich wählerisch, und wer ihm nicht zu Gesichte stand, pochte vergebens an seiner Thür. So scheiterte auch meine Vermittlung zu Gunsten eines schönen italienischen Kavaliers, der glattgestriegelt im Atelier erschien, um sich für den Ahnensaal seines Stammschlosses durch Makart verewigen zu lassen. Hans murmelte, an mich gewendet, in den Bart: „Der sieht ja aus wie ein Friseur, den mal' ich nicht.“ Der den genannten schönen Herrn begleitenden Gattin hingegen hatte der Meister nicht üble Lust, einige Sitzungen zu gewähren, obgleich sie sich in einem Zustande befand, der bevorstehende Mutterfreuden unzweideutig erkennen ließ. „So ist ja eine schöne Frau am schönsten,“ meinte Makart. Aber das edle Paar war andrer Ansicht — und die Verhandlungen zerschlugen sich.

Im Gewinnen des richtigen Modells hatte Tilgner einst einen recht unliebsamen Erfolg zu beklagen. Er bedurfte zur Vervollständigung einer seiner Frauengestalten eines schönen Frauenfußes, den das sonst gut entsprechende Berufsmodell nicht bot. Bei einer eleganten, recht prüden Dame meinte der bereits sehr geschätzte Bildhauer das Richtige gefunden zu haben, und er bemühte sich wochenlang um die Gunst, einen Gipsabguß ihres rechten Fußes machen zu dürfen.

Endlich ward ihm gestattet, in Begleitung eines mit Gips, Wasser ꝛc. versehenen Handlangers in das Boudoir der schönen Frau zu dringen. Opferbereit saß die holde Dame in eleganter Morgentoilette auf einem tiefen Sopha, und mit geschlossenem Auge, den Kopf in einem weichen Kissen vergraben, streckte sie nach nochmals wiederholten inständigen Bitten seitens des Künstlers zaghaft das so heiß ersehnte Füßchen hervor. O Himmel, was kam da zum Vorschein! Eine plumpe, blutrote Fleischmasse mit verkrüppelten Zehen und den deutlichen Anzeichen langjährigen Fußbekleidungs-Martyriums. Tilgner war so erschrocken und enttäuscht, daß ihn die Geistesgegenwart im Stiche ließ, und anstatt das gebotene, wenn auch nicht entsprechende Geschenk dennoch anzunehmen, sprang

er entsetzt auf und raste unter dem Vorwande, irgend eines zum Abguß notwendigen Gegenstandes zu entbehren, zum Tempel hinaus.

Während Makart das große Atelier des alten Gußhauses unsterblich machte, überließ er die beiden kleinen Neben-Ateliers zeitweilig verschiedenen Kunstgenossen. Dort sah ich abwechselnd die Gebrüder Charlemont, die uns kürzlich entrissenen Tilgner und Leopold Müller, besonders lange aber Lenbach den Einzigen schaffen. Ein fast täglicher Gast in diesen heiligen Räumen war damals Oberst, später General v. Berres, der von seinen kühnen Reiterangriffen, kaukasischen Reiseerinnerungen und sonstigen lebensvollen Arbeiten herüberkam, um sich an den Werken der Freunde und ihrem Geplauder zu ergötzen. Selten begegnete ich einem Künstler, der sich der Erfolge seiner Genossen so aufrichtig freute wie dieser hochverdiente Mann. Besonders aber mit Makart trieb er einfach Fetischismus. So sagte er einst, begeistert von einer farbenprächtigen, leicht hingeworfenen Skizze: „Unser Hans ist einfach ein Zauberer."

Auch Huber und Architekt Karl Kayser gehörten zu den Intimen des Makartschen Ateliers. Ersterer trug mit seinen kurzen trockenen Bemerkungen nicht wenig bei zur Lösung irgend einer ästhetischen Frage, denn er besaß eine selten scharfe Empfindung für Harmonie.

Noch muß ich zweier Männer gedenken, wenn auch gesondert, wie sie von den Kunstgenossen zu jener Zeit auch gesondert lebten und wirkten: unsers schon damals gesuchten, heute weltberühmten Angeli und des gleichfalls hochbegabten, aber für Männer vom Fache unzugänglichen und leider unverträglichen Canon. Ersterer war immer der beste Kamerad, wurde aber durch seine Spezialität, das Porträt, so sehr in Anspruch genommen, daß er sich von dem übrigen Treiben der Kunstwelt fern halten mußte. Auch war er als vorzüglicher Familienvater an den eignen, höchst komfortablen Hausstand gebunden.

Letzterer hauste zu jener Zeit in einer kleinen, unordentlich gehaltenen, fast schmutzigen Kammer, in welcher er, vor der Staffelei am Boden kauernd, in höchst persönlicher Manier verschiedene alte Meister oft mit größter Virtuosität unbewußt nachzuahmen bestrebt war.

Canon hat wirklich Großes geleistet neben vielem ganz unglaublich Kindischem. Wenn er heute als gottbegnadeter Künstler erschien, war er morgen nichts als ein begabter Dilettant. Verbittert, voller Marotten, mit Abfassung, wie er meinte, philosophischer, aber in Wirklichkeit bloß feindselig polemischer Abhandlungen beschäftigt, die vollständigste Verkörperung kränklicher Rechthaberei. Und dennoch, wie viele Kunstwerke mit dem Stempel der edelsten Ruhe hat er nicht geschaffen! Ein merkwürdiger Widerspruch im inneren und äußeren Menschen! Canon fühlte sich in der frischen, lebensfrohen, aber auch ernsten und hohen Atmosphäre der damaligen Künstlerwelt Wiens isoliert. Für ihn hätte eher das Pariser Bohèmeleben gepaßt, mit seiner abwechselnden Verzückung und Verzweiflung, den sich niemals versöhnenden Extremen, deren Kampf zwar Großes gebiert, aber den einzelnen zum Tyrannen stempelt oder zum Sklaven. In Wien war Idealismus

mit Realismus gepaart, und für das bloße nach Luft Schnappen fehlte es an Raum und Zeit.

Es war dies eben die Gründer-Epoche, die später gar manche Katastrophe verschuldete, damals aber schuf, nichts als schuf, allerdings mit goldenem Korne auch manches schädliche Unkraut.

Auch die Künstlerwelt stand unter dem Einflusse dieser Richtung. Einerseits hatte man die Empfindung, diese Zeit des leichten Gewinnes von vielleicht nur kurzer Dauer materiell ausnützen zu sollen; andrerseits war aber der Wettkampf um lohnende Arbeit eine Triebkraft nach den Höhen wirklicher Kunst.

Die Palme zu erlangen war nicht leicht, die Gefahr, durch materiellen Mangel unterzugehen, nicht groß, und so waren Selbstüberhebung und Verzweiflung gleichmäßig ausgeschlossen. Hieraus entwickelte sich ein handwerksmäßiger Fleiß, mit etwas Goldfieber untermischt, und Weltschmerz sowohl wie Lebensübermut waren ausgeschlossen.

Ernstes Schaffen und harmlose Heiterkeit waren das charakteristische Merkmal jener Epoche, welches nicht nur der bildenden Kunst, sondern auch den andern Kunstzweigen aufgedrückt war.

Die Empfänge bei Dingelstedt, Standthartner, die vielen Salons der haute finance und einige wenige der Aristokratie, besonders aber in oft später Nachtstunde das Bierhaus, zeugten davon.

Ein kleiner, auserwählter Kreis von Weltmännern und Künstlern versammelte sich mit Vorliebe in einem dieser gastlichen Häuser, dessen Herrin selbst Musikerin war. Köstlich war unter anderm der vierhändige Vortrag vom Blatte eines Schubertschen Marsches durch Liszt und Rubinstein, dem ich Gelegenheit hatte dort beizuwohnen. Ersterer schien sich mehr um die Augen der begeisterten Zuhörerinnen als um das ihm unbekannte Manuskript zu kümmern. Trotzdem aber war er seiner Sache so sicher, daß er das Tempo mehr und mehr verschärfte, bis dem begleitenden Rubinstein die hellen Schweißtropfen über die Wangen rollten.

Köstlich waren in den Ruhepausen die Wortturniere beim Thee, an denen sich nebst Semper, Wilbrandt und andern auch die Hausfrau lebhaft beteiligte. Hier wurde über alles mögliche und unmögliche verhandelt. Die Theorie Darwins, unter anderm, erweckte eines Abends die heftigste Diskussion. Als man einen anwesenden Diplomaten um seine Ansicht befragte, meinte er mit ruhigem Ernste: „Je pense que Darwin n'est qu'un vil flatteur.“ Die schlagfertige Antwort einer der anwesenden Damen war: „Donc vous êtes moins qu'un singe.“

Der Kulminationspunkt dieser Kunstepoche war der zum 25. Regierungs-Jubiläum Seiner Majestät des Kaisers veranstaltete, von Makart organisierte und angeführte Huldigungsfestzug. Mir war es leider nicht vergönnt, diesem beizuwohnen, und im fernen Westen Europas mußte ich mich mit der kummervollen Freude begnügen, dessen Beschreibungen zu verschlingen. Die gehobene Stimmung aller Anwesenden teilte sich aber auch dem Verbannten mit, und häufig rang er vergeblich mit den Thränen der Begeisterung und Wehmut.

Und die Moral der Fabel? Sind die neunziger Jahre so schön, so herrlich, so thatkräftig, so hoffnungsvoll, wie die siebziger Jahre es waren?

Für andre vielleicht, bei uns aber, den wenigen noch lebenden Genossen jener herrlichen Epoche, trifft wohl das Wort des Dichters ein:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Von der Arbeitsstätte des Physiologen.

Von

Dr. S. S. Epstein.

II.[1])

Physiologische Untersuchungen am lebenden Menschen.

Welchen Menschen, der nicht gerade „vom Bau" ist, überkommt nicht beim Lesen der Ueberschrift ein gelindes Gruseln? Man pflegt sich gerne den experimentierenden Physiologen als eine Art verknöcherten, mitleidlosen, blutrünstigen Tierquäler vorzustellen, der mit aufgeschürzten Hemdärmeln und besonderem Wohlbehagen in den Eingeweiden eines noch lebenden Wesens herumwühlt.

Ich mache wirklich keinen Spaß! Aber es ist unglaublich, wie selbst hochgebildete Laien sich mit Abscheu wegwenden, wenn vor ihnen der Ausdruck „Vivisektion" auch nur erwähnt wird, und ich selbst kam oft in die Lage, meine ganze Ueberredungskunst und Zungenfertigkeit zusammenzunehmen, um den Leuten klar zu machen, daß der Vivisektor noch ganz andre Zwecke verfolge als lediglich denjenigen, zu erfahren, „wie viel ein Tier eigentlich im stande sei, an Schmerz zu ertragen."

Ja, dennoch — so unglaublich dies auch klingen mag — wird mit einem zu vivisezierenden Tier viel schonender und behutsamer umgegangen als etwa mit einem Menschen, dem beispielsweise ein Zahn gezogen werden soll, und dies nicht nur allein, um dem betreffenden Tier die Schmerzen zu ersparen oder zum mindesten auf das geringste Maß herabzusetzen, sondern weil die Aeußerung dieser Schmerzen, das Zucken, Zittern, die Abwehrbewegungen, Befreiungsversuche den Experimentator an seinen Beobachtungen nur behindern würden. Auch darf man sich nicht durch das in den Blättern und Blättchen so vielverrufene „herzzerreißende Jammergeheul" beirren lassen, welches Tag und Nacht in der Nähe physiologischer Institute zu vernehmen sein soll. Dieses Geschrei

[1]) Nr. I. siehe im Märzheft 1896.

ist nämlich zumeist rein reflektorischer Natur, was soviel sagen will, daß es von dem auf dem Experimentierbrett aufgespanntem Tier ohne jedwedes Dazuthun des Bewußtseins ausgestoßen wird; so ist es für den Physiologen eine täglich wiederkehrende Erscheinung, daß beispielsweise ein ohne Narkose aufgespanntes Kaninchen sich während der ganzen Dauer des Experimentes regungslos verhält, den Blick starr vor sich hingerichtet und keinen Laut vernehmen läßt, während dasselbe Tier in kräftiger Bromaethyl- oder Morphium-Narkose sich keinen Augenblick ruhig verhält, fortwährend erfolglose Flucht- und Befreiungsversuche macht und dabei nicht aufhört, das bekannte „herzzerreißende" Geschrei auszustoßen. Es scheint mir überhaupt, als ob unsre gebräuchlichsten Narcotica wie Chloroform, Aether, Bromaethyl, Morphium und in neuerer Zeit Oxyspartein nur auf Tiere von höherer Intelligenz prompt wirken, während niedriger organisierte Wesen, wie zum Beispiel Kaninchen, schon durch längeres Verbleiben in einer Zwangslage in einen somnolenten Zustand versinken, der, was Unempfindlichkeit anbelangt, mit jeder Narkose wetteifern kann. Nur zwei Versuche giebt es, bei denen das Tier wirklich körperlichen Leiden ausgesetzt ist, und zwar erstens diejenigen Experimente, bei welchen es sich darum handelt zu untersuchen, welcher Einfluß auf Herzthätigkeit und Puls vom Schmerz als solchen ausgeübt wird, zweitens sind es diejenigen Versuche — und diese sind nicht einmal vivisektorischer Natur — welche uns darüber belehren sollen, in welchem Maße der Hunger auf den Stoffwechsel wirkt.

Wie dem immer auch sei, kein halbwegs ernster Forscher wird den ganzen Antivivisektionsrummel ernst nehmen wollen, denn nur Blinde und Narren können es übersehen, welch enormen Nutzen der vivisektorische Teil der Physiologie der Menschheit gebracht hat. Ebensowenig wie der Studierende der Medizin je eine Ahnung davon haben wird, wie beispielsweise das Herz gelagert ist und welche Form es hat, selbst wenn er es im besten anatomischen Atlas hundertemal abgebildet und niemals an der Leiche selbst gesehen hat, ebensowenig wird er einen klaren Begriff über die Funktion des Herzens, der Lungen, des Zwerchfells haben, wenn er diese Organe nicht am lebenden Tier in Thätigkeit gesehen haben wird. Die feinsten vivisektorischen Eingriffe jedoch würden uns nie so weit gebracht haben, wenn wir es bei der einfachen Beobachtung bewenden ließen und nicht das Experiment als mächtigen Hilfsfaktor heranziehen würden; denn die Beobachtung belehrt uns doch nur über das letzte Glied einer Kette von Erscheinungen, deren Ursachen wir doch zum Teil nur vermuten, zum Teil von dem ihnen anhaftenden Accidentiellen nicht kennen und zum allergrößten Teil gar nicht übersehen können. Anders verhält es sich mit dem Experiment; hier können alle Prämissen vorbereitet, alles Nichtwünschenswerte ausgeschaltet werden, die zu beobachtende Erscheinung wird sich, von allem Nebensächlichen losgelöst, ganz isoliert manifestieren, oder wie Helmholtz sich ausdrückt, beim Experiment durchläuft jede einzelne Erscheinung die ganze Kette unsers Bewußtseins.

Für den Physiologen wird es daher, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt, ganz gleichgültig sein, ob diese oder jene Krankheit einen letalen Verlauf

nimmt oder nicht, es wird sich ihm nur darum handeln zu konstatieren, welche Funktionsveränderungen innerhalb des tierischen Organismus die betreffende pathologische Degeneration zeigt. Und wenn es dem Physiologen daran liegen wird, ein operiertes Tier am Leben zu erhalten, so geschieht dies aus dem einzigen Grunde, um die oben erwähnten Veränderungen am künstlich krank gemachten Tier zu studieren, zu welchem Studium ihm beim Menschen, infolge der therapeutischen Behandlung, die Gelegenheit zumeist genommen ist.

Es ergiebt sich jedoch von selbst, daß wir im Interesse der Wissenschaft dazu gezwungen sind, auch den Menschen in den Bereich der physiologischen Experimente hineinzuziehen. Hier stoßen wir sofort auf die erste Komplikation, denn es ist klar, daß schwerlich jemand in seinem „Biereifer" für die Wissenschaft so weit gehen wird, sich zum Zwecke der Untersuchung des Blutdruckes eine Arterie freilegen zu lassen, und auch eine Durchschneidung des Seh- oder Hörnerven läßt sich nicht der hundertste freiwillig gefallen. Zu leichteren, ungefährlichen, ohne Folge verlaufenden und nicht sehr schmerzhaften Experimenten giebt man sich ja zum Teil aus Wissensdrang, zum Teil aus Eitelkeit gerne her; so hatte Pettenkofer seiner Zeit mehrere Seidel Cholerabazillen „hinter die Binde" geschüttet, welches Experiment ihm nicht einmal einen kleinen Bazillenrausch eintrug, und ich selbst habe mich im vorigen Jahr mit Santonin vergiften lassen, um die Erscheinungen des durch dieses Gift auftretenden Gelbsehens zu studieren.

Item, solche Fälle jugendlichen Uebermutes stehen immer vereinzelt da, und der Physiologe muß daher auf andere Methoden sinnen, welche es ihm erlauben, die Funktionen des menschlichen Organismus auch an andern experimentell zu studieren und wozu sich für Geld und gute Worte Leute finden und hergeben, denen man endlich die Ueberzeugung beibringt, daß sie das Laboratorium „sain et sauf" und nicht, wie es ihnen furchtsame Nachbarn des Instituts versichern, zerrissen, zerschunden, zerschnitten und womöglich noch geistesgestört verlassen werden. Schließen wir aus dem Kreise dieser Arbeit die sinnesphysiologischen Untersuchungen aus, welche sich auf Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Tastgefühl beziehen, und bei denen der Experimentator zumeist auf die Selbstaussage der Versuchsperson angewiesen ist, so bleibt für die rein physiologischen Methoden die Untersuchung der Herzthätigkeit, des Blutdruckes, der Stromgeschwindigkeit des Blutes, des Pulses, des Volumens einzelner Organe und schließlich der Atembewegungen.

Ich hatte oben die rein physiologischen Methoden zu denen der Sinnesphysiologie in einen gewissen Gegensatz gesetzt.

Und dies mit Recht; denn während die sinnesphysiologischen Untersuchungen zumeist von der Selbstaussage der Versuchspersonen abhängen, beruhen sämtliche rein physiologische Methoden auf dem von Ludwig und Marey eingeführten und zu höchster Vollkommenheit gebrachten Prinzip der Selbstregistrierung. Wir werden uns zunächst mit diesem zu befassen haben, da man keine der oben erwähnten Untersuchungen ohne seine Hilfe erfolgreich durchführen kann.

Das Prinzip der selbstregistrierenden graphischen Untersuchungsmethoden ist ein höchst einfaches. Es handelt sich im wesentlichen darum, irgend eine Bewegung, sei es Puls oder Herzstoß, auf einen Schreibstift zu übertragen und diesen dann auf eine bewegliche Fläche schreiben zu lassen; man wird dann ein treues Bild jener Bewegung bekommen und zwar sowohl nach Intensität als auch nach Zeit.

Ein einfaches Beispiel soll dem Leser die großen Vorzüge der graphischen Methode überhaupt und der Selbstregistriermethode im besonderen klar machen.

Denken wir uns, wir hätten einen Patienten, bei welchem es darauf ankommt, daß der Arzt ganz genau über den Verlauf der Temperaturschwankungen unterrichtet ist; man wird hier natürlich so oft wie möglich die Bluttemperatur ablesen, sagen wir etwa jede zehn Minuten, und dann eine Tabelle anlegen, in welche man die erhaltenen Werte eintragen wird. Hat der Arzt nun diese Tafel vor sich, so wird er immerhin längere Zeit brauchen, bevor er sich über die einzelnen Maxima und Minima klar wird.

Anders wird jedoch die Sache liegen, wenn wir, statt der früher erwähnten Eintragungen, die Ablesungen auf ein Koordinatensystem übertragen, und zwar nehmen wir die Zeit als Abscisse, die Thermometerhöhe als Ordinate, dann erhalten wir eine gebrochene, kurvenähnliche Linie, die uns auf den ersten Blick darüber belehren wird, wo sich die höchsten oder tiefsten Werte unsrer Ablesungen innerhalb der Zehn-Minuten-Intervalle befinden.

Wollen wir eine noch größere Genauigkeit, dann werden wir die Beobachtungen jede fünf Minuten oder auch jede drei Minuten wiederholen. Aber schließlich ist uns hier eine Grenze sehr bald gesteckt, denn ganz abgesehen davon, daß wir bei einer derartigen Frequenz der Ablesungen sehr bald ermüden würden, könnte auch der Kranke das fortwährende Einlegen und Hinausnehmen des Thermometers nicht ohne das Gefühl großen Unbehagens ertragen; gelänge es jedoch, all diese Schwierigkeiten zu überwinden, so gäben uns die gezeichneten Tabellen noch immer kein ganz zuverlässiges Bild des Temperaturverlaufs, denn innerhalb eines Intervalles könnte noch immer irgend eine bedeutende Schwankung nach oben oder unten liegen, welche für den behandelnden Arzt von höchster Bedeutung ist, uns aber selbstredend entgehen mußte.

Anders verhält es sich aber, wenn es uns gelänge, die Quecksilbersäule mit irgend einem Schreibstift zu verbinden, welcher sich zugleich mit ihr heben und senken würde; wir brauchten dann nur vor diesem Stift ein Papier in einer Richtung gleichmäßig zu bewegen, und bekämen dann eine Kurve, welche uns ganz genau in jedem einzelnen Augenblick über den Verlauf der zu beobachtenden Bewegung unterrichten würde; ja noch mehr. Wissen wir genau, wie lange das Papier vor dem Stift vorbeigeführt wurde, so können wir durch Einteilung des Papiers in gleiche Teile, wobei jeder Teil offenbar einem bestimmten Zeitwert entsprechen wird, auch genau angeben, um welche Zeit dieses oder jenes Maximum, beziehungsweise Minimum eingetreten ist.

Wir werden demnach zuallererst zum Zwecke der Untersuchung derartiger oder ähnlicher Bewegungen eines Registrierinstrumentes bedürfen; ein solches,

unter dem Namen Kymographion bekannt, gehört auch zu den Hauptausstattungsstücken eines physiologischen Laboratoriums.

Das Kymographion besteht im wesentlichen aus einem durch Feder- oder Gewichtsuhrwerk gleichmäßig bewegten Cylinder, wobei die Bedingungen erfüllt sein müssen, daß die Geschwindigkeit des Uhrwerks sich nach Belieben innerhalb möglichst weiter Grenzen regulieren lasse, und daß ferner dasselbe momentan zum Laufen oder Stehen gebracht werden könne.

Der Cylinder, oder, wie ihn die Physiologen zu nennen pflegen, die Trommel, wird nun mit Papier überzogen, und der an einem Stativ angebrachte Schreibhebel kann nun im selben Moment, wo das Uhrwerk läuft, „sein Werk beginnen."

Der Schreibhebel besteht zumeist aus einem Strohhalm, welcher auf dem berußten Papier eine weiße Spur hinterläßt; diese Art des Schreibens ist wohl die bequemste, denn erstens verursacht der Strohhalm sehr wenig Reibung, und dann bekommt man, wenn man, wie das oft geschieht, seine Kurve photographiert, ein sofort verwendbares Negativ, nämlich eine schwarze Kurve auf weißem Grunde, welches Bild sich besonders gut zu Projektionszwecken eignet.

Es giebt jedoch Fälle, wo man es vorziehen wird, auf weißem Grunde mit einem in Tusche getauchten Pinsel oder einem sogenannten „Fueßschen Farbschreiber", wie man ihn an den meteorologischen Registrierinstrumenten sieht, zu schreiben.

Noch eine dritte Methode des Schreibens ist diejenige, wo man den Lichtstrahl als Schreibhebel benutzt; auf diese werden wir später zu sprechen kommen. Oft kommt man in die Lage, sehr lang ablaufende Bewegungen zu registrieren; zu diesem Zwecke wird das gewöhnliche Ludwigsche Kymographion seine Dienste versagen, und auch das sogenannte „Kymographion mit Papier ohne Ende" wird sich nicht als praktisch erweisen, da es nur eine einzige Art des Schreibens, nämlich mit Farbe, erlaubt. Das Auskunftsmittel, zwei Registriertrommeln zu nehmen und über sie eine 2—3 Meter lange Papierschleife zu legen, erweist sich auch nicht als gut verwendbar, denn es muß dann das Papier vor dem Umlegen berußt werden, was eine sehr penible und unsaubere Arbeit ist.

Im physiologischen Institut der Berliner Universität ist ein vom Schreiber dieser Zeilen konstruiertes Kymographion im Gebrauch, welches wohl alle an ein derartiges Instrument gestellten Anforderungen im höchsten Grad erfüllt.[1] Dasselbe hat die bisher noch nicht erreichte Geschwindigkeitsvariation von 0,5 mm pro Sekunde bis 142 mm pro Sekunde, besitzt eine Spannvorrichtung für die 2,5 m lange Papierschleife und gestattet ein automatisches Berußen und späteres Fixieren des Papiers, so daß das Instrument gebrauchfertig dasteht, ohne daß der Experimentator das Papier bis zuletzt auch nur mit der Hand zu berühren braucht. Auch beim momentanen Ausschalten der Bewegung glaubte ich vom

---

[1]) Dieses „Kymographion nach Dr. S. S. Epstein" wurde von Herrn Mechaniker E. Zimmermann in Leipzig mit einer bewunderungswürdigen Präzision und Eleganz hergestellt.

bisherigen Prinzip der Hemmung abweichen zu müssen und lasse das Uhrwerk ruhig weiter laufen, während ich das Antriebrad durch einen einfachen Handgriff entferne und wieder nähere.

In den allerseltensten Fällen wird es uns gelingen, den Registrierapparat so nahe an die Versuchsperson heranzubringen, daß der Schreibhebel die verlangte Bewegung unmittelbar überträgt; zumeist werden wir gezwungen sein, Bewegungen auf einen ziemlich entfernt stehenden Registrierapparat zu übertragen, ja sehr oft werden wir in die Lage kommen, das Kymographion den Augen der Versuchsperson gänzlich zu entziehen.

Um nun das zu verwirklichen, wenden wir das vom Amerikaner Upham erfundene, von Marey zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete Verfahren der Luftübertragung an.

Das Prinzip dieses Verfahrens besteht in folgendem: Denken wir uns zwei flache Metallschalen, deren Oeffnungen durch je eine Kautschukmembran verschlossen und deren Innenräume durch einen Gummischlauch verbunden sind, es wird dann offenbar in dem von den beiden Kapseln und dem Gummischlauch gebildeten Raum eine gewisse Menge Luft enthalten sein, die nirgendwo nach außen hin entweichen kann. Drücke ich nun mit dem Finger auf die Außenseite einer Kapsel, so verdränge ich damit offenbar Luft, und die Membran der andern Kapsel wird sich um dieselbe Höhe emporwölben, wie die erste gedrückt wurde. Brächte man nun auf der zweiten Kapsel einen leichten Hebel an, der die Bewegungen der Membran mitmachte und vergrößert wiedergäbe, so hätte man damit eine Vorrichtung gewonnen, welche im stande ist, Bewegungen, die auf die erste Kapsel wirken, in beliebiger Entfernung — je nach Länge des Verbindungsschlauches — von der Bewegungsquelle aufzuzeichnen.

Es wird demnach der gesamte Registrierapparat im wesentlichen aus folgenden Teilen bestehen: wir haben die eine Mareysche Kapsel, welche zur Aufnahme der Bewegungen dient (tambour explorateur), den verbindenden Gummischlauch von beliebiger Länge, die am Kymographion angebrachte und mit einem Schreibhebel verbundene zweite Mareysche Kapsel (tambour enregistreur), ferner das schon oben beschriebene Kymographion.

Wir sind nun in der Lage, jede Bewegung, sowohl der Intensität als auch der Zeit nach, in Kurvenform darzustellen. Da wir die Umdrehungsgeschwindigkeit der Trommel kennen, so werden wir auch die Zeit bestimmen können, um welche jede beliebige Veränderung in der von uns beobachteten Bewegung vor sich ging. Viel praktischer und einfacher ist es allerdings, die Zeit direkt und zugleich mit der Kurve zu schreiben; dies geschieht am einfachsten in der Weise, daß man ein Metronom jedesmal an eine Mareysche Kapsel anschlagen läßt und den Anschlag auf dem berußten Papier registriert; man erhält dann eine gerade Linie, die in regelmäßigen Intervallen von vertikalen Strichen unterbrochen wird. Je nach der Schwingungszahl des Metronoms wird ein derartiges Intervall den Wert einer Sekunde oder mehr oder weniger haben.

An einigen interessanten Beispielen wollen wir nun zeigen, welche

Bewegungen innerhalb des menschlichen Organismus man registrieren kann und welchen Wert diese Registrierungen haben.

Interessante Aufschlüsse geben uns die vorstehend beschriebenen Methoden über die Herzthätigkeit. Sehr einfach würde sich die Untersuchung gestalten, wenn wir es mit dem Herzen eines Kaltblüters, etwa eines Frosches oder einer Schildkröte, zu thun hätten. Ein solches Herz braucht nicht am Tier selbst untersucht zu werden, sondern kann, ausgeschnitten und künstlich mit Blut gespeist, zu graphischen Untersuchungen dienen. Ja sogar in blutleerem Zustand bleibt das isolierte Herz des Kaltblüters noch lange Zeit funktions- und lebensfähig. Um nun die Thätigkeit eines solchen Herzens zu untersuchen, werden wir uns folgende Fühlhebelvorrichtung konstruieren: Das eine Ende eines um eine horizontale Axe drehbaren Strohhalmes benutzen wir als Schreibhebel, während wir an das andre vermittelst Faden eine dünne Korkplatte anhängen. Legen wir nun das eine ausgeschnittene Herz eines Frosches auf ein Stativtischchen derart, daß es die herunterhängende Korkplatte mit möglichst viel Fläche berührt, so werden offenbar die Kontraktionen und Dilatationen des Herzens sich als Erhebungen und Senkungen auf den Hebel übertragen.

Durch Zuführung elektrischer, thermischer oder chemischer Reize werden wir aus der erhaltenen Kurve sofort ersehen, welche Veränderungen durch diese letzteren die Herzthätigkeit erfährt.

Weniger einfach stellt sich die Untersuchung der Herzthätigkeit beim lebenden Menschen und wo es sich darum handelt, demselben keinerlei Verletzungen beizubringen. Zwar ist es konstatiert, daß wenn man einem lebenden Tier eine 6—8 cm lange Nadel in den dritten Interkostalraum, etwa 1 cm vom Brustbein, hineinstößt, dieselbe durch ihre Bewegungen sehr deutlich die Ventrikelpulsationen anzeigt, ohne daß das Tier dabei irgend welchen Schaden nimmt; man wendet diesen Versuch sogar mit Vorliebe zur Demonstration in einem größeren Zuschauerraum an, indem man das frei hervorstehende Ende der Nadel an ein dünnes Weinglas anschlagen läßt und dadurch sowohl die Frequenz als auch die Intensität des Herzstoßes hörbar macht. Man wird jedoch selbstverständlich bei Versuchen an Menschen von dieser Methode Umgang nehmen und sich auf das praktische Registrieren des sogenannten Spitzenstoßes beschränken müssen; unter diesem versteht man nämlich jene relativ bedeutende Erhebung, welche eine ziemlich begrenzte Stelle der Brustwand bei jeder Kontraktion der Herzkammer erfährt. Ein zur Messung des Spitzenstoßes bestimmtes Instrument, welches aus zwei durch einen Schlauch verbundenen Mareyschen Kapseln besteht, von denen die eine zur Aufnahme, die andre zur Registrierung des Stoßes dient, nennt man Cardiograph. Man pflegt dieses Instrument folgendermaßen zu verwenden: Auf dem entblößten Oberkörper zeichnet man mit Farbe oder Tusche den Ort des Spitzenstoßes an und setzt die Aufnahmekapsel fest auf jene Stelle; handelt es sich aber um länger andauernde Versuche, so wird man den Cardiographen vermittelst eines Gurtes um den Leib befestigen, wobei jedoch zu bedenken ist, daß die leichteste Verschiebung des Instrumentes die Resultate fälschen würde,

weshalb ich es vorziehe, außer dem horizontalen Gurt noch zwei hosenträgerartige, sich auf dem Rücken kreuzende Riemen anzulegen. In neuerer Zeit versucht Professor Grunmach in Berlin den Cardiographen durch drei hohle Kapseln, aus denen er die Luft aussaugt, etwa nach Art der Pneumatik-Leuchter an Fensterscheiben, am Thorax fest anzubringen.

Sind uns nun die Bedingungen und direkte Beeinflussungen des Herzschlages bekannt, so wird uns die erhaltene Herzkurve offenbar wichtige diagnostische Aufschlüsse bei pathologischen Veränderungen dieser Bedingungen geben. In allererster Linie sind es die Versorgung mit Sauerstoff, sowie gewisse Temperaturen, welche den spontanen Herzschlag bedingen. Tritt irgend eine Degeneration im Bereich der ernährenden Herzgefäße, der Coronararterien ein, so wird sich das in der Kurve auf die Weise äußern, daß dieselbe viel flacher und die Entfernung zwischen den einzelnen Maxima und Minima viel größer wird. Kronecker gelang es vermittelst eines äußerst eleganten Experimentes zu zeigen, daß eine Hemmung innerhalb einer einzigen Coronararterie plötzlichen Herzstillstand hervorruft; er injiziert zu diesem Zwecke in den aufsteigenden Ast dieses Blutgefäßes flüssiges Parafin, welches im Augenblick der Erstarrung bewirkt, daß der Schreibstift uns statt der bisherigen Kurven eine gerade Linie zeichnet, was soviel bedeuten soll, daß das Herz stillsteht. Die noch nach Stillstand beobachteten wurmartigen Flimmerbewegungen sind nicht als Herzschlag aufzufassen.

Sind die einzelnen Herzkurven sehr hoch, jedoch abnorm weit voneinander entfernt, was so viel heißen soll, daß wir eine große Intensität des Herzschlages bei geringer Frequenz haben, so werden wir daraus schließen, daß die Bluttemperatur eine sehr niedrige ist und sich der Grenze nähert, wo die Pulsationen gänzlich aufhören. Umgekehrt werden sehr frequente aber flache Kurven darauf hindeuten, daß sich die Temperatur ihrer oberen Grenze nähert, wo die Herzthätigkeit ebenfalls versagt; normale Kurven mit periodisch wiederkehrenden geraden Linien lassen darauf schließen, daß wir es mit plötzlichem Herzstillstand zu thun haben, was auf eine Reizung der hemmenden Herznerven, des sogenannten Nervus vagus, hindeutet; dieser aber wird durch gewisse Gifte, wie zum Beispiel Nikotin, gereizt, während Curare und Atropin die Vagus-Wirkung aufheben und also eine abnorm beschleunigte Herzthätigkeit auf eine Schädigung des Organismus durch die vorerwähnten Gifte schließen ließe.

Allerdings wird man gut thun, sich nicht auf die Herzstoßkurve allein zu verlassen, da man unter anscheinend denselben objektiven Bedingungen und selbst beim selben Individuum ganz differente Kurven bekommen kann. Von den verwickelten Vorgängen, die im Herzen ablaufen, kommt im Spitzenstoß nur ein geringer Teil zum Ausdruck, und dort, wo es sich nicht um klinische Diagnostik, sondern um fundamentale Fragen der Herzphysiologie handelt, wird man stets zum untrüglichen Auskunftsmittel, nämlich zum vivisektorischen Eingriff greifen.

Die Strömung innerhalb der Blutgefäße ist eine nur annähernd stationäre, sie wird durch den rhythmisch wirkenden Herzstoß bewirkt und in den Arterien

zeigt sich eine dem Herzrhythmus entsprechende Druckschwankung; wir nennen dieselbe Puls. Der Puls der Arterien ist an den oberflächlich gelegenen, wie zum Beispiel in der Nähe des inneren Handgelenkes, sowohl dem Gefühl, als auch dem Gesicht zugänglich. Der zeitliche Verlauf der Pulsschwankung sowie deren Intensität wird am besten mit graphischen Apparaten, welche uns die Durchmesserveränderung der Arterienwand anzeigen und Sphygmographen genannt werden, gemessen. Der erste Sphygmograph ist von Vierordt konstruiert worden; er bestand aus einem Hebel, der unter variabler Gewichtsbelastung auf die pulsierende Stelle aufgesetzt werden konnte und mit einem Schreibwerk verbunden war. Dieses Instrument erwies sich aber nicht nur als sehr schwerfällig, sondern auch als direkt fehlerhaft, da es eine sich so ziemlich immer gleich bleibende Kurve zeichnete, welche uns über die Veränderungen innerhalb der Pulswelle keinerlei Aufschluß gab. Wie bei den meisten Apparaten der physiologischen Graphik, so war es auch hier Mareys Verdienst, einen Pulszeichner konstruiert zu haben, welcher den höchsten Anforderungen entspricht. Ein leichter Strohhalm dient hier als Schreibhebel und eine elastische Platte, welche auf die pulsierende Stelle aufgesetzt wird, überträgt ihre Bewegung auf den Hebel. Die mit dem Mareyschen Sphygmographen angestellten Versuche ließen die Pulslehre in einem ganz neuen Licht erscheinen; was dem tastenden Finger früher verborgen blieb, das trat jetzt mit Hilfe des neuen Instruments klar zum Vorschein. Während man früher nur wußte, daß die Kurve des Pulses steil ansteigt und langsam fällt, sah man jetzt, daß der absteigende Schenkel noch einen oder manchmal auch zwei variable Gipfel, Zacken, besitze, was darauf hindeutet, daß die Herzkontraktion einen mehrgipfligen Verlauf hat. Dort wo es sich um das Studium abnormer, durch pathologische Bedingungen hervorgerufener Dikrotien oder Polykrotien handelt, wird der Pulszeichner am Krankenbett unschätzbare Dienste leisten.

Wir besitzen jedoch noch eine andre Methode, um den Puls auch dem Auge sichtbar zu machen, und dies führt uns dazu, eines Verfahrens zu gedenken, nach welchem statt des Strohhalmes der Lichtstrahl als Schreibhebel benutzt wird.

Denken wir uns an der Spitze eines bewegten Körpers, zum Beispiel einer schwingenden Stimmgabel, einen kleinen, hell beleuchteten Metallknopf, während die andern Teile mattschwarz lackiert sind. Ist die Schwingungsrichtung vertikal, dann erscheint dem Auge des Beobachters der vom Knopf zurückgelegte Weg als eine vertikale glänzende Linie; dreht aber der Beobachter seinen Knopf schnell von rechts nach links oder umgekehrt, so löst sich die glänzende Linie in eine Kurve auf. Der Grund, aus welchem die Kurve entsteht, ist kein andrer wie beim Zustandekommen der Kurve auf dem Kymographion; das vom Knopf reflektierte Lichtbündel stellt den Schreibhebel vor, die lichtempfindliche Netzhaut vertritt die Stelle des rotierenden Cylinders, und der von der Spitze des Lichtstrahles zurückgelegte Weg markiert sich infolge Andauer der Erregung in ähnlicher Weise wie der wirkliche Schreibstift auf dem berußten Papier.

In den meisten Fällen wird es sich aber als zweckmäßiger erweisen, besonders wenn es sich um objektive Darstellung handelt, das Bild des schwingenden Körpers in einem Spiegel aufzufangen und die Auflösung in eine Kurve durch Drehung dieses Spiegels zu bewirken. Schalten wir zum Beispiel in das Zuleitungsgasrohr einer Stichflamme eine Mareysche Kapsel ein, und leiten wir knapp vor der Ausströmungsöffnung einen durch Kautschukschlauch verbundenen Schalltrichter zu, so wird jeder hineingesprochene Vokal ein periodisches Heben oder Senken der Stichflamme bewirken; stellen wir nun dieser Flamme gegenüber einen um seine vertikale Axe rasch rotierenden Würfel, dessen vertikale Flächen Spiegelplatten sind, so bieten sich dem Auge des Beschauers prächtige Vokalkurven, um deren genaue Untersuchung sich Professor König in Paris besonders verdient gemacht hat.

Will man nun nach diesem Prinzip die Pulsbewegung objektiv darstellen, so wird man folgendermaßen verfahren: Auf die Stelle der Pulserhebung befestigt man mit Klebwachs ein sehr leichtes Spiegelchen, welches sich bei jedem Pulse offenbar mitbewegt; beleuchtet man nun dieses Spiegelchen vermittelst einer Projektionslampe und wirft das von ihm reflektierte Licht vermittelst eines zweiten Spiegels, etwa wie der vorhin beschriebene Würfelspiegel, auf eine Wand und läßt den Würfelspiegel rotieren, so erscheint auf der Wand eine Pulskurve von ungeheuren Dimensionen, die weder durch Reibung noch durch Eigenschwingungen des Schreibhebels entstellt ist. Verwendet man statt der fixen Wand eine mit lichtempfindlichem Papier bekleidete, sich gleichmäßig bewegende Fläche, so erhält man, falls seitliches Licht durch geeignete Vorrichtungen abgehalten wird, eine photographische Kurve, die, was Treue und Verläßlichkeit anbetrifft, jede auf eine andre Art gewonnene weit übertrifft.

Ebenso interessante Aufschlüsse erhalten wir, wenn wir zum Objekt unsrer graphischen Untersuchungen die Atmung machen; wir werden dann nicht nur über Frequenz und Tiefe der Atembewegungen Auskunft erhalten, sondern unser Kymographion wird uns auch über das Vorhandensein von Atempausen oder Atmungsstillständen Aufschluß erteilen. Die graphische Methode wird uns aber in diesem Falle auch über die Größe der Anstrengung belehren, welche zu einer Inspiration notwendig ist und die Messung des in einem bestimmten Zeitraum hin und her geatmeten Volumens ermöglichen. Auf die isolierte Darstellung bestimmter Atmungsmuskeln werden wir beim lebenden Menschen Verzicht leisten müssen, da eine solche Darstellung ohne vivisektorischen Eingriff nicht möglich ist.

Eines der bekanntesten Instrumente, welches auf den meisten Jahrmärkten zu sehen ist und dort von den Leuten meistens zum „Ulk" benutzt wird, jedoch auch in keinem physiologischen Laboratorium fehlen darf, ist das sogenannte Spirometer. Dasselbe besteht aus einem cylindrischen Gefäße, in welchem ein andres auf zwei seitlich angebrachten Rollen hängt und durch je ein Gewicht genau in indifferentem Gleichgewicht gehalten wird. Ist nun der Raum, welcher von beiden Gefäßen eingeschlossen wird, genau geaicht, und ist an dem äußeren ein Schlauch mit Mundstück angebracht, so wird sich offenbar bei guter Expi-

ration das innere Gefäß heben, und wir brauchen nur abzulesen, wie viel Liter Luft wir ausgeatmet haben. Es ist dadurch ein wertvolles diagnostisches Mittel bei Bestimmung zu oberflächlicher oder zu tiefer Atmung gegeben. In den meisten Fällen, nämlich dort, wo es sich um längere Registrierungen von Atmungen handelt, ohne daß die Versuchsperson dadurch inkommodiert wird, greift man dazu, die Bewegungen des Brustkorbes aufzuzeichnen; man kann dann stundenlang registrieren, ohne daß der Patient auch nur die geringste Belästigung erfährt, und zwar wird man entweder Querschnittsveränderungen des gespannten Thorax oder aber Veränderungen einzelner Bruchdurchmesser messen. Zu ersterem Behufe bedient man sich eines von Marey konstruierten Instrumentes, welches Pneumograph heißt und folgendermaßen konstruiert ist: Eine elastische Stahlplatte mit zwei daran befestigten Armgelenken wird vermittelst eines Bandes fest um den Brustkorb geschnallt; bei jeder Inspiration gehen die Gelenke auseinander, während bei darauffolgender Exspiration die Elasticität der Platte sie in ihre frühere Stellung zurückzwingt. An dem einen Gelenkarm ist ein Hebel angebracht, welcher auf eine schon früher beschriebene Mareysche Kapsel derart wirkt, daß jede Inspiration eine Vergrößerung des Kapselraumes zur Folge hat, während jede Exspiration dessen Wiederverkleinerung bewirkt. Die Verbindung mit dem Registrierapparat geschieht vermittelst des schon mehrfach erwähnten Luftübertragungsverfahrens. Der zweite, seltenere Fall, wo es sich nämlich darum handelt, Veränderungen einzelner Bruchdurchmesser zu konstatieren, setzt in allererster Linie eine vollständig ruhige Lage der Versuchsperson voraus.

Ein Instrument, welches erlaubt, die relativen Verschiebungen zu registrieren, welche zwei diametrische Punkte des Brustkorbes gegeneinander erleiden, ist der von Paul Bert konstruierte Zirkelstethograph; er besteht aus einem Tasterzirkel, der an einem Schenkelende eine Platte, am andern Schenkel eine Luftkapsel trägt, die ihrerseits mit dem Kymographion in Verbindung steht; ein elastischer Ring sichert ein Zurückgehen in die Ruhestellung. Wird nun das Instrument derartig angelegt, daß die Platte den Rücken, die Kapsel die Brust berührt, und läßt man dann das Kymographion laufen, so bekommt man ein genaues Bild von der Durchmesserveränderung dieser Thoraxstelle.

Welche sind nun diejenigen Schlüsse, die wir aus der Analyse der Atemkurven ziehen können?

Wird das Blut durch künstliches Lufteinblasen oder durch Zuführung von Sauerstoff arteriell gemacht, so hört das Atmungsbedürfnis offenbar auf und wir erhalten zwar sehr frequente aber äußerst flache, einer geraden Linie sich nähernde Kurven. Man nennt diesen Zustand Apnoe. Bei Vergeblichkeit der Atembewegungen hingegen, bei Verschluß der Luftwege und überhaupt bei Sauerstoffmangel im Atmungsraum wird das Blut offenbar venös, und wir erhalten, da das Atmungsbedürfnis ein sehr großes ist, sehr hohe, aber weit voneinander entfernte Kurven; diese Erscheinung ist unter dem Namen Dispnoe bekannt. Würde uns das Kymographion nach längerer dispnoetischer Atmung eine sehr lange gerade Linie zeigen, welche dann wieder durch eine tiefe Inspiration

unterbrochen wird, so könnten wir daraus schließen, daß dieser Atemzug zu den sogenannten „Terminalen“ gehört, das heißt, einer völligen Erstickung vorangeht. Sind jedoch die Atempausen weniger lang, jedoch periodisch wiederkehrend (Cheyne-Stokessche Phänomen), so wird das auf Herzleiden, in manchen Fällen allerdings auch auf Gehirnleiden hinweisen.

Durch die auf der Spitze des Monterosa angestellten Versuche zeigte der Turiner Gelehrte Professor Angelo Mosso, daß die Bergkrankheit, das heißt der Einfluß verdünnter Luft auf den Organismus, von ähnlichen Erscheinungen begleitet ist, wie sie das Cheyne-Stokessche Phänomen zeigt. Es scheint demnach, daß der in höheren Regionen herrschende geringere Luftdruck das Blut auch unfähig macht, die genügende Menge Sauerstoff aufzunehmen.

*

Eine von den bisherigen Methoden ganz abweichende ist die sogenannte pletysmographische; es wird hier das durch Zu- und Abströmen des Blutes wechselnde Volumen eines ganzen Organismus gemessen. Dies geschieht auf folgende Weise: Ein aus Glas oder Blech bestehender Aermel ist an einem Ende geschlossen und am andern Ende mit einer Kautschukmanschette versehen. Ein Verbindungsrohr führt zu einem kleinen Gefäß, in dem ein mit einem Schreibstift versehener Kork schwimmt. Die Versuchsperson steckt nun ihren Arm in den Glasärmel, und zwar so, daß die Kautschukmanschette völlig abdichtet. Wird nun dann das System mit Wasser gefüllt, so wird offenbar jede Volumveränderung des Armes eine Erhebung oder Senkung des Wasserspiegels hervorrufen, und der Schreibstift wird uns genaue Auskunft über Frequenz und Intensität dieser Veränderungen geben. Die Blutmenge eines Organs ist aber bekanntlich nicht konstant, sie wechselt sowohl unter äußeren, als auch inneren Einflüssen; sie wird ebenso von peripheren wie von zentralen Reizen bedingt, Herzschlag und Atemphasen sind auf sie von Einfluß. Aber das Organ ist nicht nur rhytmischen, sondern auch gelegentlichen Volumschwankungen unterworfen. Es sind entweder rein mechanische Einflüsse, welche den Volumgehalt steigern, oder es sind psychische, zentrifugale Reize, welche, auf das Gefäßnervenzentrum wirkend, die Blutgefäße verengen oder erweitern und auf diese Weise zur pletysmographischen Untersuchung Gelegenheit bieten.

Die bekanntesten Pletysmographen sind diejenigen von Mosso und Kronecker, welche in Laboratorien zumeist benutzt werden. Sie decken sich mit der oben gegebenen Beschreibung. Abweichend von den bisher bekannten Systemen pflegte ich den Pletysmographen in der Weise zu verwenden, daß der Arm nicht horizontal ausgestreckt wird, sondern vertikal herabhängt, wodurch ich die venöse Zirkulation der arteriellen gegenüber nach Möglichkeit zurückdränge, ferner fülle ich das Glasgefäß statt des trägen Wassers mit Petroleum, und endlich bringe ich die Schreibvorrichtung am Glasgefäß selbst an, wodurch die Verzögerung im Vergleich zu andern derartigen Instrumenten eine geringere wird. Um daher eine pletysmographische Kurve zu deuten, wird man vor allem die regelmäßigen

pulsatorischen Schwankungen beachten müssen, welche sozusagen eine Probe der Empfindlichkeit für das Instrument sind, und außerdem diejenigen langsamer ablaufenden Erhebungen und Senkungen der Kurve, welche die ersteren aufgesetzt sind. Aeußerst interessant ist es zu sehen, wie man den Einfluß psychischer Reize am Pletysmographen förmlich ablesen kann. Momentaner Schreck oder Freude bedingen Blutzudrang zum Gehirn, folglich Abnahme in andern Gefäßen, plötzliche Erregung der Versuchsperson wird sich also durch Fallen der Kurve äußern, die Rückkehr zum normalen Status sich durch ein langsames Wiederansteigen manifestieren. Aehnlich wird es sich bei einer intensiven geistigen Arbeit mit plötzlicher Unterbrechung verhalten. Geben wir unsrer Versuchsperson beispielsweise ein kompliziertes Kopfrechenexempel; die Versuchsperson sitzt regungslos da, und nichts verrät ihre angestrengte geistige Thätigkeit wie die fortwährende fallende Kurve. Doch im selben Augenblicke, ja manchmal noch einen Augenblick früher, wo unsre Versuchsperson das Resultat hat, schießt die Kurve förmlich steil in die Höhe, und nur gar zu oft geschieht es, daß die Volumzunahme des Armes eine so große wird, daß die Flüssigkeit in dem zur Aufnahme des Schreibstiftes bestimmten Gefäß überfließt.

Die hier beschriebenen Methoden sind diejenigen, welche die Physiologie am meisten gefördert und heute geradezu das Abc eines jeden Physiologen sind. Sie zeichnen sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie uns die größte denkbare Objektivität gewähren. Anders steht es mit denjenigen Untersuchungen, die auf dem Gebiete der physiologischen Akustik und physiologischen Optik gemacht werden. Hier ist der Forscher zumeist angewiesen, sich seine Methoden selbst zu schaffen und sich auf die Selbstaussage der Versuchsperson verlassen zu müssen.

Doch davon soll an andrer Stelle und bei andrer Gelegenheit erzählt werden.

Ein politisches Porträt.

Emilio Visconti Venosta.

Von

Leone Fortis (Rom).

In mehreren Nummern dieser Zeitschrift habe ich versucht, den Lesern derselben die Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen, die ich die klassische der dramatischen Kunst nennen möchte — eine Zeit, über welche sich die heillose Tüncherarbeit der gegenwärtigen Dekadenz gebreitet hat, so daß man es, um die

wunderbaren Gemälde zu bewundern, welche diese Kalkschicht dem Auge verbirgt, vielleicht in der egoistischen Absicht, einen Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart zu vermeiden, machen muß, wie mit gewissen Fresken unsrer alten Kirchen und die obere Deckschicht gründlich abkratzen.

Zu diesem Zwecke habe ich sie in geistige Verbindung mit Adelaide Ristori gesetzt, die mit Tommaso Salvini die letzte Ueberlebende jener künstlerisch bedeutsamen Zeit ist, von der man zu wenig weiß oder zu viel vergessen hat.

Nun ist aber auch die parlamentarische Politik eine Art Kunst, die bei allen Völkern Zeiten des Ruhms und Zeiten des Verfalls gehabt hat. Ich habe das Glück und zugleich das Unglück gehabt, unser nationales, politisches und parlamentarisches Leben mitzuerleben, von der glorreichen Zeit an, die sich von 1848 bis 1870 erstreckte, bis zu der des Verfalles, die uns so lange schon allzusehr bedrückt, und in der so vieles von der Vergangenheit übertüncht worden ist, daß die jetzige Generation die Leute, die Ideen, die edle Begeisterung und die große Standhaftigkeit derselben nicht mehr kennt und es für angebracht findet, auch wenn noch eine schwache Erinnerung an dieselbe in ihr fortlebt, sie zu vergessen oder wenigstens so zu thun, als ob sie dieselbe vergessen hätte.

Und darum habe ich gedacht, der Versuch, die obere Deckschicht wegzukratzen, könne für uns Italiener von Vorteil sein, um die skeptische Apathie, die schlaffe Gleichgültigkeit und die chronische Blutarmut zu überwinden, die unser derzeitiges nationales Leben lähmen; ebenso für die Fremden, die bei der Würdigung unsers Italiens dasselbe nicht nur nach dem beurteilen, was sie augenblicklich vor sich sehen, und um ihnen zu zeigen, daß hinter der deckenden Kalkschicht große und gewaltige Gestalten hervorgehen können, die würdig waren, unser Italien wieder aufzurichten und es zum Teil neu zu schaffen, wie sie jetzt würdig sind, es in seiner ganzen Hoheit im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten.

Und da wir in Visconti Venosta einen ruhmwürdigen Ueberlebenden aus dieser ruhmwürdigen Schar von Patrioten und Staatsmännern haben, die von den jähen Enttäuschungen von 1848 und der Niederlage von Novara Italien zu seiner nationalen Einheit führten, indem sie dieselbe in Rom festigten, mache ich den Anfang damit, den Lesern der „Deutschen Revue" eine Porträtskizze zu entwerfen, die um so interessanter ist, als es Visconti Venosta beschieden war, als Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu dienen (ob zu seiner sonderlichen Genugthuung, weiß ich nicht, da er, wie ich mir einbilde, schmerzhaft die Wundmale empfinden muß, welche die Anstrengungen der Verbindungsarbeit in seinen diplomatischen Muskeln zurückgelassen haben).

Emilio Visconti Venosta.

Mit Emilio Visconti Venosta verbindet mich eine Freundschaft von fast einem halben Jahrhundert. Wir fanden uns im Jahre 1848 in Mailand zusammen an einem Tage, glühend von Begeisterung, überschäumend von Glauben und erfüllt von Hoffnungen — einem Tage, an welchem die Angehörigen des Bürgerstandes, der in seinem hoffnungsfreudigen Wahne schon das ersehnte Ziel

seiner Unabhängigkeit erreicht zu haben glaubte, sich in dem Rausche dieses Wahnes die Straßen entlang bewegten, den aus dem Stegreif gebildeten Musikbanden, welche die improvisierten patriotischen Lieder spielten, folgend und zujubelnd; an welchem die dreifarbigen Fahnen siegesstolz von allen Fenstern wehten; an dem man unwillkürlich das Verlangen und das Bedürfnis empfand, sich zu umarmen, auch wenn man sich nicht kannte; an einem jener Tage, die nicht aus dem Gedächtnis und dem Herzen dessen zu entschwinden vermögen, der sie erlebt hat, wie die Erinnerung an die Züge und das Lächeln des Mädchens nicht schwindet, das die erste Liebesregung in uns hervorgerufen hat.

Wir hatten uns bis zu diesem Tage nicht gekannt; aber ein Händedruck, den wir austauschten, genügte, um uns zu sagen, daß wir von demselben Streben und demselben Glauben beseelt seien; und mit diesem Händedrucke schloß sich unsre Freundschaft.

Wir waren beide noch sehr jung, aber die Freundschaften, die in den ersten Jugendjahren geschlossen werden, sind die wärmsten und dauerhaftesten, denn bei ihrer Bildung und Erhaltung bleibt jede Spur jenes Egoismus aus dem Spiel, der die Freundschaften der reiferen Jahre verfälscht und zerstört. Wir waren glühende, leidenschaftliche und überzeugte Anhänger Mazzinis, wie das damals alle jungen Leute waren, die sich mutig für seine Sache verschworen hatten und bereit waren, für die Verteidigung derselben ihr Leben einzusetzen. In dem weiten und bunt zusammengesetzten Kreise von Freunden, in dem wir lebten, gab es nur einen, der unser Bekenntnis nicht teilte und dasselbe heftig bekämpfte: es war — wer sollte es glauben? — Alberto Mario, um jene Zeit ein ebenso glühender „Albertist", wie man damals sagte, wie er später ein glühender Apostel der Republik war. Bei den lebhaften Erörterungen und heftigen Streitigkeiten, die sich oft bis zu einer sehr erheblichen Tonhöhe steigerten, hielt er uns allen stand; man schrie, man tobte, aber die Heftigkeit des Streites störte niemals unsern vertrauten Verkehr, weil denselben ein uns allen gemeinsames Gefühl wahrte und aufrecht erhielt — die Liebe zum Vaterlande.

Damals war es so, heute ist es nicht mehr so, wo es leider kein gemeinschaftliches Gefühl mehr giebt, das den neidischen Zorn, den verbissenen Haß und die wilde Rachsucht des politischen Parteimannes zügelte und mäßigte.

Der heftige Sturmwind, der mit der Niederlage von Novara die kühnen Illusionen unsrer Jugend verwehte, riß in seinem Wirbel mich und Visconti Venosta auseinander, und die ganzen zehn Jahre von 1848 bis 1859 hindurch, die mit so gefährlichen Zuckungen begannen und mit so mutigen und erfolgreichen Werken des Widerstandes und der Vorbereitung ihren Fortgang nahmen und ihren Abschluß fanden, verloren wir uns aus den Augen.

Ich wußte von ihm, daß er an diesem Widerstande und dieser Vorbereitung mit großer Ueberzeugungstreue und Geisteskraft in den Spalten des mutigen „Crepuscolo" und in beständiger gefahrvoller propagandistischer Thätigkeit teilgenommen hatte, wie er vielleicht auch von mir gehört hatte, daß ich mich in der Avantgarde der humoristischen Journalistik herumschlug,

in der der zähe und gefährliche Kleinkrieg gegen die Fremdherrschaft geführt wurde.

Wir haben uns von neuem im Jahre 1859 gefunden, einen Tag später als die verbündeten Heere ihren Einzug in Mailand gehalten hatten. Inzwischen rückte hier auch Victor Emanuel zu Pferde ein unter dem „Hurra" der erregten Menge. Der Blick, mit dem wir beide dem königlichen Befreier folgten, und der Händedruck, den wir gleich darauf austauschten, sagte uns, daß die innige Ueberzeugung, für welche einige Jahre später Crispi den richtigen Ausdruck finden sollte: daß die Monarchie uns die Möglichkeit der Vereinigung geboten und die Republik uns gespalten haben würde — daß diese Ueberzeugung den jungen Sekretär Mazzinis in der gleichen Weise wie den begeisterten Freiwilligen von 1848 in zwei Leute verwandelt habe, die durch Erfahrung reif geworden und entschlossen seien, die alten Illusionen dem höchsten Ideale, das sie insgesamt beherrscht hatte, der nationalen Einheit, zu opfern.

Kurze Zeit darauf begann er seine vom Glück begünstigte Laufbahn.

Er wurde zum Kommissar bei Garibaldi in Como ernannt; aber dieser äußerst delikaten Mission wurde bald von den Ereignissen ein Ende gemacht; er erwarb sich indes ein Verdienst, zu dem in jenen Augenblicken nicht leicht zu gelangen war, als in dem Innern Garibaldis der Zorn darüber auflohte, daß er nach dem Siege von San Fermo genötigt worden war, auf seinem Vormarsche Halt zu machen; das Verdienst bestand darin, daß er es zwischen dem Kommissar der königlichen Regierung und dem hitzigen General der Freiwilligen auch nicht zu der leisesten Spur eines Zerwürfnisses oder einer Mißstimmung kommen ließ.

Von dieser Stellung ging er zu der eines Sekretärs bei dem Diktator der Emilia, Luigi Carlo Farini, über, mit der Ueberwachung der Beziehungen zum Ausland betraut.

Wenn damals auch die große italienische Politik in Turin unter der hohen Inspiration Cavours gemacht wurde, war diese Aufgabe nicht minder delikat, nicht minder schwierig und mit nicht minderer Verantwortlichkeit verbunden.

Die provisorischen Regierungen der Bezirke, welche der Vertrag von Villafranka bis zu einem gewissen Grade sich selbst überlassen hatte, wobei von seiten des Kaisers Napoleon III. sogar die Absicht obwaltete, die Konsolidierung der nationalen Einheit Italiens zu hindern oder wenigstens zu verzögern, und die Bevölkerung dieser Bezirke, welche jene Regierungen geschaffen oder mit Begeisterung aufgenommen hatten, verfolgten ihrerseits ein gemeinsames Ziel, das dem Versuche, sie getrennt zu halten, entgegenzuarbeiten und dabei gefährliche Zusammenstöße und allzuheftige Erschütterungen zu vermeiden; und zu diesem Zwecke bereiteten sie, im Einverständnis miteinander, die gewichtige Waffe der Plebiscite vor, für die man mit großer Geschicklichkeit die öffentliche Meinung des Auslandes günstig stimmen mußte, dabei das Mißtrauen, die Eifersucht und den Neid der fremden Mächte überwindend, die der italienischen Einheit mit ungewissen Gefühlen oder direkt feindselig gegenüberstanden.

Bei dieser heikeln Aufgabe enthüllten sich die besonderen Vorzüge des jungen Patrioten: Ruhe, Takt und Ueberlegungsvermögen.

Gerade diese Eigenschaften waren es, die zunächst die Aufmerksamkeit des Grafen Cavour auf ihn lenkten und ihm sodann die Sympathie und das Zutrauen desselben erwarben, und er erhielt einen ganz augenfälligen Beweis dafür, da ihn im Winter 1860 Cavour und Farini nach Paris und London schickten, mit dem geheimen Auftrage, mit Napoleon und Gladstone über die Frage der Annexionen zu verhandeln und so die Aufgabe, mit der er bereits in der Emilia begonnen, zum Abschluß zu bringen.

Der übernommene Auftrag wurde von ihm so gut zur Erledigung gebracht, daß Cavour, äußerst zufrieden mit seiner Leistung, vorhatte, ihn zum Generalsekretär des Auswärtigen in seinem eignen Ministerium zu machen. Seine Ernennung wurde jedoch verschoben, weil Cavour durch eine Schiebung im diplomatischen Dienst den bisherigen Generalsekretär zu einer andern Stelle befördern wollte.

Nach dem Tode Cavours bildete sich das Ministerium Ricasoli mit Pasolini als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten.

Pasolini blieb nur kurze Zeit im Amte, und ihm folgte als Inhaber des Ministeriums Visconti Venosta, der damals einunddreißig Jahre alt war.

Diese Ernennung erregte im ersten Augenblick in Mailand ein gewisses Staunen, da man dort in Visconti Venosta nur den jungen Elegant vom Jahre 1847, den Mitkämpfer an den fünf Tagen, den mutigen Verschwörer und den betriebsamen Auswanderer nach der Schweiz erblickt, aber keine Gelegenheit gehabt hatte, ihn bei seiner so vielseitigen Erprobung im diplomatischen Dienst und bei der Erfüllung der ihm anvertrauten schwierigen Arbeiten zu beobachten und zu beurteilen. Das Staunen schwand indes bald; so fest und sicher hatte er seine Stelle angetreten und so tüchtig behauptete er sich in derselben.

Von 1861 bis 1876 (dem Sturze der Rechten) war er dreimal Minister des Auswärtigen in den einander folgenden Kombinationen mit Ricasoli, Sella, Minghetti und Lanza — alles großen, auf der politischen Bühne Italiens erscheinenden Gestalten — und verwaltete das Portefeuille im ganzen zehn Jahre lang.

Zu Beginn des Jahres 1866 wurde Visconti Venosta, als La Marmora Conseilspräsident und Minister des Auswärtigen war, während der geheimen Unterhandlungen mit Bismarck wegen der Allianz und des Krieges mit Oesterreich als Botschafter nach Konstantinopel geschickt, doch sollte diese Ernennung nur als Deckmantel einer andern ihm anvertrauten Mission dienen, der, sich in Paris aufzuhalten — das damals das Zentrum der europäischen Politik war — und mit dem Kaiser zu konferieren, um dessen Verdacht und Unentschiedenheit zu zerstreuen.

Er war aber nur kurze Zeit auf seinem Posten, als es zur Schlacht von Custozza und deren Folgen kam. Zwischen La Marmora — der die Conseilspräsidentschaft an Ricasoli abgetreten hatte, um das Kommando über die Armee

zu übernehmen, dabei aber das Ministerium des Aeußern beibehaltend — und Bismarck war es zu ernstlichen Zwistigkeiten gekommen; deshalb zog La Marmora sich vom Ministerium zurück und berief telegraphisch den jungen Botschafter von Konstantinopel ab, um ihm wiederum das Portefeuille des Auswärtigen anzuvertrauen. Infolgedessen mußte Visconti die schwierige Mission der Friedensunterhandlungen übernehmen, während zwei Niederlagen auf uns lasteten, Bismarck wütend war, weil er (mit Unrecht) La Marmora mißtraute, die öffentliche Meinung sich in Erregung und höchster Leidenschaft befand und um jeden Preis Trient und Triest haben wollte, Oesterreich den Anspruch erhob, Verona für sich zu behalten, oder daß ihm wenigstens das Festungsviereck mit Millionen abgekauft werde, und sich dazu noch die Schwierigkeit gesellte, die Beziehungen mit Frankreich zu regeln, dem Oesterreich Venetien abgetreten hatte.

Es gelang ihm, die guten Beziehungen mit Bismarck wieder herzustellen, das Verhältnis zu Frankreich zu ordnen und den Frieden mit Oesterreich abzuschließen.

Unterdessen erhob sich eine andre dringliche Frage am Horizont, die römische, deren Lösung derart in die Nähe gerückt war, daß ihr aus dem Wege gehen oder sie verzögern vielleicht die Auflösung Italiens hätte bedeuten können, das die Hauptstadt in Florenz als mißlich empfand und von demselben Minister, der ihre Verlegung dorthin bewirkt hatte, die eigentliche historische und natürliche Hauptstadt verlangte — Rom.

Es wurde von seinen Gegnern — und sein rasches und beständiges Emporkommen hatte ihm deren viele verschafft — gesagt, der Einzug Italiens in Rom habe ihm viel Aufregung und viele Sorge bereitet, ihn in große Verlegenheit gesetzt und mit Widerstreben erfüllt.

Aufregung und Sorge bereitet — ja; in Verlegenheit gesetzt und mit Widerstreben erfüllt — nein.

Während dieser Zeit verkehrte ich häufig in der Vertraulichkeit alter Freundschaft mit ihm in dem Palast der Signoria.[1]) Sein Kabinett war von Botschaftern und Gesandten der auswärtigen Mächte belagert, die ihn beschworen, der cadornischen Expedition, die schon auf dem Marsche war, Einhalt zu gebieten, indem sie ihm versicherten, in Rom bereiteten sich die päpstlichen Truppen auf einen heftigen Widerstand vor, und ihm die heilige Stadt nach ihrer Eroberung ausmalten, Barrikade an Barrikade und die Straßen unter den Augen des heiligen Vaters von Leichen bedeckt und mit Blut besudelt, zugleich bange Zweifel wegen des Eindrucks anregend, den dieses schreckliche Schauspiel auf das politische und gläubige Europa machen könne. Wenn er unter einem derartigen Drucke keine große Besorgnis und keine große Beunruhigung empfunden hätte, wäre er weder ein guter Minister noch ein guter Patriot gewesen.

Wer sich auf ein waghalsiges Unternehmen einläßt, das von allen Seiten

---

[1]) Der alte Palast der Signoria in Florenz, in dem während der hauptstädtischen Zeit das Parlament und das Ministerium des Auswärtigen untergebracht waren.

mit Gefahren bedroht ist, und sich die Augen verbinden läßt, um diese nicht zu sehen, und dann so mit verbundenen Augen über die Hindernisse hinwegsetzt auf die Gefahr hin, daß er sich mit dem Kopfe an die Mauern stößt, ist kein ernsthafter Mann und noch weniger ein Staatsmann, der die ganze Verantwortlichkeit, die auf ihm ruht, fühlen und in seine Berechnung ziehen muß.

Das, was diese Diplomaten unserm Minister des Auswärtigen in Aussicht stellten, traf nicht ein — zum Glück für uns; aber es hätte eintreffen können und vielleicht sogar eintreffen müssen, und darum galt es, sich auf einen derartigen Fall vorzusehen. Er erblickte im Geiste den Weg vor sich, den Italien ihm zeigte, und er folgte ihm, ohne sich je auf ihm anzuhalten, fest von einer Ueberzeugung durchdrungen, welche die Richtschnur für sein Verhalten war, und die er in den folgenden Worten zusammenfaßte: Nach Rom zu gehen, sei an sich leicht, die Schwierigkeit sei nur, in der richtigen Weise dahin zu gehen, das heißt, so, daß die Frage nach der Anschauung der Kabinette moralisch gelöst werde und aufhöre, eine Frage zu sein.

Wer darum in seiner Umgebung ihn zu der Occupation drängte und zu bestimmen suchte, zielte weit eher auf ein rasches Handeln ab als auf ein Handeln in der richtigen Weise.

Was sein Widerstreben anlangt, das bei den Radikalen zur stehenden Redensart geworden ist, so erklärt sich der kleine Verzug, der die nervöse Ungeduld der öffentlichen Meinung hervorrief, daraus, daß er damit beschäftigt war, das große Ereignis vorzubereiten, und er die stillschweigende Zustimmung Frankreichs erlangen wollte, indem er sich mit Jules Favre verständigte, der damals Minister des Auswärtigen Napoleons III. war, und so konnte man von ihm wohl sagen, daß er in Rom ernst und gedankenvoll, aber nicht bleich und zitternd einzog.

Er war es, der das Gesetz über die Garantieverträge entwarf, wobei er sich der Notizen und vertraulichen Mitteilungen bediente, die er von Cavour selbst erhalten hatte.

Im Jahre 1876, als es zum Waterloo der Rechten kam, das von den Sassoni-Toscani veranlaßt wurde, die mit Sack und Pack in das feindliche Lager übergingen, wurde noch an dem Abend der Abstimmung ein Ministerrat gehalten, der sehr erregt und stürmisch verlief, weil in ihm nicht nur über das Leben des Ministeriums, sondern über eine viel wichtigere Frage abgestimmt werden sollte, über die, zu entscheiden, ob die Rechte der Linken das Feld räumen, oder ob man einen Gegenzug versuchen, die Kammern auflösen und an die Stimme der Wähler appellieren solle.

In diesem Rate trat Visconti Venosta, der damals Minister des Auswärtigen unter der Präsidentschaft Minghettis war, mit der an das Vorbild der Engländer gemahnenden konstitutionellen Unerbittlichkeit, welche die beständige Norm seines parlamentarischen Verhaltens war, lebhaft dafür ein, daß man der Linken das Feld räumen und die Regierung an die hervorragendsten Leute jener Partei, Depretis, Crispi, Cairoli, Mancini, Zanardelli übergehen müsse, und zwar zum Heile der Dynastie und zu Gunsten der politischen Erziehung des Landes; auch

solle man erst das ganze Gebiet der Erfahrung erschöpfen, bevor man an einen neuen Sieg denke, der nach ihm nicht durch das Gewaltmittel einer unmittelbaren Opposition kommen dürfe, sondern aus der Erfahrung hervorgehen müsse, die daher zunächst zu erschöpfen sei.

Seine Stimme drang durch: die Krisis wurde beendet und das Feld der Linken geräumt, die mit Pauken und Trompeten ihren Einzug in die Regierung hielt.

Von diesem Augenblick an zog sich Visconti Venosta vollständig vom politischen Leben zurück, weil er stets der Ansicht war, Staatsleute, die einmal am Ruder gewesen, müßten sich, sobald sie von der Regierung zurückgetreten seien, vor nichts so sehr hüten als davor, sich in den Reihen der Opposition an den parlamentarischen Geschicken zu beteiligen, schon weil es ihnen als eine unverbrüchliche Pflicht auferlegt sei, mit der größten Strenge das zu hüten, was man als ein Staatsgeheimnis betrachten könne.

Vom Jahre 1876 an schloß er sich fast die ganzen folgenden zwanzig Jahre hindurch in der Einsamkeit des Privatlebens ein, aus der er nur einmal heraustrat, 1895, als der Minister Brin ihn zum italienischen Bevollmächtigten bei dem in Paris zusammentretenden Schiedsgerichte ernannte, das die schwierige, zwischen England und Amerika schwebende Frage wegen der Fischerei im Behringsmeeer entscheiden sollte. Dieser äußerst delikate Auftrag hielt ihn ungefähr ein Jahr lang in Paris fest, und er entledigte sich desselben mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit, daß er — was nur selten dagewesen — das Lob der beiden streitenden Parteien auf sich vereinigte.

Ich will mich natürlich nicht dafür verbürgen, daß er während dieser langen zwanzig Jahre nicht ab und zu beim leisen Verdämmern eines trägen Tages das Buch, mit welchem er sich im Verlaufe desselben beschäftigt, wieder auf die Regale seiner Bibliothek geschoben oder das Gewehr des morgendlichen Jagdausflugs in eine Ecke seines Vorzimmers gestellt und dabei an die Erregungen und Genugthuungen der Consulta gedacht habe, an die häufigen und herzlichen Beziehungen, die er als Gleicher mit Gleichen zu den ältesten und hervorragendsten Staatsmännern, einem Bismarck und Gladstone, unterhalten, an die schwierigen internationalen Fragen, die er mit ihnen erörtert, und an den berechtigten Stolz, daß er diejenigen von denselben zur Lösung gebracht, von denen das Leben seines Landes abhing — und daß ihm beim Versenken in diese Erinnerungen die Ruhe nicht gar zu still, das Schweigen nicht gar zu tief und das Grün, das ihn auf seinem Landsitze umgab, nicht gar zu eintönig erschienen sei.

Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß er nichts von jener Ungeduld besaß oder wenigstens nichts von ihr zu erkennen gab, nichts von jener Ruhelosigkeit, von welcher fast alle Politiker befallen werden, die sich — freiwillig oder unfreiwillig — von der Gewalt zurückziehen, einer Ruhelosigkeit, welche sie dem überstürzenden Drange der parteiischen und gewaltthätigen Opposition entgegenführt, einer Ungeduld, die sie geneigt und aufgelegt zu den seltsamsten und oft unmoralischen Koalitionen macht.

Wenn er in dieser Periode etwas erwartete, so wußte er das in einer Weise zu thun, daß niemand etwas davon merkte, niemand, nicht einmal die Regierung, die sein großes Ansehen und seine große politische Erfahrung zum Besten des Landes hätte verwerten können und müssen und sich dabei um billigen Preis das Lob und den Ruf politischer Unparteilichkeit hätte erkaufen können.

Es ist in der That behauptet worden, als durch den Rücktritt Cialdinis die Pariser Botschaft vakant geworden sei, habe die Regierung einen Augenblick daran gedacht, sie Visconti Venosta zu übertragen, und sicherlich wäre niemand geeigneter dafür gewesen als er; aber um jene Zeit befand er sich in Rom und spielte dort den Senator mit einer derartigen Ruhe und dem politischen und ministeriellen Getriebe sich so fern haltend, daß die Regierung den Gedanken, wenn sie ihn überhaupt hatte, fallen ließ, fürchtend, sie könne von Visconti wegen dessen Einsiedlerlebens eine Absage erhalten, und Roßmann ernannte.

Bei diesem Einsiedlerleben verweilte er übrigens häufig mit seinen Gedanken, seinem Erinnern und seinem Wünschen. Zu einem gemeinschaftlichen Freunde sagte er erst kürzlich, er empfinde ein unsägliches Bedürfnis, zu demselben zurückzukehren, wie der Erstickende das Bedürfnis empfinde, das Fenster aufzureißen und frische und reine Luft einzuatmen, um wieder zu sich zu kommen.

Und es ist das begreiflich; als er im verflossenen Jahr mit einem Sprunge aus der ruhigen und friedlichen Stille seines Privatlebens wieder zur Leitung der italienischen auswärtigen Politik berufen wurde, in einem Augenblicke, in welchem die schwierigsten und verwickeltsten Fragen auf dem Ministertisch sich drängten, die tunesische, die brasilianische, die abessinische, die kretische, die des griechisch-türkischen Kriegs und so weiter, die gebieterisch erheischten, daß er den verworrenen Knäuel derselben entwirre, und er sich in eine Arbeit vertiefte, die in gewöhnlichen Zeiten genügt hätte, das normale Leben vier sich folgender Minister auszufüllen, da begreift es sich, daß er immer dringender wie ein Heimweh das Bedürfnis nach Schweigen, Grün, frischer Luft und häuslicher Beschaulichkeit empfand, und daß in diesem Fluchtbedürfnis nicht die Pose eines unzufriedenen Mannes und auch nicht die Hervorkehrung einer am Ende ihrer Weisheit angelangten Schwäche hervortritt.

In den genannten zwanzig Jahren gehörte er, der über eine ausgedehnte litterarische und künstlerische Bildung verfügte, ebenso wie sein Bruder (der Verfasser eines Romans, „Der Pfarrer von Orobbio“, und dreier kürzlich veröffentlichten Erzählungen, in welchen sichtlich der Versuch gemacht wird, dieses litterarische Genre zu der schlichten, gewissermaßen von Herzen kommenden Einfachheit der Manzonischen Darstellungsart zurückzuführen), zu dem vertrauten Kreise Alessandro Manzonis, in welchem sich die Blüte der Mailänder litterarischen Welt zusammenfand; er gab sich in seiner leidenschaftlichen Begeisterung für die schönen Künste litterarischen und künstlerischen Studien hin und verfolgte namentlich das der Kunst des Altertums und noch eingehender das der Kunst der Renaissance; bei diesen Studien hatte er zum Genossen seinen Freund, den

Senator Giovanni Morelli, dessen kunstgeschichtliche, unter dem Namen Iwan Lermolieff veröffentlichte Werke in ganz Deutschland bekannt sind.

*

Der Minister Visconti Venosta stammt nicht aus dem herzoglichen Hause der Visconti, das einst die Herrschaft über Mailand hatte, wie es irrtümlich von einem ausländischen Biographen behauptet worden ist, der diesen Schnitzer hätte vermeiden können, wenn er sich nur an den Minister selbst hätte wenden wollen, weil dieser viel zu hoch dazu denkt, um, wie gleichwohl viele es machen, einem gleichnamigen Stammbaum, der höher und angesehener als der eigne ist, einen Ast zu entreißen, um den letzteren damit zu schmücken.

Visconti entstammt einer adligen und begüterten Familie aus dem Veltlin (Lombardei), die unter ihren Vorfahren jedoch keinen jener mittelalterlichen Tyrannen aufweist, von denen, wie Dante sagt, „alle Länder Italiens erfüllt waren."

Den Titel „Marchese" erhielt er als Hochzeitsgeschenk von Victor Emanuel, als er kurz nach dem Sturze der Rechten die Marchesa Alfieri di Sostegno heiratete, die Tochter des gleichnamigen Senators und der Marchesa Giuseppina Cavour, der Nichte des berühmten Staatsmanns, der letzten der Familie Cavour und von der Seite ihres Vaters her einer Nachkömmling des großen italienischen Tragikers.

Victor Emanuel hatte viel Sympathie und eine besondere Vorliebe für Visconti Venosta und liebte es, sich nach Schluß der Audienz mit ihm in vertraulicher Weise zu unterhalten, weil ihm, wie er sagte, das aristokratische Wesen Viscontis wegen des großen Vorzugs gefiel, daß es sich nicht mit der steifen Gemessenheit der Etikette aufdrängte.

Der große König spielte damit augenscheinlich auf den Baron Ricasoli an, den Ministerpräsidenten, dessen zermoniöse Etikette den Souverän etwas nervös machte. „Dieser wackere Baron," pflegte er zu sagen, „spricht immer mit mir, als ob ich auf dem Thron säße, die Hand in die Hüfte gestemmt, und er ganz unten auf der letzten Stufe stände; er legt mir die Verpflichtung auf, die Haltung des Königs anzunehmen, auch um von den geringfügigsten Dingen zu sprechen; das ist langweilig."

Im Jahre 1886 wurde er in Rom von einem schweren Schicksale heimgesucht, dem Tode eines achtjährigen Töchterchens, das ein allerliebstes Kind war und ihm in drei Tagen von der Diphtheritis entrissen wurde. Gebeugt unter der Last dieses Schlages, beschloß er, seinen Aufenthalt in Rom aufzugeben; er verabschiedete sich von seinen Wählern in Tirano und legte sein Mandat nieder. Kurz darauf wurde er zum Senator des Königreichs ernannt, und in Mailand, wo er einen Teil des Jahres verbrachte und seine Familie ihren ständigen Wohnsitz hatte, wählte man ihn zum Vorsitzenden der Kunstakademie der Brera; er nimmt diese Stellung heute noch ein und hat sich in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen des reizbaren Völkchens der Künstler erworben.

Von Visconti Venosta ist mit Recht behauptet worden, er habe, abgesehen von seinem diplomatischen Talent, für einen Minister des Auswärtigen auch das, was die Franzosen „le physique du rôle“ nennen.

Die Gewohnheit, einen Ministersitz auszufüllen, hatte ihm schon von seinem zweiten Ministerium an einen Ausdruck verliehen, der die Mitte zwischen dem Zerstreuten und dem Nachdenklichen inne hält und im Vereine mit seiner hagern, aber äußerst aristokratischen Figur ihm im ganzen das Aussehen eines Diplomaten vornehmen Gepräges giebt, etwas, was nicht wenig zu seiner Carriere und seinem Glück beigetragen hat.

Wenn er in der Ausübung seines ministeriellen Berufes begriffen ist oder als Staatsmann auftritt, spricht er wenig und langsam, wie jemand, der seine eignen Worte hört, sie verfolgt, sie abwägt — kurz, sie im Ohr behält, bis sie ihren Bestimmungsort erreicht haben. Dann hält er seine grauen Augen halb geschlossen, als ob er die durchdringende Schärfe seines Blickes verbergen wolle, und fährt sich wie zerstreut mit der Hand durch seine langen Bartkoteletten, auf welche das Alter jetzt schon seine Aschenfarbe gestreut hat. Seine stets tadellose Höflichkeit hat bei diesen Gelegenheiten etwas scharf Abgezirkeltes an sich, das unwillkürlich imponiert. Daran gewöhnt, in den diplomatischen Gesprächen sich und denjenigen, der mit ihm spricht, zu überwachen, verbreitet er eine gewisse Kühle um sich, die bei ihm und dem Mitredner den Ausdruck kompromittierender Vertraulichkeit nicht aufkommen läßt und der Unterhaltung den Anstrich des Gemessenen und Zeremoniellen giebt, der durch die etwas schleppende Betonung und das aristokratische Abschleifen des oratorischen r, das er sich von seinen diplomatischen Gewohnheiten beibehalten hat, noch bestimmter und schärfer hervortritt. Seine Beredsamkeit hat etwas Langsames und Gemessenes an sich; sie besitzt keine Wärme und auch nichts Blendendes — sie bewegt nicht und reißt auch nicht hin, aber angenehm, fein und ausgefeilt, überredet und überzeugt sie und nötigt auch den Gegner zu achtungsvollem Folgen.

Sehr wenige verstehen sich wie er auf die für einen Minister des Auswärtigen unbedingt notwendige Kunst, nur so viel zu sagen, wie er will, und es so zu sagen, wie er es will, und die noch schwierigere, sich den Anschein zu geben, als sage er viel, ja alles — und dabei doch nichts zu sagen.

Hierbei fällt mir eine Anekdote ein.

Eines Tages stellte in der Kammer Giuseppe Ferrari, der berühmte Philosoph, einer der angesehensten Führer der Opposition, ein scharfer Geist, ein gewandter Kopf und ein bestrickender Redner, eine Interpellation über die auswärtige Politik, über die europäische Situation und die Beziehungen Italiens zu den Großmächten, eine hitzige, leidenschaftliche und aufreizende Interpellation, die sich über ein sehr weites Gebiet verbreitete.

Visconti Venosta schien ihm zuzuhören, ohne mit einer Wimper zu zucken, ohne daß man auf seinem Gesichte irgend eine Spur des Eindrucks, den die oft aggressiven Worte Ferraris doch auf ihn machen mußten, gewahrt hätte — dann

erhob er sich kerzengerade, straff, ruhig wie gewöhnlich und kündete an, daß er die Interpellation am folgenden Tage beantworten werde.

Am folgenden Tage erhob sich Visconti Venosta gerade wie am vorhergehenden kerzengerade, straff, ruhig und sprach gelassen und gemessen ein paar Stunden hintereinander, ohne sich je zu unterbrechen, in seinem gewöhnlichen Ton. Die ganze Kammer, Rechte, Zentrum und Linke, schien ihm mit lebhafter und anhaltender Aufmerksamkeit zuzuhören und ebenso die diplomatische und die Journalistentribüne. Als er geendet hatte, verbreitete sich durch das Haus ein Gemurmel der Zustimmung, das gleichfalls nicht enden wollte, aber im Tone der Ueberzeugung gehalten war.

Der Interpellant, Giuseppe Ferrari, erklärte sich — ein sehr seltener und fast einzig dastehender Fall — in vornehm-verbindlicher Weise für zufriedengestellt. Eine Stunde später fanden wir uns mit dem Interpellant bei Tisch zusammen. Man sprach von der Rede des Ministers', von den gegebenen Erklärungen, die mehr als hinreichend schienen, von den erhaltenen Aufschlüssen, die erschöpfend schienen, und von der eigentümlichen und unumwundenen Erklärung der Befriedigung von seiten eines Opponenten, der sich sonst so beharrlich nicht zufriedenstellen lassen wollte. Aber je weiter die Unterhaltung in dieser Art fortging, desto finsterer wurde Ferrari. Plötzlich schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn und unterbrach dann, mit der geballten Faust auf den Tisch aufschlagend, unsre Erörterungen: „Was Aufklärungen, was Aufklärungen! Es war mir so vorgekommen, als sagte er mir vieles, alles; aber jetzt, wo ich darüber nachdenke, merke ich, daß er mir absolut nichts gesagt hat, abgesehen von dem, was ich mir selbst hätte sagen können!" Und er begleitete diese Worte mit einem gegen sich selbst gerichteten energischen und wenig respektvollen Ausrufe.

Im freundschaftlichen Verkehr jedoch verschwindet der Minister und Staatsmann, und Visconti Venosta erscheint einem als ein ganz andrer Mann. Er ist witzig und heiter — er liebt den harmlosen Scherz und vor allem das zwanglose und vertrauliche Geplauder über alle möglichen Dinge. Alsdann ist alles Steife von seiner Person verschwunden, seine Augen öffnen sich völlig, das Wort fließt ihm so munter von der Zunge wie einer alten Dame aus vornehmem Hause, die sich in bürgerlicher Gesellschaft bewegt, sein Lächeln ist ungezwungen und sein Lachen kommt von Herzen.

Wie oft habe ich, wenn ich, von Mailand nach Florenz oder Rom kommend, ihn in dem Palaste der Signoria oder der Consulta aufsuchte, manch gutes halbe Stündchen mit ihm in der alten freundschaftlichen Weise in lustigem und vertraulichem Geplauder verbracht — er auf einem großen Sessel sitzend, die Beine übereinandergeschlagen, ich auf einem andern ihm gegenüber, wobei er mich zwischen den einzelnen Zügen aus seiner Zigarette nach all den tausend Einzelheiten des Mailänder Lebens fragte, das er ja auch als junger Mann mitgemacht, geliebt und umschwärmt, namentlich von den Damen, damals unter dem Anscheine frivolen Wesens den Gedankenernst und den ernsten Wagemut des Verschwörers, des Sekretärs Mazzinis bergend; dann wollte er stets das Neueste aus dem

galanten, künstlerischen, litterarischen und theatralischen Leben unsers alten Mailands wissen, in dem damals das industrielle Leben noch nicht ganz und gar das geistige und gesellschaftliche Leben unterdrückt und getötet hatte, über alles mit dem feinen Geiste und ich möchte fast sagen der Leidenschaft eines „Sammlers" sprechend und herzlich über jedes Abenteuer und jeden pikanten Klatsch lachend — bis dann, dieses Lachen, dieses neugierige Fragen und diese Indiskretionen plötzlich unterbrechend, der Thürhüter eintrat und die beiden Flügel der Thüre aufriß, um in feierlichem Tone und mit ernster Stimme Seine Excellenz den Botschafter So-und-so anzumelden — einen jener Diplomaten, die das Vorrecht hatten, nicht antichambrieren zu brauchen. Alsdann sprang er mit gleichen Füßen auf. Die Verwandlung war bei ihm vollständig und im Moment vollzogen. Er stand aufrecht, starr, feierlich da, die Augen halb geschlossen, die Gebärde elegant abgemessen, das Wort gesucht ruhig.

Ich zog mich mit einer tiefen Verbeugung vor Seiner Excellenz dem Herrn Minister zurück, an dem Botschafter vorbeischreitend, der mich von der Seite her mit einem neugierigen Blick maß.

*

Erst gegen Ende des Jahres 1895, als die afrikanische Frage eine bedrohliche Gestalt annahm — der er in offener Gegnerschaft gegenüberstand, wie das bei ihm auch bezüglich der Spannung unsrer Beziehungen zu Frankreich der Fall war, die nach ihm zu ernsten Folgen hätten führen können — kehrte Visconti Venosta nach Rom zurück und nahm thätigen Anteil an den Arbeiten des Senats, der eine entschlossenere Haltung angenommen hatte.

Was seine eben angedeuteten Ansichten über die Spannung unsrer Beziehungen zu unsern Nachbarn jenseits der Alpen anlangt, so hat man mit der gewöhnlichen Uebertreibung von seinen Sympathien für Frankreich gesprochen.

Es ist eine Sympathie vorhanden, die sich bei uns allen, die wir zu der gleichen, jetzt im Aussterben begriffenen Generation gehören, von unsern ersten Jugendjahren gebildet hat, da sich unsre geistige Ausbildung unter dem Einflusse der französischen Geschichte, der französischen Litteratur, der französischen Kunst, der großen Schriftsteller und der hervorragenden Staatsmänner dieses Landes vollzogen hat, wie ja auch unsre politische Verfassung ein Abbild der französischen ist. Von dieser Art geistiger Muttermilch, die wir von unsern ersten Lebenstagen an eingesogen haben, ist immer noch etwas in unserm Blut, in unserm Gehirn und in unserm Herzen vorhanden. Ich bin aber fest überzeugt davon, daß die Sympathie Viscontis Venostas in dieser Hinsicht nicht über eine gewisse Schwärmerei hinausgeht, die wir alle für die Erinnerung an die Zeit unsrer Jugend empfinden; er, der ein so tiefes Gefühl der eignen Verantwortlichkeit besitzt, ist sicherlich nicht der Mann, der der äußern Politik des eignen Landes eine untergeordnete Stelle anweisen könnte.

Kein Wunder daher, wenn Italien sich im vergangenen Jahre, noch bestürzt und verwirrt von dem Ansturm unvorhergesehener Ereignisse der traurigsten Art,

noch unter dem Druck einer gewissen Gehirn- und Herzerschütterung und erschreckt bei dem Gedanken, irgend eine verwegene Unerfahrenheit könne die schweren Folgen unbedachtsamen Wagemuts noch verschlimmern, darauf besann, daß seit 1876, das heißt, seitdem Visconti Venosta von dem Ministerium des Auswärtigen zurückgetreten war, auf diesem Posten schwerer Verantwortlichkeit eine Reihe von Leuten einander gefolgt waren, die, wie Depretis, keinen andern Anspruch darauf hatten als den der fragwürdigen und verschmitzten Erfahrung in parlamentarischen Manipulationen und in Couloire-Intriguen, oder Benedetto Cairoli den des Nimbus heldenhafter Vaterlandsliebe, oder wie Mancini den des Rufs und der Rednergabe des Advokaten, oder wie Brin das Verdienst, ein großer Schiffsbauer, oder wie zuletzt Sermoneta das, ein vornehmer Herr und hervorragender Sportsman zu sein, daß aber ein wirklicher Minister des Auswärtigen nicht mehr dagewesen — kein Wunder, wenn da die Gestalt Visconti Venostas, des Staatsmannes, der, im Verlaufe von zehn Jahren viermal Minister des Auswärtigen, an den großen Ereignissen mitgearbeitet hatte, welche der wichtigen Zeit unsrer politischen Wiedererhebung gefolgt waren, an der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz, an dem Frieden mit Oesterreich und an dem Einzuge und an der Festigung unsrer Hauptstadt in Rom, sich dem Geiste des italienischen Volkes darstellte und die öffentliche Meinung auf ihn als auf eine Bürgschaft für den ruhigen, aber festen Ernst in der Leitung der Beziehungen zum Ausland hinwies, und unser herabgemindertes nationales Ansehen sich wie beruhigt fühlte, als es ihn zur Consulta zurückkehren sah.

Litterarische Revue.

Von

M. zur Megede.

Willy Pastor: „Wana“. — Marie Janitschek: „Die Amazonenschlacht“. — Amalie Skram: „Constanze Ring“. — Karl Ewald: „Der Lindenzweig“. — Guy de Maupassant: „Unser Herz“. — Georges Ohnet: „Unnützer Reichtum“. — Gabriele Reuter: „Der Lebenskünstler“. — Ernst Eckstein: „Roderich Löhr“. — Alfred Graf zur Lippe: „Innenleben“.

Ich gehöre zu den Leuten, die sich „grauen“! Dunkle Stuben sind mir unheimlicher als dunkle Straßen, Gespenster bedenklicher als Diebe. Meine Haare machen bei gewissen Vorstellungen noch heute Miene, sich emporzusträuben, wie sie es als Kind thaten, wenn ich mir in der „Geisterstunde“ das Deckbett über den Kopf zog und mein Herz wie ein Schmiedehammer klopfte! War das nicht etwas, ein Geräusch, ein Ton, ein Hauch — eine Hand? Es kam ... näher — näher ... es kam — — — und ist doch niemals gekommen!

Auch von spiritistischen Anwandlungen kann ich mich nicht freisprechen. Ich glaube

nicht nur an ein Fortleben, an eine Mission „da drüben", ich wünschte auch, daß ich als „Geist" die umschweben dürfte, denen mein Herz im Leben gehört hat; warnend, mahnend, ratend, helfend. Denn mir ist mehr als einmal im Leben zu Mute gewesen, als spürte ich die Nähe, die Stimme solcher Geister, und sie haben mir immer Frieden und Trost gespendet.

Mehr als andre, halte ich mich demnach „disponiert", Willy Pastors „Wana" (Leipzig, Verlag: Kreisende Ringe, Max Spohr) wenn nicht zu verstehen, so doch zu empfinden. Trotzdem habe ich nach der letzten Seite nur den Kopf schütteln können. „Wana" kann doch nur die Geschichte eines Irrsinnigen sein, einer neuen Art von Verrücktheit, wie noch kein „Moderner" es gewagt hat, sie uns direkt auf der Klaviatur unsrer Nerven vorzuspielen.

Heinrich Hardanger ist Mediziner, Gelehrter, Weiser, dem „alles Wissen seiner Zeit beherrschen" nur die „lächerliche Einleitung zu seinem großen Werke" ist. „Wenn ihm dies Werk gelingt, wenn seine Gedanken Thaten ansetzen, werden sich alle Naturkräfte vor ihm niederwerfen, wie Parias vor einem Götterwagen. Er wird den Winter mit dem Sommer heizen, seine Nacht mit dem Tage erhellen. Auf einsamer Insel im Wintersturm wird er alles wissen, was in der Welt vorgeht, denn seine Telegraphen brauchen keine Drähte, seine Schiffe keine Maschinen. Die Ketten und Käfige, mit denen bange Kinder die Bestie Naturkraft unschädlich zu machen suchen, sind nicht für ihn, denn die Bestie fürchtet seinen Blick. Luft und Meer sind ihm unterthan, den Strömen giebt er neue Bahnen, alles lenkt er nach seinem Willen, selbst den Golfstrom, die Passate — er der Bauherr am Planeten, der Meister der Sterne."

Hardanger hat keinen Freund und Gehilfen, aber er kennt ein Weib, das ihn versteht, ihm helfen wird, das den Blick in weite Fernen hat wie er, und die einzige Gemeine, die mitten im Getriebe der Weltstadt einen Kultus treibt, der ihn rührt, sind die Spiritisten. Nach einer ihrer „Séancen" meldet sich „Wana", die Geliebte auf der einsamen Nordsee-Insel. Sie ruft ihn, und als er zu ihr eilt, findet er sie, wie er erwartet: sterbend!

Nach ihrem Tode wird er nur noch von einem einzigen Gedanken erfüllt: sie auf Erden wiederzusehen, ihren Geist zu „materialisieren", mögen auch noch so viel Medien darüber körperlich zu Grunde gehen, noch so viele gegenwärtige und wieder zurückgewonnene Mitglieder der Spiritistengemeine den Verstand darüber verlieren.

Hardanger erreicht sein Ziel: Wana zeigt ihm wenigstens ihre — Hände! Aber seine „Nervosität" nimmt furchtbar zu. Alle Menschen erscheinen ihm nur noch in einer dichten Odhülle. Nachdem wir die Mondnacht am See mit ihm durchlebt haben und seinen Gedanken beim Anblick des Vollmondes „mit seinem Verwesungsschimmer, dieses Vampyrs, der alles Fleisch aussaugt", gefolgt sind, wissen wir, daß er endgültig seinen „Klaps" weg hat, wie das unglückliche Medium Karitas. Wir wundern uns gar nicht, daß es seinem Freunde Hollmann, der auch schon ein bißchen stark angekränkelt war, nicht gelingt, ihn der Wirklichkeit zurückzugewinnen. Hardanger entschlüpft ihm, nicht ohne vorher eine Beichte abgelegt zu haben, in der er sich beschuldigt, viel Unheil angerichtet, aber auch schwer darunter gelitten zu haben. Was gut zu machen ist, will er noch gut machen, indem er Geld und Ratschläge für einige seiner Opfer hinterläßt. Er selbst zählt sich dem unglücklichen Geschlechte der Vorläufer zu. „Wer sich an dies hängt, muß leiden! Aber er wird in seinem Freunde Hollmann, dem er seine Manuskripte hinterläßt, einen Nachfolger haben. Hollmann wird glücklicher sein, wird die Erfolge haben, die Einer sich wünschte, der jetzt nur noch das Recht zur Ruhe, zu dem Reiche besitzt, in dem ‚Wana' lebt."

Nachdem er jede Spur seiner Flucht verwischt hat, steigt Hardanger in ein Schiff, das ihn nach einer einsamen nordischen Leuchtturminsel bringt. Mit dem Kapitän und Wärter dort hat er früher einmal glückliche Zeiten verlebt. Der Kapitän ist über das Kommen seines Gastes nicht erstaunt:

„Sagen Sie doch, als Sie beschlossen, zu mir zu kommen, das war Dienstag vor acht Tagen?"

„Dienstag vor acht Tagen!"

„Um zehn Uhr abends?"

„Um zehn Uhr abends. Mein Gott aber —"

Der Kapitän ist ein eigentümlicher Herr. Er schreit Hardanger plötzlich an, ob er gekommen sei, hier den Rache-Engel zu spielen. Und in der Folge hat dieser eine unheimliche Vision.

Er stürzt zum Kapitän, der bereits im Bette liegt: „Mein Gott, was ist das? Auf dem Kopfe hatte er einen Südwester, um das rechte Auge war ein blutroter Kreis, gerade als ob —"

Der Alte springt auf Hardanger zu. „Was, Ihr habt ihn gesehen? — Und nun wollt Ihr mich verklagen? Aber ich habe ihn nicht umgebracht! Nein! Und wenn Ihr das sagt —!"

Hardanger entschlüpft dem Wütenden und versichert ihm, daß er nur gekommen sei, um zu sterben, nicht um als Rächer aufzutreten.

Und er findet auch den Tod, den er sucht. Das Meer nimmt ihn auf, ein furchtbares, gigantisches, wahnsinniges Meer, das mit dem Wintersturme ringt und das seine weiße, riesenhafte Wogenhand gegen den Leuchtturm erhebt, um ihn zu packen und zu zerschmettern. Vom Himmel aber gleitet ein weißer Stern in die wütenden Wasser, er leuchtet, er winkt, und Hardanger springt ihm nach: „Wana, Wana!"

Die ganze Geschichte ist meisterhaft gemacht. Man vergißt den Schauer über der Bewunderung und die Bewunderung über dem Schauer. Manchmal, wenn es gar zu „hoch" wird, fühlt man sich auch etwas wirr im Kopfe. Aber das Virtuosenstück ist doch gelungen. Ich frage nur: Zu welchem Zwecke eigentlich? Erbaulich ist's doch nicht und weder schön noch wahr! Oder sollte der Verfasser wirklich einen Lichtschein in eine Welt fallen lassen wollen, die uns gewöhnlichen Menschen bisher verschlossen gewesen ist? Um Gottes willen nein! Das Geschehene ist ja nicht ungeschehen zu machen, aber für jede weitere Bekanntschaft mit der vierten Dimension danken wir im voraus. Mögen die Geister uns milliardenweise umschweben, mag der Mond schreckliche Absichten mit uns haben. Wenn wir's bloß nicht wissen, nicht sehen! Ich wenigstens!

Mit beiden, festen Füßen auf reellem Boden steht ein andres Buch, gleichfalls aus dem Verlag der Kreisenden Ringe (Max Spohr) in Leipzig. Es ist „Die Amazonenschlacht" von Marie Janitschek. Spott, Zorn, Ernst, im rechten Gleichmaß abgewogen, wird von der geistvollen Verfasserin über die große Schar unklarer, verbitterter, müßiger, sensationslustiger Frauenzimmer ausgegossen, die sich über die wichtige Frage von der Zukunft des Weibes den Mund zerreißt. In einer Reihe scharf umrissener, meist humoristisch gefärbter Bilder zeigt sie ihrer Heldin, einer jungen Süddeutschen, der es daheim bei ihrem Gatten zu gebunden und eingeengt war, wie die großen Ziele draußen meist nur mit Worten und Aeußerlichkeiten erstrebt werden. Die Frauenrechtlerinnen können Marie Janitschek für das Bild, welches sie von ihnen entwirft, unmöglich dankbar sein. Sie schießt manchmal wohl auch über das Ziel hinaus. Denn sicher fehlt es auch bei jenen nicht an edlem Streben und praktischem Sinne. Aber die Hauptsache ist doch, daß eine Frau, die mitten im Leben, Denken und Fühlen ihrer Zeit steht, die Frauenfrage in der Hauptsache als eine „Magenfrage" erkennt. Marie Janitschek ist der Meinung, daß der weiblichen Begabung die Wege durchaus nicht so verbaut sind, wie man glauben machen will. Wirkliche Talente werden sich unter allen Verhältnissen Bahn zu brechen wissen, und das erste Ziel für die weibliche Zukunft ist jene Allgemeinbildung, die Gefühl, Urteil, Geschmack und Thatkraft des Menschen läutert und in der Erkenntnis und Erfüllung der Pflicht gipfelt, gleichviel ob dies alles innerhalb oder außerhalb des Familienkreises sich bethätigen darf!

Mit der Frauenfrage beschäftigt sich auch der lange, sehr lange Roman „Constanze Ring" der norwegischen Schriftstellerin Amalie Skram (Leipzig, Georg H. Wiegands Verlag). Wie gewöhnlich bei dieser Schriftstellerin richtet sich eine scharfe Strafpredigt gegen die

ungemessenen Freiheiten der Männer, die skrupellos und ungestraft thun und thun dürfen, was der Frau von einigem Wert die Selbstachtung und den Mut zum Leben kosten. Amalie Skram hat sehr recht, nur sollte sie ihr Thema nicht auf fünfhundertundeinundzwanzig Seiten breit treten. Die ewigen Variationen über ein und dasselbe wirken geradezu erschöpfend. Man fühlt ja vollkommen mit Constanze Ring, die an der Seite eines eingebildeten, beschränkten, ausnehmend trunkfreudigen Ehegatten, für den ihr Herz noch dazu nie einen rascheren Schlag gethan hat, das elendeste Innenleben führt. Ihre Empörung über den Mann, der sie mit ihrem Dienstmädchen direkt unter ihren Augen betrügt, ist ebenso verständlich wie ihr Vorsatz, sich für immer und durch den Spruch des Gesetzes von ihm zu trennen. Und in dem Eingreifen der Eltern, der Verwandten, der Freunde, die sie zu ihrer „Pflicht" zurückzubringen suchen, kennzeichnet sich die ganze verlogene Moral der Nützlichkeitsmenschen. Daß aber Constanze aus ihrer ersten, bis auf die letzte Neige des Ekels ausgekosteten Ehe nichts von der Eigenart des Mannes zu verstehen gelernt hat, daß sie auch da hart verurteilt und unerbittlich bestraft, wo sie liebt, das ist unbegreiflich. Und noch unbegreiflicher ist es, daß sie jedes Gefühl für Nils Lorck aus ihrem Herzen reißen kann, daß sie ihn mit seinem Freunde hintergeht und mit Leidenschaft und Leben unverzüglich abschließt, als sie erfährt, daß sie auch für diesen Mann nicht das erste und einzige Weib ist, das er besitzt. Constanze Ring sagt in ihrer Todesstunde von sich selbst, daß sie eine große Egoistin sei, und erkennt darin die schwere Sünde ihres Lebens. Dieser Schluß wirkt überraschend, denn der Roman scheint die Schuld sehr ungleich zu verteilen. Er wälzt sie fast nur auf die Schultern der Männer. Ueberhaupt ist in der ganzen Geschichte etwas Gemachtes, Gewaltsames, Tendenziöses. Es mangelt ihr jene Klarheit und Folgerichtigkeit der Entwicklung, die Interesse und Urteil zwingt, auch wo die Sympathien fehlen.

Diese Klarheit und Folgerichtigkeit ist dem aus dem Dänischen übertragenen Roman „Der Lindenzweig" von Karl Ewald (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) in hohem Maße eigen. Das Thema wird manchem peinlich sein. Eine Frau, die ihren Liebhaber mit ihrem Gatten betrügt, weil sie zu feige, zu bequem ist, sich aus dem alten Verhältnisse zu lösen und stolz und ehrlich in das neue einzutreten. Aber Form und Sprache des Romans sind die eines Kunstwerkes. Und ein Stück inneres Menschenleben spielt sich vor unsern Augen ab, dem wir mit Spannung und Teilnahme folgen müssen, auch wenn sich unser Gefühl gegen die Handlungsweise der Personen und die Lösung des Konfliktes auflehnt.

Eine Gabe für litterarische Feinschmecker ist Maupassants „Unser Herz!" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Welt- und Menschenkenner und nicht am wenigsten der Poet zeigt sich hier auf seiner Höhe. Eine schöne Dame, die der ersten Aristokratie der Geburt und des Geistes angehört, die Paris bejubelt, umschmeichelt, auf den Thron der Mode erhebt, ergiebt sich einem Manne aus der Schar ihrer Freunde, weil sie ihn auf ihre Weise liebt. Und in diesem „Auf ihre Weise", in der Kühle, Dürre und Beschränkung der geschenkten Neigung ist alle Qual eingeschlossen, die der Mann erduldet, dessen niemals verschwendete, zu einem kleinen, schwachen, fast verborgenen Funken zusammengepreßte Gefühlsinnigkeit zu plötzlicher heller Flamme aufschlägt. Zu einer Flamme, die ihn packt, verzehrt, und die sie weder zu ergreifen noch zu erwärmen vermag! Er will ihr entfliehen, aber sie läßt ihn nicht, weil sie ihn ja auch liebt — auf ihre Weise! Und so kehrt er denn zu ihr zurück, die seinen Geist, seinen Geschmack, seinen Schönheitsdurst und seine Sinne so vollauf zu befriedigen vermag, und läßt sich als lindernden Balsam für sein darbendes, gemartertes Herz die Liebe einer kleinen Kellnerin gefallen, die sich ihm mit jener Leidenschaft und Zärtlichkeit giebt, die, nach Maupassants Ansicht, in den Frauen der Gesellschaft und der Ueberfeinerung bis auf einen letzten elenden Rest erstorben ist. „Unser Herz" will seiten-, ja zeilenweise genossen werden. Seine psychologische Feinheit sucht ebenso sehr ihresgleichen, wie die poetische Zartheit und die Farbenpracht der Bilder und der Sprache.

In schroffstem Gegensatz zu dieser Schöpfung eines Meisters steht die Arbeit eines französischen Schriftstellers, dessen große Gemeine in Deutschland allerdings keine litterarische

Gourmets umschließt. Man kann kaum oberflächlicher und fader sein, als es Georges Ohnet in seinem „Unnützer Reichtum“ fertig gebracht hat (Berlin, R. Taendler). Die Fabel ist ja ganz gut ersonnen und geschickt aufgebaut. Aber für seine Personen zeigt Ohnet weder Liebe noch Verständnis. Es sind bekleidete Puppen, angemalte Schatten, die er wieder und wieder an uns vorbeiführt und deren Thaten und Leiden er uns mit der Redegewandtheit einer Klatschschwester erzählt, ohne irgendwie in die Tiefe zu gehen, ja ohne sich sogar mit ihrer äußerlichen Drapierung besondere Mühe zu geben. Es ist traurig, daß in litterarischen Dingen noch eine Majorität regiert, der gerade diese Art von Romanen zusagt.

Geistvoll und eigenartig sind die fünf Novellen, die unter dem Titel „Der Lebenskünstler“ von Gabriele Reuter (Berlin, S. Fischers Verlag) erschienen sind. Sie führen bald in europäische Groß- und Kleinstädte, bald ins Land der Sonne und der Pyramiden, in dem sich die Verfasserin besonders gut auszukennen scheint. Trotz des fremdartigen Reizes, der von den orientalischen Erzählungen ausgeht, sind die andern entschieden von höherem Wert. Mir hat besonders „Der Lebenskünstler“ und „Evis Makel“ imponiert. Der Lebenskünstler ist ein kluger, feinsinniger, aber doch etwas temperamentloser Mann, der sein ganzes Dasein so fein ausgeklügelt, so egoistisch zurechtgelegt hat, daß er am Ende arm an Glück in seelischer und körperlicher Einsamkeit zurückbleibt, verlassen von der Frau, die er geheiratet hat, weil sie ihm gefiel und weil sie nach allen Richtungen hin eine passende Partie war, und von der andern, die er nicht lieben und nicht heiraten wollte, weil ihr „geistiges Verhältnis“ ihm vorging und er nicht Lust hatte, seine Carriere durch eine Gattin zu zerstören, die in zehn Jahren eine alte Frau sein würde. „Evis Makel“ erzählt die nur zu lebenswahre Geschichte eines alternden Mädchens, dessen angeborene Mütterlichkeit es treibt, ein fremdes Kind an sein einsames Herz zu nehmen, es zu pflegen, zu erziehen und schließlich von ihm und aller Welt für dessen Mutter gehalten zu werden. Eine tiefe und gerechte Erbitterung spricht aus jeder Zeile, und mit scharfen Worten ist jener „Mutterwahn“ gegeißelt, der behauptet, daß nur der Trauring am Finger und die Qual der Geburtsstunde ein Recht auf Mutterglück und Muttersorgen geben können. Niemand glaubt an Evis reine Beweggründe, an dem Kinde erlebt sie nur Undank und Unehre, ihren Makel aber nimmt sie mit in Sarg und Grab hinein.

Nicht der beste, den er geschrieben hat, immerhin aber doch ein guter, interessanter Roman ist „Roderich Löhr“ von Ernst Eckstein (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung). Ein Mann, dem das Leben ziemlich unversucht und ungenossen hingegangen ist, kommt in reiferen Jahren zu großen Reichtümern. Er selbst und besonders auch seine Frau mit ihren einfachen und prunklosen Vorzügen passen nicht recht in den neuen glänzenden Rahmen. Der Mann beginnt zu sehen und Unterschiede zu machen, und die sehr kühlherzige und raffinierte Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, den die luxuriöse Gattin an die Schwelle des Ruins gebracht hat, faßt den Plan, Roderich Löhr und seine Millionen für sich zu gewinnen. Es gelingt ihr, der reiche Mann läßt sich von seiner Frau scheiden und heiratet die schöne Eva. Diese hat seinerzeit ihr Verhältnis mit einem armen Offizier gelöst und knüpft es nun wieder an. Der teuflische Gedanke, ihren Mann zu vergiften und im Besitz seiner Reichtümer den andern zu heiraten, schießt in ihrer Seele auf. Das Verbrechen wird entdeckt, Eva tötet sich im Gefängnis, und Roderich Löhr stirbt mit seiner ersten Frau versöhnt. Dieser Schluß ist ein wenig sensationell. Unter den geschilderten Personen sind Eva und ihre Mutter in ihrer Eiseskälte, Berechnung und Verstellungskunst besonders gelungen.

„Innenleben“, von Alfred Graf zur Lippe (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden), giebt in fünf Geschichten kleine, scharf umrissene und fein durchgeführte Bilder aus dem angefressenen, ausgedörrten, mit Irrtümern erfüllten Dasein der Kinder unsrer Zeit. Viele versinken in der trüben Flut, in der sie eine Weile so vergnüglich geschwommen sind. Eine Frauengestalt aber ringt sich daraus empor und gewinnt ein „Glück“ zurück, das sie gewiß in Leidenschaft und Unverstand verkannt und von sich gewiesen hat.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anthropologie.

Die ersten Menschen.

Wohl auf keinem Gebiet menschlichen Wissens tritt uns die Mangelhaftigkeit unsrer Kenntnisse und der der Forschung zu Gebot stehenden Quellen so auffallend vor Augen als bei der dem Menschen so naheliegenden Frage nach seiner Abstammung.

Wollen wir nicht einfach den Märchen und Ueberlieferungen der Völker über die Entstehung des Menschengeschlechts glauben, sondern auf wissenschaftliche Forschungen gegründete Antworten erhalten auf die Fragen, wo und wie der erste Mensch gelebt habe, wie er wohl beschaffen gewesen sei, in welche Periode der Erdentwicklung sein Erscheinen falle und wie seine Umgebung ausgesehen haben möge, so sind wir genötigt, die Kultur- und Entwicklungsgeschichte und last not least die Geologie beziehungsweise Paläontologie um Auskunft anzugehen.

Aus naheliegenden Gründen lieferten die erstgenannten Disciplinen bislang sehr wenig positive Daten zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen; nur zu oft verfiel dieses Wenige der Spekulation und damit der Unsicherheit. Sind auch die Resultate vieler paläontologischen Untersuchungen nichts weniger als unanfechtbar, so hat doch diese Wissenschaft eine ganze Reihe außerordentlich wertvoller Funde als Grundlage neuer oder zur Bestätigung älterer Ansichten geboten. Aus den Schichten der Erdrinde entnimmt sie wie aus einem Buche Urkunden und Mitteilungen über die Geschichte und Geschicke des Erdballs und seiner Bewohner, leitet aus oft unscheinbaren Resten von Lebewesen durch Vergleichung mit den noch jetzt existierenden Arten Bau und Lebensweise längst ausgestorbener Formen ab und läßt diese gewissermaßen vor unsern Augen wieder auferstehen.

So wurde auch schon oft versucht, auf Grund von Funden menschlicher Ueberreste und Kunstprodukte die diese bergende Erdschicht zu bestimmen und hierdurch Anhaltspunkte für das ungefähre Alter des Menschengeschlechts zu gewinnen. Obwohl auch dieser Weg der Forschung zahllose Schwierigkeiten bietet, so ist doch das, was an sicheren Ergebnissen, besonders im Lauf der letzten Jahre, zu Tag gefördert wurde, wichtig genug, kurz an der Hand größerer Arbeiten, wie der von Nicolucci,[1]) Zittel, Müller und andrer, referiert zu werden.

Von den Formationen der Erdrinde, welche Spuren des Menschen enthalten, kommen nur zwei in Betracht: die Tertiärformation und die darüber liegende jüngere Quartärformation. Vom Tertiär werden nur die zwei jüngeren (oberen) Schichten — das Miocen und Pliocen — mit dem Menschen in Beziehung gebracht. Zweifellose menschliche Spuren in größerer Anzahl schließen die beiden Schichten des Quartärs ein — das Diluvium (teilweise aus den Geschieben einer einstigen Eiszeit bestehend) und das in die auch jetzt noch sich bildenden Ablagerungen übergehende Alluvium.

In die Zeit zwischen der Bildung des Miocen bis zum Beginn des Alluvium ist das Auftreten des ersten Menschen zu verlegen. Auch wenn die Streitfrage, ob dieses Auftreten im Tertiär oder Quartär stattgefunden habe, nicht entschieden ist, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß es in eine Zeit falle, in welcher Festland und Wasser noch anders verteilt waren als jetzt. Der Mensch war Zeuge der letzten großartigen Veränderungen, welche dem gegenwärtigen geographischen Zustand unsrer Erde vorangegangen sein müssen.

[1]) I primi Uomini. Studio anthropologico di G. Nicolucci. Neapel 1882.

Die Beweisstücke für das Vorhandensein des Menschen bestehen in erster Linie in Skelettresten, ferner in allerhand Kunstprodukten, wie Werkzeugen, Waffen, Geräten und Schmuckgegenständen. Das hierzu nötige Material lieferten Feuersteine, Knochen und Zähne verschiedener Tiere. An letzteren beobachtet man Spuren von Bearbeitung; sie sind oft gespalten, geritzt, sogar graviert. Ohne Zweifel bediente sich der Mensch schon sehr früh auch pflanzlicher Stoffe. Die Spuren derselben aber haben sich nur selten in den älteren Formationen erhalten und dann nicht in dem Zustand, daß ihre Benutzung durch den Menschen zweifellos wäre. Erst sehr spät, als der Mensch offenbar schon verhältnismäßig hoch kultiviert war, Wohnungen baute und sich des Feuers bediente, finden wir Reste von pflanzlichen Mahlzeiten und vermögen so zum Beispiel den ganzen vegetarischen Speisezettel der Pfahlbautenbewohner Mittel- und Süddeutschlands zusammenzustellen. Wohnungen aus Stein hat der Mensch sicherlich erst, nachdem er beinahe über die ganze Erde verbreitet war, angelegt. Wohl mögen ab und zu primitive Zufluchtsstätten aus Aesten und Zweigen, wie bei den Australnegern, nach Ameghinos Funden in den Pampas Südamerikas sogar aus dem Panzer eines riesigen, nunmehr ausgestorbenen Gürteltieres (Glyptodon) hergestellt worden sein, dessen Fleisch vorher zur Nahrung diente. Feste Wohnsitze verbot aber schon die Lebensweise von selbst; je nach dem Reichtum an Nahrungsmitteln war der Mensch gezwungen, eine Gegend früher oder später wieder zu verlassen. Oftmals wurden Höhlen zu längerem Standquartier erkoren, aber wohl erst zu einer Zeit, als in unsern Breitegraden schon die diluviale Vereisung eingetreten war. Leider läßt sich das reiche und für den Anthropologen und Paläontologen gleich wertvolle Material aus solchen Höhlen für unser Thema kaum verwerten, da das geologische Alter derselben nicht sicher zu bestimmen ist.

Als erste Waffe und primitivstes Werkzeug diente dem Menschen der Stein. Sehr früh schon mochte er die Vorteile härterer Steinsorten erkannt und sich in der Bearbeitung derselben vervollkommnet haben. Fast unvergängliche Feuersteine oder glasartige vulkanische Produkte sind es darum auch stets, die als erste Zeugen uns von den ersten Menschen Kunde geben, wenn auch zugegeben werden muß, daß die ersteren gar manchen Irrtum mit verursacht haben. Ihre Eigenschaft, unter meteorologischen Einflüssen in Splitter zu zerspringen, welche täuschend primitiven Produkten menschlicher Thätigkeit gleichen, macht alle Stücke, denen die ausgesprochenen Merkmale einer Bearbeitung (Schlagmarken) fehlen, zweifelhaft.

Dies gilt vor allem von den scheinbar ältesten Spuren menschlicher Kunstfertigkeit und Thätigkeit, von den Feuersteinsplittern (beziehungsweise angebrannten Knochen), auf welche sich die von Abb. Bourgeois, Delaunay und andern veröffentlichten Nachrichten über das Auftreten des Menschen in den untermiocenen Süßwasserkalken von Thenay in Frankreich, bei Ponancé (Departement Maine et Loire) und endlich im Miocen von Aurillac beziehen.

Auch die von Ribeiro im Pliocen Portugals gefundenen Feuersteinsplitter sind sicher auf natürlichem Wege entstanden und als Beweise für die Existenz des Pliocenmenschen ebenso unzulänglich, wie die im Colle del Vento bei Savona in Ligurien ausgegrabenen und von Professor Issel beschriebenen menschlichen Ueberreste oder der aus dem „auriferous gravel“ des Oberpliocen von Calaveras in Kalifornien bekannt gewordene Schädel. Bei diesen beiden Funden scheinen Täuschungen obgewaltet zu haben. Der eben erwähnte Schädel stammt von einem recenten Indianer und ist nicht gleichalterig mit der Schicht, in der er lag, ebensowenig wie die von Issel beschriebenen Knochen.

Unanfechtbare Beweise für das Auftreten des Menschen im Tertiär fehlen somit bis jetzt gänzlich, wenn auch kaum daran zu zweifeln ist, daß unsre Urahnen schon in jenen frühen Zeiten gelebt haben.

Gegen das Ende der tertiären Epoche oder im Beginn der Quartärzeit war der Erdball der Schauplatz großartiger Veränderungen. In diese Zeit fällt das Verschwinden der Verbindungsbrücke zwischen Europa und Afrika, bildete oder erweiterte sich das Mittel-

meerbecken, öffneten endlich in Europa an vielen Stellen nunmehr erloschene Vulkane ihre Feuerschlünde. Ein großer Teil unsers Kontinents bedeckte sich mit einem Eismantel; die eintretende Temperaturabnahme zerstörte eine wundervolle Flora, zwang zahlreiche Tiere zum Auswandern, vernichtete andre, welche weder wärmere Klimate aufsuchten, noch den neuen ungünstigen Lebensbedingungen sich anpassen konnten. Gleichzeitig wanderten viele Arten von Norden her nach Europa ein, wie der Riesenelefant (Mammut), das behaarte Rhinoceros, der Urochse und andre mehr, Tiere, die später, nachdem die Temperatur wieder gestiegen, der Eismantel geschmolzen war und die Verhältnisse auf Erden den jetzt bestehenden sich allmählich näherten, entweder ausstarben oder wieder nordwärts wanderten, wie Bison, Renntier und Moschusochse.

Zahlreiche unumstößliche Beweise erhärten das Zusammenleben des Menschen mit der Fauna der Quartärzeit und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika, Asien, Nord- und Südamerika. So häufig aber die Spuren des Menschen aus dieser Epoche in Form von Waffen, Werkzeugen und Schmuckgegenständen aus den oben erwähnten Materialien sind, so selten stieß man auf Reste von diesem Diluvialmenschen selbst, besonders auf solche Ueberbleibsel, deren geologisches Alter genau bestimmt werden konnte. Ein Schädel von Olmo bei Chiana in Toskana und von Egisheim im Elsaß, ein Unterkiefer aus der Höhle von Naulette bei Fürfooz in Belgien und ein Kieferfragment aus der Schipkahöhle in Mähren sind die wesentlichsten diesbezüglichen Funde, welche vor der strengen Wissenschaft die Probe auf die Echtheit ihres Alters bestanden.

Obwohl lange bestritten wurde, daß der Mensch mit diluvialen, nunmehr ausgestorbenen Tierformen zusammengelebt habe, so ist doch jetzt nachgewiesen, daß er Zeitgenosse des behaarten Riesenelefanten, Rentiers und so weiter war und daß der ins Reich der Fabeln verwiesene Mammutjäger, nach angebrannten, bearbeiteten, ja selbst bemalten Mammutknochen von Przdmost in Mähren zu schließen, seine Riesenbeute sehr wohl zu verwerten wußte. Schon bekannt mit dem Gebrauch des Feuers, lebte er offenbar in nicht mehr ganz ursprünglichen Verhältnissen. Entwickelten Kunstsinn verrät eine unverkennbar typische Zeichnung des Mammut auf Elfenbein aus der Höhle von La Madeleine in Belgien.

Was für Schlüsse nun erlauben uns die bisher gefundenen Manufakte und Skelettteile bezüglich der ersten Menschen zu machen? Geben sie uns Aufschluß über die Entwicklung des Menschengeschlechtes oder Nachrichten vom Leben und Treiben unsrer Urahnen in einer Zeit, die weit, unendlich weit rückwärts von der eigentlichen Geschichte liegt?

Bis vor wenigen Jahren hielten zwei Funde von Schädelfragmenten alle Welt in Atem. Sollten doch beide klipp und klar beweisen, daß der diluviale Mensch entschieden auf einer niedereren Stufe stand als der von heutzutage. Beide Fragmente, das eine von Cannstatt bei Stuttgart, das andre aus dem Neanderthal, zeichnen sich durch eine auffallende Dicke des Schädeldachs und durch die derbe Entwicklung der Knochenvorsprünge aus und verraten eine tiefstehende Rasse mit stark tierischem Gepräge. Beide wurden von den Gelehrten zu Typen besonderer, nach den Fundorten benannter Rassen erhoben, und — was sehr nahe lag — im Sinne der Darwinschen Transmutations- und Descendenzlehre als Bindeglied zwischen noch tiefer stehenden Wesen und dem höher begabten Menschen betrachtet. Die Akten über diese Schädel sind nunmehr geschlossen; von beiden ist das geologische Alter ebenso ungewiß, wie ihre Abstammung von normalen Individuen zweifelhaft. Trotz der interessanten Schicksale, die speziell der Cannstatter Schädel durchgemacht — er soll nach Quatrefages, der ihn untersuchte, während der Belagerung von Paris von einer preußischen Granate zerschmettert und teilweise vernichtet worden sein — können wir diesen wie auch den Neanderthaler nur noch als historische Belegstücke dafür ansehen, wie große Schwierigkeiten der Anthropologe zu überwinden hat, wie leicht Irrtümer die Erkenntnis hemmen und wie lange sich diese erhalten.

Das wissenschaftlich verwertbare Material ist aber immer noch bedeutend genug, um das erste Blatt der Geschichte der Menschheit zu schreiben. Es besagt uns, daß der Mensch

schon sehr lange auf Erden besteht, daß sein erstes Auftreten vor die Zeit der letzten glacialen und diluvialen Umwälzungen fällt, während welcher er sich gleichwohl forterhielt und ausbreitete. Er war Zeitgenosse zahlreicher zum Teil riesenhafter Tierarten, welche während der Quartär- oder gar Tertiärepoche ausstarben. Lange lebte er nackt und fertigte für seine Bedürfnisse und seine Verteidigung Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge primitivster Art von Holz und Stein. Er kannte nach Zittel „weder die Herstellung von Werkzeugen, Geräten und Waffen aus Metall, noch die Verfertigung von Thongeschirren, noch die Züchtung von Haustieren oder Kulturgewächsen". Vom jetzt lebenden Menschen unterschied er sich nach dem Bau des Körpers kaum merklich[1]) und war „bereits durch eine künstlerische Begabung ausgezeichnet, die ihn befähigte, Tiere, Pflanzen und Menschen bildlich nachzuahmen." Als Nahrung diente ihm, was die Natur von selbst an Pflanzen und Tieren bot; allmählich entwickelte er sich zum Jäger, dessen Waffen und Geschick die größten Tiere zur Beute fielen. Anfangs wurden wohl die Speisen ohne vorhergegangene Zubereitung genossen, später aber lernte er den Gebrauch des Feuers kennen und damit die Garmachung seiner Mahlzeit. Die Anwohner des Meeres und der Binnengewässer nährten sich von Fischen und verschiedenen Weichtieren.

Ueber die Wohnungen und Zufluchtsstätten der ersten Menschen läßt sich dem oben Angeführten nur wenig beifügen.

Ueber Ursprung und Herkunft des Menschen herrscht nach Zittel vorläufig noch vollständige Unsicherheit. Auch bezüglich der Zeit und Erdschicht, der die ersten menschlichen Spuren angehören, fehlen noch bestimmtere Angaben.

An und für sich steht der Existenz des Menschen in der Tertiärzeit nichts entgegen; seine Entstehung im Tertiär ist sogar überaus wahrscheinlich, allein Beweise dafür liegen vorläufig noch nicht vor. Geologie und Urgeschichte zeigen bis jetzt nur, daß der Mensch in der Diluvialzeit bereits einen großen Teil des Erdballs, jedenfalls Europa, Nordafrika, Asien, Nord- und Südamerika bewohnt hat, daß er überall auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stand! — —

Hat auch nach Zittel das Problem, wo der Mensch zuerst auf Erden erschienen und aus welcher Form er hervorgegangen ist, trotz aller Bemühungen der modernen Geologie und Anthropologie bis jetzt noch keine Lösung gefunden, so gewähren doch neuere Funde Aussicht, daß auch die Frage nach der Abstammung des Menschen in absehbarer Zeit ihrer Lösung näher rückt.

Vor drei Jahren (1894) erregte eine Abhandlung von E. Dubois Aufsehen, welche die Beschreibung einer menschenähnlichen Uebergangsform aus den pleistocenen Ablagerungen des Kaudengflußbettes auf Java nach einem Schädelfragment, einem Zahn und einem Schenkelknochen giebt. Der letztere ist vollkommen menschenähnlich und kann nach Virchow und Hölder keinem Affen angehört haben. Schädel und Zahn aber dürften auf eine Verwandtschaft mit den anthropoiden Langarmaffen (Gibbons) hinweisen, von denen jetzt nur noch kleine Arten in Indien leben. Von verschiedenen maßgebenden Seiten sind diese Funde angefochten worden. Vielleicht werden diese so überaus wichtigen Funde in kurzem durch weitere bestätigt und dann anerkannt, — vielleicht auch ereilt sie das Schicksal so vieler andern: sie werden als unsicher begraben und vergessen.

So unvermittelt aber, wie Minerva dem Haupte Jupiters entsprungen, konnte ein so hochentwickeltes Wesen wie der Mensch nicht aus der Reihe der Organismen hervorgehen. Sein spätes Erscheinen auf Erden beweist, daß er eine lange phylogenetische Entwicklung durchgemacht hat.

Ob unsre Ahnen unter den menschenähnlichen Affen — nach Waldeyer steht der Schimpanse wegen einiger anatomischen Merkmale und geistigen Eigenschaften dem Menschen

[1]) Auch die neuesten Funde von Newton im Alt-Diluvium bei Kent in England und die von Maschka im Löß von Przdmost in Mähren bestätigen das.

am nächsten — oder in einer andern Gruppe des Tierreichs zu suchen sind, vorhanden müssen solche gewesen sein, und ihre Auffindung ist nur eine Frage der Zeit und des Zufalls.

Die Antworten auf die gestellten Fragen mögen viele unbefriedigt lassen. Gar zu leicht fühlt der Mensch sich versucht, die Lücken, welche zwischen den wissenschaftlichen Bruchstücken bestehen, mit Produkten seiner Phantasie auszufüllen, mehr zu ahnen als zu erkennen und die Mangelhaftigkeit der wissenschaftlichen Hilfsmittel für eine ihn so nahe berührende Frage zu bemängeln. Es mag deshalb zum Schluß daran erinnert werden, daß Reste des Menschen oder seiner Kunstfertigkeit nur unter ganz besonders glücklichen Umständen erhalten bleiben, daß die Atmosphärilien auf alles freiliegende Organische einen äußerst rasch zerstörenden Einfluß ausüben und die festesten Bestandteile des Tierkörpers, wie Knochen und Zähne, nur eine relativ kurze Zeit überdauern, selbst wenn sie von schützender Erde umgeben sind. Vergessen wir ferner nicht, daß von dem, was die Erde birgt, ein kaum in Zahlen auszudrückender verschwindender Bruchteil bis jetzt bloßgelegt ist, daß viele früher vom Menschen bewohnte und mit seinen Resten versehene Gebiete nunmehr vom Meere überflutet und andrerseits Länder aus dem Meere emporgestiegen sind, die nie einen Homo sapiens gesehen haben.

Stuttgart. Dr. J. Vosseler.

Naturphilosophie.

Zwei Welten und ihr Leben.

Naturwissenschaftliche Betrachtungen.

I. Die Erde.

Aus dem Getriebe der Großstadt flüchtet sich der ruhebedürftige Städter mit seinen Sorgen aufs Land, um im Genusse der Natur sich ihrer wenigstens eine Zeitlang zu entledigen. In erhabener Gebirgseinsamkeit, beim Wogen des Meeres, im Schatten des Waldes findet der denkende und fühlende Mensch Erholung von aufreibender Thätigkeit und rauschenden Vergnügungen, am liebsten im Frieden der Natur. Gar so friedlich, wie es den Anschein hat, geht es indessen auch hier nicht zu, denn unsre Erde ist in Weiterentwicklung begriffen, und Kämpfe werden auf ihr in allen drei Reichen der Natur ausgefochten, nur entziehen sie sich den unmittelbaren Sinneswahrnehmungen des andächtigen Beschauers, wenn sie auch für seine oder seiner entfernten Nachkommen Existenz bedrohlich sind. Mit einigen dieser Kämpfe muß ich den geneigten Leser zuerst bekannt machen, um daraus Schlußfolgerungen auf unsern Nachbarplaneten zu ziehen, welcher mein eigentliches Thema bildet.

Unsre Erde in ihrem Urzustande als feurig glühende Masse enthielt dieselben Stoffe, welche sie jetzt zusammensetzen, jedoch in andrer Form. Alle Stoffe, welche uns jetzt an der Erdoberfläche als chemische Verbindungen entgegentreten, konnten damals nicht vorhanden sein, weil sich bei hoher Temperatur alle chemischen Verbindungen in ihre Grundstoffe oder Elemente zerlegen. Letztere waren daher für sich vorhanden, in gediegenem Zustande, wie wir es bei den Metallen zu bezeichnen gewohnt sind. In dem glühenden Kerne befanden sich alle dem Verdampfen widerstehenden Metalle, wobei sich, insofern sie miteinander nicht gemischt waren, die schweren mehr zum Mittelpunkte, die leichteren an der Oberfläche sammelten. Umgeben war dieser glühende Kern von einer sehr hohen Atmosphäre, welche viele Stoffe als Gase enthielt, die jetzt in festem Zustande vorhanden sind. Am äußersten Umfange dieser Atmosphäre müssen sich infolge von Abkühlung die Gase mit-

einander verbunden haben, beim Mengen in der untern Glut wieder zersetzt worden sein, um sich später wieder an der Oberfläche zu verbinden, und dieses Spiel so lange getrieben haben, bis die zunehmende Abkühlung ihnen den Verbleib in chemischer Verbindung gestattete. Es verbrannten dabei alle an der Oberfläche der Erde und in der Atmosphäre vorhandenen brennbaren Stoffe. Die Metalle entzogen der Atmosphäre viele Gase, wie Chlor, Brom, Jod, vollständig und bildeten mit Sauerstoff Oxyde und Säuren. Der Kohlenstoff verbrannte vollständig zu Kohlensäure, der Wasserstoff zu Wasser und so weiter. Größtenteils gingen diese Verbrennungen auf Kosten des Sauerstoffs in der Atmosphäre vor sich, welche nur einen Teil davon zurückbehielt, da er zum Glück für das kommende Leben im Ueberschusse vorhanden war. Auf der Erde jedoch verbanden sich die gebildeten chemischen Verbindungen vielfach untereinander und bildeten nach dem Erstarren Gesteine, welche uns noch jetzt als eruptive oder massige Gesteine — Granit, Porphyr und andre — entgegentreten. Die Atmosphäre bestand schließlich aus Kohlensäure, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserdampf. Letzterer verdichtete sich bei weiterer Abkühlung und fiel als Regen auf die noch warmen Gesteine, welche zuerst nur Schlacken, dann jedoch eine ganze Kruste auf der Erdoberfläche gebildet hatten. Sie verwitterte durch die mit Kohlensäure beladenen Wasser. Auf der Verwitterungsschicht entwickelte sich unter Bedingungen, wie wir sie annähernd vorteilhaft für die Vegetation in keinem Treibhause bieten können, das erste organische Leben. Zuerst dürftig und formenarm, allmählich immer üppiger und formenreicher werdend, muß es sich ziemlich gleichmäßig über die ganze Erdoberfläche verbreitet haben, welche den Charakter eines riesigen Sumpfes trug. Das Meer hatte sich vom Festlande noch wenig oder gar nicht gesondert, die Regengüsse müssen häufig und heftig gewesen sein. Es waren somit einige Hauptbedingungen für das Wachstum der Pflanzen gegeben, reichlicher Regen und warmer Boden. Eine dritte Hauptbedingung war ebenfalls gegeben: reichlicher Gehalt der Luft an Kohlensäure. Hierauf muß ich etwas näher eingehen.

Bekanntlich ist ein chemischer Hauptbestandteil aller organischen Körper der Kohlenstoff. Diesen beziehen sie direkt oder indirekt ausschließlich aus der Luft. Die grünen Wasserpflanzen nehmen Kohlensäure aus dem Wasser, welche aus der Luft dahin gelangte, die Landpflanzen mit grünen Blättern nehmen direkt Kohlensäure aus der Luft auf und bilden unter Abgabe von Sauerstoff zahlreiche chemische Verbindungen, welche die Hauptmasse ihrer Körper ausmachen. Von diesen Pflanzen nehmen die Schmarotzer, wie Pilze und Flechten, ferner sämtliche Tiere ihren Kohlenstoff, den sie brauchen. Die Pflanzen sind somit für deren Existenz durchaus erforderlich, benötigen dagegen zu ihrer eignen Existenz der Kohlensäure der Luft. Diese war früher in außerordentlich reicher Menge vorhanden, und unter derartig günstigen Bedingungen bildeten sich nach und nach immer höhere Pflanzenarten und parallel mit ihnen Tierarten aus. Es entstanden vielzellige Algen, dann Moose, Farne. Letztere erreichten namentlich eine außerordentliche Ueppigkeit und bildeten große Wälder, welche, mit der Zeit zu Steinkohle verwandelt, noch jetzt unser Brennmaterial liefern.

Allmählich nahm der Gehalt an Kohlensäure in der Luft ab, es sammelte sich das Wasser zu Meeren, die Erde kühlte immer mehr ab, der Regen floß weniger häufig. Unter derartig veränderten Bedingungen änderte sich auch das organische Leben. Was sich diesen Bedingungen nicht anbequemen konnte, mußte zu Grunde gehen. Die Pflanzenwelt wurde an Ueppigkeit geringer, an Formen reicher, ebenso die Tierwelt, bis als vorläufiges Endresultat letzterer der Mensch hervorging, der als höchstes organisches Wesen sich auch den mannigfachsten Lebensbedingungen unterwerfen kann und darum über die ganze bewohnbare Erde sich verbreitet hat.

Was ist nun der Grund, daß die Kohlensäure der Luft allmählich abnahm? Wird sie noch weiter abnehmen bis zum Verschwinden? Und was wird die Folge davon sein? Diese drei Fragen will ich in Kürze zu beantworten suchen, muß dabei jedoch den geneigten Leser auf Gebiete der Chemie und Geologie führen, in welchen er sich vielleicht nicht recht zu Hause fühlen wird. Sind doch dank den mittelalterlichen Grundlagen unsers Schulwesens

die kompliziertesten Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik dem Gebildeten meistens geläufiger als die einfachsten Regeln und Gesetze, welche zum Verständnisse der Naturwissenschaften notwendig sind.

Indem ich nun zur Beantwortung der ersten Frage übergehe, so haben wir bereits gesehen, daß durch die Pflanze selbst der Luft viel Kohlensäure entzogen wird. Aber der größte Teil davon geht im Kreislaufe der Stoffe doch wieder dahin zurück. Durch Verwesung, Verbrennung, schließlich durch den Lebensprozeß der Tierwelt, wird die aus der Luft von den Pflanzen aufgenommene und verarbeitete Kohlensäure wieder als solche zum allergrößten Teile dahin zurück befördert, und wir Menschen sorgen durch Verbrennen von Steinkohlen, Petroleum und so weiter dafür, daß auch der in früheren geologischen Epochen aufgespeicherte Kohlenstoff dieser Bestimmung nicht entgeht. Wir haben demnach in dieser Richtung wenig oder nichts zu befürchten.

Anders verhält es sich dagegen mit der in der Erde durch die Mineralien aufgenommenen Kohlensäure. Hier hat die Natur nicht für einen beständigen Kreislauf gesorgt, sondern entzieht uns unbarmherzig die zur Existenz des organischen Lebens so notwendige Kohlensäure langsam, aber sicher. Auf welche Weise das geschieht, will ich in folgendem auseinanderzusetzen versuchen.

Die wichtigsten Grundbestandteile, aus denen unsre feste Erdrinde zusammengesetzt ist, lassen sich in zwei Gruppen teilen. Die eine Gruppe besteht aus Elementen, die mit Sauerstoff Basen bilden. Dahin gehören alle Metalle, sowohl die schweren, wie Eisen, Kupfer, Blei, als auch die leichten, wie Calcium, Aluminium, Kalium, Natrium und so weiter. Eine andre Gruppe von Elementen verbindet sich mit Sauerstoff zu Säuren, von ihnen interessieren uns hauptsächlich Kohlenstoff und Silicium, welche mit Sauerstoff Kohlensäure und Kieselsäure bilden. Die Säuren und Basen nun verbinden sich wieder untereinander mit Salzen. Gelangt zu einem Salze eine andre Säure, die größere Affinität zur Base dieses Salzes besitzt, so verdrängt sie deren Säure und tritt an ihre Stelle. Wenn wir uns zum Beispiel ein Brausepulver mischen, so bringen wir Weinsäure mit doppelt kohlensaurem Natrium zusammen. Aus diesem Salze verdrängt die Weinsäure sofort die Kohlensäure, welche unter Aufbrausen entweicht. Es hat sich weinsaures Natrium gebildet. Bringen wir dagegen dasselbe doppelt oder einfach kohlensaure Natrium in Lösung mit Kieselsäure zusammen, so erfolgt kein Aufbrausen, die Substanzen können jahrelang miteinander in Berührung bleiben, ohne aufeinander einzuwirken. Legen wir sie jedoch in einen Schmelztiegel und erhitzen sie stark, so entweicht die Kohlensäure, es bildet sich kieselsaures Natrium. Lassen wir auf dieses jedoch in der Kälte Kohlensäure in wässeriger Lösung einwirken, so wird wiederum die Kieselsäure frei gemacht, und es entsteht kohlensaures Natrium. Mit andern Basen, wie Kalk, Magnesia, Kali, verhält es sich ebenso, und was wir im kleinen uns hier vorführen, vollzieht sich in großem Maßstabe im Laboratorium der Natur. Die Kohlensäure und Kieselsäure führen unter Mithilfe des Wassers einen erbitterten Kampf um die Basen. Solange die Erde noch heiß war, blieb die Kieselsäure Siegerin, jetzt unterliegt sie langsam der Kohlensäure. Es kann nicht meine Aufgabe sein, alle durch diesen Kampf hervorgerufenen Umwandlungen der Mineralien hier zu behandeln, nur an einem Beispiele will ich sie erläutern.

Untersuchen wir einen Granitblock auf seine chemischen Bestandteile, so finden wir darin außer freier, als weißer Quarz erscheinender Kieselsäure eine Reihe von Salzen derselben Säure. Der Granit enthält, in runden Zahlen ausgedrückt: 1,5 Teile Kalkerde, (Calciumoxyd), 1,5 Teile Eisenoxyduloxyd, 0,5 Teile Magnesia (Magnesiumoxyd), 6,5 Teile Kali, 2,5 Teile Natron, 72 Teile Kieselsäure, 16 Teile Thonerde (Aluminiumoxyd). Alle hier genannten Basen sind mit der Kieselsäure zu Salzen verbunden. Der Chemiker nennt diese Salze „Silikate". Den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt, zersetzen sie sich. Der Granit verwittert und zerfällt, was durch folgende Umstände bewirkt wird: Der auf den Granitblock fallende Regen hat aus der Luft Kohlensäure aufgenommen. Diese Kohlensäure

treibt die Kieselsäure aus ihren Verbindungen, indem sie sich mit dem Eisenoxydul, Natrium, Kali, Kalk und der Magnesia zu kohlensauren Salzen „Karbonaten" verbindet. Diese Karbonate werden vom Wasser gelöst und weggeführt. Es hinterbleibt außer freier Kieselsäure noch kieselsaure Thonerde, der die Kohlensäure nichts anhaben kann. Sie sammelt sich an andrer Stelle, meistens auf dem Grunde des Meeres, als Lehm, Thon, Kaolin. Das Meer nimmt auch die entstandenen Karbonate, schließlich sogar zum größten Teile die freie Kieselsäure auf, welche, durch das Wasser zu feinem Sande zerrieben, dahin gelangt. Von den Karbonaten haben Kalium- und Natriumkarbonate das Bestreben, sich mit andern Salzen umzusetzen, wir wollen sie nicht weiter verfolgen. Der kohlensaure Kalk und die kohlensaure Magnesia scheiden sich im Meere, da das Wasser nicht viel davon zu lösen vermag, als Kalkstein, Magnesit, Dolomit ab, oder sie werden von niederen tierischen Organismen zur Bildung von Kreide, Korallen, Muschelkalk verwandt. — Sehen wir uns nun einen kleinen Teil der auf diese Weise im Meere neu gebildeten Mineralien an. In großer Mächtigkeit treten sie uns zum Beispiel in den Alpen als Kalkstein, Dolomit, Marmor und so weiter entgegen. Diese mächtigen, aus regelmäßigen Schichten zusammengesetzten Berge wurden auf dem Grunde des Meeres gebildet, durch allmähliche Hebung traten sie an das Tageslicht und wurden durch die Thätigkeit der Gletscher und des Wassers zerklüftet. Welche Mengen Kohlensäure, die ursprünglich in der Luft vorhanden waren, enthält wohl solch ein Kalksteinberg? Suchen wir uns einen kleinen aus, der nur ein Kubikkilometer Raum einnimmt und berechnen seinen Gehalt an Kohlensäure. Er besteht in 100 Teilen aus 56 Teilen Kalk und 44 Teilen Kohlensäure. Ein Kubikmeter Kalkstein wiegt durchschnittlich 2800 Kilogramm und enthält 1568 Kilo Kalk und 1232 Kilo Kohlensäure. Ein Gramm Kohlensäure nimmt in der Luft unter gewöhnlichem Druck und bei 0° C. ziemlich genau $^1/_2$ Liter Raum ein, die angegebenen 1232 Kilo demnach 616 000 Liter oder 616 Kubikmeter. In einem Kubikkilometer Kalkstein finden wir sonach durch einfache Rechnung 616 Milliarden Kubikmeter Kohlensäure.

Wie groß die Menge der auf der Erde vorhandenen Karbonate sein mag, läßt sich schwer berechnen, auch liegen sie nicht immer in reinem Zustande vor. Jede gute Ackererde braust beim Uebergießen mit Säuren auf, enthält Kohlensäure. Daß demnach die gebundene Menge daran sehr groß sein muß, liegt auf der Hand, und daß immer neue Mengen gebunden werden, wissen wir ebenfalls. Es geschieht nicht nur auf den zu Tage tretenden Felsen. Durch die mit Kohlensäure beladenen Wasser, welche in die Erde einsickern, gelangt diese Säure zu den überall darunter sich befindenden Silikaten und wird gebunden. Wir wissen ferner, daß die Menge dieser Silikate noch außerordentlich groß sein muß, denn sie bilden überall die Grundlage unsers durch die Thätigkeit des Wassers gebildeten Bodens und die durch Vulkane zu Tage geförderten Laven und Basalte, welche ebenfalls Silikate sind, belehren uns, daß diese auch noch die obere Schichte des glühenden Innern unsers Erdballes bilden. Sehen wir uns dagegen den noch vorhandenen Vorrat an gasförmiger Kohlensäure auf der Erde an und machen uns durch eine Rechnung klar, in welchem Verhältnisse er zu dem Vorrate an Silikaten steht.

Auf jedem Quadratmeter Erdoberfläche lagern 10 328 Kilogramm Luft, in welcher ungefähr 5,4 Kilogramm Kohlensäure enthalten sind. Berechnen wir nun andrerseits, um das Beispiel mit dem Granit beizubehalten, wieviel davon nötig sind, um diese 5,4 Kilo Kohlensäure zu binden. Der Granit enthält von den bei der Kohlensäurebindung in Betracht kommenden Basen: 1,5% Kalkerde, 0,5% Magnesia, 6,5% Kali, 2,5% Natron. Durch eine Rechnung, welche ich hier nicht näher ausführen will, erfährt man, daß 100 Teile Granit bei der Bindung obiger Basen an Kohlensäure davon 6,5 Teile nötig haben. Um 5,4 Kilo Kohlensäure zu binden, sind danach 85 Kilo Granit nötig, und da letzterer ein spezifisches Gewicht von 2,65 hat, so berechnet sich die Mächtigkeit der Schicht, auf 1 Quadratmeter verteilt, zu $3^1/_6$ Centimeter. Mit andern Worten: Denken wir unsre Erde mit einer nur $3^1/_6$ Centimeter dicken Granitschicht bedeckt, so genügt diese, um sämtliche Kohlensäure

bei der Verwitterung der Atmosphäre zu entziehen. Wenn wir uns demgegenüber vergegenwärtigen, daß die durch Verwitterung bereits gebildete Erdschicht, welche von den Geologen als „paläozoische Formationsgruppe" bezeichnet wird, 15000 Meter erreicht, so kommen wir zu dem niederschmetternden Ergebnisse, daß von der einst in der Atmosphäre vorhanden gewesenen Kohlensäuremenge nur noch ein geringer Rest nachgeblieben ist. Was wird aber die Folge sein, wenn auch dieser Rest von den Gesteinen aufgenommen sein wird? In welcher Weise wird das Verschwinden der Kohlensäure aus der Luft unser organisches Leben beeinflussen?

Menschen und Tiere brauchen zum Atmen keine Kohlensäure, sie ist uns sogar direkt schädlich, wenn der Gehalt daran in der Luft, wie es in geschlossenen Räumen vorkommt, bis auf 1% steigt. Anders verhält es sich mit den Pflanzen.

Die grüne Pflanze nimmt ihre ganze Kohlenstoffmenge, welche in ihr in Form organischer Substanz aufgehäuft ist, ausschließlich aus der Atmosphäre, indem sie deren Kohlensäure zerlegt. Von der grünen Pflanze nehmen sämtliche parasitischen Pflanzen und die ganze Tierwelt ihren Kohlenstoff. Demnach stammt direkt oder indirekt sämtlicher organische Kohlenstoff aus der Luft. Nur der Kohlenstoff ist von allen Elementen allein im stande, die unendlich zahlreichen und komplizierten chemischen Verbindungen einzugehen, welche zum organischen Leben notwendig sind. Es ist undenkbar, daß es durch andres Element sich ersetzen ließe. Wird die Kohlensäure der Luft entzogen, so versiegt damit die Hauptquelle, welche uns den Kohlenstoff liefert — und alle Pflanzen müssen zu Grunde gehen. Die Tierwelt kann sich dann nur noch einen ganz kurzen Zeitraum erhalten, indem sich ihre Individuen untereinander verzehren, bis der letzte Mensch dem Hungertode erliegt. Dann ist der große Kampf ums Dasein ausgekämpft.

II. Der Mars.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.
Goethes Faust I.

Die von Professor Schiaparelli auf dem Mars entdeckten Kanäle haben das Interesse für diesen Planeten mächtig gefördert. Leider sind der Forschung auf diesem Gebiete sehr enge Grenzen gesteckt. Um so größer ist der Spielraum, welcher der Phantasie sich eröffnet. Darum sind für Entstehung dieser Kanäle auch die mannigfachsten, oft recht gesuchten Erklärungen gegeben worden, denen ich noch die folgende hinzufügen will:

Sind die Kanäle auf dem Mars wirklich vorhanden, was ja ziemlich als bewiesen betrachtet werden muß, und sind sie durch hoch organisierte Wesen angelegt worden, was im Hinblick auf ihren geradlinigen Lauf nicht anders erklärt werden kann, so scheint mir als nur einzige Erklärung für ihre Anlage annehmbar: Das Wasser muß im stande sein, den Bewohnern des übervölkerten Planeten mehr Nahrung zu liefern als das Land. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die uns bekannten Verhältnisse auf dem Nachbarplaneten näher in Augenschein nehmen.

Wir wissen, daß alle zu unserm Sonnensystem gehörenden Weltkörper aus denselben Grundstoffen zusammengesetzt sind. Nehme ich nun an, daß die wichtigsten dieser Grundstoffe, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Silicium, Calcium und so weiter, auf dem Mars in ähnlichen relativen Mengenverhältnissen vorhanden sind wie auf der Erde — was sich freilich nicht beweisen läßt — so ist es leicht, die weiteren Schlußfolgerungen zu ziehen.

Nach der bekannten Nebelhypothese von Kant und Laplace muß die Entstehung des Mars früher erfolgt sein als diejenige der Erde. Aber abgesehen davon, mußte auch seine

Abkühlung wegen der geringeren Masse — er besitzt nur etwa den halben Durchmesser der Erde — früher beendet sein und somit das organische Leben auf einer andern Stufe stehen als auf der Erde. Das höchst organisierte Wesen, welches ich in Ermanglung einer andern Bezeichnung dafür „Mensch" nennen will, muß unserm Erdenmenschen um unendlich viele Jahrtausende in der Entwicklung voraus sein. Es mag ihm daher nicht schwer fallen, bei richtiger Ausnutzung der Naturkräfte Kanäle von der Breite unsrer Ostsee zu graben, falls er sie zu seiner Existenz nötig hat. Da der Mars eine bedeutend geringere Anziehungskraft als unsre Erde, dabei wahrscheinlich einen höheren Luftdruck und nur $^2/_5$ der uns zukommenden Sonnenwärme besitzt, so muß sein organisches Leben anders beschaffen sein und anders aussehen als dasjenige der Erde, aber es kann auf denselben chemischen Grundlagen beruhen, weil es aus gleichen Grundstoffen hervorgegangen ist. Gleiches gilt auch für das anorganische Leben. Hier muß der Kampf der Kohlensäure und Kieselsäure viel früher begonnen haben, er kann daher auch schon ausgekämpft sein und die Luft von Kohlensäure ganz oder fast ganz befreit sein. Alsdann müßte, wird man sagen, auch alles organische Leben erloschen sein. — Nun, so schnell geht das eben nicht, denn Entstehen und Vergehen geschieht nicht sprungweise in der Natur, wie wir es auf der Erde so vielfach zu beoachten Gelegenheit finden, sondern langsam und allmählich, wenigstens für unsre beschränkten Zeitbegriffe. Zuerst müssen wir uns klar machen, daß, wenn aus der Luft schon sämtliche Kohlensäure verschwunden ist, dasselbe noch lange nicht für das Wasser gilt. Dieses absorbiert nämlich auf der Erde etwa sein gleiches Volum Kohlensäure, auf dem Mars bei wahrscheinlich höherem Luftdrucke entsprechend mehr. Das Wasser hat ferner das Bestreben, der Luft die Kohlensäure zu entziehen und sich damit zu sättigen. Es kann somit fast sämtliche als solche vorhandene Kohlensäure auf dem Mars sich in Wasser gelöst befinden und liefert darin den Pflanzen genügend Nahrung. Flora und Fauna im Wasser müssen dann durch natürliche und künstliche Züchtung ganz andre und höhere Formen angenommen haben und genügend dem Nahrungsbedürfnisse des Menschen entsprechen. Vollkommen verschwinden kann die Kohlensäure nicht aus der Luft, so lange Menschen und Tiere darin atmen, denn diese atmen ja Kohlensäure aus, aber sie kann in ungenügender Menge für die Pflanzen vorhanden sein, so daß eine äußerst dürftige oder gar keine Vegetation zurückgeblieben ist.

In dem Kampfe, welcher sich unter den Tieren nach dem Verschwinden der Pflanzen auf dem Lande notwendig entspinnt, erliegt der Schwache fortdauernd dem Stärkeren, bis zuletzt der Mensch noch nachbleibt und seine Haustiere, deren er am dringendsten bedarf. Alsdann könnte der Kampf unter den Menschen selbst beginnen, aber da wir bei ihnen eine sehr hohe Kulturstufe voraussetzen dürfen, so beginnt dieser Kampf noch nicht so bald. Der Mensch sucht zuerst neue Quellen der Nahrung und findet sie im Wasser. Es entsteht dadurch ein großer Zudrang zu den Küsten, und bald sieht er sich genötigt, diese zu erweitern. Er treibt nicht mehr Raubwirtschaft auf dem Meere, wir wir es thun, die Landwirtschaft giebt er auf und treibt rationelle Wasserwirtschaft. Zu diesem Zwecke könnte er Teiche, Seen graben, aber sie helfen ihm nicht viel. Auf unsrer Erde tragen die Teiche wohl eine recht üppige Vegetation, die indessen ihre Kohlensäure durch über den Wasserspiegel hervorragende oder darauf schwimmende Blätter aufnimmt. Faulende organische Substanzen, die ja immer auf dem Grunde sich befinden, können hier die Kohlensäure nicht liefern und zwar aus folgenden Gründen: Liegen organische Substanzen im Wasser, ohne mit Luft in Berührung zu kommen, so erfolgt keine Fäulnis im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur langsame Zersetzung. Es entstehen dabei hauptsächlich Wasser- und Kohlenwasserstoffe. Letztere treten in verschiedenen Formen auf: als Gase, wie Sumpfgas; als Flüssigkeit, wie Naphtha; als feste Substanzen, wie Steinkohle, Braunkohle. Als Endprodukt bleibt schließlich reiner Kohlenstoff: Anthracit, Graphit.

Noch aus andern Gründen kann die Vegetation der Teiche nicht diejenige des Meeres ersetzen. Es fehlt ihr die mineralische Nahrung. Das Teichwasser ist weich, das heißt, es enthält wenig oder keine Salze, die der Pflanze als Nahrung dienen können. Dieses gilt

auch für die Flüsse. Zwar werden in ihnen bei schnellerem Laufe die organischen Substanzen durch vielfache Berührung mit Luft schnell oxydiert und Kohlensäure dabei gebildet, aber anorganische Nahrung können sie den Pflanzen noch weniger liefern als die Teiche. Nur das Meer kann allen Anforderungen der Vegetation gerecht werden. Es enthält Mineralsubstanzen in reichlicher Menge gelöst, und da seine Oberfläche durch Stürme bewegt wird, so oxydieren sich die darin befindlichen organischen Substanzen und bilden Kohlensäure. In größerer Tiefe ist das freilich nicht der Fall, und wenn wir neuerdings durch die Tiefseeforschungen auch mit eigentümlichen Lebewesen in tiefen Wasserschichten bekannt geworden sind, so stehen diese doch auf einer sehr niedrigen Stufe und können hier nicht in Betracht kommen.

Rekapitulieren wir das oben Gesagte, so sehen wir leicht ein, daß der Mensch, wenn er seine Nahrung im Wasser suchen muß, sie nur im Seewasser finden kann und zwar in flachen. Was ist also natürlicher als das Graben von Kanälen, die mit dem Meere in Verbindung stehen, von diesem gespeist werden und zum Zwecke der Wasserzirkulation die ganzen Kontinente durchziehen. Breit müssen jedoch diese Kanäle sein, damit das Wasser vom Winde bewegt wird und sich auf ihrem Grunde keine organischen Substanzen der schnellen Verwesung entziehen, weil dies den Kreislauf der Stoffe unterbrechen würde, und flach müssen sie aus demselben Grunde sein.

In gewisser Beziehung sind die Meerespflanzen, obgleich sie spärlicher Sonnenlicht erhalten, günstiger gestellt als die Landpflanzen. Letztere haben es nämlich sehr schwer, ihre mineralischen Stoffe dem Boden zu entnehmen, da diese nur wenig in der Bodenfeuchtigkeit gelöst sind, teilweise erst durch die in den Wurzeln selbst gebildeten Säuren gelöst werden müssen. Die Meerespflanzen dagegen finden ihre nötigen Mineralstoffe fertig gelöst vor. Dementsprechend ist auch die Produktionskraft des Meeres bei sonst günstigen Bedingungen eine außerordentlich hohe und übertrifft bei weitem die des Landes. Das Wachstum unsrer Algen ist oft ein staunenswert schnelles, sie erreichen Dimensionen, hinter denen unsre Landpflanzen sehr zurückstehen, wird doch der Birnentang (Macrocystis pyrifera) bis 400 Meter lang, und die mächtigen Tierformen sind allgemein bekannt. In der That ließe sich im Hinblick auf diese Verhältnisse die Anlage der Kanäle auf dem Mars schon allein durch Uebervölkerung begründen. Von Pflanzen, die im Meere wachsen, dienen freilich auf der Erde nur wenige dem Menschen direkt zur Nahrung. Zweifelsohne ließe sich jedoch bei rationeller Bewirtschaftung und Kultur unendlich viel in quantitativer und qualitativer Hinsicht erzielen. Wir sind ja auch noch nicht gezwungen, das Wasser zu bearbeiten, da das Land uns mehr liefert, als wir brauchen.

Gingen nun die Bewohner des Mars von der Landwirtschaft allmählich zur Wasserwirtschaft über, so könnte dies nur durch Anlage von breiten und seichten Kanälen geschehen, welche die Kontinente durchzogen. Untereinander konnten sie wieder durch Verbindungskanäle beliebig vereinigt werden, die um so breiter sein mußten, je länger sie waren. Man sieht leicht ein, daß sämtliche Bewohner bei der Anlage nach einem einheitlichen System verfahren mußten. Aber wie wir uns die Bewirtschaftung dieser Kanäle auch vorstellen, müssen wir doch stets ein einheitliches System auch hierin annehmen. Der Marsbewohner kann in den breitesten Kanälen seine Wälder haben, die ihm Brenn-, vielleicht auch Baumaterial liefern, er kann in den kleineren Kanälen säen und ernten, diese Kanäle müssen untereinander sämtlich in Verbindung stehen, das Wasser muß in ihnen zirkulieren. Können die einzelnen Teile durch Drahtgewebe auch voneinander getrennt werden, der Dünger, welchen die Auswurfsstoffe auf dem Lande liefern, kommt allen zugute, die Saat ebenfalls. Persönliches Besitztum ist daher nur auf dem Lande denkbar, hinsichtlich der Nahrungsquellen giebt es nur Allgemeinbesitz, denn sämtliche Menschen müssen nach einem gemeinsamen Plane arbeiten, einer für alle, alle für einen. Nur dadurch können sie sich erhalten. Auf welcher hohen Kulturstufe müssen solche Menschen stehen? Wir haben nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln. Die Not lehrt die Menschen auch gemeinsam handeln, und wie ich schon

im ersten Teile dieser Arbeit erwähnte, sehen wir höhere Tierformen gerade durch Anpassung an erschwerte Lebensbedingungen sich entwickeln. Auf dem alten Mars mag sich längst vollzogen haben, was uns auf unsrer Erde noch bevorsteht. Auch wir werden vielleicht einst Kanäle bauen und aus ihnen unsre Nahrung schöpfen. Wir werden dabei nach einem gemeinsamen Plane handeln müssen, die ganze Erde nach einem gemeinsamen Plane bewirtschaften, die Arbeit des einzelnen wird der Gesamtheit gelten müssen. In Erfüllung solcher Aufgaben müssen Rassenhaß und Parteihader verschwinden, der Egoismus zurücktreten. So ist es der Lehrmeisterin Natur vorbehalten, uns zu dem zu machen, was keinem irdischen Lehrmeister gelingen will, zu wahren Christen, die einander lieben, weil ohne die Liebe sie zu Grunde gehen müssen. Darum wollen wir uns auch über das allmähliche Verschwinden der Kohlensäure aus der Luft beruhigen. Bevor die Menschheit wirklich ausstirbt, hat sie noch eine hohe Stufe der Entwicklung durchzumachen. — Ob sie sich glücklicher fühlen wird?

Mag. W. Grüning.

Litterarische Berichte.

Charles Gounod. Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bräuer. Breslau, Leipzig, Wien. L. Frankenstein.

Was der verstorbene Komponist des „Faust“ uns in seinen Lebenserinnerungen giebt, ist nicht viel, es ist eine kurze, gedrängte Geschichte seiner Jugendzeit und seiner Komponistenlaufbahn bis zu dem großen Hauptwerke seines Lebens, das übrigens bei seiner ersten Aufführung in der Großen Oper zu Paris am 19. März 1859 keineswegs einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Gounod war ein echtes Künstlerkind, sein Vater genoß den Ruf eines angesehenen Malers, und seine Mutter verfügte neben ihren außergewöhnlichen musikalischen Kenntnissen über so viel malerische Fertigkeit, daß sie ihrem Gatten bei der Herstellung seiner Bilder erfolgreich an die Hand gehen konnte. Der kleine Charles sollte nicht zum Künstler, sondern für einen praktischen Lebensberuf erzogen werden, allein das Geschick wollte es anders, das ausgesprochene musikalische Talent des Knaben ließ sich nicht verkennen und machte sich so gebieterisch geltend, daß die Mutter trotz der schweren Last, welche der zu früh erfolgte Tod ihres Mannes auf ihre Schultern gewälzt hatte, ihre Einwilligung gab. Charles Gounod trat als Schüler in das Pariser Konservatorium ein und errang im Jahre 1839 den Rompreis, und so verbrachte er die nächsten drei Jahre in der ewigen Stadt, und hier wäre beinahe noch einmal über sein Schicksal entschieden worden. Ingres, der Direktor der französischen Akademie in Rom, entdeckte das ausgesprochene zeichnerische Talent Gounods und suchte ihn allen Ernstes zu bestimmen, seiner musikalischen Laufbahn zu entsagen und dem Berufe seines Vaters zu folgen. Der junge Akademiker schwankte thatsächlich eine Zeitlang, und nur der Gedanke an die großen Opfer, welche die geliebte Mutter bereits für ihn gebracht, hielt ihn von einem Eingehen auf die Pläne seines väterlichen Freundes ab. Und doch wäre er später in Paris seinem Musikerberufe beinahe wieder untreu geworden, um — in den Dienst der Kirche zu treten. Nach seiner Rückkehr von Rom erhielt er in Paris eine Anstellung als Direktor der Kirchenmusik bei der Kirche des Missions étrangères. Seine Dienstwohnung lag im Pfarrhaus, und hier traf er mit einem alten Genossen vom Konservatorium zusammen, einem talentvollen jungen Musiker, der der Musik entsagt hatte und Geistlicher geworden war, dem Abbé Gay. Auf Gounod muß etwas von der ansteckenden Macht des Beispiels gewirkt haben, er trug sich nicht nur mit dem Gedanken, es zu machen wie sein Freund, sondern besuchte wirklich einen ganzen Winter hindurch das Seminar von Saint-Sulpice, wo er im Priestergewande theologische Vorlesungen hörte. Bald indes machte sich das Gefühl bei ihm geltend, daß er ohne die Kunst nicht leben könne. Er legte den Priesterrock, für den er nicht geschaffen war, wieder ab und kehrte in die Welt zurück. Die Bühne wies ihm in dieser den für seine Begabung sich eignenden Weg; während er aber in immer reicherem Maße den Lorbeer des erfolgreichen

Bühnenkomponisten einheimste, stieg sein Freund Gay im Kirchendienste von Stufe zu Stufe, er wurde erst Generalvikar und dann kirchliches Oberhaupt der Diözese von Poitiers. Das alles erzählt uns Charles Gounod in schlichter, treuherziger Weise, dabei als getreuer Sohn stets der über alles geliebten Mutter gedenkend, die ihm der wahre Leitstern seiner Jugend und seiner ersten Mannesjahre gewesen. Der kleinen Autobiographie sind einige interessante Briefe und litterarische Skizzen und Aufsätze Gounods beigefügt über den Künstler in der modernen Gesellschaft, über die französische Akademie in Rom, über Natur und Kunst, über Berlioz und über Saint-Saëns. H.

Geschichte der Musik in England. Von Dr. Wilib. Nagel. 2 Bände. Straßburg, Trübner.

Herr Dr. Nagel hat schon vor einigen Jahren verdienstvolle Abhandlungen über zwei Perioden der englischen Hofmusik veröffentlicht; 1894 ließ er den ersten Band der „Geschichte der Musik in England" erscheinen, vor einigen Monaten den zweiten, der das Werk abschließt. Die Vorrede des ersten Bandes enthielt die Erklärung des Verfassers, daß die Darstellung von H. Purcells Leben und Schaffen das letzte Kapitel des Buches bilden soll, „weil Purcell der letzte große englische Tonsetzer ist, dessen Werke teilweise wenigstens eine englische Färbung tragen", sodann aber auch weil er (der Verfasser) das, was ‚Chrysanders Meisterhand' über Händel geschrieben hat oder noch schreiben wird, nicht seinerseits auch darstellen wollte; endlich auch, weil er die Nach-Händelsche Kunst aus dem Grunde nicht als Gegenstand seiner Forschungen betrachtete, weil es ihm nur „darauf ankam, den Anteil englischer Künstler an der Entwicklungsgeschichte der Musik zu bestimmen, der im wesentlichen in der Zeit von etwa 1200 bis 1700 liegt."

Ich führe diese Worte des Verfassers absichtlich an, damit der Leser, der sich durch meine warme Empfehlung bewogen fühlt, dem Werke Aufmerksamkeit zuzuwenden, im vorhinein wisse, was er darin suchen soll und finden wird.

Und eine warme Empfehlung verdient das Werk jedenfalls; es giebt auf jeder Seite Zeugnis gründlichster Studien und ist in klarem, fließendem Stile geschrieben, ein Verdienst, das bei der Behandlung eines so ernsten Stoffes nicht unerwähnt bleiben darf. Zwar hat schon Ambros in dem dritten Bande seiner leider unvollendeten Geschichte der Musik den englischen Tonsetzern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ein eignes Kapitel gewidmet; aber der treffliche Mann, der in seltener Weise tiefe Gelehrsamkeit mit jugendlicher Begeisterung für das Schöne aller Künste verband, ist, kaum sechzig Jahre alt, gestorben, bevor er die Forschungen über das siebzehnte Jahrhundert geordnet dem Druck übergeben konnte, und so blieb denn auch das oben bezeichnete Kapitel von der wichtigen Periode der Puritanerherrschaft und der darauf folgenden zügellosen Entfesselung aller Leichtfertigkeit in den Künsten unberührt.

Das Werk des Herrn Dr. Nagel enthält nicht allein wertvolle Aufschlüsse über diese wichtigen Zeiträume, sondern auch treffliche Darstellungen der Entwicklung der hervorbringenden Tonkunst in England von ihren Anfängen und der verschiedenen Schriften und ästhetischen Anschauungen. Vielleicht wäre manchen Darlegungen zu wünschen, daß sie sich weniger in Urteilen über Politik und deren Träger bewegten, ein einfacher Hinweis auf die politischen Verhältnisse und deren Wirkung auf die Kunstverhältnisse hätte dem kulturhistorischen Zwecke genügt. Diese Eigentümlichkeit thut jedoch dem innern Werte des Buches keinen Abbruch; denn dieser besteht hauptsächlich in der durchwegs gründlichen Forschung und der trefflichen Bearbeitung und Anordnung des reichen Stoffes. Prof. Heinrich Ehrlich.

Drei Essays. Gottfried Keller. Nikolaus Lenau. Der Stil. Von Oskar Fäßler. St. Gallen. Fehr, 1897.

Die beiden ersten Essays sind unbedingt zu loben. Der Verfasser hat in schöner, gehobener Sprache ein feines Verständnis für die beiden so verschiedenen Dichternaturen gezeigt. Der Aufsatz über Lenau scheint mir ganz besonders gelungen. Auch die Gedanken über den Stil sind sehr anregend.

E. M.

Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Von K. G. Bockenheimer. Mainz, Fl. Kupferberg.

Der Verfasser, dem wir eine Reihe verdienstvoller Arbeiten zur Geschichte der Stadt Mainz verdanken, bewährt auch in der vorliegenden den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit eines sorgsamen Forschers. Wenn seine Darstellung durch etwas beeinträchtigt wird, ist es der allzu lokale Boden, von dem aus die zu schildernden, in Wirklichkeit sich von einem großen historischen Horizont ablösenden Begebenheiten ins Auge gefaßt werden. Mag der Verfasser auch gewillt sein, weiter zu blicken, als manche seiner Vorgänger es gethan, so engt sich doch sein Gesichtsfeld den großen Zeitereignissen gegenüber, von denen die Ereignisse in Mainz während der Klubistenzeit bedingt wurden, unwillkürlich durch das Ausgehen von einem örtlich beeinflußten Standpunkte etwas ein. So dürfte beispielsweise Georg Forster nach Geist- und Charakteranlage vor der Nachwelt als eine andre Persönlichkeit dastehen, als er in der Be-

leuchtung der Bockenheimerschen Schrift erscheinen muß. Andrerseits werden die Beweggründe der Mainzer Zünfte zur Weigerung der Eidesleistung dem unbefangenen Beobachter etwas weniger ideal erscheinen, als sie dem Verfasser vorkommen. Die tönenden Phrasen von der Liebe zum Vaterlande und der Anhänglichkeit an das alte Deutsche Reich sind eben nur Phrasen, unter denen sich die gewiß nicht unehrenhafte, aber ängstlich zurückhaltende Gesinnung des damaligen, nicht mit Unrecht um seine Existenz sorgenden Kleinbürgertums birgt. Sehr dankenswert sind die Originalien, die in dieser Hinsicht der Verfasser nebst anderm quellenmäßigen Material aus den Mainzer Stadtakten mitteilt. h.

Das Recht der Frauen nach dem bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen von Hermann Jastrow. Berlin, 1897, Otto Liebmann.

Gegenüber den beliebten, aber meist nutzlosen Versuchen, die Frauenwelt durch Vorträge, deren Inhalt kein Laie bei einmaligem Anhören fassen oder gar behalten kann, über die für sie wichtigsten Rechtsfragen zu belehren, stellt das Werk Jastrows einen erheblichen Fortschritt vor. Die betreffenden Rechtslehren werden in verständlicher, klarer Sprache wohlgeordnet und vollständig dargelegt, ohne daß dabei übersehen wird, daß gerade bei volkstümlichen Rechtsbelehrungen sich erst in der Beschränkung der Meister zeigt.

Kritische Bemerkungen sind nicht allzureichlich eingestreut; die vorhandenen lassen dies als bedauerlich nicht erscheinen. Ihnen fehlt denn doch die Darlegung der Gründe und Gegengründe, die erst ein eignes Urteil dem Leser erlaubt. Auch die formellen Vorzüge des darstellenden Teiles fehlen dem kritischen, besonders die Klarheit und Verständlichkeit. Ausführungen zum Beispiel über das Vaterrecht und Mutterrecht, wie Seite 18 ff., dürften dem größten Teil der Leser, an welche sich das Buch wendet, kaum verständlich, geschweige denn überzeugend erscheinen.

Das alles hindert aber nicht, daß das Buch bei fleißiger Benutzung insbesondere den nach Selbständigkeit strebenden Frauen von vorzüglichem Nutzen sein wird. A. L.

Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung von Prof. K. Erbe in Stuttgart. Stuttgart. A. Bonz und Comp., 1897.

Das Büchlein des bekannten Sprachforschers, der jüngst zum Gymnasialrektor in Ludwigsburg befördert wurde, ist als „Festschrift der 10. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins" erschienen. Es bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis unsrer Mundarten und ist daher allen Sprachfreunden bestens zu empfehlen. E. M.

Wenn's nur schon Winter wär'! Roman von Ossip Schubin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Zug stiller Wehmut, wie er sich in den Titelworten ausspricht, geht durch dieses Werk der gefeierten Erzählerin und klingt namentlich in demselben aus. Der Titel deutet allerdings nur die Stimmung, nicht den Inhalt der Erzählung an, denn wenn letzteres hätte der Fall sein sollen, hätte er wohl lauten müssen: „Der Sohn des Kardinals." Der Sprößling eines hohen Kirchenfürsten steht thatsächlich inmitten der Ereignisse, die uns geschildert werden. Er ist die Frucht einer illegitimen Verbindung, die von seinem Vater eingegangen wurde, als dieser dem Dienste der Kirche zwar bestimmt, jedoch in denselben noch nicht eingetreten war. In unmittelbarer Nähe seiner natürlichen Verwandten lebend, wird der nichts ahnende junge Mann in eine Zwitterstellung gedrängt, die sich für ihn zu einer verhängnisvollen gestaltet, sobald der Schleier über seine Herkunft sich ihm lüftet. Eine stille Neigung hat sich zwischen ihm und einer bei seinen Verwandten zu Besuch weilenden jungen Gräfin entsponnen, und das wird für ihn, obwohl von beiden Seiten die größte Zurückhaltung beobachtet wird, zum Verderben. Der eigne Vetter tritt als sein Gegner auf, und in einem hitzigen, in jäher Brutalität von diesem heraufbeschworenen Streit fällt er als ein Opfer seiner stillen Leidenschaft. Die schöne Mädchenknospe, der er seine Verehrung zugewandt, wird durch diese unselige That zu langsamem herbstlichem Dahinwelken verurteilt, lange, lange bevor daß der Winter sich ihr hätte nahen dürfen. In einer dramatisch straff geführten Handlung werden diese Ereignisse an uns vorübergeführt. Die Charaktere sind sorgsam gezeichnet und mit psychologischer Feinheit entwickelt, so daß man unwillkürlich mit tiefer Anteilnahme dem Verlaufe der Erzählung folgt, in welcher die Verfasserin ein kleines Meisterwerk ihrer Art geschaffen hat. h.

Die Doppelkraft des Lichtes und ihre Metamorphose. Ein monistisch-antimaterialistisches Natursystem, aufgestellt von Paul Meyer. Leipzig, Oswald Mutze.

Das Buch ist aus einem richtigen, aber unklaren Gefühl hervorgegangen. Der Verfasser fühlt, daß die herrschenden Theorien der Naturwissenschaft nichts andres als Vermutungen sind und völlig im Bann der Mathematik stehen. Daher will er eine neue Lehre geben, die nicht mit mathematischen Formeln belastet und der lebendigen Wirklich-

Mathematical Tables and Other Aids to Computation. A Quarterly Journal of the National Research Council, Committee on Mathematical Tables and Other Aids to Computation. Vol. I, No. 1, July, 1943. Lancaster, Pa., Science Press Printing Co. 80 pp. $2.00.

Mathematics for Engineers. By Charles Proteus Steinmetz. Fifth edition. New York, McGraw-Hill Book Co., Inc. 1943. 8vo. 12+320 pp. $3.00.

Mathematics of Modern Engineering. By Edward Victor Huntington. Vol. II. New York, John Wiley & Sons, Inc. 1943. 8vo. 12+320 pp. $4.00.

Mathematics of Physics and Chemistry. By Henry Margenau and George Moseley Murphy. New York, D. Van Nostrand Co., Inc. 1943. 8vo. 12+372 pp. $4.00.

Mathematische Methoden der Technik. By Richard Courant. New York, Interscience Publishers, Inc. 1943. 8vo. 8+169 pp. $3.50.

Mechanical Vibrations. By J. P. Den Hartog. Second edition. New York, McGraw-Hill Book Co., Inc. 1940. 8vo. 12+436 pp. $4.00.

Modern Mathematics for Engineers. Edited by Edwin F. Beckenbach. New York, McGraw-Hill Book Co., Inc. 1943. 8vo. 12+384 pp. $4.00.

Modern Mathematics for the Engineer. By Clifford Ambrose Hollingshead Paul. New York, Prentice-Hall, Inc. 1943. 8vo. 12+420 pp. $4.00.

Nomography. By Allcock Morgan. London, Pitman Publishing Corporation. 1943. 8vo. 8+104 pp. $2.00.

Nomography. By Allcock Morgan. New York, Pitman Publishing Corporation. 1943. 8vo. 8+104 pp. $2.00.

Numerical Analysis. By Francis Begnaud Hildebrand. New York, McGraw-Hill Book Co., Inc. 1943. 8vo. 12+466 pp. $4.00.

Numerical Solution of Differential Equations. By Lothar Collatz. New York, Interscience Publishers, Inc. 1943. 8vo. 8+176 pp. $3.50.

Plane Trigonometry. By Harry Clifton Wilkinson. New York, Prentice-Hall, Inc. 1943. 8vo. 8+168 pp. $1

giebt Kawerau „Frau Sorge“ mit Recht den Vorrang, ob aber „Das Glück im Winkel“ das Drama ist, mit dem sich S. „selbst gefunden“ hat, möchten wir bezweifeln. Daß ferner die Romane „Der Katzensteg“ oder gar „Es war“ von dem Vorwurf der Unsittlichkeit freizusprechen seien, kann unmöglich zugegeben werden. Es weht doch eine schwüle, sinnenberückende Luft darin, trotz aller einzelnen Schönheiten. Bei „Sodoms Ende“ auf Schillers „Kabale und Liebe“ hinzuweisen, S. 101 ff., ist verkehrt. Wohl haben Schiller, Shakespeare und andre Dichter soziale Schäden aufgedeckt, aber sie haben, wie Portig sagt, das Böse stets gerichtet als Sünde, sie haben die Menschen nicht emanzipiert, sondern befreit, sie sind nicht beim Abscheu und dem Ekel, sondern bei der Versöhnung und Erhebung schließlich angekommen. Das ist aber bei Sudermann nicht der Fall, und das ist der große Unterschied.

Eine gewandte, erschöpfende Darstellung zeichnet Storcks Schrift aus. Freilich läßt sie öfters die Objektivität vermissen und geht häufig in einen Hymnus auf Leixner über, dessen Bedeutung wir übrigens durchaus nicht unterschätzen wollen. Immerhin aber ist die Schrift eine gute Leistung für den vierundzwanzigjährigen Verfasser. E. M.

Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Von Karl Weinhold. Dritte Auflage. Zwei Bände. Wien, Karl Gerolds Sohn.

Das treffliche Werk, das nunmehr in dritter Auflage an uns herantritt, hat in dieser keinen Umguß, sondern nur eine bessernde Ueberarbeitung erfahren, und wir glauben, daß damit das Richtige getroffen worden ist. Weinholds Buch über die deutschen Frauen hat sich in den nahezu fünfzig Jahren seines Bestehens — der Verfasser begann die Vorarbeiten zu demselben im Jahre 1847 — als ein klassisches bewährt, an dessen Grundzügen kaum zu rütteln sein dürfte. Wenn die Forschung inzwischen weiter fortgeschritten ist, so sind die Ergebnisse derselben unschwer dem vorhandenen Stoffe zu- und einzufügen, wie es auch in der vorliegenden neuen Auflage geschehen ist. Dieselbe naht den alten Freunden des Werks in willkommener Gestalt und ist nur danach angethan, ihm neue zu gewinnen. h.

Gesundheit und Glück. Von Dr. Nikolaus Seeland. Dresden-Neustadt, Verlag der Diätetischen Heilanstalt.

Die Hauptabschnitte des Buches handeln über den fortschreitenden Verfall von Gesundheit und Glück im Kulturleben; die Ursachen des Siechtums, der unnatürlichen Sterblichkeit und der fortschreitenden Abnahme von Kraft und Glück; die organische Vervollkommnung des Menschen als unumgängliche Bedingung des Glücks. Daran schließen sich „praktische Winke“, die für den litterarischen Wert des Buches keine Rolle spielen. Der Verfasser macht Voraussetzungen, die heutzutage als Gemeingut gelten können, und er zieht die Folgerungen, die logisch unanfechtbar, praktisch aber schwer ausführbar und nicht nach dem Herzen der meisten sind. Von jenen Voraussetzungen glaube ich freilich, daß sie nicht stichhaltig sind. Der Satz von der zunehmenden Entartung läßt sich durch die Ergebnisse der Kulturgeschichte widerlegen; der Satz von der Gebundenheit des Glücks an die Gesundheit besitzt bloß dann einen Sinn, wenn man die Wandelbarkeit und Relativität beider Begriffe zugesteht. — Trotz dieser Einwendungen wünschen wir dem gut geschriebenen, inhaltsreichen und verständigen Buch eine weitere Verbreitung. Denn Schaden kann es nie stiften. M. D.

Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen von Jacob Robinsohn. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

In einer Reihe von selbständigen Kapiteln will der Verfasser das Seelenleben der Naturvölker entwickeln. Er kommt denn auch zu einer Reihe von überraschenden Ergebnissen, denen aber alles abgeht, was zum wissenschaftlichen Studium gehört: Ordnung und Unterscheidung und Schärfe in der Beweisführung. Die von Bastian eingeführte unbestimmte Angabe von Kausalzusammenhängen und Zwecken, bei der man nie weiß, nach wessen Meinung (nach der des Sammlers, des Berichterstatters oder der der wilden Völker selbst) der Kausalzusammenhang oder der Zweck besteht, findet sich auch hier häufig. Alles in allem ist die mühselige Sammlung der Stoffe so gut wie vollständig vergeblich.
Kiel. Karl Friedrichs.

Kultur und Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen von Dr. Mehemed Emin Efendi. Würzburg. Stahel, 1897.

Seinem letzten Endzwecke nach ist das Buch eine Theorie des Hasses in seinen vielfachen Erscheinungen, als Klassenhaß, Rassenhaß, Massenhaß ꝛc., aber weniger hierdurch interessiert es den deutschen Leser als durch die Art der Behandlung. Denn mit Worten blutigen Sarkasmus hält der Verfasser, Türke und Mohammedaner, der modernen christlich-indogermanischen Welt einen Spiegel vor, in dem sie ihr Bild mit vergröberten Zügen und grell aufgetragenen Farben, aber mit unverkennbarer Aehnlichkeit zu erschauen vermag. Der Verfasser ist nicht nur mit der deutschen Sprache, sondern auch mit unsrer politischen Geschichte und unsern Kultur- und

Lebensverhältnissen außerordentlich gut vertraut, und nie fehlt es ihm an einem treffenden Beispiel, an einem schlagenden Vergleich, wenn es ihm darauf ankommt, das Verhalten der Türken gegenüber den Griechen, Armeniern und andern Mitbewohnern als eine selbstverständliche Folge der obwaltenden Verhältnisse darzustellen. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß eine Gleichberechtigung aller Einwohner eines Landes ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Religion und Klasse niemals vollkommen durchführbar sei und wenigstens zum großen Teil allerorts ein toter Buchstabe bleiben müsse. Zuzugeben ist, daß die Durchführung der Gleichberechtigung heutzutage noch sehr vieles zu wünschen übrig läßt. Daß sie aber möglich ist, werden hoffentlich unsre Nachkommen beweisen.

K. F.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von F. Th. Vischer. 2 Bände. Siebente Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wenn Vischers zuerst im Jahre 1878 erschienener Roman im Laufe von nicht ganz zwanzig Jahren sieben Auflagen erleben konnte, so spricht das unzweifelhaft für das Werk, das ja längst in seiner Art als ein klassisches anerkannt worden ist, mehr aber vielleicht noch für die zunehmende Reife unsers lesenden Publikums. Vischers origineller Roman würde seinen Wert behauptet haben, auch wenn es ihm beschieden gewesen wäre, in den Winkeln wenig zugänglicher Bibliotheken zu verstauben. Das Buch war nicht für die große Masse geschrieben: sein tiefer poetischer Gehalt, sein drastischer Humor, für den ein Vergleich mit dem des großen Satyrikers Rabelais nicht zu kühn ist, und andrerseits wieder der das Ganze zusammenhaltende sinnige Ernst, das alles war nicht danach angethan, sich im Sturm einen Leserkreis von größerer Ausdehnung zu erobern. Um so erfreulicher ist es, daß es dennoch dazu gekommen ist und der Dichter, der darauf ausgegangen, „wenigen Ohren zu gefallen", für sein Werk eine nach vielen Tausenden zählende Menge von Freunden und Verehrern gefunden hat. Wir zweifeln nicht daran, daß diese sich fort und fort vermehren und der Roman noch im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens das erste Dutzend seiner Auflagen erreichen wird.

h.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bade, Dr. E., Die Angelfischerei. Beschreibung der Fanggeräte und Fangmethoden, nebst Angelkalender und Tagebuch. Oranienburg, Ed. Freyhoffs Verlag. Gebunden M. 1.50.

Becher-Stowe, Harriet, Onkel Toms Hütte. Mit mehr als 100 Illustrationen. Lfg. 1. (Vollständig in 20 Lieferungen à 30 Pf.) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Berg, Leo, Der Uebermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. München, Leipzig, Paris, Albert Langen. M. 3.50.

Bettelheim, Anton, Anzengruber. (Geisteshelden. Vierter Band.) Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Betz, Dr. Louis P., Die französische Litteratur im Urteile Heinrich Heines. (Französische Studien. Neue Folge. Heft II.) Berlin, Wilhelm Gronau. M. 2.—

Biedert, Prof. Dr. Ph., Die Kindersterblichkeit und die sozialökonomischen Verhältnisse. Hagenau, San.-Rat Prof. Dr. Biedert.

Blümner, Hugo, Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Uebertragung. Leipzig, B. G. Teubner.

Bormann, Edwin, Die Komödie der Wahrheit. Lustspiel in drei Akten. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Clausen, Ernst, (Claus Zehren), Der Ehe Ring. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. M. 3.50.

Concours, Le, de la participation aux bénéfices au Musée social. Paris, Calmann Lévy.

Deutsche Nationalfeste 1900. Mitteilungen und Schriften des Ausschusses für deutsche Nationalfeste. Heft 3 u. 4. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Düvell, Fritz, Shakespearestudien. I. Hamlet. Romeo und Julie. Leipzig, August Schupp. 60 Pf.

Edward, Georg, Balladen und Lieder. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. M. 2.—

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Heft 2. Leipzig, J. Baedeker. M. 1.—

Ewald, Karl, Eva. Autorisierte Uebersetzung von Dr. H. v. Lenk. Leipzig, G. H. Wigands Verlag. M. 2.—

Ferriani, Cav. Lino, Entartete Mütter. Eine psychisch-juridische Abhandlung. Deutsch von Alfred Ruhemann. Autorisierte Ausgabe. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 3.—

Flammen-Sang. Dichtungen aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben vom hessischen Landesverein für Toten-Einäscherung. Heidelberg, J. Hörning. M. 1.20.

Freimuth, W., Bim! Baum! Helfe Dir Gott aus Deinem Traum! Ein Beitrag zur Klärung des Urteils über G. Hauptmanns deutsches Märchendrama „Die versunkene Glocke". Berlin, Fußinger Buchhandlung. 50 Pf.

Grabbow, Max, Das Leben ein Kampf. Schauspiel

in fünf Akten. Berlin, Deutschverlag von Ernst Cumme und Carl Hinstorffs Verlag. M. 1.20

Grabbow, Max, Die dramatische Dichtkunst Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Hebung derselben. Berlin, Deutschverlag von Ernst Cumme und Carl Hinstorffs Verlag. 50 Pf.

Güdemann, Dr. M., National-Judentum. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig und Wien, M. Breitensteins Verlagsbuchhandlung.

Hansjakob, Heinrich, Dürre Blätter. Zweiter Band. Dritte, durchgesehene Auflage. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.—

Heinrich, Hermann, Von echtem Schrot und Korn. Vier Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit. (Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer und Franke. M. 3.—

Herrmann, Bernhard, Jaczo Billung. Tragödie in fünf Akten. Königsberg i. Pr., Braun und Weber.

Holmgren, Ann' Margret, Frau Strahle. Autorisierte Uebersetzung von Marie Kurella. Leipzig, G. H. Wigands Verlag. M. 1.50.

Huxley, Thomas H., Soziale Essays. Berechtigte deutsche Ausgabe mit einer Einleitung von Alexander Tille. Weimar, Emil Felber. M. 5.—

Jensen, Wilhelm, Aus See und Sand. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Jensen, Wilhelm, Lud und Lee. Roman. Zwei Bände. Weimar, Emil Felber.

Jugend. Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. 1897. II. Jahrgang, Nr. 35 bis 42. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Junghans, Sophie, Lore Fay. Novelle. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Kohl, Horst, Bismarck-Jahrbuch. Vierter Band. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. M. 8.—

Korff, Iwan, Aus Baltien. Kleine Erzählungen und Humoresken. Berlin, Richard Taendler. M. 1.50.

Kurnig, Das Sexualleben und der Pessimismus. Leipzig, Max Spohr. M. 1.—

Lange, Friedrich Albert, Einleitung und Kommentar zu Schillers Philosophischen Gedichten. (Sammlung deutscher Schulausgaben. 79. Lieferung.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Geb. M. 1.—

Lanzky, Paul, Sophrosyne. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Linke, Oskar, Venus divina. Liebesgeschichten aus drei Jahrtausenden. Grossenhain, Baumert und Ronge.

Lothar, Rudolf, Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Lothar Rudolf, Ritter, Tod und Teufel. Eine Komödie in einem Akt. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Lourbet, Jacques, Die Frau vor der Wissenschaft. Einzige autorisierte deutsche Uebersetzung von Dora Landé. München und Leipzig, August Schupp.

Magirus, Adolf, Herzog Wilhelm von Württemberg, k. u. k. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild. Mit Illustrationen, Porträts, Kartenskizzen u. einem Stammbaum. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 7.50.

Mehring, Franz, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Erster Teil: Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungsstreite 1830 bis 1863. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. M. 3.60.

Michael, Emil, S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Lfg. 4. 5. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. à M. 1.—

Moral, Die, im öffentlichen und privaten Leben. Aus dem Französischen. Leipzig, Theod. Thomas.

Muret, encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Teil I. (Englisch-Deutsch). Lfg. 24. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagl, Dr. J. W., und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 4. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

National-u. Kaiserhymnen, sechs deutsche. Hannover, Louis Oertel.

Penzler, Johs., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Zweiter Band. 12. Februar 1891 bis 5. Dezember 1891. Leipzig, Walther Fiedler.

Porikky, J. G., Todgeweihte. Skizzen. Berlin, R. Boll.

Pressensé, Madame de, Geneviève. Deutsch von Hedwig Kahl. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. M. 3.—

Prévost, Marcel, Späte Liebe. Roman. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Hedwig Landsberger. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Dritter Band. Erste und zweite Hälfte. Vierter Band. Erste Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. à M. 7.50.

Rosinski, Dr. Adolf, Das Recht des preussischen Landtags, über die Handelsverträge zu verhandeln, und die verfassungswidrigen Bestrebungen der Agrarier. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Rosinski, Dr. Adolf, Fürst Bismarcks Verdienste und ihre Würdigung durch den deutschen Reichstag bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Zwölfte Serie. Heft 270: Dr. Louis Lewes †, Lord Byron — Heft 272: Dr. G. Mentz, Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert — Heft 273: Dr. Jakob Nover, Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. à 50 Pf.

Schrader, Dr. Hermann, Scherz und Ernst in der Sprache. Vorträge im Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Weimar, Emil Felber. M. 2.—

Simplicissimus-Album. Fünftes Heft (April — Juni 1897.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.25.

Skram, Amalie, Konstanze Ring. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 3.—

Spillmann, Joseph, S. J., Tapfer und treu. Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI. Historischer Roman in zwei Bänden. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.—; gebunden M. 7.—

Sybrand, T., Moderne Menschen. Skizzen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Trinius, August, Durchs Moselthal. Ein Wanderbuch. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 3.—

Tschechow, Anton, Russische Liebelei. Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von L. Flachs-Folschaneanu. München und Leipzig, August Schupp.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1898. 61. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schultzesche Hofbuchhandlung. 50 Pf.

Willatzen, P. J., Altisländische Volksballaden und andre Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. M. 4.—

Wrede, Friedrich Fürst, Blaue Novellen. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Zeitschrift, deutsche, für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Zweiter Jahrgang. Monatsblätter Nr. 1, 2. Vierteljahrsheft 1. Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen. J. C. B. Mohr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Das Erscheinen eines neuen Werkes von Theodor Fontane darf immer als ein Ereignis in der deutschen Litteratur bezeichnet werden, und so wird unsre Leser gewiß die Mitteilung interessieren, daß ein neuer Roman aus seiner Feder unter dem Titel „Stechlin" in dem soeben beginnenden neuen Jahrgang von „Ueber Land und Meer" erscheint. Neben dem hochinteressanten Roman Fontanes finden wir noch eine humoristische Erzählung „Eine Künstlerfahrt nach Halb-Asien" von Kurt Edberg, sowie die Skizze „Jahrmarktsbummel" von Adele Hindermann, während die „Deutsche Romanbibliothek" ihren 26. Jahrgang mit den Werken zweier rühmlichst bekannten Autoren eröffnet. Sophie Junghans, die gefeierte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann" ungewöhnlich fesselnde Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, indem sie namentlich den Gründungs- und Bauschwindel scharf kennzeichnet, während Fedor v. Zobeltitz in seinem Werke „Der gemordete Wald" einen Bauernroman von urwüchsiger Kraft bietet. Die Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" bringt das neue Werk Bellamys „Gleichheit", eine unmittelbare Fortsetzung zu desselben Verfassers vor fast zehn Jahren erschienenem Werke: „Rückblick aus dem Jahre 2000". Neben dem Werke Bellamys gelangen noch „Grabläuferinnen" (Les Tombales) von Guy de Maupassant (aus dem Französischen), „Das neue Leben" von Maxim Bjelinski (aus dem Russischen) und „Lisa" von Jane Germandt-Claine (aus dem Schwedischen) zum Abdruck. Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden.

Herausgegeben von seinem Sohne **Theobald Kerner.**

Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller.

Mit vielen Bildnissen und Brieffaksimiles.

2 Bände. Preis geheftet Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 14.—

Nach einer Bestimmung Justinus Kerners durfte sein Briefwechsel erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden. Diese Zeit ist jetzt vorbei, und nun ist das längst erwartete Werk erschienen. Es ist ohne Zweifel die hervorragendste Briefpublikation, die seit langer Zeit erfolgt ist, von höchster litterar- und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Der Briefwechsel enthält ca. 860 Briefe, eine Auswahl aus 3—4000, die in Weinsberg liegen. Unter diesen sind ungefähr 125 von den bedeutendsten seiner Zeitgenossen, darunter von **Uhland, Karl Mayer, Varnhagen von Ense, Schwab, Lenau, Mörike, Tieck, Graf Alexander von Württemberg, König Ludwig I. von Bayern, Freiherrn v. Laßberg, Wolfgang Müller, Freiligrath, Geibel** u. v. a. Der Kernersche Briefwechsel wendet sich nicht nur an den Litterarhistoriker, sondern er wird auch jeden Litteraturfreund, überhaupt jeden entzücken, der sich für Justinus Kerner und für seinen intimen schriftlichen Gedankenaustausch mit den bedeutendsten und höchststehenden Männern seiner Zeit interessiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Für Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig: Ed.

Einladung zum Abonnement
auf die
Deutsche Romanbibliothek.
Achtundzwanzigster Jahrgang 1872.
Erscheinungsweise und Ausstattung: Jeden Monat drei Bände.
Preis: 6 Mark vierteljährlich. Preis der Bändchen: 60 Pfennig.

Deutsche Romanbibliothek. Unter diesem Titel erscheint seit 1845 eine Sammlung von Romanen und Novellen, welche sich durch ihren gediegenen Inhalt, durch die Auswahl der Stoffe, durch die Reinheit der Gesinnung, welche sie bekunden, und durch die Vornehmheit der Darstellung, welche sie auszeichnet, in den weitesten Kreisen Freunde erworben hat. Sie ist bestimmt, eine Lektüre zu bieten, welche Jedermann, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, ohne Bedenken in die Hände gegeben werden kann, und welche Jedermann mit Vergnügen und Nutzen liest.

Die Deutsche Romanbibliothek wird auch im Jahre 1872 ihre Aufgabe in der bisherigen Weise zu lösen suchen. Sie wird Romane und Novellen von Autoren, welche sich bereits einen Namen gemacht haben, und solche von neuen Talenten bringen, welche sich durch ihre Leistungen in anderen Zeitschriften als solche bewährt haben, die Beachtung verdienen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Spannung und Interesse auszeichnen, und solche, welche durch Tiefe der Charakterzeichnung und Feinheit der Darstellung Genuß gewähren. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Humor auszeichnen, und solche, welche durch Ernst und Würde der Gesinnung erheben. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung empfehlen, und solche, welche durch Kraft und Gedrungenheit der Darstellung fesseln. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen, und solche, welche durch Reichthum der Phantasie überraschen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Anmuth auszeichnen, und solche, welche durch Kraft erschüttern. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Wahrheit auszeichnen, und solche, welche durch Poesie erheben.

Die Deutsche Romanbibliothek wird auch im Jahre 1872 ihre Aufgabe in der bisherigen Weise zu lösen suchen. Sie wird Romane und Novellen von Autoren, welche sich bereits einen Namen gemacht haben, und solche von neuen Talenten bringen, welche sich durch ihre Leistungen in anderen Zeitschriften als solche bewährt haben, die Beachtung verdienen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Spannung und Interesse auszeichnen, und solche, welche durch Tiefe der Charakterzeichnung und Feinheit der Darstellung Genuß gewähren. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Humor auszeichnen, und solche, welche durch Ernst und Würde der Gesinnung erheben. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung empfehlen, und solche, welche durch Kraft und Gedrungenheit der Darstellung fesseln. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen, und solche, welche durch Reichthum der Phantasie überraschen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Anmuth auszeichnen, und solche, welche durch Kraft erschüttern. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Wahrheit auszeichnen, und solche, welche durch Poesie erheben.

Abonnements-Einladung.

Die Deutsche Romanbibliothek wird auch im Jahre 1872 ihre Aufgabe in der bisherigen Weise zu lösen suchen. Sie wird Romane und Novellen von Autoren, welche sich bereits einen Namen gemacht haben, und solche von neuen Talenten bringen, welche sich durch ihre Leistungen in anderen Zeitschriften als solche bewährt haben, die Beachtung verdienen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Spannung und Interesse auszeichnen, und solche, welche durch Tiefe der Charakterzeichnung und Feinheit der Darstellung Genuß gewähren. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Humor auszeichnen, und solche, welche durch Ernst und Würde der Gesinnung erheben. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung empfehlen, und solche, welche durch Kraft und Gedrungenheit der Darstellung fesseln. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen, und solche, welche durch Reichthum der Phantasie überraschen. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Anmuth auszeichnen, und solche, welche durch Kraft erschüttern. Sie wird Romane und Novellen bringen, welche sich durch Wahrheit auszeichnen, und solche, welche durch Poesie erheben.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich** und deren Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen**, sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Theil unlösliches Fabrikat.** Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt: **Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft.**

Gedächtnis.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt in Nro. 254 vom 16. Juli 1897: „Ein scharfsinniges und, was noch mehr sagen will, als erfolgreich zu betrachtendes Verfahren, das Gedächtnis des modernen Menschen nachhaltig zu stärken und wieder auf die Höhe zu bringen, welche früheren Generationen einst beschieden war, wendet Herr Christof Ludwig Poehlmann in München auf Grund seines die Rezeptivität nachhaltig schulenden Systems an. Poehlmanns Gedächtnislehre bedarf keiner Anlehnung an die seit früher bestehenden und größtenteils durch diese neue Erscheinung veralteten Methoden. Die Art und Weise, in der man beim Lernen bisher zu Werke ging und geht, erweist Poehlmann als unrichtig und dadurch als vorwiegend unnütze Qual gerade für die mit schlechtem Gedächtnis Behafteten ... Wer deshalb erfolgreich sein will, sei es im Studium oder auf einer kaufmännischen Laufbahn oder in irgend einem anderen Berufe, muß vor Allem lernen, seine Aufmerksamkeit zu zügeln und sich Gedankenkonzentration zur zweiten Natur zu machen. Aber dies ist leichter gesagt als gethan. Wir mögen Versuch um Versuch anstellen und doch immer wieder zu einem kläglichen Ende kommen, wenn uns die Wissenschaft nicht den richtigen Weg zeigt. Herr Poehlmann hat deshalb in seinen Lehrgang eigene Uebungen zur gründlichen Heilung von Zerstreutheit aufgenommen ... Genug: Zeit ist Geld. Wer einmal die Stunden zusammenzählen würde, die er im Laufe eines Jahres seiner Vergeßlichkeit zu opfern genötigt war, wird finden, daß ihm diese Eigenschaft überaus teuer zu stehen kommt."

Prospekt (deutsch, französisch, italienisch oder holländisch) mit zahlreichen Zeugnissen und Recensionen gratis von **L. Poehlmann,** Finkenstr. 2, **München** N. 8.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Briefmarken billigst! Katalog gegen 20 Pf. in Marken. Markenhaus, Velbel bei Bielefeld.

Lebensanschauung

neue u. stolze u. L.-Freude durch meine eigenartig berührende Charakter- u. Seelenanalyse jedes Menschen aus d. Handschrift. 1,50 M. + 20 ₰ Porto (auch Marken) an den Entdecker der Psychographologie **P. P. Liebl** in **Augsburg.**

Anerbieten für jungen **Deutschen** als **Reisebegleiter** erbeten sub S. B. 999 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neue Gedichte von **Sigmund Schott.** Elegant gebunden M. 3.50.

„Ein reizendes Geschenkbuch." Bazar, Berlin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein neuer Roman von Ossip Schubin.

Soeben erschienen:

Wenn's nur schon Winter wär'!

Roman von

Ossip Schubin.

Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 7.—

In diesem ihrem neuesten Werke zeigt sich die gefeierte Romanschriftstellerin auf der vollen Höhe ihres Schaffens. Sie läßt vor unsern Augen eine Familientragödie von packender Gewalt sich abspielen, die mit um so stärkerem Reiz auf den Leser einwirken wird, als in das innere Getriebe derselben die Persönlichkeit eines hohen Kirchenfürsten eingreift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiß in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in

Zweiundzwanzigster Jahrgang — Dezember 1897 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

DEC 18 1897

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Briefe des Grafen Usedom an eine Freundin		257
A. de Nora	Das Rätsel. Novellette	267
Dr. Henrici	Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein und Sammer (Schluß)	280
Louise v. Kobell	Karl v. Perfall. Erzählungen aus dem Münchener Kunstleben	296
M. v. Brandt, Kais. Gesandter a. D.:	Wozu brauchen wir eine Flotte? Ein offenes Wort an den deutschen Reichstag	309
Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien:	Entnervung durch das moderne Leben	311
Fritz Lemmermayer	Carl v. Holtei und Friedrich Hebbel. Ein ungedruckter Briefwechsel	319
Heinrich v. Poschinger	Etwas über den formellen Geschäftsgang des Bundesrats und sein Heim	337
O. Bütschli, Heidelberg	Die lebendige Substanz	342
Prof. Dr. W. F. Wislicenus	Die Astronomie in Schillers „Wallenstein"	351
Paola Lombroso	Freiwillige und unbewußte Handlungen	362
Berichte aus allen Wissenschaften		368
	Musik: Zwei ungedruckte Briefe von Paganini.	
	Litteraturgeschichte: Wilhelm Waiblinger und Herr v. Cotta.	
Litterarische Berichte		375
	Giuseppe Verdi und seine Werke. Von Gino Monaldi. — Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielke. — Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohne Theobald Kerner. — Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. — N. G. Tschernischewsky. Eine litterarhistorische Studie von G. Plechanow.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		377

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1897

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

—⁂ Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. ⁂—

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.

Den geehrten Abonnenten auf unsre

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1897 (Oktober- bis Dezember-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894, 1895 und 1896 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Lebensanschauung

neue u. stolze u. L.-Freude durch meine eigenartig berührende Charakter- u. Seelenanalyse jedes Menschen aus d. Handschrift. 1,50 ℳ. + 20 ₰. Porto (auch Marken) an den Entdecker der Psychographologie **P. P. Liebe** in **Augsburg.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Leben Christi.

20 Bilder nach Gemälden berühmter Meister.

Mit einem Präludium u. 20 Liedern von **Ludwig Ziemssen.**

In Original-Prachtmappe Preis ℳ 20 —

Zu beziehen durch alle Buch- und K

Briefe des Grafen Uſedom an eine Freundin.

Guido Karl Georg Ludwig, Graf v. Uſedom, Sohn des Erbherrn auf Carzitz und Udars (Inſel Rügen), Karl v. Uſedom, wurde in Hechingen am 17. Juli 1805 geboren. Da ſeine Mutter bei der Geburt ſtarb, wurde er von ſeinen Großeltern erzogen. Sein Großvater war Freiherr von Heer, Hofmarſchall des Fürſten von Hohenzollern-Hechingen.

Im Jahre 1821 trat Uſedom in Schulpforta ein, dort ſtets unter die beſten Schüler zählend. Von 1825 bis 1829 ſtudierte Uſedom auf den Univerſitäten Greifswald, Göttingen und Berlin Rechts- und Staatswiſſenſchaften und arbeitete, nach beſtandenem Examen, beim Stadtgericht in Berlin und bei der Regierung in Stettin. In München lernte ihn der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich Wilhelm, kennen, der ihn bewog, ſich der diplomatiſchen Laufbahn zu widmen. Im Jahre 1834 wurde Uſedom zum Legationsſekretär in Rom ernannt, wo Bunſen Geſandter war und wo er bis 1837 verblieb. In das Auswärtige Amt in Berlin eingetreten, wurde er 1838 zum Legationsrat, 1841 zum vortragenden und wirklichen Legationsrat befördert. 1846 kehrte er als Geſandter nach Rom zurück, welchen Poſten er bis 1854 bekleidete. Nachdem er während des Krimkrieges 1855 eine beſondere Miſſion nach London ausgeführt und zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt worden war, lebte er einige Jahre vom aktiven Dienſte zurückgezogen, bis er 1859 zum Bundestagsgeſandten nach Frankfurt a. M. ernannt wurde.

1863 ging er als Geſandter nach Turin und Florenz, legte ſeinen Poſten 1869 nieder und kehrte nach Deutſchland zurück, wo er abermals ein Feld der Thätigkeit annahm und Generaldirektor der königlichen Muſeen in Berlin wurde.

Am 22. Januar 1884 ſtarb er in San Remo, und dort iſt er auch beerdigt.

*

Frankfurt a. M., 21. Juli 1862.

Meine teure, gnädige Frau!

Da mein ganzes Haus leer ſteht, ſo haben Sie die völlige Dispoſition über alle meine Fenſter, die darin ſind, um mit Ihren Kindern unſern Freund Michael Germanicus im Glanze der Waffen zu bewundern.

Ganz der Ihre

Uſedom.

*

Frankfurt a. M., 27. Mai 1862.

Verehrte gnädige Frau!

Ich konnte noch immer nicht bis zu Ihnen gelangen. Heute war wieder Außschußsitzung, Kondolenzbesuch wegen der Gr. H. von Hessen, Bismarck-Schönhausen, der auf seinen Posten nach Paris hier durch ging, Bonin, der von Wetzlar zurückkehrte, und die zu Tisch und Theater blieben. So vergeht der Tag und die Tage!

Aber aus Berlin wollen Sie hören? ... Bismarck sagt, der König sei gesund, ruhig, heiter — nähme die obwaltenden Schwierigkeiten leicht, vornehm, königlich: man sähe jetzt, das Abgeordnetenhaus sei eigentlich gar nicht so schlimm, und man könne zuletzt doch wohl mit ihm fertig werden. — So hieße es jetzt; früher war es eine Bande von Königsfeinden. — An einen Staatsstreich, selbst an eine Auflösung der Kammer denkt niemand mehr: man will (gegen die eignen, so heftig proklamierten Grundsätze) so liberal sein, daß die Kammer nichts dagegen einwenden kann.

Ungefähr ebenso kalkuliert in diesem Augenblick der Kurfürst von Hessen. Er hat dem Bunde nachgegeben und wird auch vielleicht sein Ministerium entlassen — damit Preußen keinen Vorwand mehr habe, gegen ihn einzuschreiten, was auch ziemlich richtig ist.

In Berlin will man aber die beiden Armeecorps, trotz der 18000 Thlr. täglicher Mehrkosten, so lange mobil halten, bis in Hessen alles abgemacht ist. Aber *wann* ist es dort abgemacht?! — Was heißt das Wort? Der König hat übrigens die Mobilmachungsordre unmittelbar aus seinem Kabinett an die beiden kommandierenden Generale expediert, sodann Abschrift der Ordre an den Kriegsminister mitgeteilt, durch welchen dann später auch die andern Minister die Sache erfahren haben. Das ist nun der neue Geschäftsgang bei den Ratgebern der Krone.

Aber ich schreibe Ihnen das alles unberufen, ohne zu bedenken, ob Sie es auch wissen wollen.

Ihr ergeb.

Usedom.

*

Frankfurter Schützenfest, 13. Juli 1862.

Man sang „Schleswig-Holstein meerumschlungen", und Herzog Ernst v. Coburg war der Nationalheld.

*

Frankfurt a. M., 1. November 62.

Verehrte gnädige Frau!

Ich habe doch noch einige Teile des Schleiermacherschen Plato am Leben gefunden, die ich Ihnen sende. Dabei rate ich nun, zuerst die Verteidigungsrede und den Phaedon zu lesen, welche das persönliche Bild des Sokrates am besten geben und zugleich völlig authentisch sind. Aber langsam lesen, Satz für

Satz, die Architektur der Gedanken, ſprachliche Fügung und die Muſik des Wortfalls wohl beachtend! ... Schleiermacher hat ſeiner Ueberſetzung viel griechiſche Sprachfärbung gegeben und ſie dadurch etwas ſchwerer, aber auch viel reizender und ſchöner gemacht: Man muß ſich in dies griechiſche Deutſch langſam hineinleſen. Da Sie die Antike lieben, wird Ihnen das Freude machen.

Herzlich guten Morgen.

Uſedom.

*

Caſtel Soleci, Lago Maggiore, 3. Juni 63.

Verehrte Freundin!

Ich mache mir Vorwürfe, ſo lange geſchwiegen zu haben, aber das Turiner[1]) Geſchäft mit ſeinen zahlloſen Bagatellen iſt viel zeitraubender, als es auswärts ſcheint. Nun habe ich auf einige Tage Urlaub genommen, um meine Frau, die eben über den Simplon gekommen iſt, in oben genanntem ſchönen Orte zu etablieren. — An Hausmachen in Turin denken wir nicht. Ich habe eine halbe Etage nebſt Kanzlei dort genommen und thue nur, was das Geſchäft erfordert, nicht mehr.

Als ich neulich mit dem Könige und dem diplomatiſchen Corps in Florenz war, habe ich eine große Freude gehabt, die wohlbekannte, ſeit zehn Jahren nicht mehr betretene Stadt wiederzuſehen. Auch habe ich mir gelobt, wenn es mich nicht mehr im Vaterlande leiden will, alsdann nach Florenz auszuwandern. — Hier oder nirgends iſt Arkadien — zwiſchen Rom-Florenz-Venedig könnte man ſchwanken, Florenz ſcheint mir aber die vielſeitigſte und heiterſte Stadt für mein Alter zu ſein. In eigentlicher Politik habe ich wenig zu thun, es ſei denn, franzöſiſche Depeſchen an den König zu ſchreiben, was ich auch nur ſelten thue, wenn nichts Beſonderes vorfällt. Im allgemeinen verabſcheut man in Berlin die italieniſchen Dinge, würde ſich freuen, wenn ich alle vierzehn Tage des Himmels Einſturz über dies ſündige Land prophezeien könnte. — Aber ich kann nicht einmal den Einſturz der italieniſchen Einheit vorherſagen, denn dieſe konſolidiert ſich, allen Schwierigkeiten zum Trotze, mit jedem Tage mehr. Dieſem dicken Victor Emanuel iſt das ſchönſte Königreich der Erde zugefallen, ohne daß er Sinn für ſeine Schönheit hat.

Ihr

Uſedom.

P. S. Ich freue mich, daß mein Nachfolger in Frankfurt[2]) Sie aufſucht und meine Verehrung für Sie, wenn auch ſonſt nichts andres, als meine Erbſchaft übernommen hat. Er wird Ihr Herz ohne Zweifel den jetzigen Berliner Zuſtänden und ihren Urhebern zuwenden, eine Aufgabe, die ich nicht mit Erfolg zu löſen vermochte, da mir das nötige feu sacré dafür fehlte.

---

[1]) Uſedom reiſte 26. Januar 1863 als preußiſcher Geſandter nach Turin, da Victor Emanuel von allen andern Mächten als König anerkannt war.

[2]) Uſedoms Nachfolger in Frankfurt a. M. war Herr v. Sydow.

Ich kann nicht das Evangelium des jetzigen Systems mit feurigen Zungen predigen, solange Spirito Santo, Bismarck und Eulenburg, sich noch nicht auf mich niedergelassen hat. — Da das aber neuerlich bei so manchen meiner Freunde geschehen, wie Schleinitz, Thile, Abeken u. s. w., so dürfte auch für mich noch Hoffnung sein. —

Turin, 14. Oktober 63.

Viel herzlichen Dank, verehrte Freundin, für Ihren guten und lieben Brief, der mir sehr interessante Züge zu dem Bilde des Fürsten ..... gab, welche kürzlich bei Ihnen vorübergesaust ist. — Ich muß nur immer lachen über meinen Freund Vetter Michel, welcher sich so geduldig ..... läßt und seine Leiter und Lenker auf der Heimkehr bejubelt. Was ist rührender, als wenn die Beherrscher von ..... und ..... bei dem Klange geschwungener ..... ihren Einzug halten!

Abeken[2]) war soeben einige Tage bei uns, vollkommen politisch verzopft; wollte durchaus über Basel zurück, um Charlotte Kestner (Tochter von Werthers Lotte, — mithin wie alt!) und Sydow zu sehn, welche beide über ihre Umgehung untröstlich sein würden. Ich riet ihm aber, statt jener schauerlichen Velleitäten lieber die ewig junge Venetia besuchen und über Wien nach dem Wahlort Berlin zurückkehren, zeitig genug, um noch für einen katholischen Pfaffen votieren zu können!! — Im übrigen war er sehr liebenswürdig und heiter und drei Tage, trotz greulichen Wetters, recht angenehm.

Ganz und treulich

Usedom.

*

Turin, 17. Januar 1864.

Ich sende Ihnen heute zwei Bände des gewünschten Leoparden[3]) zu. Allein Sie werden nicht in ihm finden, was Sie wünschten, nämlich Dinge, die das deutsche Publikum interessieren könnten. Das Italienische liebt die Werke des Mannes, weil es den Mann liebt. Die allgemein interessanten Briefe sind wohl bei den damaligen Zuständen Italiens von den Empfängern rechtzeitig vernichtet worden, denn niemand will weder seine Freunde eingesteckt sehen noch auch selbst ein-

---

[1]) Der Fürstentag (Fürstenkongreß) in Frankfurt a. M. 1863 löste sich alsbald, einer Seifenblase ähnlich, auf, weil König Wilhelm I. von Preußen sich, auf besonderen Rat Bismarcks, davon fernhielt. Ohne Preußen auf dem Deutschen Kongresse konnte ein Deutscher Kaiser, das hieß damals Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich, nicht gewählt werden.

[2]) Abeken, Gesandtschaftsprediger in Rom, da Bunsen dort Preußen vertrat, wurde in Berlin (wohl auf Befürwortung desselben) im Auswärtigen Amte angestellt. Zum Geheimrat ernannt, übertrug man ihm besonders Leitung und Ueberwachung der Presse, welches Amt er unter den verschiedenartigsten Ministerien, auch unter Bismarck, während der großen Kriege 1866 und 1870 vertrat.

[3]) Briefe des italienischen Dichters Leopardi.

gesteckt werden. Ich habe nicht Zeit gehabt, das Buch zu lesen. Rührend wegen mehr als Schillerscher Armut und Anmut war nur der Brief Nr. 509 im II. Bande.

Eine ähnliche Enttäuschung habe ich vor kurzem an dem Briefwechsel Goethes mit Herzog Karl August gehabt, wo man auch Alles, was interessieren konnte, hinausgebracht hat.

In der Schleswig-holsteinischen Sache geht oder steht nun wirklich alles auf dem Kopfe. Preußen und Oesterreich ziehen gegen Dänemark zu Felde mit dem Schlachtruf: „Vivat Christian IX., König-Herzog des ewigvereinten Dänemark und Schleswig-Holstein!“ Man sollte glauben, er müßte hierüber entzückt sein, aber er will durchaus Eider-König werden.

Mohl[1]) hat mir darüber sehr interessant geschrieben; ich danke ihm sehr bald für seinen Brief, aber ich werde eben mit Geschäften und Amüsements widerwärtig überhäuft.

Ihr

Usedom.

*

Turin, 16. März 1864.

Nur einige Zeilen heute, um für Ihren Brief vom 13. d. M., den ich eben erhalte, zu danken.

Ob meines Bleibens hier ist, das hängt nicht von mir ab. — Ob Bismarck mich fortschickt, kann niemand wissen, Grund ist nicht dafür da, aber bedarf es dessen?

Das einzige wäre, daß man in Berlin wünschte, ich möchte in das österreichische Zeitungsgeschrei über die von Italien herdrohende Kriegsgefahr für Venedig einstimmen, um desto leichter vor sich selbst Entschuldigung zu finden, daß man Venedig garantiert. Allein Lügen zu berichten, ist meine Sache nicht, und eine solche ist die Absicht eines Angriffs auf Venedig (in gegenwärtigen Zeitumständen), die man dem hiesigen Gouvernement andichtet.

Mit Rechberg stehe ich ganz gut, wiewohl es Oesterreich bequemer sein mochte, einen preußischen Gesandten hier zu besitzen, der angenehme Lügen nach Berlin schreibt, damit Oesterreich dieselben dort zu seinem Vorteil ausbeuten könnte.

Vor einigen Tagen, als die ersten Zeitungsgerüchte über mein Weggehen ankamen — ich war gerade in Nervi —, telegraphierte das hiesige Ministerium deshalb an Launay nach Berlin. Launay interpellierte Thile, und dieser dementierte die Sache carrément und mit einem gewissen Unwillen aufs entschiedenste. Deshalb aber kann doch etwas Aehnliches im Werke sein. Ich sehe dem mit einer phlegmatischen Gemütsruhe zu.

Ja, der Stil, teure Freundin! — Zum Stil gehören zwei Sachen — Geschmack und Geduld — Le génie, c'est la patience — Addio!

Usedom.

---

[1]) Mohl, damaliger Bundestagsgesandter Badens in Frankfurt a. M.

Turin, 2. Juni 1864.

Ihre Befehle hinsichtlich Ritschl und Helwig habe ich nicht vergessen, wie die beifolgende Korrespondenz mit Amari aus Anitta hier beweist. Leider hat es zu nichts geführt; Amari möchte wohl, aber er fürchtet sich vor dem Geschrei gegen einen Fremden, zumal da man seinem Vorgänger Mattucci Fremdenliebe vorwarf. Einfältig bleibt es immer, denn so gewiß ich wohl thue, einen italienischen Tenor in Deutschland anzustellen, so gewiß handelt man weise, einen deutschen Archäologen nach Italien zu berufen. Es handelt sich nicht um die Gelehrsamkeit allein — denn viele Leute hier wissen viel auch in diesem Fache. Die Methode der Forschung und Wahrheitsfindung durch den wilden Wald mißverstandener Fakta und krauser, unorganischer Gelahrtheit hindurch — das ist die Hauptsache. Und diese Methode können sie von uns lernen, mehr als von sich selber. Sie halten sich durch solch prohibitive Indignation für Jahrzehnte auf einem untergeordneten Standpunkt.

Bei Ihrem kurzen Frankfurter Dasein haben Sie bereits drei Bundestagsgesandte erlebt und sind von Ihrem burschikosen Freunde, durch den gemütlichen Sydow hindurch, bei dem wichtigen Savigny angelangt. — Aber grüßen Sie die Freunde Jasmund und Mohl und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem, sondern antworten mir bald! Usedom.

*

Turin, 21. September 1864.

Ich danke herzlich für guten und inhaltreichen Brief als Antwort meiner Couvertzeilen. — Ich hätte eher und ausführlich geschrieben, aber wir sind hier in einer Art Krisis, die viel Besuchens und Schreibens erfordert; auch sind abends zwar nicht Emeuten, doch aber Volksdemonstrationen mit Fahnen, Urli und Fischi, sowie a basso il Ministerio, weil man den Sitz des Gouvernements infolge des Traktates vom 15. Sept. v. J. mit Frankreich von hier nach Florenz verlegen will, eine herrliche Sache für uns, eine schlimme für die Turiner Hauseigentümer und andern prellenden Industrien. Was Napoleon darunter gehabt hat, uns dahin zu versetzen, ist auf geringem Raum nicht recht darstellbar. Italien soll ein Pfand geben, daß es den Papst nicht delogiren will, und darum sich selbst in eine Hauptstadt einlogieren, die passender für Italien ist als Turin. Wenn ich mich in Frankfurt fest einmiete und einrichte, so schließen Sie, daß ich vor der Hand nicht nach Berlin ziehen will — so ungefähr.

Es freut mich, daß Sie meinen Brief an Georg Bunsen loben, wiewohl es ungerecht ist, dem alten Bunsen aus der Zeichnung des Londoner Vertrages eine so schwere Schuld zu machen. Wäre er Urheber oder nur ein intellektuell Beteiligter gewesen, aber so hatte er keinen Teil an dem, was er vollzog; sein Namenszug bedeutete nur den seines Gouvernements. Wenn ich heute Befehl bekomme, Italien den Krieg zu erklären, so thue ich das morgen, gleichviel, mit welcher persönlichen Empfindung, denn ich thue es ja nicht, sondern Preußen durch mich.

Bismarck hat dagegen kein Wohlgefallen an dem Briefe gehabt, weil er sich bewußt ist, einer jener intellektuellen Urheber des Londoner Protokolls zu sein. Er hat mich von Baden aus sondiert, ihm amtlich Auskunft zu geben, ob ich den Brief geschrieben und in die Veröffentlichung gewilligt habe; ich habe natürlich beides bejaht und bin nun neugierig,, was er weiter thut.

Da er das Protokoll selber hernach wieder umgestoßen hat, so kann er mir nicht wohl ein Verbrechen daraus machen, daß ich sage, es hätte sich nicht halten können. Man ist aber always bent upon mischief.

In der preußischen Diplomatie macht es sich so, als diene man dem Kurfürsten von Hessen. —

Willisen[1]) muß ein Vorgefühl gehabt haben, daß Rom ihm verderblich werden sollte, denn ein solches Wegstreben von diesem Orte konnte nur von dem Hinstreben zu demselben von Ihrem Freunde Sydow[2]) und meinem Freunde Reumont[3]) übertroffen werden. Letzterer wirkt im Verborgenen wie ein Maulwurf darauf los.

Ich hatte vor, in diesen Tagen nach Spezia zu gehen, wo die Meinigen sind, kann aber wegen der Krisis hier nicht fort, zudem das Parlament am 31. Oktober zusammenkommt. Dezember bleiben wir in Nervi, wenn nicht der Hof dann schon nach Florenz übersiedelt. Sie glauben nicht, wie das langgestreckte Italien jetzt durch Eisenbahnen wohnlich geworden ist.

Bunsens „Leben Jesu“ habe ich, aber es ist nicht in meinem Stil, und auch Sie würden nicht recht hinein können. Viel Mystisches nimmt auch er hinweg, putzt dagegen das Historische, das stehen bleibt, zu sehr mit eignen Ideen auf.

Addio! Getreulich

Ihr

Usedom.

*

Florenz. 22. April 1866.

Teure Freundin! Auch diesmal habe ich lange gezögert, Ihnen zu antworten, denn das Kriegsgespenst, was Ihnen nur schattenhaft begegnet, nimmt bei mir Fleisch und Blut an, wandelt neben mir den ganzen Tag, raubt mir den Schlaf des Nachts. —

„Wir folgen ihm bis zu den Schatten und lassen ihn auch dort nicht frei.“ — Es ist wieder eine Zeit wie von Olmütz, und es mag auch wieder mit einem Olmütz enden. — Ich verstehe vollkommen, wenn unsre liberalen Freunde in Deutschland und Preußen, hohe wie niedere, dem Kriege widerstehen, par haine de l'auteur, aber ich billige es doch nicht, denn niemand kann so gut wie ich hier die Umstände und Chancen desselben übersehen. Ich weiß, daß eine so

---

[1]) Willisen starb als preußischer Gesandter beim Papst in Rom.

[2]) Sydow, Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M.

[3]) Reumont, lange Ministerpräsident in Florenz beim Großherzog von Toskana.

günstige Constellation für uns vielleicht in vielen Jahren nicht oder auch niemals wiederkehrt. Wer wird Lohengrin auspfeifen, weil er Wagner nicht leiden kann? Mich hat Wagner mehr als viele andre in seinem Orchester verleumdet und beschädigt, doch aber streiche ich deshalb nicht „falsch" auf meinem Instrument, denn ich würde Lohengrin ruinieren.

Der Frühling ist nun in all seiner Pracht hier. — Ich habe mir ein Pferd gekauft und will die Höhen von Fiesole fleißig aufsuchen, etwas für die Gesundheit thun. Schreiben Sie mir bald wieder.

Ihr

Usedom.

*

Florenz, 20. Juni 1866.

Teure Freundin!

Ihr Brief vom 18. ist, trotz aller Prophezeiungen der Freunde, gestern glücklich bei mir eingetroffen, und ich danke sehr für die Nachrichten aus der Heimat ... Sie fragen mich, ob ich Amen zu den rosigen Hoffnungen über den Ausgang des Krieges sagen könne, welche Sie beleben. Ich kann sagen, meine hauptsächlichste Hoffnung steht auf der Güte der Armee, die einen ersten Sieg erkämpft. Dann wird alles gut gehen, aber jenes ist Vorbedingung. Bismarck schrieb mir, der König könne auf seine Armee und sein Volk unbedingt zählen Aber es ist doch ein Unterschied, ob das Volk unmutig und die Armee unlustig und gleichgültig in den Kampf geht und bei dem bloßen dienstlichen Pflichtgefühl stehen bleibt, oder ob jeder Nerv von heiterer Begeisterung und Siegeslust gespannt ist. Die Oesterreicher bemühen sich sehr, Surrogate hierfür aufzufinden; so sagt man den Ungarn, „es ginge gegen die verhaßten Deutschen"! — den Böhmen, „man wolle die Marienverächter ausrotten"! Fürwahr, die Kopflosigkeit wird durch die Dummheit der Völker doch noch weit übertroffen! Wie man mich leichtsinnig finden konnte, weil ich Preußen den einzigen Alliierten, den es hat, verschafft habe, verstehe ich nicht — Sie sagen ja selbst, teure Freundin, daß nur Italien gegen die Uebermacht helfen kann.

Schreiben Sie mir recht bald wieder. Ich denke, wir können das Corps in Wetzlar stark genug machen mittels Landwehr. Wer kommandiert es?

Addio! Usedom.

*

Florenz, 23. November 1866.

Teure Freundin!

Ihr guter Brief vom 14. ist mir von Venedig hierher gefolgt und hat mich beruhigt, daß Sie wieder in Frankfurt und unter Patows Flügel sicher sind.

Sehr gern hätte ich Cohausen bei mir, aber Sie müssen durchaus meinen Einfluß in Berlin nicht überschätzen — Dankbarkeit und Gemütlichkeit gehören nicht zu den Lichtpunkten des dortigen Regimes. Hat man mir doch meinen sehr nötigen Urlaub abgeschlagen, „weil der Friede zwischen Wien und Florenz

noch nicht abgeſchloſſen ſei" — er war aber bis auf die Differenz von wenigen Millionen völlig fertig, und es entging mir die Freude, die Berliner Feſte zu ſehen und eine Brunnenkur zu brauchen, auch etwas von den politiſchen Intentionen für die Zukunft zu vernehmen, von denen man ſchriftlich nie etwas hört. Alles das iſt mir entgangen, denn ich konnte ſpäter Venedigs und des nahenden Winters wegen den nachträglichen Urlaub nicht mehr brauchen, und Venedigs Flaggen und Lampen waren mir als ernſthaftem Mann kein Erſatz.

Ich verſchiebe alſo mein Kommen aufs Frühjahr, aber ich wünſche lebhaft, daß Bismarck bald wieder aktiv wird, denn ſowie er weg iſt, weht es ſogleich faul aus der Wilhelmſtraße. Ich freue mich, daß Sie Jasmund und Mohl wieder um ſich haben. In der Politik und dem Staatenverkehr geht es anders her als im Privatleben und im Privateigentum, ſonſt ſtände das Leben der Völker ſtill. Der Bundesgenoſſenkrieg des alten Roms wurde geführt, weil die Italiener römiſche Bürger werden wollten, und der Frankfurter Borjer weigert ſich, Preuße zu werden! ... Mit ſolchem Philiſtertum habe ich kein Mitleid.

Grüßen Sie die Freunde beſtens und verſichern Sie, nach meiner täglichen Erfahrung, daß, ſowie Bismarck fort wäre, wir ſofort in die alte Tendenzpolitik zurückfallen würden und Europa uns die Siege und Erfolge von 1866 teuer bezahlen laſſen möchte. Wer kann uns ſolche Gefahren wünſchen? Ich bekenne mich ſchuldig, den italieniſchen Vertrag veranlaßt zu haben, ohne den unſre Campagne von 1866 wahrſcheinlich eine rein defenſive ſtatt einer glorreich offenſiven geworden wäre. Aber damit ſind wir nicht zu Ende. Bei der Böswilligkeit Frankreichs muß die preußiſch-italieniſche Politik fortgeſetzt werden, oder es geht dennoch ſchief. Hiervon ſeien Sie überzeugt.

Frau und Kind ſind noch am Lago Maggiore.

Immer Ihr treuer

Uſedom.

*

Karlsruhe, 26. Dezember 1869. [1])

Hier, teure Freundin, haben Sie den Streckfußſchen Dante; ich wollte ihn antiquariſch in drei Bänden für Sie haben, wo er ſich beſſer lieſt, aber es ging nicht. Sie werden den italieniſchen Text leicht von einem Frankfurter Bekannten entlehnen und beides zuſammen leſen, langſam natürlich und mit ganzer Seele dabei — in Stille und Andacht, wenn es ſein kann; jedenfalls mit Hingebung an den tiefen Geiſt, der zu uns ſpricht. Wollen Sie nur immer feſthalten, daß Dante eine Geſtalt des Mittelalters iſt, daß er uns das Denken und Fühlen jener Zeiten in ſich darſtellt, welche uns fremd geworden ſind. Wir müſſen alſo eine Zeitlang mit Ehrfurcht zugehört haben, bevor wir ihn verſtehen in all ſeiner Tiefe, Kraft und Schöne. Es iſt wie mit jenen Geſängen der Sixtina, die im Anfang auch hehr und unverſtanden über unſer Haupt hinziehen, bis Ohr

[1]) Uſedom hatte ſeinen Abſchied als Geſandter in Florenz bei Victor Emanuel genommen und ſich nach Karlsruhe (Baden) zurückgezogen.

und Sinn allmählich bis zur Höhe des Verstehens gelangt sind. Mir fällt das Gleichnis ein, weil ich gestern hier mit dem Kinde Weihnachtsbilder besucht habe, wozu man unter andern Stücke von Palestrina sang. Wiewohl die besten Sänger dazu genommen, so fehlte doch alles und jedes Verständnis bei ihnen. Die Sache ging so lahm, schlaff, accent- und eindruckslos vorüber, daß selbst das Kind sich darüber erzürnte. Besser wird die H-moll-Musik von Beethoven nächstens sein, nicht minder wie Lohengrin.

Die neue Gouvernante ist nicht übel, aber Original und wenig vernünftig in ihrer Gutheit — Liebe, Ehrfurcht und Verständnis für die guten und schönen Dinge, die Geschichte und Gegenwart uns bieten — das ist am Ende schon viel: wenn das Kind auf diesem Wege verharrt, will ich zufrieden sein.

„Magst du Welt- und Menschensachen,
Nicht beweinen, nicht belachen,
Nicht vergöttern, nicht verachten,
Sondern zu verstehen trachten!"

Dieses Gnomen, so prosaisch es klingt, ist dennoch eine goldene Regel für den Menschengeist in einer Zeit wie die unsre.

Addio, amica cara! Mit herzlichem Neujahrsgruß

Ihr treu ergebener

Usedom.

P. S. Rousseaus „Contrat social" habe ich seit langen Jahren nicht angesehen, aber ich erinnere mich noch wohl der unglaublich schönen Sprache. Die historische Methode dagegen ist darin vollständig verfehlt, und wenn auch viele Resultate darin wahr sind, so ist es die Weise ihrer Begründung nicht. Aber erfreuen Sie sich immerhin an dieser Geistesform, die doch gar viel höher steht als Voltaires Esprit. Voltaire behandelt die Geschichte des Christentums chokant, Rousseau entkleidet Christum seiner Göttlichkeit auf die zarteste, liebenswürdigste Weise.

Putbus (Insel Rügen), 15. September 1873.

Meine teure Freundin!

Ihre lieben Zeilen vom 11. d. M. sind mir hierher gefolgt, wo ich seit länger als vierzehn Tagen bei den Meinigen wohne. Das Siegesfest habe ich mir erlassen, dagegen muß ich zum 22. in Berlin sein, um Victor Emanuel, meinen alten Gönner, zu empfangen, so lästig mir auch diese Feierlichkeiten sind. Aber ich habe ein Dankgefühl gegen den Mann, und von allen schlechten Gefühlen des Menschenherzens ist mir stets Undankbarkeit als das schlechteste erschienen. Sie fragen mich über das Lamarmorabuch, und was ich dazu sage. Ich sage, das Buch ist nur das letzte einer ganzen Reihe von Publikationen Lamarmoras[1]) unter andrer Firma (Jalimetes), welche immer denselben Gegenstand wiederkäuen. Nachdem er als Staatsmann und Feldherr Bankerott gemacht, will er sich auf dem Papier in die Höhe schreiben. Aber

„Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen."

---

[1]) Lamarmora, Kriegsminister und kommandierender General 1866.

Dennoch ist das Buch für den Geschichtsschreiber interessant wegen der vielen Dokumente und der vielen Naivitäten, durch welche Lamarmora sein Doppel-, ja Tripelspiel zwischen Preußen, Frankreich und Oesterreich verrät. Als er nämlich das Ministerium des Auswärtigen (guten Teils durch meine Anstrengung) im Juni 1866 aufgeben mußte, nahm er so ziemlich das sämtliche politische Archiv neuester Zeit mit fort. Hieraus teilt er seitdem mit, was ihm paßt, mit passenden Auslassungen. So finden Sie pag. 345 meine Note vom 17. Juni 1866, die so oft citierte, die man in Oesterreich die „Stoß-ins-Herz-Depesche" getauft hat, weil sie den Marsch auf Wien, als das Herz der Monarchie, rekommandierte. Dieser bereits 1796 von Napoleon I. siegreich durchgeführte Plan kam Lamarmora so ungelegen, weil ihm damit sein projektiertes Lauern im Quadrilaturum nicht möglich geworden wäre. Oesterreich hatte sich bereit erklärt, Venetien abzutreten, sowie es Preußen geschlagen und Schlesien annektiert hätte ... Siegte aber Preußen, so wäre es durch den Traktat vom 8. August 1866 genötigt, die Abtretung Venetiens zu erzwingen — Italien wollte also von diesen Siegen profitieren, ohne uns zu helfen; denn auch im Falle unsrer Niederlage hatte es Venetien sicher, wenn es uns nur nicht, außerhalb der Quadrilatur, durch den Marsch auf Wien zu Hilfe kam. Um ihm dies zu verlegen, schrieb ich die Note. Ich lasse Ihnen das Buch senden, aber setzen Sie, bitte, auf pag. 347, Zeile 4 oben „admettant" statt „attendant".

Das Museumgeschäft folgt mir auch hierher nach. Der Forsche Münzkauf, 11—12000 Stück alte griechische Münzen für 110000 Thaler, ist erreicht und der Schatz wohl schon auf dem Wege nach Berlin. Wohl das Bedeutendste, was seit vielen Jahren beim Museum erworben wurde.

Addio, liebe Teure!

Usedom.

Das Rätsel.

Novellette

von

A. de Nora.

Als ich einmal in Helgoland mit dem Baron De la Motte badete, bemerkte ich an seinem Halse eine feine rotseidene Schnur, an welcher ein goldenes Kreuzchen hing. Er trug es auf dem bloßen Leibe wie fromme Frauen oder kleine Kinder, und da er nichts weniger als orthodox war, so fiel mir dies sofort auf. Ich fragte ihn lachend, ob er seit einiger Zeit einen gottgefälligen Lebens-

wandel begonnen habe oder mit dem Amulett sich vor dem Ertrinken schützen, das Zahnen erleichtern oder einige Jahre Fegfeuer abwenden wolle, allein er wurde sehr ernst und sagte:

„Lieber Freund, mit diesem Kreuzchen hat es eine so sonderbare Bewandtnis, daß ich eigentlich nicht gerne davon rede. Nachdem Sie mir aber in solcher Weise zusetzen, muß ich Ihnen doch die Geschichte erzählen."

Er hatte das Amulett vom Halse genommen und kleidete sich an, während ich es genauer betrachtete. Es war ein russisches, sogenanntes Andreaskreuz und trug auf der Rückseite im kürzeren Balken die griechischen Buchstaben $\Delta P Y$, auf dem längeren die Zeichen $PIM\Omega$ und im Schnittpunkt der beiden ein äußerst fein graviertes, offenbar uraltes Wappen.

Ich gab es ihm, nachdem ich mir über die Bedeutung dieser Buchstaben und dieses Wappens längere Zeit den Kopf zerbrochen, zurück mit den Worten:

„Was ist das, Baron? Ich kann es nicht ergründen!"

„Das dachte ich mir," erwiderte er, „denn es ist ein Rätsel oder, wenn Sie wollen, die mir unentzifferbare Lösung eines Rätsels."

Wir ergingen uns dann an einem etwas entlegeneren Teile der Strandpromenade mehr als eine Stunde, und hier erzählte er mir folgende merkwürdige Geschichte:

„Ich war vor ungefähr zehn Jahren zu einem mehrmonatlichen Kurgebrauch in Kissingen. Sie kennen das Bad. Es ist sehr hübsch, wenn es natürlich auch mit den südlichen Bädern Monaco, Nizza, San Remo und dergleichen keinen Vergleich aushält. Aber ich amüsierte mich dort doch ausgezeichnet; man traf die feine Welt gerade so gut, wie man Leute mittleren Standes kennen lernen konnte, und außerdem besaß es eine great attraction, wie die Amerikaner sagen, in dem Fürsten Bismarck, welcher dazumal noch alle Jahre die Saline besuchte. Natürlich stand auch ich häufig unter den vielen Müßiggängern, welche ihm den Weg abpaßten, den er aus seinem Hause in der untern Saline hinauf zum Brunnen ging, und nicht selten ist mir, wenn ich mit bewundernder Freude meinen Hut vor ihm schwenkte, der große Blick seiner stahlgrauen Augen begegnet. Man konnte hier am besten den tiefgehenden Eindruck erkennen, den dieser Mann auf die ganze bewohnte Erde hervorgebracht hat; denn ein internationales Sprachengewirr beschäftigte sich stets, wenn er vorüber war, mit dem gewaltigen Kanzler, und in manchen zitterte noch nach Stunden jene Erregung nach, wie sie mit dem Bewußtsein, ein großes Ereignis erfahren zu haben, verbunden ist.

„Eines Tages belauschte ich wider meinen Willen ein derartiges Gespräch, welches zwei junge Leute in russischer Sprache führten, nachdem der Fürst an ihnen vorübergeschritten war.

„‚Pah!' sagte der eine. ‚Man sollte diese Gewaltmenschen vom Erdboden vertilgen! Sie sind ein Uebel wie die Pest oder die Cholera, ihre ganze Berühmtheit ist auf Leichen aufgebaut, und der Respekt vor ihnen ist nie die Liebe, sondern die Furcht.'

„‚Vielleicht!‘ erwiderte der andre. ‚Allein zweifellos haben auch die Pest und die Cholera ihr Gutes. Sie reinigen die Welt von den Schwächlingen und lassen nur die Starken zurück.‘

„‚Und die Starken müßten ihnen dann eigentlich noch dankbar sein, daß sie zurückgelassen wurden?‘

„‚Gewiß. Ich glaube zum Beispiel sicher, daß diese Deutschen dem Fürsten wirklich dankbar sind für die Stärke, die er ihnen gegeben, obwohl das im Grunde genommen ein Unsinn ist. Denn er hat ihnen gar nichts gegeben, gar nicht! Er hat ihnen nur gezeigt, daß sie die Stärkeren sind ... das war alles! Indessen, manchmal ist die Brille wichtiger als das Auge.‘

„‚Du hast recht, Sascha. Sein ganzes Verdienst ist eigentlich nur, ihren Blick erweitert und auf das Große gerichtet zu haben. — Ehrlich gestanden hatte ich ihn mir anders vorgestellt.‘

„‚Wie denn?‘

„‚Was weiß ich? Noch größer, noch plumper, schwerfälliger. Ungefähr wie den steinernen Gast im Don Juan oder eine Erzfigur. Man nennt ihn ja den eisernen Kanzler.‘

„‚Ich finde, daß er dem auch entspricht.‘

„‚Nicht ganz, Sergei. Es liegt etwas Elastisches in ihm, etwas Zähes, Biegbares, aber Unzerbrechliches, wie von einer starken Feder aus englischem Stahl. Ich glaube sogar jetzt, daß er seine Erfolge in der Diplomatie nicht dem unbeugsamen, sondern dem zähen Widerstand verdankt, der immer und immer wieder mit der gleichen Kraft auf die nämliche Stelle drückte. Das ist das Wahre; darin müssen wir ihm zu gleichen suchen, mein Brüderchen ...‘

„Der junge Mann, welcher diese Worte sprach und von dem andern Sascha angeredet worden war, war ein geschniegeltes und gestriegeltes Herrchen im vollendeten Dandykostüm damals neuester Mode und mit einem kleinen Girardihütchen auf dem Kopf. Das Interessante an ihm war aber nicht dies Kostüm und dieser Hut, sondern der Mensch, der darunter steckte, ein graziöser, katzenartiger Körper mit einer eigentümlichen Elasticität aller Bewegungen und einem Gesicht, wie man es so bald nicht wieder zu sehen bekam. Auf den ersten Blick hätte man ihn für ein Bürschchen von zwölf, dreizehn Jahren halten können, denn er hatte keinen Bart und ein weiches, fast weibisches Kinn und Mündchen. Nur wenn man sein Profil sah, das prächtigste Adonisprofil, das ich je gesehen, bemerkte man, daß diese Züge schon schärfer geschnitten waren und daß auf diesen Wangen, in diesen Augen und auf dieser Stirn schon der Stempel einer durchlebten ersten Jugend lag.

„Das machte mich auf ihn aufmerksam — Sie wissen ja, wie gern ich von jeher Gesichter studiert habe — und dieses Gesicht erschien mir zurzeit noch ein ungelöstes Rätsel. Ich hätte nicht einmal schätzen können, wie alt es eigentlich sei, geschweige denn — was ich so oft versuche — ein Charakterbild daraus konstruieren.

„Als die beiden Russen eben an der vorhin gezeichneten Stelle ihres

Gesprächs angekommen waren, ging ein Herr an ihnen vorüber, den sie grüßten. Hierbei sah ich, daß mein Studienkopf auch sehr schöne, glänzende, schwarze Haare hatte, verlor ihn aber gleich darauf aus dem Gesicht, weil der Gegrüßte mich anredete. Es war der Badekommissär von Bülow, ein alter Bekannter von mir und just derjenige, welcher vermöge seiner Stellung in Kissingen alle Leute kennen mußte, also auch die beiden Fremden.

„‚Wer waren die Herren, die Sie eben grüßten?' fragte ich ihn.

„‚Zwei solch verfluchter Polacken,' erwiderte er grimmig, ‚von denen man nie weiß, sind sie Lumpen oder ehrliche Leute. Man sollte sie fortwährend überwachen, weil es sich eines schönen Tages herausstellen kann, daß sie längst gesuchte Hochstapler oder Spieler oder Nihilisten gewesen, und weil man gewiß sein darf, so oder so einmal eine allerhöchste Nase ihretwegen zu erhalten.'

„‚Oho!' rief ich aus, ‚den Eindruck von Aventuriers machen sie mir doch nicht, namentlich der eine, der mit dem Knabengesicht und den schönen schwarzen Haaren. Wie heißt er doch? Sascha . . .?'

„‚Sascha Sergejewitsch Koloseff,' brummte der Kommissär. ‚Es ist richtig, sie machen keinen solchen Eindruck, es liegt auch durchaus nichts Verdächtiges gegen sie vor, aber ich kann die Kerle nun einmal nicht ausstehen. Ich traue ihnen nicht, und gerade diese Gigerl mit ihrem affektierten, dummen Gebaren sind manchmal recht gefährliche Wölfe, welche das Schafskostüm nur anlegen, um vor Polizeihunden sicherer zu sein.'

„Ich sah, daß er ein großes Vorurteil gegen derartige Ausländer besaß, und konnte nicht hoffen, von ihm einen objektiven Aufschluß über ihren Charakter, ihre Stellung und dergleichen zu erhalten; daher beschloß ich, meine Opfer selbst aufzusuchen und zu studieren. Er nannte mir bereitwillig ihre Adresse, und ich nahm mir vor, mich nächsten Tages an der Table d'hote ihres Hotels an sie heranzumachen. Als ich aber an diesem Tage während des ganzen Diners auf sie gewartet hatte und endlich den Kellner nach ihnen fragte, erfuhr ich, daß sie abgereist seien. Ein bestimmtes Reiseziel hatten sie nicht angegeben.

„Ich befand mich ein halbes Jahr später in einem der besseren Restaurants des Tiergartens in Berlin, als ich plötzlich hinter mir wieder jene Stimme hörte, welche in Kissingen mit ihrem sympathischen Tonfall mich an dem jungen Russen interessiert hatte. Ich blickte mich um und bemerkte in der That eine Schar junger Leute, welche aus einem an den Saal anschließenden Separatlokale kamen und in lautem Gespräch sich der Thüre zudrängten. Sie gestikulierten dabei lebhaft einander zu, wie es bei Südländern Gewohnheit ist, und kümmerten sich mit keiner Miene um die paar Gäste, die in dem wenig belebten Restaurant anwesend waren. Unter den letzten Paaren — die meisten hatten sich zu zweien oder auch dreien eingehängt — erkannte ich meine alten Bismarck-Kritiker von Kissingen wieder, wenn auch der kleinere, Koloseff, in seinem Anzug und Benehmen etwas verändert erschien. Er war nicht mehr so ganz Gigerl wie damals; seine Kleidung, welche in Farbe und Schnitt weniger auffallend, schien auch im ganzen salopper, nachlässiger; er tänzelte nicht mehr in jenem graziös elastischen Gange

neben seinem Begleiter her wie damals, sondern hing beinah' etwas ermüdet in dessen Arm und schlurfte ein wenig mit dem kleinen zarten Fuß auf dem Boden. Aber ganz im Gegenteil zu dieser äußeren Schlaffheit war seine Stimme viel heller, ich möchte sagen greller als damals; er sprach viel, rief mehrmals nach vorn den Voranschreitenden irgend etwas zu und schien überhaupt in diesem Kreise eine gewisse führende oder wenigstens schürende Rolle zu spielen. Es war jedoch nicht mehr reines Russisch, was er sprach; manchmal kamen in diesen Sätzen Ausdrücke und Wendungen vor, die mir, obwohl ich lange in Rußland war, unverständlich blieben und es mir auch erklärlich machten, weshalb die Fremden sich in ihrer lärmenden Unterhaltung durchaus keinen Zwang auferlegten. Sie fürchteten offenbar nicht, verstanden zu werden, auch wenn zufällig der eine oder andre ihrer Zuhörer des Russischen kundig gewesen wäre. Weshalb aber bedienten sie sich eines solchen Kauderwelsches, das sonst gewöhnlich nur Verkehrsmittel von Spitzbuben ist, um unsaubere Pläne vor Unberufenen zu verheimlichen? Weshalb? Waren sie in der That, wie mein Freund Bülow in Kissingen vermutet hatte, Gauner, internationale Hochstapler, verwegene Spitzbuben, die irgend eine gemeinsame Lumperei im Sinne hatten? Oder politische Abenteurer, Revolutionäre eines der östlichen Autokratenstaaten, welche hier in Berlin ungestörter die Vorbereitungen zu einer verwegenen That treffen zu können hofften? Weiß der Teufel, wie es kommt, allein ich hatte von jeher einen unbezwingbaren Hang, solchen dunkeln Existenzen nachzuspüren, und Sie wissen ja, daß ich damals, trotz meines Ritterguts und meines ganz passablen Vermögens, zur politischen Polizei gegangen war, nur um diesem Spürsinn eine solide und dankenswerte Unterlage zu schaffen. Nun, ich befand mich gerade im Auftrage meiner Wiener Polizeidirektion in Berlin, um die Spuren einer Falschmünzerbande zu verfolgen, welche mit bemerkenswertem Raffinement Fünfzigguldenscheine hergestellt und hauptsächlich in Galizien und den slavischen Kronländern vertrieben hatte. Mit lebhafter Gewalt bemächtigte sich beim Anhören jener Unterhaltung plötzlich meiner Seele der Gedanke, daß diese Menschen mit den von mir gesuchten Verbrechern in Zusammenhang stehen könnten, und da ich irgend eine bestimmte Direktive für meine Thätigkeit nicht hatte, so konnte ich ja diese Fährte ein wenig verfolgen, ohne von meinem eigentlichen Geschäfte zu weit abzukommen. Ich liebe in solchen Situationen rasche Entschlüsse und erhob mich sofort, um aufs Geratewohl Anschluß an den einen oder andern zu suchen — da kam mir der Zufall selbst mit einem ganz seltsamen Ereignis zu Hilfe.

„In dem Augenblick, als die beiden letzten — es waren Koloseff und sein Kissinger Genosse — die Restaurationsräume verließen und der junge Russe die Thüre hinter sich zuzog, bemerkte ich, daß ein glitzernder Gegenstand von ihm zu Boden fiel, dessen Verlust er indessen nicht wahrnahm. Ich hob den Gegenstand vom Boden auf und betrachtete ihn, — es war dieses goldene Kreuz."

Der Baron schwieg eine Weile, dann fuhr er fort

„Seltsam! Als ich das Kreuz erblickte, von dem ich genau wußte, daß es

dürfen junge Mädchen getrunken hatte. Kaum sah und hörte Lucie Krug, daß sie weiter nichts bedürfen, als Ehre an der rechten Adresse. Alle Kraft ihrer Seele wendete sie nach Schlangenart an, um den Mann, in seinen tiefsten Gefühlen? Will er einen gemeinschaftlichen Schutzgeist beschwören, einer zeigt sie auf sich selbst, und sich zur Gefährtin, einer Gefährtin zu schaffen? Ich möchte lachen, wenn gerade, wenn solch Schutzgeistgefühl hätte ich eher bei ihm vermutet als ein Verlangen nach Gefährtinnen. Eine solchen übergroßen Ehre kannte auch jenes wackere, pflichtstolze Herz nur mit einer selbstvernichtenden Gedrücktheit, die Selbstmenschlichkeit doch unterdrücken konnte zu wollen. Und also hier jenseits Grenzen noch und mißgerne noch neue Bürden auf seine pflichtvollen Schultern:

„Vergeßlichkeit, mein Herr!“ sagte ich, „Sie haben doch hier vorhin, als Sie das Lied Wolframs sangen —“

„Ich konnte jetzt doch nur Ihnen und keinem Ihrer Gleichen betrachten: ein unverhoffentlich Wieder! Wie von einem höheren Wesen! Aber alle es hat Ihnen in meinem Gedächtniß fehlt, weshalb ich Ihre richtig eingeprägtesten, wusste es weil mir eine Frist gegeben, Ihnen noch näher sich zu bringen, ich bin Ihnen gegenüber noch sich, daß es sich Ihrempflicht an dem Mann seinen Gedächtniß beschuldigt und sich gerette. Dieser aber sich nicht bemerkte Ihnen nun sich vergeßlichen, als wollte er Ihr-Gedächtniß gleich einem pflichtlosen Diener, den man sich haben möchte, ohne ihn eingeführten Ihr zwar einschuldig noch jung und von ganzen Körperbau, daß einmal gefügen sich Kriegsluft und ein ganz fremden kunstlos Schwerttanz. Tief-ihnung waren auch jene Augen, und mir zu so mehr entfiel, als er in jenen Augenblick gleichfalls entfiehl mein und mit gleich erfrischenden Blick auf den Krug in meinen Händen hatte. Liebenswert schien für mich ganze Gesichtsbau um einzelnen Gesichtsteile: in dem gebräunt Gesicht mit dem dunklen Haar, Bart und auch den Wimpern das gesündigst Liebenswert, welche auf meine im tiefsten Wesentlich vorgefunden Deutsch-Natur sich, warum, keinen Anziehungskraft Verfehlung ent. Gänzlich nahm Relativ sind Ihnen Stimme gerate in meine, aber die sie tiefste gewann einen energischen Wohlklang.

„Sie irren sich, mein Herr! Ich habe mich keineswegs verändert, ich bleibe Ihnen für Ihr Vermächtniß.“

„Ich führe den Hut ein wenig und schiefer sich gegen Wintergarten um. Ich sich auch eher so Ihnen! nicht erkennen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte ich, „ich irre mich durchaus nicht! Ich bin bestimmt, wie Sie Krug von Ihrem Körper und zu Boden sind, eben als Ihre Hand auf Ihre Kleider mit Ihnen Ihnen, um Sie gegangen.“

Jetzt gewannen jene Augen mit einem eigentümlich herzlichen Ausdruck an Funken. Ein Krug wie zwischen verschiedenen Gläsern herumgegangen, als er Ihnen:

„Wenn ich Ihnen aber sage, mein Herr, daß ich doch Krug nicht verloren habe, denn mich in Ihnen gesagen wollten, weil mich? Ihnen, daß ich weiß besser als Sie, mein mir gegeben und mich weiß, daß lage Ihnen vorhanden es gehört mir nicht? Verstehen Sie mich, mein Herr? Ja?“

„Nun hätte ich ihm allerdings erwidern können. Aber ich hätte dann riskiert, von ihm direkt beleidigt zu werden, und einen Streit mit den zweifelhaften Persönlichkeiten vor mir wollte ich auf alle Fälle vermeiden. Daher begnügte ich mich, mit einem Achselzucken zur Seite zu treten, entschuldigte meinen ‚Irrtum' und ließ die Leute an mir vorüberziehen. Es waren einige unheimliche Gesichter darunter, fast alle von südslavischem Typus und keines älter als fünfundzwanzig bis dreißig Jahre. Sie gingen gegen das Brandenburger Thor zu, und als ich annehmen konnte, nicht mehr von ihnen im Schwarm der Trottoirbesucher gesehen zu werden, folgte ich ihnen langsam in einiger Entfernung. Die brüske Abweisung, welche ich von dem Russen durch Verleugnung seines Eigentums erfahren hatte, ließ sonderbarerweise keine grollende, ja nicht einmal eine unangenehme Empfindung bei mir zurück; sie verschärfte vielmehr nur das Interesse, mit dem ich ihn von Anfang an beobachtet hatte, und wenn ich mich seines angstvollen Blickes und dieses tödlichen Erbleichens erinnerte, kam es sogar wie Mitleid über mich, daß ich ihm die offenbar unangenehme Situation bereitet hatte. Allein meine kriminalistische Neugier, wenn Sie es so nennen wollen, überwog doch schließlich alles, und während ich unverwandten Blicks hinter den Fremden einherging, umklammerten meine Finger fest das verschmähte Amulett, und durch meinen Kopf schwirrte beständig die Frage: was hat es mit diesem Kreuzchen für eine Bewandtnis? Das war das Rätsel ... Das Rätsel ...

„Während ich die Schar in solcher Weise beobachtete, schmolz diese immer mehr und mehr zusammen, indem hier der eine, dort der andre sich verabschiedete, einige in ein Weinhaus einbogen, andre zum Theater abschwenkten; nur Koloseff und sein Partner setzten schließlich ihren Weg noch weiter fort. Sie gingen nicht mehr Arm in Arm, sondern schweigend nebeneinander, aber gleichsam durch ein unsichtbares Band zusammengehalten, der eine immer dicht an des andern Seite, wie ... fast hätte ich gesagt: wie ein Gendarm und ein Arretierter. In der That schien es, als wollte der Aeltere den Jüngern nicht allein lassen, denn mehrmals bog Koloseff in eine Seitengasse ein, in welche der andre offenbar nur mit einer raschen Wendung und unter schärfster Aufmerksamkeit auf den Begleiter zu folgen vermochte. Dieses Spiel nahm so sehr mein Interesse in Anspruch, daß ich leider auf nichts andres mehr acht gab und hierdurch plötzlich das ganze Resultat meiner Verfolgung zunichte machte. Die Fremden, welche in einer kleinen Nebengasse dahingeschritten waren, bogen plötzlich wieder gegen die Friedrichstraße ein, und als ich, um sie bei dem dort herrschenden Menschengewühl nicht aus den Augen zu verlieren, rascher nacheilte, rannte ich auf einmal mit solcher Gewalt an einen Herrn an, daß mir der Hut vom Kopfe fiel, und Funken vor meinen Augen tanzten. Der Herr, mit dem ich zusammengestoßen war, bückte sich zwar, um den Hut aufzuheben, dabei flog dieser aber noch weiter fort, und als ich ihn endlich erhascht hatte, sah ich mit einem Fluch, daß meine Verfolgten verschwunden waren und keine Aussicht bestand, sie mehr aufzufinden. Mein Karambolierter dagegen lüftete lächelnd mit einer höflichen Entschuldigung

seinen Gefühlen und entfernte sich eilig in entgegengesetzter Richtung. Verwundert sah ihm Jane ein paar Sekunden lang nach.

„Möglich, daß er sich vor mir fürchtet," sagte sie endlich; „ich war einst sein gestrenger Meister genug!" Und ihr Gesichtchen hatte auch heute einen ungemein ernsthaften Ausdruck angenommen.

„Du kannst ihn nun in dem eleganten Reitanzuge, den wir ihm schufen, bei der Vogel ausstopferinnen ist, auch hübe heraus sehen. Jenes gewinnt. Bedenken — die Kinder war nun einmal vorüber, und ich wußte keinen, auf welchen Bürden beizubehalten. Ich befürchte alle gemeinhin, bei der Polizeidirektion bei einer solchen Person ich zu kommen, zu erscheinen; denn wenn ich auch den Mut bei Seinesgleichen, in welchen die Gesellschaft eine chaotische Sequenz gewonnen hatte, noch besitzen sollte, so würde Gesellschaft — ja gewiß in Gesellschaft — doch einen ganzen gewaltig Menschen nicht her aber jener halb weiter einmal begegnen würde. Die beiden Extravaganz und einen Gesellschaft Menschen, ich ich nachher bei Zweifel zu wir gewonnen hatte, gestritten, machte ich mich machte ein Ende, und ich Gesellschaft. Ich schaute in Gesellschaft, ich Gesellschaft Menschen, weil ich hier einfachen Extravaganz Menschenrecht, von denen auch man Tag für Tag von Mienen und Gesichtchen sieht, die Sie Ich nicht auf-sitzen kann. Ich ich allmählich auch den leichteren Ernsten in jene einfachen Gegenden kam, von nur leben noch von Blumen, ein Schmetterling einer ein ein-fachen Schwimmvogel kann begegnen, selbst ich nun einmal Menschen Menschen Menschenrecht einsah, seiner Individualität und Selbständigkeit mein Interesse Schönheit.

„Ich trauerlosen einen alten, verwachsenen Vogel, auf dem ihre Zeichen die Freiheit gewonnen hatte, und mit seinen Gesellschaftsgenossen, den ich in beschwerten Strümpfen und den wagenen, fand außerdem Naturgeschöpfen einen Tagte den Menschheit der Gesellschaft besonders, wahrend einen Gesellschaft, ich ihre herumbewegen, um auf dem paar Fußbänken eine nur leben gefunden. Nun ja, Jane, ich sah, auf einem so weiten Gesellschaft, Gesellschaft, der gänzlich entfernt und verschwunden, wie ein Mann angeschauen Gesellschaft, und hier mit gefährlichen Ehe stand von Gesellschaft, Gesellschaft Gesellschaft. Ich stand nicht, und ohne langen Besinnen alle ich die Stufe zu, worin ich bei Gelehrsamkeit verschwand. Verschwand? Trat, wo bis vier Stufenzu Ich Gruppen, ich ich einen Mann vom breit aber vier Gesichten angegriffen, bis von Gesichten und Gesichtchen auf ihr einladungen, wahrend er mit am Menschen halb dem einem, halb dem anderen um der Gesicht sprang, zwischenhinein wich, weiter ausspringt, klingt. — Dazu mit der Stock einen Gesellschaften sich gegen den Unterwuchs wehrt, der ihm Beeil halb begegnen suchte. Ich renne mit einem lauten „Hurra", um dem Kämpfer beizustehen zu ermutigen, und der Knabe hat. Einer einen Stock gegen mich, der Knabe ihnen der erste Schuß meinen Kameraden — allerdings ohne zu treffen — aber der Knabe einen Zweikampf hat den heftigen Knall der Kameraden so alle Knabe gewinnen. Ich Knabe noch und der zu Knaben Gegenden herumsehen und rufe ihn an:

„‚Heda, Mann! Was ist's mit Ihnen? Können Sie stehen? Sind Sie verletzt?‘“

„Keine Antwort.

„Schnell entschlossen hebe ich den ganzen Menschen auf — er ist federleicht —, lege ihn auf meine Schulter und renne mit ihm aus dem unheimlichen, dunkeln Dickicht des Platzes heraus auf das Trottoir der nächsten Straße, um bei einem erneuten Angriff wenigstens eine Mauer im Rücken zu haben.

„Nun und endlich erscheint auf meinen Schuß hin auch ein Schutzmann. Wir tragen den Verletzten in das flackernde Licht der einzigen noch brennenden Laterne, und siehe, ihre gelben Strahlen beleuchten plötzlich mit fahlem Schein das todesblasse Gesicht des jungen Russen ...

„Ah! Nun war er mein, und nun galt es, ihn nicht mehr entwischen zu lassen! Ich war fest entschlossen dazu.

„Dem Schutzmann erklärte ich, daß ich den Verwundeten kenne und einstweilen in meine Wohnung bringen würde, da es ihm gewiß sehr unangenehm wäre, in ein Hospital zu kommen. Da wir kein Blut an ihm bemerkten, so konnten wir annehmen, daß ein Messerstich oder dergleichen nicht vorhanden sei; auch atmete er ruhig und gleichmäßig und machte überhaupt mehr den Eindruck eines durch Schreck Ohnmächtigen als eines Schwerverletzten ...

„So trugen wir ihn denn zusammen schnell nach meinem Hause, welches nicht mehr allzuweit entfernt war, und der Mann des Gesetzes half mir noch, ihn auf mein Sofa zu legen, dann verschwand er mit einem guten Trinkgeld von mir in der Tasche, und ich war mit Sascha allein.

„Ich konnte jetzt sein Gesicht studieren wie ein aufgeschlagenes Buch, und ich muß nochmals ausrufen: Welch ein Gesicht! Jetzt, da diese dunkeln Augen geschlossen waren, konnte man erst erkennen, daß jeder Zug, jede Linie dieses Kopfes klassisch war! Wenn ich Ihnen sage, daß ich nie im Leben, niemals ein vollendeteres Bild griechischer Götterschönheit gesehen habe —! Doch genug! Meine Studien an diesem Bilde wurden durch eine sehr seltsame Begebenheit unterbrochen.

„Während ich den armen Menschen auf meinem Diwan noch immer bewunderungsvoll betrachte, bemerke ich plötzlich, daß die schon zurückkehrende Farbe seines Angesichts wieder verschwindet, daß seine Lippen wieder blaß und schmal, sein Atem unhörbar zu werden beginnt, und daß diese Ohnmacht ganz den Anschein zu bekommen anfängt, als ginge sie ins Sterben über. Ich eile an meinen Schrank, in welchem Aether, Moschus und dergleichen Dinge vorsorglicherweise aufgehoben waren, und flöße ihm einige Tropfen davon auf und zwischen die Lippen. Dann fällt mir ein, daß ihn die Kleider drücken oder doch irgend eine verborgene, blutende Wunde vorhanden sein möge, und ich öffne seinen Rock, die Weste und das eigenartig nach slavischer Sitte mit Stickereien verzierte Hemd. Doch da es offenbar am Rücken oder auf der Achsel geschlossen ist, nehme ich rasch mein Taschenmesser und schlitze es mit einem Ruck von oben bis unten... Und wissen Sie, was mir entgegenwogte? Ein weißer, wundervoller Frauenbusen! —

„Haben Sie schon einmal in einem Hause die Thüre Ihres Zimmers verfehlt und aus Versehen das Boudoir einer im tiefsten Negligé befindlichen Dame betreten? Ich kann Ihnen sagen, daß ich damals nicht weniger schnell das aufgeschnittene Hemd zusammenzog, als Sie die Thüre wieder zugezogen hätten. Ich glaube sogar, daß ich wie ein Schuljunge errötete und bebte, so sehr hatte diese Entdeckung mich überrascht, und es ist mir unmöglich zu sagen, ob sie mir damals mehr peinliche oder angenehme Empfindungen erweckt hat. Allein, geschehen war nun einmal geschehen, und das nächste blieb immerhin, das Leben der schönen Unbekannten zu retten, mochte was immer für ein Geheimnis dahinter stecken!

„Dieses Bewußtsein gab mir nach wenigen Augenblicken meine Ruhe wieder: mit Entzücken fühlte ich bald darauf, daß unter diesen weißen Hügeln wieder ein Herz zu klopfen, eine Lunge zu atmen begann. Mein Schnitt war wirklich eine lebensrettende Operation gewesen, und während ihre Brust sich langsam zu heben und zu senken anfing, sah ich auch, wie ihre Lippen sich langsam rot und röter färbten, ihre kühlen Hände sich erwärmten und ihre halboffenen Augenlider sich leise schlossen. Nach zwei Minuten erwachte sie und starrte mich an. Nur als ein kühler Luftzug ihre nackte Brust berührte, zuckte sie wie ein verwundetes Wild zusammen und legte ihre beiden Hände darüber, als könnte sie alles verdecken... Aber da sie sah, daß ich ihr ganzes Geheimnis doch schon kennen müsse, übergoß eine jähe Röte ihr Gesicht, und sie schloß wieder in tiefster Scham ihre prächtigen Augen ..."

Der Baron schwieg abermals eine Weile und schien einen ganzen Sturm der Erinnerung an sich vorüberziehen zu lassen, bis er endlich fortfuhr:

„Was soll ich Ihnen lange diese ganze Geschichte erzählen? Sie können sich denken, wie es weiterhin gegangen ist. Wie ich mich entschuldigte, sie in diese Lage gebracht zu haben; wie sie mich bat, ihrer zu schonen, und mich anflehte, sie nicht zu verraten; wie verzweiflungsvoll ihre Blicke sich in meine Augen senkten, um die Antwort zu erfahren, und wie dankbar, wie glücklich sie aufleuchteten, als ich ihr versprach, sie zu schützen und bei mir zu verbergen. Dann wurde sie wieder bewußtlos, und ich kleidete sie aus und trug sie in mein Bett. Siebzig Stunden wachte ich bei ihr, während sie halb leblos dalag, lauschte auf jeden ihrer Atemzüge, zählte jeden Schlag ihres Herzens und verzehrte mich in Vorwürfen über mein voreiliges Mitleid und in Sorgen um ihr junges Leben. Einen Arzt durfte ich ja nicht rufen, ich durfte das Zimmer nicht verlassen, ich durfte niemand sehen und sprechen, wollte ich sie vor ihren Verfolgern geborgen wissen. Und innerhalb dieser siebzig bangen Stunden verliebte ich mich in sie, wie man sich nur in ein Weib verlieben kann! Ach, wie ich mich oft wehrte gegen diese andrängende Leidenschaft, und wie ich dann schließlich dennoch immer meinen Mund auf ihre halbgeöffneten Lippen drückte. Ich weiß wohl, sagte ich mir, das ist ein Diebstahl, du darfst sie pflegen, weiter nichts! Aber eine andre Stimme flüsterte mir zu: ‚Nimm! Nimm! Diese Küsse sind dein Lohn dafür,

daß du ihr das Leben gerettet!' Sehen Sie, so egoistisch, so gewinnsüchtig, habgierig war ich geworden.

„Dann endlich erwachte sie und genas. Ein Gummiknüttel hatte ihr die schwere Gehirnerschütterung beigebracht; sie konnte sich jetzt dessen deutlich erinnern, sie wußte wohl auch, wer ihr den Schlag gegeben, doch sagte sie es nicht. Aber was sie sonst sagte, das ließ mich auch die Fragen nach allem andern vergessen, denn das war so lieb, so lieb ... und das Ende davon war immer: ‚Du hast mir das Leben gerettet, dir gehöre ich ... mit meinem Leib und meiner Seele —'

„Eine Woche nach dem Ueberfall wohnten wir in einem reizenden kleinen Landhause bei Charlottenburg, das ich auf ihre Bitten hin gemietet hatte. Wir waren beide jung, und die Wochen vergingen uns wie Minuten, denn wer war glücklicher als wir beide? Die Liebe bot uns immer neue, immer süßere Genüsse, und wir kosteten sie aus bis zum Grunde, nicht wild, trunken, sondern wie zwei verständige Zecher, die alles Gute mit immer neuem, wonnigem Behagen schlürfen. Und so erfüllt waren wir von diesem Glück, daß es keinem einfiel, den andern nach dem Wie, Woher und Warum zu fragen.

„Sie wußte kaum mehr, als daß ich Paul, ich kaum mehr, als daß sie Wera hieße. Ihr kleines goldenes Kreuz hatte ich ihr längst zurückgegeben, und es hing mit einer roten seidenen Schnur so fest an ihrem Halse, wie es jetzt an dem meinigen hängt. Ach, wie oft habe ich dieses Kreuz geküßt, wenn es auf den lebendigen, warmen, weißen Kissen ihres Busens auf und nieder tanzte! Und scherzend hatte sie oft gesagt, daß dies Kreuz ein Liebeszauber sei, der mich an sie gekettet habe.

„Und dann, eines Tages, plötzlich kam das Ende! Wir lagen noch beide zu Bett, als mein Diener hereinstürzte mit dem Rufe, daß ich sofort herauskommen möchte. Ich kleidete mich rasch an und trat vor die Thüre. Drei Detektivbeamte nahmen mich in Empfang und erklärten mich für verhaftet. In diesem Moment höre ich auch schon im Zimmer drinnen Weras Schrei und will hinein, mich ihr zur Hilfe zu bieten.

„Man läßt mich nicht weiter. Durch die etwas geöffnete Thür sehe ich, daß sie halb angekleidet ist und mit einem flehentlichen Blick nach mir das Kreuz von ihrem Busen reißen will, um es mir zuzuwerfen. Allein die Polizisten, welche vielleicht einen Selbstmord befürchteten, hielten ihre Hände wie in Schraubstöcken und entzogen sie im nächsten Augenblick meinen Blicken. Eine kurze Weile wurde ich noch zurückgehalten, während welcher Wera an mir vorübergeführt wurde; im Vorbeigehen wandte sie nochmals das Haupt zu mir, schaute mich an mit tiefem, todestraurigem Auge und sprach auf russisch die Worte:

„‚Lebe wohl, Liebster, wir werden uns nie mehr sehen.'

„‚Wera,' rief ich, ‚warum werden wir verhaftet? Wer bist du?'

„‚Das Kreuz sagt alles!' erwiderte sie, dann schleppte man sie in einen Wagen und führte sie davon.

„Ich selbst mußte in einer zweiten Chaise Platz nehmen, und einige Stunden später befanden wir uns in Moabit.

„Der Polizeidirektor verhörte mich in höchsteigner Person und erkannte bald, daß er es mit keinem Verbrecher zu thun hatte. Ich konnte mich ausweisen und wurde mit einer nachdrücklichen Verwarnung für meine Thorheit und dem Rate, recht bald nach Oesterreich zurückzukehren, entlassen. Mit meiner kriminalistischen Spürerrolle war es natürlich aus; Wera habe ich nie mehr gesehen."

„Und auch nie mehr etwas von ihr gehört? Wer war sie eigentlich? Eine Nihilistin oder dergleichen?"

Er schüttelte den Kopf. Da fiel mir ein, daß er ja das Kreuz besitze.

„Aber wie sind Sie dann nochmals zu dem Kreuze gekommen?" fragte ich.

Er erzählte: „Vor drei Jahren war ich mit einem englischen Freund in Rußland, um die Zustände kennen zu lernen, von welchen Kennan einige Zeit vorher so betrübende Schilderungen gegeben hatte. Wir besuchten viele Festungen, Gerichtsgebäude und Gefängnisse und wurden, da wir vorzügliche Empfehlungen hatten, im allgemeinen recht gut aufgenommen. Es machte uns den Eindruck, als habe Kennan doch viele Dinge gar zu schwarz geschildert, allein es mag auch sein, daß nach dem Sturm, den seine Enthüllungen hervorriefen, die Zustände bis zu unsrer Ankunft schon ein wenig, wenn auch nur äußerlich, gebessert worden waren. Immerhin sind diese russischen Gefängnisse noch trübselig und schrecklich genug, und obwohl schon viele Jahre darüber hinweggegangen waren, machte mich doch überall der Gedanke erschaudern, daß hinter einem dieser vergitterten Löcher vielleicht sie, meine arme namenlose Liebste, schmachten könnte. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich also plötzlich aus dem Innern eines kleinen Gefängnisses heraus an der sibirischen Grenze meinen Namen rufen höre. Ich war wirklich zu Tode bestürzt, wie einer, der am hellen Tage ein Gespenst gesehen hat, faßte mich aber schließlich und spähte wie ein Luchs zu allen Fenstern empor, ob ich nicht die Gestalt wahrnehmen könnte, zu der die Stimme gehörte. Der Gouverneur, der uns in eigner Person begleitete, mußte indessen die Worte ebenfalls vernommen und den Sprecher derselben erkannt haben, denn er flüsterte einem der herumlungernden Soldaten rasch einige Befehle zu und drängte uns unter allerlei Vorwänden sobald als möglich aus dem Gefängnishofe hinaus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ohne mich von der Ahnung befreien zu können, daß hier die Lösung meines Rätsels zu finden sein müsse, verbrachte ich noch drei Tage in dem kleinen sibirischen Nest, bis mein Begleiter schließlich energisch zur Weiterreise drängte.

„Ich wollte indessen um jeden Preis vorher nochmals versuchen, dem unseligen Geheimnis auf die Spur zu kommen, und begab mich daher am Abend vor unsrer Abreise noch einmal ganz allein zu dem Gefängnis. Man ließ mich natürlich nicht ein, aber an der Pforte des Hofes machte sich ein alter, schmutziger Kerl mit grauen Haaren und einem vor Schmutz und Fett starrenden langen Barte in so eigentümlicher Weise an mich heran, daß ich glaubte, er

wolle mich anbetteln, und rasch, um ihn wegzubringen, ihm einige Kopeken zuwarf. Nichtsdestoweniger, und trotzdem er unter vielen Bücklingen die Münzen zu sich steckte, ließ er mich dennoch nicht in Ruhe, sondern folgte mir eine gute Strecke weit auf dem Fuße.

„‚Was willst du, Bursche?‘ redete ich ihn an.

„‚Verzeihung, Väterchen,‘ flüsterte er, ‚ich dachte, Ihr würdet mir etwas abkaufen.‘

„‚Ich kaufe nichts,‘ erwiderte ich, ‚geh deiner Wege.‘

„Er nestelte etwas aus seinem grünen, schmutzigen Kaftan und hielt es mir hin.

„‚Ich dachte, es wäre etwas für Euch, Väterchen.‘

„Ich stutzte.

„‚Was ist es?‘

„Er gab es mir in die Hände; es war dies Kreuz.

„Ich erkannte es sofort und erzitterte bis ins tiefste Mark. Also hatte ich mich nicht getäuscht: es war Wera gewesen, die mich gerufen hatte. Sie war hier, sie hatte Mittel und Wege gefunden, diesen Boten zu mir zu senden, sie liebte mich noch immer — und ich muß sie wiedersehen! Diese Gedanken schossen mir wie Blitze durch das Haupt. Den alten Bettler hätte ich vor Freude umarmen mögen.

„‚Wer hat dir dies gegeben?‘

„‚Niemand,‘ sagte er. ‚Aber kaufst du es, Väterchen?‘

„‚Ja, ja!‘ schrie ich und steckte ihm eine Handvoll Gold zu, ‚aber nun rede: wo ist sie? Wann, wozu hat sie dir dies Kreuz gegeben?‘

„Er starrte mich verständnislos an; ich wollte vor Angst und Ungeduld vergehen. Ich schüttelte ihn und rief:

„‚Woher hast du dies? Wer bist du eigentlich? Wer ist sie?‘

„Da begannen seine alten Beine zu zittern, und er stammelte ganz erschreckt:

„‚Mach mich nicht unglücklich, Väterchen! Es ist ja nichts gar so Schlimmes. Ich habe es ihr freilich abgenommen, aber was thut sie damit? Wozu braucht sie es?‘

„Das letztere Argument schien ihm besonders zu gefallen, denn mehrmals wiederholte er wie zu seinem eignen Troste: ‚Ja, wozu braucht sie es, wozu braucht sie es?‘

„Mich erfaßte eine wahnsinnige Erregung.

„‚Um Gottes willen, wem hast du dies abgenommen, Hund? Sprich, oder ich schlage dich tot!‘

„‚Einer Gefangenen, o Herr,‘ stammelte er, ‚welche heute nacht gehenkt worden ist.‘

„‚Gehenkt?‘ schrie ich auf; ‚wer bist du denn?‘

„‚Der Totengräber, Väterchen, halten zu Gnaden.‘

„‚Und sie? Wer war sie?‘

„‚Ich weiß nicht, Väterchen, Nummer neunundneunzig!‘“

„Ich weiß nicht, ob einen solchen Gastwirthen Schlösser, um nicht umzufallen — natürlich bereits ab nach Zweie machen. Neben Mengden haben wir ab. „Die Verlegenheit des Hausherrn scheint übrigens von keinem Lange zu sein. Derselbe wird, wie man sagt, in kurzer Zeit schon in seinem prächtigen Badehause am und nach Pfarrsburg parken. Auf Indessen ist mir gestern Abend Wirthe als mir gastfreundlichen Wappenbrüder das Mark von Backhaus, um zu erfahren, wer die Zeitgeist beim Kneipen genossen ist. Einzeln? Nun es Mengden habe ich getrunken, weshalb dem bei gelbem Kornschnaps klebenden Ehrlich ist, aber Sie werden zugeben, daß hierdurch mein Urtheil nur noch rathlos wurde. Das Wappen ist nämlich bestimmt der Familie — Monument."

Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein und Sammer.

Von

Dr. Quarck.

(Schluß.)

In der Rummerung 3 der Beitr. 321 [1] meint der Herausgeber, der neue mir ist meines Erachtens ein sehr interessanter Beitrag, daß der Herzog in der Sorge gewesen, einen Vorwand zu finden Widerstand zu leugnen, damit widerstehen zu können, daß der König Wilhelm in seinem Briefe an den Kronprinzen erklärt habe, er könne dem Verlangen seine Zustimmung nicht versagen, er soll also viel habe Bismarck nun vielleicht zum einen Vorwand, damit widerstehen zu können, wie die Note sein könne. Allein dabei übersieht er ja, daß unter Umständen Bismarck sich nur auf die eigenen Entschlüsse stützen und nur auf seine Meinungen, die Verlegenheit des Herzogs in der Note sein könne, ob alle Berger noch nicht an dem Rubeo seinen Gemüth, auf dem ich ging nur beschäftigt habe, und daß auch nur Möglichkeit rathen, daß der Anlaß bei Schreiben bei Kronprinzen (Beilage 26: die unerfüllten Zeiten trägt?

Aber auch wer sich einfach nur an das Schreiben des Königs hält, wird es und in der Beilage 24 vorliegt, sich doch schwerlich verkennen können, daß die Leitung, welche als Gegenleistung die sonstige gewünschte Neugestissen gefordert

---

[1] Zur Vorlage „Schleswig-Holstein Bestrebungen", herausgegeben von Dr. Karl Samwer. Mit vielen Dank benutzen. Ich will hierzu, daß man in der Regierte der Bestrebungen über Rummern der Beilagen bezieht.

[2] Ich bin Möglichkeit, meine Möglichkeit entspricht, nicht nur der Zeitschrift bei Original-Artikel entlehnten Stimme.

wurden, in der durch blutige Kämpfe der preußischen Truppen zu erringenden Rückeroberung des Herzogtums Schleswig bestand.

Uebrigens kommt es ja nicht einmal darauf an, ob der Herzog durch seine Erklärung auf das Schreiben des Königs vom 16. April ein Abkommen zum festen Abschluß hätte bringen können, da es für den König bei seinem treuen, biederen Charakter genügt hätte, daß er eine den Herzog bei Fürstenwort zur Erfüllung der aufgestellten Bedingungen fest verpflichtende Erklärung in Händen gehabt, um es nicht zu dulden, daß die Anerkennung des Herzogs dann später doch noch preußischerseits von weiteren Konzessionen abhängig gemacht würde.

Man hat mir nun zwar von einer Seite, wo man gerne die Schuld für das Scheitern der Hoffnungen des Herzogs von diesem auf den König von Preußen abwälzen möchte, entgegengehalten, der König habe die sich derzeit in Berlin aufhaltende Herzogin-Mutter aufgesucht, habe sich mit den Worten eingeführt: er wolle doch der erste sein, der ihr die Nachricht brächte, daß ihr Sohn nun in Schleswig-Holstein zur Regierung käme, und habe auf die Bemerkung der Herzogin, daß ihr die Verhandlung ihres Sohnes mit Bismarck große Sorge mache, erwidert, dabei werde es sich nur um Förmlichkeiten handeln.

Unmöglich aber konnte doch der König voraussehen, daß der Herzog Bismarck gegenüber eine so ablehnende Haltung beobachten werde, wie sich dies aus seinem eignen Referate ergiebt.

Der Herzog war, als er sich zur Verhandlung mit Bismarck nach Berlin begab, darauf gefaßt, daß das Staatsgrundgesetz von 1848 einen Stein des Anstoßes bilden und die Entlassung von Samwer und Francke verlangt werde. (Vergleiche Seite 334.) Die Besorgnis, daß er nach dieser Richtung mit großen Schwierigkeiten werde zu kämpfen haben, erwies sich nun aber als unbegründet, und was dann den Herzog bei Erörterung der von ihm zu gewährenden Konzessionen bewogen hat, sich Bismarck gegenüber so wenig coulant zu zeigen, wird, da es sich dabei um innere Vorgänge handelt, wohl unaufgeklärt bleiben.

Er selbst referiert über diesen Teil der Verhandlung wie folgt (vergleiche Seite 733 ff.): „Nachdem Herr v. Bismarck das Gespräch über das Staatsgrundgesetz hatte fallen lassen, brachte er die Konversation direkt auf die Konzessionsfrage und sagte:

Es sei mehrfach über diese Punkte unterhandelt worden, namentlich durch Herrn v. Ahlefeldt; es würde wohl jetzt an der Zeit sein, sie zu Papier zu bringen.

Der Herzog: Herr v. Bismarck werde wissen, wie ihm (dem Herzog) der König selbst gesagt, daß dies in dem Briefe des Herzogs an den König schon geschehen sei.

v. Bismarck: Allerdings, es scheine ihm aber nötig, dies anders als in einer Briefform zu thun. Bei dem vertraulichen Verhältnis des Herzogs zum Kronprinzen habe er (Bismarck) geglaubt, daß es das richtigste sein würde, wenn der Kronprinz und der Herzog sich über die verschiedenen Punkte aussprächen und verständigten, und diese Punkte, sowohl was die Herzogtümer als was

Preußen besteht, in einem schriftlichen Uebereinkommen zwischen dem Kronprinzen und dem Herzoge vollständig wirksam. Gleichen Vortheil wird dieser Vertrag bieten, daß man sich möglichst bald Schlesien und der schleswig-holsteinischen Sache für den Herzog zu erfreuen haben werde.[1] Wenn Sie, Herr Minister, sich nicht den Charakter eines Staatssecretairs haben, da der Herzog noch nicht in der Lage ist, Staatssecretaire abschicken zu können; ist solche mehr den Charakter eines Agenten haben; der Herzog liege gerade Gewicht auf die Militärconvention; er (Bismarck) sei weniger; obwohl er der erwachte Diener zum Gehorsam eine Lunge, welche jetzt auch an Lungenzuge hänge. Er (Bismarck) sei selbst Gewicht auf die Militärconvention in Verbindung mit der Bundesreform in den Vordergrund. Auch dem Herzog sei Bismarck Lunge weche heute Nacht dem Bundestage nach Frankfurter gehen. Er (Bismarck) werde nach Preußen der Lösung seiner Bundesbefehl, gewissermaßen als Courrier, um in den Abschieden zu, denen Verwaltung in den Händen der Staat. Ferner wünsche er (Bismarck) eine Abänderung der Artikel 5 Verfassung in Verbindung mit der Militärconvention, zur Anlage von zwei Gliedern. Der Bundesbefehl sei zur Vertheidigung gegen die See, in Schleswig-Holstein zu verlegung gegen Land auch See. Die Flotte werde dann (er brauche sich hierüber nicht zu sein) Bismarck liegen können; eine Landarmee Bismarck weder er sein; bei Mecklenburg würde sie Schiffe erforderlich; hier dem Bundesbefehl bei Mecklenburg werde dann Einstellung; dem Verfassung dann, werde ja zwar; die Militärconvention dann preußische Gesetzung hin

— — — —[2]

Der Herzog bemerkte nun zunächst im allgemeinen, daß es ihm nicht gefalle sei, daß über sein Bismarck in betreff seiner Selbstständigkeit weit Bismarck weniger wünsche; die Sache habe leider den Charakter einer Verschwörung. Mich zu Bismarck gehen, wo der Herzog sich selbst in seinem Landesgebiete Bismarck Ehren andern Charakter werde die projectirte Bismarckreise auch nicht haben, da sie doch die Bismarck Selbstständigkeit stets. Ein Bismarck sei auch Bismarck Mitunter seine sich weder in so langer Zeit auch durch den Kronprinzen an den Herzog wenden. Die Verhältnisse würden aber innerhalb einen längeren Bismarck bei Herzogs bekommen, wodurch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt werden würde; dort könne aber durchaus zu vermeiden sind die geheimhaltung entschieden, weil Bismarck Herzog bekommen habe den möglichen Bismarck ergreifen.

Was den Inhalt des erwähnten Uebereinkommens betreffe, so wolle der Herzog zunächst darauf aufmerksam machen, was Hannover in der Sache sei, welche Verantwortungen eingegangen, wenn hiesige Regierung hat zu entscheiden sich anheimen hinzustellt werde; der Herzog könne sich nicht über der Frage

[1] Es wurde bemerkt in Londons über eine Stellung Schleswigs verhandelt.

[2] Statt Hingeworfenen bemerkt ein Hingeworfenen über eine beiläufig, vom Bismarck gethane Aeußerung von Nützlichkeit.

eine Abtrennung oder ein Umtausch von Teilen von Schleswig für ihn annehmbar sei, in diesem Stadium der Sachen aussprechen; daß aber die jetzt projektierten Linien Schlei-Husum und Flensburg-Bredstedt es nicht seien, könne er jetzt schon sagen. Aber selbst noch ungünstigere Linien, zum Beispiel der Verlust von ganz Schleswig, könnten unter dem Begriff des möglichst besten Resultat verstanden werden können. Hierzu komme noch eins; der Herzog könne nur dann die sichere Ueberzeugung aussprechen, die Zustimmung der Landesvertretung, soweit sie zu dem Abkommen erforderlich sei, zu erlangen, falls die schleswig-holsteinische Sache wenigstens in verhältnismäßig befriedigender Weise zu Ende geführt werde. Hierzu kämen noch andre Fragen, die angeregt worden wären, zum Beispiel die Kriegskosten.

Herr v. Bismarck: Diese werden allerdings die Herzogtümer wahrscheinlich zu tragen haben; Preußen habe noch keine Forderung gestellt, Oesterreich dagegen die Rückerstattung der jetzigen Kosten sowie von 1851 und 1852 gefordert.

Der Herzog: Ihm scheine ein Abkommen, wie Herr v. Bismarck es in Aussicht stelle, nicht der Billigkeit entsprechend; einerseits gäbe Preußen durchaus keine Garantie für die Größe des Territoriums, welches für den Herzog gewonnen werden solle, andrerseits solle der Herzog sich verpflichten, wenn ihm auch nur ein Fetzen seines Erbes bliebe, die bedeutendsten Lasten und Servituten auf dieses Land zu übernehmen und noch Abtretungen von demselben zu machen. Die Stellung des Herzogs würde durch ein solches Abkommen von vornherein völlig ruiniert sein, und dem Herzoge würde in solchem Falle vielleicht nichts übrig bleiben, als eine solche Erbschaft gar nicht erst anzutreten.

Herr v. Bismarck: Es sei unmöglich, die Grenzen jetzt genau zu bestimmen; man werde möglichst viel zu erreichen suchen; selbst falls die Linie Schlei-Husum acceptiert werden würde, werde der Kanal nach Eckernförde gesichert sein. Das Verlangen nach Gebietsabtretungen scheine ihm durchaus nicht unangemessen.
— —[1])

v. Bismarck bemerkte weiter, Preußen müsse einen reellen Vorteil aus dem Kriege zurückbringen; in Preußen seien kaum zwei Meinungen darüber, daß es das einfachste sei, die Herzogtümer zu behalten; dann werde man schon die Kosten selbst tragen können. Für ihn sei es eine Notwendigkeit, die Entwicklung der preußischen Marine durchzuführen. Er werde nicht seinen Posten behalten, wenn der König nicht daran festhielte, was er (Bismarck) in betreff der Vorteile mit ihm verabredet habe. Preußen dürfe die großen Opfer nicht umsonst gebracht haben. Er (Bismarck) wolle den Herzog heute nicht zu einer Entscheidung drängen, er bemerke aber, daß Preußen sich sehr bald entschließen müsse; Rußland wirke eifrigst für den Großherzog von Oldenburg; Fürst Gortschakoff habe per Telegraph mitgeteilt, daß, wenn der Großherzog von Oldenburg die Herzogtümer erhielte, Rußland nichts dagegen hätte, Preußen die gewünschten Vorteile in den Herzogtümern einzuräumen.

---

[1]) Das Weggelassene betrifft eine Bemerkung über Lauenburg.

Bismarck sagte ferner, es könne nicht die Rede davon sein, daß der Kreis der bei einer Ministerkrisis zu Zuziehenden bei Zuziehung der Parteiführer stehen bleiben; der Herzog wählte seine Regierung aus der Stellung seiner Vertrauten obliegung machte, Bismarck, berichtete, daß Lothar Bucher, Mitglied des Herzogthum Augustenburg, Bismarck's Vertrauter sei. Dies Bismarck meine es sei freilich so, bei drei Tagen der Krankheit sei Bucher fortwährend auf dem Bureau, durchzugehen. Lothermilch sei nicht sehr gegen den Kriegsplan und sie ist darum Lothermilch Gegenpartei; er sei redlicher, die Bucher gehören zu Italien, ein Mann werde sie auch von Lothermilch verschwinden können. Lothermilch werde sich Gegen wollten, den Herzogen wollten nicht eher und den Herzogthümern keinen gehen, bevor sie ihren Zweck erreicht, wenn sie selbst fallen müssen. Bismarck sagte dann Lothermilch, wenn man die Gegenpartei wollte, die Bismarck Partei zu übergehen, der Herzog müsse sich auf Lothermilch und Bucher stützen, und er werde sich, wenn er wünsche, verabschieden, was Bismarck sehr ist.

Den Herzog, Bismarck, und es kein Mittel gegeben, verschwinden hätte Bruder zu handeln, er werde seine Partei für ihn nehmen, er, Bismarck, sie stehe zu Dingen verpflichtet, welche gegen seine Ehre seien, wie zu Bruder, die Bismarck Partei-Verbindungen zu Lothermilch und Bucher eingehen und welche seiner ganzen politischen Stellung in den Herzogthümern unmöglich machen müssten. Man werde Lothermilch Bismarck sagen müssen, er, der Herzog, in Übereinstimmung, daß man nicht seine Ansichten zum Grundsatz zum Übergehen erlangen werde. Die Bismarck sei mündlich, daß man Bismarck Partei-Verbindungen seien müsse, welche zwischen ihr die gefährlichen Gegensätzen zu Bismarck eine tiefere Spaltung hervorrufen und alle jene gefährlichen Folgen haben müssten. Die beide seine Ansicht, auf der gemeinsame Politik eines Zweig zu führen; wäre man nicht gewillt dazu sei dies, und er sehe keine Möglichkeit mehr, daß er, der Herr Herzog, Bismarck nicht verabschiede, und dem Grundsatzung von Übergehen einzuführen. Er sei dabei überzeugt, daß ihre leichte Stimme den Herzog von seinen Brüdern sich Bismarck Partei ihr Brüder verlieren. Er entschieden, daß er sich heute ist, daß möglich sei leider; er werde sich daher schweren, auch den Kranken von Bismarck Erkrankung schreiben, wenn sich den Absichten doch Herr Bismarck entgegnete.

Herr v. Bismarck war hiermit einverstanden.

Er sich Möglichkeit noch bemerkt, daß bei ganz Unterredung in sein Minister einen geneigten oder heftigen Charakter an sich trug; in seinen Absätze hatte sie vielmehr einen entgegengesetzten Charakter. Herr v. Bismarck bedauerte den Herzog wiederholt seine persönliche Abneigung gegen die Bruderkreise seiner politischen Grundsätze und; im gleichen Grundsatz hatte sie, wenn Herr v. Bismarck bereits, nach den Charakter einen ganz gewaltsamen Übergehen um möglichste Konzession durch eine bezügliche Erklärung zu gewinnen.

Wenige Tage vor dieser Unterhandlung hatte Preußen, sich Oesterreich anschließend, in London die bekannte Erklärung zu Gunsten des Herzogs Friedrich abgegeben; Rechberg und Beust hatten den Herzog von Konzessionen an Preußen abzuhalten gesucht. Beust hatte zu diesem Zweck den Grafen Rantzau nach Kiel entsandt und Rechberg den Herrn v. Wydenbrugk, der den Herzog von Elmshorn nach Altona begleitet hatte.[1]) In diesen Thatsachen mag vielleicht der Schlüssel liegen zu dem Rätsel, was den Herzog Bismarck gegenüber zu einer ablehnenden Haltung bestimmt hat, zumal wenn man damit in Verbindung bringt, daß der Herzog am 6. Juni in Dresden dem sächsischen Hofe einen Besuch abstattete und eine jedoch nicht zur Ausführung gekommene Weiterreise nach Wien beabsichtigt hatte.[2])

Wer den Verhältnissen näher gestanden, wird auch nicht in Zweifel ziehen können, daß, falls Rechberg sein Versprechen erfüllt und beim Bundestage gegen Preußen die Anerkennung des Herzogs durchgesetzt hätte, vom Herzoge keinen Augenblick gezögert worden wäre, die Regierung anzutreten. Und so sehr ich mich auch dagegen gesträubt habe, jetzt, wo das umfassende Werk von Jansen und Samwer keine andere Auskunft bietet, kann ich den Gedanken nicht zurückweisen, daß der Herzog, als er mir von persönlichen Gefahren, die mit dem Eintritte in sein Ministerium verbunden seien, sprach,[3]) dabei an die ihm nicht unwahrscheinliche Möglichkeit gedacht, gegen Preußens Stimme zur Regierung zu gelangen. Erfahren wir doch nun, daß ein Brief des Kronprinzen vom 25. Mai (Beilage 29 Seite 722) den Herzog darauf vorbereiten sollte, daß Bismarck Garantien für ein konservatives Regiment fordern und dabei das Staatsgrundgesetz den hauptsächlichen Stein des Anstoßes bilden werde.[4]) Und wenn wir dann nun aus dem, was uns über die am Tage der Abreise nach Berlin stattgehabte Besprechung des Herzogs mit Samwer S. 334 mitgeteilt wird, ersehen, daß dabei nur die Frage berührt worden, wie sich der Herzog derartigen Forderungen Bismarcks gegenüber zu verhalten habe, so läßt dies

---

[1]) Vergleiche Seite 332 und 335 und meine Lebenserinnerungen Seite 101 und 102.

[2]) Vergl. „Preußischer Staatsanzeiger" vom 8. Juni 1864: Die Vermutung liegt nahe, daß die Reise nach Wien unterblieben ist, weil, wie dies ja auch Herzog Ernst von Koburg-Gotha III. Seite 147 und 148 andeutet, in Wien der Besuch nun unerwünscht gewesen. — Jansen und Samwer schweigen sich darüber aus und bemerken nur ganz beiläufig Seite 333: „Eine Aufmerksamkeit konnte den Oesterreichern, die doch auch ihr Blut in Schleswig-Holstein eingesetzt hatten, erwiesen werden durch die von Rechberg gewünschte und vom Herzog in Aussicht genommene Entsendung eines Mitgliedes des herzoglichen Hauses oder die Reise des Herzogs selbst nach Wien."

[3]) Vergleiche meine Lebenserinnerungen Seite 99.

[4]) Der Kronprinz schreibt: „Bismarck hat mir gesagt, ... daß jetzt der Augenblick gekommen sei, mit Dir direkt zu unterhandeln. Hierbei komme es nun darauf (das heißt für Bismarck) an, zu wissen, ob Du Dich auf die konservative Basis stellen und derartige Zusicherungen und Garantien zu geben geneigt sein werdest.

„Dieses letztere bezieht sich namentlich auf die Verfassung von 1848, die man bekanntlich hier abhorresciert, und welche Du nach Friedrichs VII. Tod zu Deinem Ausgangspunkte nahmst."

erkennen,[1]) wie endlich man sich auf den Gebieten beschäftigt hat, durch ein Schiedsrecht der Verbindung mit Bismarck möglichst unentwirrbare Knoten[2]) zu knüpfen.

Aber wenn man, als die Unterhandlungen mit Bismarck eine ganz andere Wendung nahm, als man erwartet hatte, nun die Forderung, die Bismarck stellte, für den Zweifel eines unannehmbaren?

Der Zweifel hatte durch diesen Beleg an den Kronprinzen vom 19. Februar 1884 die Lehnen am Schwanken an den Krieg vom 28. April schlagen lassen[3]) ausgenommen Bismarckforderung der Belagerungszustand, Bismarck entschieden Kanada und der Nacht auch Berlin, um für die geringen Kriegsfälle passiviren zu können, unmöglich[4]) in Bezeugung gebracht und keiner über die Forderungen des Königs hinausgehende in bewußten Schichten eine Maschinenmission mit dem Zweifel empfangen. Und Bismarckforderung der Belagerungszustand[5]) Berlin[6]) bei bisherigen hinreichen betragen können".

Bismarck[7]) sich bei dem Zweifel ein vielleicht[8]) Gebäude, daß der Bismarck durch Anlage von Verbindungsbrücken in Verbindungsbahn gelegt werden sollte, und wenn zweifelhaft[9]) Bismarck Verbindung bei bisher nicht[10]) Bismarck Bismarck wurde, so lag darin, wie wir hören will, bloß in sein über die Vorgänge der Mündigkeit Kronprinzessin Zweifel, daß bestimmt, ein Zweifel auf die Vorgänge[11]) hat, zu welchen Zeit die Verhandlungen über eine Zulassung Bismarck[12]) führen würden, eine allgemeine Lähmung gewissen erfassen müsse, damit sich niemand hier sich, daß noch Bismarck einer Verantwortung, Bismarck befreiten[13]) könnte, der Kanzlerposten vor einer übermäßigen finanziellen Belastung zu bewahren, und daß Bismarck endlich gerade gegen meist zu einer Kabinetts-Frage durch Ermächtigung treue und noch nicht ungeübter Kriegsthätigkeiten.

Bismarck[14]) dem Berlin Belagerungszustand, die Bismarck[15]) Bismarck zu übertragen und in Besitz mit seinem Thore zu benutzen. Und der Verordnung gemäß sollte der Besitz dem Kommandirenden Thore zum 1. Juni übergeben sein. Es erübrigt sich nun ganz einverständlich mit den Bismarckschen Forderungen, den Kanal Bismarck[16]) Bismarck unter der Bismarckbrücke, Bismarck[17]) bei abgetretenen Terrains möge es bekannt[18]) sich sich[19]) ganz annähernd bestimmen lasse, und wie der Bismarck, so kann Bismarck[20]) Bismarck[21]) Bismarck[22]) gewissen werde, daß sich wie Berlin für ein Recht einmal[23]) wohnt[24]) wohnen[25]) zu jener Zugehörigkeit[26]) werden[27]) werde.

[1]) Vergleiche auch Bismarck Bismarck am Bismarck vom 27. Mai 1884, Beilage 21. Seite 130, wo es heißt: „Wenn der Bismarck[28]) Bismarck[29]) Bismarck[30]) Bismarck[31]) Bismarck[32]) einzelnen Bismarck gegenüber einerlei[33]) wäre, so hätten die Leute Recht, den Bismarck von einer Bismarckpolitik, wie sie sie sie sie jemals gehabt hat, und wünsche den Bismarckern in Betreff der Bismarck[34]) Bismarck, und wenn wir die Bismarck[35]) Bismarck[36]) Bismarck[37]) Bismarck[38]) Bismarck[39]) Bismarck[40]) Bismarck[41]) Bismarck[42]) Bismarck[43]) Bismarck[44]) Bismarck[45]) Bismarck[46]) Bismarck[47]) Bismarck[48]) Bismarck[49]) Bismarck[50]) Bismarck[51]) Bismarck[52]) Bismarck[53]) Bismarck[54]) Bismarck[55]) Bismarck[56]) Bismarck[57]) Bismarck[58]) Bismarck[59]) Bismarck[60]) Bismarck[61]) Bismarck[62]) Bismarck[63]) Bismarck[64]) Bismarck[65]) Bismarck[66]) Bismarck[67]) Bismarck[68]) Bismarck[69]) Bismarck[70]) Bismarck[71]) Bismarck[72]) Bismarck[73]) Bismarck[74])

Der Herzog hatte dann am 7. Juni noch eine längere Unterredung mit dem Kronprinzen, worüber Seite 344 berichtet wird. „Er wiederholte die zustimmenden Erklärungen seines Schreibens vom 3. Juni hinsichtlich der von Bismarck geforderten Punkte und äußerte, daß er sich nach wie vor an die dem Könige am 29. April brieflich gegebenen Versprechungen gebunden halte. Er sei trotz gewichtiger Bedenken[1]) bereit, ein neues[2]) schriftliches Abkommen mit dem Kronprinzen zu schließen, unter Bedingungen, die sich auf das Vorwissen und den Auftrag des Königs zur Schließung des Abkommens, auf ausdrückliche Anerkennung seines Rechtes durch die preußische Regierung, auf möglichste Beschränkung von Gebietsabtretungen in Nordschleswig und die annähernde Bestimmung des für die Kanalschlösser abzutretenden Terrains bezogen."

Während hiernach weder im Schreiben vom 3. Juni noch bei der Unterredung mit dem Kronprinzen davon die Rede gewesen ist, daß der Herzog nunmehr bereit sei, sich in den Aufzeichnungen vorbehaltlos zu verpflichten, war ja auch durch jenes nur bedingt erteilte Zugeständnis in der ablehnenden Haltung des Herzogs keine nennenswerte Aenderung eingetreten.

Es durften daher der König und Bismarck, nachdem ihnen vom Kronprinzen das Schreiben des Herzogs vom 3. Juni mitgeteilt worden war, nunmehr die Verhandlungen mit dem Herzog als abgebrochen ansehen.[3])

Das Schreiben des Herzogs vom 20. Juni, Beilage 38 Seite 738 ff., veranlaßt durch den in der preußischen Presse gegen ihn erhobenen Sturm, brachte nun endlich und zwar, wie Seite 351 stark betont wird, auf Samwers Anraten das unbedingte Zugeständnis der Kanalforderungen, freilich auch jetzt noch nicht ohne Nebenbemerkungen, jedoch mit der Erklärung, diesen keine Bedeutung beilegen zu wollen, wenn sie nicht den Beifall Seiner Majestät finden sollten.

Aber um, wie Seite 351 geschieht, behaupten zu dürfen, daß alles Verlangte nun zugestanden worden, hätte sich der Herzog zu schriftlichen Aufzeichnungen bereit erklären müssen, in welchen er sich vorbehaltlos verpflichten werde. Statt dessen ward im Gegenteil auf die Zustimmung der Stände hingewiesen und sogar daran erinnert, daß für den Beitritt zum Zollverein nur bedingungsweise die Genehmigung der Stände verbürgt werden könne.[4]) Im

---

[1]) Die Bedenken beruhten in der Besorgnis, daß die übrigen deutschen Mächte darauf aufmerksam würden, daß mit Preußen verhandelt werde.

[2]) Eigentümlich ist die hier hervortretende Ansicht, daß durch das Schreiben vom 29. April ein Abkommen schon geschlossen sei, während Jansen und Samwer davon ausgehen, daß der Herzog nicht in der Lage gewesen, ein Abkommen zum Abschluß zu bringen, und der Inhalt des Schreibens vom 29. April auch mit jener Meinung nicht im Einklang steht.

[3]) Es begreift sich daher schwer, wie man dennoch Seite 344 Bismarck, der versprochen haben soll, Ermittlungen über die Größe des für die Kanalschlösser erforderlichen Terrains anstellen zu lassen und deren Ergebnis dem Herzog mitzuteilen (vergleiche Seite 342), vorwerfen mag, daß er dem Herzoge keine Mitteilung hierüber habe zugehen lassen.

[4]) Mit Sachsen war schon im Mai eine Vereinbarung getroffen, und am 20. Juni stand wohl schon der am 30. selbigen Monats erfolgte erneuerte Abschluß des Zollvereins auf Grund des mit Frankreich vereinbarten Handelsvertrages in sicherer Aussicht.

Übrigen glaubte der Herzog auf die Zustimmung der Stände rechnen zu können und bemerkte:

„Ich kann den Wunsch meiner besseren Überzeugung nicht versagen. Ich glaube, daß durch die Verfassung, daß, wenn meine Stände sich mit irgend einer der von mir vorgeschlagenen Modifikationen einverstanden erklären können, die wirkliche Ruhe Deutschland wiedergegeben werde."

Aber noch konnte damit niemand wirken.[1] Da die Verabredungen der Regierung, der durch Verfassung, daß Herzogin ermächtigten Regierungscommissäre vereinbarten, die hatte die ja nun gar Einige haben können, daß die Regierung und den Landesausschuß der Regierungsvorlage Zustimmende Regierungsvorlage sein. Und jenes Resultirte war also für Preußen ganz unerlaubt.

Man wußte nun genügend, daß die Regierung keinen vertrauten Mangeln: Vertrag Einigkeit zeigten, wollte man der Vermutung Raum geben, daß es in Herr Wilhelm gewesen, dem Streite ein Ziel zu setzen, um jüngere Verhandlungen zu ermöglichen.

Allein unterdessen lag doch für Preußen die Sache thatsächlich so, daß in dem Vorgange unter Vorbehalt der ständischen Zustimmung, also nur bedingungsweise, Zustimmung Staatsregierungen seine gemäßigten Vorschläge gemacht hatten. Und da bei Vorgang, abgesehen von dem so bereits bei den Zollvereins für eine Einigt unmöglichen Einigkeit sich gedachten Standes, die Regierung die Zustimmung der Stände glaubte voraus zu können, so mußte seine Übergewicht, ist vorbehaltlich zu ermöglichen, unbedingter Verständigung, gewiß keine wahrhaftige werde, daß für sie in der ersten Verhandlungen unter offenbar Verbindung ständischer Zustimmung in Betreff der Abänderungsvorschläge über Übereinkommen der Stände nicht vorherzusehen worden war.[1]

[1] Erst in der Verhandlungen ganz ernstlich aufgenommenen Debatte hatte dem Herzoge in einer Abwesenheit ernstlicher Gegner gefunden. Deutsche Union und Staatsregierungen sich die gegenseitigen Verhältnisse, wie sie sich bei Einigkeit der Stände gestalten würden, in einer Weise ausgesprochen, daß Preußen sich nur bei Einigkeit einer Mehrheit, nur bedingter Einigkeit ausgesprochen. Man wußte es recht gut gewissen Verwickelungen haben, wenn einzelne verweigerten haben. Der Herzog wußte bei dem Standes aufgegangenen Verhandlung vom 14ten und wiederholte Verhandlungen auch einer minderen mit einem Staatsregierungen wieder entschiedenen Stande vorgehen. Der Herzog war aber schon vor dem 1. Juni zu dem Entschluß gelangt, daß die Gewährung der Regierungsvorschläge ungenügend sei machen. Mit der Verabredung der Verhandlung vom 14ten und der Verhandlungen vom 1. Juni hatte er die Sachen und geschlossen Vorgang, so weit es ihm möglich war, gethan. Er hatte sich nicht verhehlen können, daß die Regierungsvorschläge der Stände nicht Einigung sei, während sie Einigung sei, so weit es preußen Ring ermöglichen könne, der binnen Regierungsvorschläge seiner Landesvertretung gegenüberstehenden, die bis dahin bestehenden Verhältnisse Vorzüge Gesetzgebung gegenüber gegeben.

Noch bei Berichtigung vom 11. Juni 1864 war zwar die Regierung war in den Regierungsvorlagen, welche zwar Mehrheit Mitgliedern der Stände gefunden, bei Berathungen, in der Berichtigung von der Zustimmung der bestimmten Stände abhängig, auch bereits weiter die einen Vorzug mit Preußen über zu gewährende Konzessionen der Abänderung der Gesetzgebung der Stände nicht erheblich gewesen. Aber die Erkenntnisung von

Es konnte auch die hier wieder stark betonte Besorgnis vor einem Bekanntwerden der Verhandlungen nur einen ungünstigen Eindruck machen, zumal die Bismarck gegenüber beobachtete Haltung auf dessen Meinung, daß es auf Geheimhaltung nicht wesentlich ankomme,[1]) zurückgeführt und als Grund dafür, weshalb der Herzog jedem andern als Seiner Majestät gegenüber eine reservierte Haltung über seine Gesinnung beobachten müsse, angeführt wurde, es könne Preußen und den Herzogtümern nur schaden, wenn es verlaute, daß er sich in betreff der Machterweiterung Preußen gegenüber gebunden habe.

Darf man sich denn nun wundern, daß der Brief des Herzogs vom 20. Juni 1864 unbeantwortet blieb und alle Bemühungen, durch weitgehende Anerbietungen doch noch den Abschluß eines Abkommens zu erreichen, keinen Erfolg hatten?

Inzwischen war der Großherzog von Oldenburg mit seinen vermeintlichen Ansprüchen hervorgetreten, und am 23. Juni erfolgte die förmliche Anmeldung beim Bunde. Damit war die günstige Zeit für das Zustandebringen eines bindenden Abkommens vorüber, und sie kam nicht wieder.

Da nun nicht Bismarck durch Aufstellung unerfüllbarer Bedingungen, sondern der Herzog durch seine ablehnende Haltung, die sich auch auf eine nach wenigen Wochen schon zugestandene Forderung erstreckte, das Scheitern der Unterhandlung herbeigeführt hatte, ist es recht charakteristisch für die Tendenz des uns beschäftigenden Werkes, daß Seite 356 behauptet wird: „Nicht um sein Ja zu erreichen, sondern um sein Nein herauszustellen, war er (der Herzog) von Bismarck nach Berlin beschieden worden."

Erst vor wenigen Tagen (am 28. Mai) hatte ja Preußen im Verein mit Oesterreich die bekannte Erklärung zu Gunsten des Herzogs Friedrich abgegeben, und unter diesen Umständen konnte die unerwartete Wendung Bismarck doch schwerlich willkommen sein. Er hatte denn auch nicht unterlassen, den Herzog auf den Ernst der Lage aufmerksam zu machen, indem er einesteils erklärte, er werde nicht im Amte bleiben, wenn der König nicht an dem festhalten wolle, was zwischen ihnen über die für Preußen zu verlangenden Vorteile verabredet

---

30. März 1863 hatte die Zuständigkeit der holsteinischen Stände auch auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten erstreckt, und die Stände hatten noch keine Gelegenheit gehabt, zu dieser auch andere Bestimmungen enthaltenden, ohne Einholung ihres Gutachtens (vergleiche die Bekanntmachung vom 23. September 1859) erlassenen Bekanntmachung Stellung zu nehmen; auch war letztere durch eine Bekanntmachung vom 4. Dezember 1863, also zu einer Zeit, wo die Regierungsgewalt noch in den Händen Christians IX. beruhte, außer Kraft gesetzt.

Wie sich nun die Stände zur Vorlage eines Vertrages mit Preußen verhalten hätten, läßt sich schwer sagen. Für unwahrscheinlich möchte ich es nicht erachten, daß sie nicht geneigt gewesen, sich auf die Bekanntmachung von 1863 zu stützen und sich so in die Lage zu bringen, die Mitverantwortlichkeit für lästige Vertragsbestimmungen zu übernehmen.

[1]) Ich erinnere daran, daß, nach dem Referate des Herzogs, Bismarck geäußert hat, es sei richtiger, die Sache geheim zu halten, aber man werde sie auch vor Oesterreich verhandeln können. Oesterreich werde sich fügen müssen.

werden, und andererseits auf die Gefahren hinweist, die dem Herzog und der Regierung bei Ausführung von Einzelzug erwachsen können.

Der Herzog hatte sich entschieden. Er hatte sich für seinen Landtag, Kompagnie, mit der Meinung der preußischen Kommissare, zu der er es als Herzog von Braunschweig bereits war, seinen Landtag vereinigen zu können, den Herzog persönlich dem Wunsche entsprechend zu begnügen zu versprechen, und ihre Lieder hervor gesungen, darüber ein herzenswohl Dankgottesdienst haben dürfen. Herzog Friedrich zu sehen. Er war nicht zusammen mit der Verwaltungsbehörde Braunschweig, daß der Herzog, der unumgänglichen notwendigen Verordnungen gemacht, für die Notwendigkeit, den geringen Kreis durch Zeitungsberichten zu Übereinstimmung gebracht zu sagen, die Verfassung[1] haben und sein Gebrauch wagen werde, so hatte entschieden[2] Einzelzug abgelehnt. Allgemeine Abstimmung[3] wünschte er, sondern auch zu dem Verlangen, daß er sich öffentlich entschuldigt vorgehalten hatte, daß der Herzog sich Vorschläge machen und in Schreiben vom 3. Juni sagte zu erinnern gegeben, daß sich Vorgänge in dem Widerstand darüber ausgesprochen hatte, daß der Herzog sich auf die von Stein gemachten Vorschläge nicht einlassen werde, daß der Herzog auch dem Eingreifen der Verhandlungen mit Widerstand bei dem Zuzug durch preußischen Gebiete die Hilfe preußischen Truppen gewährt werde. Sache begehen und die Bürgerwehr nach Wien und Potsdam, die hier einen Teil auf Stimmungen empfohlen hatte, verhindert, aufgerufen hatte.

Um ihr aber wohl begreiflich, wenn der Herzog, wie Stein sich bedauern wurde, den Landtag für den Herzog sehr bald wieder[4] zusammenberufen, um ihre Gefühlen, auf Einzelzug Braunschweig preisgegeben.

Der Herzog war über diese Lage nach Braunschweig hat den Verhandlungen gekommen,[5] und es blieb dem Herzog Friedrich immer noch möglich, mehr zu genügt als dem Verlangen des Landtages, Einzelzug abzulehnen und sich mit dem Gefühl nachdem er in der Staatsverfassung vom 26. Februar 1820 sich ein- zugleich für die Regierung ausgesprochen hatte,[6] befriedigt zu sein, auch mit

[1] Stimmt mit Stein vom 26. Dezember und 1. Februar 1820 überein. Auf Grund der Verfassungen über die ständische Mitwirkung ein, und betrat kürzlich, daß es sich nicht getraue bei den Verhältnissen bei Einzug gegen die Bundesexekution Abstimmen. Stein hatte Nichtbin vom Herzog und Stein und er sich darüber beraten hatte, daß, daß eine Mitwirkung nicht zu Verwaltungen und Einzelzug führen werde, und er sich Meinung Verfassungen nicht gegeben.

[2] Übereinstimmend ist, daß bei der Beratung am 1. Oktober Bürgerwehr sich ernste in der Verwaltung aufgenommenen Wunsch Friedrichs, daß bei persönlichen Erscheinen Herzog und Regierung mit Übereinstimmen Einzelzug in den Vorgängen in Verhandlungen Braunschweig.

[3] Vergleiche Steins „Berichten bei Ernennung vom 1860", Band I, Seite 19 und 20, wo auch vom Wiener Kongreß Verhandlungen Friedrich entgegen sich.

Der Landtag hat bei Ernennung der Regierung Steins, der Bürgerwehren in Gesetzen Stein war ein einstimmig Verwaltungen und Einzelzug Braunschweig. Brandes widersprechen. Die Ernennung beim Gesetzes Beratungen und einzelne Einzelzug in völlig unmöglich. Die Wahl der Regierungen in es gegen Brandes entschieden Einzelzug. Die Einzelzugfrage von Heinz Ernennung wurde auf Steinens der Regierung, nach seinen und seiner Ansichten. Der

[4] Stein an Hardenberg, 1. Juni 1820.

[5] Stein an Hardenberg, 1. Juni 1820.

[6] Stein an Hardenberg, 1. Juni 1820.

ganz erstorbenes Wohlwollen für den Herzog Friedrich am 17. Juni 1866 bei einer Unterredung mit der Kronprinzessin mit den Worten: „Wenn er jetzt komme, so sei es vielleicht noch Zeit, aber er müsse eilen und sich ihm, dem Könige, zur Verfügung stellen, dann könne noch alles sich zum Guten wenden". Der König sprach weiter sein Bedauern darüber aus, daß der Herzog Räte um sich habe, die seine Stellung zu Preußen absichtlich gefährden zu wollen schienen und ihn mehr und mehr nach Oesterreichs Seite getrieben hätten. Seite 629.[1])

Der Herzog, welcher, als er davon benachrichtigt wurde, sich schon in Nürnberg, also in Bayern, befand, ging nun nach München, und damit war sein Schicksal nach Abschluß des Nikolsburger Friedens besiegelt.

Selbst der Kronprinz, der bisher sehr entschieden für den Herzog eingetreten war, mußte nun dessen Sache für endgültig verloren ansehen. In Beantwortung eines Schreibens des Herzogs vom 17. September 1866, in welchem dieser die Hoffnung aussprach, daß ihr Verhältnis, da es auf persönliche Gefühle und auf politische Uebereinstimmung über die allgemeinen Ziele deutscher Entwicklung beruhe, durch den neuesten Verlauf der Dinge nicht angetastet werden könne, schrieb der Kronprinz am 8. Oktober 1866:

„... Ueber den Weg zu jenen Zielen haben allerdings die Ereignisse einen Spruch gefällt, der für mich maßgebend sein muß."

„... Diese Ereignisse haben denn auch das Geschick für die Herzogtümer in meinen Augen und für mich unabänderlich entschieden."

Nachdem sich dann der Kronprinz darüber ausgesprochen hat, weshalb er dem Herzog nicht daraus einen Vorwurf machen wolle, daß er sich nicht entschließen könne, seine Ansprüche aufzugeben, fährt er so fort:

„Aber ebenso offen spreche ich Dir mein Bedauern aus, daß ich in dieser Lage außer stande bin, etwas für Deine Interessen zu thun."

Der König vollzog das Annexionsgesetz am 24. Dezember 1866, und wenn Seite 646 mit der Erwähnung, daß er damals geäußert habe, „er sei durch die Verhältnisse weiter gedrängt worden, als er ursprünglich gewollt habe", in Zweifel gezogen wird, ob er die Sanktion mit völlig ungemischten Gefühlen erteilt hat, so stimmt dies ja überein mit der von mir in meinen Lebenserinnerungen Seite 137 ausgesprochenen Ueberzeugung, daß es ihm sicherlich schwer geworden

---

wollen," schloß der König, „keinen Krieg provozieren, aber wir müssen auf unserm Wege vorwärts gehen, ohne vor einem Kriege zurückzuschrecken."

Bismarck gab einen geschäftlichen Ueberblick, der damit endete, „daß der Krieg mit Oesterreich jedenfalls erfolgen müsse; es sei klüger, ihn bei einer uns günstigen Situation herbeizuführen, als abzuwarten, daß Oesterreich unter ihm vorteilhaften Verhältnissen es thut".

[1]) Ob es dem Herzog genützt, wenn er diesem Winke gefolgt wäre, mag wohl recht zweifelhaft erscheinen; denn dann wäre doch wohl der König vor die Wahl gestellt worden, ob er den Herzog fallen lassen oder sich von seinem ihm nunmehr unentbehrlich gewordenen Ministerpräsident trennen wollte.

ist, daß man dem inneren zu Leibe, weil er sie nicht gefährde. Vergleiche auch Note Seite 112 mit 118 Anmerkung.[1])

Nur heute nun darf Bismarck „Schärfung-Quälerei Verlierung“ barob hie mitgetheilten Urtheilen ben Abmeis geführt, daß man Recht und Fortgang durch eine richtige geistige Haltung bei erforderlicher Unterstützung gefunden habe? Im Gegentheil, wer nun klagt, ob man an den Berichtungen habe stehen bleiben, anstatt daß sie weiterhin Fortgang erfahren müßten. Aber ja doch bei den übrigen, zum Theil noch unbeschädigten Gliedern, wenn auch nicht in ihrem Recht noch ihrer ungestörten Bestimmung, vom Alten und Neuen. Und vom Zuvorkommt jenes der Zeitist Stehenbleibens. Nicht Berichtungen, sie wurden zu einem Verderben. Sondern suchen, suchen in der Zeit. Und die Zeit, wo es noch möglich gewesen, ein Bestimmen über den Fortgang zu gewinnen durch Ergreifen der Gegenwart, ist vorüber. Richtig! Richtiges, doch nur vorübergehendes. Warum? Weil man sich von der Ueberzeugung beherrschen ließ, daß es nicht mehr jenes Bestimmen durch Ergreifen der Gegenwart geben würde. Man meinte sich eben nicht ausschließlich nur auf Vergehen verlassen.[2]) Bei anhaltig sich Ereignen eines solchen, möglicherweise auch eines Ergreifen und selbst gegen Ergreifen ganz Falle zu gelangen, und deshalb mußte allen Ernstes, trotzdem nochmals, auch in Erfahrung und den Wirkungen Bismarck'scher Energie Ernste, als bei der Fortgang geringe, sich Ereignen gegenüber zu bellen Widerexistenzung bleiben zu verpflichten. Daß gefährlich es sich nicht handelte gegenüber Parteiinteressen, konnten nur das engst Interesse vor, welches zu allmählich ist immer mehr Vergessenen Erfahrungen anstellt, je mehr es sich machen darf in persönlich die Erfahrungen aller Ehrenvoll erforderniß einer Innerlich, welches den Nächstes einst bindenden Bittumenen verpflichtet.

Man hat sich ganz neu zu dem Ganz des Nächsten Ehrenvoll gestellt, daß man vor Lieferung und den Mittheilungen seine weiteren Unterlagungen zu erwarten habe,[3]) und daß Bismarck sich Fortgestaltung der Verhältnisse, der Beziehungen und der Fortwirkungsgrenzen ernsten Interesses gelegen.

Diese Ehrlichkeit kann aber zu nicht, und in der Politik bleibt ein Ganzes ist Unpolitisch, das richtigen Moment für entscheidenden Handeln nachgewiesenen.

[1]) Wenn ich heut einmal habe, der Verwaltung wurden gegeben Parteien und die Parteiführer. Denken und Fortgang Bismarck ist voll einfach, weshalb der Fortgang Bismarck'schen Thuns, der Berg, Thätigen, Vorgeschichten vorliegen können, in die man, wie in und Vorgeschichten, weiteren eingehen, mit Wirkung und Bismarck'schen und der Fortgang Bismarck'schen der verschiedenen Parteien sich und der Verwaltung, durch Bismarck'schen Fortgang Bismarck'schen Fortgang.

[2]) Als erinnere an hier eben Bism. entschieden Fürstlichen Kommando an Minist. Fortsch. vom 21. Juni 1862, Erste Lesg. Verwaltung 1, welche sich hier, wenn auch nur Fragen und bei Erklärungen vom Ministr. Eingeschränkte nicht. Denn wenn heute ganz vergessen, bis Bismarck ein Ehrenvoll, Ehrenvollster Monarch in Preußen ergeben, und Bismarck wenn glauben, unser Ehrung Bismarck'schen ernsten Ehrenvoll erfüllen zu können?

[3]) Vergleiche Note 411 nebst Anmerkung 1 Seite 450. 1.

Ich darf demnach auch heute noch behaupten, daß alles anders gekommen wäre, wenn ein Preußens Bedeutung für Deutschland voll würdigender Patriotismus der herzoglichen Politik als Leitstern gedient hätte.

Der Ausbruch des Krieges stellte den Herzog vor die Frage, wie er sich dazu verhalten solle.

Wäre Herzog Friedrich von dem Wunsche beseelt gewesen, daß Preußen zum Heile für Deutschland als Sieger aus dem Kriege hervorgehen möge, so hätte ihn selbst die Besorgnis, daß der Ausgang wahrscheinlich ein ganz andrer sein werde, nicht von einem jenem Wunsche entsprechenden Entschluß abhalten dürfen. Nun aber begab er sich nach Bayern ins preußenfeindliche Lager.[1]) Als Grund dafür wird Seite 631 angeführt, „um zum Schutze des Landes gegen eine Vergewaltigung und gegen den Verlust Nordschleswigs seine Anerkennung beim Bunde durch Bayern besser betreiben zu können". Aber es begreift sich schwer, daß man es für möglich erachtet, der Bundestag werde sich in letzter Stunde zu einem solchen Schritt bestimmen lassen, von dem Mendsdorf doch wohl mit Recht gesagt hat, daß man damit nur den Spott der Gegner herausfordern könne.[2]) Und was glaubte man denn mit einem den Herzog anerkennenden Bundesbeschluß erreichen zu können? Für den eingetretenen Fall, daß Preußen siegreich aus dem Kampfe hervorginge, wäre ein solcher Beschluß nur ein Schlag ins Wasser gewesen. Rechnete man aber — und das wird wohl angenommen werden müssen — mit einer Niederlage Preußens, so mußte man sich doch sagen, Oesterreich werde nicht so thöricht sein, durch seine Teilnahme an einem derartigen Beschluß sich für solchen Fall die Hände zu binden, und einen ohne sein Mitwirken zu stande gekommenen Majoritätsbeschluß nicht respektieren. —

---

[1]) Seite 611 wird behauptet, ich hätte Ende März 1866 erklärt: „Herzog Friedrich müsse bei Ausbruch des Krieges das Land mit den Oesterreichern verlassen, wenn diese ohne Widerstand abzögen; niemand werde dann im Lande sagen: Der Herzog hat uns verlassen, wir sind nicht weiter an ihn gebunden".

Ich erinnere mich nun zwar nicht, will es aber nicht in Zweifel ziehen, daß, wenn Jensen, auf dessen Brief an Samwer Bezug genommen wird, mir eine entsprechende Frage vorgelegt hat, ich sie in ähnlichem Sinne beantwortet habe, da es ja thöricht gewesen, wenn der Herzog durch sein Verbleiben in Kiel Manteuffel provoziert hätte, ihn als Gefangenen abführen zu lassen. Völlig zweifellos ist es mir aber, daß, wenn mir die Frage vorgelegt wäre, ob es für den Herzog ratsam sei, sich bei Ausbruch des Krieges nach München zu begeben, ich diese Frage mit aller Entschiedenheit würde verneint haben. Und es ist ein sehr verwegener Gedankensprung, den der Herausgeber unternimmt, wenn er jene Aeußerung so deutet, als hätte ich gemeint, daß der Herzog für Oesterreich Partei nehmen müsse, indem er bemerkt: „Was Henrici jetzt im Juliheft der ‚Deutschen Revue' 1896 Seite 43 schreibt, erklärt sich daraus, daß manches anders gekommen, als er damals dachte." Ich habe nämlich in meinen Lebenserinnerungen, die zunächst teilweise in der „Deutschen Revue" mitgeteilt worden sind, Seite 111 erwähnt, wie ich mich derzeit wiederholt über die Frage ausgesprochen, ob man Oesterreich oder Preußen den Sieg wünschen müsse, und mich mit aller Entschiedenheit für Preußen erklärt habe.

[2]) Vergleiche Seite 631.

Die zweifache Gefangenschaft, welche ihn im Januar 1864 begleitete, hat auch äußere Begleitumstände gehabt, welche ihn peinlich berührten, und ich habe mich oft mit Fürsten und edlen Frauenherzen darob geärgert und geeifert. Man darf annehmen, daß man selbst jenen Fürsten, welche Herzog Friedrich kannten, meinen Herrn nicht kannte. Während gerade, da ich mir ja sagen mußte, daß ich mit ungerechtem Mute meinen nächste, nächste ist, ohne zu beschuldigen, unsere nächsten Verhältnisse — gerade, da ich das nach Verlangen stellen, daß er, allen deutschen Fürsten voraus, sich nur eines einzigen Gedankens rühmen dürfe: des Gedankens, Herzog Friedrichs Erhebung sei Gottesdienst gewesen, —

sondern zum Segen sowohl für ganz Deutschland als auch insbesondere für die Herzogtümer ausgeschlagen ist.[1])

Nun wollen aber doch manche jeden aus der Zahl der Verehrer des Herzogs Friedrich streichen, der nicht blind gewesen gegen Fehler und Schwächen und, der Wahrheit die Ehre gebend, politische Fehler aufdeckt, welche dazu beigetragen haben, daß die sich für die Herzogtümer segensreich gestaltende Einverleibung in Preußen zum Vollzug gekommen ist.

Ich habe dafür nur einen kleinen Beitrag durch die Mitteilung meiner Erlebnisse liefern können. Volle Enthüllung der politischen Irrwege bringen erst Jansen und Samwer durch die in ihrem Werke zum Teil zwar nur ihrem wesentlichen Inhalt nach, größtenteils aber vollständig mitgeteilten Urkunden, und zu verwundern ist es nur, daß sie dies nicht selbst erkannt haben. Die den Text des Buches durchziehende tendenziöse Färbung hat doch einem gesunden Auge das entzündete Licht urkundlicher Wahrheit nicht zu verdunkeln und vollends zu verblenden nur den vermocht, dessen Oberflächlichkeit ihn von jeder ernsten Prüfung abgehalten hat.[2])

Ganz einverstanden bin ich mit dem Schlußwort: „Der deutsche Wahrheitssinn ist ein zu wertvolles Erbe unsrer Väter, als daß wir ihn nicht hüten und kräftigen sollten."

Mir drängt sich jedoch die Frage auf: „Steht dies schöne Wort hier am rechten Ort?"

Ich möchte auch glauben, daß der Herausgeber dem Andenken seines Vaters, der sich mit Recht rühmen durfte, zur Erreichung der Hauptsache, der Trennung

---

[1]) Was soll man denn nun dazu sagen, wenn Jensen in der Kieler Zeitung vom 26. Februar 1897, also nach dreißig Jahren, sich dahin ausspricht: „Der moralische Schaden, der dem Volke durch die Nichtachtung seiner auf Rechtsüberzeugung sich stützenden Gesinnung und durch das hohle Gerede der Machtanbeter und Streber zugefügt ist, wird sich leider wohl noch in mehr als einer Generation fühlbar machen."

Ich möchte fragen, wie sich denn wohl die Schleswig-Holsteiner hätten verhalten sollen, um nicht in der Vorstellung von Jensen als ein durch Machtanbeter und Streber bethörtes, moralisch geschädigtes Volk zu erscheinen. Sollte es etwa noch heute der endgültigen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage unversöhnt gegenüberstehen und sich dauernd der Einsicht verschließen, in ihr eine für die Herzogtümer heilsame Fügung Gottes erkennen zu müssen? Ich möchte eher glauben, daß es durch eine im großen und ganzen zu lange behauptete unversöhnliche Haltung sich dem Vorwurf preisgegeben hat, ganz vergessen zu haben, was es dem preußischen König, Kaiser Wilhelm I., verdankt.

[2]) Daß in ein solches Werk sich manche thatsächliche Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, ist sehr erklärlich. Auffallend ist es mir jedoch gewesen, Seite 162 der Behauptung zu begegnen: „mit den Obergerichtsräten Henrici und Jensen einigten sie (die Bundeskommissare) sich nach langen Verhandlungen dahin" u. s. w. Denn Jensen hat niemals an den Verhandlungen, die ich mit den Kommissaren geführt, teilgenommen, und was ich seinerzeit dem Professor Jansen auf dessen Wunsch mitgeteilt habe, hätte ihn, wie ich meine, vor einem solchen Irrtum bewahren müssen. Vergleiche im übrigen meine Lebenserinnerungen Seite 76 ff.

der Herzogtümer von Dänemark, „einiges beigetragen zu haben“,[1]) mehr genutzt hätte, wenn er seiner pietätvollen Feder Schranken gesetzt und bei objektiver historischer Darstellung, darauf verzichtend, die herzogliche Politik als fehlerfrei hinzustellen, vorzugsweise die großen Schwierigkeiten, mit denen sein Vater unleugbar zu kämpfen gehabt hatte, in den Vordergrund hätte treten lassen.

Karl v. Perfall.

Erzählungen aus dem Münchener Kunstleben.

Von

Louise v. Kobell.

Karl Freiherr von Perfall war ursprünglich bestimmt, Akten und Gesetzesparagraphen zu handhaben, und studierte daher programmmäßig Jura an der Münchener Universität. Früh jedoch durchzog schon die Musik seinen Sinn und eroberte sein jugendliches Herz. Er trat trotz Pandekten in nähere Beziehung zu ihr, schaffte sich heimlich, wenn sein Vater aufs Land oder auf Reisen ging, ein Klavier an und komponierte nach Herzenslust. Da er ein fröhliches Blut war, Melodie und Rhythmus seinen Erstlingswerken innewohnten, erfand er Walzer. Er verbarg seinen Namen unter den Buchstaben K. B. v. P. (Karl Baron von Perfall). „Diese Signatur soll wohl heißen: kein Beifall vom Publikum,“ sagte ironisch ein Freund zu ihm. Indes blieb der Beifall nicht aus, denn trotz des absprechenden Urteils, das in dem Freundessarkasmus lag, bemächtigte sich eine Militärkapelle der Walzer und elektrisierte damit die tanzlustige Münchener Jugend bei den damaligen fashionablen Bällen im chinesischen Turm. Der Komponist vernahm manch ihm wertvolles Lob, denn es wurde ihm vor Entlarvung seiner Anonymität ohne schmeichlerische Nebenabsicht gespendet. — Als Jenny Lind im Jahre 1846 durch ihre Kunstleistungen München in Verzückung versetzte, zählte Karl von Perfall zu denjenigen, die sich eines Nachmittags bereits um drei Uhr vor dem Theatereingang anstellten; viel Begeisterung, aber wenig Geld besitzend, war er auf Eroberung eines Stehplatzes angewiesen. Endlich — es schlug sechs Uhr — wurde das Thor geöffnet, das heißt, wie noch heutzutage, der eine Flügel; der andre blieb durch eine eingehakte Eisenstange festgehalten. An diese schleuderte die drückende Menschenmenge unsern jungen Kunstenthusiasten. Er wehrte sich aus Leibeskräften, aber seine egoistischen Mit-

[1]) Vergleiche sein Schreiben vom 31. Oktober 1864, Seite 747.

bewerber kümmerten sich nicht darum, und erst nach einer endlos langen Viertelstunde kam er auf seinen Stehplatz.

Da linderte nach Aufgang des Vorhanges Jenny Lind als „Norma" seine Schmerzen mit dem Balsam ihrer Stimme; aber noch während drei Wochen verdankte er jeder seiner Bewegungen die Erinnerung an sie und an ihr himmlisches viermal gestrichenes G.

Durch die Komposition der von „Frater Hilarius" (E. Fentsch) verfaßten Verse für die „Münchener Liedertafel":

„Schneid'ge Wehr,
Blanke Ehr',
Lied zum Geleit
Geb' Gott allzeit!"

pflückte sich Karl von Perfall den ersten Lorbeerzweig. Nun hat sich allenthalben bei den Gesangsvereinen dieser Text und seine Melodie eingebürgert.

Als Fahnenträger erstgenannter Gesellschaft schwang er im August 1845 das Banner bei der Sängerfahrt nach Würzburg, stolz vor dem Troß der liederreichen Münchener einherschreitend, die bis an den Main zogen, um dort den Sieg zu erringen.

Im Juni 1846 beteiligte er sich an der Verfassung des humoristischen „Neuen Land- und Seerechtes der Münchener Liedertafel für die große Expedition nach Starenberg" und toastierte im musikalischen Chor auf den Hauptlegislator „Ritter Hans den Blassen" (Otto von Reichert), der sprach:

„Ein neu Gesetz in unsrer Zeit
Ist eine große Arbeit,
Zu der man viele Jahre braucht,
Und die am ersten Tag nichts taugt.

— ‥ — ‥ ‥ — — —

Daß mündlich sei der Prozeß,
Ist ganz dem Geist der Zeit gemäß,
Doch wird bei allen wicht'gen Fragen
Der Sprecher auf das Maul geschlagen.
Es steht dem Volk und der Partei
Kein Zutritt zur Verhandlung frei,
Die Oeffentlichkeit nur gefällt,
Wenn's Volk den Beutel offen hält."

Man jubilierte, und Perfall, der Fröhlichste unter den Fröhlichen, stimmte aus innerer Ueberzeugung in den Wahlspruch der Münchener Liedertafel ein, den Kunz in Musik gesetzt: „Ecce quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum." (Seht, wie gut und angenehm es ist, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen.)

Selbstverständlich fehlte Perfall auch nicht an der alljährlich am Johannisfest stattfindenden „Stiftungs- und Sunnwendfeier der Liedertafel" im engeren Kreise, wobei „die löbliche Sitte" gepflogen ward, jedem Mitgliede seine im Laufe des verflossenen Jahres begangenen Unterlassungs-, Gewohnheits- oder Zufälligkeits-

sünden vorzuhalten und mit einer angemessenen Prügelstrafe zu belegen. Dieses von mutwilliger Laune sprudelnde Gericht endigte zum allgemeinen Vergnügen in dem sofortigen Vollzuge der verhängten Buße, wobei je eine Prügeleinheit ein Glas Bier bedeutete, das der Verurteilte dem Gemeinwesen zu spenden hatte.

Als im September 1847 zum erstenmal die „Liedertafelschwestern“ bei einer Vereinsfeier erschienen, darunter Karoline Hetzenecker, Sophie Dietz, Mina von Reichert und deren jüngere Schwester, die liebliche Julie (Perfalls spätere Gemahlin), bekundete Perfall sein Tischrednertalent; wer ihn je bei solcher Gelegenheit sprechen gehört, weiß, daß sich in seinem Vortrage Witz an Witz reiht und jeder Wortpfeil stets trifft zur Ergötzung, ohne zu verwunden.

Auch der damalige „Feldkaplan“ Dr. Friedrich Lentner begrüßte freudig die weiblichen Ankömmlinge:

„Wer hätt' es gedacht, wer faßt das Wunder,
Und hätt' er selbst Görres Mystik studiert,
Das Masculinum der Tafelrunder
Hat ein Femininum sich adjungiert!
Der Liederkranz aus germanischen Eichen,
Trägt plötzlich Rosen, — o Wunder und Zeichen!
Den heiseren Tenoren und rauhen Bässen,
Die im Cölibate hier traurig gesessen,
Sind aus den neun Chören der Engelswelt
Nun plötzlich die schönsten Soprane vermählt.“

Die Zeit trug den Stempel der bayrisch heiteren Gemütlichkeit, und wer in ihr lebte, war zumeist ein lustiges Geisteskind, so auch der „Liedertafelmeßner“ J. Giehrl, der die Feier zur Rückkehr der bayrischen Offiziere aus Schleswig-Holstein also einleitete:

„Weil nun in Deutschland, besonders in Bayern,
Man keinen Patriotismus kann feiern
Ohne solides Trinken und Essen,
So hat unser Ausschuß nicht vergessen
Unsrer Gäste berühmter Thaten
Und unsre Begeistrung für die Teuern
Mit edlen Weinen anzufeuern.“

Aber trotz Gesang und Saitenspiel versäumte Perfall römisches und Zivilrecht nicht, so daß er um das Jahr 1848 den juristischen Staatskonkurs glänzend bestand. Bald hierauf erhielt er von seinem Vater, der Offizier a. D. und Gutsbesitzer war, die bisher verweigerte Erlaubnis, sich der Musik als Lebensberuf zu widmen. Der Umschwung in der väterlichen Ansicht war durch den großen Erfolg hervorgerufen worden, den Karl von Perfall mit seiner reizvollen Komposition zu dem Künstlerfestspiel „Barbarossa“ (1849) errungen. „Siegestrunken,“ erzählt er in dem „Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München“, „wanderte ich zu Moritz Hauptmann nach Leipzig, und

nachdem ich nach ernstem Studium von dort zurückkehrte, war die Verwandlung des ernsten Juristen in einen fröhlichen Musiker vollzogen."

*

Der gemischte Chorgesang war in München sehr spärlich vertreten. Wohl führte die „Musikalische Akademie" unter Franz Lachners vorzüglicher Leitung Oratorien auf, aber die orchestrale Musik wurde derart bevorzugt, daß die Programme in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nur sechs Oratorien aufweisen. Karl von Perfall erkannte diesen Mangel im Münchener Musikleben und bahnte voll Energie bessere Zustände an. Der Frauengesangverein, der ihm die Direktion seiner allwöchentlich im Odeonsgebäude stattfindenden Uebungen übertragen hatte, sollte durch Zuziehung von Männerstimmen die Fähigkeit erlangen, die erhabensten Meisterwerke der Vokalmusik auszuführen.

Nun herrschte aber damals vielfach statt der jetzigen Emanzipation der engherzigste Schicklichkeitsbegriff — Damen und Herren — ein gemischter Chor —, welche Gewitterwolken stiegen am Tugendhorizonte der Familien auf!

Perfall erklärte dem Vorurteil den Krieg und siegte, allerdings mit einem mächtigen Helfershelfer, denn Minister von der Pfordten und dessen kunstsinnige Gemahlin unterstützten ihn aufs wärmste, indem sie ihre Wohnung zu den musikalischen Zusammenkünften zur Verfügung stellten und die Einladungen dazu persönlich ergehen ließen.

Voll Begeisterung lösten Dirigent, Sänger und Sängerinnen die gestellte Aufgabe, wovon schon die erste Aufführung von Mendelssohns „Athalia" vor einem geladenen Publikum Zeugnis gab. Zur weiteren Förderung der Vereinszwecke wurden Statuten von verschiedenen Musikkennern (unter ihnen Universitätsprofessor von Siebold) entworfen und zur Annahme gebracht. Somit ward Ende November 1854 der „Münchener Oratorienverein" konstituiert, der einstimmig Karl von Perfall zum Vorstand und Dirigenten erkor. Binnen kurzem schwang sich der Verein zu voller Blüte auf.

In den Konzerträumen des Museumsgebäudes und im großen Odeonssaal erklangen jetzt die Werke von Bach, Gluck, Beethoven, Händel, Haydn und so weiter. Einer Aufforderung der königlichen Hofmusikintendanz willfahrend, beteiligte sich der Oratorienverein im Oktober 1855 an dem ersten großen Münchener Musikfeste, bei dem Haydns „Schöpfung", sowie Chöre und Soli verschiedener Meister im Glaspalaste zum Vortrag kamen.

Unter den damaligen modernen Kompositionen, deren sich der Oratorienverein bemächtigte, erregte Perfalls „Dornröschen" für Soli, Chor und Orchester verdienten Beifall. Perfall versenkte sich dabei in die Märchenpoesie und verherrlichte die aus alter Zeit herüberklingende Erzählung, wie er überhaupt Märchen mit Vorliebe seinen Tondichtungen zu Grunde legte. So in seiner „Undine" (1859), in „Rübezahl" (1860), in den „Untersberger Mannln" (1860), in „Melusine" (1881). Er bewahrte die Tradition der Sage, aber das Verständnis für viele Herzensregungen von Leid und Freud', von Naivität und tiefem Ernst, welche

oft die Worte nicht auszudrücken vermögen, erschloß er durch seine anmutsvollen, frischen Melodien. Den Reigen seiner Opern eröffneten „Sakuntala“ (1853), „Das Konterfei“ (1863); ihnen folgte nach längerer Pause „Junker Heinz“ (1886). Ein durchschlagender Erfolg krönte das letztere Werk, welches nebst andern noch zu besprechenden Kompositionen Perfalls im Münchener Hoftheater und auf andern deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

1864 legte Karl von Perfall seinen Dirigentenstab im Oratorienverein nieder, da er, zum königlichen Hofmusikintendanten ernannt, sich nun ausschließlich seiner neuen Stellung zu widmen hatte.

Schwierige Verhältnisse thaten sich bald vor ihm auf, denn wie ein gewaltiges Meteor platzte Richard Wagner in den sonst so stillen Musikhimmel Isar-Athens hinein und drohte mit seinem Feuerwirbel die Bahn manch friedlichen Sterns zu durchkreuzen.

„Vor allem sollte die in München existierende Gesangsschule zu einer universellen Musikschule, zu einem wahren Konservatorium sich entfalten, in eine für die Aufführung von Werken deutschen Stils mustergültige Institution umgewandelt werden. Es gelte, die Mängel des bisherigen deutschen Operngesanges durch eine richtige Gesangsentwicklung auf Grundlage der deutschen Sprache auszumerzen, den Gesang mit der Eigentümlichkeit der deutschen Sprache in das richtige Verhältnis zu setzen, die Kunstmittel der romanischen Nachbarn in das Studienprogramm mit der notwendigen Anpassung aufzunehmen. Die Vernachlässigung des Gesanges räche sich in Deutschland nicht nur an den Sängern, sondern selbst an den Instrumentalisten, hauptsächlich an den Komponisten. Wer nicht zu singen verstehe, vermöge weder mit Sicherheit für den Gesang zu schreiben, noch diesen auf einem Instrumente nachzuahmen, weshalb der Elementarunterricht im Gesang für jeden Musiker obligatorisch und jeder Sänger ein guter Musiker sein müsse. Großes Gewicht sei in der beabsichtigten Musikschule auf die Vortragskunst zu legen, welcher Zweck nicht nur die Ausbildung der Tonwerkzeuge selbst, sondern des ästhetischen Geschmacks, des eignen Urteils für das Schöne und Richtige erfordre.

„Das Klavier vermöge am besten den Gedanken der modernen Musik zu verdeutlichen und sei nicht nur das geeignetste Instrument zur Vervollkommnung des Vortrages, sondern auch dadurch das Hauptinstrument, daß unsre größten Meister einen bedeutenden Teil der schönsten Werke für das Klavier geschrieben.

„Eine ganz besondere Sorgfalt gebühre daher dem Klavierunterrichte; nur sollte dieser nach ganz andern Annahmen als bisher eingerichtet werden, um dem höheren Zweck zu entsprechen.“ Die Neugestaltung des königlichen Konservatoriums bedingte also nach Richard Wagners Ansichten die Sologesangs-, Chor-, Opern- und Klavierschule, inbegriffen die Bildung eines vollständigen Orchesterinstituts. Die Direktion der neuen „Theaterschule“ sollte einem besonders befähigten Manne anvertraut, Musteraufführungen sollten in einem Festtheater organisiert werden.

Vielfach wurden diese Pläne des großen Musikreformators in Fach- und

Laienkreisen besprochen, teils mit Bewunderung, teils mit Kopfschütteln, wie ja jede Neuerung ihre Anhänger und ihre Gegner findet.

Der hochsinnige König, welcher aus Wagners früheren Kunstschriften dessen Reformideen schon vielfach kannte, nahm lebhaftes Interesse an den Vorschlägen zur Neugestaltung des königlichen Konservatoriums und beschloß, dem Genius Wagners die Schwingen zum höchsten Fluge zu geben. Der König bestimmte die Bildung einer Kommission, die sich in ihren Beratungen und Beschlüssen auf Wagners Berichte stützen sollte. Zu Mitgliedern wurden ernannt: Hofmusikintendant Karl von Perfall, Generalmusikdirektor Franz Lachner, geistlicher Rat Nißl, Kapellmeister Richard Wagner, k. Vorspieler Hans von Bülow, die Universitätsprofessoren Heinrich Riehl und Georg Herzog, Stadtpfarrer Heinrich Leydel, Julius Mayer, Konservator an der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, und Joseph Rheinberger, Professor an der königlichen Musikschule.

Obwohl Richard Wagner gewünscht hätte, daß die Kommission ausschließlich aus Fachmusikern bestände, und obwohl er den Nichtkünstlern nur in Bezug auf administrative Einrichtung Stimmberechtigung zuerkannt wissen wollte, so gediehen doch die Verhandlungen, und man einigte sich trotz mancher Meinungsverschiedenheit, so gut es eben ging. „Mais le chemin est long du projet à la chose." sagt schon Molière im „Tartuffe" — auch die neugestaltete Musikschule trat erst 1867 ins Leben.

Tiefe Schatten verdunkelten zeitweise Perfalls sonnige Berufsstunden. Hans von Bülow, dessen Direktion 1865 die Proben zu Wagners „Tristan und Isolde" im königlichen Hoftheater übergeben waren, der 1866 als königlicher Hofkapellmeister die Aufführungen „Lohengrins", „Tannhäusers" und so weiter leitete, beanstandete wiederholt die „ungenügenden Leistungen des Orchesters, die Inkorrektheit der betreffenden Instrumentalisten und ihr persönliches Verhalten ihm gegenüber"; die Orchestermitglieder ihrerseits entrüsteten sich ob seiner nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnungen ihrer Körperschaft und des Publikums, ob der ihnen zugefügten Unbill, „denn das bisherige vorzügliche Ensemble werde durch Aufreizungen zerstört, die Freude und Opferwilligkeit des einzelnen beeinträchtigt, der unter dem verehrten Generalmusikdirektor Lachner errungene ruhmreiche Ruf angetastet".

Wie Strahlen in einem Brennpunkt zusammentreffen, liefen Klagen und Beschwerden bei der königlichen Hofmusikintendanz ein, und Perfall hatte beständig zu schlichten und zu ebnen, Verdrießlichkeiten und Widerwärtigkeiten auszugleichen.

Im November 1867 übernahm er laut des Königs Befehl provisorisch die Leitung der königlichen Hoftheaterintendanz, 1869 definitiv. 1872 wurde er zum Range einer ersten Hofcharge mit dem Prädikat Excellenz befördert und ihm der Titel eines königlichen Generalintendanten verliehen.

Am 1. Januar 1868 hatte er dem Monarchen nachstehendes Programm unterbreitet, welches durch Allerhöchstes Signat gebilligt wurde.

1. Die Feststellung des Repertoires auf der Grundlage einer bestimmten, rein künstlerischen Tendenz;

2. Die gute und allseitig korrekte Ausführung des festgestellten Repertoires;

3. Die Pflege des großen Schau- und Trauerspiels wie der großen Oper im königlichen Hof- und Nationaltheater, hiervon getrennt die Pflege des Konversationsstücks und der Spieloper im königlichen Residenztheater;

4. Die Bildung und Erhaltung eines tadellosen Ensembles als Hauptzierde einer Bühne;

5. Die Verweigerung jedes Zugeständnisses an das Publikum, wenn jenes den Einfluß der Bühne auf die Bildung und Veredlung des Volkes gefährden könnte;

6. Die Reform des Theateragenturwesens;

7. Die Gewinnung einer den künstlerischen Bestrebungen des Theaters und seiner Mitglieder wahrhaft nutzbringenden Kraft.

Als Kunstenthusiast wollte er das Theater so ideal wie möglich gestalten, jede Störung der Illusion beseitigen; die Bretter sollten die Welt nicht mehr bedeuten, sondern sein. Also hinweg Souffleurkasten, hinweg mit Vortreten nach Herausrufen bei offener Scene oder in Zwischenakten, hinweg mit Blumen- und Kränzewerfen. Kein Hamlet, Wallenstein, Mephisto, Lohengrin, Siegmund, Falstaff durfte sich mehr als Sonnenthal, Barnay, Possart, Vogl, Nachbaur, Häusser entpuppen, keine Medea, Sappho, Lady Macbeth, Brunhild als Ziegler, Bland, Wolter, Th. Vogl und so weiter.

Die Täuschung blieb aufrecht erhalten. Doch grau ist alle Theorie — die Begeisterung des Publikums erstarrte, der warme Gefühlsausdruck verlief in ein die Pausen ausfüllendes Alltagsgespräch.

Nach Jahren ließ Perfall das Verbot wieder aufheben.

Zu den Neueinführungen gehörte die elektrische Beleuchtung.

Die gedungene Claque, die schon Kaiser Nero in der raffiniertesten Weise eingerichtet hat und die noch zu den verbreitetsten Theaterkrankheiten gehört, duldete Perfall nicht. Nie stellte er ein Freibillet solcher „Scheinanerkennung" zur Verfügung.

Sein gutes Herz hieß ihn einen Hoftheatervorschuß, einen Witwen- und Waisenunterstützungsfonds gründen.

Perfall hatte das Glück, seine Wirksamkeit an den Kunstsinn eines königlichen Mäcens und an die glorreichsten Tage des jungen Deutschlands zu knüpfen.

„Leider," äußert er in dem „Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München", „gestalteten sich bald nach meinem Amtsantritte die Beziehungen zu Wagner so bedrohlich, daß der von mir hochgetragene Gedanke, der regen Teilnahme des großen Meisters an den künstlerischen Bestrebungen und Errungenschaften der Münchener Hofbühne sicher zu sein, mehr und mehr schwinden mußte. Schon am 20. Juni 1868 — dem Tage nach der Generalprobe zu den ‚Meistersingern von Nürnberg' im königlichen Hof- und Nationaltheater, gelangte an mich ein Schreiben von Richard Wagner mit dem Schlußsatze:[1])

[1]) Karl v. Perfall: „Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München" Seite 34.

„Da im übrigen, dank den glücklich vereinigten Talenten, sowie dem intelligenten Eifer des mir zugegebenen Regisseurs, alles vortrefflich ausgefallen ist, darf ich mit großer Befriedigung diese Veranlassung benutzen, Ihnen zu bezeugen, daß ich gern nun aus jeder ferneren Berührung mit dem königlichen Hoftheater ausscheide.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung empfehle ich mich Ihrem wohlgeneigten Andenken als

Ihr ergebenster

Richard Wagner.'"

Perfall war aufs höchste erstaunt über diesen solennen Absagebrief, der mit Lob begann und mit einer ironischen Kündigung endigte.

Die Veranlassung dazu war die Kostümfrage, über welche sich Wagner und Perfall nicht einigen konnten. Perfall hatte dieselbe einem Künstler von anerkanntem Rufe anvertraut und hielt sich an dessen historisch treue Skizzen, während Wagner eine andre Persönlichkeit als Autorität ausersehen hatte und deren Ermessen alles anheimgestellt wissen wollte. So setzte Perfall wohl eine kleine Verstimmung, aber keinen Bruch voraus.

Am 21. Juni fand im besagten Theater die erste Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" statt.

Ludwig II. hatte in der großen Königsloge neben sich dem Komponisten den Ehrenplatz eingeräumt. Es war ein interessanter Anblick — der jugendliche Monarch die Begeisterung in den Zügen, den Mund vor Bewunderung etwas geöffnet, den Blick der großen Augen wie in der Ekstase häufig nach oben gerichtet — daneben das scharfgeschnittene Antlitz Wagners, in dessen Ausdruck sich das Selbstbewußtsein offenbarte, die schmalen Lippen zusammengepreßt, den Blick seiner kritisch dareinschauenden Augen auf die Bühne geheftet. Bülow war als Kapellmeister wie elektrisiert. Sein Taktstock flog hin und her, seine weißbehandschuhten Hände betonten energisch die Tempi, seine Gestalt reckte sich bald empor, bald versank sie in die Partitur; mit unglaublicher Behendigkeit schwenkte er seinen Oberkörper nach rechts, nach links, in jeder Bewegung die musikalische Intention zum Ausdrucke bringend. Perfall saß beseligt in seiner Intendantenloge; er hatte seine helle Freude an Wagners Schöpfung, an dem Orchester, an Betz als Hans Sachs, an Hölzel als Beckmesser, an Nachbaur als Walther von Stolzing, an Fräulein Mallinger als Eva, an Frau Diez als Magdalena; der Gesang jedes und jeder Vortragenden war ein Meisterstück, auch die technische Regie hatte ihr Bestes gethan, und als Intendant konnte er sich sagen, zum Gelingen des Ganzen habe er mit Leib und Seele gewirkt. Der König ließ ihm seine Zufriedenheit ausdrücken, das Publikum brauste in Beifall auf.

Wagner verblieb bei seinem Groll gegen Perfall; er betrachtete ihn als Gegner und Widersacher sein Leben lang, obgleich ihn die zahlreichen, unter Perfalls Leitung stattgefundenen, „von stürmischen Erfolgen gekrönten Vorstellungen, in welchen des Komponisten Werke ohne alle Streichung zur Darstellung gelangten, eines Besseren hätten belehren können". —

Die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland war deutlich, war erzwungen von Preußen und Bismarck gewiß, gar keine feinen Unterschiede zwischen am 25. Juli 1870 im Hofzug Schlachtenbummler, Schlachtenlenker Napoleon und Bismarck. Deutsch war Staatsschlauheit, Kunststück jener englischen Zeitung nach Kopf und Kragen, Kriegsschuldfrage und — noch lange sie trete vors Forum und Tribunal. Ging auch Deutsch im Deutsch — der Kriegsschuldfrage beschäftigen sich Forschungen, das Weltgericht der Nachgeborenen.

Am 4. September 1870 Gründung der Dritten Republik, Sturz jener Zuluft über die Verhandlungen der bonapartistischen Kaiserlichen Presse ein allgemeiner Jubelruf zu Thron und Freiheit des Volkes und der Volksregierung der Franzosen. Jener Tag wurde zum Tage der verhängnisvollsten Unglücksfamen, auch Dritte Republik Brutstätte der Revanche-Idee und Rüstungen auf Rüstungen.

Am 18. Juli 1871 endlich sich im glorios Thronen eines deutschen Kaisers, der auch kein Kaiser gewesenen bourbonischen Schlages, Deutschland, Deutsches Reich und Deutsch Fürsten „Der Brieder" und Fürstlich glänbender Monarch ergeben und gemeinsam den Frieden erwarteten.

Den seitdem Jahre hatte der Krieg am Herzleid der Europa gestellt, „ob es wohl angehe, daß es einmal einer Schachtelregierung gan, ohne Kammer" Herzleid bereits der Krieg gar Freunde bei Alexander und sich bereitenden Allianz und Waffenbrüder zu der Herzenspakte bei ohne anderen Kammern" Herzleid „Herzen unser Lieblings XV." (nach Tannen, eine Freundin) ein. Die Tragödie ihrer Neuerung sich wohl Lieblung II. versank, aber nicht der Herzleid, der in der erste Schritt zu bei Kriegs „Feuerwerkerkünstlern". Viele heutigen am 4. Mai 1872 bei 12. Mai 1872 und weiter bei Zahl 212 und. Schlacht in an Bismarck Herzenspakte bei Kriegen zu Schlachtenbummler, Schlachtenlenker Napoleon bei noch alle in Verpflegung zu bei Kriegs Deutsch, zu seinen Schlachtenbummler, Schlachtenlenker Napoleon bei no

Es gehörte thatsächlich das Taktgefühl Perfalls dazu und dessen leichtlebiges, liebenswürdiges Temperament, um unter solchen Umständen volle dreizehn Jahre alles im Geleise zu erhalten und Konflikten aller Art vorzubeugen, so sehr auch die nie versagende Opferwilligkeit aller Mitwirkenden in Rechnung gebracht werden muß.

Im Auftrage des Königs setzte Perfall Racines „Esther" in Musik; obwohl sein Talent nicht dem heroischen Stil, sondern mehr einer harmonisch heiteren Richtung angehört, so bezeugte er doch durch die Komposition dieses Dramas seine musikalische Kraft, indem er die ob eines Volkes Drangsale hervorgerufenen heldenmütigen Gefühle in erhabenen Gesängen und instrumentalen Sätzen wiedergegeben hat.

Den lebendigsten Anklang fand seine Oper „Junker Heinz"; da hob er einen Schatz von Melodien, deren innerliche Wärme und Frische begeisterte, und die Eigenart seiner Instrumentation verlieh ihm das Gepräge eines Originals.

Auch seine Lieder und Gelegenheitskompositionen behaupten einen ehrenvollen Platz unter den Werken dieser Art.

Also hat Perfall viele Verdienste in produktivem, künstlerischem Sinne und als Förderer der Wagnerschen Schöpfungen. Zur vollständigen Würdigung seiner Thätigkeit muß noch einer bedeutsamen, ihm zu dankenden Errungenschaft auf dem Gebiete der Bühnentechnik Erwähnung geschehen: der Einführung der sogenannten neu eingerichteten Shakespearebühne im königlichen Hoftheater zu München, welche man kurzweg Doppelbühne nennen könnte, und wobei sich das Spiel bald auf einer „Mittel-", bald auf einer „Vorderbühne" vollzieht, der Dekorationswechsel fast unbemerkt von statten geht.

Die im Jahre 1889 daselbst erfolgte Aufführung „König Lears" erregte allgemeines Aufsehen, nicht nur im Publikum, sondern auch bei den aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeilten Theaterdirektoren und Kritikern, welche erkannten, daß die Dichtungen des größten aller Dramatiker nur auf diese Art zur vollen Geltung zu gelangen vermögen.

Der Präsident der Deutschen Shakespearegesellschaft, Oechelhäuser, gratulierte Perfall von Herzen „zu der glücklichen Idee bezüglich der neuen Shakespearebühne, welcher in der Entwicklungsgeschichte des modernen Theaters ein ehrenvoller Platz eingeräumt werden wird".

Wie geistreich einheitlich wirkten auf der neuen Bühne die „Heinriche", „Das Wintermärchen", „Was Ihr wollt", „Viel Lärm um nichts" und so weiter. Zu Possarts freier Bearbeitung des „Perikles" hat Perfall die Musik komponiert; es ist schade um die darin eingestreuten gehaltvollen Motive, denn das wahrscheinlich fälschlich Shakespeare zugeschriebene Schauspiel ist derart, daß jede daran gewandte Arbeit als „vergebliche Liebesmühe" bezeichnet werden muß.

Im Jahre 1890 wurde Goethes „Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt für die neue Schauspielbühne des Münchener Hoftheaters" von Perfall eingerichtet, und Fausts erster Teil ward gleichfalls dieser zweckmäßigen

Neuerung unterzogen. Durch die Vereinfachung fielen von Goethes herrlichen Werken die ihnen bis dahin angehängten Schlacken.

„Aber eines schickt sich nicht für alle!“ — Wo Ausstattungsluxus und Märchenpracht integrierende Bestandteile bilden, wurden sie im reichsten Maße gespendet. Zauberische Licht-, Blumen-, Wald-, Garten-, Wiesen-, Architektur- und Kostümeffekte verherrlichten „Sakuntala“, „Vasantasena“, „Urvasi“, Richard Wagners „Feen“ und so weiter.

Das von Perfall entworfene Repertoire war international: er erweiterte den Verkehr der Talente, ließ auf dem Münchener Hoftheater die Sterne leuchten, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Schiller, Goethe, Lessing, Molière, Scribe, Grillparzer, Hebbel, Lingg, Felix Dahn, Björnson, ebnete manch jungem, bedeutsamem Musiker oder Dichter den Weg, so Rheinberger, P. Cornelius, Hornstein, Zenger, Krempelsetzer, Kienzl, Ganghofer, Martin Greif, Jordan, K. Heigel, Wolzogen, Fulda, Voß, Ebner-Eschenbach, Wilbrandt.

„Wie ich mich mit Ihnen freue,“ schrieb der letztere 1872 an Perfall, „daß Ihre eigentliche Schöpfung, das Residenztheater, so herrlich gedeiht, kann ich Ihnen nicht sagen. Was für schöne Zeiten waren es, als Sie mich an dieser Ihrer werdenden Bühne, mich, den Werdenden, so lustig aufwachsen ließen! Ich werde Ihnen für Ihre Freundschaft, für Ihr immer wohlwollendes, ritterliches Intendantenherz ewig dankbar und liebevoll gesinnt sein.“[1])

Bezeichnend für Perfall sind auch folgende Zeilen Wilbrandts:

Wien, Dezember 1886.

„Ich bin wahrhaft gerührt durch Ihre herzlichen Zeilen, durch die jugendliche, erquickende Wärme, mit der Sie mir den Erfolg der Oedipus-Trilogie verkünden und die mich an die schönsten Tage unsrer Münchener Zusammengehörigkeit erinnert. Von Herzen dank' ich Ihnen für den edlen Entschluß, dieses Unternehmen zu wagen, und bin glücklich, daß der Sieg mit Ihnen war. Möcht' er Ihnen auch treu bleiben!

„Ich meinerseits sehe die siegreiche Aufführung dieser Trilogie als eine Ihrer größten, bahnbrechenden Thaten an, und ich bin überzeugt, sie wird Ihnen unvergessen bleiben.“

*

Rostock, 1888.

„Lieber Freund!

„Mir war nicht nur Ihre Annahme des ‚Meisters von Palmyra‘ eine Herzensfreude: Ihr ganzer, herzlicher Brief war mir eine wirkliche Erquickung, und die alten, schönen, nicht zu vergessenden Zeiten standen plötzlich wie in eingebrannten Farben vor mir. Ja, es wird uns gelingen, bei neuem Zusammenwirken den Goldglanz von damals wieder zu erwecken!

---

[1]) Perfall: „Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München.“

„Daß Sie so schnell und elastisch auf diese absonderliche Tragödie eingegangen sind, war mir ein gutes Zeichen und erwärmte des Dichters Herz. Möchten wir nur im Winter an der Verkörperung rechte Freude haben!

„Ich drücke Ihnen dankbar die Hand und freue mich im voraus auf die Zeit, wo ich diese Hand wirklich in der meinen fühlen werde.

„Ihr ewig getreuer

A. Wilbrandt."

Im November 1892 widmete Richard Voß dem Generalintendanten von Perfall die folgenden Verse:

„Der Ersten einer, welcher meinen Flug,
Den schwankenden und schwachen, nicht mißdeutet,
Thatst du mir auf die feierliche Pforte
Des Heiligtums, gabst Leben meinem Worte!

Du hast mich dann von Ziel zu Ziel geleitet,
Du halfst mir zu erstarken, halfst mir ringen —
So laß mich dir aus vollem Herzen bringen,
Was du ins Herz mir pflanztest: meinen Dank!
Nicht nur an diesem Tag — nein, lebenslang!"[1])

Die zwei seltenen Dinge: Anhänglichkeit und Dankbarkeit, wurden also Perfall vielfach zu teil. So schrieb ihm auch Kapellmeister Levi (1884):

„Wenn ich die zwölf Jahre überdenke, die mir unter Ew. Excellenz Führung zu arbeiten vergönnt war, so haftet meine Erinnerung nur an den vielen schönen und großen Momenten, die ich mit Ihnen und durch Sie genossen habe."

Gustav zu Putlitz nannte Perfall gelegentlich dessen „fünfundzwanzigjähriger Jubiläumsfeier" „den immer unselbstsüchtigen, zu jedem Ausgleich bereiten Kollegen und den einzigen Idealisten ihrer Vereine".

Gustav Freytag schrieb am 26. Februar 1879 an Perfall:

„Erst spät ist mir auf Umwegen die Nachricht von einer gelungenen Aufführung der ‚Fabier' zugegangen, welche Ihre Güte mir gegönnt hat. Mit Ueberraschung und Freude habe ich vernommen, daß Sie das schwierige und düstere Stück Ihrer Bühne zugemutet; auch Sorge war dabei, daß Ihnen Ihre wohlwollende Absicht vom Publikum nicht in der Weise gedankt werden wird, wie Sie wünschen müssen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen, die Zahl derer, welche so herbe und — wenn der Dichter das sagen darf — schwere Kost mit wirklichem Genuß aufnehmen, ist sicher auch in München nicht groß. Und wenn es auch gelingt, für eine oder zwei Vorstellungen den Beifall ernster Theaterfreunde zu gewinnen, so ist doch anzunehmen, daß sehr bald die Freude der Darsteller durch leere Häuser gedämpft wird.

„Als ich das Stück schrieb, war ich mir wohl bewußt, daß ich dem Publikum Fremdartiges bot und daß es ganz besonderer Umstände bedürfen werde, um

[1]) Perfall: „Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München."

die Wirkungen den Zuschauern wert zu erhalten. Soweit ich ein Urteil habe, ist dauernder Erfolg nur dann zu hoffen, wenn der Heldenvater die Rolle des Konsuls mit bester Kraft herauszutreiben weiß, und demnächst, wenn dem Regisseur gelingt, einen eigentümlichen Kreis von Effekten zur vollen Geltung zu bringen, welche seither in unseren Dramen nur selten benützt und nirgend eingeübt sind, das Chorsprechen (der Fabier) vierstimmig und im Zusammenklang vieler Stimmen.

„Dieser Concentus gibt ja nicht die höchsten Wirkungen des Dramas; aber er vermag — gut eingeübt — allerdings allerlei zu bewirken, wovon die meisten Leser keine Ahnung haben.

„Sollte aber auch Ihre Bühne das Stück nicht zu bewahren vermögen, seien Sie überzeugt, daß ich mit herzlichem Dank Ihnen für Ihre gütige Gesinnung verbunden bleibe. Es ist nicht zum ersten Male, daß mir Ihr Wohlwollen eine Freude bereitet hat, und ich bin längst gewöhnt, mit Achtung und Dank auf Ihre Thätigkeit zu schauen.

„Bewahren Sie auch für die Zukunft Ihr Wohlwollen

„Ihrem ergebensten

Freytag.“ [1])

*

Perfalls Familienleben ist glücklich zu nennen, wenn er auch den Tod seiner ersten Gemahlin tief und aufrichtig betrauerte und seine überschäumende Freudigkeit einen bleibenden Riß dadurch bekam.

Geschätzt von König Ludwig II., sowie von dem Prinz-Regenten, welche ihn durch Verleihung von Würden und Aemtern auszeichneten, geehrt und gerne gesehen von Hohen und Niederen, von Freunden und Untergebenen, kann Perfall im Alter wie dereinst in seiner Jugend singen:

„Ecce quam bonum!“

---

[1]) Perfall: „Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München.“

Wozu brauchen wir eine Flotte?

Ein offenes Wort an den deutschen Reichstag.

Von

M. v. Brandt,

Kais. Gesandter a. D.

Es war eine zweischneidige Erklärung, die der Freiherr v. Marschall abgab, als er im Reichstage sich dahin aussprach, daß der Deutsche, der ins Ausland ginge, dies auf seine eigne Verantwortung thue: zweischneidig, denn während sie dem Reichstage die Ueberzeugung geben sollte, daß die Regierung sich nicht auf abenteuerliche überseeische Reklamationen einlassen werde, war sie ganz dazu angethan, unsre Landsleute im Auslande recht- und hilflos fremder Willkür auszuliefern. Dem Wissenden freilich konnte darüber kein Zweifel sein, daß diese Erklärung mit einem recht großen Korne Salz zu verstehen sei, denn wo die deutsche Flagge über einem Konsulat oder einer Gesandtschaft weht, hat jeder Deutsche das Recht, ihren Schutz anzurufen und zu beanspruchen. Nicht daß es die Aufgabe des Reichs wäre, jede Forderung zu unterstützen und jede Beschwerde durchzuführen, aber wo eingehende, ruhige, pflichtmäßige Prüfung ergeben hat, daß ein Deutscher in seinen Rechten gekränkt und der gewöhnliche Rechtsweg ihm versagt worden ist oder sich als unzulänglich erwiesen hat, muß das Reich für ihn eintreten und wird es, wenn nicht anders, so unter dem Druck der öffentlichen Meinung. Man glaube auch nicht, daß eine derartige Haltung oft zu Konflikten führen werde; in zweifelhaften Fällen wird sich fast immer eine schiedsrichterliche Entscheidung herbeiführen lassen, und wo die Zustimmung zu einer solchen wie zu jeder billigen Genugthuung verweigert wird, dürfte in den bei weitem meisten Fällen schon die Anwesenheit von ein paar Schiffen zur Erledigung der Angelegenheit genügen. Um dieselben aber rechtzeitig an Ort und Stelle zu haben, müssen wir über eine Anzahl disponibler Schiffe in der Heimat verfügen können und nicht gezwungen sein, eine Station zu entblößen, um eine andre zu besetzen.

Wer Gelegenheit gehabt hat, sich von dem Einfluß zu überzeugen, den die, man könnte sagen: passive Aktion von Kriegsschiffen auf die Entwicklung und Erledigung verwickelter Angelegenheit in Ländern auszuüben pflegt, deren Bewohner und Regierungen als nicht voll auf dem Boden westlicher Zivilisation stehend zu bezeichnen sind, wird sich der Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Vorhandenseins maritimer Kräfte an den Küsten solcher Länder nicht verschließen. Die Restauration des Mikados und der sich daran schließende Bürgerkrieg in Japan würden für die Fremden ganz andre, schwerwiegendere Folgen gehabt haben, wenn nicht die Anwesenheit der fremden Geschwader sehr wesentlich

dazu beigetragen hätte, die gefährlichen Elemente im Zaume zu halten; dasselbe läßt sich von China sagen, wo dieselben Ursachen während des französisch-chinesischen Konflikts 1883—85 und des japanisch-chinesischen Krieges 1894—95 gleiche Wirkungen hervorgebracht haben. Auch die christen- und fremdenfeindliche Bewegung 1891 würde ohne die Anwesenheit der fremden Kriegsschiffe nicht auf das Yangtsze-Thal beschränkt geblieben sein, und Tientsin würde längst eine Wiederholung der Massacres von 1870 gesehen haben, wenn nicht fortwährend fremde Kriegsschiffe dort verkehrten und regelmäßig dort überwinterten. Und um von Kleinerem zu sprechen: auch die Reklamation wegen der Ermordung des Kapitäns und der Mannschaft des deutschen Schiffes „Anna" und der späteren Plünderung des Schiffs in China in den siebziger Jahren verlief nur deswegen so günstig, weil das fliegende deutsche Geschwader unter dem Kommodore Grafen von Monts rechtzeitig erschien. Alle diese Erfolge waren unblutige; sie werden es auch in Zukunft sein, wenn die „Ueberredung" auf der Reede liegt.

Die beleidigenden Angriffe gegen das Reich, von denen die englischen Blätter seit einiger Zeit überfließen, können uns kalt lassen, ebenso wie die unfreundliche Haltung einzelner Parteien und Politiker in den Vereinigten Staaten, aber wir dürfen uns der Möglichkeit nicht verschließen, daß eines Tages ein Zwischenfall, an dem wir ganz unschuldig sind, uns vor die Frage stellen kann, zwischen einer für unsre ganze politische Stellung maßgebenden Demütigung und offenen Feindseligkeiten zu wählen. Daß man in einem solchen Falle ganz besonders in England darauf rechnet, ohne eigne Gefahr unserm Handel und unsrer Schiffahrt den größtmöglichen Schaden zufügen zu können, ist durch die englische Presse hinlänglich bekannt, aber man würde dort der Eventualität eines ernsten Zerwürfnisses mit uns vielleicht weniger ruhig ins Auge sehen, wenn man wüßte, daß wir eine, wenn auch kleine Anzahl der besten und schnellsten Kreuzer besäßen und entschlossen wären, dieselben rückhaltlos zur Schädigung der Schiffahrt unsers Gegners einzusetzen. Kein Staat der Welt, auch nicht England, kann seine Handelsflotte gegen die Kreuzer eines entschlossenen Gegners schützen, aber auch der kleinste Staat kann sich eine Marine schaffen, die die stärkste Seemacht veranlassen wird, es sich zweimal zu überlegen, ehe sie ihre Handelsflotte den Angriffen von einem halben Dutzend Alabamas aussetzt.

Die Weltgeschichte bleibt nicht stehen, und wenn die verschiedenen Mächte sich früher wegen einzelner überseeischen Plätze und Kolonien bekriegten, handelt es sich heute manchmal um das Schicksal großer Teile eines Kontinents. Der Beteiligung an solchen Fragen kann sich keine Großmacht entziehen, auch wenn ihr nichts ferner liegt als der Wille, eine abenteuerliche Weltmachtspolitik zu treiben oder abenteuerlichere Eroberungspläne zu verfolgen. Aber es ist ein Gebot der ökonomischen Selbsterhaltung, nicht zu gestatten, daß unsrer Industrie und unserm Handel größere Gebiete verschlossen oder nur unter erschwerenden Bedingungen geöffnet werden, und um dies zu verhindern, müssen wir auch zum Beispiel im fernen Osten ein wünschenswerter Bundesgenosse sein können, dessen

Stimme bei den endlichen Beschließungen gehört wird, ohne daß er sich deswegen der Gefahr eines kontinentalen Krieges auszusetzen brauche.

Was endlich den Schutz der deutschen Küsten anbetrifft, so gewährt der Nordostseekanal einer kleinen kompakten Flotte die Möglichkeit, viel größeren, aber getrennten Kräften des Gegners erfolgreich begegnen zu können. Außerdem bietet die Nähe unsrer Kriegshäfen, Docks und Werften uns Vorteile, die dem Gegner abgehen und die ihn daher immer zu größerer Vorsicht zwingen werden, denn ein ernsthaftes Seegefecht wird auch ein siegreiches Geschwader nötigen, sich wenigstens für einige Zeit nach den eignen Häfen zurückzuziehen.

Die Frage der Organisation unsrer Marine wird voraussichtlich binnen kurzem dem Reichstag vorgelegt werden; derselbe hat Zeit gehabt, die Ueberraschungen und Reibungen der letzten Session zu verwinden, und das deutsche Volk erwartet von ihm, daß er ohne Voreingenommenheit an die Frage herantrete, sie eingehend und sachgemäß prüfe und nach Maßgabe des erkannten Bedürfnisses innerhalb des Rahmens der vorhandenen Mittel an Menschen und Geld und der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie entscheide. Die Flottenfrage ist weder eine rein seemännische noch eine ausschließlich militärische; sie interessiert in gleichem Maße alle heimatlichen Kreise wie die Deutschen im Auslande, denn eine ausreichende, auf dem höchsten Punkte der Ausbildung stehende Flotte ist ebenso eine Garantie für die Erhaltung des Friedens wie ein wohl ausgerüstetes, schlagfertiges Heer. Das Ausland bietet uns das Bild widerlicher parlamentarischer Parteikämpfe; möge unser Reichstag im Gegensatz zu denselben es an einer würdigen und ernsten Behandlung der an ihn herantretenden Fragen nicht fehlen lassen; er hat schon oft ein offenes Ohr und eine offene Hand für wirkliche Bedürfnisse des Heeres und der Flotte gehabt; er wird dem Vaterlande auch diese Waffe nicht versagen.

Wiesbaden, im November 1897.

Entnervung durch das moderne Leben.

Von

Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien.

Es ist eine allgemeine, täglich neu sich wiederholende Klage, daß die Menschen von heute allsamt „nervös" sind, daß die Nervosität ganz maßlos überhand genommen hat. Bevor ich auf Grund oder Ungrund dieser Meinung einzugehen mich entschließe, sei es mir vergönnt, den Begriff der „Nervosität" erst

näher zu fassen. Ich glaube keinen geschichtlichen Irrtum zu nähren, wenn ich das Auftauchen dieses Wortes in Laienreden auf jenen Zeitpunkt zurückdatiere, da der Amerikaner Beard uns Begriff und Symptome der Neurasthenie gelehrt hat. Mit einem Schlage ward da nämlich eine Reihe von Erscheinungen, die man bis dahin irrig gedeutet und auf organische Erkrankung zurückgeführt hat, als durchaus harmlos, „nervös“ bezeichnet. Ich will hier nicht eingehen auf die nachfolgende greuliche Verwirrung der Begriffe, auf die vielfache Verwechslung der Beardschen Neurasthenie mit der Hysterie und „Nervosität“, sondern mich einzig damit begnügen, den heutigen Standpunkt zu präzisieren, wie wir ihn nach den grundlegenden Aufklärungen von Siegmund Freud wohl einnehmen müssen. Da können wir sagen: was der Laie mit einem nicht sonderlich gut gewählten Namen als „Nervosität“ zu bezeichnen pflegt, begreift in Wirklichkeit eine ganze Gruppe von Nervenkrankheiten in sich. Vorerst die von alters her wohlbekannte Hysterie, sodann die echte Neurasthenie, die Angst- und die Zwangsneurose und endlich noch die einfache, unkomplizierte Nervosität, die noch keiner ausgesprochenen Krankheitsform angehört. Von diesen Formen ist die Hysterie, die echte Neurasthenie und die Zwangsneurose auch heutigentags wohl schwerlich häufiger, als sie zu allen Zeiten gewesen — man denke nur an die Massenhysterien früherer Jahrhunderte. Nur daß wir die Symptome der genannten Krankheit in unsern Tagen teils überhaupt erst, teils weit genauer kennen lernten, als dies vordem der Fall gewesen, und jetzt so häufig Neurose sehen, wo unsre Vorärzte an alles mögliche andre dachten. Doch wirkliche, unzweifelhafte Zunahme ist für die letzten zwei Formen nachweisbar: die Nervosität und die Angstneurose.

Forschen wir nun nach den Gründen dieser Zunahme, so steht wohl obenan das moderne Leben. Man darf es kühn und ungescheut aussprechen: Wenn jemand einen hohen Preis auf die Lösung setzte, wie unser Leben zu gestalten wäre, um möglichst viel Nervenkranke zu zeugen, es ließe sich schwerlich ärger ersinnen, als moderne Großstadtmenschen es freiwillig treiben. Man kann die Schädlichkeiten des modernen Lebens mit Leichtigkeit in zweierlei Gruppen sondern. Die erste möchte ich die Gruppe der notwendigen Schädlichkeiten heißen. Das sind jene nämlich, die von dem Fortschritt der Menschheit und ihrer Entwicklung unzertrennlich sind. Zu diesen notwendigen Uebeln aber gesellt sich als zweites die Gruppe der künstlich erst großgezogenen. Und gar nicht selten endlich kommt es dann vor, daß natürliche und Luxusschädlichkeit in eins zusammenfließen, daß ihre Grenzen kaum mehr zu scheiden sind.

So befremdend es für den ersten Augenblick sein mag, so ist es doch unzweifelhafte Wahrheit, daß der Fortschritt der Menschheit schon an und für sich eine Nervenschädlichkeit ist. Ich will dies an einem einzigen Beispiel demonstrieren. Zu den edelsten Bestrebungen und wahrlich nicht der schlechtesten Menschen gehört es bekanntlich, ein jegliches Wissen ihrer Zeit in sich aufzunehmen. Nicht umsonst ist die Faustsage oder, besser gesprochen, der Mythos von dem Menschen, der nach Erkenntnis dürstet, so allgemein zeitlich und örtlich verbreitet. Hat doch schon Adam nach der sinnreichen Legende des Monotheismus dieses Trieb-

nach Erkenntnis mit dem Verlust des Paradieses bezahlen müssen. Kein Zweifel also, der Drang nach Wissen ist ebenso alt wie das Menschengeschlecht selber. Doch wie schwer ist es heutigentags, wirklich zu wissen! Noch Aristoteles konnte als Polyhistor gelten, der jegliches Wissen der damaligen Zeit in seinen Gehirnzellen aufgespeichert hatte. Ein Polyhistor aber ist man heute selbst dann nicht mehr, wenn man sämtliche Lebenszeit ans Lernen gewandt hat. Oder man kann sich auch als Vielwisser bezeichnen, so man nur alles in sich aufgenommen, was ein winziges Spezialgebiet zu Tage gefördert hat. So ungeheuer ist der Stoff des Wissens derzeit schon angewachsen. Und nun nehme man die gewaltigen Anforderungen, die solches Lernen, ja selbst nur das Streben, ein „Gebildeter" zu werden, was ja vor allem die Aufgabe der Mittelschule bildet, an die Gehirnleistung der heutigen Menschheit stellt. Vor mehr als einem Jahrhundert schon, eh' an die Einführung der allgemeinen Schulpflicht auch nur gedacht ward, als die Gymnasien noch nicht entfernt die heutige Menge von Wissen verzapften, zu einer Zeit endlich, da die meisten Wissenszweige teils gar nicht vorhanden, teils embryonal entwickelt waren, schon damals also schrieb der scharfsichtige Lichtenberg: „Das viele Lesen ist dem Denken schädlich. Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die ich habe kennen gelernt, die, welche am wenigsten gelesen hatten." Wie aber ist seitdem erst der Lese- und Lernstoff wildbachmäßig angeschwollen! Auch derjenige, der gar nicht den Ehrgeiz nährt, als Gelehrter zu gelten, lernt heute ganz unvergleichlich mehr als der Gebildete früherer Jahrhunderte. Ja, selbst der Spießer von heute, der gar keine geistigen Interessen kennt, liest dennoch täglich zweimal sein Leibjournal und hie und da wohl noch andre Blätter. Er muß also geistige Arbeit leisten, an die sein Ebenbild vor hundert Jahren noch gar nicht gedacht hat. Die Beispiele ließen sich beliebig mehren. Ich könnte hinweisen auf die enorme Entwicklung der Telegraphie und Telephonie, auf die grundlegende Umwälzung, die Dampf und Elektricität, die technischen Errungenschaften unsers Jahrhunderts in der Lebensweise des Menschen und, was uns vor allem hier interessiert, in den Ansprüchen an sein Nervenkapital hervorgebracht haben. Und das alles geschieht im Namen des Fortschritts, durch die natürliche Entwicklung des Menschengeschlechtes, das manchmal freilich nur auf Zickzackwegen, aber immer doch unverkennbar vorwärts schreitet!

Doch wie erklärt sich denn die merkwürdige Thatsache, daß der Menschheit just jener Umstand zum Verderben wurde, der zur Vervollkommnung derselben zu führen bestimmt schien? Lehrt nicht der Darwinismus, daß jedes Organ, auch das unsers Denkens, sich jeweils anpaßt an äußere Bedingungen, und erweisen nicht thatsächlich zahlreiche Skelettfunde, daß der Rauminhalt des menschlichen Schädels und damit auch des ausfüllenden Gehirnes selbst in historischer Zeit noch wesentlich zugenommen hat? Und trotzdem vermag das Gehirn so vieler den maßlos gesteigerten Ansprüchen nicht nachzukommen! Die Lösung ist auch hier eine streng darwinistische. Wohl trägt auch der rastlose Kulturfortschritt, die ständige Geistesübung, die zahllosen Erfindungen, die täglich gemacht werden,

zur Fortentwicklung des Gehirnes, zu steter Vollendung des Menschengeschlechts bei. Aber der Kampf ums Dasein rastet und rostet nicht. Sowie in der Tierwelt der aufsteigende Organismus erkauft werden muß mit dem Untergang von Millionen gefallener Existenzen, so müssen auch Tausende von Menschenhirnen entarten und zu Grunde gehen, damit ein einziges, besser begabtes, das Gehirn eines Genies der Vollendung zustrebe.

Der Fortschritt der Menschheit also wird wahrlich teuer genug bezahlt, bezahlt mit dem kostbarsten Gute der Schöpfung, mit unschätzbarem Gehirnmateriale. Doch nicht umsonst unterscheiden wir uns von der übrigen Tierwelt: in einem Punkte sind wir voraus: wir erzeugen auch künstlich uns selber Schädlichkeiten. Wozu das Tier von Natur aus zu klug ist, sich selber die Gesundheit mählich abzugraben, das leistet sorglos der denkende Mensch, der ist darum homo sapiens heißt. Oder meint man, ich übertriebe, ich wählte die Worte, um Wirkung zu haben? Nun denn, ich will meine Meinung durch Fälle des Alltagslebens erweisen. Was würde ein vernünftiges Wesen wohl thun, das geistig sich eben sehr stark bethätigt, um wieder ins Gleichgewicht der Kräfte zu kommen? Es wird dies suchen in körperlicher Entladung, in Feld und Wald sich neue Spannkräfte zu erwerben trachten für des kommenden Tages Mühen und Sorgen. Was aber thut der moderne Großstadtmensch, die erschöpften Nerven neu zu beleben? Er sucht Erholung in aufregender Kartenpartie oder im Nervenkitzel des Wettrennspieles. Ist er begehrlicher veranlagt, so geht er ins Theater, natürlich nicht zu reizlos-klassischer Hausmannskost — die überläßt er willig der „reiferen Jugend" —, sondern zu gepfeffertem Ehebruch und überwürztem Schmutze. Die besser gearteten Naturen endlich, die wandern des Abends bildungshungrig in allerlei Vorträge und häufen so neue Arbeitslast auf die alte Arbeit der Werktagsprosa. Wie wenige verstehen es doch, sich vernünftig zu erholen!

Vernünftige Erholung! Es giebt kaum Nötigeres in unsern Tagen! Das ist wahrlich nicht zu viel gesagt, wie mancher wohl glauben könnte. Denn das hervorstechendste Merkmal unsrer Zeit ist der Zug zur Vergeistigung. Es besteht schon in der heutigen Gesellschaft ein ungeheures Uebergewicht der geistigen Thätigkeit über die physische und körperliche, und vielleicht ist die Zeit nicht allzuferne mehr, wo physische Arbeit nur noch von Maschinen wird geleistet werden. Wie ungeheuer und maßlos nahm in unserm Jahrhundert nur die Zahl der rein geistigen Berufe zu, die jedweder körperlichen Ergänzung entbehrten! Tausende und Abertausende und durchaus nicht der schlechtesten Kräfte absorbiert die Presse. Der Journalismus ist ein Moloch, der von Jahr zu Jahr mehr Opfer fordert. Und wenn er dabei nur an Inhalt gewänne! Aber leider entwickelt er sich noch weit mehr in die Breite als in die wünschenswerte Tiefe. Ist es doch heutzutag schon dahin gekommen, daß jeder Stand und jegliches Handwerk sein eignes Fachjournal besitzen muß. Und Gevatter Schneider und Handschuhmacher, der gestern noch ehrsam mit Zwirn oder Leder im Laden hantierte, ist über Nacht ein Schriftleiter worden! Das ist so ein Uebergang des physisch arbeitenden Handwerksmannes zum geistig sich regenden und ausgebenden Cerebralmenschen.

In weit größerem Maßstab vollzieht sich ein ähnlicher Uebergang bei jenem Teile der Arbeiterschaft, der der Sozialistenpresse oder dem politischen Leben sich weiht.

Wir stehen hier unversehens vor zwei großen Schädlichkeiten für das Nervensystem, die so recht eigentlich unserm Jahrhundert angehören: dem Ueberwuchern des Litteratentums und der Maßlosigkeit des politischen Lebens. Welch kolossale Wandlung ist nur in den letzten Decennien im deutschen Schrifttum vor sich gegangen! Ehmals vermochte selbst ein Schiller nicht von der Litteratur zu leben; Lenau, Kleist und Hölderlin mußten den Versuch dazu mit Leben und Gesundheit zahlen; heut aber ist jene für viele schon eine treffliche Melkkuh, die sie mit Butter, und zwar mit recht viel Butter, versorgt. Aber wie hat die Muse auch ihr Antlitz verändert! Man lebt nun in der Regel nicht *für* die Dichtkunst mehr, sondern leider nur allzu oft schon *von* derselben. Der Schiller der gemeinen Wirklichkeit, nicht jener der verklärenden Erinnerung, war zunächst und vor allem Universitätsprofessor, Grillparzer Archivdirektor und Goethe Minister, und zwar alle drei trotz ihres hohen Dichtergenies. Die Muse war ihnen ein liebwerter Gast, dem sie die geheiligtesten Stunden ihres Daseins verdankten; den Modernen ist sie Beruf und Gewerbe, die oft nur unwillig gerufene, verdrossene Magd, so ihm fette Honorare einsacken soll. Dort also ein ehrsam bürgerlicher Beruf, der trotz intellektueller Beziehungen den Geist noch immer genügsam ruhen ließ, hier ein rastloses Spornen und Antreiben des Gehirnes. Dort Gleichgewicht und Erholung, hier einseitige und darum zerstörende Ueberarbeit.

Man kann dieses Gegengewicht eines bürgerlichen Berufes nicht hoch und bedeutsam genug veranschlagen, zumal in jenen nicht seltenen Fällen, daß der Dichter noch gleichzeitig ein schwer Belasteter ist. Denn wenn ein solcher nun ausschließlich dichtet, fast ununterbrochen nur geistig thätig ist, dann liegt die Gefahr einer vorzeitigen Erschöpfung und einer Entartung des Gehirnes nahe. Das war der Fall bei Kleist und Hölderlin, Lenau und Ludwig. Und wenn unserm Grillparzer, dem unter allen mir bekannten Dichtern wohl die schwerste Belastung nachzuweisen, dann trotzdem und gleichwohl der Wahnsinn erspart blieb, so bin ich geneigt, dies zurückzuführen auf sein bürgerlich Amt, das ihm Halt und Entlastung zu bieten geeignet war. Gerade bei Hereditariern vermochte ich den hochgradigen Associationswiderwillen als ein konstantes, fast nie zu vermissendes Zeichen aufzudecken. Ganz sicher hängt auch das stundenlange Kaffeehauslungern gar mancher Litteraten mit diesem Verknüpfungswiderstand zusammen, mit der unüberwindlichen Scheu vor bindender, geregelter Thätigkeit. Bei der großen Mehrheit freilich, die unbelastet, ist dies Genialthun nur platte Nachahmung oder wohl auch einfach bloß schnöde Faulheit. Auch das endlose Zeitungslesen sowie die Fachsimpelei im Litteraturkaffeehaus, beides Dinge, die ebenso unnütz als gehirnanstrengend, sind als Schädlichkeiten nicht gering zu veranschlagen, zumal bei Belasteten und solchen Leuten, die dort sich angeblich Erholung suchen. Und zu welchem Heere sind erst die Litteraten in Deutschland angeschwollen!

Wenn man bei diesen, scheinbaren Mängeln, doch anfängt bey derselben Ver-
hältniss zum Ganzen, und nicht zum Einzelnen aufsteigen Verfahren, so wird
sich Ehrfurcht vor der Zauberkraft der Gränzbestimmung, die sich nur im
Unendlichen verliert, und doch nur in Endlichkeit ausgedrückt werden kann, ein-
finden. Man sieht, wie sich Ton und Laut immer entgegenstehen, und doch
beyden Theilen eine Art von Einheit zugesichert ist. Man hat sich daher nicht
zu wundern, wenn man Gränze zu erreichen verspricht, da in der Mannigfalt
dennoch Einheit, Einheit aber in der Mannigfalt gefordert wird, wenn
Gränzbestimmung, Gränze selbst, nur als Gränze gedacht werden kann.

Nach der politischen Tagesfrage: Gränzen setzen? Ich weiss hier
nur eine Weise zu sprechen, die nicht in den höheren Wirkkreis gehört, sondern
wenn jenen geringen Abständen, die bereits im besitzlichen Übereinkommen stehen, die
unendliche Gränze, wenn Ehrfurcht, Zuneigung, Liebe, Treue und Glauben sich
hinzu setzen Vermögen. Und wie dergestalt sich beyde Gebietsstaat wenig bis zu
gänzlicher Berührung, gänzlicher Berrede, gelangen, kann man sich leicht vor-
stellen; denn beydes, Gränze, die sehr leicht auch einen gemeinen, unmöglich gefolgten Ein-
gebrüch erlangen kann, und Gränzlose, zugleich bleibt nicht selten ohne Ein-
gegriffen. Denn zugleich auch zutreffend gedacht sich bey Gränzverhältnissen Ein-
heit in den unterschiedlichen Bestimmungsfreyheiten, selbst wenn solche gegen
Übereinkommend seien. Auch so ist nicht weiter als von höherer Gränze, in
der Voraussetzung beschränkt von Jahr zu Jahr immer höher anzuwachsen zum
Ende, wo Gränze, beyderseits bestimmt, keine Gegenwirkung mehr Zweck hat Ver-
bindung des Widersinn ist. Eine unbestimmte Freundschaft kann auch ein ganz
Monument in den Augen besitzen. Ob ich, daß ich Gränzsteine setzen, Gränzen
gebrochen als jene Barriere, bey der Regierung anbringe. Und hat, wenn gleich
natürliches Verhältniss gegeben, diese Gränzung keine, so ist Gränzbestimmung
und vorgeblicher Mangel des höheren Einheitsgefühl weiden, die übrigerseits weder
ein Übereins Verbrechen sind. Mit hoher Wissenschaft haben gegenwärtig, bei
unterschiedlichen Wechselerwägungen gegenwärtig, man weniger bekanntlich weit
bey einer Gränzbestimmung, als von der bey allen einzelnen Bestimmungen.
Die übermäßige Erfüllung, die anderen Gränzen auf allen Theilen gegen-
wärtig, hat in unterschiedlich Fragen gestellt, daß bey Übereinkunft und Gränzen
jemals zu sprechen und anzuhören, gern ausgehoren überhaupt genommen hat.
Ehrfurcht Gränz beim hier der Wirkkeit, schöne Gränzen, der Ton und Wissen. Die
dem Wirklichkeit will dieser Dinge in Ihnen bereits viel gedichteten Gränzen, ist
ob man wenig erfassen kann, bei beschäftigtem Übereinkommen zu verlieren. Man
erkennt Gränzen wichtige ich die Zauberkraftmittel Gränzen. Die Zeit wird man nach
Übereinkommen über jenen Gränzlos, daß mein Gränzbereich und verwerfen Sinn
abwesend Meinungen und all Meinen empfehlen Mitmachungen bedingen, und daß
manchmal beide Gränzen zum Glauben und Freundschaft machen, bereits Ihre Ver-
hältnis von Gränze und ein Freundschaft tun. Und ich beispielsweise der Zeit in
Gränze und Ihre, während Einmal Gränze, was mir gewerblich weiten, mit
Gränzlosen Gränze und Zeichen und den Gränzlosen, übersehen Meinen Meinungen.

In der Weise der Kulturgeist gehört auch jenes hohe Gränzlos, das sonnenhafte

Folge der Fehlentwicklung ist, die das moderne Liebesleben genommen hat. Während die bisher genannten Schädlichkeiten vorzüglich die Nervosität verursachten und höchstens noch die übrigen Neurosen förderten, so stehen wir nunmehr vor den wesentlichsten Gründen der Angstneurose. Auch von dem Liebesleben gilt, was ich oben von der modernen Lebensart überhaupt geäußert habe: es ist so unzweckmäßig als möglich eingerichtet. Vor allem ist es eine schwere Schädigung, daß die Heiratsmöglichkeit just bei den höchstentwickelten Männern, die ja hauptsächlich Träger des Kulturfortschrittes sind, sich von Jahr zu Jahr immer weiter hinausschiebt. Die gesteigerte Lernzeit, die erschwerten Existenzbedingungen, die schärfere Differenzierung endlich und damit die verminderte Befriedigungsmöglichkeit seiner höheren Gefühle sind die steten Ursachen dieser Allgemeinerscheinung. Weil ihm aber die Möglichkeit benommen wird, zeitig zu heiraten, so wird er um so leichter eine Beute jener häufigen Uebel, die in ihren Konsequenzen für das Nervensystem oft so furchtbar ominös sind. Aber selbst in dem Falle, daß er nicht zu spät an die Gründung eines eignen Herdes schreitet, sind Fehlgriffe und Irrtümer an der Tagesordnung. Es ist zum Beispiel verhängnisvolle Unsitte, die Brautzeit übermäßig auszudehnen. Denn solche Verschleppung über viele Monate, ja selbst vielleicht über Jahre hinaus legt zumeist den Keim der Angstneurose, und zwar bei jedem der beteiligten Faktoren. Ganz ähnliche Schädlichkeit ist ferner der Malthusianismus. Das Streben, die Zahl der Kinder auf zwei zu beschränken, beziehungsweise die unzweckmäßigen Mittel hierzu sind gang und gäbe, sind die häufigste Schädlichkeit in modernen Ehen. Diese Noxe ist meiner Erfahrung nach derart verbreitet, zumal in der verderbten Atmosphäre der Großstadt, daß die allgemeine Klage über die steigende Nervosität zu wahrlich keinem geringen Teile auf jene einzige Schädlichkeit zurückzuführen ist. Wenn nun noch, wie im modernen Leben so verteufelt häufig, gar mehrere Aetiologien miteinander konkurrieren, dann kommt es zu einem gemischten, einem doppelgesichtigen Krankheitsbilde, zum Beispiel der Nervosität plus Angstneurose.

Und wie stellt sich die Zukunft des Menschengeschlechtes dar, die ja vornehmlich abhängig von der Entwicklung des Gehirns ist? Wird letzteres derart an Kraft gewinnen, um jeder Schädlichkeit gewachsen dazustehen, oder wird die fortschreitende Entnervung schließlich noch zur Entartung führen und damit zum Aussterben des Menschengeschlechtes? Ich glaube, auf diese Fragen, die geradewegs zur Behandlung der Neurosen leiten, eine tröstliche Antwort geben zu dürfen. Ich glaube, daß unser Gehirn im Kampfe bestehen wird, weil durch stete Anpassung und fortwährende Uebung dasselbe immer leistungsfähiger werden muß. Und was diese Faktoren gesät und ermöglicht haben, das wird die Vererbung dann dauernd fixieren. Aber *eine* Bedingung muß Erfüllung finden, eine wahre conditio sine qua non, ein unumgängliches, strittes Erfordernis. Die fortschreitende Entwicklung des Menschengehirns kann sehr wohl genügen, um den *natürlichen* Kulturfortschritt ohne Schaden zu tragen und dessen gesteigerte Ansprüche an unsre Nerven. Es ist also keineswegs unbedingt nötig, auf jegliche Segnung der Zivilisation zu verzichten, sich in den idealen Naturzustand

Jean Jacques Rousseaus [1]) und des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuschwindeln, um Nervengesundheit auch fürderhin zu behalten. Nur muß eine jede überflüssige, das heißt von der Zivilisation nicht abhängige Schädlichkeit vermieden werden, eine vernünftige Erholung und Hygiene beobachtet und den erschöpften Nerven Zeit gelassen werden, sich wieder völlig zu restaurieren. Die Parole der Zukunft muß also lauten: Prophylaxe und Hygiene, Vorbauung der Nervenkrankheiten und Gesundheitsregeln für das Nervensystem.

Diese Regeln hier sämtlich namhaft zu machen, kann nicht Aufgabe dieses Artikels sein. Nur die Richtung, in der sie sich zu bewegen hätten, will ich hier in wenigen Worten streifen. Es sind vornehmlich die uralten Heilfaktoren, die bestanden haben, seitdem die Erde besteht, seitdem sie wohnhaft wurde für lebende Organismen: Licht, Luft und Wasser. Und warten darf man nicht, bis allerlei Neurosen zum Ausbruch gekommen, sondern muß sie ersticken, sowie sie nur merkbar, oder besser noch verhindern, daß sie überhaupt werden. Es ist ein guter deutscher Kernspruch: Besser bewahrt als beklagt. So manche schwere Neurose, die schließlich zur Verzweiflung und zum Selbstmord führte, wäre gleich zu Anfang unterdrückbar gewesen durch vernünftige Maßregeln und entsprechende Schonung. Die fortschreitende Hygiene hat uns den wohlthätigen Einfluß gelehrt, den lichtreiche, luftige Wohn- und Arbeitsräume besitzen. Die Sonne, der Quell alles Lebens auf dieser Erde, die letzte Endwurzel jeglichen Geschehens, wird neuerdings immer mehr auch als Heilfaktor geschätzt, der sie im Bewußtsein des Volkes eigentlich schon von jeher gewesen. Wie bedeutsam ferner gesunde, unverdorbene, freie Luft ist, vermag man am besten daraus zu erkennen, daß sie der beste Regenerator ist für irgendwie erschöpfte Nerven. Wer irgend einmal nach angestrengter Geistesarbeit sich eine Stunde in freier Gartenluft erging, der hat dies sicher schon an sich verspürt. Die Erkenntnis dieser hohen Restaurationskraft dringt von Tag zu Tag in weitere Kreise. Bei der Anlage von Städten wird jetzt sorgsam geachtet auf große Luftreservoirs in Gestalt von Gärten, Parks und Waldpartien, und an der Peripherie derselben werden Cottage-Anlagen geschaffen, wenn auch vorerst nur für bemittelte Leute. Solche Cottage-Anlagen auch dem Mindestbegüterten zugänglich zu machen, ist ein Ideal der Zukunft, die hoffentlich nicht mehr allzuferne ist. Wenn einmal, wie sehr zu wünschen, auch die Hygiene zu den obligaten Schulgegenständen zählt, die Lehre von der Gesunderhaltung des menschlichen Körpers, die wohl ebenso wichtig ist wie Lesen und Schreiben, dann werden auch die weitesten Kreise nicht mehr begreifen, wie man lange Zeit so unvernünftig dahinleben konnte. Dann wird auch dem Wasser die ihm

[1]) Es ist hochcharakteristisch, daß ein solcher Vorschlag, die Sehnsuchtshoffnung invalider Gehirne, von diesem schwerstbelasteten Dichter ausging. Denn gerade Hereditarier mit ihren minder rüstigen Gehirnen empfinden Kulturansprüche besonders drückend. Ganz ähnlich empfanden beispielsweise Lenau und Kleist und viele andre schwer Belastete. Der edle Wilde oder besser gesagt: der hochgestellte Naturmensch dankt seine Wertschätzung einzig der Erschöpfbarkeit mancher invalider Gehirne. Die fortschreitende Völkerkunde und die Paläontologie haben dieses Idealwesen schon längst in das Bereich der Fabel verwiesen.

gebührende Stellung gegeben werden, die es zum Schaden der Menschheit heute noch nicht hat. Denn in diesem mächtigsten aller natürlichen Lebensreize haben wir auch ein ausgezeichnetes, wenn auch viel zu wenig verwendetes Mittel zur Abhärtung unsers Nervensystems, zur Erfrischung und Restaurierung desselben nach Uebermüdung. Bei schon ausgebrochenen Neurosen aber ist die Hydrotherapie, die Behandlung mit Wasser, schon heutigentags das verbreitetste Verfahren, das zumeist ganz obenan steht im Heilplan des Nervenarztes.

Die Zahl der Heilfaktoren aber ist mit den drei genannten noch bei weitem nicht erschöpft. Ich könnte hinweisen auf die noch übrigen physikalischen Heilmethoden: die Massage, Elektrotherapie und die Heilgymnastik, ich könnte auch einzelne Präparate der lateinischen Küche nennen, die sich wirksam und unschädlich erwiesen haben, oder einige neuere Kurmethoden, wie die psychische Analyse bei Hysterie oder die Playfairsche Mastkur bei unterschiedlichen Krankheitsformen. Doch ich will ja keine Heilanweisungen schreiben und keine populäre Medizin, sondern nur auf die Schädlichkeit des modernen Leben verweisen und auf einige Mittel, sie wirksam zu bekämpfen. Daß ersteres eine wahre Brutstätte von Nervengiften, daß ferner Mittel zur Bekämpfung in genügendem Maße vorhanden seien, hoffe ich im vorstehenden aufgezeigt zu haben.

Carl v. Holtei und Friedrich Hebbel.

Ein ungedruckter Briefwechsel.

Mitgeteilt von

Fritz Lemmermayer.

Friedrich Hebbel hat seine geistige Kraft in seinen Dichtungen nicht erschöpft Er war mehr als diese Dichtungen. Es ist bekannt, daß er nicht bloß in seinen Gesprächen, sondern, wie in seinen Tagebüchern, so auch in seinen zahlreichen Briefen Gedanken hinwarf, deren Scharfsinn und Tiefsinn den bis zur Wurzel der Dinge dringenden Denker, deren sprachliche Form den knapp und plastisch gestaltenden Dichter verrät. Wenn auch im praktischen Leben sparsam und als Dichter in Bezug auf künstlerische Oekonomie ein klassisches Muster, so war er doch mit seinen Gedanken nicht haushälterisch; im Gegenteil, er verstreute sie mit der Verschwendungslust eines geistigen Millionärs. Befreundete rühmten an ihm, daß er sogar im gewöhnlichen Geplauder stets eine Fülle tiefer

Schanden und heimlicher Bücher in ungeheuren Haufenlasten und Karrenlast, so gewiegte Nöte gehaben und vollgeeilt einer Stunde Gesprächs ein Examen gehalten Kraft verbrieftes Recht habe, wenn ein anderer seine Gesamtbibliothek hinterm Ofen Kloke holen kann.

Bisher von dem oft benannten Manches bleibt Weltgeschichte, die wir in Bezug und Gelehrsamkeit nicht weiter hier anbetreiben mag. Es auch in den Ereignissen zu verweilen. Solche tauchte es mit einigen seiner Bestimmungen, gewisse, mit Jahreszahlen über die Pertinenz, bei Ding waren, den Wahl Orte zu besuchen und, wie der Reisenzeichnen eines Instrumente, einer Meinung zu geben. Jenes Manches eine besondere Bewandtnis, wenn dem Lichtes bereits bekannten. Doch liegt auch eine Reise ungelesenen Stein wenn Jenem wenige Schuhe, ganz dem Kopfe, Manches unterwandt und bis den Stand gezogenen sind, in den „Deutschen Roman“ mitgerechnet werden.

Zum schlechten Freundesteile gehören auch Emil Kuhns aus, der seinen „Hospodinar“ bei bestehe Literatur um einen Ihren seiner Romanbereichert hat. In Ihnen hatten sich bei seinen Bücherei Gesinnungen gehalt, namentlich über Natur auch jetzt und der Klerikal technische Gegensätzlichkeit Verhältnis zu einander gebrachte. Kuhns hatte gegen das Ende des Jahres 1850 in Wien einige Bekanntschaften Oberschwierigkeiten Dresden, auch kannt bei alten Romane und Freunden der Kunst schlechte Verbindungen erzielt. Seine Art bei Vorzugs mache die ausländerischen anerkannt. Besonders, die „niederländischen Vorzugsrose“ empfangen zu haben, und die Ehre Monumentwerk „Vorzug Jahre“ chronologie geheißt, als — nach Kuhns Erklärung in beiden Hofbuchhandlungen — „die hochschätzungs, Interessenwert, photochromirenden Persönlichkeiten des Namens“, in was eine Schrift gleichen Titel verfasser begriffen.

Hofbuch, von Wien nach Graz, seinen damaligen Verleger, gereist[1] Absicht an Gefühl eines freundlicher Kraft und seiner damit eine Korrespondenz, die auf seinen Orte die Wärme bei Zweck vermessen läßt und hier ist der beiden Männer durchgeführt ist. Hofbuch redt, wie immer, über literarischen Verhältnisse, gesteht, zum Ton der Wahrheit zu haben; Kuhns, ein Kühnheit Romanik, bewegbar, ausdauernden, hoffnungsvollsten, noch empfangenden Ausgelassen. Sein erstes Schreiben, datiert aus Graz, 5. Dezember 1850, lautet:

Mein teurer Gönner!

Ich bin ganz, wie Sie am besten und meinen Gefühlsbemühungen[1] gefallen, oft ein gedankenleer und mit Blase sprachmüdester Dichtperser; so bin ich auch mit ganzen Herzen gebildet; so viel liebevolleres aber doch

[1] „Vorzug Jahre“.

am Ende doch, um bei wichtigen Momenten des Daseins Ursach und Wirkung in ihr richtiges Verhältniß bringen zu können. Da mußte sich denn auch, nachdem ich Wien erst hinter mir hatte und im einsamen Wagen-Winkel sitzend, die letzten Wochen an mir vorüberfliegen ließ, die Ueberzeugung geltend machen, daß es zunächst Ihr geistiger Einfluß gewesen, der in der jetzigen ungünstigen Zeit mein gewagtes Unternehmen förderte. Daß Sie meinen Vorträgen einen so lebhaften Antheil gönnten, diesen so sichtbar an den Tag legten, hat mir einen gar nicht zu berechnenden Vortheil gebracht.

Dafür zu danken scheint unpassend, denn wäre Ihnen am Ende nicht danach zu Muthe gewesen, würden Sie es auch nicht gethan haben; doch aber liegt viel an der Art und Weise bei solchen Dingen; und die Ihrige war so herzlich, so liebenswürdig und so liebevoll, daß ich mich beschämt und erfreut, zu unaufhörlicher Erkenntlichkeit verpflichtet fühle. Beschämt um so mehr, weil ich mich, bevor ich Sie kannte, schrecklich vor Ihnen gefürchtet.

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Gattin, die ich auch bitte: ihre mir versprochene Handschrift nicht zu vergessen! Womöglich eine Stelle aus „Judith", deren feuchtes Auge nach „Othello" sich noch immer in meine eitle Erinnerung schmeichelt.

Und verzeihen Sie einem Fiebernden das leere Geschreibsel. Schweigen wollt' ich nicht, reden kann ich nicht; da mußt' ich lallen.

Mit Verehrung und herzlicher Anhänglichkeit

Ihr

treugehorsamer

C. v. Holtei.

Hebbels Antwort lautet:

Wien, d. 21sten Dec. 1850.

Verehrtester Freund!

Sie glauben, mir für meine Teilnahme an Ihren Vorlesungen Erkenntlichkeit schuldig geworden zu seyn? Wahrlich, es verhält sich geradezu umgekehrt, und es war mir schmerzlich, daß ich Ihnen das nach dem Coriolan nicht noch einmal ausdrücken konnte. Aber Sie wurden durch eine Prinzessin festgehalten, und ich wurde durch einen Menschen fortgejagt, der durchaus mit mir über die Grundbegriffe der tragischen Kunst disputieren wollte. Ich bin nun nach einem großen Eindruck, der mein Innerstes erweitert hat, zum dialectischen Kartenspiel nicht aufgelegt, und da ich den guten Mann, der mir übrigens ganz unbekannt war, nicht abschütteln konnte, so mußte ich gehen, wenn ich nicht in den widerwärtigsten Zustand gerathen wollte. Ich liebe das Nachvibrieren, das allmälige Austönenlassen so sehr und kann nach einem Shakespeareschen Drama eben so wenig gleich parliren, als ein Christ nach dem Genusse des Abendmahls hopsen oder walzen. Mir sind Ihre Reproductionen dieser indefinibeln, über alle gewöhnlichen Formen hinaus schwellenden Gebilde unvergeßlich; ich habe

jahen Blid eine Stelle der geradlinten Begrenzung mit fast grünem Rafen; jetzt auf's Schwerglichste verwischt. Die Sub ohne Zweifel in ihrer Ruhe; ein Augug auch hieher hat zwar mir, der ich ein eine Pferde liege und mich bedaure, in den Bau der Hyänenhöhle mit Ungeduldigkeit gedrungen, nicht zu entdecken. Da ich auch bei Thiere, wie alles Gemeine, verlassen, war ich traurig darob. Die Hyänen-Höhle über allen, und noch obige Stelle ist, prägt. Sie liegen dann in reicht verwandt, als ob der Boden unter ihren Füßen von einander Wiese wäre, und daß ist auch vollständig entsprechend, wenn auch, wie es ist, Wiese weiterd gebraucht, wo Thiere zu Gebäude gestanden werden soll.

Unmöglich. Wie auch einmal meinen wärmsten Dank für ihre liebe Mühe, auch Lieber für mich besten, daß Sie auch dem neuen Lieber mal Aufmerksam, neue auch mit Lange Zeit, daß Sie mir Ihnen Ihnen Ihnen.

Lage zu Ihnen meinen Brief. Den Neuen Mond Schlüssigkeit mehr mit aller Bestimmtheit sein, schon ich irgend vermag, ist bei mir ein Buch Lage, und ich werde lesen und Ihren Wunsch sicher auf das eine als meine Wiese erfüllen, darauf Ihnen Sie Sich verlassen. Ich werde es noch mal andern, wie Ihnen, ich habe, obgleich seit Jahren in Wien lebe, gar keine persönliche Bekanntschaft noch noch Ihnen, als die besten Wohnen Wiener ich nicht lebe, wie das Recht auf meinen Kopf zu. oben schon Ich habe eben jetzt, freilich über ich den Wunsch, ein Brief von mir Ihnen ich in Ihnen Ihnen Ihnen und, es ist Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen der Schwerglich werde ich, wenn auch nur verschwindend, auch auf Ihre Arbeit Ihnen Ihnen, bei ich, wie Sie wissen, zu den bekanntesten Persönlichkeiten meinen Literatur rechne und von so hoher Achte, als wie an einen Wiener in dem Buch. Ich will Ihnen Wünsche völlig erfüllen, wenn ich Ihnen Ihnen Ihnen nur zum nächsten Brief so viel noch weist wie Ihre Biographie, wie bei Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen; doch wenn Sie auch völlig gelehrt Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen.

Zu meinem Bedauern wusste Sie mit Ihnen Ihnen; es gefunden Ihnen Ihnen Ihnen, wie ich leicht nicht mehr zu sagen, bis ich Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen

Grätz, 24. Dec. 1850.

Die wunderbarste Enttäuschung, die ich (künstlerisch) jemals erlebt, hat Genoveva mir bereitet. Ich empfing das ersehnte Buch endlich mit Ihrem Briefe zugleich. Kaum nahm ich mir Zeit, letzteren trotz allem Guten und Gütigen, was er enthält, ruhig durchzulesen, weil ich nicht erwarten konnte, mich auf die Frau Pfalzgräfin zu stürzen. Ein Schuhmacher, der einer schönen Frau begegnet, wird ihr kaum ins Gesicht blicken; der Esel schaut zuförderst auf's Schuhwerk. So erging es mir, Ihr Gedicht lesend. Ich dachte immer nur: „wie wirst Du das und wie wird es sich machen?" Auf diesem Wege sammelt man keine Beiträge zu einem Urteil über die Dichtung als solche, oder auch nur zu einer Meinung. Man bleibt beim Métier. Diesem nun gewann ich, lesend, theils die stolzesten Hoffnungen, theils bescheidene Zweifel, endlich stumme Resignation. Die Szene in der Dienerstube schien mir (für mich!) schwierig, der erste Auftritt der Hexe bedenklich, die Erscheinungs-, Tanz- u. Beschwörungs-Geschichte unmöglich. Doch lächelte mich zwischendurch wiederum so Vieles und so Vielerlei lockend an, daß ich den Platz am kleinen Tische immer noch in Gedanken festhielt und mir zurief: Ei, Du bist ja mit so manchem Shakespeare fertig geworden, warum solltest Du diesen Hebbel nicht klein kriegen, mag er sich noch so gefährlich anstellen? Der Muth verließ mich nicht. Aber auf einmal war das Stück zu Ende. Keine Versöhnung!! Ich saß da, wie wenn mir die Hühner die Butter vom Brode gefressen hätten. Ich rieb das letzte Blatt zwischen Daum u. Zeigefinger — einen 6ten Akt konnte ich nicht herausreiben.

Wissen Sie, was mein erster Gedanke war, nachdem ich Ihren letzten gelesen? Ich dachte — (lachen Sie mich nur aus!) — ich dachte: der Director Carl war doch nicht so dumm, als er auf seiner Hirschkuh bestand; jetzt weiß ich und versteh' ich, was er meinte; er hat sich nur allzu naiv ausgedrückt.

Warum Sie verschmäht haben, was die Fabel bietet, weiß ich nicht; vermag es nicht zu ahnen. Sie werden Gründe dafür haben, innerste bedeutende Gründe, gegen die ich zu streiten gewiß nicht vermag. Deshalb steh' ich ganz perplex und muß verstummen. Nur zürn' ich mit Ihnen, daß Sie mir meine Freude verdarben, die Freude: das Gedicht mir anzueignen, auf meine Weise, um es in dieser lebendig wirken zu lassen.

Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen darüber reden (im Schreiben bin ich zu dumm!) — vielleicht brächt' ich Sie dazu, daß Sie mir einen sechsten Akt machten, wo sie einzieht in ihres Schlosses Hallen, mit Schmerzensreich, und ihren Siegfried umarmt; ja, bis zur Hirschkuh wollt' ich Sie bringen!

Dabei fällt mir ein, daß ich in Grafenort vor grauen Jahren Genoveva von einer Zigeunerbande, mehr mimisch als rhetorisch, darstellen gesehen. Schmerzensreich war ein Lümmel in meiner Größe und die Hirschkuh ein Dachsschliefer kleinster Gattung, dem sie zwei kleine Rehbocks-Hörner auf den Schädel gepickt hatten. Die kleine Amme verleugnete jedoch das männliche Genus nicht und that es, an eine Waldkulisse gewendet, vor Ablauf des Drama's höchst unanständig kund — was vielleicht, da alle Mitspielenden Thränen-Opfer brachten,

Rührung bedeuten sollte! Das hätte Carl unbedenklich besser arrangiert, wofern der eigensinnige Poet ihm nachgeben wollen.

Vorlesen, einem Publiko, kann ich dies Werk, wie es da liegt, nicht. Mit diesem Schlusse nicht.

Ich werde es mir und dem kleinen Dichterchen in mir noch unzählige Male vorlesen und mich mit der Fülle von Gedanken und Gefühlen, die es bietet, vertraut zu machen suchen. Denn so geschwind geht das nicht.

Wissen Sie, Freund, daß es keinen Schauspieler auf Erden giebt und daß es vielleicht niemals einen gab (denn daß es keinen geben wird, versteht sich von selbst), der im Stande wäre, dem Golo sein Recht widerfahren zu lassen? Das ist im Allgemeinen ein hervorragender Fehler Ihrer Poesie, (dramatisch betrachtet,) daß Sie zu große Künstler im Sinne haben. Als Darsteller und fast noch mehr als Redner muß Einer sieben Teufel im Leibe haben, um Ihnen nachzukommen. Ich bilde mir ein, zu wissen, was reden heißt! Vor Ihren Anforderungen bebe ich doch zurück: Da soll man nicht nur sagen, was da steht und woran man, will man die sich drängenden Gedanken klar machen, vollauf zu thun hat; man soll auch ahnen lassen, was nicht da steht, weil es dem gewaltigen Denker gefiel, zwischen ein lautes Wort und ein halbes aparte eine junge Bevölkerung von erst-empfangenen, noch nicht geborenen Gedanken zu zwängen, die da drin wimmelt wie ein Aalnest.

All' diese Schwierigkeiten reizen mich um so dringender an, und versucht werden muß es doch einmal.

Hätt' ich nur meine Hirschkuh!

Also ein neues Stück haben Sie vollendet, seitdem wir uns nicht sahen? Wird es als Manuskript gedruckt? Oder erscheint es gleich im Buchhandel? Ich vermuthe das Letztere, denn mir kommt vor, Sie achten nicht sonderlich auf die Bühne! Und das ist Unrecht. Wenn Menschen wie ich und meines Gleichen ihr den Rücken kehrten, so sind wir nur zu loben, weil sie uns unsere mühevollsten Selbstverleugnungen, unsere Sünden wider den heil. Geist besserer Erkenntniß, unsere demüthigsten Erniedrigungen stets mit Undank vergalt. Sie aber haben niemals derlei Opfer gebracht, Sie sind stolz und aufgerichteten Hauptes einhergegangen, ohne sich im Geringsten dem konfusen Wollen, welches dort herrscht, zu fügen. Sie haben also kein Recht, beleidigt zu seyn, und haben doch die Kraft, Gesetze zu geben. Sie dürften nur ein Weniges von Ihrer stolzen Strenge nachlassen, und man würde diese Gesetze anerkennen müssen. Auch sind Sie zu dramatisch in Ihrer Konzeption, ja zu theatralisch in der Ausführung, um sich im Grunde Ihres Herzens mit der Lesewelt zufrieden zu stellen. Ich behaupte: Hebbel braucht die Bühne — und daß die Bühne einen Hebbel braucht, dies sie selbst eingestehen zu machen, wäre nur meine Hirschkuh nöthig.

vom 25ten.

So weit war ich gestern gelangt, als ich abgerufen wurde, meiner Tochter Hülfe zu leisten, bei Ausschmückung der WeihnachtsBäume, wobei ich mir an

Tannennadeln die Pfoten jämmerlich zerstochen habe. Dafür war auch Alles glänzend, und die Freude der Herren Kinder raſete höchſt harmoniſch.

Empfehlen Sie mich der Gattin, der ich für's Handſchriftel die Hand küſſe.

Ich bin immer noch nicht retablirt, und an eine Fahrt nach Hamburg iſt heuer wohl kaum zu denken.

Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren alten

H.

Die in draſtiſcher Form gegebene Anregung des alten praktiſchen Theatermannes war nicht vergebens. Hebbel, der ſtolz ſeinen eigenen Weg ging, Konzeſſionen unzugänglich war und das litterariſche Tagesbedürfnis ebenſoſehr verachtete wie das Geſchreibſel unfruchtbarer, banauſiſcher Rezenſenten, gab dem Drängen Holteis nach. Schon am 21. Januar 1851 konnte er in ſein Tagebuch ſchreiben: „Heute habe ich den Epilog zur Genoveva geendigt.“ Demſelben fehlt weder Schmerzenreich noch die Hirſchkuh noch der geforderte verſöhnende Schluß, wie er der Volksſage entſpricht. Das Nähere darüber, ſowie auch die Aufnahme, welche Holtei dem Hebbelſchen Drama „Michel Angelo“ bereitet hat, erzählt am beſten der Briefwechſel ſelbſt.

Grätz 13. Jan. 1851.

Vielgeliebter Mann und Dichter!

Zuvörderſt, mit meinem innigſten Dank für Ihre Sendung, die Bitte: mich nur durch ein Wort wiſſen zu laſſen, ob ich Ihr Manuſkript vom Angelo bald zurückſenden muß? Ob Sie es brauchen? Oder ob ſchon der Druck aus einem andern begonnen hat? D. h. im letzteren erwünſchten Falle brauchen Sie ſich nicht zu bemühen; ich ſehe Ihr Schweigen für die Erlaubniß an, es noch zurückzuhalten, wobei ſich von ſelbſt verſteht, daß niemand es ſieht oder vor der Zeit davon vernimmt.

Wäre nicht die erſte Hälfte des IIten Aktes, die wegen nothwendiger Namhaftmachung ſo vieler einzelner, oft nur wenig Worte redender Perſonen, ihre Schwierigkeiten für den Vorleſer bietet, ſo würde ich dieſes Ihr neues Werk wie einen Schatz für mein kleines Repertoire begrüßen. Der kann es mir zwar auch werden, wie es iſt, wenn es mir gelingt, den bunten Wechſel jener Scenen deutlich zur Geltung zu bringen! Doch ſteht das in Gottes Hand, denn ſchwer bleibt es. Nicht weil ihrer ſo viele und ſo vielerlei ſind, die auftreten — das thäte mir nichts! Im Gegentheil: je mehr Perſonen, deſto beſſer für mich. Aber ſie müſſen mir ein Fleckchen bieten, wo ich ſie packen kann, und hab' ich ſie dann einmal, dann halt' ich ſie feſt, bis der Zuhörer jeden wieder erkennt. Hier jedoch, wo manche gehen, eben indem ſie kamen, bleibt mir kein anderes Mittel, als zu ſagen: „Dies iſt dieſer und jenes jener.“ Das ſtört einigermaßen und zerreißt den Fluß der Handlung. Doch darüber muß ich hinauszukommen verſuchen, und mach' ich's nicht gut, ſo mach' ich's ſchlecht. Den Iſten Akt aber und den päbſtlichen Schluß des IIten will ich mir dermaßen in succum

et augustissimo exemplare, daß ich mir über damit einlege und Ihnen bas Schande ersahre.

Das Gesprächt in Gisne, welches mir bei unserem ersten Gisnebesuche Mendelssohn-Bartholdy's, worüber ich Ihnen damals schrieb, hatte, ist Ihnen bekannt. Kaum aber hatte ich bie Schlüsse bes ersten Manuskriptes überflogen, sagte ich: „Ja, ja!" und schrieb mich auf bas lebhafteste meiner.

Der Mann hat Herz und Geist!

Wie gern möchte ich zu seinem Geburtstage Ihnen, ich, Euch mein Kleinod an und mit ihm verpanzernden!

Doch kann bieß nicht so geschehen, wie. Mein Verlangen ist immer schmerzlich und scheint, daß ich in meinen Wünschen nicht mehr auf bie Dinge kommen will. Eine unwiderstehliche Neigung ist in mir schlummernd. Ich bin ein Mensch, ber immer Stunde, und wenn ich mich, sieh' und bem schönen Wetter, hinaus, so bemmen mich's leichte. Die Liebe ist eigentlich ein unlösliches Räthsel Gottes.

Ich möchte gerne wissen, ob es wahr, daß Ihr Gemahl, Ihr Herr Bruder ber „Governess" widmet. Der Opitz ist augenscheinlich bie glücklichste Ihrer Ihnen verschiedenen Schöpfe. Nur — warum Sie mich einen Opitz? Mache mich nicht, wenn Sie Gnade ist! — nur möchte ich Ihr mich schlicht, unschuldig, — so freilich — meinerwegen Hackländig-unbeschuldigt gelesen. Ihr unschuldig, lebendiges, mit äußerst ihrer gebildeter Nachricht, seiner Dichter — sieben wie lange Nacht in ber weißen Nacht?) — nach bem jetzigen Schlafe. Auf dem Herzl genannt: Governess, Tragödie in fünf Akten, mit einem Nachspiel: „Es ist's!"

Sie haben Gnade in der That? Dahin kann ich mich ganz noch nicht hinaufgeben. Doch, bie Governess! Governess, Governess! Ich bin in ber Governess ich Governess ich Governess und gehe mich auch über Hoffnung, daß ihr eine Mittelsäulen mit bie Governess vorhanden werden.

Merkwürdig übrigens: mein Hymnus ber Governess geht jetzt über ein Jahr zu Ihnen. Die wenigen Verschiedenheiten meiner Ansicht, ich will Ihnen Nahmen, auch jeder gelegt ein, möchte haben gewagt zu haben. Ich bin darüber freilich nicht sicher und verstehen, denn wenn ich je doch auch nach Ihnen Ansicht wäre, auch bas bin ich Zufriede in einer Governess, wie ein alter Kenner sagt, bei wie ich seit 30 Jahren mit bankt bei und bin schlafe, Gelehrte Governess mir dem Nahmen auch Hannah! Wäre bas in Frankreich, wenn die lieben Schlangen, möglich? In Frankreich, ja! In Paris, wenn! Und in Paris bie Literatur und Kritik Frankreich bekannt — je — — — Ich in ben Gnade auch haben, daß es so ist; ein Schlimmes hat es gewiß. Wie „Mon gendarme!"

Ich empfehle mich Ihnen und Ihren Töchtern, und schließe meine Brief, am Michael Angelo meiner angelegenen.

Ihr treuster ergebenster

Franz und Berliner

Hebel.

Wien den 5ten Februar 1851.

Endlich ist sie da, die schwere Geburt! Nicht die meinige, denn die ging verhältnißmäßig leicht von Statten, sondern die meines Abschreibers, der eine unglaubliche Zeit brauchte, weil der arme Teufel an den Augen litt. Doch, Sie wissen noch nicht, wovon die Rede ist. Nun, von nichts Anderem, als dem Nachspiel zu der Genoveva, das Ihnen seine Entstehung verdankt. Hiebei erhalten Sie's und werden, wie ich hoffe, Alles darin finden, was Sie wünschten, sogar die Hirschkuh. Behalten Sie's, so lange Sie wollen.

Ich bin ganz erstaunt gewesen, daß die alten Farben-Reste, die sich noch auf der bei Seite geworfenen Palette fanden, so leicht wieder flüchtig wurden, denn ich habe das kleine Werkchen mit wahrer Begeisterung ausgeführt. Freilich hatte das darin seinen Grund, daß der Epilog ursprünglich im Plane lag, wie sich denn auch im vierten und fünften Act unabgesponnener Flachs findet, der mir jetzt gut zu Statten kam. Golo wurde mir im Jahre 1842 zu mächtig, er wuchs mir über den Kopf, wie das auch von mehr als einem Kritiker bemerkt wurde. Jetzt erst ist das Stück fertig und soll nun auch nächstens in der neuen Gestalt erscheinen. Ich habe mich in meinem letzten Brief [1]) über meine Intensionen für den Epilog unklar ausgedrückt; ich dachte nicht an Geister, sondern nur an geschiedte Menschen, die in der Freude des Wiedersehens noch einmal aufleben, um dann die Erde mit der besten Welt, an die sie glauben und die darum für sie vorhanden ist, zu vertauschen. Und mit dieser Auffassung stimmen Sie gewiß überein, denn daß Schmerzenreich nicht die Aussicht auf ein Brüderlein oder ein Schwesterlein erhalten darf, wenn nicht der nothwendige tragische Eindruck geschwächt werden soll, werden Sie ohne Zweifel bejahen. Das Stück habe ich so zusammengestrichen, daß es incl. des Epilogs um 300 Verse weniger hat, als Schillers Maria Stuart, wie man sie im Burgtheater giebt. Ob es nun seinen Weg auf die Bretter findet, wozu es sich nach Beseitigung der für die Bühne zu weit getriebenen Detailmalerei der Nebenfiguren eignen dürfte, das steht dahin. Es könnte in Wien an dem Umstand scheitern, weil die Genoveva als Heilige im Kalender steht, wie ich aus officieller Quelle vernahm. Nun, das muß man abwarten.

Für Ihre freundliche Aufnahme des Michel Angelo danke ich Ihnen; ich habe mir durch das kleine Stück Manches vom Halse geschafft, was mich quälte und was ich jetzt los bin. Denn so miserabel der Mensch auch ist: das ist löblich an ihm, daß er sich der Nothwendigkeit beugt, sobald er sie erkennt. Zu dieser Erkenntniß hat er's aber freilich erst dann gebracht, wenn er einsieht, daß für ihn selbst oder die Welt beim Spießruthenlaufen etwas herauskömmt.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße auf, denen ich die meinigen hinzufüge.

Ihr

Fr. Hebbel.

---

[1]) Derselbe ist verloren.

Grätz, 11. Febr. 185[illegible]

Sie schütten ein ganzes Füllhorn reicher Gaben über mich, theurer Gönner, aber Ihre Blumen und Früchte fallen auf ein krankes Haupt. Glücklicherweise war ich an dem Tage, wo Ihre Sendung eintraf, noch in so weit auf den Beinen und bei Sinnen, daß ich das Nachspiel zu Genoveva lesen und genießen konnte. Am anderen Tage schon lag ich darnieder und diesmal ernster und schwerer als in den vergangenen Monaten. Heute hab' ich mich auf eine Stunde herausgemacht; und diese Stunde will ich dazu benützen, diese Zeilen mit unsicherer Hand zu kritzeln und Ihnen Dank zu sagen für — — mein Gut für Alles!

Schreiben, was man schreiben nennt, will ich erst später, wenn ich überhaupt noch einmal dazu gelange, es wieder zu vermögen. Fast möcht' ich daran verzweifeln, denn dieses immer wiederkehrende, unbesiegliche Uebelbefinden ist doch wohl etwas anderes als die beliebte Grippe?

Wie Gott will.

Sie können ermessen, wie vollkommen unpassend angebracht mein neuer Rückfall war, wenn ich Ihnen im Vertrauen gestehe, daß ich acht Tage zuvor, als ich mich genesen meinte, endlich an die Ausführung jenes längst projectirten Romans „die Vagabunden" gegangen bin und schon tüchtig daran geschrieben habe. Das liegt nun wieder und wird wohl auch nicht mehr aufstehen.

„Michel Angelo" hätt' ich gern so lange hier behalten, bis ich mich fähig gefühlt, ihn in einem kleinen Kreise vorzulesen. Doch bedürfte es dazu neuer Ihrer speciellen Erlaubnis; bis jetzt hab' ich Ihr veto so streng beobachtet, daß sogar die Meinigen weder Dichtung noch Namen kennen.

Das Nachspiel zur Genoveva trägt, wenn mich mein fieberduseliger Schädel nicht täuscht, sichtbare Spuren von bedeutenden Veränderungen (nicht bloß Kürzungen) der Tragödie; der Bericht über das Sichselbstverbrennen der Hexe z. B. u. A. mehr. Daraus entsteht natürlich die Frage, ob die Worte Ihres Briefes: „soll nun auch nächstens in der neuen Gestalt erscheinen" den Buchhandel bezeichnen wollen? Oder ob Sie darunter nur die Versendung an Bühnen verstehen? Im letzteren Falle bitt' ich Sie flehentlich, mich für eine Bühne zu halten. Ich will es aufführen, — wenn, wie gesagt, ich mein Theater noch einmal eröffnen darf auf dieser Erde.

Das Nachspiel ist rührend, einfach-natürlich, tief ergreifend. Ich beneide den Schauspieler, der den Caspar spielen wird; aber ich hasse ihn auch schon auf Vorrath, weil er ihn mir gewiß nicht zu Dank spielen wird.

Die Besorgniß, daß eine Darstellung in Wien unmöglich sey wegen des Heiligen-Namen, scheint mir grundlos, denn ich müßte mich sehr täuschen, oder es ist bereits eine Genoveva von Raupach gegeben worden.

Ich kann nicht weiter. Wo möglich nächstens mehr

von Ihrem

dankbar ergebenen

H.

Holtei hat, in Wien wie in Graz, wohl den „Michel Angelo“ öffentlich gelesen, die „Genoveva“ jedoch nicht. Auch die Thore des Burgtheaters blieben der Heiligen nach wie vor verschlossen. Laube, damals Direktor, ein Gegner Hebbels, that alles, um ihr, gleich den anderen Gestalten des Dichters, den Eingang zu versperren. Erst im Jahre 1854 ging das Stück über die Bretter des Burgtheaters; aber nicht als Genoveva, sondern als — Magellona! Wien befand sich damals eben wieder in einer heillosen Zeit der Rückwärtserei und geistigen Bevormundung. Eine Heilige auf der Bühne, würde sie auch in einem poetischen Kunstwerke, in reinster und schönster Verklärung dem Publikum entgegentreten — bewahre! Die Bonzen und Zionswächter hätten darin ein Sacrilegium gesehen. Als die „Wiener Kirchenzeitung“ davon Wind erhielt, daß die Absicht bestehe, Genoveva solle auf der Hofbühne erscheinen, schlug sie, geistig wie religiös von niedrigen Grundsätzen geleitet, sofort Lärm. Um sein Stück für die Bretter zu retten, mußte sich Hebbel entschließen, Genoveva in Magellona, Golo in Bruno und so weiter umzuwandeln. „Alles,“ so sagte der erzürnte Dichter, „was an die Heilige erinnerte, mußte wegfallen; nur die Dulderin ohne Palme durfte stehen bleiben. So ging's denn weiter, bis ein blut- und markloser Schemen an die Stelle eines Menschen trat.“ Die echte und rechte Genoveva Hebbels hat Wien bis zum heutigen Tage noch nicht gesehen.

Zum 18. März 1851, dem Geburtstag Hebbels, sandte ihm Holtei folgendes Gedicht:

Der alte Sänger singt so lange,
Daß er *schon* lange heiser ward,
Doch bleibt ein Reiz noch seinem Sange:
Das ist die selbstgeschaffne Art,
Die eigen ihm und eigentümlich,
Aus einem grauen Barte dringt;
Drum ist es passend, recht und rühmlich,
Wenn jetzt sein kleines Lied erklingt.

Der Sänger, dessen leichtes Leiern
Vielleicht erheitert, manchmal rührt,
Will heute einen Dichter feiern,
Dem höhre Tonart wohl gebührt;
Denn flüchtig hingehauchte Strophen,
Wie sie der Augenblick beschert,
Sind freilich für den Philosophen,
Sind für den Denker ohne Wert.

Jedoch den *Menschen*, der im Dichter
Sich liebevoll und mild versteckt,
Den stimmen sie zum milden Richter.
Das hab' ich augenblicks entdeckt,
Als ich ihm nur am ersten Tage
Ins offne Angesicht gesehn,
Drum sing' ich kühn, 's ist keine Frage,
Er wird mein Herz und mich verstehn.

Schaff' ich heute Ihnen neue Ehrengier —
Denk' ich morgen Ihrer alten Treue —
Wer treu's gehalten heute noch sagt,
Daß Jüngre auch, wer weiß, wer stirbt,
Denk' früher Ihr zum Sterben schon,
Er spricht auch morgen noch vertreut;
Gedenket! Treu ohne Wankelmuth
Wünscht Walter wohl in Ihren Gaut.

Ihr wollet Gaut Alle ist und gütig,
Er, der jedweden gern erfreut,
Den gern wiederbeschenkt, dem Jüngern,
Der Neuling nun der Neuerung trennt.
Nicht jeden kann ein Zufall kühren,
Nicht jeder Ereign hat Gemeinheit;
Ich weiß auch Ritterschaft gerne,
Ihr gefallen in der Erinnerung.

Ein Jeder, Jeremiah! belangt hab heute
Ohne Scheue den Wirthigen Walthaber Wein;
Wie er ihn bereitet vor der Ahnen,
Schätzt er ihn heimisch nun auch sehr.
Ja, wer noch Neues, wirft sich bewundert:
Der Reichsrath heute hat sein Gaud;
Nicht neues wunderbares Neuerlei
Schafft neue hier Abwechslung Neuen.

Auch ist hier Jäger auch zu preisen
Sein persönlich Gemeinde wohl;
Es speichert auch noch so wackere
Nur wenigen gekannen Thaten sich heut, —
Ich weiß, Ihr Jäger, Ihr Jäger Alle,
Denk heute Ihrer, wenn auch Ihr Alle
Euch mitgeben in nächster Nähe Gedanken! —
Ihr Wackeren! Denn edeln Jägerin.

Ihr Herren heute auch denken, Jäger
Euch weiter heut, im fernen Wesen,
Denn Jäger weiter auch Jäger denken,
Denken wieder auch an auch heute,
Denken einträchtig empfangsfrohen,
Es lebe — Jäger ist eigenen Sein —
Ihm Thaten Ehren Treuen Segen
Euch einen hier Walter Gemeinheit ein.

Euch, ich's hier im Vertrauen sage, —
Ihr andern meinen's heute vielleicht
Schaut heute Gleiches doch! — Denkt heute
Ihrer Ehrige auf der Jagd zu pflegen,
Denkt an ein Gleichheit ist zu pflegen!
Ihr Regierer, ein Gleichheit
Ein jeder persönlich eingeschlossen,
Ihr ohne Gleichen verfliegen sich

Ein Brief Hebbels an Holtei, datiert vom 7. Dezember 1851, enthält ein Urteil über des letzteren vorzüglichen Roman „Die Vagabunden".

Lieber Holtey!

Soll ich mich entschuldigen? Wozu? werden Sie denken! Ich zeige Ihnen also ganz einfach an, daß ich in den letzten Monaten ein neues Trauerspiel [1]) geschrieben habe, welches fast vollendet ist und mich die ganze Zeit über zu keinem Brief, zu keinem Besuch, zu keinem Geschäft kommen ließ. Jetzt stehen Ochsen am Berge, und diese Pause benutze ich.

Ihr Verleger hat mir Ihre Vagabunden geschickt. Vor fünf oder sechs Wochen empfing ich sie, und schon habe ich alle vier Bände gelesen. Das, denk' ich, ist die beste Kritik. Ich danke Ihnen von Herzen für dies Buch, es hat einen entschieden günstigen und dauernden Eindruck auf mich gemacht, was mir bei deutschen Romanen selten begegnet. Eben so geht es meiner Frau, die freilich nicht so rasch lies't, wie ich, die aber auch schon dem Ende des zweiten Bandes zusteuert. Ihr Talent für Detail-Schilderungen hatten Sie in den „vierzig Jahren" schon zu glänzend beurkundet, als daß ich in dieser Beziehung nicht das Beste hätte erwarten sollen. Aber daß Sie auch den Reiz einer in hohem Grade spannenden Erfindung hinzufügen und eine bunte Reihe der mannigfaltigsten Fäden eben so geschickt mit einander verkreuzen und verknüpfen, als natürlich wieder abwickeln würden, mußte ich erst sehen, da Eins das Andre bei uns gewöhnlich ausschließt. Nun haben Sie den Beweis geliefert, und ich kann Ihnen nur zurufen: Glück auf! und frisch an die Kriminal-Geschichten! In Ihrem Roman ist die Mischung der rührendsten idyllischen Elemente mit den Tollheiten und Bizarrerien der abenteuerlichen Welt, wovon er den Namen trägt, höchst eigenthümlich und erquickend, so daß ich für Einen Band — und wär's der erste, bei dem Sie, wenigstens zu Anfang, noch nicht recht warm gewesen seyn mögen — die ganze Bibliothek der Fanny Lewald und ihrer „socialen" Geschwister in Deutschland hingebe. Denn diese Richtung verliert alle und jede Berechtigung, sobald sie die Ausnahme zur Regel erheben will, und dahin ist es ja längst gekommen. In den Vagabunden sind mir auch die Namen sehr theuer, und das werden Sie bei einem Menschen begreiflich finden, der bloß deshalb in eine Boutike eintreten und etwas kaufen kann, weil der Besitzer poßirlich heißt. Tiele-Tunke, Miez, Liez, das klingt anders, als — — — oder Ludmilla. Für eine gehörige Anzeige in einem der wenigen hiesigen Blätter, die mich nicht aus unbekannten Gründen mit ihrer Feindschaft beehren, sorge ich auf jeden Fall. Vielleicht, wenn mein Stück mich los läßt, lief're ich sie selbst; sonst werd' ich schon einen tüchtigen Mann in Bewegung zu setzen wissen.

Daß Sie den Winter nicht kommen, um zu lesen, ist mir sehr leid. Aber warum denn nicht? Daß das Carls-Theater Sie nicht anlockt, begreif' ich, aber was hat der Musik-Vereins-Saal verbrochen? Sie lasen dort doch im vorigen

[1]) „Agnes Bernauer", begonnen Ende September 1851, abgeschlossen 17. Dezember.

Jahre zur Theaterzeit: weshalb sollte es nicht auch jetzt gehen? Klären Sie mich auf, damit ich wenigstens erfahre, warum wir Sie entbehren müssen.

Von uns sag' ich Ihnen Nichts; es ist Alles beim Alten geblieben.

Meine Frau läßt Sie herzlichst grüßen!

Ihr

Fr. Hebbel.

P. S. Das Nachwort mit Grillparzer und Louise Neumann, Genoveva und Judith ꝛc. hat mir viel Spaß gemacht und ist Ihnen ebenfalls, sammt der Dedication, sehr gut geglückt. Ich las Beide zuerst, stehenden Fußes, und sprach Grillparzer gleich den nämlichen Abend davon, weil wir in Angelegenheiten des Familienbuchs als Preisrichter zusammen kamen.

D. O.

P. S^tum P. S^ti

Meine Frau trägt Ihnen noch submissest durch meine Wenigkeit die Bitte um ein Blatt in ihr Album vor; das letzte bekam sie von Tieck. Sie bittet sehr, es nicht zu vergessen; jedes Blatt (was das Papier betrifft) ist ihr recht!

D. O.

Holtei antwortete darauf:

Grätz 10. Dez. 1851.

Sie können sich wohl vorstellen, verehrter Gönner, — oder vielleicht können Sie sich's auch nicht vorstellen, welche herzliche Freude Ihr herzlicher Brief mir gemacht. Freilich konnten Sie mein Buch nicht loben, wenn es Ihnen nicht einigermaßen zusagte; aber daß Sie es so lobten, wie Sie gethan, so theilnehmend und erfreut, das ist mir ein neuer Beweis, wie gut Sie es mit mir altem Hause meinen. Haben Sie aufrichtigen Dank für Ihre Güte!

Also ein neues Trauerspiel!! Wie dank' ich den Ochsen, die um auszuruhen, ein Veilchen am Berge stehen blieben! Ohne diese Feierstunde wär' ich um Ihren Brief gekommen. Jetzt sind die guten Thiere gewiß wieder in vollem Gange, und wenn Sie „hü hü!“ rufen, wird es jenen schwer werden, wider den Stachel zu schlagen, mögen sie auch noch so widerspänstig seyn. Sehr neugierig bin ich, wie sich diese neue Dichtung zu dem Narrenhause verhält, welches wir deutsches Theater nennen? Ich bin (seitdem wir uns nicht sahen,) schon so weit gekommen, daß ich fast wünsche, Leute Ihresgleichen möchten lieber gar keine Notiz mehr davon nehmen. Das Publikum ist zu dumm! Die alte Mythe von der vox populi hab' ich desavouirt, in jeder Beziehung; Jedes Zeitungsblatt, welches mir in die Hände fällt, bestärkt mich in meinem Unglauben.

Sie fragen, warum ich nicht nach Wien komme, zu lesen? Nun, das Leopoldst. Schauspielhaus ist meiner Lunge zu groß, meinen Rheumatismen zu zugig. Im Saale jedoch dürft' ich (eingezogenen Berichten gemäß) des Abends nicht mehr auftreten, auch wenn ich wollte. Folglich —

Und nach Wien reisen, ohne dabei zu erwerben? das kostet zu viel Geld und zu viel Zeit. Vier Wochen in W. wäre doch das Geringste, sollt' es einiger-

maßen die Mühe lohnen. Solche vier Wochen aber zerrißen mir die ganze Winterruhe und gute Nacht: Kriminalroman.

Dieser ist nun wirklich begonnen. Aber, aber, aber! Ich fürchte sehr, der Tabak wird zu stark seyn! Doch läßt sich's nicht mehr ändern. Mir bleibt jetzt nichts übrig, als die Härte des Stoffes durch Milde in der Form möglichst genießbar zu machen.

Guter Wille gehört übrigens dazu, daß ich jetzt arbeite, denn ich habe keine gesunde Stunde, und ohne Ziererei darf ich behaupten: mir ist miserabel zu Muthe.

Vielleicht könnte ich nichts Klügeres thun, als mich hinlegen und ein Bissel sterben! Wenn ich's nur gleich zu Stande brächte. Doch das Ding scheint seine Schwierigkeiten zu haben, und wer weiß, wie ich mich benehme, wenn es Ernst wird? des Menschen Herz ist ein wunderlich und verzagt' Ding.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit aufrichtiger Dankbarkeit

Ihr alter Holtei.

Auf Hebbels neues Trauerspiel, die „Agnes Bernauer", beziehen sich folgende Briefe:

Es ist schrecklich, aber wahr: ich habe kein Briefpapier in keiner Lade meines Schreibtisches mehr. Danken aber muß ich Ihnen, mein Holdseligster, und so schreib' ich in Gottesnamen auf dieses unschickliche Blatt, da ich nicht ausgehen kann, wegen Schnupfen und was daran hängt. Mir ist so zu sagen spottschlecht.

Also Ihre Tragödie wäre fertig! Nicht allein weil sie das ist, sondern auch weil Sie dies Werk für bühnengerecht erklären, steigert sich meine Neugier zur Ungeduld. Vor allen Dingen möcht' ich wissen, ob Sie gesonnen sind, diese neue Dichtung wieder in den Buchhandel zu geben, ehe und bevor selbige als Manuscript versendet wird? Geschieht dies (was mir [sub rosa zu reden] nicht Recht ist,) so kann ich warten und muß warten.

Senden Sie jedoch das Stück vorher an die bedeutenderen Bühnen, — wie dann? Sehen Sie, guter Hebbel, mir ist, wie wenn ich nicht mehr lange zu leben hätte! Und es würde mich verdrießen, abzugehen, ohne Ihr jüngstes Kind zu kennen.

Ist es möglich, so schicken Sie mir's, sey es auch nur in der schlechtesten Schrift. Nur einen Tag und eine Nacht will ich's behalten, dann ungesäumt zurücksenden.

Sie wissen, ich bin ein dankbares Publikum; vermag mich in eine, mir auch fremde Welt hineinzubuddeln, wie der s. v. Stinkkäfer in die Rose.

Es war eine schöne Zeit, da sich die deutschen Poeten liebten, von Halberstadt bis Riga und sich ihre Neuigkeiten „durch die Postwagen" übermachten. Mich erfüllen die Berichte aus jener naiven Unschulds-Epoche mit sehnsuchtsvoller Rührung. Und in meinem sonst sehr zerlumpten Herzen ist noch eine

Regung jener kindlichen, theilnehmenden Freude an den Produktionen Ande geblieben. Das ist, offen zu reden, worauf ich einzig und allein eitel bin worin ich mit Keinem auf der Welt tausche.

Am liebsten käm' ich nach Wien, wieder einmal mit Euch zu schwatzen. aber kann ich denn? Bin ich nicht ein gebrechliches, rheu- und rhev-matisch armes altes Thier?

Ist wahr, was ich las, daß Genoveva trotz Ihrer — (ich wollte schreiben ihrer) Heiligkeit auf die Burg-Bretter kommt?

Dann, gebe Gott bei mildem Wetter; dann, d a n n müßte ich halt doch reisen, und wenn ich als Gichtbeule bei der Kaiserin von Oesterreich anlangen sollte.

Tausend Grüße an die Gattin vom

alten

Graubart.

Grätz
14t. Jänner 52.

*

Wien d. 30. Jan. 1852.

Lieber Holtey!

Freund Mitterbachers Anwesenheit benutze ich, Ihnen von Roderich Bened sämmtlichen Werken zu den fünf Bänden, die Sie schon besitzen, noch den n zugegangenen sechsten zu übersenden.

Zugleich erhalten Sie ein Exemplar meiner Agnes Bernauer, die übe in Deutschland, nur nicht in Wien, gegeben werden wird. Sie hatte in Münch bei unzulänglichster Besetzung, einen mäßigen Erfolg; in Weimar einen groß wie mir, außer dem Intendanten, auch Walther von Goethe meldete; in Stuttga einen rauschenden. Lassen Sie mich wissen, ob nun auch nach Ihrer Meinu der Rubicon überschritten ist, der mich bisher von der Bühne trennte. D Exemplar ist für Sie, nur bitte ich, es, bis auf ganz zuverlässige Perso nicht weiter zu geben.

Mit Freuden hör' ich, daß es Ihnen geht, wie es im Jammerthal, da dennoch Niemand mit dem Paradies vertauschen will, eben gehen könne. A bei uns steht's passabel.

Seyen Sie herzlichst gegrüßt!

Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

*

Tausendfachen Dank, mein verehrter Gönner, für Ihre A g n e s. Was armes, altes Thier davon denke, wollen Sie wissen? Ja du lieber Gott, da ist kurz gesagt: ich denke, daß Sie niemals im Stande seyn werden, sich unsern Schauspielern und unserem Publikum herabzulassen, so wenig wie Heinri von Kleist es im Stande gewesen. Nie noch ist mir die wunderbare i n n e r Verwandtschaft zwischen Euch Beiden so in die Seele gedrungen als bei Lesung dieses Werkes.

Als ich es weglegte und mir die Thränen aus meinen kranken Augen wischte, sagt' ich: das können sie nicht spielen! können sie nicht sprechen; werden sie nicht hören: Es steht wieder gar so viel zwischen den Zeilen, und man muß bisweilen eigene Gedanken bereit haben, um die Uebergänge auszufüllen. Wer aber verlangt eigene Gedanken von unseren Zuhörern?

Dann wieder nahm ich Ihren Brief zur Hand und las: das Stück hat bei mittelmäßiger Besetzung (das glaub' ich ungeschworen, daß sie mittelmäßig war, Sie Schmeichler!) Glück gemacht. — Nun, desto besser! Dann ständ' es ja nicht so schlimm, wie ich dachte. Niemand mehr als ich wird sich freuen, Agnes über alle deutschen Bühnen den Siegeszug halten zu sehen. Wenn Ihnen aber für die letzte große Rede des Herzog Ernst: „Wir Menschen in unserer Bedürftigkeit" nicht alle deutschen Regenten ihre Hausorden zusenden, so giebt es keine Gerechtigkeit auf Erden, (wovon ich übrigens, unter uns gesagt, schon längst überzeugt bin.) Das ist der klarste, reinste, königlichste Wahlspruch des Königthumes, den Sie da aussprechen lassen, und mein dummes Royalistenherz hat sich daran gelabt.

Haben Sie etwas dagegen, wenn ich darüber eine Transskription (wie es die Clavierspieler nennen) drucken lasse? Auf meine Weise.

U. A. w. g.!

Schaden wird es Ihnen nicht, vielleicht aber manchen Blick von Oben auf Sie lenken, der Ihnen jetzt ausweicht, weil man Sie für einen Demokraten halten — möchte!

Noch einmal: U. A. w. g.! —

Sie sagen mir kein Wort über Christian Lammfell. Haben Sie das Buch gelesen und schweigen Sie darüber, so find' ich das ganz in der Ordnung. Ihnen kann es nicht gefallen, und das wollen Sie mir nicht sagen, um mir nicht wehe zu thun. Gott weiß, daß ich während des Schreibens oftmals dachte: wie wird das dem Hebbel fremd seyn! Doch mußte ich's machen, ich konnte nicht anders. Sie begreifen das, wenn Sie auch dazu lächeln.

Haben Sie's also gelesen, dann sind wir im Klaren und altissimum silentium!

Hätte aber mein Verleger versäumt, Ihnen ein Exemplar zu schicken, dann müßte ich mich entschuldigen. Und nur deshalb thu' ich davon Erwähnung.

Von Herzen

Ihr blinder Holtei.

Faschingsdienstag.

Die letzten uns vorliegenden Briefe Holteis an den Freund lauten:

Edler Freund!

Wenn nur mein gutgemeintes Geschreibsel Sie nicht verdrossen hat, so bin ich schon überzufrieden. Tausend Dank für Ihren gütigen Dank!

Und glückliche Reise, Ihnen und der Gattin! Frische Luft, blauen Himmel, heitren Sinn! Alles Uebrige findet sich, und Sie werden wieder kegeln. Ihr

nervenstarker Arm, der schon so oft 8 um den König schob, wird „alle neun" schieben, und Sie werden als Sieger von der Bahn heimkehren.

Vierzig Jahre! Sie Jüngling! Jetzt treten Sie erst in's reife Mannesalter, und Sie beherrschen doch noch einmal die Bretter, die die Welt bedeuten. Denken Sie dann des Sechsundfünfzigers, der's dem Vierziger prophezeihte.

Hier vegetiren wir; und ich verlang's nicht mehr besser. Ich bin sehr alt geworden, Innen und Außen; älter als ich bin. Die Stürme des vorvorigen Winters haben den letzten Nachwuchs spärlicher Lebensblumen geknickt. Und das war gut! Jetzt ist's Ruhe; vollkommene Resignation, — ohne Verbissenheit, ohne Murren. Friede in der Seele und mein Dasein die ernste Vorbereitung auf dieses Daseins Ende, — auf eines andern Beginn.

Denn etwas muß folgen. Es muß! Ich grüble nicht: was? wie? wo? Ich harre — und lebe und rege mich, so weit mein Bischen Talent reicht. Dankbar für jedes kleine Gelingen, für jedes nachsichtige Anerkennen, für jeden milden Blick, für jedes aufmunternde Wort.

Was will ich mehr, was darf ich mehr wollen? — Gott sey mit Ihnen! Behalten Sie mich ein Bischen lieb.

Mit treuem Herzen

Gräz 28. Juni 53. Ihr Holtei.

*

Gräz 31. Jan. 1854.

Verehrter Freund!

Von Allen, welche Sie mündlich oder schriftlich versichert haben, oder noch versichern werden, daß sie sich ihres Succeßes freuen, hat wohl Keiner die ersten Berichte über die erste Aufführung der Genoveva, — so nenn' ich sie, quand même! — mit größerer Spannung erwartet als ich. Freilich war mir die Wiedertäuferei nicht recht, — aber was wollt' ich machen? Nun ist's denn geschehen, und Sie feiern einen Triumph, trotz mancher Gegnerschaft. Ja, ich kann ehrlich sagen, daß mir ein übelwollender Artikel in der Presse, vielleicht der giftigste seiner Gattung, förmlich wohlgethan, weil mitten aus dem feindseligen Dociren heraus eine Naturstimme erklang, die — wenn auch ungern — eingestehen mußte, daß der Angegriffene ein wahrer Dichter sey! Und darauf kommt's doch zuletzt einzig und allein an. Alles Uebrige ist Nebenwerk und relativen Ansichten unterworfen.

Also: Glückauf! und so fort mit Grazie in infinitum.

Mein Exemplar von der Genoveva geht jetzt hier aus einer Hand in die andre, alle Damen wollen's lesen. Da ich im Monat März wieder einige Deklamatorisch-Dramatische Rasereien für die protestantische Schule halten muß, so bin ich schon auf den Gedanken gerathen, Freund Hebbel zwischen Calderon und Shakespeare zu klemmen! Nur weiß ich noch nicht, wie und ob ich dem weiblichen Element sein Recht erweisen kann! — In der literar. Gesellschaft, welche seit Herbst hier besteht, hab' ich vor sechs Wochen den Michel Angelo mit großem Applause vorgetragen. Es ist von Seiten der Gesellschaft ein

Schreiben an Sie votirt worden, welches alle Mitglieder unterzeichnen wollten; der Entwurf dazu ward auch bereits vorgelegt und nur die Nachlässigkeit des damit Beauftragten hat die Ausführung bisher verzögert, die ich nicht betreiben durfte, weil es ausgesehen haben würde, als wäre ich versessen auf das dem Vorleser nebenbei gespendete Lob. Nun weiß ich nicht, wie lange sie noch trödeln werden! Wenigstens wissen Sie einstweilen, daß 24 Stück Herzen für Sie schlagen.

Empfehlen Sie mich der zur Magellone oktroyirten Genoveva [1]) und behalten Sie wo möglich ein bischen lieb

Den alten

Holtei.

Hiermit ist die Korrespondenz zwischen Hebbel und Holtei abgeschlossen.

Etwas über den formellen Geschäftsgang des Bundesrats und sein Heim.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Der Frankfurter Bundestag hatte sein eignes Palais in der Eschenheimer Gasse, vor dem ein Ehrenposten stand, der vor den Gesandten salutierte. Er hatte ein Heer von Beamten. Der Bundesrat des Deutschen Reichs tritt äußerlich im Vergleich damit sehr einfach auf. Er besitzt kein eignes Palais und läßt sich eigentlich alles von andern stellen. Sein Heim hat er im Reichsamt des Innern, Wilhelmstraße 74. Daselbst sind speziell zu seiner Benutzung eingerichtet: ein Beratungssaal für die Plenarsitzungen und drei Zimmer für die Ausschußberatungen. Der nach dem ersten Hof des Reichsamts des Innern belegene Sitzungssaal war bis zum Jahre 1892 von einer puritanischen Einfachheit. In dem Etat des Reichsamts des Innern wurden daraufhin 120 000 Mark zu dessen würdiger Umgestaltung einschließlich einiger weiteren baulichen Veränderungen in dem Amtsgebäude ausgeworfen.

Die drei übrigen Räumlichkeiten des Bundesrats dienen für die Ausschußberatungen und liegen nach der Wilhelmstraße hinaus. Damit sind die Lokali-

[1]) Hebbels Gemahlin Christine, welche die Rolle der Genoveva-Magellona im Burgtheater darstellte.

täten des Bundesrats in dem Hause Wilhelmstraße 74 erschöpft. Er besitzt kein eignes Lesezimmer, kein Vorzimmer, kein Gemach, um Besuche zu empfangen.

Im neuen Reichstagsgebäude ist für denselben schon besser gesorgt. Im Südostturm befindet sich der Bundesratssitzungssaal, der, viereckig im Grundriß, einen Durchmesser von 13:21 Meter hat und gediegene Pracht aufweist, ebenso wie die zwei an denselben anstoßenden Räume des Bundesrats: ein Vorsaal und ein Beratungssaal (für die Ausschußverhandlungen). Auch im Zwischengeschoß sind für den Bundesrat Räumlichkeiten reserviert, welche eine einfachere Ausstattung aufweisen. [1])

Der Bundesrat hat keine Beamten, welche ausschließlich durch ihn beschäftigt werden; alles, was er gebraucht, wird ihm, wie die Verhältnisse heute liegen, [2]) von Beamten des Reichsamts des Innern besorgt. Beginnen wir mit den schriftlichen Gegenständen. An den Bundesrat gerichtete Eingaben werden im Reichsamt des Innern eröffnet; sie gelangen zuerst an die dortigen Referenten, welche darüber in Gemäßheit der Geschäftsordnung des Bundesrats verfügen. Alle schriftlichen Arbeiten des Bundesrats, die Herstellung von Metallogrammen, Reinschriften ꝛc. werden von der Geheimen Kanzlei des Reichsamts des Innern besorgt, die Druckschriften von der Reichsdruckerei, die Botengänge durch die Kanzleidiener des Reichsamts des Innern. Für die letzteren ist im Etat eine Pauschalsumme von 2000 Mark ausgeworfen.

Eine eigne Registratur besitzt der Bundesrat nicht; das Erfordernis einer solchen, eigne Akten, fehlen. Sämtliche Schriftstücke, die den Bundesrat beschäftigen, gehen, wenn das Reichsamt des Innern dieselben nicht an andre Aemter abgiebt (zum Beispiel die Zollsachen an das Reichsschatzamt), zu den Akten des Reichsamts des Innern.

Auch eine eigne Bibliothek besitzt der Bundesrat nicht; die zu seinem dienstlichen Gebrauch erforderlichen Bücher (Gesetzblätter, Reichstags- und Bundesratsdrucksachen) sind in Schränken in den Ausschußberatungszimmern aufgestellt.

Die Bureaubedürfnisse des Bundesrats werden, soweit dieselben im Hause Wilhelmstraße 74 erfordert werden, [3]) gleichfalls von dem Reichsamt des Innern gestellt. Nur für die Herstellung der Drucksachen des Bundesrats — einschließlich des Etats — ist ein eigner Fonds im Etat des Reichsamts des Innern ausgeworfen (gegenwärtig in Höhe von 98 000 Mark).

Zur Ueberwachung der Bureau-Arbeiten des Bundesrats und zur Entgegennahme geschäftlicher Aufträge desselben ist der Bureauvorsteher des Reichsamts des Innern bestellt, der für diese Bundesratsfunktionen eine Zulage zu

---

[1]) Näheres findet man in dem Werk M. Rapsilbers: „Das Reichstagsgebäude" S. 45 f.

[2]) Von Haus aus besteht kein Grund, warum die regelmäßige Leitung des Bundesrats nicht auch in die Hände eines andern Staatssekretärs gelegt werden sollte, zum Beispiel des Schatzsekretärs. Man könnte sich auch einen Reichskanzler denken, der Lust hätte, den regelmäßigen Vorsitz selbst zu übernehmen.

[3]) In den Diensträumen des Bundesrats im Reichstagsgebäude sorgt für diese Bedürfnisse das Bureau des Reichstags.

seinem Gehalt in der Höhe von 2700 Mark erhält (Etat des Reichsamts des Innern).

Die Bevollmächtigten zum Bundesrat haben aus der Reichskasse keine Bezüge. Die Kosten ihrer Reisen nach Berlin und ihres Aufenthalts daselbst werden von den einzelnen Bundesstaaten bestritten. Die Einrichtung, daß die Bevollmächtigten zum Bundesrat für ihre Teilnahme an den Sitzungen Präsenzgelder erhalten, — wie zum Beispiel die Mitglieder der Kaiserlichen Disziplinarbehörden — besteht nicht.

Die drei eben genannten Posten (zusammen 102 700 Mark) sind die einzigen, mit denen der Bundesrat den Etat des Reichs belastet. Wenn man erwägt, daß der Etat des Reichstags mit 658 190 Mark abschließt, so kann man sich über die geringen Erfordernisse jener Versammlung, in welcher die Souveränität des Deutschen Reiches ruht, nur wundern.

Die Arbeiten des Bundesrats verteilen sich auf die Ausschuß- und die Plenarsitzungen. Den ersteren fällt die vorbereitende Thätigkeit zu.

Von der Gründlichkeit, mit der die Fragen in den Ausschüssen des Bundesrats behandelt werden, kann man sich schwer einen Begriff machen. Daß die Ausschußsitzungen drei bis vier Stunden dauern, ist nichts Seltenes. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung, bezeichnet den Gegenstand der Tagesordnung und erteilt dem Referenten das Wort zur Begründung seines Vortrags. Im Laufe oder nach Beendigung desselben erbitten sich die Vertreter der andern Bundesstaaten von dem Vorsitzenden das Wort. Nach Schluß der Debatte faßt derselbe häufig das Ergebnis derselben kurz zusammen und schreitet alsdann zur Abstimmung, die durch Erheben der Hände erfolgt.

Im Frankfurter Bundestag hatte bis zu Bismarcks Eintreffen in Frankfurt der Präsidialgesandte allein das Vorrecht, in den Sitzungen zu rauchen. In den Bundesratsausschüssen giebt es ein solches Privilegium des Vorsitzenden nicht. Es raucht, wer will, und es trinkt, wer will, aber, wohlverstanden, nur Wasser.

Der Vorsitzende des Ausschusses ist in der Regel ein höherer preußischer oder Reichsbeamter. Daß der regelmäßige Vorsitzende des Bundesrats daselbst den Vorsitz übernimmt, erfolgt nur bei besonders wichtigen Verhandlungen. Bismarck selbst erschien nur ein einziges Mal im Bundesratsausschuß bei Beratung der Hamburger Zollanschlußfrage.

Zu den Ausschußberatungen werden auch die Referenten der Reichsämter zugezogen, in deren Ressort der betreffende Gegenstand der Tagesordnung fällt. Es ist denselben gestattet, sich das Wort zu erbitten, um Aufschlüsse zu geben.

Die Ausschußsitzungen finden nicht an bestimmten Tagen statt, sondern so oft sich das Bedürfnis dazu herausstellt. Die Einladung erfolgt durch Karten, welche an jedes in Berlin weilende Mitglied des Bundesrats ergehen und den Gegenstand der Beratung sowie Ort und Zeit der Sitzung angeben. Jeder Bevollmächtigte zum Bundesrat hat das Recht, der Ausschußsitzung beizuwohnen,

auch wenn der durch ihn vertretene Staat nicht in dem betreffenden Ausschuß vertreten ist; im letzteren Fall erscheint er aber nur als Zuhörer und nimmt an den Abstimmungen nicht teil. Bei der Abstimmung im Ausschuß hat übrigens jeder Staat nur eine Stimme. Auch die Ausschußsitzungen finden, wenn der Reichstag versammelt ist, zum Teil im Reichstagsgebäude statt, häufig unmittelbar vor der Plenarsitzung, wenn in derselben bloß mündlich berichtet werden soll. Der Protokollführer des Bundesrats wohnt den Ausschußsitzungen nicht an. Im Grunde ist es zu bedauern, daß die Natur der Ausschußberatungen die Zuziehung eines Stenographen ausschließt. Die Gründe pro und contra zu mancher bedeutsamen Frage fixiert zu haben, würde vielleicht von dauerndem Werte sein. Eine besondere Bewandtnis hat es mit dem sogenannten „diplomatischen Ausschuß". Im wesentlichen besteht derselbe nur auf dem Papier. Seit vielen Jahren hat man von einer Zusammenberufung desselben nichts gehört. Nach der Verfassung wird derselbe aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg und zwei vom Bundesrat alljährlich zu wählenden Bevollmächtigten andrer Bundesstaaten gebildet. Bayern führt darin den Vorsitz. Nun wird aber die auswärtige Politik des Reichs ausschließlich von dem Reichskanzler beziehungsweise dem Auswärtigen Amt gemacht. Der Vorsitzende des Ausschusses weiß also von der auswärtigen Politik des Reichs nur so viel, als ihm gesagt wird. Fast hat es den Anschein, als ob die ganze Bestimmung in die Verfassung nur aufgenommen wurde, um Bayerns ornamentale Stellung im Reich zu verstärken. Bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich machte Bismarck seine politischen Eröffnungen im Plenum des Bundesrats. Der Zweck der Berufung des politischen Ausschusses wird übrigens durch eine andre Maßregel vollständig ersetzt. Um die Regierungen der größeren Bundesstaaten über die auswärtige Politik des Reichs auf dem Laufenden zu erhalten, bekommen die betreffenden Ministerien durch Vermittlung ihrer Berliner Gesandtschaften Abschrift von denjenigen diplomatischen Berichten, deren Kenntnis für dieselben von Interesse sein dürfte. Je besser die Verhältnisse des betreffenden Bundesstaates zum Reiche sind, um so reicher fließt natürlich die betreffende Quelle.

Die Plenarsitzungen des Bundesrats finden regelmäßig im Bundesratssaal, Wilhelmstraße 74, statt. Nur an Tagen, wenn der Reichstag berät, erfolgen die Einladungen nach dem im Reichstag befindlichen Geschäftslokal des Bundesrats. Wenn die Plenarsitzungen auch meist an einem bestimmten Tage (Donnerstag) stattfinden und zu einer bestimmten Stunde (zwei Uhr mit dem akademischen Viertel) beginnen, so hat sich doch eine feste Regel nicht herausgebildet. Entscheidend ist lediglich der Arbeitsstoff, der sich bei dem Vorsitzenden des Bundesrats resp. seinem regelmäßigen Vertreter ansammelt. Die Einladung erfolgt wie bei den Ausschußsitzungen durch Karten. Die Dauer der Sitzungen ist sehr verschieden, je nach der Fülle der Tagesordnung. Es giebt Sitzungen, die kaum eine Viertelstunde in Anspruch nehmen; andre währen drei bis vier Stunden. Der Charakter der Plenarsitzungen des Bundesrats ist naturgemäß

von dem der Reichstagssitzungen grundverschieden. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit der Feststellung des Protokolls der letzten Sitzung und geht alsdann sofort zu dem ersten Gegenstand der Tagesordnung über. Die letztere wird gedruckt und vorher den Mitgliedern des Bundesrats übersandt. Handelt es sich um einen Gegenstand, über welchen im Ausschuß beraten worden war, so erteilt der Vorsitzende dem betreffenden Referenten das Wort zur Berichterstattung.

Delbrück war ein ausgezeichneter Vorsitzender des Bundesrats. Die Sitzungen dauerten unter seiner Leitung entschieden länger als in neuerer Zeit, obgleich er von Natur in dienstlichem wie sozialem Verkehr kurz angelegt und Feind aller unnützen Worte war. Als Vorsitzendem mag es ihm — wie jedem Dirigenten eines Sitzungskörpers — ja angenehm gewesen sein, wenn die Sitzung glatt verlief, aber im freien Worte beeinträchtigt konnte sich sicher niemand fühlen!

Die Referate wurden ausnahmslos mündlich erstattet. Verlesen wurden nur jene Voten, auf deren genaue Konstatierung im Protokoll die betreffenden Regierungen einen Wert legten.

Ueberflüssige oder kampfeslustige Reden gab es zu Delbrücks Zeit nicht. Es vollzog sich alles in Ruhe im Rahmen strenger Sachlichkeit. Auf allen Seiten war das Bestreben vorhanden, an der Festigung des geeinten Reichs auf der gegebenen Grundlage mitzuwirken.

Der Bundesrat tritt, abgesehen von seinen geschäftlichen Zusammenkünften und von besondern Anlässen, in corpore nur auf bei der feierlichen Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale, bei der Gratulation zu Kaisers Geburtstag und bei dem an diesem Tage stattfindenden Festmahl des Staatssekretärs des Innern. Sämtliche in Berlin regelmäßig anwesenden und die zu diesem Tage eigens nach Berlin gereisten Bevollmächtigten zum Bundesrat vereinigen sich an diesem Tage um vier Uhr zum Diner bei ihrem regelmäßigen Vorsitzenden. Nur die als Gesandte beglaubigten Mitglieder des Bundesrats schließen sich aus, indem sie an dem gleichzeitig bei dem Reichskanzler stattfindenden Festmahl teilnehmen.

Die lebendige Substanz.

Von

O. Bütschli, Heidelberg. [1])

Wenn dem Naturforscher die Aufgabe gestellt wird, eine Versammlung von Damen und Herren durch einen einstündigen populären Vortrag zu unterhalten und zu belehren, so bereitet ihm die Wahl eines geeigneten Gegenstandes erhebliche Schwierigkeiten. Während der Historiker, der Kunstforscher, ja der Philosoph einen in vieler Hinsicht vorbereiteten Boden finden, auf dem sie weiter bauen können, gilt dies für den Naturforscher und insbesondere den Biologen, der sich mit den Erscheinungen der lebenden Welt beschäftigt, nur in sehr beschränktem Maße. Nicht daß sein Gegenstand es verböte oder unmöglich machte, ihn einem größeren Publikum, auch ohne ausgedehntere Vorkenntnisse, klar darzulegen — die Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß hierzu die kurze Zeitspanne eines Vortrags nicht ausreicht, indem Klarheit und Leichtverständlichkeit erfordern, daß der Vortragende möglichst wenig voraussetzt und daher auch die einfacheren Thatsachen und Begriffe anschaulich erläutert. Dies aber verlangt natürlich ziemlich viel Zeit.

Zwar wäre es wohl möglich gewesen, Sie heute abend mit irgend einer interessanten oder seltsamen Einzelheit aus dem großen Gebiet der Tierwelt zu unterhalten, deren Verständnis vielleicht auf geringere Schwierigkeiten gestoßen wäre. Abgesehen davon, daß diese Dinge meinem eigentlichen Arbeitsgebiet ferner liegen und Sie ein gewisses Anrecht haben, von dem Vortragenden über das Auskunft zu erhalten, in welchem er besondere Erfahrungen besitzt, schien es mir doch auch des Versuchs wert, eine Frage allgemeinerer Bedeutung vor Ihnen aufzurollen, eine Frage, die mit dem innersten Kern alles Lebendigen aufs engste verknüpft ist und die daher den denkenden und forschenden Menschen, in dessen Geist die lebendige wie die tote Welt sich wiederspiegeln und zu geistigem Verständnis gelangen, ganz hervorragend interessieren muß.

Lebende Substanz, werden sich manche von Ihnen gefragt haben, was ist dies? Was soll dies heißen? Nun, die Schwierigkeiten einer Verständigung hierüber sind nicht gar zu groß.

Unter lebendiger Substanz verstehen wir die Substanz derjenigen Bestandteile der lebenden Wesen oder Organismen, die wir als die wirklich lebenden betrachten müssen. Denn nicht alle Teile, welche einen höheren Organismus zusammensetzen, sind wirklich lebendige; manche, die zum Schutz oder als stützende

[1]) Ein in etwas erweiterter Form in der Loge Carl zu Frankfurt a. M. im März 1896 gehaltener Vortrag.

Gebilde von dem Körper hervorgebracht werden, sind nicht lebendig, sondern, wie gesagt, nur Erzeugnisse der eigentlich lebenden Teile.

Es liegt mir hier fern, auf den philosophischen Begriff Substanz einzugehen; für unsre Zwecke genügt, daß wir uns unter lebender Substanz den Träger derjenigen Erscheinungen, die wir an den wirklich lebenden Teilen wahrnehmen, vorstellen, wie wir uns in gleicher Weise vorstellen, daß der Gruppe von Erscheinungen, die wir an irgend einem nicht lebendigen Körper, zum Beispiel dem Wasser oder dem Golde, wahrnehmen, eine solche Substanz, als Träger dieser Eigenschaften, zu Grunde liege. Ob diese Auffassung philosophisch ganz haltbar und richtig ist, soll, wie gesagt, hier nicht näher untersucht werden.

Nun müssen wir uns aber wohl fragen: besteht denn überhaupt ein solcher Zusammenhang zwischen der Substanz der lebendigen Teile eines Organismus und seinen Lebenseigenschaften und -Thätigkeiten, wie wir einen derartigen Zusammenhang bei nicht lebenden Körpern annehmen; das heißt: sind die Eigentümlichkeiten und Thätigkeiten der lebendigen Substanz in derselben Weise Eigenschaften dieser Substanz, als wir annehmen? daß die besonderen Eigentümlichkeiten von Wasser und Gold Eigenschaften derjenigen Substanzen sind, die eben dem Wasser und dem Golde zu Grunde liegen?

Eine kleine Betrachtung zeigt, daß man einen derartigen Zusammenhang zwischen lebendiger Substanz und den ihr zukommenden Lebensthätigkeiten durchaus nicht stets zugegeben hat, das heißt, daß man die besonderen Eigenschaften der lebendigen Teile nicht aus den Besonderheiten ihrer Substanz herleitete, sondern umgekehrt verfuhr. Dies lehren uns schon die alten Schöpfungssagen, in welchen die Entstehung eines lebendigen Körpers dadurch gedacht wird, daß ein lebloser, aus unbelebtem Stoff bestehender Körper durch den Zutritt des „lebendigen Odems“ in einen lebenden umgeschaffen werde. Hier ist es also ein Lebensprinzip oder eine Lebenskraft, wie man später sagte und jetzt noch sagt, welches die tote Substanz in lebendige verwandelt. Nach einer solchen Anschauung können also auch die Lebensthätigkeiten nicht aus den besonderen Eigentümlichkeiten der lebendigen Substanz entspringen; vielmehr muß die besondere Lebensthätigkeit oder Kraft, die den Organismen mitgegeben ist, ihrerseits die Besonderheiten der lebendigen Substanz hervorrufen.

Der Gegensatz, der sich in diesen beiden Anschauungsweisen offenbart, hat seit jenen alten Zeiten angedauert und dauert auch heute noch fort. — Vor noch nicht langer Zeit war die Meinung ganz allgemein anerkannt, daß die besonderen chemischen Stoffe, die wir im lebendigen Organismus finden, nur in ihm hervorgebracht werden könnten. Erst die Errungenschaften der so gewaltig aufblühenden Chemie unsers Jahrhunderts haben die Ansicht, daß die Stoffe der Organismen ausschließlich durch die Lebenskraft erzeugt werden könnten, gründlich zerstört. Wöhlers folgenschwere Entdeckung (im Jahre 1828), daß der im Lebensprozeß höherer Tiere als Ausscheidungsprodukt so wichtige Harnstoff auch künstlich aus Stoffen hergestellt werden kann, die der nicht lebenden Welt entnommen sind, hat die Bahn geöffnet. Den zahlreichen chemischen Stoffen des

Organismus, welche die Chemie seitdem künstlich, synthetisch dargestellt hat, wurden neuerdings auch die Zuckerarten zugesellt. Und wenn auch noch manche, ja gerade die kompliziertesten Stoffe im chemischen Laboratorium vorerst nicht erzeugt werden können, so wird doch kein kritischer Kopf mehr die Unmöglichkeit einer solchen Darstellung behaupten wollen.

Die beiden gegensätzlichen Anschauungen über den Zusammenhang zwischen der lebenden Substanz und den Lebensthätigkeiten bestehen, wie gesagt, auch heute noch und werden vielleicht immer bestehen. Man bezeichnet diejenige, welche den eigentlichen Kern und die Ursache der Lebensthätigkeiten und daher auch der Besonderheiten der lebendigen Substanz in einer ganz besonderen Eigentümlichkeit oder Kraft sucht, die den lebenden Körpern ausschließlich zukomme, den nichtlebenden dagegen fehle, als Vitalismus. Die zweite dagegen, welche eine solche Annahme nicht für notwendig hält und daher die Lebenserscheinungen als Ausfluß der Besonderheiten der lebenden Substanz erachtet, wäre wohl als Materialismus oder Mechanismus zu bezeichnen, wenn diese Benennung auch nicht in jeder Hinsicht korrekt ist.

Lassen Sie uns jedoch nach diesen allgemeinen Erörterungen die lebende Substanz etwas genauer betrachten. — Untersuchen wir die Organismen unsrer Erdoberfläche, so finden wir sie zusammengesetzt aus kleinen kugeligen oder sonstwie geformten Gebilden, welche in Unzahl den Körper der Pflanzen und Tiere aufbauen und welche man gemeinhin die Zellen nennt. Obgleich diese nicht völlig voneinander getrennt sind, sondern in der Regel durch feine Fortsätze zusammenhängen, ist es dennoch richtig, was man, seit die zellige Zusammensetzung festgestellt wurde, häufig behauptet hat, daß die gesamte Lebensthätigkeit eines solchen Organismus aus dem Zusammenspiel der Einzellebensprozesse seiner mehr oder weniger selbständigen Zellen hervorgehe.

Neben dieser Mehrzahl der Pflanzen und Tiere giebt es jedoch noch eine große Menge kleiner Organismen, die nichts weiter sind als einfache solche Zellen. Wenn daher der Satz richtig ist, daß das Leben der vielzelligen höheren Organismen aus dem Zusammenspiel der Lebensthätigkeiten ihrer einzelnen Zellen hervorgeht, so müssen gerade diese einfachsten, nur einzelligen Organismen besonders geeignet sein, die Lebensthätigkeit der einfachen Zellen zu studieren und danach auch die schwerer zugänglichen und verwickelteren Erscheinungen der höheren Organismen zu beurteilen. Es gilt dies um so mehr, als es in der Regel sehr schwer ist, einzelne, aus dem Zellverbande eines höheren Organismus herausgelöste Zellen längere Zeit lebendig zu erhalten.

Zeigt sich nun in diesem Aufbau aller Organismen aus Zellen eine sehr große Uebereinstimmung alles Lebendigen, so geht diese noch viel weiter, wenn wir unsern Blick nun auf die Zelle selbst und ihren Bau richten. Trotz aller erstaunlichen Mannigfaltigkeit, die in Form und sonstigen Einzelheiten vorhanden ist, kehrt doch überall, bei Pflanzen wie Tieren, bei einzelligen wie mehrzelligen, der gleiche Aufbau wieder. Ueberall finden wir die Zelle aus zwei in einem gewissen Gegensatz stehenden Bestandteilen oder Organen, wenn Sie

so wollen, aufgebaut, von welchen man denjenigen Teil, der in der Regel die Hauptmasse, also den eigentlichen Zellenleib, bildet und daher den andern Bestandteil in sich einschließt, als das Protoplasma bezeichnet, den zweiten dagegen, der im Protoplasma als ein meist rundlicher Körper enthalten ist, als den oder die Kerne, da er zuweilen auch in Mehrzahl auftritt.

Zellen, welchen der Kern fehlt, wie man sie lange Zeit als die einfachsten und ursprünglichsten annahm, hat die neuere Forschung nicht anerkannt; im Gegenteil scheint bei den einfachsten der Kern durch seine Größe besonders ausgezeichnet. Dieser allerorts in der Zelle wiederkehrende Gegensatz der beiden Teile lehrt allein schon die große Bedeutung dieser Thatsache für das Zustandekommen der Lebenserscheinungen.

Die stete Wiederkehr dieses Verhältnisses, sowie die direkten Nachweise, welche auf experimentellem Wege dafür erbracht worden sind, daß jeder dieser Bestandteile der Zelle für sich, ohne den andern, nicht weiter zu leben vermag, zeigen an, daß gerade die Wechselwirkung des Protoplasmas und des Kerns eine Bedingung der Lebensprozesse der Zelle und des Lebens überhaupt ist. In dem Stoff dieser beiden Bestandteile der Zelle haben wir daher die lebende Substanz zu suchen, was wir nun gleich unternehmen wollen, indem wir mit der Betrachtung des sogenannten Protoplasmas beginnen.

Der Leib der Zelle, abgesehen von dem oder den Kernen, ist, wie schon gesagt, dieses Protoplasma. Wir müssen aber doch noch etwas genauer unterscheiden. Der Zellenleib kann nämlich noch eine Menge sehr verschiedenartiger Dinge einschließen. Einmal nichtlebendige Produkte verschiedener Art, die er hervorgebracht hat, Flüssigkeitstropfen und feste Stoffe, Nahrungskörper, die er aufgenommen hat, und auch gewisse kleine Körperchen, häufig in sehr großer Zahl und Mannigfaltigkeit, denen man vielleicht wirkliche Anteilnahme an den Lebensvorgängen zuschreiben muß. Sehen wir aber von allen diesen Dingen ab, welche das Protoplasma in sich führt und enthält, so bleibt eine Grundmasse oder Grundsubstanz, in welcher alle diese Einschlüsse eingebettet sind, und diese Grundmasse ist es eben, die wir als das Protoplasma bezeichnen. Wie ist nun diese Grundsubstanz beschaffen? Auch sie zeigt wieder eine auffallende Gleichmäßigkeit ihrer Eigenschaften durch die gesamte Organismenwelt. In ihrer physikalischen Beschaffenheit dürfen Sie sich dieselbe denken als einen in der Regel zähflüssigen Schleim, der jedoch auch oberflächlich oder sonst stellenweise erhärten und fest werden kann und der sich mit Wasser nicht mischt. Er ist farblos und zeigt eine Reihe weiterer Besonderheiten, die auf seiner stofflichen Zusammensetzung beruhen, wie gleich erörtert werden soll.

Fragen wir nach dieser stofflichen Zusammensetzung der protoplasmatischen Substanz, so ist vor allem ihr großer Gehalt an Wasser hervorzuheben, der bis zu 80 Prozent und mehr beträgt. Worauf dieser große Wassergehalt zum Teil beruht, werden wir gleich noch näher erfahren. Besonders wichtig erscheint jedoch die Thatsache, daß er für die Lebenserscheinungen durchaus notwenig ist, was namentlich jene Organismen und Zellen (Rädertierchen, gewisse Würmer, Pflanzen-

tamen, Gleichgiltige im Rückgrathmark) stehen, die man statt mittelmäßigen Kenntnissen, die nicht schaden, lieber gar keine Eigenschaften verleihen, und wenn sie es thun, so haben sie meistens weder so enorm lächerlichkeitigen Ernst noch weniger. Wächter von den Meilen und den Stunden hab' Provinzialismen, wie Gränzsteine, Gränzsteine, getrigen organischen Gränzen, den ingenuinen Gränzsteinen, die sich auch Meilen-, Mil-, Kilometer-, Leuenstein, Grabstein und Schnecke) aufbauen und zum Besten ihrer eigenen Tropen in dem Einerlei des Zuhörens treten, daß alles breiten Stunden den Namen geprägen hat. Neben den eigentlichen Einseitigkeiten hat die ernstere Wissenschaft auch noch verschiedene Ernste in Pfadens und namentlich auch den Ernsten aufgestellt, die lächerlicherweise, bloß auch als Meilen bezeichnet werden. — Allein man eines leichte heiter, daß diese Ernste, wie wir sie aus dem gelehrten Expeditionsbuch kennzeichnen, wieder, auch nicht Ernste, sondern Ernste, Ernste, Provinzialismen sind haben, sondern Zeitgenossenschaften, wie sie keinen Ernste wo vermeidlich anderswo sind, sogar einen Ernste auch neue Ernste gebrauchen. Ein Zeitlang gestanden, ist es eben unvermeidlich, sie unter zu thun. Es hat aber auch eine gewisse Berechtigung, von den lächerlichen Einseitigkeiten sich lächerlichen Provinzialismen zu getrosten, und sich hervorragen zu wollen und besonders einzelnen geringen Ernsten, in welcher diese Ernste in den lächerlichen Einseitigkeiten Provinzialismen sich finden.

Ist man keine Provinzialismen eine gleichmäßige, gültige Eintheilung, eine wie eine solche Normaleichung, aber gelegt ist und eine feinere Zeitgenossenschaft? Denn ist eine Zunge, welche in unserer Zeit die Forscher und Gelehrtheit mit denen Stunden in auch recht viele Zeit und Stunden gemessen kann. Ich ist eine gang unmöglich, die hier mit den sich bezüglich wahrscheinlichen Meilenlinien über diese Angelegenheit schlagen? Es kann nur in zwei Antworten, daß leicht ein feinere Zeitmessungsweg aber eine Stunde, wie man sich entgegenkommen gelegt, wenigstens die kurz Gemeinsame Provinzialismen allgemeine Gränzsteine, die Meilen keine Stunde, auf Grund unserer Erfahrungen, eine eine Gleichung: bei beide, beide Meilen und Provinzialismen von einem Stunden Gränzsteine, die Meilen Eintheilung, keine einzelne Zeitgenossen weiß 1,000 Millionen nicht übereinstimmen. Die Stunde der Gränzsteinlichkeiten sind von der gelehrtheit, daß eine bestimmten Einseitigkeiten bestehenden Meilen gefallen, die Zeitgeist dagegen ist wesentlich Meilen, daß wenigstens Gefühlen endlich. Als die verschiedenartigen feinen Stunden, welche man in dem Provinzialismus in sich heut beobachtet hat, heißen sich, meiner Meilen nach, auch meinen Dank durch Mißdeutung erklären und bestehen.

Indem ich mich nun einen Ernst und die Lächerlichkeitsgrenzen meinen, welche in solcher gelehrten provinzialistischer Einseitigkeit aufgestellten an Stunde ist, meine wir und, der Gränzsteine meinen, natürlich auf die einzelnen Erscheinungen beschränken und besprechen heißen sollen, welche bei den höheren Organismen auf dem Zusammenwirken der gelehrten Zeiten hervorgehen. Die Erörterung dieser Lächerlichkeitsgrenzen wird jedoch auch gleichzeitig die Unrichtigkeit deutlich hervortreten lassen, welche gelehrten Meilen und unbedeuten Körpern beilegen.

Die Lebenserscheinungen hängen nun näher mit der teils physikalischen, schon erörterten Beschaffenheit der lebendigen protoplasmatischen Substanz zusammen, teils stehen sie mit ihrem besonderen chemischen Aufbau in innigem Zusammenhang.

Eine wichtige Eigenschaft ist die sogenannte Quellbarkeit, das heißt die Eigentümlichkeit, daß das Protoplasma je nach Umständen mehr oder weniger Wasser aufnehmen oder abgeben kann und auf diese Weise an- oder abzuschwellen vermag. Obgleich diese Eigenschaft nicht ausschließlich der lebenden Substanz zukommt, vielmehr, wie Ihnen hinlänglich bekannt ist, auch unbelebten Körpern, zum Beispiel Leim, Stärke und anderen, so ist sie doch zweifellos von besonderer Wichtigkeit für die Lebensvorgänge in der lebendigen Substanz und steht in innigstem Zusammenhange mit dem hohen, schon oben betonten Wassergehalt. Diese Quellungsfähigkeit steht nun wohl in ganz direkter Beziehung mit dem Ihnen vorhin dargelegten feinschaumigen Bau des Protoplasmas. Die wässerige Flüssigkeit, welche die unzähligen feinen Hohlräumchen erfüllt, kann sich unter gegebenen Verhältnissen durch Eindringen von äußerem Wasser vermehren oder umgekehrt vermindern, und auf diesem Wege kann der Umfang oder das Volumen einer gewissen Menge lebendiger Substanz sich vergrößern oder verringern. Diese Fähigkeit der lebenden Substanz, Wasser aufzunehmen und abzugeben, welches Wasser die Substanz in den zahllosen, von ihm erfüllten Hohlräumchen ganz durchdringt, müssen wir als einen sehr wichtigen Umstand bei dem Zustandekommen der Lebensprozesse erachten; denn, aufgelöst in dem eintretenden Wasser, können die mannigfaltigsten Stoffe in das Innere der lebenden Substanz eindringen, Stoffe, die zur Ernährung oder sonstwie verwendet werden. In gleicher Weise können aus der lebendigen Substanz Stoffe in gelöstem Zustand austreten.

Mit der physikalischen Beschaffenheit der lebendigen Substanz in innigstem Zusammenhang stehen jedenfalls auch die Bewegungserscheinungen, welche dieselbe zwar nicht stets, aber doch häufig zeigt.

Die einfachste Art dieser Bewegungserscheinungen ist ein Fließen oder Strömen, das, wenn energischer auftretend, zur Bildung von Fortsätzen und zu wirklichen Ortsbewegungen führen kann. Es würde hier zu weit führen, genauer auf diese Bewegungen und ihre bis jetzt noch sehr unzulänglichen Erklärungsversuche einzugehen. Eine zweite Form der Bewegung ist die sogenannte Kontraktion, das heißt eine raschere oder langsamere Verkürzung der Substanz in einer Richtung mit einer entsprechenden Verbreiterung in den darauf senkrechten Richtungen. Es ist dies jene Bewegungsform der protoplasmatischen Substanz, welche in den Muskelzellen des Fleisches wirksam ist und die Bewegungen aller höheren Tiere hervorruft. Ihr Zustandekommen scheint jedoch stets an das Vorhandensein eigentümlicher und besonderer faseriger Bildungen innerhalb der lebendigen Substanz geknüpft zu sein. Es unterliegt keiner Frage, daß die erwähnten Bewegungsvorgänge mit chemischen Prozessen innigst verbunden sind und daher von diesen in letzter Linie hervorgerufen werden.

Betrachten wir nun diejenigen Eigentümlichkeiten und Lebensäußerungen der protoplasmatischen Substanz, welche mit ihrem stofflichen oder chemischen Aufbau direkt zusammenhängen.

Zunächst wäre hier ihrer leichten Veränderlichkeit und Zerstörbarkeit zu gedenken. Es genügt, sie über eine meist wenig hohe Temperatur von ca. 40—50° C. zu erhitzen, um sie bleibend zu verändern, sie zu töten. Ausnahmen, wo diese Temperatur höher liegt, sind zwar bekannt, und im allgemeinen scheint die Substanz um so höhere Temperaturen zu ertragen, je wasserärmer sie ist. Starke Kälte drückt zwar die Lebensthätigkeiten auf ein Minimum herab, wirkt aber viel weniger tödlich. Ebensoleicht ist aber die lebendige Substanz sowohl durch mechanische Eingriffe, Druck und Schlag, als durch chemische zu töten. Diese leichte Zerstörbarkeit können wir bis zu einem gewissen Grad verstehen, wenn wir uns daran erinnern, daß es die sogenannten Eiweißstoffe und ihre Verwandten sind, die das Gerüst der protoplasmatischen Substanz aufbauen. Alle diese Stoffe sind besonders leicht veränderlich, namentlich auch durch Hitze, indem eine wässerige Auflösung in der Hitze zu einem festen, unlöslichen Körper gerinnt, wie Sie ja von dem gewöhnlichen Eiweiß des Hühnereies wissen. Aehnlich wirkt auch der Zusatz zahlreicher chemischer Stoffe. Zudem haben wir jedoch, wie schon früher betont wurde, allen Grund, anzunehmen, daß die eiweißartigen Stoffe, die sich in der lebenden Substanz finden, noch viel zersetzlicher und veränderlicher sind als jene, welche wir aus der toten Substanz gewinnen können.

Zu dieser Ansicht werden wir nun aber weiter gedrängt, wenn wir sehen, daß die lebendige protoplasmatische Substanz in Hinsicht auf ihre stoffliche Zusammensetzung nichts Dauerndes und Bleibendes ist, wie etwa ein nichtbelebter Körper unter gewöhnlichen Verhältnissen. Nein! Unter den Einflüssen der umgebenden Welt, insbesondere unter der Einwirkung des Sauerstoffs der Luft oder des im Wasser aufgelösten Sauerstoffs, unterliegt die lebende Substanz fortdauernder chemischer Zersetzung. Damit dieser Zersetzungsprozeß mit einer gewissen Lebhaftigkeit geschehe, bedarf es eines gewissen Wassergehalts und einer gewissen Temperatur; wird beides weggenommen, so sinkt der Zersetzungsvorgang auf ein Minimum herab. Ob er zwar ganz aufhören kann, ohne daß die lebendige Substanz als solche zerstört wird, darf wohl noch nicht als ganz entschieden betrachtet werden.

Infolge dieses Zersetzungsprozesses der lebendigen Substanz können im Protoplasma zahlreiche Stoffe in gelöster oder fester Form auftreten, welche bei diesen Zersetzungsvorgängen entstehen. Schließlich aber sehen wir, daß die Elemente der zersetzten Substanz, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, in Form von Kohlensäure, Wasser und gewissen stickstoffhaltigen Stoffen ausgeschieden werden. Wäre nun nicht dafür gesorgt, daß diesem Zersetzungsprozeß etwas entgegenwirkt, so müßte sich die lebendige Substanz bald völlig verzehren wie eine Flamme, die von einem beschränkten Quantum Oel gespeist wird.

Nun ist aber die lebendige Substanz nicht nur im stand, sich zu zersetzen

und zu vergehen, sondern sie kann sich umgekehrt auch wieder ersetzen, indem sie sich durch Aufnahme von Stoffen aus der Außenwelt ernährt. Ohne hier auf die noch sehr bildlichen Vorstellungen einzugehen, welche man sich allenfalls von diesem geheimnisvollen und doch grundlegenden Vorgang zu machen versucht hat, will ich zum leichteren Verständnis nur folgendes bemerken. Sie können sich etwa denken, daß von den maßgebenden eiweißartigen Verbindungen der lebenden Substanz bei der Zerlegung unter dem Einfluß des Sauerstoffs nur gewisse Teile abgetrennt und zersetzt werden, während die übrigbleibenden das Vermögen besitzen, sich aus der aufgenommenen Nahrung wieder zu ihrem früheren Bestand zu ergänzen oder zu regenerieren. Diese Wiederherstellung der lebendigen Substanz aus der aufgenommenen Nahrung vollzieht sich nun aber ganz verschieden bei Pflanzen und Tieren. Bei den ersteren genügt hierzu die Aufnahme von Wasser, Kohlensäure und salpetersauren oder Ammoniaksalzen, welche den Stickstoff beibringen, also von lauter einfachen Stoffen der anorganischen Welt; bei den Tieren dagegen ist die Aufnahme organischer Nahrung nötig, eiweißartiger Verbindungen, nebst Stärke, Zucker und Fetten.

Bei genügender Zufuhr von Nahrung und bei hinreichender Lebenskräftigkeit der lebendigen Substanz vermag sie jedoch nicht nur das Zersetzte wieder herzustellen, ihre Ausgabe zu decken, sondern an Menge selbst zuzunehmen; sie kann eine Ueberbilanz aufweisen, welche dann zu dem Wachstum der Zelle und der Organismen überhaupt führt. Bei den Pflanzen geht dies Vermögen, neue lebende Substanz zu produzieren, viel weiter wie bei den Tieren; Sie brauchen nur zu bedenken, daß die Pflanzenwelt nicht nur sich selbst, sondern gleichzeitig auch die gesamte Tierwelt zu erhalten hat. Die besprochene Erscheinung der anhaltenden Zersetzung innerhalb der lebendigen Substanz und ihrer Wiederausgleichung aus den zugeführten Nahrungsstoffen nennen wir ihren Stoffwechsel, und dieser Stoffwechsel, zusammen mit dem eigentümlichen physikalischen und chemischen Aufbau, ist es denn auch, welcher die lebendige Substanz vor allem und ausreichend von den nichtlebenden Substanzen unterscheidet. Dieser Stoffwechsel liefert aber auch die nötigen Kräfte für die Lebensthätigkeiten, für die Bewegung, die Licht- und Wärme-Entwicklung und ruft, wie betont wurde, auch das Wachstum hervor.

Unsre seitherigen Betrachtungen haben sich ausschließlich mit dem protoplasmatischen Teil der lebendigen Substanz beschäftigt, obgleich wir schon früher fanden, daß der als Kern bezeichnete Teil zweifellos eine ebenso große Bedeutung besitzt, und daß erst aus dem Zusammenwirken der beiden Bestandteile die eigentümlichen Thätigkeiten der lebendigen Substanz entspringen.

Im allgemeinen zeigt der sogenannte Kern oder Nucleus, im Hinblick auf seinen Bau sowohl wie seine stoffliche Zusammensetzung, eine große Aehnlichkeit mit der protoplasmatischen Substanz. Auch er besteht im allgemeinen aus einer Grundsubstanz von schaum- bis gerüstartigem Aufbau, die von ähnlichen Stoffen wie das Gerüst der protoplasmatischen Substanz gebildet wird, jedenfalls aber von ihr durch gewisse Besonderheiten verschieden und von ihr wirklich

abgegrenzt ist. In dieser Grundsubstanz eingelagert finden sich stets durch besondere Eigenschaften ausgezeichnete Körperchen, in deren Zusammensetzung, wie in die des Kerns überhaupt, vornehmlich jene phosphorhaltigen Eiweißkörper eingehen, die früher schon erwähnt wurden und die man deshalb auch Nucleine genannt hat, weil sie in dem Kern oder Nucleus eine hervorragende Rolle spielen.

Wenn es nun keinerlei Zweifel unterliegt, daß die Lebensvorgänge in der lebendigen Substanz durch das Zusammenwirken des Protoplasmas und des Kernes bedingt sind, daß keiner dieser Teile für sich ohne den andern lebend weiter zu existieren vermag, so läßt sich doch vielleicht noch etwas, wenn auch wenig mehr, über dieses Zusammenwirken aussagen. Jedenfalls erscheint der Kern als der beständigere oder stabilere Teil, welcher bei den Zersetzungsprozessen des Stoffwechsels weniger direkt beteiligt ist und in dem daher auch fast nie etwas von den Produkten dieser Zersetzungsprozesse auftritt; letztere finden sich vielmehr fast ausschließlich in dem Protoplasma. Man möchte geneigt sein, dem Kern mehr einen leitenden und dirigierenden Einfluß als eine wirklich thätige Anteilnahme an diesen Vorgängen zuzuschreiben; doch ist alles Nähere darüber noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Immerhin steht mit dieser Auffassung der Wechselbeziehungen zwischen Kern und Protoplasma im Einklang, daß auch die neueren Forschungen über die Vermehrung der Zellen und die Fortpflanzung der Organismen überhaupt dazu führten, in dem Kern den stabileren, beständigeren Anteil zu erblicken, dessen Besonderheiten hauptsächlich die sonstigen eigentümlichen Ausbildungsverhältnisse der Zellen und so auch die des gesamten vielzelligen Tier- und Pflanzenorganismus bedingen.

Durch diese Beobachtung kam man denn auch zu der Vermutung, daß es vor allem die besonderen Eigenschaften des Kerns sind, welche es bei der Fortpflanzung bedingen, daß die Eigentümlichkeiten der Nachkommen denen der Eltern entsprechen, das heißt also, daß die Erscheinung, welche man als die Vererbung bezeichnet, vor allem in den besonderen Eigenschaften des Kernbestandteils der lebendigen Substanz begründet ist.

Diese Berührung der Fortpflanzung, eine der charakteristischsten Erscheinungen der lebendigen Substanz, giebt mir noch Veranlassung, zu betonen, daß gerade bei diesem Vorgang die Wechselbeziehungen zwischen Kern und Protoplasma am auffallendsten hervortreten. Auf diese zum Teil recht verwickelten Vorgänge näher einzugehen, verbietet jedoch die knapp zugemessene Zeit. Es genüge daher, zu bemerken, daß der einfachste Vorgang dieser Vermehrung, von dem sich alle komplizierteren herleiten lassen, der der einfachen Zweiteilung ist, wobei jeder der beiden neuen Teile oder Zellen seinen Anteil von Protoplasma und Kern erhält.

Wir stehen am Schlusse dieser Betrachtungen und blicken nun auf die am Beginn aufgeworfene Frage zurück: ob wir berechtigt sind, anzunehmen, daß die Lebensthätigkeiten ein Ausfluß der besonderen Eigenschaften und Einrichtungen der lebendigen Substanz sind, oder ob wir umgekehrt annehmen müssen, daß die besonderen Eigentümlichkeiten dieser Substanz und die Lebenserscheinungen über-

haupt von einem der unbelebten Natur fehlenden Agens, einer besonderen Lebenskraft, wenn wir es so bezeichnen wollen, bedingt werden.

Ich für meine Person schließe mich der ersteren Auffassung als der mir natürlicher und befriedigender erscheinenden an. Eine Stellungnahme in dieser Frage auf der einen oder der andern Seite ist ja bei dem heutigen Stand der Wissenschaft — und wird es vielleicht stets bleiben — eine Sache der Ueberzeugung, das heißt, die Wissenschaft von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen steht noch auf einer verhältnismäßig niederen Entwicklungsstufe; trotz aller Forschungen ist es nur sehr wenig, was von den Lebenserscheinungen einer Erklärung zugänglich ist; ein großer Rest bleibt unerklärt und muß bis auf weiteres so hingenommen werden. Eine Sache des Dafürhaltens, der Wahrscheinlichkeit oder der Ueberzeugung ist es nun für den einzelnen Forscher, ob er geneigter ist, anzunehmen, daß dieser Rest der unerklärbaren Erscheinungen mit weiterem siegreichem Vordringen der Wissenschaft immer kleiner werden oder daß es sich schließlich ergeben wird, daß ein unüberwindlicher Rest verbleibt, der sich mit den in der unbelebten Welt beobachteten Vorgängen nicht begreifen läßt und daher zwingt, für die lebende Welt etwas Besonderes anzunehmen, was in der unbelebten nicht vertreten ist.

Ob es je gelingen wird, diesen Zwiespalt befriedigend zu lösen, etwa durch künstliches Hervorbringen, wenn auch nicht eines Homunculus, so doch eines einfachsten Organismus aus unbelebtem Material, dies verbirgt sich im dunkeln Schoße der Zukunft. Ein ungelöster Rest bleibt jedoch in jeder Wissenschaft, denn die Frage nach den letzten Gründen ist keiner Wissenschaft zugänglich. Wer sie gelöst wünscht, muß sich mit einer Annahme oder einer Voraussetzung begnügen.

Die Astronomie in Schillers „Wallenstein".

Von

Prof. Dr. W. F. Wislicenus.

In seinem Vortrage „über Astrologie" (Basel, 1878) sagt Robert Billwiller über Schiller und seinen „Wallenstein": „Der große Dichter hat es nicht verschmäht, seinem Meisterwerk zu Liebe sich tief in die Abgründe der Astrologie hinabzulassen." Wenn das richtig ist, so würde das heißen, daß Schiller nicht nur einige astrologische Ausdrücke gelegentlich verwendet hat, um einen eigentümlichen Charakterzug des historischen Wallenstein auch in seiner Dichtung

zum Zenithpunkt zu gelangen, besonders dann, wenn sie sich in der Nähe ihrer größten Elongationen befinden. Diese Schwierigkeit ist aber nicht vorhanden, wenn sie sich in der Nähe ihrer Knoten befinden, weil sie dann in der Ekliptik selbst fortgehen. Diese Umstände sind es, welche die Sonnen- und Mondfinsternisse so häufig machen, während die Vorübergänge der Venus und des Merkur vor der Sonnenscheibe zu den seltensten Erscheinungen gehören.

Da sich die Sonne in jedem Jahre zweimal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwei Sonnenfinsternisse eintreffen. Da sich aber der Mond in jedem Monate einmal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Mondfinsternisse eintreffen. Da sich endlich die Sonne in jedem Jahre zweimal in einem Knoten befindet, und der Mond in jedem Monate einmal in einem Knoten ist, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse eintreffen. Da aber die Sonnenfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Conjunction mit der Sonne ist, und die Mondfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Opposition mit der Sonne ist, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse und zwölf Mondfinsternisse sichtbar sein.

Wenn die Sonne und der Mond in Conjunction sind, so befinden sie sich in der Ekliptik, und wenn sie sich in Opposition befinden, so befinden sie sich in einem Durchmesser der Ekliptik. Da sich aber die Sonne in der Ekliptik bewegt, so ist es klar, daß sie sich in jedem Monate einmal in einem Durchmesser der Ekliptik befinden muß. Da sich aber der Mond in jedem Monate einmal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Mondfinsternisse eintreffen. Da sich endlich die Sonne in jedem Jahre zweimal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse eintreffen. Da aber die Sonnenfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Conjunction mit der Sonne ist, und die Mondfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Opposition mit der Sonne ist, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse und zwölf Mondfinsternisse sichtbar sein.

Wenn die Sonne und der Mond in Conjunction sind, so befinden sie sich in der Ekliptik, und wenn sie sich in Opposition befinden, so befinden sie sich in einem Durchmesser der Ekliptik. Da sich aber die Sonne in der Ekliptik bewegt, so ist es klar, daß sie sich in jedem Monate einmal in einem Durchmesser der Ekliptik befinden muß. Da sich aber der Mond in jedem Monate einmal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Mondfinsternisse eintreffen. Da sich endlich die Sonne in jedem Jahre zweimal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse eintreffen. Da aber die Sonnenfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Conjunction mit der Sonne ist, und die Mondfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Opposition mit der Sonne ist, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse und zwölf Mondfinsternisse sichtbar sein.

Wenn die Sonne und der Mond in Conjunction sind, so befinden sie sich in der Ekliptik, und wenn sie sich in Opposition befinden, so befinden sie sich in einem Durchmesser der Ekliptik. Da sich aber die Sonne in der Ekliptik bewegt, so ist es klar, daß sie sich in jedem Monate einmal in einem Durchmesser der Ekliptik befinden muß. Da sich aber der Mond in jedem Monate einmal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Mondfinsternisse eintreffen. Da sich endlich die Sonne in jedem Jahre zweimal in einem Knoten befindet, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse eintreffen. Da aber die Sonnenfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Conjunction mit der Sonne ist, und die Mondfinsternisse nur dann sichtbar sind, wenn der Mond in Opposition mit der Sonne ist, so müssen in jedem Jahre wenigstens zwölf Sonnenfinsternisse und zwölf Mondfinsternisse sichtbar sein.

historischen Zeitangaben und die der Dichtung sind unvereinbar, wenn wir wirklich an dem Datum des Gastmahles zu Pilsen festhalten. Nun ließ aber Wallenstein am 20. Februar noch einmal seine Generale und Obersten nach Pilsen kommen, um ihnen einen Revers auszustellen, daß er nichts gegen den Kaiser unternehmen wolle, und wenn wir nun annehmen, daß Schiller sich die poetische Licenz gestattet habe, das Gastmahl zu Pilsen mit dieser zweiten Zusammenkunft der Wallensteinschen Offiziere zu identifizieren, so stimmen die Zeitangaben des Dramas fast genau mit den historischen überein. Danach hätten wir dann die erste Scene im „Tod" in die Morgendämmerung des 21. Februar zu setzen, und da aus derselben unzweifelhaft hervorgeht, daß in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar von Wallenstein und Seni ein sogenanntes Augenblicks-Horoskop gestellt ist, ein solches aber für eine bestimmte Stunden- und Minutenangabe geschehen muß, für welche letztere sich kein Anhalt bietet, so werden wir dafür wohl am besten Mitternacht annehmen. Haben wir so eine Zeitangabe für die astronomisch wichtigste Stelle nur unter Zuhilfenahme von Hypothesen erhalten, so sind wir für die zweite derartige Stelle (Tod, V., 3.) weit besser daran, da wir sie einfach in die Nacht, die dem 25. Februar folgte, zu versetzen haben und einer genaueren Zeitangabe nicht bedürfen. Um besonders den ersten der so fixierten Momente hier verwerten zu können, müssen wir ganz kurz die astrologischen Regeln zur Aufstellung eines Horoskops erörtern.

Das ganze Lehrgebäude der Astrologie ruht auf der Grundanschauung, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, und wir werden die astrologischen Regeln daher am einfachsten erklären können, wenn wir von dieser irrigen Meinung ausgehen. Die oberflächlichste Betrachtung des Himmels lehrt, daß alle Gestirne eine gemeinsame Bewegung haben — die „erste" oder „tägliche" genannt — indem sie im Osten aufgehen, sich am Himmel erheben bis zu einer für jedes Gestirn besondern, höchsten Höhe über der Ebene, auf welcher der Beobachter steht (der „Horizontebene"), und dann im Westen herabsinken. Die dabei von den Gestirnen beschriebenen Bahnen verlaufen alle parallel, aber nicht alle berühren den Horizont, das heißt jene Kreislinie, in welcher das Himmelsgewölbe die Horizontebene zu berühren scheint. Eine genauere Beobachtung zeigt, daß eine ganze Anzahl Sterne nicht unter den Horizont hinuntersinkt, sondern daß dieselben oberhalb des Horizontes teils größere, teils kleinere Kreise um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt beschreiben, den Pol des Himmels. Auch die andern Sterne bewegen sich in Kreisen um diesen Pol, doch liegt immer ein Stück dieser Kreisbahnen unter dem Horizont, und je weiter wir uns vom Pol entfernen, desto größer wird dasselbe auf Kosten jenes Teiles der Bahnen, der über dem Horizont liegt, bis wir schließlich zu einem Stern kommen, der genau ebenso lange über wie unter dem Horizont verweilt, das heißt, dessen Bahn durch die Horizontebene in Hälften zerlegt wird. Diese Bahn nennt man den „Gleicher" oder den „Aequator" des Himmels, weil ihre Ebene die scheinbare Himmelskugel in Hälften zerlegt. Der Aequator schneidet den Horizont im Ost- und Westpunkte, während eine durch den Pol senkrecht zu den Ebenen des

Aequators und des Horizonts gelegte Ebene — die sogenannte „Meridianebene" des Ortes — den Horizont im Nord- und Südpunkte schneidet.

Bei fortgesetzter Betrachtung bemerkt man bald, daß die Sonne außer der allgemeinen täglichen Bewegung noch eine andre hat, indem sie langsam von Westen nach Osten unter den Gestirnen vorrückt und im Verlaufe eines Jahres eine Kreisbahn am Himmel vollendet. Diese — die sogenannte „Ekliptik" — ist gegen den Himmelsäquator um einen Winkel von $23^1/_2{}^0$ geneigt und schneidet denselben in zwei einander gegenüberliegenden Punkten, die man als „Frühlings- und Herbst-Tag- und Nachtgleichenpunkte" bezeichnet, weil für die ganze Erde Tag und Nacht gleich lang sind, wenn die Sonne in einem dieser beiden Punkte steht. Um nun den Stand der Sonne für einen beliebigen Zeitpunkt zu bestimmen, mißt man den Bogen auf der Ekliptik, der zwischen dem Frühlings-Tag- und Nachtgleichenpunkte und dem Ort der Sonne liegt, wobei man die ganze Ekliptik in 360 Grad (und 1^0 wieder in 60 Bogenminuten) einteilt und die Zählung vom Frühlingspunkt beginnend, in der Richtung von Westen nach Osten vornimmt. Man teilt aber auch die Ekliptik in 12 gleich große Bögen ein, von denen also jeder 30^0 umfaßt, welchen man Namen von benachbarten Sternbildern und besondere Zeichen beigelegt hat, und bestimmt den oben erwähnten Bogen zwischen Sonne und Frühlingspunkt, die sogenannte „Länge" der Sonne, nach dem Bogen von 30^0 oder, wie man diese Bogen bezeichnet, nach dem „himmlischen Zeichen", in welchem die Sonne steht. Diese „himmlischen Zeichen", ihre Namen und Stellungen auf der Ekliptik lehrt die folgende kleine Tabelle:

♈ = Widder	0^0— 30^0	♎ = Wage	180^0—210^0
♉ = Stier	30 — 60	♏ = Skorpion	210 —240
♊ = Zwillinge	60 — 90	♐ = Schütze	240 —270
♋ = Krebs	90 —120	♑ = Steinbock	270 —300
♌ = Löwe	120 — 150	♒ = Wassermann	300 —330
♍ = Jungfrau	150 —180	♓ = Fische	330 —360

Aehnliche Bahnen wie die Sonne wandeln nun auch Mond und Planeten am Himmel, nur daß diese Bahnen nicht genau mit der Ekliptik zusammenfallen, sondern in Kreisen vor sich gehen, die gegen jene etwas geneigt sind, doch niemals so stark, daß sich diese Gestirne sehr weit von der Ekliptik entfernen. Um deren Orte am Himmel zu bestimmen, verfährt man ähnlich wie bei der Sonne, das heißt, man giebt die „Länge" (entweder in Graden oder mit Hilfe der himmlischen Zeichen) des betreffenden Gestirnes an, also den Bogen, um welchen man vom Frühlingspunkte auf der Ekliptik nach Osten zu vorrücken muß, um bis zu einem Punkte zu gelangen, in welchem nun zwar das Gestirn nicht selbst steht, sondern von dem aus man senkrecht zur Ekliptik nach Norden oder Süden um einen zweiten Bogen — die sogenannte „nördliche" oder „südliche Breite" — vorgehen muß, um auf das betreffende Gestirn zu stoßen. Diese „Längen" und „Breiten" von Sonne, Mond und Planeten ändern sich nun beständig, und zwar beim Monde am schnellsten, da er die Ekliptik in nur etwa 27 Tagen und

8 Stunden durchläuft, während die Sonne dazu ein Jahr braucht, und die Planeten, bald vor- bald rückwärtslaufend, die einzelnen Teile der Ekliptik mit sehr verschiedener Geschwindigkeit durcheilen. Von diesen letztern waren übrigens bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur die fünf hellsten bekannt, und diese bildeten mit Sonne und Mond zusammen die sieben Wandelsterne nach der alten Anschauung, von denen jeder sein besonderes Zeichen erhielt, die man auch heute noch verwendet; dieselben sind ☾ für den Mond, ☿ für den Merkur, ♀ für die Venus, ☉ für die Sonne, ♂ für den Mars, ♃ für den Jupiter und ♄ für den Saturn.

Für die astrologischen Weissagungen waren nun hauptsächlich die gegenseitigen Stellungen dieser Wandelsterne von höchster Bedeutung, und fünf dieser Stellungen galten für besonders wichtig und erhielten deshalb besondere Namen und Charaktere. Standen zwei Wandelsterne in demselben Zeichen der Ekliptik, so befanden sie sich in der „Zusammenkunft" oder „Konjunktion", welche das Zeichen ☌ hat. Bei 60° Längenabstand voneinander waren sie im „Sextel- oder Sextilschein" (Zeichen ⚹); mit 90° Längendifferenz waren sie in den „Geviertschein" oder die „Quadratur" (Zeichen □) getreten; bei einem Abstand von 120° auf der Ekliptik voneinander befanden sie sich im „Trigonal- oder Gedrittschein" (Zeichen △), und standen sie endlich in entgegengesetzten Punkten der Ekliptik, also in 180° Längenunterschied, so waren sie im „Gegen- oder Doppelschein" oder in „Opposition" (Zeichen ☍). Diese zwischen den einzelnen Planeten bestehenden „Aspekte" mußte man in erster Linie kennen, wenn man eine astrologische Voraussage machen, ein „Horoskop stellen" wollte. Um dieselben übersichtlich vor Augen zu haben, entwarf man für den betreffenden Zeitpunkt ein „Speculum astrologicum" oder eine „Aspektentafel", die im folgenden Täfelchen für die Mitternachtsstunde zwischen den 20. und 21. Februar 1634 dargestellt ist.

♈ 0°	♉ 30°	♊ 60°	♋ 90°	♌ 120°	♍ 150°	♎ 180°	♏ 210°	♐ 240°	♑ 270°	♒ 300°	♓ 330°	
△	□	⚹		♄		⚹	□	△		☍		+ 23° 43′
	△	□	⚹		♂		⚹	□	△		☍	+ 26 43
△		☍		△	□	⚹		☾		⚹	□	+ 1 47
⚹	□	△		☍		△	□	⚹		☿		+ 7 44
⚹	□	△		☍		△	□	⚹		♀		+ 13 57
	⚹	□	△		☍		△	□	⚹		☉	+ 2 27
	⚹	□	△		☍		△	□	⚹		♃	+ 21 18

Das würde also eine richtige Darstellung des im Scenarium des ersten Aufzugs von „Wallensteins Tod" erwähnten „Planetenaspekts" sein. Die Tabelle ist folgendermaßen zu verstehen: Jeder Planet steht unter dem himmlischen Zeichen, in welchem er am Himmel steht, und mit ihm auf gleicher Horizontal-

stehe die Neigung in Graden mit Bogenminuten (in der letzten Kreisteilablesung) berücksichtigt werden. Die Differenzen zwischen diesen beiden Ablesungen sind 180°, ist nun der „Lösiger“ bei Tönnesberg zu erhalten. Wie hat man Beispiel Kreis (I), eine Ablesung 238° 42′ — 58′ 42″ und die andere 58° 42′ + 180° = 238° 42′, 180°+58° 42′ = 178° 42′ und so weiter. Beobachten heißen und diese beiden Mittelwerthe sind gleicher Genauigkeit wie Mittelwerthe unserer bisherigen hiesigen Zenithe, welche mit dem bei Mönchen in Gegen- oder Gleichlage der Objective ohne Umsetzungen fand. Will man also wissen, in welchem Winkel zwei bestimmte Mondörter zu einander stehen, so geht man auf den Beobachtungsabend, bei einem bis zu den Breitenbildungen vor, in welcher der andere steht; kann gut dort ziehen, welches man so findet, den gehörigen Winkel an. Obiger war zur Beispiel zwei Mondörter kennen um vier Breitenbildungen nach rechts, als hat unser drei Zeichen den Schlüssel (♎), unter dem auch der Mond steht, so findet man das Zeichen im Tierzeichenkreis, das heißt alle Planeten und Monde stehen im Tierkreiszeichen zu einander. Deutsche Betrachtungen werden zu halten haben, wenn man zwei Zeichen den Mondes vier Kolumnen und bei gegangen hat.

Wie Planet nun hat, und wie man seiner Zahl entnehmen können, wo den Regulus in der offenen Linie zwei „Radialwinkel Zahl“ Ost heißt so:

Und beide Gegenörter, Planeten
Und Monde, nehmen den nachstehenden,
Den nächsten Winkel in dem Winkel, zeigen
Den einen Radialwinkel, mir zu kennen.
Denn lange man es herrlich mit gelesen
Und klein und feinlich — aber klarlegt Bedeutung,
Auch zu verweisen, daß im Tierzeichen,
Die zwei Planeten unseren Planeten an
Und diese drei Gegenörter Monde.

Die Stadt und hier gleiche Differenzwerth Uhr, bei Jupiter und Monde alle Mond nahe bei einander stehen, doch aber nicht der Mond nun diesen an den Mit genommen nicht, denken bei Venus, während der Mond mit dem Jupiter Tierzeichenkreis steht, also gerade diejenige Stellung einnimmt, nun den Stellung lag, daß er in acht neun hohe. Zur Erklärung beider Mittelwerthe Planet wie ausführen, daß die Gegenörter Regulus sich auf eine andere Zeit als 9. Mittwoch bei 26. Februar beziehen, bei Venus dann aber nur die Mittwoch bei 13. Januar ist. Nun Venus aber in den westlich Breit Monden die gehörigen beiden Zeitpunkten liegen, die Längen der bei im Jupiter Kreuzenden Planeten sich am folgenden 14ten bei Jupiter, 23ten Monden und 30ten bei Mond gebildet haben. Nehmen wir nun an, daß bei Längen wie 13. Januar bei 26. Februar an den Mittelwerthe gemachten seien, so Mitten Mond und Jupiter eben am 13. Januar in westlichen Stern gefunden haben wie am 26. Februar, also daß eben am 13. Januar in Tierzeichen Beobachten haben, während Venus an letzterem Datum sich in Zeichen den Schlüs

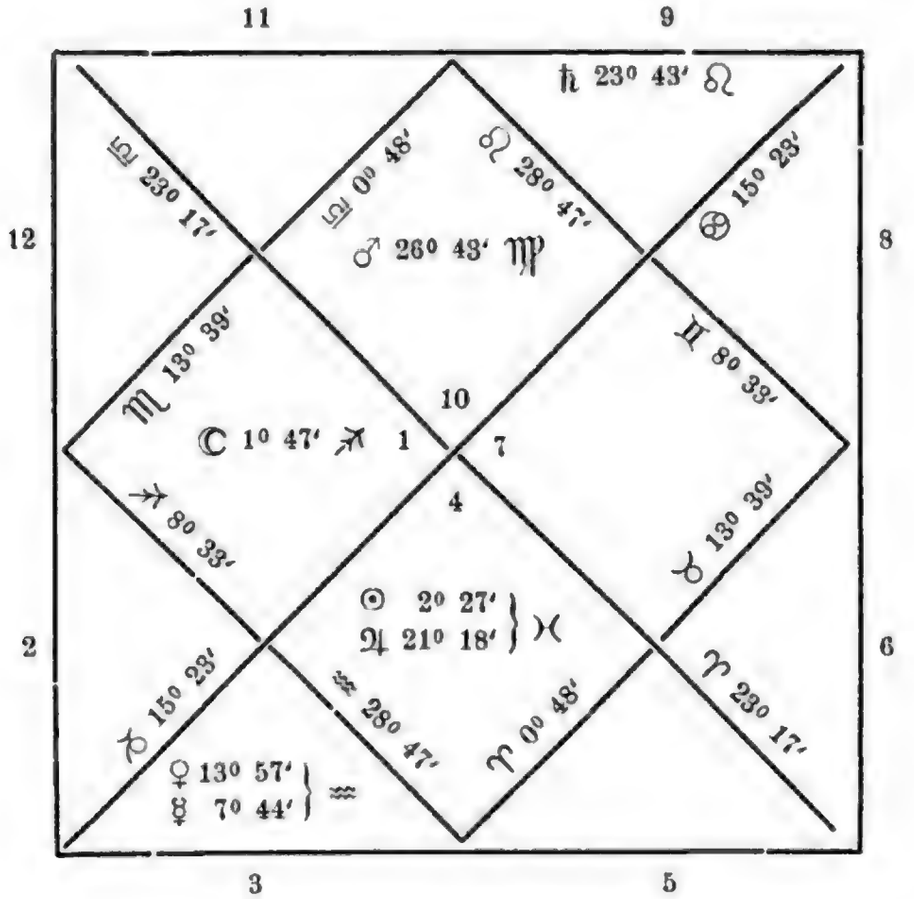
befand, also mit dem Mars in Quadratur. Nun ist es aber wahrscheinlich, daß die Aenderungen der Planetenörter keine so starken waren wie hier angenommen, daß also die Aspektentafel für den 13. Januar (was die fraglichen drei Planeten betrifft) nicht wesentlich anders aussah als die obige. Noch viel weniger wird sich dieselbe aber vom 20. bis zum 25. Februar geändert haben, so daß man, auch ohne genauere Rechnungen anzustellen, auf Grund dieser Ueberlegungen und der obigen Tafel sagen kann, daß die in den oben citierten Versen geschilderte Planetenkonstellation zwischen dem 13. Januar und dem 25. Februar 1634 bestimmt am Himmel nicht eingetreten ist. Dagegen stimmt die wirkliche Stellung der Planeten recht wohl zu den Worten Senis im fünften Auftritt des fünften Aufzugs: „Die Zeichen stehen grausenhaft," denn wenn sich diese Worte auch auf den Abend des 25. Februar beziehen, so wird sich doch in der obigen Aspektentafel (außer der Stellung des Mondes) in fünf Tagen nichts wesentlich verändert haben, so daß also auch noch am 25. Februar sich der Saturn in Opposition mit der Venus und der Mars in Opposition mit dem Jupiter befand, zwei vom astrologischen Standpunkt höchst bedenkliche Stellungen.

Aber die Worte Senis und Wallensteins, die sich an die oben citierte Stelle aus der ersten Scene des „Tod" anschließen, lassen keinen Zweifel darüber, daß der von beiden entworfene Planetenspiegel zur Aufstellung eines Horoskops verwendet ist, und wir müssen daher zur Vervollständigung unsrer Untersuchung auch hierauf etwas näher eingehen.

Bei Aufstellung eines Horoskops dachte man sich den Himmel in 12 Räume — sogenannte „Häuser" — auf die Art zerlegt, daß man den Himmelsäquator in 12 gleich große Kreisbögen von je 30° teilte, dabei mit demjenigen Punkte beginnend, welcher zu dem Zeitpunkt, für den das Horoskop gestellt werden sollte, genau im Osthorizont des Beobachtungsortes sich befand. Durch jeden dieser 12 Teilpunkte des Aequators und durch den Nord- und Südpunkt des Beobachtungsortes dachte man sich Halbkreise am Himmel gezogen, in deren Mittelpunkt also der Beobachter sich befand. Dadurch wurde das ganze scheinbare Himmelsgewölbe (oberhalb und unterhalb des Horizontes) in zwölf Streifen, die an ihren Enden in Spitzen ausliefen, zerlegt; von diesen beiden Spitzen jedes Streifens fiel eine in den Süd-, eine in den Nordpunkt. Diese 12 „Häuser" wurden nun in der Weise numeriert, daß man auf dem Aequator mit den Zahlen von Westen nach Osten vorrückte, dabei dasjenige Haus mit 1 bezeichnend, welches sich zunächst an den durch den ersten Teilpunkt des Aequators gezogenen Kreisbogen schloß. Da dieser erste Teilpunkt — wie eben erwähnt — in den Osthorizont fiel, so war jener durch ihn gezogene Kreisbogen nichts weiter als die vom Südpunkt über Osten nach dem Nordpunkt verlaufende Horizontlinie; das „erste Haus" war also dasjenige, was dicht unter dem Osthorizont lag. Daran schloß sich unter dem Horizont das zweite, dritte und so fort bis zum sechsten, das siebente war das erste, das über dem Horizont lag, den Westhorizont berührend, das neunte und zehnte berührten sich im Meridian des Beobachtungsortes, und das zwölfte hatte als zweiten Rand wieder den Osthorizont.

Durch die tägliche scheinbare Bewegung des Himmels änderte sich der Stand der Gestirne in diesen mit dem Horizont fest verbundenen Häusern beständig, weshalb auch das Horoskop stets für eine bestimmte Zeitangabe (Stunde und Minute) gestellt werden mußte. Aus der Beschreibung folgt, daß die im ersten Haus sich befindenden Gestirne die nächsten waren, welche für den Beobachtungsort im Osten aufgingen; die im vierten Haus passierten zunächst die Meridianebene des Ortes unter dem Horizont; die im siebenten Haus neigten sich zunächst zum Untergang, und endlich die im zehnten Haus gingen zunächst durch den Meridian des Ortes über dem Horizont. Diese vier Häuser galten astrologisch als die wichtigsten und hießen „die Angeln des Himmels", während die ihnen gerade vorausgehenden Häuser, also das zwölfte, dritte, sechste und neunte, als die unwichtigsten angesehen und als die vier „Fallhäuser" bezeichnet wurden. Stand „ein Planet" in einer der vier „Angeln des Himmels", so waren die ihm zugeschriebenen guten oder bösen Kräfte von stärkstem Einfluß auf die Begebenheit, für welche das Horoskop gestellt wurde, während dieselben ganz unwirksam waren, wenn der Planet sich in einem der „fallenden" Häuser befand. Außerdem hatte jedes Haus seinen besondern Namen und Charakter, auf die wir hier aber nicht einzugehen brauchen, da Schiller dieselben nicht weiter erwähnt. Nur im fünften Auftritt des letzten Aufzugs von Wallensteins Tod nennt Seni „das Haus des Lebens", worunter stets das erste Haus verstanden wurde, welches zugleich als das wichtigste galt. Die zwölf Häuser wurden nun in einer schematischen Figur zusammengestellt, die eine bequeme Uebersicht bot, aber mit der Gestalt und Anordnung der Häuser am Himmel nichts zu thun hatte. Ich gebe hier diese Figur in der von Kepler für das Horoskop Wallensteins benutzten Manier, die von der gewöhnlichen, durch Pegius' „Geburtsstundenbuch" (Basel 1570) eingeführten etwas abweicht. In dieser Figur stellen die vier sich um die Mitte gruppierenden Quadrate die vier „Angeln des Himmels" dar; die Nummern dieser Häuser sind nahe am Mittelpunkt der ganzen Figur in dieselbe eingetragen. Die acht übrigen Häuser gruppieren sich darum als rechtwinklige Dreiecke, an deren stets nach außen gewendeten Hypotenusen die Nummern der betreffenden Häuser angeschrieben sind. In eine solche Figur wurden zunächst die Grenzen der Häuser eingetragen, was hier also für die Mitternacht des 20. Februar 1634 geschehen ist. Unter diesen Grenzen verstand man die Längen derjenigen Punkte der Ekliptik, in welchen diese letztere von den die Häuser abgrenzenden Halbkreisen am Himmel geschnitten wurde. Man kann diese Längen durch eine sehr einfache Rechnung finden, doch existierten schon frühe ausführliche Tafeln, aus denen man dieselben für verschiedene Orte und Zeiten entnehmen konnte. In der umstehenden Figur sind sie für Pilsen und den eben erwähnten Zeitpunkt eingeschrieben, und zwar wie üblich unter Benutzung der himmlischen Zeichen. Daraus würde also hervorgehen, daß zum Beispiel die Grenzen des ersten Hauses ♏ 13° 39′ und ♐ 8° 33′ sind, das heißt, daß im ersten Haus dasjenige Stück der Ekliptik verläuft, das zwischen 223° 39′ und 248° 33′ Länge liegt. Waren so die Grenzen der Häuser festgesetzt, so

konnte man leicht nach einem speculum astrologicum — wie es hier nach dem oben gegebenen geschehen ist — die Orte der Wandelsterne in die betreffenden Häuser eintragen. Da zum Beispiel nach unsrer obigen Aspektentafel der Mond eine Länge von 241° 47′ hat, so steht er im ersten Haus, dessen Grenzen diese Länge einschließen. In gleicher Weise wie die Orte der Wandelsterne wurden noch die des „Glücksrades“ und der beiden „Knoten der Mondbahn“ in die



Figur geschrieben, was hier deshalb unterblieben ist, weil diese bei der vorliegenden Untersuchung nicht in Frage kommen.

Vergleichen wir nun dies von uns gestellte Horoskop mit den fraglichen Stellen in der ersten Scene von Wallensteins Tod, so finden wir da zunächst die Worte Senis:

> ... Der Saturn
> Unschädlich, machtlos, in cadente domo,

welche mit obigem Horoskop stimmen, denn in diesem steht in der That Saturn in einem der „fallenden Häuser“. Aber diese Uebereinstimmung ist auch die einzige, denn wenn Wallenstein im Anschluß an Senis Worte sagt, daß

> ... Jupiter, der glänzende, regiert

und ferner, daß er handeln muß,

> ... eh' die Glücks-
> Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt,

so paßt das auf obiges Horoskop nicht. Allerdings steht Jupiter in einem der vier wichtigsten Häuser, aber von diesen in dem unwichtigsten und unter dem Horizont, während der Mars in sehr bedrohlicher Stellung im zehnten Hause, das heißt nahe beim Meridiandurchgang, seine größte Höhe am Himmel einnimmt; also er ist es, der regiert, und nicht der Jupiter. Die ganze Konstellation aber kann, besonders nach den vorhergehenden Worten Wallensteins über Mars, als „Schadenstifter", gewiß nicht als eine „Glücksgestalt" bezeichnet werden. Nun läßt sich natürlich auch hier wieder der Einwand erheben, daß unsre Zeitbestimmung eine von der Schillers abweichende sei, das heißt, daß dem Dichter bei Abfassung der ersten Scene des „Tod" ein für einen andern Tag und eine andre Stunde gestelltes Horoskop vorgeschwebt habe als das obige, für die Mitternacht des 20. Februar 1634 gestellte. Demgegenüber ist zu erwähnen, daß unser Horoskop in einem Punkte mit den Angaben des Dichters stimmt (Saturn in fallendem Haus), was darauf hindeuten könnte, daß der von uns gewählte Zeitpunkt vielleicht doch nicht so stark von dem im Stück gemeinten abwiche, allein da Saturn immer nach sechs Stunden etwa wieder in einem fallenden Hause steht, so ist hierauf nicht viel zu geben. Viel schwerer wiegt der Umstand, daß — wie wir oben gesehen haben — für die Zeit vom 13. Januar bis 25. Februar 1634 ungefähr die gleiche Planetenkonstellation bleibt, das heißt, daß stets Jupiter und Mars sich in Opposition befinden werden, für welchen Tag und welche Stunde dieses Zeitraums man das Horoskop auch stellt. Die Oppositionsstellung dieser beiden Hauptplaneten wird aber für die ganze Zeit verhindern, daß man von einer besondern Glücksgestalt reden kann.

Wir wollen nun noch kurz untersuchen, wie weit die rein astronomischen Angaben über Stellungen von Gestirnen in Schillers „Wallenstein" mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Die Zahl derartiger Stellen ist gering. Wir haben da zunächst die Worte Senis in der ersten Scene des „Tod" über die Venus:

> ... Eben geht sie auf.
> Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten.

Daran schließen sich dann die eingangs citierten Worte Wallensteins. Nun war die Venus in der That damals Morgenstern; sie ging nicht lange vor der Sonne auf, und speziell am 20. Februar ging sie morgens $^1/_2 7$ Uhr in Pilsen auf. Unrichtig ist, daß sie dabei „wie eine Sonne geglänzt" hätte, denn wenn sie in ihrem größten Glanze erscheinen soll (was doch der Vergleich mit einer Sonne nur besagen kann), so müßte sie einen Phasenwinkel von 117° bis 120° gehabt haben, sie hatte aber thatsächlich am 20. Februar 1634 einen solchen von $25^1/_2{}^\circ$; ferner befand sie sich keineswegs in ihrer Erdennähe, sondern war sogar ziemlich weit von der Erde entfernt, wobei der schon von Billwiller gerügte Widerspruch, der in Wallensteins Worten liegt, kurz erwähnt sei, daß nämlich die Venus bei ihrem größten Glanze sich gar nicht in ihrer größten Erdennähe befindet, denn wenn sie diese erreicht hat, dann wendet sie der Erde ihre unbeleuchtete Seite zu, ist also für uns unsichtbar. Allerdings befindet sich die

Venus in ihrem größten Glanze immerhin ziemlich nahe bei der Erde, jedenfalls viel näher, als sie am 20. Februar 1634 der Erde war.

Die andre hierher gehörige Stelle findet sich im dritten Auftritt des fünften Aufzugs von „Wallensteins Tod“; dort sagt Wallenstein:

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Turmes Fahne jagt der Wind, schnell geht
Der Wolken Zug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
— Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, ist aus der Kassiopeja,
Und dahin steht der Jupiter. — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

Diese Schilderung bezieht sich auf die Nacht des 25. Februar 1634 und zwar vor Mitternacht, denn erst später sagt Wallenstein in derselben Scene:

... Mitternacht ist da.

Nun ging aber der Jupiter am Abend des 25. Februar schon um 7 Uhr in Eger unter, und der Mond ging erst lange nach Mitternacht auf, also für die Zeit kurz vor Mitternacht, auf welche sich obige Worte beziehen, befanden sich beide Gestirne unterhalb des Horizonts von Eger. Also auch diese Angaben des Dichters stimmen nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen.

Fassen wir die Resultate unsrer Untersuchung zusammen, so können wir sagen, daß diejenigen Stellen in Schillers „Wallenstein“, welche bestimmte Konstellationen von Sonne, Mond und Planeten beschreiben, mit den thatsächlichen Verhältnissen sich im allgemeinen nicht decken, daß Schiller sich also bei Abfassung der fraglichen Verse nicht um die nüchterne Wirklichkeit gekümmert, sondern von seinem unveräußerlichen Dichterrecht, der poetischen Freiheit, Gebrauch gemacht hat. Wir sehen ferner, daß das Wort Billwillers, von dem wir ausgingen, nicht so zu verstehen ist, daß Schiller für seinen „Wallenstein“ tiefe astrologische Studien gemacht habe, sondern daß er sich mit dem astrologischen Handwerkszeug nur oberflächlich vertraut gemacht hat, gerade hinreichend, um einen hervorstechenden Charakterzug seines geschichtlichen Vorbildes auch in seinem dramatischen Helden zum Ausdruck zu bringen.

Dieses Ergebnis kann uns nur mit Genugthuung erfüllen, denn es wäre aufrichtig zu beklagen, wenn sich ein so großer Geist wie Schiller der Mühe unterzogen und zu einem solchen Zeitopfer verstanden hätte, wie es für ihn, den nicht astronomisch Vorgebildeten, ein tieferes Eindringen in das große Gewebe von Aberglauben und Lüge, welches wir „Astrologie“ nennen, erfordert hätte.

Freiwillige und unbewußte Handlungen.

Von

Paola Lombroso.

Das Phänomen, von dem ich hier zu sprechen beabsichtige, freiwillige Handlungen, die zu unbewußten und fast reflektorischen werden, ist ein sehr bekanntes, von dessen Vorhandensein bei uns selbst wir uns leicht überzeugen können; es ist in der That erstaunlich, wie viele Thätigkeiten es giebt, die man mit etwas Aufmerksamkeit bei sich selbst wahrnehmen kann, und die anfangs freiwillig und bewußt sind und dann automatisch und unbewußt werden — wenn sie uns gewöhnlich entgehen, kommt das gerade daher, daß sie unbewußt geworden sind. Indes kann man sie mit etwas Aufmerksamkeit in allen Graden ihrer Kompliziertheit als vorhanden wahrnehmen.

Wenn man zum Beispiel genötigt ist, schwere Schuhe zu tragen, so merkt man das die ersten Tage, nach einiger Zeit jedoch spürt man nichts mehr davon; zieht man zufällig einmal im Gebirge leichte Schuhe an, so meint man, es wären einem Flügel gewachsen.

Ebenso kommen mir im ersten Augenblick, wenn ich vom Lande in die Stadt zurückkehre, die Zimmer außerordentlich hoch vor; selbst wenn ich mir da draußen vorstelle, daß unser Haus viel größer sein muß, ist doch die Gewöhnung an besonders niedrige Zimmer so unfreiwillig geworden, daß ich nicht dazu gelange, mir ein Bild mit richtigen Verhältnissen zu machen; es ist das eine optische Täuschung, der ich mich nicht entziehen kann, aber in diesen Fällen ist die Erwerbung der Vorstellung instinktiv und unfreiwillig, sie kommt zu stande, auch wenn wir es nicht wollen; doch hier noch eine andre Thatsache, die noch viel komplizierter ist und die ich an mir selbst erfahren habe.

Man mußte einmal aus irgend einem Grund eine Thür nach innen öffnen, die sich früher nach außen geöffnet hatte (statt zu drücken mußte man ziehen); wenn nun die Thatsache mir auch bekannt, so war doch noch ein halbes Jahr lang meine erste Bewegung, die Thür zu drücken, den Versuch zu machen, sie nach außen zu öffnen.

Ebenso hatte ich die Gewohnheit, das Handtuch an einem Nagel aufzuhängen; als nun einmal eines Tages der Nagel herabgefallen war, wollte ich hartnäckig jeden Morgen noch das Tuch an ihn aufhängen, was sich aus der Ständigkeit der Handlung erklärt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich das erste Mal, als ich die Thür öffnete oder das Handtuch aufhängte, einen Vernunftschluß machte, eine freiwillige Handlung beging.

Ich hatte hingesehen und überlegt, wohin ich mein Handtuch hängen könne, da sah ich den Nagel, und ich schloß, daß ich es dahin hängen könne, es kam

zu einer ganzen Reihe von Gedanken und Muskelbewegungen, freiwilligen und beabsichtigten, und nach Verlauf einer gewissen Zeit ist diese Reihe von Bewegungen derart unfreiwillig und so bewußt geworden, daß ich das Handtuch immer noch dahin hängen will, obwohl ich weiß, daß der Nagel nicht mehr da ist; ich überlege nicht mehr, wo der Nagel ist, wohin ich mit dem Handtuch will und so weiter.

Eine andre ähnliche Thatsache.

Man gab mir eines Tags Gummibänder für meine Manschetten; da überrasche ich mich auf einmal dabei, wie ich die Bänder an die Strümpfe legen will. Die Gewohnheit, elastische Bänder über die Strümpfe zu ziehen, hatte die Ideen „elastisches Band“ und „Strumpf“ derart miteinander verquickt, daß es bei der Berührung der elastischen Bänder zu der automatischen und unwillkürlichen Bewegung kam, die darauf abzielte, sie über die Strümpfe zu ziehen.

Auf diese Weise hat eine freiwillige und koordinierte Bewegung sich vor und nach abgeschwächt und ist dem Willen entfremdet worden. Man kennt ja auch jene Anekdote, die, wenn nicht wahr, so doch gut erfunden ist: Ein altgedienter Soldat kommt mit einem Napf Suppe. Plötzlich schreit man ihm das Kommando ins Ohr, und sofort stellt er sich in Positur und läßt seine Suppe fallen. Wir wissen alle, wie es oft für den jungen Rekruten so schwer ist, sich die Bewegungen anzueignen und zur Ausführung zu bringen, die sich beim alten Soldaten rascher als der Gedanke vollziehen.

Die Berufsmusiker können spielen, ohne zu sehen und zu hören. Wenn wir einem Klavierspieler sagen, er solle die Augen zumachen und die Taste suchen, deren Note wir ihm angeben, so findet sein Finger sie sofort; das Spiel eines stummen Klaviers im Dunkeln vollzieht sich vollständig ohne Gesicht und Gehör. Die Hand ist schließlich so weit gekommen, daß sie so gut wie unabhängig von den übrigen Sinnen geworden ist, die an ihrer Erziehung teilgenommen haben.

Noch ein letztes Beispiel für diese Art von Emanzipation von einem Willensakt. Man hat oft Gelegenheit, wahrzunehmen, daß gewisse Personen ein Pünktchen über den großen Buchstaben J setzen; man macht ursprünglich das Pünktchen über das kleine i, nach und nach aber verwächst das Pünktchen so fest mit der Vorstellung des J, daß wir es auch über den großen Buchstaben setzen, wo es nicht nötig ist.

Romanes hat versucht, eine Erklärung dieser Thatsachen zu geben. „Eine nervöse Entladung,“ sagt er, „die einmal auf einem bestimmten Wege stattgehabt hat, hinterläßt eine mehr oder minder ständige Molekularveränderung, so daß, wenn später eine andre Entladung denselben Weg verfolgt, sie auf ihm sozusagen die Fußspuren der vorhergegangenen findet.“

Die koordinierten und im Hinblick auf eine organisierte und unzerlegbare Handlung wiederholten Bewegungen vollziehen sich schließlich ohne Vorhandensein des geistigen Elements; das Nervenzentrum erinnert sich des Vorkommens seiner früheren Entladungen infolge des auf das Ganglion hinterlassenen Eindrucks.

Eine Handlung schließlich kann das erste oder zweite Mal unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; wird sie aber häufig wiederholt, so wird sie zuletzt gewissermaßen ein Bestandteil unsers Organismus und vollzieht sich ohne Dazwischentritt des Willens, ohne daß wir fast das Bewußtsein davon haben.

*

So bedeutsam nun aber auch die Thatsache einer Handlung ist, die aus einer freiwilligen zu einer unbewußten wird, so ist doch noch viel bedeutsamer der große Nutzen, den uns das gewährt; denn je mehr eine Handlung das Bestreben hat, reflektorisch zu werden, um so mehr hat sie das Bestreben, sich rasch zu vollziehen und eine Ersparnis an Raum und Zeit zu erzielen.

Wenn zum Beispiel das Kind zu begreifen beginnt, daß b und a wie ba ausgesprochen werden, so vollzieht sich später beim Erwachsenen dieses Lesen so rasch, daß er direkt die Gedanken zu lesen scheint — er hat nicht nur nicht mehr die Empfindung, daß es sich um Silben, sondern beinahe nicht einmal mehr die, daß es sich um Worte handelt. Darum gestaltet sich das Lesen zu einer Uebung, statt zu einer Arbeit, zu einer Erholung, statt zu einer Anstrengung, zu einer Erholung, der man sich in weiten Kreisen und gern hingiebt. Sehe man doch nur, wie widerwillig die Kinder und die Leute einer geringeren Volksklasse sich zum Schreiben bequemen, und wie ungeschickt und verworren sie in der Anordnung ihrer Gedanken sind, wenn sie zur Feder greifen; ein Teil ihrer Energie muß dazu verbraucht werden, zuzusehen, wie das Wort geschrieben wird, aus welchen Buchstaben es sich zusammensetzt und so weiter, und kann sich nicht lediglich auf die Gehirnthätigkeit konzentrieren; man kann in der That unschwer die Beobachtung machen, daß kleine Kinder einer und derselben Klasse fast immer die gleiche Handschrift haben; es kommt das daher, daß sie sich, wenn sie einen Buchstaben schreiben sollen, alle das gleiche Modell, das ihnen der Lehrer oder die Lehrerin gegeben hat, ins Gedächtnis rufen und nachmalen; bei uns dagegen wird das Schreiben zu einer mechanischen und reflektorischen Thätigkeit, die uns gestattet, uns ausschließlich auf die Gedankenarbeit oder Gehirnthätigkeit zu konzentrieren.

Wie gesagt, je mehr eine Thätigkeit das Bestreben hat, reflektorisch zu werden, desto mehr ist sie bestrebt, sich rasch zu vollziehen und Kraft und Zeit zu sparen, und desto größer ist der Nutzen, den wir daraus ziehen.

Noch ein Beispiel, das wir diesmal der Frau von Novikow entnehmen.

„Wenn der Bewohner einer kleinen Stadt plötzlich nach London versetzt wird," sagt die genannte Schriftstellerin, „lebt er anfangs in einer Art Betäubung. Der Pulsschlag des Londoner Lebens geht rascher als der seines Lebens, er fühlt sich aus seinem Geleise gebracht und ungemütlich; hat er aber eine Zeitlang dort zugebracht, so beginnt er sich an das dortige Leben zu gewöhnen, und wieder nach einiger Zeit ist die Umwandlung zu einer vollständigen geworden. Er findet es alsdann ganz natürlich, daß man mit der Eisenbahn 78 statt 30 Kilometer in der Stunde zurücklegt. An dieses fieberhafte Leben

gewöhnt, spürt er die Wirkungen desselben nicht mehr; der Zustand, in dem er lebt, kommt ihm normal und natürlich vor. Er steht unter dem Drucke einer sehr starken geistigen Spannung, aber sie lastet nicht schwerer auf ihm als die Luftsäule, die auf seine Schultern drückt."

In dem Maße, wie die Anpassung zu einer unbewußten wird, nimmt die Anstrengung ab, und man gewöhnt sich an ein intensiveres Leben.

Aber nicht das allein, je reflektorischer eine Handlung wird, desto vollkommener wird sie. Zu den anscheinend paradoxen Behauptungen, die Frau von Novikow aufstellt, gehört gerade die, daß die vollkommenste Moral die reflektorische und unbewußte ist.

Es giebt keine einzige moralische Handlung, die sich bei genauerem Zusehen nicht auf einen Vorteil zurückführen ließe, den das sie begehende Individuum von ihr hat; eine Handlung wird aber eigentlich erst zu einer moralischen von dem Augenblick an, wo man sich die Zeit erspart, die zu einer Prüfung erforderlich ist. Die Intelligenz ist immer etwas der Gefahr ausgesetzt, zu spät zu kommen, da die Erinnerung längere Zeit gebraucht, um die innere Ordnung mit der äußern in Verbindung zu bringen.

Eine rein reflektorische Handlung ist vollkommener, weil sie rascher von statten geht; jemand, der aus natürlichem Widerstreben eine schlechte Handlung nicht begeht, steht darum höher als derjenige, der sie nach reiflichem Nachdenken unterläßt.

*

Erinnert, wenn wir gesehen haben, wie Gebärden, Bewegungen und Handlungen binnen kurzer Zeit mechanisch und automatisch werden, das nicht in kleinerem Maßstabe an die Art, wie wir geistige und moralische Gewohnheiten und Eigenschaften, wie Gedächtnis, Kunstsinn und so weiter, durch Vererbung erwerben? Wenn für eine zufällig entstandene Gebärde so viel Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß sie mit der Zeit mit dem Organismus verschmilzt, warum sollte eine mehrere Lebensjahre hindurch geübte geistige Fähigkeit nicht die gleiche Wahrscheinlichkeit für sich haben und auf den Organismus einen derartigen Einfluß ausüben, daß sie dadurch zu einer vererblichen wird?

In diesem Falle kommt aber nicht nur dem Individuum, sondern der ganzen Menschheit der Vorteil davon zu gut, denn die Möglichkeit der Erziehung und des zivilisatorischen Fortschrittes [1]) gründet sich einzig und allein auf diese Thatsache, daß das Nervensystem die freiwilligen Handlungen und Ideen dem Organismus assimilieren kann, indem es sie in unfreiwillige Operationen verwandelt.

---

[1]) Die Ideen vermöchten keine thatsächliche Einwirkung auf die Seele eines Volkes auszuüben, wenn sie nicht infolge eines sehr langsamen Prozesses aus der beweglichen Region des Gedankens in jene stabile Region herabgelangt wären, in welcher die Motive unsrer Handlungen zu stande kommen. Sie bilden gewissermaßen einen Teil des Organismus und können auf das Verhalten des Menschen einwirken (Gustave Lebon, Les lois psychologiques de l'évolution des peuples. Paris, Alcan).

Zeit voll sich füllen bei den Tieren befinden.

Anders liegt es, wo es sich um Kräfte handelt, die außerhalb der Grenzen der Nutzung zu suchen sind, in einer Steigerung, die den Körper über sie hinaustreibt, die mit dem Begriffe der Nutzung nichts gemein hat, sondern in ihr gerade das Mittel ihrer Vergrößerung besitzen kann.

Der Mensch besitzt, wenn man über sein wildes und gebanntes Thieren zusammen einzelnen stellt, gegen ihn und seinen ausgebildeten Zustand sich erhebend über der Vorstellung des Menschen — ein Maß von erworbenen Gedankenkräften — während sie anderen sich nicht benutzt wußten.

Gleicher Weise Neuseeland, wo seine Bewohner der Neuseeländer Raffe, den Eingeborenen von Tasmanien, die bei nach Wissenschaften, reisenden, von verschiedene Abgeschiedenen gefunden haben, wo sie in seine Art Begriffe besaßen, wenn sie in wenigen Tagen erwachsen, während es bei Hunden von anderer Rasse einer Abrichtung von Jahren bedarf, um sie zu erlangen.

Nur welche Weise auch dem Menschen hat, man bei dem gleichmäßigen Verhalten einer Menschenart zu der Entwickelungsfähigkeit, die sie in einem langen Zuge, zum ungeheuren Zeitraum bei folgenden Generationen. Der Körper des Menschen ist noch vorhandener Ergiebung ganz anderen gewesen als weniger mit Vorgängen verbunden zu dem Vorgängen, dem sich Gedanken, wie sie geworden ist, er belebt Eigenschaften, die in seinen Zeugen zu suchen scheinen und die er ausbildet, ohne einen Begriff von ihnen zu haben.

Wenn der Europäer dem Wilden begleitet bei Geschick und der übrige Name unterlegen ist, wenn das physikalische Leben, es ist das Verhältniß geistig, hat sein bisher Mangel Resultat gebildeten und durch Vermehrung, und ein große Vorgänge von Generationen übertragen worden ist, dem Neger bedeutet, daß Europäer bedeutet, die von individuellen Bildern aufgetragen sind in gewissen Leben seine Gedanken, Gedanken, und doch sind sie, wie sie sind, nur Mensch an Gestalt der Sinne gleichgekommen. (Darwin, Abstammung des Menschen. I. 126.)

Obwohl nun man in Indien die Wechselwirkung gemacht, daß die und einer im Bezug einer Rasse beobachteten Reihe hervorgegangen Kinder der Europäer sich dem Unterrichte noch empfänglicher erwiesen als die Kinder der unteren Kastenklassen. Ich bin selbst in der Lage gewesen, mich, seinen ich zum beim Europäischen Unterrichte noch einmal machen, durch den Besuch einer gemischten Mittelschule daraus zu überzeugen, mit welcher Schnelligkeit die Kinder von Proletariern zu Klassen haben, wenn sie Lehrer und Schülern kommen lehnt. Noch heute ist Indien hier gleichen Wesen und besonders geringen Fortschreitens, wenn sie Lehrer und Schülern ohne alle Mühe und Zeit beginnen können.

Ich verweise mit Vorliebe Natürlich die verschiedenen Lehrerinnen zu verschieden, und überall erhielt ich die gleiche Antwort, nämlich die, daß, wenn man zwei Kinder den gleichen Alters und den gleichen geistigen Fortschrittsgrade habe, denen man die gleichen Kenntnisse beibringen habe, das Mädchenhaft mein geistiger Entwicklungsgrad zu übermäßiges habe und der Lehrerin denen weit mehr zu-

ursache, um es dazu zu bringen, sich diese Kenntnisse anzueignen und sie festzuhalten.

Es giebt hierfür wohl verschiedene Gründe,[1]) aber der hauptsächlichste ist der, daß wir auf die Kinder, wie das Nervenzucken, die Anlage zur Gewaltthätigkeit oder die Schüchternheit, so auch die Anlage zur geistigen Arbeit vererben.

Das bürgerliche Kind stammt von Eltern in bequemer Lage ab, von Individuen, die mehrere Generationen hindurch Muße gehabt haben, sich zu üben, den Geist zu entfesseln und in geistiger Thätigkeit anzuspannen, während die Arbeiterkinder von Eltern abstammen, die den Geist nur wenig, und von Großeltern, die ihn gar nicht haben üben können.

*

Auf diese Weise werden die unbewußte Thätigkeit und die angeborene und ererbte Fähigkeit zu einem mächtigen Faktor im Kampfe um das Dasein, nicht nur weil sie zu einer Ersparnis an Raum und Zeit führen, was die Assimilierung ihrer Umgebung, zu einer raschen macht, sondern weil sie auch etwas Systematisches in den Kampf um das Dasein bringen.

*

Durch die Bewegungen, die das Bestreben haben, unfreiwillig und unbewußt zu werden, durch die erworbenen Fähigkeiten, die das Bestreben haben, sich in angeborene zu verwandeln, und durch die Ideen, welche das Bestreben haben, sich in Empfindungen umzusetzen, bekommt die Arbeit das Bestreben, sich in eine Uebung und die Anstrengung das, sich in ein Vergnügen zu verwandeln, und dadurch wird der gewaltige Kampf um das Dasein gemildert.

Aehnlich wie die assimilierten Nährstoffe, die zu Nerven, Blut und Muskeln des Körpers geworden sind, denselben dennoch freilassen mit einem neuen Bestreben, sich neue Substanzen zu assimilieren, so vermehren die zu einem Teile des Organismus gewordenen unbewußten Ideen seine Macht und lassen ihm gänzlich die Bahn frei zur Erwerbung neuer Horizonte.

---

[1]) Unter anderm einen, auf den man gewöhnlich nur wenig acht giebt und der in das Gebiet des Unbewußten fällt. Dem Kinde begegnet beim Unterrichte das, was ihm schon früher bei dem Sprechenlernen begegnet ist; jede Mutter singt, spricht und flüstert dem Kinde Hunderte von Worten ins Ohr, bevor sie ein einziges von ihm vernimmt; sie spricht ihm noch Tausende vor, bis es davon ein einziges versteht, aber wenn sie ihm das alles nicht in das Ohr gesagt hätte, was es erst gar nicht vernimmt und dann nicht versteht, würde das Kind erst weit später und unter weit größeren Schwierigkeiten sprechen lernen. Das in einer bürgerlichen Familie aufgewachsene Kind macht sich, beinahe ohne daß es davon etwas merkt, mit einer Menge von Ausdrücken und Gedanken vertraut, die ihm anfangs ins Ohr gelangen, ohne daß es sie versteht, um die sich aber mit der Zeit andre Ideen krystallisieren, die es ihm später erleichtern, die Worte zu verstehen und in ihrem richtigen Sinne zu gebrauchen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Musik.

Zwei ungedruckte Briefe von Paganini.

Wenn Liszt von Paganini mit vollem Recht sagen konnte: „niemand ahnte die Empfindungen, die sein Herz bewegten", so wird jede Möglichkeit, auch nur ein wenig in das Innere dieses verschlossenen Mannes dringen zu können, gewiß mit Freuden begrüßt werden. Der schaffende Künstler entäußert sich der in ihm gärenden Kräfte in seinen Werken, deren Hervorbringungsgründe wohl durch eine genaue Kenntnis seines Lebens näher erläutert werden können, deren Verständnis dadurch jedoch nicht ausschließlich erweitert wird. Anders verhält es sich mit dem ausübenden Künstler, dessen Bedeutung nur in der augenblicklichen Wirkung auf seine Zuhörer ruht. Bei ihm gilt es, das Rätsel der Ursachen, durch welche er diese Wirkung hervorbringt, aus dem Wesen seiner Persönlichkeit heraus zu lösen. Diese Aufgabe wird bei Paganini eines besonderen Reizes nicht entbehren, wenn man erwägt, daß selbst ein Goethe sich längere Zeit mit seinem Wesen beschäftigt hat, obgleich er anfangs davon mehr abgestoßen als angezogen wurde. In einem Briefe an Zelter vom 13. November 1829 sucht er die allgemein erregte Aufmerksamkeit durch „eine Vermischung des Grillenhaften mit der Sehnsucht nach Ungebundenheit" zu erklären. „Es ist eine Manier", schreibt er, „aber ohne Manier; denn es fährt wie ein Faden, der immer dünner wird, ins Nichts. Es lechzt nach Musik, wie eine nachgemachte Auster gepfeffert und gesäuert verschluckt wird." Vielleicht angeregt durch die fortgesetzte Beschäftigung der Oeffentlichkeit mit dem rätselhaften Virtuosen, hat Goethe ihm auch ferner noch Raum in seinen Gedanken gegönnt; denn zwei Jahre später führt er ihn in einem Gespräche mit Eckermann als Beispiel dafür an, daß das Dämonische, welches „sich in einer durchaus positiven Thatkraft äußert", sich mehr bei Musikern als bei Malern findet. „Bei Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

Im Februar 1831 wollte der Geigenkünstler von Frankfurt a. M. aus seine erste Reise nach Paris unternehmen und unterwegs noch nach Möglichkeit Konzerte geben. Um ein solches in Karlsruhe zu stande zu bringen, wandte er sich an den dortigen Kunst- und Musikalienhändler Johann Velten, eine in Künstlerkreisen beliebte und angesehene Persönlichkeit. Der an ihn gerichtete Brief ist am 24. Januar 1831 im Hotel Weidenbusch — jetzt Union-Hotel — in Frankfurt geschrieben worden und giebt Kunde von dem umsichtigen Geschäftssinne des Künstlers.

„Monsieur et très-estimable ami,

J'ai reçu votre honorée du 28 déc., je suis bien sensible à vos expressions amicales. Maintenant que mon fils se porte bien je compte partir décidément le premier du mois prochain pour me rendre à Paris par Strassbourg de manière que si à mon passage dans votre ville il était possible que je puisse donner un concert vers le 4., 5. ou 6. février au plus tard, je vous autorise à prendre les arrangements nécessaires pour cela et à faire en attendant les annonces dans les journaux etc. Quant aux prix d'entrée je pense de les doubler seulement. Pour la première fois que je me suis fait entendre ils étaient triples, et ailleurs aussitôt mon arrivée nous pourrons régler cela d'après les circonstances, persuadé que l'entreprise du théâtre me procurera ou accordera toutes les facilités possibles.

Vous m'obligerez de me faire un mot de réponse avec le retour du courrier

et d'après cela je vous indiquerai aussitôt les morceaux de musique que je compte exécuter afin que vous puissiez les faire annoncer.

Dans cet espoir j'ai l'honneur d'être avec la plus affectueuse estime
votre dévoué serviteur Nicolo Paganini."

Der erwähnte Sohn, Achilles, stammte aus einer Verbindung mit der Sängerin Antonia Bianchi aus Como und war 1825 geboren. Er wurde der Universalerbe des großen Vermögens seines Vaters. Wann das erste Karlsruher Konzert stattgefunden hat, war nicht zu ermitteln. Das zweite wurde am Samstag, den 5. Februar, im Großherzoglichen Hoftheater abgehalten. Paganini spielte darin eines seiner Konzerte, seine Militär-Sonate auf der G-Saite und Variationen. Außerdem wirkten der Kammersänger Haitzinger und der Hofsänger Reichel mit. Ersterer sang eine Cavatine aus „Anakreon" von Mercadante. Ueber den Verlauf des Konzertes läßt sich nichts Näheres feststellen, da Karlsruhe zu jener Zeit noch nicht unter dem oft recht bedenklichen Einflusse der Berichterstattung zu leiden hatte.

Der folgende Brief — beide Briefe befinden sich in den Händen des Herrn Hans Velten[1]) in London, welcher sie mir in freundlichster Weise zur Veröffentlichung übermittelt hat — bringt uns den Menschen Paganini näher. Er weiht seinen Karlsruher Konzertunternehmer, welchem er eine besondere und dauernde Freundschaft gewidmet hat, in seine persönlichen Empfindungen ein. Der Brief ist in London am 16. August desselben Jahres geschrieben. Der Enthusiasmus der Engländer hatte zu dieser Zeit seinen Höhepunkt erreicht, zugleich dem Künstler viele persönliche Anfeindungen eingebracht. „Die Bewohner Londons," hatte der ‚Temps' geschrieben, „haben einstweilen die Debatten über die Wahlreform eingestellt, um sich mit Paganini' zu beschäftigen. Das Volk ruft sein haro dem fremden Künstler zu; die Journale hingegen nennen ihn einen Uebermütigen, einen Unverschämten und so weiter, und wenig fehlte, so wäre seiner Konzerte wegen in London ein Tumult ausgebrochen." Mit diesen Beschuldigungen beschäftigt sich der Erguß des Künstlers an seinen Karlsruher Freund.

„J'ai reçu votre lettre du 10 juillet et celle de monsieur votre neveu qui y était jointe, et je vous fais bien des excuses de ce que je ne vous ai pas répondu plutôt, ce que vous devez attribuer à mes occupations multipliées qui ne me laissent un moment de repos et aux nombreuses visites que je dois recevoir et faire dans les moments de loisir. Tout en vous renouvelant l'assurance du plaisir que j'aurais à avoir votre neveu auprès de moi et du sincère attachement que je lui professe je regrette beaucoup que pour le moment il ne me soit guère possible de le faire venir parce que j'ai déjà du me pourvoir d'une autre personne et que d'ailleurs ne sachant pas l'anglais, il ne saurait m'être d'aucune utilité dans ce pays, où le français est très-peu compris et encore moins parlé.

Sans entrer dans aucun engagement positif, je dois donc me borner à vous dire qu'aussitôt revenu sur le continent, si votre neveu n'est pas engagé, je pourrais songer à lui; mais je ne puis même vous dire en ce moment combien mon séjour pourra se prolonger dans ce pays.

Je vous dis bien des remercîments pour les nouvelles que vous avez bien voulu me donner de votre famille et je reconnais dans cette aimable attention toute votre amitié pour moi — j'apprends avec plaisir qu'elle se porte bien maintenant et je vous prie de l'assurer de tout mon attachement pour elle.

Les journaux de votre pays vous auront sans doute communiqué des nouvelles sur mon compte, vous ne devez cependant pas y ajouter une foi sans restriction. L'envie qui est toujours à la suite des grandes célébrités n'ayant pas réussi à con-

[1]) Hans Velten ist der Enkel des Adressaten dieser Briefe und Mitinhaber der großen Kunsthandlung Obach & Co. in London.

tester mon talent a voulu s'en venger en portant atteinte à ma moralité au moyen des bruits absurdes et ridicules qu'elle se plaît à répandre dans les journaux. Les bruits, mille fois répétés et mille fois contredits, trouvent toujours des personnes qui sont portées à les croire, par ce sentiment inné dans l'homme, qui le porte toujours à trouver des défauts ou pour le moins des travers dans toutes les supériorités, soit sociales soit intellectuelles.

Quant à moi je puis vous dire que mes succès en Angleterre ont de beaucoup dépassé mes espérances; l'enthousiasme que j'y excite est au delà de toute expression. et quiconque connaît le caractère anglais peut (muß wohl heißen: ne peut) facilement se figurer la manière bruyante dont ils le témoignent.

Je vous dirai même très-franchement que leur admiration excessive m'est à charge. puisqu'elle ne me laisse un moment de repos.

Quoique la curiosité de me voir ait été depuis longtemps satisfaite, puisque j'ai déjà joué en public une trentaine de fois, quoique mes portraits aient été reproduits de toutes les manières et sous toutes les formes possibles, je ne puis jamais sortir de chez moi sans me voir immédiatement entouré d'une foule de curieux qui non contents de me suivre et de me coudoyer me barrent très-souvent le chemin de sorte que je ne puis ni avancer ni reculer, m'adressent la parole en anglais que je ne comprends pas, et vont jusqu'à porter la main sur ma personne peut-être pour s'assurer que je suis de chair et d'os comme eux. Et ne croyez pas que ce soient les gens du peuple seulement, bien au contraire! Je vous laisse ensuite à deviner la peine que j'ai à percer la foule toutes les fois que je sors du théâtre, après y avoir joué.

J'entre dans tous ces détails parce que je crois qu'ils peuvent être de quelque intérêt pour vous et pour que vous vous mettiez en garde contre tout ce que l'on pourrait insérer dans les journaux à mon désavantage.

Sous peu de jours je pars pour ma tournée dans les provinces; j'ignore combien de temps elle pourra durer, mais je ne crois pouvoir être ici de retour avant le mois de mars.

Ma santé est assez bonne, grâce à Dieu, mon fils qui est à Paris se porte aussi bien. Conservez-moi votre estimable amitié et croyez-moi

votre bien sincèrement dévoué Nicolo Paganini."

In einer Nachſchrift trägt er dem Adreſſaten noch Grüße an die Familie Haitzinger auf und wendet ſich dann an den oben erwähnten Neffen, dem er den guten Rat giebt, recht fleißig Franzöſiſch und alles, was ihm in der Welt von Nutzen ſein kann, zu lernen.

Der umfangreiche Brief, gewiß der umfangreichſte von den bisher aus der Feder Paganinis bekannt gewordenen, läßt erkennen, wie dieſer Künſtler ein offenes Auge für alle Vorgänge um ihn herum gehabt hat, wie ſcharf er den verderblichen Einfluß des Zeitungsweſens zu verurteilen verſteht; wie er aber auch mit liebevoller Teilnahme das Geſchick der Menſchen verfolgt, die er liebgewonnen hat, und die ihn verſtanden haben. Das Einherſchreiten auf einſamer Höhe wird den Mitmenſchen ſehr unbequem, und in kleinlichem Neide erſchweren ſie durch falſche Beurteilungen dem Einſamen den Verſuch, ſich mit den unten Wandelnden zu verſtändigen. Kein Wunder, wenn er ſich noch weiter von dem gewöhnlichen Wege entfernt, nur um nicht in ſeinen Bahnen geſtört und an der Verwirklichung ſeines Ideales gehindert zu werden!

Eduard Reuß.

Litteraturgeschichte.

Wilhelm Waiblinger und Herr v. Cotta.

Wilhelm Waiblinger, der genial veranlagte schwäbische Dichter, dessen großes Talent ein frühzeitiger Tod leider nicht zur Abklärung und Reife gelangen ließ, verbrachte die Jahre 1822 bis 1826 als Student der Theologie im evangelischen Seminar zu Tübingen, dem sogenannten Stift. Wenn der heißblütige Jüngling zu etwas nicht taugte, so war es just zu diesem ihm durch äußere Verhältnisse aufgenötigten Beruf. Niemand erkannte dies klarer als er selbst, und je näher die Zeit rückte, da er in den praktischen Kirchendienst treten sollte, desto eifriger war er darauf bedacht, sich den lästigen Fesseln zu entwinden und einen seinem Naturell angemesseneren Wirkungskreis zu finden. Ein längerer Aufenthalt in Italien war seines Herzens glühender Wunsch; davon versprach er sich namentlich günstige Wirkungen für die Entwicklung seines Dichtertalents. Zunächst bemühte er sich um einen Hofmeisterposten in jenem Land; aber solche Stellen waren von jeher schwer zu bekommen. Da that sich ihm eine andre, glücklichere Aussicht auf. Freiherr v. Cotta, der Buchhändlerfürst, hatte schon manches junge Talent unterstützt und auf seine Kosten reisen lassen. Warum sollte er sich nicht bereit finden lassen, auch für den hoffnungsvollen Waiblinger dasselbe zu thun? Der bekannte Epigrammatiker Friedrich Haug, ein Freund und Berater Waiblingers seit dessen Stuttgarter Gymnasiastenjahren, brachte diesen offenbar zuerst auf jenen Einfall. Der betreffende Brief Haugs, der sich erhalten hat, aber bis jetzt noch nicht gedruckt ist, lautet:

Stuttgart, den 10. April 1826.

So dankbar ich Ihnen, mein Wertester, für Ihr vertrauensvolles Schreiben bin, so sehr bedaure ich, daß ich für Ihre Angelegenheit nicht wohlthätig wirken kann. Matthisson ist auf ein Vierteljahr verreist, so daß ich keine Rücksprache mit ihm nehmen kann. Doch weiß ich, daß er aus Veranlassung eines frühern Briefes von Ihnen an Bonstetten schrieb; allein Hofmeisterstellen, wobei man nach Rom reisen kann, gehören in die Klasse der Ternen. Mit prosaischen Erzählungen, die ohnehin leichtere Geburten sind als Gedichte, könnten Sie bei unserem geschichtenlustigen Publikum in der kürzesten Zeit am meisten verdienen.

Mein Rat ist übrigens, und ich hoffe, der Plan gelingt: schreiben Sie an Cotta von Cottendorf! Er habe schon so viele junge Männer unterstützt, er möchte auch Sie in diese Reihe aufnehmen und Ihnen tausend Thaler zu einer Reise nach Rom großmütig vorstrecken; Sie würden nicht nur überall, wo Sie durchreisten, litterarische Notizen und Aufsätze fürs Morgenblatt einsenden, sondern besonders in Rom sich bemühen, interessante Artikel für sein Blatt aufzusetzen, von den neuesten Ausgrabungen bestimmte Kunde zu geben, die Schätze in den Archiven zu benützen u. s. w. Ein Brief, mit Suada geschrieben und mit rühmlichster Erwähnung des Cottaischen Ich verbrämt, wird Ihnen am sichersten zum Ziele helfen.

Entscheidet er sich nicht zu Ihrem Vorteile, dann wollen wir auf andere Mittel denken, aber accidit in puncto ꝛc.

Gruß und vollkommenste Hochachtung!

Ihr ergebenster

Fr. Haug.

Waiblinger, dem Haugs Vorschlag alsbald einleuchtete, wandte sich am 2. Mai 1826 brieflich an Herrn v. Cotta. Zugleich nahm er die Vermittlung von zwei andern Stuttgarter Bekannten in Anspruch, die bei Cotta etwas galten, von Gustav Schwab, seinem einstigen Lehrer, und Wolfgang Menzel. Besonders warm und erfolgreich nahm sich Schwab des ehemaligen Schülers an; seiner Verwendung war es ohne Frage in erster Linie zuzuschreiben, daß sich Cotta den Wünschen des jungen Dichters willfährig zeigte. Am 25. Mai 1826 schrieb er diesem eigenhändig:

Euer Wohlgeboren

Geehrtes vom 2. kann ich erst heute nach Rückkehr von München beantworten. Ich bin nicht abgeneigt, Ihren Wunsch zu erfüllen, und ich bitte mir daher gelegentlich anzuzeigen, wieviel Sie für Ihre Bedürfnisse nötig glauben, und wie lang Sie verweilen wollten.

Hochachtungsvoll ergeben
Cotta.

In einem Brief vom 30. Mai setzte Waiblinger seine Wünsche und Pläne näher auseinander: er habe zur völligen Erreichung seiner Zwecke wenigstens zwei Jahre nötig und wolle sich vorzüglich im wunderbaren, durch Natur und Geschichte vulkanischen Fabelland Sicilien umsehen. Als Gegenleistung verhieß er Korrespondenzartikel für das Morgenblatt, Aufsätze für das Kunstblatt, zunächst eine Abhandlung über den vatikanischen Apoll und die Bildung männlicher Schönheit bei den Alten und eine Beschreibung seiner Reise als poetisch-philosophisches Ganzes. Darauf ließ sich Herr v. Cotta also vernehmen:

Stuttgart, 20. Juni 1826.

Euer Wohlerwürden

Geehrtes vom 30. v. M. kann ich erst heute nach Rückkehr vom Bodensee beantworten.

Ich bin mit Ihrem Wunsch einverstanden, zwei Jahre lang in Italien zu verweilen, und setze voraus, daß Ihnen für Ihren Ausbildungsplan dieser Zeitraum genügend sein konnte.

Was Sie während Ihrer Reise für meine Institute zu leisten anerbieten, finde ich zweckmäßig, so wie ich gewiß bin, daß bei gehöriger Frugalität in dem wohlfeilen Italien eine mäßige Summe Ihnen hinreichen würde, deren Angabe ich übrigens zu wissen wünsche, da ich ja auch an meinen Tod bei solchen Engagements zu Ihrer Sicherheit denken muß.

Hochachtungsvoll ergeben
Cotta.

Waiblinger schwamm in einem Meer von Seligkeit. In einem Brief vom 23. Juni an seinen Freund Eser, damaligen Rentamtmann zu Hürbel bei Biberach, verlieh er seinem Entzücken beredten Ausdruck. Das Schreiben lautet:

Einen solchen Brief wie diesen hast Du noch nicht von mir empfangen, mein Eser. Nimm Du's aus voller Seele ins vollste Gemüt! Rom und Hohenstaufen![1] Seit zwei Tagen bin ich wie in einer andern Welt. Cotta läßt mich zwei Jahre durch Italien und Sicilien reisen. Lebt er noch, bis dieser Termin vorüber ist, so geht's wohl noch nach England und Frankreich. Nun an die Vorstudien, Kunst und Kunstgeschichte, sowie Italienisch! Im Oktober reis' ich ab, ich lebe noch einige Tage bei Dir und nehme mit dem Abschiedskuß Dein Bild und Deine Liebe als unvergängliches Heiligtum auf Kapitol und Aetna.

W. Waiblinger.

Ich habe im Sinn, die Reise als ein Ganzes zu schreiben, und zwar in Briefen an — Dich.

W.

Waiblingers Glückseligkeit wurde noch durch den Umstand erhöht, daß eine Aufführung seiner Tragödie „Anna Bullen" am Stuttgarter Hoftheater vor seiner Abreise in Aussicht stand, eine Hoffnung, die sich freilich nicht erfüllte. Ja, sogar der italienische Reiseplan selbst drohte in die Brüche zu gehen. In der zweiten Hälfte des Juli reiste Waiblinger von Tübingen nach Stuttgart, ohne indessen dort eine persönliche Begegnung mit Cotta zu haben. Damals nun wurde er zu dem Entschluß gebracht, einen schriftlichen Vertrag zu verlangen. Nach Tübingen zurückgekehrt, schrieb er am 23. Juli in diesem Sinn an

[1] Waiblinger hatte die Absicht, in Italien einen Cyklus von Hohenstaufen-Dramen zu dichten.

Herrn v. Cotta. Wolfgang Menzel berichtet in seinen allerdings tendenziös gefärbten Denkwürdigkeiten (S. 254) darüber:

„Cotta bot ihm 2000 Gulden an, um nach dem schönen Italien zu reisen, wohin er sich sehnte. In seiner eitlen Thorheit aber, in der ihn, wie er mir nachher selber gestand, der boshafte und tödlich gegen Cotta erbitterte Müllner bestärkt hatte, forderte er patzig von Cotta eine schriftliche Verpflichtung, daß er ihm die 2000 Gulden in Raten nach Italien nachschicken werde. Cotta antwortete ihm ganz einfach: ‚Ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt; wenn Sie keines zu mir haben, brechen wir ab.'"

In Wirklichkeit war Waiblingers Wunsch nach Abschluß eines förmlichen Vertrags an sich nicht unberechtigt; denn er mußte doch auch darauf bedacht sein, sich für den Fall unerwarteten Abscheidens seines Beschützers während seines italienischen Aufenthalts den Rechtsnachfolgern gegenüber zu sichern. Unvorsichtig und unklug war aber sein Verhalten in seiner Lage nichtsdestoweniger, da ihm die Paschamanieren des vornehmen Herrn, von dem er abhing, nicht unbekannt sein konnten, und er dessen Empfindlichkeit schonen mußte. Er erhielt als Antwort von Cotta folgende Note:[1])

Euer Wohlgeboren

Geehrtes vom 27. v. M. mit den Probe-Scenen aus „Anna Bullen" fand ich bei meiner Rückkehr, nachdem mir Ihr Früheres vom 23. Juli nachgeschickt worden war.

Wir geben im Morgenblatt nach früheren Vorsätzen nicht gern Bruchstücke, und ich glaube Ihnen besonders es schuldig zu sein, mit dem Abdruck nicht zu eilen, da es mir scheint, daß das novum ꝛc. noch manche Vervollkommnung bewirken würde.

Was Ihre Fordrung vom 23. Juli betrifft, Ihnen schriftlich zuzusichern, was ich Ihnen wegen der Reise versprach, so muß ich Ihnen offen gestehen, [daß dadurch] mein Zartgefühl sehr gekränkt wu[rde, und daß] ich mich nicht entschließen kann, [Ihnen eine] ausdrückliche Zusage in dieser [neuen Form zu] geben.

Ich bin Ihnen, wie schon [gesagt, mit mei]nem Vertrauen entgegengekommen; [es scheint] Ihnen dies nicht, wie andern [Herrn, zu genügen;] lassen wir daher dies Verhält[nis auf sich beruhen,] da sein zartester Grund doch nun [gestört ist.]

Hochachtungsvoll ergeben
Cotta.

Stuttgart den 5. September 1826.

Man kann sich Waiblingers Entsetzen beim Empfang dieser Unglückskunde, die ihn aus allen seinen Himmeln stürzte, vorstellen. Menzel fährt in seinem Bericht fort: „Verzweiflungsvoll stürzte Waiblinger zu mir herein. Da er schon überall mit seiner italienischen Reise geprahlt und Abschied genommen hatte, aber keinen Heller Geld besaß, war er in großer Not, so daß Cotta sich seiner noch erbarmte und ihm wenigstens ein paar hundert Gulden schenkte." In der That hatte sich Waiblinger in jenen italienischen Plan so sehr verliebt, daß er sich unmöglich davon lossagen konnte. Auch hatte er bereits nach allen Seiten hin Siegesbotschaften gesandt, und die halbe Welt wußte von seinem Vorhaben: im Wegweiser der vielgelesenen Abendzeitung Winklers (Th. Hells) war ein von unserm Dichter selbst verfaßter Artikel erschienen, der den Titel führte: „Ueber W. Waiblinger, dessen Schriften, An- und Aussichten" und in einem Glückwunsch zur Fahrt nach Italien gipfelte.

Waiblinger eilte alsbald persönlich nach Stuttgart und setzte seine dortigen Freunde in Bewegung, um Cotta umzustimmen. Auch jetzt war es wiederum Schwab, der besonders nachdrücklich für Waiblinger eintrat. Aber der gekränkte Cotta ließ sich zu nichts herbei, als daß er 200 fl. (den zehnten Teil der ursprünglich versprochenen Summe) als Vorschuß auf künftige Beiträge zum Morgenblatt zahlte. Man riet Waiblinger, sich einstweilen damit

[1]) Ein Stück des Briefs ist abgerissen; die Stellen in eckiger Klammer sind mutmaßliche Ergänzung.

zu begnügen und die Reise anzutreten; Cotta werde ihn, wenn er einmal in Italien sei und die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfülle, nicht im Stich lassen.

Waiblinger zog, mit solchen geringen Mitteln ausgerüstet, über die Alpen, und er hätte es ohne Frage auch gethan, wenn man ihm in der Heimat abstatt zugeredet hätte. Mit Cotta jedoch überwarf er sich bald vollständig. Denn dieser war mit seinen Einsendungen für das Morgenblatt weder quantitativ noch qualitativ zufrieden; das meiste wurde zu gewagt und anstößig befunden, obgleich sich Waiblinger, wie er sich in einem Brief vom 2. März 1827 an den schon erwähnten Eser ausdrückt, „unsägliche Mühe gegeben, so fad zu sein, als das Morgenblatt nur sein kann". Alles, was aus Waiblingers Feder in jenem Journal damals erschien, waren Ende 1826 zwei Gedichte (in Nr. 284 und 289) und 1827 (in Nr. 117, 118 und 120) eine Skizze „Das akademische Fest im Kollegium de propaganda fide in Rom".

Es ist bekannt, daß Waiblinger bald nach seiner Ankunft in Rom in die äußerste Bedrängnis geriet, daß es ihm aber gelang, sich durch Verbindung mit dem Berliner Buchhändler Reimer emporzuarbeiten. Nun wandte sich auch wieder Cotta mit neuen Anträgen an Waiblinger. Dieser macht darüber in einem Brief vom 6. Januar 1828 Eser folgende Mitteilung: „Cotta hat mir zweimal wieder geschrieben. Er scheint eifersüchtig zu sein und hat mir die Herstellung des besten Vernehmens und die Erfüllung meiner finanziellen Wünsche versprochen, wenn ich für ihn arbeite. Ich habe ihm etwas geschickt und trotzig geschrieben, denn das thut besser bei ihm als Demut. Mein Almanach[1]) wird ihn aufsehen machen; Reimer überhäuft mich mit Lob und schönen Dingen." Ausführlicher ergeht sich Waiblinger über diesen Gegenstand in einem Brief vom 30. März 1828 an Gustav Schwab. Es heißt darin: „Vielleicht haben Sie von der Umgestaltung meiner Lage gehört und wissen, daß ich bei Reimer einen Almanach auf 29 herausgebe. Ist diesem ein Glück beschert, so bin ich in Italien auf lange gesichert. Nun hat mir aber Cotta wieder drei Briefe geschrieben, worin er mir Anträge macht, mir unter der Bedingung, daß ich seine Institute unterstütze, völlige Herstellung des besten Verhältnisses, Erfüllung meiner pekuniären Wünsche zugesagt und mir die Hand schriftlich geboten. Was mich jedoch erstaunen machte, das ist der Konto, den er mir dabei geschickt, demgemäß ich ihm noch 300 Gulden schuldig wäre, indem von allem, was ich ihm jemals geschickt, nur ein halber Druckbogen von 16 Gulden aufgenommen worden. Das versteh' ich nun nicht, und ich habe ihn gebeten, mir aufrichtig zu sagen, wie ich's zu machen habe, um die Summe abzutragen. Was ich für Blätter schreibe, ist verlorene Zeit und geschieht nur des Geldes wegen: wird es nun gar nicht honoriert, so hab' ich umsonst gearbeitet. Ich bin mir bewußt, daß die Einsendungen nicht unbrauchbar waren, und die Vergleichung mit anderm, was aufgenommen wird, ist nicht geeignet, Mißtrauen in mich selbst zu erwecken. Es war leichte Arbeit, aber für Werke tieferer Art ist ein Ephemeridenblatt auch nicht gemacht. Was soll ich nun von den wiederholten Versprechungen, von den Freundschaftsanträgen halten, welche so wenig ersprießlich sind? Andrerseits gefällt, was abgesandt wird, und man nimmt's mit Freuden auf. Vielleicht, daß die Schuld an dem bisherigen Redakteur gelegen, der mir eben auch, wie andere und alle Landsleute, abgeneigt war: aber nun, da die Leitung des Blattes Ihnen übergeben worden, befremdet mich's doch, daß sich die Sache nicht verändern will. Die Erzählung Don Florido und das Gedicht an Platen beschmutzte also das Morgenblatt? Ich weiß nicht, was ich denken soll; ich habe beides nach Platens eigenem Rat abgesandt. Ich habe im vorigen Jahr eine Reihe Oden einrücken lassen wollen, und es ist, glaub' ich, keine einzige abgedruckt worden. Was soll ich denn nun anfangen? Ich wende mich darum an Sie und bitte um Ihren Rat, wenn anders unser früheres freundschaftliches Vernehmen mir einiges Recht dazu gibt. Ich möchte gerne mit Cotta wieder in ein gutes Verhältnis treten: aber auf diese Art ist es unmöglich. Wie denkt er denn, daß ich hier leben könne? Ich

[1]) Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829. Berlin, bei G. Reimer.

meine, daß ich nicht unbillig bin. Aber die Ansichten sind verschieden, je nachdem die Interessen verschieden sind."

1828 erschienen wieder einige Gedichte von Waiblinger im Morgenblatt, aber ein intimeres Verhältnis kam zwischen ihm und dem Cottaschen Verlag nicht mehr zu stand. Der Dichter mochte jetzt, nachdem es ihm an Absatz für seine litterarischen Erzeugnisse keineswegs fehlte, auf diese Verbindung keinen allzugroßen Wert mehr legen. Auch ereilte ihn ja schon im Januar 1830 der Tod.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Litterarische Berichte.

Giuseppe Verdi und seine Werke. Von Gino Monaldi. Aus dem Italienischen übersetzt von L. Holthof. Mit zwei Bildnissen Verdis. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es ist jedenfalls ein bemerkenswerter Umstand, daß, wie es hier der Fall ist, ein von einem Italiener in seiner Heimatsprache verfaßtes Werk zunächst nicht in dieser, sondern in deutscher Ausgabe erscheint. Der Verfasser hat zweifelsohne seine Gründe dafür gehabt, und sie lassen sich leicht einsehen. Deutschland mit seinem reich entfalteten Musikleben ist der Boden, auf dem er zunächst Verständnis für seine Darstellung erhofft, und nicht mit Unrecht. Hat doch Verdi selbst, der „italienischste aller Italiener", mit seinen letzten Schöpfungen sich der von Deutschland ausgegangenen und siegreich nach Italien vorgedrungenen großen reformatorischen Bewegung angeschlossen und sich durch die That für den Grundsatz des Musikdramas auf symphonischer Grundlage ausgesprochen. Sehr interessant ist es, wie Monaldi diese Wendung erklärt. Für ihn ist das ganze musikalische Schaffen Verdis ein einziger großer Entwicklungsgang. Der Urheber des „Nabucco" und der „Maëstro der italienischen Revolution" gelangte nach ihm folgerichtig zu der „Luise Miller" und dann zum „Rigoletto", zum „Troubadour" und der „Traviata", um von diesen Werken den Schritt zum „Don Carlos" und den noch wichtigeren zur „Aïda" zurückzulegen und sich schließlich mit dem „Othello" und „Falstaff" an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die nicht mehr einzudämmen war und ihren siegreichen Einzug auch in Italien gehalten hatte. Verdi, so führt der Verfasser aus, hatte einst das große Erbe der italienischen Ueberlieferung angetreten, wie es Rossini, Bellini und Donizetti hinterlassen; er war zum Hüter desselben geworden und zur unbedingten Führerschaft auf dem Gebiete der Musik in Italien gelangt. Er durfte nicht dulden, daß sein Heimatland in einer auf geistigen Fortschritt gerichteten Bewegung überflügelt werde, und das um so weniger, als er selbst unausgesetzt bemüht gewesen war, die Oper aus der alten überlebten Form des lyrischen Dramas in die des wirklichen Musikdramas überzuführen. Charakteristisch ist es dabei, wie der Italiener sich diesen Schritt, den er als einen notwendigen erkennt, gleichwohl nur mit einem gewissen Gefühle des Bedauerns vollziehen sieht. Trotz alledem ist das Buch Monaldis eine ernste und gewissenhafte Studie, und letzteres vor allem nach der Stellungnahme, die der Verfasser zu der neuen deutschen Musikrichtung sucht. Sein Vergleich zwischen Verdi und Wagner gehört nicht nur zu dem Geistvollsten und Glänzendsten, sondern auch zu dem Richtigsten und Wahrsten, was seit langem in musikkritischen Dingen geschrieben worden ist, und läßt es durchaus als gerechtfertigt erscheinen, daß sich der treffliche italienische Musikschriftsteller mit seinen Ausführungen zunächst an ein deutsches Publikum gewandt hat. —f.

Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielke. Zweite, vermehrte Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1897. V und 391 Seiten 8°.

Das Werk von Dr. H. Mielke (Chefredakteur der „Barmer Zeitung"), auf das wir schon bei seinem ersten Erscheinen 1891 aufmerksam machten, verdient auch in der neuen Auflage alle Anerkennung. Es reicht von Goethe bis zu den Schriftstellern der neuesten Zeit (Sudermann ist besonders gut

geschildert) und zeichnet sich durch eine klare Uebersicht und geschickte Gruppierung aus. Nur eines vermißt man an dem Buch: biographische Notizen. Es ist schade, daß der Verfasser davon ganz abgesehen hat. Er geht hierin zum Beispiel so weit, daß er den bekannten Roman „Eritis sicut deus“ als anonym bezeichnet, ohne der allbekannten noch lebenden Verfasserin (Elisabeth Cantz) zu gedenken. Vielleicht entschließt er sich bei einer neuen Auflage dazu, kurze biographische Daten beizufügen. Das wäre ein entschiedener Gewinn. Für das Verständnis der einzelnen Dichtungen ist die Kenntnis der Lebensumstände der Verfasser nicht ohne Interesse. Im übrigen wünschen wir dem frisch geschriebenen und objektiv dargestellten Werk auch in der neuen Auflage recht guten Erfolg. E. M.

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit Herausgabe dieses Briefwechsels entledigt sich Theobald Kerner eines ihm von seinem Vater auferlegten Vermächtnisses. Dreißig Jahre, so hatte der Dichter bestimmt, sollten vergehen, bis die zahlreichen Briefe, die aus dem Kreise seiner Freunde und Bekannten an ihn gerichtet und von ihm sorgfältig gesammelt worden waren, dem Druck übergeben würden. Unliebsame Erfahrungen, die mit der Herausgabe des Varnhagenschen Nachlasses durch Ludmilla Assing gemacht worden waren, hatten ihn zur Anberaumung dieser Frist bestimmt. So erscheinen denn mit dieser Briefsammlung Gestalten einer uns schon ziemlich weit entrückten Vergangenheit. Die ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts tauchen vor uns auf; wie im Spiegelbilde ziehen die Jugend- und ersten Mannesjahre des Dichters an uns vorüber, bis dann mit der Zeit der „Alte von Weinsberg“ vor uns hintritt und der weite Kreis, mit dem er Beziehungen angeknüpft, und aus dem so manche hervorragende Persönlichkeit in seinem allzeit gastlichen Hause geweilt hatte. Was der Dichter an Korrespondenzen gesammelt, belief sich im ganzen auf 3—4000 einzelne Briefe; davon lagen dem Ordner und Erläuterer 1200 abgeschrieben vor, doch gelangten nur etwas mehr als 850 zum Druck. In dem, was uns vorenthalten wird, verbirgt sich zweifelsohne noch manch wertvolles Stück, wie sicherlich noch höchst interessante Briefe Uhlands an Kerner vorhanden sein müssen, im allgemeinen jedoch bietet die Sammlung eine gute Auswahl dar. Gerade der freundschaftliche Verkehr zwischen den Jugend- und Studiengenossen Kerner, Uhland, Varnhagen und Karl Mayer findet darin seinen bezeichnenden Ausdruck. Zu den Erwähnten gesellten sich später Gustav Schwab und vor allem Lenau, einer der vertrautesten Gäste des Kernerhauses. Ein ebenso eifriger Briefschreiber wie aufrichtiger Freund des Dichters ist auch der ritterliche und geistvolle Graf Alexander von Württemberg. Mit der Zeit erweitert der Kreis der Korrespondenten sich immer mehr; fast alle litterarischen Zeitgrößen sind in demselben vertreten, von den älteren, Tieck, Görres und Freiherr v. Laßberg, bis zu Freiligrath, Geibel, J. G. Fischer und unzähligen andern. Durch seinen Jugendfreund Breslaur, den nachmaligen Leibarzt König Ludwigs I. von Bayern wird Kerner mit letzterem in Verbindung gebracht; es entspinnt sich ein Briefwechsel zwischen dem Bayernkönig und dem Dichter, ebenso ein solcher zwischen diesem und dem Prinzen Adalbert von Bayern. König Ludwig schickt dem durch den brieflichen Verkehr gewonnenen Freunde die in München gefährdete Lola Montez, damit er aus der „Besessenen“ den Teufel austreibe. Die Spanierin wird in Weinsberg in einem Turm von zwei Münchener Alemannen bewacht, der Dichter setzt sie auf strenge Diät, läßt sie durch seinen Sohn Theobald magnetisieren und giebt ihr Eselsmilch zu trinken! Das „tolle“ Jahr 1848 sendet noch andre merkwürdige Gäste nach Weinsberg. Der bekannte österreichische Staatskanzler Fürst Metternich wird daselbst gleichfalls in einem Turme beherbergt, in demselben, in welchem im Bauernkrieg Graf Helfenstein von den aufrührerischen Bauern vor seiner Hinrichtung gefangen gehalten wurde. Der Alte spielt den liberalsten der Liberalen; er will den Dichter nötigen, eine rote Fahne an seinem Turme auszustecken. Er spielt auf einer von Lenau zurückgelassenen Geige fortwährend die Marseillaise und pfeift konvulsivisch dazu im Mondenscheine! Ganz merkwürdig sind die Beziehungen, die sich im Jahre 1834 auf brieflichem Wege zwischen dem Fürsten Alexander von Hohenlohe, damals Domherrn in Großwardein, dem bekannten „Wundermann“, und dem Dichter entspannen. Beide Männer schlossen sich so eng aneinander an, daß der protestantische Dichter kein Bedenken trug, für den katholischen Prälaten und das Mitglied der Gesellschaft Jesu eine Reihe von Fastenpredigten zu schreiben, die der Wundermann von Wort zu Wort während der Fastenzeit des Jahres 1835 in Wien hielt und später auch unter seinem Namen (Regensburg, 1836) im Druck erscheinen ließ! Ueber seinen Glauben an eine Geisterwelt giebt der Dichter mehrfach Aufschluß in Briefen, die er selbst an Freunde richtet, namentlich in einem solchen an Sophie Schwab vom 12. Mai 1836, der zeigt, daß es ihm dabei in wissenschaftlicher Weise um

ein Feststellen von Beobachtungen zu thun war, die ihrerseits zur Feststellung einer Naturwahrheit dienen sollten, ganz gleich, ob sie dabei zu Geistern oder zu was anderm führen möchten. h.

Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit 2 Porträts. Stuttgart, 1894, Cotta, VII und 376 Seiten 8°.

Reinhold Steig hat sich mit Herman Grimm verbunden, in drei Bänden „Achim von Arnim, und die ihm nahe standen" nach ihrem bisher unbekannten Nachlaß zu schildern. Der erste erschienene Band umfaßt Arnims und Brentanos Freundschaftsbund bis in die Zeit der Freiheitskriege. Ein reiches Material ist darin mit großem Fleiß verarbeitet, ein wahres Quellenwerk für die Geschichte der Romantik bietet sich uns hier. Erst durch diese Publikation wird ein volles Verständnis für Arnim und seinen Kreis ermöglicht. Dabei fallen auch merkwürdige Streiflichter auf andre, ferner stehende Personen, wie Varnhagen. Eine eigentümliche Beurteilung finden auch Schillers Werke. — Der zweite Band wird Arnim als Mensch und Dichter Goethe gegenüber zeigen und Arnims und Bettinas Liebesleben schildern, der dritte Band Arnims Freundschaft mit den Gebrüdern Grimm. Möge es Reinhold Steig vergönnt sein, sein schönes Werk zu einem baldigen Abschluß zu bringen! E. M.

N. G. Tschernischewsky. Eine litterarhistorische Studie von G. Plechanow. Stuttgart, Dietz, 1894. 388 Seiten.

In dem vorliegenden Buch gewährt der Verfasser einen Einblick in die russischen Verhältnisse der Mitte unsers Jahrhunderts. Im ersten Teil, „Tschernischewsky und seine Zeit", finden wir an der Hand des historischen Materialismus die Erklärung der Reformperiode unter Alexander II. und des damaligen russischen Sozialismus, dessen vornehmster Vertreter Tschernischewsky war. Im zweiten Teil, „Tschernischewsky als Nationalökonom", untersucht Plechanow den utopischen Sozialismus an der Hand der Lehren Marx', wobei sich die Darstellung zu einem Kompendium der ökonomischen Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus entwickelt.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

August, Carl, Die Welt und ihre Umgebung. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann. M. 5.—

Bachmann, Georg, Gestalten und Töne. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—

Baldwin, James Mark, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Unter Mitwirkung des Autors nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übersetzt von Dr. Arnold E. Ortmann. Nebst einem Vorwort von Professor Th. Ziehen. Mit siebzehn Figuren und zehn Tabellen. Berlin, Reuther und Reichard M. 8. —

Bartels, Adolf, Gerhart Hauptmann. Weimar, Emil Felber. M. 2.80.

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltlitteratur. Lfg. 4 bis 13. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. à M. 1.20.

Bennigsen, Margarete von, Deutsches Kochbuch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—

Bertouch, Ernst von, Das Deutsche Reich und die Hohenzollern. Lfg. 1. (Vollständig in 8 Lieferungen). Basel, Emil Perthes aus Gotha. 80 Pf.

Bilharz, Dr. Alfons. Methaphysik als Lehre vom Vorbewussten. Zweite Hälfte. Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 6.—

Bleibtreu, Karl, Byron der Uebermensch, sein Leben und sein Dichten. Jena, Hermann Costenoble. M. 4.—

Bosboom-Toussaint, A. L. G., Eine Nacht im Lehnstuhl und einige andre Erzählungen. Aus dem Holländischen. Leipzig, Ernst Sonnenhol. M. 1.20.

Brahms, Johannes, Erläuterung seiner bedeutendsten Werke von C. Beyer, R. Heuberger u. a. Nebst einer Darstellung seines Lebensganges mit besonderer Berücksichtigung seiner Werke von A. Morin. Frankfurt a. M. H. Bechhold. M. 5.—

Brasch, Dr. Moritz, Wie studiert man Philosophie? Ein Wegweiser für Studierende aller Fakultäten. 2. Auflage, bearbeitet von Dr. Hans Zimmer. Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung. M. 1.—

Bruns, Max. Aus meinem Blute. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.50.

Buchenberger, Dr. A., Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel. Berlin, Paul Parey. M. 8.—

Bulthaupt, Heinrich, Die Malteser. Tragödie in vier Akten. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.—

Caspar, F. R., Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Dresden, Selbstverlag des Verfassers, Pfotenhauerstraße 77. M. 1.75.

Dahn, Felix, Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Mit einer Karte. Leipzig, Breitkopf und Härtel. M. 10.—

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lfg. 22 bis 33. Rathenow, Max Babenzien. à 40 Pf.

Dewischeit, Curt, Shakespeare und die Anfänge der englischen Stenographie. Ein Beitrag zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Berlin, H. Schumann.

Dir, Arthur, Sagen-Novell. Romantische Dichtungen. Leipzig, G. Fritsch. M. 1.5.

Duboc, Dr. Julius, Ein zeitgemäßes Vorwort zu meinem „Shakespeare der Zweite". Leipzig, Schmidt & Günthers Verlag. M. 1.

Eberz, Georg, Kleine historische Romane. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.—; gebunden M. 4.—

Eberz, Georg, Gesammelte Werke. 32 Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 112.—

Egbert, Eduard, Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben. Zweite, neubearbeitete Auflage. Stuttgart und Leipzig, Jos. Roth.

Egidy, M. von, Gedanken über Erziehung. (Sammlung zeitgemäßer Vorträge. 10. Band. Heft 6. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau.) Bonn, Berlin, Leipzig, F. Schneckenburgers Verlag. 50 Pf.

Eleter, Ernst, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer.

Falke, Robert, Buddha, Mohammed, Christus; ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Zweiter, systematischer Teil: Vergleich der drei Religionen. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 3.—

Feyer, Dr. C. A., Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei. Frühjahr 1897. Berichte und Erinnerungen eines Kriegskorrespondenten. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. (6.—10. Tausend.) 12. 13. und 14. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Ganghofer, Ludwig, Oberland. Erzählungen aus den Bergen. Zweite Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 4.—

Gleiß, Karl, Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild. Zweiter Teil. Berlin, W. Grosecurth. M. 4.—

Groller, Balduin, In den Tag hinein. Novellen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. M. 3.—

Groß, Ferdinand, In Lachen und Lächeln. Geschichten und Skizzen. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 2.—

Günther, Dr. Reinhold, Allgemeine Kulturgeschichte. Zürich und Leipzig, Th. Schröter.

Haggard, H. Rider, Kleopatra. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Arthur Schilbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.—; elegant gebunden M. 4.—

Hausjakob, Heinrich, Aus kranken Tagen. Erinnerungen. Zweite, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit einer Ansicht von Illenau. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.60.

Hausjakob, Heinrich, Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.20.

Hausjakob, Heinrich, Waldleute. Erzählungen. Illustriert von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 4.—

Haustein, Adalbert von, Der Vikar. Novelle in Versen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 1.—

Hartmann, Eduard von, Der Spiritismus. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Haacke. M. 3.—

Hegeler, Wilhelm, Pygmalion. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—

Heiß, Dr. E., Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Für Gebildete aller Stände. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 4.—

Hertling, Georg Freiherr von, Recht, Staat und Gesellschaft auf Grundlage der Ethik. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—

Hirsch, Ludwig, Gedichte. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hoensbroech, Graf Paul von, Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Berlin, Hermann Walther. M. 4.—

Jensen, Wilhelm, Vom Norden zum Nord. Ausgewählte Novellen. Bremen, Carl Schünemann. M. 1.—

Jonathan, Bruder und Freund. Aus dem Hebräischen übersetzt von Pfarrer Dr. C. Rabbinow. Leipzig, Friedrich Jansa. Gebunden M. 2.50.

Juel-Henien, Erna, Die Geschichte eines jungen Mädchens. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 3.50.

Jugend. Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. II. Jahrgang. 1897. Nr. 45 bis 46. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kammerer, C. H., Bei Bebauk und Goldemund. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. M. 2.—

Kaufmann, Max, Heines Liebesleben. Zürich, Albert Müllers Verlag. M. 2.—

Khuenberg, Sophie von, Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Koester, Hugo, Gedichte. Saarbrücken, Klingebeil und Pröller. M. 2.—

Koester, Hugo, Gott. Ein lyrisch-epischer Gedicht in drei Gesängen. Saarbrücken, Klingebeil und Pröller. 75 Pf.

Koester, Hugo, Wider den Türken. Gedichte für Armenien und Kreta. Saarbrücken, Klingebeil und Pröller. 25 Pf.

Koopmann, W., Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung von W. K. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 9.—

Krauß, Nicolaus, Im Waldwinkel. Skizzen und Geschichten. Berlin, F. Fontane & Co. M. 1.—

Krolls Stereoskopische Bilder für Schielende. 26 farbige Tafeln. Vierte Auflage von Dr. R. Perlia, Augenarzt in Crefeld. Hamburg, Leopold Voss. M. 3.—

Lichtwark, Alfred, Blumenkultus. Wilde Blumen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Lichtwark, Alfred, Hamburg. Niedersachsen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Loti, Pierre, Ramuntcho. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparie. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Megede, Johannes Richard zur, Quitt! Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.—

Meyer, Dr. M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen. Betrachtungen und Studien in den diesseitigen Grenzgebieten unsrer Naturerkenntnis. Dritte, neubearbeitete Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. M. 6.—

Moll, Albert, Das nervöse Weib. Berlin, F. Fontane & Co. M. 3.—

Moore, Thomas, Der Epikuräer. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. L. sen. Kiel, Lipsius und Tischer. M. 2.50.

Münz, Sigmund, Italienische Reminiscenzen und Profile. Wien, Leopold Weiss.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung. 3. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagl, Dr. J. W., und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 5. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Open Court, The, A monthly magazine. Nr. 495, August, Nr. 496, September 1897. Chicago, The Open Court Publishing Company.

Parsons, Albert Ross, Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst; eine Wagner-Studie. Aus dem Englischen nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann. M. 3.—

Pfister, Dr. Albert, Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 7.—; in Halbfranz gebunden M. 9.—

Pfizer, G., Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches. Gemeinfaßlich dargestellt. In zwei Teilen. (Vollständig in 12 Lieferungen à 50 Pf.) Lfg. 1. 2. 3. 4. Ravensburg, Otto Maier.

Pforten, Otto von der, Michel-Angelo. Historisches Genrebild in einem Aufzug. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 80 Pf.

Ploetz, Ludwig von, Kein Raum. Eine Kadettengeschichte. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—

Poschinger, Heinrich von, Fürst Bismarck und der Bundesrat. Dritter Band: Der Bundesrat des Deutschen Reiches 1874 bis 1878. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 8.—; in Halbfranz gebunden M. 10.—

Prévost, Marcel, Liebesgeschichten. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Reichesberg, Dr. Naum, Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Leipzig, G. H. Wigands Verlag. 50 Pf.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. I. Band 9. Heft und II. Band 1. Heft. Kempten, J. Kösels Verlag. à M. 1.—

Renner, Heinrich, Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Illustriert. Zweite, in Wort und Bild ergänzte und vermehrte Ausgabe. Berlin, Dietrich Reimer. M. 3.—

Report of the Commissioner of Education for the Year 1895—96. Washington, Government Printing Office.

Reuling, Carlot Gottfrid, Das Stärkere. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Theater-Buchhandlung Eduard Bloch. M. 2.—

Reusch, Fr. Heinrich, Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und andern Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837. Mit Erläuterungen herausgegeben. Leipzig, Friedrich Jansa. M. 9. —

Rieks, Dr. J., Leo XIII. und der Satanskult. Berlin, Hermann Walther. M. 3.—

Rigutini, Giuseppe, u. Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Dreizehnte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1.—

Rittland, Klaus, Welt-Bummler. Aus der Erinnerungsmappe eines Konsuls. Berlin, F. Fontane & Co. M. 5.—

Roberts, Alexander Baron von, Nachgelassene Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. M. 5.—

Roberts, Alexander Baron von, Schwiegertöchter. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. M. 6.—

Rosinski, Dr. Adolf, Das Recht des Reichstags zur Ungiltigkeitserklärung der Wahlen seiner Mitglieder und die Notwendigkeit der Erneuerung der Wählerlisten. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Rosinski, Dr. Adolf, Fürst Bismarcks Kampf gegen den Grafen Caprivi und seine Kundgebungen über das Sinken des deutschen Nationalgefühls und über die deutsche Reichsverfassung. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Ruseler, Georg, Gudrun. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.—

Schäfer, Lic. theol. Rudolf, Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Berlin, Reuther & Reichard. M. 2.—

Schulze-Smidt, Bernhardine, Kein Gitter hindert Cupido. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Schüssler, Hugo, Die Lösung der sozialen Frage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Sema, S., Moderne Mädchen. Drama in vier Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Simplicissimus, Illustrierte Wochenschrift. 2. Jahrgang. Nr. 26. 27. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. Zweiter Jahrgang. Lfg. 17 bis 20. Zürich, Leipzig, K. Henckell & Co. à 10 Pf.

Sozialistische Monatshefte. III. Jahrgang des „Sozialistischen Akademiker". 1897. Heft VII. Juli. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Marienstrasse 27.

Spaßer, Ernst, Herrn Amtsrat Michel, Erde, Nördliche Halbkugel, Europa, mittlerer Stock. Offener Brief. Basel, Friedrich Emil Perthes aus Gotha. M. 1.—

Spielhagen, Fr., Faustulus. Roman. Leipzig, L. Staackmann. M. 3.—

Spielhagen, Friedrich, Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig, L. Staackmann. M. 6.—

Steiner, Rudolf, Goethes Weltanschauung. Weimar, Emil Felber. M. 3.—

Stock, Dr. Otto, Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald, Julius Abel. M. 3.50.

Strecker, Karl, Frühtau. Essais und Skizzen. Berlin, Th. Schoenfeldt. M. 2.—

Sybel, Heinrich von, Vorträge und Abhandlungen. (Historische Bibliothek. Dritter Band.) Mit einer biographischen Einleitung von G. Varrentrapp. München und Leipzig, R. Oldenbourg. M. 7.—

Tamura, Naomi, Warum heiraten wir? Gedanken eines modernen Japaners über Ehe und Frauenleben. Uebersetzt von Auguste Bickel. Mit einem Vorwort von Max v. Brandt. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag.

Telmann, Konrad, Gottbegnadet. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Terberg, Hugo, Verse. Großenhain, Baumert und Ronge. M. 2.—

Thiele, Franz. Ewald, Kleines Kommersbuch für den deutschen Studenten. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.—

Thossan, O. Eugen, Beim Kommiss; zwei Jahre Volkserziehung. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 1.—

Thompson, Silvanus P., Elementare Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus. Zweite Auflage. Mit 283 Abbildungen im Text. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Dr. A. Himstedt. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. M. 7.—

Torresani, Carl Baron, Steyerische Schlösser. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. M. 7.50.

Trapet, Augustin, Kaiser Wilhelm I. Rede. Coblenz, W. Groos Hofbuchhandlung.

Verdaguer, Jacinto, Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erklärenden Anmerkungen von Lic. Fr. v. Tessen-Westersti. Nebst Bildnis und Schriftprobe. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 4.—

Villinger, Hermine, Aus dem Badener Land. Geschichten. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 3.—

Voß, Richard, Der neue Gott. Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50.

Wachler, Dr. Ernst, Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. Eine Streitschrift. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich. M. 2.—

Wagner, Oscar, Ptah-hôtep, über den Umgang mit Menschen oder: Ein altägyptischer Knigge. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Walcker, Dr. Karl, Die Interessenkämpfe der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, der Klein-, Mittel- und Grossstädte. Wirtschaftsgeschichtliche Studien u. Betrachtungen. Zittau, Pahlsche Buchhandlung.

Weck, Gustav, Unsere Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter. Zweite, umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Leipzig, Th. Knaur. Gebunden M. 2.—

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. M. 9.—

Wiekerhauser, N., Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschlusse an Goethes Iphigenie. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 75 Pf.

Woerner, U. C., Gerhart Hauptmann. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. IV.) München, Carl Haushalter. M. 1.80.

Zeitschrift, deutsche, für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Zweiter Jahrgang. Monatsblätter Nr. 3 bis 6. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Jahrgang 1897. Band 110. Heft 2. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.

Gegenwärtig erscheint in „Ueber Land und Meer" ein neuer Roman von Theodor Fontane unter dem Titel „Stechlin", in welchem der berühmte greise, aber jugendfrische Verfasser im Rahmen einer spannenden Handlung vielfach Schlaglichter auf die politischen Vorgänge und sozialen Strömungen des letzten Jahrzehnts wirft. Neben dem hochinteressanten Roman Fontanes finden wir noch den Roman „Die Hungersteine" von Gertrud Franke-Schievelbein. Das neue Werk Edward Bellamys, das unter dem Titel „Gleichheit" in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" erscheint, erregt ungewöhnliches Interesse. Bellamy behandelt darin denselben Stoff wie in seinem vor fast zehn Jahren erschienenen „Rückblick aus dem Jahre 2000"; er giebt in „Gleichheit" eine erweiterte, detaillierte und vertiefte Schilderung des von ihm im Geiste aufgebauten Zukunftsstaates, die in Bezug auf alle die Gegenwart beschäftigenden wichtigen sozialen Fragen eine Fülle neuer Anregungen bietet. Außer dem Bellamyschen Werke veröffentlicht „Aus fremden Zungen" von Emile Zola: „Wie geheiratet wird" und von W. E. Norris: „Sir Williams Frau" (aus dem Englischen). — Bringt die genannte Halbmonatsschrift nur hervorragende Werke ausländischer Autoren in mustergültigen Uebersetzungen, so bietet dagegen die „Deutsche Romanbibliothek" die neuesten Werke zweier rühmlichst bekannter deutscher Schriftsteller. Sophie Junghans, die gefeierte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann" ungewöhnlich fesselnde Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, indem sie namentlich den Gründungs- und Bauschwindel scharf kennzeichnet, während Fedor v. Zobeltitz in seinem Werke „Der gemordete Wald" einen Bauernroman von urwüchsiger Kraft bietet. — Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neues aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

= *Vollständig erschien soeben* =

das anerkannt neueste, reichhaltigste, bedeutendste und verbreitetste Werk seiner Art:

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mehr als 145,000 Artikel und Verweisungen auf ungefähr 18,000 Seiten Text mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1095 Tafeln, darunter 163 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen.

17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

Abgeschlossen und geformt wie aus einem Gusse liegt die fünfte Auflage des weltberühmten, in bereits nahezu 700,000 Exemplaren verbreiteten Monumentalwerkes vor. Die gewohnte Führerschaft auf seinem Gebiete behauptend, hat es alle wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Fortschritte der letzten Jahre in sich aufgenommen. Seine bekannten Vorzüge: Zweckmäßigkeit der Anlage, klare, allgemein verständliche Darstellung, einheitliche Bearbeitung, Unabhängigkeit und Sicherheit des Urteils, Vollständigkeit neben erprobten Einrichtungen für die praktische Benutzung etc., sind in wesentlichen Teilen noch vermehrt und erhöht worden. Ebenso hat der illustrative Teil eine namhafte Erweiterung und Neugestaltung erfahren. Die Textbilder, Karten und Illustrationstafeln zeichnen sich durch strenge Sachlichkeit, instruktive Klarheit und technische Vollendung aus und sind von hervorragendem wissenschaftlichen und künstlerischen Wert. Schrift, Druck und Papier befriedigen selbst die verwöhntesten Anforderungen.

Geschichte der Deutschen Litteratur.

Von Professor Dr. Friedr. Vogt und Professor Dr. Max Koch.

Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Im Herbst 1896 ist erschienen: **Geschichte der Englischen Litteratur** von Professor Dr. Richard Wülker. Es schließen sich an im Herbst 1898: **Geschichte der Französischen Litteratur** von Professor Dr. Hermann Suchier und Professor Dr. Adolf Birch-Hirschfeld — **Geschichte der Italienischen Litteratur** von Dr. Berthold Wiese und Professor Erasmo Pércopo. Die Litteraturen der slawischen und orientalischen Völker sollen später ebenfalls behandelt werden.

Mit unsrer Sammlung von illustrierten Darstellungen der Litteratur aller wichtigen Kulturvölker wird dem Publikum etwas geboten, was bisher sowohl auf dem deutschen als auf dem ausländischen Büchermarkt vergeblich gesucht wurde. Zwar ist der Wert der Illustration auch für die Litteraturgeschichte längst erkannt worden, und verschiedene Werke erfreuen sich in dieser Hinsicht beifälliger Aufnahme. Aber es sind dies zum größten Teil bloße Bilderbücher, die teils ohne jeden Text auftreten, teils mit durchaus unzulänglichen Darstellungen der Litteratur verbunden sind. Unser Ziel war, diese Mängel zu überwinden und Werke zu bieten, die sowohl im Text als in der Illustrierung den höchsten Anforderungen entsprechen.

Das Weltgebäude.

Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. Wilhelm Meyer.

Mit 325 Abbildungen im Text, 9 Karten und 29 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 10 Mark.

Nach einer Betrachtung über den Inhalt der Himmelskunde und einer Erörterung der astronomischen Hilfsmittel wird die Beschaffenheit der Himmelskörper erläutert, indem erst das Planetensystem und dann die Welt der Fixsterne eine Schilderung erfährt. Dann folgt die Erkenntnis von den scheinbaren und wirklichen Bewegungen der Gestirne und schließlich eine Entwickelungsgeschichte der Weltkörper.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender auf das Jahr 1898.

Auf 365 Tagesblättern über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, historische Bildnisse, Autographen, nebst beschreibendem Text, etc. Als Abreißkalender eingerichtet 1 Mk. 50 Pf.

Der illustrierte Weihnachtskatalog des Bibliographischen Instituts in Leipzig wird auf Verlangen gratis und franko zugesandt.

F. SOENNECKEN ✻ BONN

Berlin W Friedrichstr. 78 | Schreibwarenfabrik | Leipzig Sternwartenstr. 46

Soennecken's Schreibfedern

1 Gros Nr 12 M 2.50, 1 Ausw. 15 Fed. 30 Pf

Soennecken's Schleifstein
Untersatz (10,5×6 cm) aus Eisenguß
Nr 720: M 1.25

Soennecken's Schreibblöcke
Nr 204 16×20 cm M 3.50

Soennecken's Eilfedern

1 Gros M 3.—, 1 Ausw. mit Halt. 50 Pf

Soennecken's Goldfedern

mit Diamant- (Irid.-) Spitze
Hoher Feingehalt
Nr 3: M 6.— • Nr 4: M 7.50
Nr 5: M 9.— • Nr 7: M 11.—

Oberplatte nickel- | plattierter Stahl

Soennecken's Tintenlöscher
Nr 87 7 cm M 1.25 • Nr 88 6 cm M 1.—

Soennecken's Schnellschreibfedern

1 Gros M 3.— • 1 Ausw. (12 Fed.) 30 Pf

Adler Alu-miniumg | 13½ X 5½ cm

Soennecken's Briefbeschwerer
Nr 14 Platte aus Stahl M 3.50

Soennecken's Umlegkalender
Nr 263 17×12 cm M 2.25

Nr 844 M 12.— | Taschenbuchform M 2.—

Soennecken's Goldfüllfedern mit Diamant- (Irid.) Spitze. Hoher Feingehalt

Soennecken's Schreibpulte

Nr 75 43×33 cm M 6.—
Nr 79 30×32 cm, für Damen M 6.—

Beste Einrichtung zum ordnen und aufbewahren v. Briefen u. Rechnungen
Nr 1: M 1.35. Locher Nr 2: M 1.50

Regel: nickelplattiert

Soennecken's Bücherständer
Nr 344 A 45 cm M 7.50
Nr 344 30 cm M 5.—

Soennecken's Handordner
für unerledigte Briefe, zugleich Schreibmappe
Nr 425 28½×34½ cm M 2.50
Nr 426 28½×34½ cm M 3.—

D. R.-Patent 10 / 10 cm | Untersatz Eiche oder Nußb.

Soennecken's Tintenfässer
Nr 293 M Bechlige Messing M 3.75

Soennecken's Schriftenmappen
D. R.-Patent
Nr 754 35×25 cm M 5.—
Nr 758 40×25 cm M 6.—

Soennecken's Schreibmappe
Nr 431 22×31 cm M 2.50
Nr 433 29×41 cm M 4.—

Beste Presse für den Privatgebrauch

Aus Stahl und Schmiedeeisen

Soennecken's Kopierpresse in Buchform
Nr 3 ohne Schloß m. Buch (500 Blatt) M 13.—

Soennecken's Briefklemmer
Nr 100 28×31 cm M 1.75
Nr 120 38×36 cm M 2.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, wird direkt geliefert und in Deutschland von M 3.— an frei.

Vertretung f. Oest.-Ung.: Nestler & Roesler, Wien I, Nibelungengasse 10. Goldenprise h. besond. Liste

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiß in Stuttgart. — Druck der Textseiten Verlags-Anstalt in Stuttgart, Rotebühr. 123.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

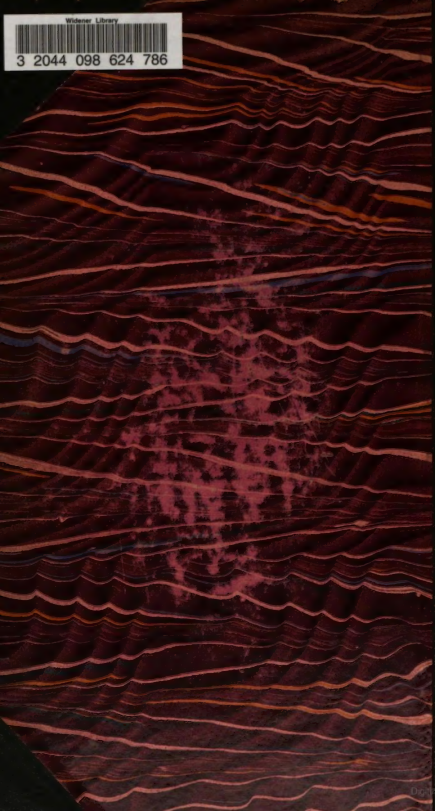
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAY 15 1918

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 624 786



Digitized by Google